Die Weltbühne

Der Schaubühne XXV. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

25. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 9

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152

Register der ‚Weltbühne'

XXV. Jahrgang (1929) 1. Band

Autorenregister

Sachregister

Rede vor roten Studenten von Kurt Hiller

Genossen! Nach zehn Jahren unterscheidet sich die deutsche Republik von dem Staatszustand, der vor ihr herrschte, erstens dadurch, daß Monarchen fehlen; zweitens dadurch, daß Verwaltung, Rechtsprechung und Gesetzgebung ungleich volksfeindlicher, ungleich rückständiger sind als zuvor. Der nationale Idiotismus an den Universitäten ist gewachsen; die politische Justiz wurde so klassenzynisch und parteiisch, wie man das nie erlebt hatte; das Klerikalgespenst muckert und meckert in Wissenschaften, Künste, öffentliche Erziehung anmaßlicher hinein denn je; sozialisiert wurde nichts, dafür die Eisenbahn entsozialisiert; und der Strafgesetzentwurf, den unter Herrn Marx Herr Hergt eingebracht und unter Herrn Müller Herr Koch-Weser übernommen hat (Marx und Müller, Hergt und Koch — Jacke wie Hose!) bleibt weit zurück hinter den Erkenntnissen, die der aufgeklärten Aristokratie des 18. Jahrhunderts geläufig waren; das elende geltende Strafrecht von 1870 ist, verglichen mit dem Bumke-Entwurf, fast liebenswert. Bedeutet Republik nicht nur eine staatsrechtliche Form, sondern auch einen sozialkulturellen Inhalt, dann muß gesagt werden, daß wir ein Jahrzehnt nach Sturz der Monarchie noch erheblich unrepublikanischer leben, als wir unter der Monarchie gelebt haben.

Das liegt gewiß nicht an Einer Ursache. Aber die Ursache, an der es zweifellos vornehmlich liegt, ist das Fehlen einer starken, bei aller Gliederung in sich geschlossenen, nach außen einheitlich wirksamen Linken. Die Tragödie Deutschlands ist: die Gespaltenheit der Arbeiterbewegung. Da in der gegenwärtigen Geschichtsperiode die kulturell-revolutionären Ideen mit den ökonomisch-revolutionären eng vergesellschaftet sind, so beruht nicht nur die ökonomisch-soziale Reaktion von heute, sondern auch die kulturelle auf der Spaltung im Proletariat.

Man spricht etwas Leeres und Nichtiges aus, wenn man auf die „historische Notwendigkeit" dieser Spaltung hinweist. Betrachten wir irgendeine historische Tatsache, so ergibt sich immer ihre Notwendigkeit. Da wir, soweit wir betrachten, nicht anders als ursächlich denken können, so erscheint uns mit logischer Notwendigkeit jeder geschichtliche Zustand als unausbleibliche Wirkung gewisser Ursachen, die sich nicht aus der einmal abgerollten Entwicklung fortknipsen lassen. Aber neue Ursachen können gesetzt werden; und setzt man sie, so werden neue Wirkungen die Folge sein. Wir müssen endlich einmal grundsätzlich aufhören, Geschichte zu betrachten; wir müssen endlich einmal grundsätzlich beginnen, Geschichte zu machen.

Blieben wir zum Beispiel heute abend in der Rückschau auf das Jahrzehnt, vielmehr Jahrzwölft proletarischer Spaltung stecken, so würden wir uns dadurch für den Versuch schöpferischer, geschichtegestalterischer Tätigkeit nur selber handicapen; wir würden alte Wunden aufreißen, in unverheilte Pfeffer streuen, hundertfältig berechtigte Polemiken zum hundertsten Male wiederholen und das Rad der Geschichte nicht weiterdrehn.

Worauf es ankommt, ist: immer wieder zu überlegen, welche Mittel tauglich sind, das klassenbewußte, zielklare, zum Sturz dieser verbrecherischen Ordnung entschlossene Proletariat der Fabrikarbeiter, Landarbeiter, Angestellten, kleinen Beamten, kleinen Gewerbetreibenden, Handwerker und Intellektuellen zu einer Phalanx zu einen.

Klar scheint mir, daß von der Sozialdemokratie aus und von der Kommunistischen Partei aus die Einigung nicht vollzogen werden wird. So ehrlich einzelne Führer dieser Parteien sie wahrscheinlich wollen, so hoffnungslos sind die Parteien als solche in einander verbissen. Eine grauenvolle Inflation des Hasses und Mißtrauens herrscht. Jedesmal, wenn eine von beiden Parteien „Einigung des Proletariats!" auf ihr Panier schreibt, erklärt die andre, daß dies eine Schwindelparole sei, um ihr selber Mitglieder abzutreiben, und wird von der ersten dann als Saboteurin der Einigung „entlarvt". Ich will hier nicht untersuchen, mit welchem Grad von Berechtigung. Sicher ist, daß Sozialdemokraten überheblich handeln, die dem Kommunismus zumuten, um der proletarischen Einheit willen sich einfach aufzugeben und in die Sozialdemokratie einzuschmelzen; und ebenso sicher, daß Kommunisten einer naiven Illusion nachhängen, die von den Fehlern der rechtssozialistischen Führer den Übertritt derart breiter sozialdemokratischer Massen ins kommunistische Lager erwarten, daß die Sozialdemokratie zu einer politisch bedeutungslosen kleinbürgerlichen Fraktion wird. Beides, jener Hochmut und diese Illusion, bringen die proletarische Bewegung nicht weiter. Beide Parteien sollten einsehen, daß der Zusammenschluß weder nach sozialdemokratischem noch nach kommunistischem Ritus erfolgen kann. Aber erfolgen muß er. Sonst siegt für ein Jahrhundert der Faschismus. Als die Kommunistische Partei vor drei Jahren begann, ihre Ultralinken an die Luft zu setzen, durfte man für die rote Einigung leichte Hoffnungen hegen; aber in der Sozialdemokratischen Partei sind, wie die Panzerkreuzeraffäre gezeigt hat, die Ultrarechten nach wie vor am Steuerrad. Und aus der K.P. fliegen heut die auf Einigung der Klasse hinarbeitenden Rechten, nicht obwohl, sondern weil sie „Versöhnte" sind.

Von der Partei-Apparatur, von der Parteipresse, von der Parteibürokratie wird das Werk der Einigung nicht geleistet werden. Und auch der Satz: über die Köpfe der Bonzen hinweg müssen die Massen der Werktätigen selber die Einigung herbeiführen, besagt nicht viel mehr als einen frommen Wunsch. Die Massen folgen den Führern; eine automatische oppositionelle Aktivität des Kollektivums gegen die Führer gibt es nicht. Nur wenn eine neue Generation oder Garnitur von Führern sich gegen die alte auflehnt, besteht einige Aussicht, daß die Massen sich mitreißen lassen. Es sieht leider nicht so aus, als wären Bewegungen nach dieser Richtung im Gange.

So bleibt, wofern man nicht tatlos zusehen will, wie der unfruchtbare Bruderkampf, die anwidernde tragische Wurstelei zum Dauernutzen des lachenden Dritten, des kapitalistischen Militarismus und Klerikalismus, der ausbeutenden und knechtenden konservativen Mächte sich verewigt, nur übrig, von

einem geistigen Kraftpunkt jenseits der beiden Parteien aus das Werk der Einigung in Angriff zu nehmen.

Orte in der revolutionären Bewegung, die solche Kraftpunkte werden könnten, sind vorhanden. Ich meine damit nicht die achtbare, aber trübe und müde, zum Leben und zum Sterben unfähige, immer noch leise weiterknarrende USPD, die den kleinen Träger eines großen Namens zum Führer hat; ich sehe vielmehr Orte der angedeuteten Art erstens in gewissen von Kommunisten gegründeten und geleiteten, aber geflissentlich von Parteidogmatik freigehaltenen, regen, frischen und fruchtbaren Organisationen, wie es die „Rote Hilfe", die „Internationale Arbeiter-Hilfe", die „Liga gegen Imperialismus", der Gewerkschafterkreis der „Einheit" sind; ich sehe sie zweitens in gewissen kleinen, jungen, aktiven Kampfgemeinschaften, als deren Beispiele ich den von Nelson geschaffenen Internationalen Sozialistischen Kampfbund, den Bund freier sozialistischer Jugend, die Gruppe Revolutionärer Pazifisten und die Roten Studentengruppen nenne. Und natürlich den Sozialistischen Bund des ewig-jungen Ledebour. Ich würde von einem kartellartigen, formal-organisatorischen Zusammenschluß dieser Gruppen sehr wenig halten; wir haben gerade genug Organisationshuberei; aber da die individuellen Kräfte, die in diesen Gruppen arbeiten, bereits heute in vielfältiger produktiver Fühlung miteinander stehen, so könnte ein Bewußtwerden der Gemeinsamkeit und des über alle arbeitsteiligen Einzelheiten hinweg sie verbindenden Ziels von größtem Nutzen sein.

Freilich läßt sich das, was einer meiner Nachredner gern „Totalität" nennt, nicht auf Flaschen ziehen und ausschenken; es ist keine Substanz, sondern eine Eigenschaft; sie kann immer nur bewährt werden an ganz speziellen, klaren und konkreten Aufgaben. Die nächste große politische Aufgabe ist: die Verhinderung des in dutzendfacher Hinsicht infamen Strafgesetzes, das geplant ist. Nichts erschwert diese Aufgabe so sehr wie der Haß, die Eifersucht, das Mißtrauen, der Giftkrieg zwischen den beiden großen Parteien der Arbeiterbewegung. Wir können diesen Krieg nicht von heute auf morgen beenden. Aber die Gruppen, die ich nannte, können durch gemeinsame Arbeit an dieser so begrenzten wie bedeutenden Materie einen Abwehrblock schaffen, an den sich von rechts und von links her ankristallisiert, was sonst nicht zueinanderfindet.

Nicht durch theoretische Diskussionen über Demokratie und Diktatur, über Evolution und Revolution, über Kautsky und Bucharin, Austromarxismus und Leninismus, über diese und jene materialistische These oder Hypothese kann die rote Einheit verwirklicht werden, sondern nur — so unumgänglich und wertvoll jene Diskussionen auch sind — durch gemeinsame Praxis, durch gemeinsamen Kampf für ein positives und naheliegendes, klar umrissenes, greifbares politisches Ziel. Wiederholen sich solche gemeinsamen Kämpfe und bringen sie sogar dann und wann gewissen Erfolg, dann ist der Keim gelegt zu einer Dauergemeinsamkeit.

Diese ist schon deshalb nicht a priori unmöglich, weil Probleme wie Demokratie und Diktatur, Evolution und Revo-

lution, Koalition und Klassenkampf, Gewaltlosigkeit und Gewalt ... in der Sozialdemokratie selbst strittig sind. Man vergesse auch nicht, daß zahllose vom Sozialismus überzeugte und zum Sozialismus entschlossene Proletarier keiner der beiden Parteien angehören. Unter den 12,4 Millionen sozialdemokratischer und kommunistischer Reichstagswähler am 20. Mai dieses Jahres waren 11,4 Millionen parteipolitisch unorganisiert. Ich bitte Sie, zu bedenken, was für eine Anziehungskraft auf diese Massen ein von dem Bruderzwist absehender, den Parteistunk ignorierender, im Sinne des revolutionären Sozialismus sachlich-konkret arbeitender Kreis intelligenter Proleten und proletarischer Intellektueller ausüben würde; welch ein Reservoir diese Massen der Heimatlosen für solchen Kreis bilden würden.

Arbeitet er, wirkt, bewirkt er, dann kann ihm gelingen, was den Parteien bisher nicht gelang und nach menschlicher Voraussicht auch nicht gelingen wird: die Gesamtballung der roten Kräfte. Diese würde zur Folge haben, daß, nach soziologischen Gravitationsgesetzen, auch die proletarischen Scharen, die heute noch dem Zentrum und den Nationalisten nachlaufen, sich endlich dort einfänden, wohin sie ihrer Klassenlage nach und um der Menschheitszukunft willen gehören.

Eine zahlenmäßig schwache revolutionäre Avantgarde kann, wie das russische Beispiel zeigt, während einer sozialen Katastrophe die Macht erobern und halten. Der täuscht sich, der glaubt, daß auch ohne ein Ereignis von der Art des Weltkriegs eine kleine Vorhut „das Ding schmeißen" könne. Nicht der Stimmzettel tuts freilich, nicht die Majorität, nicht die zahlenmäßige Überlegenheit ist erforderlich noch entscheidend; aber die große Ballung der revolutionären Kräfte, die Formung des roten Blocks, die Einheit des proletarischen Vorstoßes tut einmal not, soll dem Kapital die Macht entrungen werden. Sie wird sich nicht freiwillig ausliefern; es wird Kämpfe geben, blutige; Opfer werden fallen. Aber sie werden allemal, wie während des letzten deutschen Jahrzehnts, umsonst fallen, wenn das Proletariat nicht geeinigt ist.

Genossen! Heute morgen las ich in der Zeitung, daß im Reichskanzlerpalais, gerade in dem Saale, wo die Kabinettssitzungen stattfinden, an der Zentralheizung ein Schild angebracht ist: „Hier darf der Hebel nur langsam nach rechts gedreht werden." Wir wollen durch planmäßige Arbeit an der Einigung der sozialistischen Bewegung den Augenblick heraufführen helfen, in dem es endlich, endlich möglich wird, den Hebel rasch, sehr rasch nach links zu drehn.

Oesterreicher und Bretonen von Georg Ledebour

Herr Hermann Müller, derzeitiger deutscher Reichskanzler, hat am 12. Dezember vor Pressevertretern eine Rede gehalten, in der er glaubte, den Wunsch aller Deutschen auf Räumung der Rheinlande und auf den Anschluß Oesterreichs an Deutschland zum Ausdruck bringen zu können. So weit ist nichts dagegen einzuwenden. Er vergriff sich aber schon, in-

dem er beide Forderungen nur unter dem Gesichtspunkt von Rechtsfragen behandelte. Denn in Wirklichkeit haben wir es da mit reinen Machtfragen zu tun. Die großen wie die kleinen Ententestaaten bekämpfen die Angliederung Österreichs als einen Machtzuwachs des Deutschen Reichs. Mit der sinnwidrigen Auslegung des Friedensvertrags suchen die Vertreter der beiden maßgebenden Westmächte ferner zu bemänteln, daß ihnen nur daran gelegen ist, für die Zurückziehung der Besatzungen möglichst große Kompensationen zu erschachern. Auch über den Preis hierfür besteht kein Zweifel mehr. Die Reichsregierung soll sich in die Antisowjetfront einreihen lassen. Erfreulich wäre es gewesen, wenn Herr Müller diese ihm wohlbekannte, friedensgefährdende Zumutung mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen hätte. Würde er doch damit dem Weltfrieden ebenso wie dem deutschen Volke einen großen Dienst erwiesen haben.

Doch Herr Müller hat den fadenscheinigen Argumenten, mit denen der französische Außenminister Briand die Ablehnung des Anschlusses Oesterreichs an Deutschland begründet hat, noch ein sonderbares Gegenargument entgegengestellt, das hier beleuchtet werden soll. Denn wenn der erste Vertreter der Reichsregierung öffentlich gegen Staatsmänner des Auslandes polemisiert, dann müssen wir verlangen, daß seine Beweisführung die erforderliche Sachkenntnis bekundet. Diese Sachkenntnis mangelt aber den Müllerschen Deduktionen in hohem Maße.

Nach dem Bericht des ‚Vorwärts' hat nämlich Herr Müller in jener Bankettrede im Verfolg seiner Anschlußbefürwortung gesagt:

„Es gibt kein oesterreichisches Volk. Es gibt nur deutsche Stämme in Oesterreich. Wie die Bretonen Franzosen sind, so sind die Oesterreicher Deutsche."

Diesen letztern Vergleich hat Herr Müller offenbar beigebracht in dem Glauben, durch ein schlagendes Beispiel aus der französischen Staatsgemeinschaft den französischen Außenminister matt setzen zu können. Mit der Gleichstellung der Deutsch-Oesterreicher mit den Bretonen hat er indes völlig daneben gehauen.

Die deutsch sprechenden Einwohner Oesterreichs gehören der deutschen Sprachgemeinschaft an wie die ihnen nächstverwandten Bayern, Schwaben, Franken usw. Auch staatlich waren sie den übrigen Deutschen verbunden bis 1806 im alten Deutschen Reiche und später von 1815 bis 1866 im Deutschen Bunde. Ihr Verlangen, nunmehr, nach Loslösung aus der widernatürlichen Staatsgemeinschaft der Habsburgischen Monarchie, dem neubegründeten deutschen republikanischen Staatswesen eingegliedert zu werden, ist begreiflich und vollberechtigt.

Im Gegensatz dazu ist das Eigenartige bei den Bretonen, daß sie zwar der französischen Staatsgemeinschaft angehören und auch keine staatliche Selbständigkeit erstreben, aber nicht Französisch sprechen. Ihre Sprache, das Bretonische, ist ein Zweig der keltischen Sprachfamilie. Von den Schwestersprachen des Bretonischen wird jetzt noch das Irische in West-

Irland, das Gaelische in Hochschottland, das Walisische in Wales gesprochen. Die Bretonen sind Nachkommen der britischen Kelten, die nach der Eroberung des südlichen Großbritanniens durch die Angelsachsen nach der gallischen Halbinsel Armorica hinüberflüchteten. Armorica wurde seitdem im Gegensatz zu Großbritannien „Britannia Minor" genannt. Während die keltische Sprache im eigentlichen Gallien unter dem Einfluß der römischen Provinzverwaltung sehr bald latinisiert wurde, hielten die in Armorica eingewanderten Briten zäh an ihrer keltischen Sprache fest. Nach der Eroberung Galliens durch die germanischen Franken, die gleichfalls die dort eingebürgerte lateinische Tochtersprache, das heutige Französisch, annahmen, wurde auch Kleinbritannien der französischen Monarchie unterworfen. Es wurde daraus die Provinz Bretagne, deren westlicher Hauptteil noch heute Bretonisch spricht. Aber, was für diese Darlegung wichtig ist, die Bretonen haben sich auch ihr eignes bretonisches Volksbewußtsein gegenüber den Franzosen durchaus bewahrt.

Auf einen höchst interessanten Beweis dafür bin ich, allerdings schon vor längerer Zeit, in einem Werke Chateaubriands gestoßen. Der Verfasser erzählt da nämlich von einer Unterredung in einem bretonischen Dorfe mit einer Bäuerin. Als er sie nach ihrem Sohn fragt, antwortet sie: „Il est en esclavage chez les Gaulois!" („Er ist in Sklaverei bei den Galliern!")

Chateaubriand selbst erläutert diese auffällige Redewendung dahin, die Bretonin habe damit sagen wollen, ihr Sohn sei zum Militär ausgehoben und müsse als Soldat in einer Stadt des eigentlichen Frankreich (ich glaube, es war Angers) dienen.

Was erhellt daraus für unsre Erörterung?

Zunächst ist die Auskunft der Bäuerin ein interessantes Beispiel dafür, wie in der Landbevölkerung archaistische Redewendungen gleich veralteten Kleidermoden in Gebrauch bleiben, obgleich die Lebensverhältnisse, aus denen sie erwuchsen, längst entschwunden sind. Denn es ist jetzt über tausend Jahre her, daß die aus Großbritannien geflüchteten Kelten in Armorica mit den jenseits ihrer neuen Grenzen ansässigen Galliern in ständige Stammesfehden gerieten. Da wurden auf beiden Seiten die erbeuteten Kriegsgefangenen, wie das zu jener Zeit allgemeiner Brauch war, daheim zu Sklaven gemacht. So manche bretonische Mutter hatte damals einen Sohn zu beweinen, der bei den Galliern in Sklaverei gehalten wurde.

Daß diese vor mehr als tausend Jahren entstandene Redewendung aber in unsrer Zeit noch von einer bretonischen Mutter auf ihren Sohn angewandt wird, der als Soldat im französischen Sprachgebiet dienen muß, zeigt zweierlei: Erstens, daß bei den bretonischen Bauern ein gesunder Widerwille gegen den militärischen Zwangsdienst vorherrschend war. Von patriotischer Begeisterung für den französischen Militarismus war jene bretonische Mutter jedenfalls noch nicht durchseucht. Dann aber läßt jener Ausspruch auch noch darauf schließen, daß die Bretonen zu der Zeit, als Chateaubriand seine sonder-

bare Erfahrung machte, die Einordnung der Bretagne in das gallische Staatswesen als die Aufbürdung einer Fremdherrschaft empfanden. Es muß das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein. Ob auch die heutigen Bretonen noch dem gallo-fränkischen Staatswesen in annähernd gleicher Stärke eine Abneigung entgegenbringen, kann ich nicht sagen. Für unsre Betrachtung ist das auch nicht das Entscheidende.

So viel geht jedenfalls aus vorstehenden Darlegungen hervor: Es ist völlig absurd, die deutsch-sprechenden Oesterreicher in ihrem Verhältnis zu Deutschland in Parallele zu stellen mit den Bretonen, den „Brétons brétonnants", in ihrem Verhältnis zu Frankreich.

Nun nehme ich es dem Reichskanzler Hermann Müller nicht weiter übel, daß er sich nicht mit ethnographischen Studien befaßt hat. Warnen möchte ich ihn aber davor, die sprichwörtliche Redensart: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand", ernst zu nehmen. Er könnte sich sonst abermals verleiten lassen, wie in diesem Falle, blind drauflos blühenden Unsinn zu schwatzen, immer in dem Glauben, daß er in die aufhorchenden Ohren der Pressevertreter tiefgründige staatsmännische Weisheiten träufelt. Er blamiert sich nämlich nicht bloß persönlich damit — das ließe sich ertragen — er schädigt durch solches von keiner Sachkenntnis beschwertes Gerede auch die Sache, der er zu dienen beabsichtigt. Die französischen Staatsmänner werden sich weidlich lustig gemacht haben über Müllers Brétonnerie. Es wird ihnen leichter werden, Ansprüche, die mit solchen Argumenten verteidigt wurden, von der Hand zu weisen.

Im übrigen will ich, was die Anschlußfrage anbetrifft, hier nur kurz als meine Meinung aussprechen: Der Anschluß Oesterreichs an Deutschland wird, wie alle andern Verwirklichungen des im Friedensvertrag feierlich proklamierten „Selbstbestimmungsrechts der Völker", nie in Kraft treten, solange noch kapitalistische Staatswesen in Europa vorherrschen, sondern erst dann, wenn die von nationalistischen Engherzigkeiten und imperialistischen Ausbeutungsgelüsten freie Arbeiterschaft diese Staaten zu sozialistischen Gemeinwesen umgeschaffen hat.

Minoritäten von Carl v. Ossietzky

Ein desperater Elsässer hat dem Generalstaatsanwalt Fachot, den die Anhänger der Autonomie für eine Art juristischen Holofernes halten, ein paar Kugeln in den Leib geschossen. Solche Gewaltakte pflegen das Schicksal einer bedrängten Minderheit nicht freundlicher zu machen. Wir wünschen aufrichtig, die französische Regierung möge bessere Nerven zeigen als die erregten Provinzler, die aus einem tief innewohnenden, ziemlich irrationalen Obstruktionsdrange so lange demonstriert haben, bis endlich ein Revolver losging. Die französische Administration hat in dem wiedergewonnenen Lande grobe Fehler begangen und die Einwohner enttäuscht. Doch diese selbst

sind daran nicht ganz unschuldig, denn ihr zäher Widerstand gegen das kaiserliche Deutschland und ihr Überschwang vor zehn Jahren mußten allerdings in Paris die Illusion erwecken, es wären dem Lande ein paar Hunderttausend exemplarischer Franzosen hinzugewonnen worden. Was wäre, wenn das Elsaß etwa wieder an Deutschland zurückfiele? Wäre dann wirklich alles in Ordnung? Wir halten jede Wette, daß dann die Bewegung mit andern Vorzeichen — und wahrscheinlich auch den gleichen Führern — weiterginge.

Der Mann, der den strengen Prokurator Fachot niedergeschossen hat, heißt Benoit. Ein guter französischer Name. Käme sein Träger heute als politischer Flüchtling nach Deutschland, die Behörden würden diesen Namen beschnuppern und nicht wohlriechend finden, und der Mann würde hin und her gestoßen werden, seine Gesinnung würde die Hochmögenden nicht hindern, ihn als Französling zu behandeln.

Herr Stresemann hat neulich in Genf recht großartig angekündigt, daß er demnächst die ganze Minoritätenfrage aufs Tapet bringen wolle. Auch diese Suppe wird wohl schließlich lauwarm gegessen werden. Man kann nicht, wie Herr Stresemann, eine sittliche Forderung einfach aus dem Grunde aufnehmen, weil man sich gegiftet hat. Das Ethos der Verärgerung hat überall seinen Kredit verloren. Deutschland und das ihm in dieser Frage verbündete Ungarn sind nicht die geeigneten Apostel, schon darum nicht, weil sie selbst die Muster aufgestellt haben, nach denen die Mächte arbeiten, die ihre Erben geworden sind.

Es heißt indessen der staatsmännischen Phantasie der Siegermächte kein schönes Zeugnis ausstellen, daß ihnen für die Behandlung ihrer neuerworbenen Bürger nichts besseres eingefallen ist als die Kopie jener Methoden, die Deutschland und das Habsburgerreich in der ganzen Welt verrufen gemacht haben. So empfinden die Befreiten fast überall neue Ketten, und wenn man ihre Klagen hört, glaubt man, daß diese viel drückender sind als die alten. Das ist wahrscheinlich nicht der Fall, aber schon die Imitation vergangener Unzulänglichkeiten ist betrübend genug. Die Sukzession hätte sich nicht auf Polizeidummheiten erstrecken dürfen.

Bei uns und in Ungarn wird jetzt am lebhaftesten über die Bedrückung der verlorenen Landeskinder gejammert. Ungarns Legitimation muß kurz und grob zurückgewiesen werden. Glücklich jeder Magyar, den der Zufall eines Friedensvertrages einem andern Staat zugesprochen hat. Er ist wenigstens vor Horthys Galgen sicher. Die budapester Clique ist denn auch klug genug, für den internationalen Komplimenteaustausch den steinalten Apponyi herumzuschicken, der viel vertrauenerweckender aussieht als Heijas oder Pronay, die für den vaterländischen Innendienst reserviert bleiben, aber Ungarns Regierende viel naturalistischer repräsentieren würden als der moralinströmende Ehrengreis, der Kahl des Völkerbundes. Doch auch in Deutschland wird über die Leiden der verlorenen Volksgenossen am meisten von denen geweint, die Horthys und Mussolinis innenpolitische Methoden bewundern und nach-

ahmen möchten. Aber was tut unsre Außenpolitik, um den großen moralpolitischen Vorstoß ihres Herrn und Meisters würdig vorzubereiten? Sie behält gegen Polen die schärfste Tonart bei, obgleich sie damit nicht das Los der Deutschen in Ost-Oberschlesien mildert. Sie begeht die gleiche Sünde an den Elsässern; denn nur die äußerste Indifferenz Deutschlands an den Ereignissen um die Vogesen ist geeignet, die französische Nervosität zu beschwichtigen. Sie brüskiert als Advokatin baltischer Großgrundbesitzer das kleine Estland, das für seine Nationalitätenfragen die ideale Lösung gefunden hat. Sie hat einen spitzen Ton gegen die Tschecho-Slowakei, die ganz gewiß den endgültigen Akkord mit ihren nationalen Minderheiten noch nicht gefunden hat, die aber schließlich schon deutsche Kabinettsminister hat, was wahrhaftig kein Zeichen eines Kampfes bis aufs Messer ist, ein Eindruck, den die Berichte vieler unsrer Blätter aus Prag erwecken. Wie will also Herr Stresemann die Minoritätenfrage aufrollen? Wer wird sein Verbündeter sein, wenn die Staaten beleidigt beiseite stehen, die sich ein moralisches Recht zum Mitreden erworben haben?

Die Leiden vieler nationaler Minoritäten sind unverkennbar, aber die Diplomaten werden nicht viel bessern. Denn für die Diplomatie bedeuten sie immer nur Kompensationsobjekte für irgend etwas. Wenn es zum Beispiel Mussolini heute oder morgen gefiele, sich energisch für eine deutsche Aufrüstung einzusetzen, wäre in der deutschen Presse zum letzten Mal von Südtirol die Rede gewesen. Menschliches Unglück ist immer wieder grade zum Protestieren gut genug gewesen. Die Berufspolitiker sind von jeher Händler gewesen: in ihren Parteiversammlungen berichten sie triumphierend, wie gut sich die Entrüstung bezahlt gemacht hat — wo nichts zu holen ist, bleibt die Empörung privat. Nicht von der Außenpolitik kann hier das rettende Wort kommen, sondern nur von der innenpolitischen Vernunft. Solange die Staaten ihren Bürgern ein Gesinnungsklischee aufzwingen, so lange werden sie auch schlaflos liegen, wenn nicht alle dieselbe Sprache reden. Darum geht der Kampf; er geht gegen die wahnwitzige Überschätzung der Staatsideologien, die in Moskau ebenso nistet wie in Washington, Rom oder Berlin, nicht für die kleine Borniertheit nationaler Minoritäten, die sich heftig überschätzen, wenn sie ihre bescheidenen Telltragödien aufführen. In Genf hielt der polnische Außenminister Herrn Stresemann vor, daß die deutsch-polnischen Industriellen mit Zwangsmaßnahmen gegen ihre Arbeiter vorgingen, wenn sie ihre Kinder nicht in deutsche Schulen schickten. Es gibt eben auch innerhalb der nationalen Minoritäten sozial Schwache, die doppelt schlimm dran sind, und die von ihren besitzenden Mitunterdrückten noch besonders unterdrückt werden, wenn sie dem gemeinsamen Feind nicht heroisch genug begegnen. Den großen Unternehmern wird kein Staat den Schnabel verbieten. Ihre wirtschaftliche Macht aber wird erlauben, selbst den ärmern Volksgenossen die Muttersprache zu verwehren, falls sie die benutzen sollten, um auf eine bessere Verteilung der irdischen Güter zu dringen. Die nationale Frage ist noch immer viel. Sie ist nicht alles.

Coty von Simson Carasco

I.
Der falsche Marat

Herr Francesco Giuseppe Spoturno, François Coty genannt, ist, wie Napoleon Bonaparte, auf Korsika geboren. Beide kamen sehr jung nach Paris. Aber einen kleinen Unterschied gibt es doch zwischen den beiden Korsen: Bonaparte war arm, als er die Gunst seiner Mitbürger errang; Spoturno begann damit, Geld anzuhäufen, um so, als François Coty, ebenfalls die Gunst der Franzosen zu erringen. Bonaparte hatte Genie, Francesco Giuseppe Spoturno hat Geld.

Francesco Giuseppe Spoturno, François Coty genannt, ist der Fabrikant des weltberühmten Parfüms „l'Or de Coty", mit dem er in Europa und Amerika ein Vermögen von mehr als zwei Milliarden Franken verdient hat und noch weiter jährlich viele hunderte Millionen einnimmt. Er ist ein selfmademan und ist sehr stolz darauf. Er läßt es in seinen Zeitungen drucken und an den Mauern von Paris mit seinem Bild plakatieren. Als er jung war und Laufbursche bei irgend einer pariser Firma war er linksradikal. Aber je mehr Geld er verdiente, desto mehr drehte er sich nach rechts. Das Geld hat ihn zum Fascismus getrieben.

Das ist der Mann, der niemals eine Zeile geschrieben hat, und doch Direktor einer Zeitung werden konnte durch die alleinige Kraft von l'Or de Coty!

* * *

Im Februar 1928, das heißt zwei Monate vor den französischen Wahlen, erfuhr man, daß ein neues großes politisches Informationsblatt in Paris erscheinen sollte, und zwar unter der Leitung des berühmten Parfümfabrikanten François Coty. Dies löste in allen Kreisen große Heiterkeit aus, und die pariser Witzblätter taten sich an diesem Ereignis gütlich.

Nichtsdestoweniger sah Paris eines schönen Märzmorgens beim Erwachen alle Mauern mit großen leuchtenden Plakaten bedeckt, die das baldige Erscheinen des berühmten Blattes ankündigten und auch seinen Namen verrieten: ‚l'Ami du Peuple'.

‚L'Ami du Peuple!' Coty ließ mit diesem Titel eine der berühmtesten Zeitungen der französischen Revolution auferstehen, ja, das ultra-revolutionäre Blatt, das Blatt der äußersten Linken. Der echte ‚Ami du Peuple' erschien von 1789 bis 1792 unter der Leitung Marats. Der Parfümfabrikant und Erzreaktionär in einen Marat verwandelt! „C'est à se taper le derrière par terre, au milieu de la Place de la Concorde", wie das pariser Volk sagt, um seine Gefühle über etwas Groteskes auszudrücken.

Doch woher hatte François Coty diesen Zeitungstitel und die Idee, die Erinnerung an Marat auferstehen zu lassen? Die Sache ist höchst witzig und verdient, erwähnt zu werden. Sie wurde uns von einer Person erzählt, die Coty sehr nahe steht, was für die Echtheit der Geschichte bürgt.

Coty hatte zuerst beschlossen, sein Blatt, in welchem er den Fascismus zu predigen gedachte, ‚La Collaboration' (Die Zusammenarbeit) zu nennen. Dies war kein glücklich gewählter Zeitungstitel, doch drückte er die Pläne Cotys genau aus und betrog niemanden. Wohl verstanden: er meinte die Zusammenarbeit von Arbeitgeber und Arbeiter, von Arbeit und Kapital.

Während Coty daran war, seine neue Zeitung zu gründen, veranstaltete die pariser Bibliothèque Nationale eine Ausstellung der französischen Revolution. Herr Coty besuchte natürlich die Ausstellung; ein selfmademan sucht stets sich zu bilden. Er sah hier einige Exemplare des berühmten Blattes von Marat. Der Name ‚l'Ami du

Peuple' machte großen Eindruck auf ihn. War er selbst nicht auch ein Volksfreund?

Doch wer war eigentlich jener Volksfreund, jener Marat? Der selfmademan, so wird erzählt, wußte dies nicht. Und er ging hin und erkundigte sich darüber bei seinem Freund, dem Antisemiten Urbain Gohier, derselbe Gohier, der achtundvierzig Stunden vor der Ermordung von Jaurès in seiner Zeitung dessen Ermordung forderte.

Coty verwarf den ersten Zeitungstitel ‚La Collaboration' und entschied sich für ‚L'Ami du Peuple'. Der selfmademan war sehr stolz auf seinen Fund. Er konnte sich an einen Punkt der Geschichte anklammern, sozusagen die Tradition weiterführen und so die öffentliche Meinung noch besser täuschen. Er sah nicht das Groteske an der Geschichte: Marat hatte die Revolution gepredigt; er, Coty, wollte unter dem gleichen Titel den Fascismus predigen.

Das Plakat — eine schwielige Arbeiterhand und eine gepflegte Kapitalistenhand suchen sich in einem Händedruck zu vereinen — das überall das Erscheinen des ‚L'Ami du Peuple' ankündigte, verriet auch, daß die Zeitung nur 10 Centimes kosten werde, während alle andern pariser Tagesblätter 25 und 30 Centimes kosten.

Coty übertrug auf den Journalismus die gleiche Methode, welche in der internationalen Wirtschaft von den Industriellen angewendet wird, um einen Markt zu beherrschen: man verkauft die Ware unter dem Selbstkostenpreis. In der Geschäftswelt nennt man diesen Vorgang „dumping" und Coty hat ihn in der Parfümerie angewandt, um gefährliche Konkurrenten zu ruinieren. Und eines Tages dachte sich der Parfümeriefabrikant, daß man diese Methoden auch im Journalismus anwenden könnte.

Auf höchst einfältige Weise stellte er sich die Sache so vor: er werde das Blatt durch seine Billigkeit dem Publikum aufzwingen und so die andern Zeitungen, die 25 Centimes und mehr kosten, verdrängen. Dann werde er ruhig den Preis seiner Zeitung erhöhen können. Er würde den Zeitungsmarkt überschwemmen, die Leser an sich reißen, einige große Tagesblätter zugrunde richten und sich eine riesige Maschine zur Fabrikation der öffentlichen Meinung schaffen.

Zehn Centimes! Könnte man den Kostenpreis einer Zeitung durch eine neue Erfindung in der Papierfabrikation oder in der Art des Druckens herabsetzen, wäre dies natürlich sehr erfreulich. Aber wir sind alle überzeugt davon, daß Coty nichts dergleichen erfunden hat. Von den 10 Centimes gibt Coty 5 und 6 Centimes seinen Verkäufern ab und mit den 5 und 6 Centimes, die ihm per Blatt übrig bleiben, muß er seinen ganzen Zeitungsbetrieb bestreiten. Das heißt, Coty zahlt bei jeder Nummer seiner Zeitung darauf und je größer die Auflage, desto größer das Defizit. Kurz, indem Coty eine Zeitung, die ihn 25 Centimes kostet, um 10 Centimes vertreibt, kauft er sich ganz einfach seine Leser. Doch dem grenzenlosen Ehrgeiz Cotys steht ein ungeheures Vermögen zur Verfügung. Er kann es sich leisten, mit dem ‚Ami du Peuple' monatlich anderthalb Millionen zu verlieren, das heißt achtzehn Millionen jährlich.

Wie steht es also mit der Freiheit der Presse? Wenn sich jeder Millionär erlauben kann, eine Zeitung zu gründen, mit bewußtem Defizit arbeitet und so die unabhängigen Zeitungen ruiniert, ist es aus mit der Freiheit der Presse und der Unabhängigkeit der Journalisten. Was sich Coty erlaubt, können sich hundert andre Millionäre auch erlauben. Und solche Zeitungen sind keine Zeitungen mehr; nur gewöhnliche Kataloge, die eine Ware anpreisen.

Doch der Coty-Skandal ist noch größer, als man annimmt. Um das Defizit seines Blattes zu decken, betrügt der große Patriot François Coty, der sich, so wie einst Napoleon, „Retter Frankreichs" nennt, die Steuerbehörden seines angebeteten Vaterlandes. Unter Herriot, im Jahre 1925, versprach er feierlich und öffentlich, unter viel Lärm und

Reklame, der Regierung 100 Millionen zu schenken, als Beitrag zum Amortisationsfonds zur Rettung des Franken. Am 10. August 1926 gründete die Regierung Poincaré die Amortisationskassa. Von Coty jedoch sah man niemals einen einzigen Centime.

Das ist nur einer von seinen zahlreichen Bluffs. Viel ernster ist die Art und Weise, wie Coty, der als Milliardär natürlich große Steuern zu zahlen hätte, diese unangenehme Pflicht umgeht. Er hat sich zu diesem Zweck einen höchst genialen Trick ausgedacht.

Der Parfümfabrikant gründete eine amerikanische Gesellschaft, deren Hauptaktionär er ist und die den Gewinn einkassiert, die ihm der Export seiner Waren nach Amerika einbringt. Die französische Steuerbehörde hat natürlich nicht das Recht, von dem Reingewinn einer amerikanischen Gesellschaft Steuern einzuziehen. Außerdem gehören die Aktien der Gesellschaft „Coty Limited" nicht Herrn Coty persönlich; er hat sie wohlweislich einer schweizer Gesellschaft überwiesen, deren Hauptaktionär er ist. Die schweizer Gesellschaft hütet sich, ihm die Dividenden auszuzahlen, für die ein Aktionär wie Coty ungeheuer hohe Steuern in Frankreich zu zahlen hätte. Die schweizer Gesellschaft häuft den Profit an und investiert ihn nach und nach wieder, so daß das Kapital Cotys ins Ungeheure anwächst, ohne daß die französische Steuerbehörde etwas davon hat. Dieses System gestattet Coty, sich jährlich um hunderte von Millionen zu bereichern, ohne in Frankreich beträchtliche Steuern zu zahlen.

Coty wurde öffentlich der Steuerflucht angeklagt. Man forderte ihn auf, darüber Aufklärung zu geben, doch bis heute schweigt er darüber.

* * *

Kann eine Zeitung, die nur 10 Centimes kostet, in Paris Erfolg haben? Frühere Versuche, die schon fehlgeschlagen waren, ließen auch an diesem Erfolg zweifeln. Man hatte es schon einmal mit einer Zeitung zu 5 Centimes versucht; sie konnte sich nicht halten. Man versuchte es auch einmal mit einer Gratiszeitung, die sich bloß durch ihren Anzeigenteil bezahlt machen sollte; auch dieses Blatt ging rasch ein. Das pariser Volk — voller Widerspruchsgeist — sah sofort, wo Coty hinaus wollte. Es regnete von Witzen, Wortspielen und Anspielungen. Die Pariser fielen auf die 10 Centimes nicht hinein.

Es bedurfte der ungeheuren Dummheit der pariser Presse, um die Pariser mit einem Schlag umzustimmen. Über Nacht begann das Volk wohl nicht mit dem Milliardär Coty zu sympathisieren, aber mit einer von der ganzen übrigen Presse gelästerten und verfolgten Zeitung.

Es ist nicht das erste Mal, daß man ein derartiges Phänomen in Paris beobachten kann, wobei sich die eigenartige Psyche des pariser Volkes auf so überraschende Weise kundtut. Seit Jahrhunderten kennt man diesen Charakterzug der Pariser, seit der Fronde und Mazarin besonders, und es wimmelt in der französischen Geschichte von Beispielen dafür. Wird das pariser Volk aufgefordert, für oder gegen eine Sache Partei zu ergreifen, wird es sich immer auf die Seite des Verfolgten stellen.

Als die Direktoren der großen pariser Tageszeitungen erfuhren, daß Coty sein Blatt mit 10 Centimes verkaufen wird, versammelten sie sich alle die Zeitungsriesen, ‚Le Petit Parisen', Le Journal', Le Matin', ‚L'Echo de Paris', L'Intransigeant' etcetera, und hielten Rat. Es wurde beschlossen, eine Delegation zu Coty zu entsenden, und ihn zu bitten, seinen Preis auf 25 Centimes festzusetzen. Die großen Herren hatten aber nicht mit der Arroganz Cotys gerechnet: der Parfümfabrikant empfing sie einfach nicht.

Da hielten sie abermals Rat und luden dazu den Direktor der Messageries Hachette ein, der das Monopol des Zeitungsvertriebes in Frankreich inne hat, keine Zeitung in Frankreich kann ohne Hachette

vertrieben werden, der sie in seinen Kiosken verkauft. Sie beriefen auch den Direktor der Agence Havas, die nicht nur eine gewöhnliche Nachrichtenagentur ist, wie WTB. in Deutschland, sondern gleichzeitig auch die größte Reklameagentur Frankreichs. Zu bemerken ist, daß alle drei Organisationen, das Konsortium der großen Presse, Hachette und Havas, alle unter einer Decke stecken.

Die Direktoren der großen Tagesblätter ersuchten also Havas, keinerlei Reklame für den ‚Ami du Peuple' zu übernehmen, und Hachette, ihn nicht zu vertreiben. Havas und Hachette hatten mit Coty bereits Verträge abgeschlossen, die sie also brechen mußten. Doch taten sie dies nur unter einer Bedingung, und da beginnt die Sache verdächtig zu werden: sie forderten, daß Henri Simond, der das Blatt drucken sollte, ebenfalls seinen Kontrakt breche. Henri Simond ist Direktor des sehr reaktionären und katholischen ‚Echo de Paris' und auch Besitzer einer der größten Druckereien von Paris, die nicht nur ‚Echo de Paris', sondern auch die kommunistische ‚Humanité' druckt. Henri Simond wollte zuerst von dem Kontrakt nicht zurücktreten — Geschäft ist Geschäft —, er zögerte, überlegte, schloß sich schließlich seinen Kollegen an, und weigerte sich, ‚L'Ami du Peuple' zu drucken.

Der Kampf begann. ‚L'Ami du Peuple' konnte tatsächlich zum bestimmten Zeitpunkt nicht erscheinen. Er erschien mit drei Monaten Verspätung, erst im Mai und nach den Wahlen. Coty war gezwungen, um sein Blatt erscheinen zu lassen, zuerst einen eignen Zeitungsbetrieb zu gründen. Dann mußte er eine Druckerei finden, bevor seine eigne eingerichtet war. Und schließlich kündigte er an, daß er in Anbetracht der Umstände beschlossen habe, einen eignen riesigen Zeitungsbetrieb zu gründen, um sein Blatt zu verkaufen und gleichzeitig für Hachette eine Konkurrenz zu bilden. Er teilte auch mit, daß er in dieses Unternehmen 100 Millionen investieren werde. Dies der Grund, warum man in den Zeitungskiosken und den Depots von Hachette den ‚Ami du Peuple' nicht findet. Hingegen kann man ihn bei Krämern, Gemüsehändlern oder Schustern kaufen, die Coty dafür bezahlt.

‚L'Ami du Peuple' erschien also im Monat Mai, von der ganzen pariser Presse boykottiert. In kaum fünf Monaten wuchs seine Auflage auf 550 000 Exemplare, wurde so die viertgrößte Zeitung Frankreichs, nach dem ‚Petit Parisien' (anderthalb Millionen Exemplare), ‚Le Journal' (800 000) und ‚Le Matin' (600 000). Die Verfolgungen durch die große Presse haben ‚L'Ami du Peuple' populär gemacht. Das pariser Volk bewies wieder einmal seinen köstlichen Widerspruchsgeist und gab der Presse eine gute Lehre.

Coty hat also die erste Etappe seines Kampfes gewonnen.

Ein Betrunkener in der Wilhelmstraße

von Kaspar Hauser

— „Prost Neuahr! Prost Neuahr! . . . ze frieh. Da, wo meine Armbanduhr wah, is jetzt 'ne Beule — aber is ze frieh. . . . 'ck wer doch woll hier noch langjehn kenn! Hö. Ick als Republikaner kann mir besaufen, wo ick will. Wie hat Adolf imma jesacht? „Det kann ick! Dafor bin ick Mutta!" — Iebahaupt — mein Mann is Waschfrau, un ick bin Soldat. Da kommt'n Mann. Wat is det fiern Mann —? Tach, Mann.

Der antwort nischt. Prost Neuahr! Ick wer ma nehm'n herjehn. Kann a ma nich vabietn, der. Den sein Jesicht kommt mir so bekannt vor . . . den muß ick doch schon mah . . . der sieht aus . . . det is doch — Justav —!

Prost Neuahr, Justav! Nischt. Ick wern mah bejleiten, det ihn nischt zustoßt, den hohen Herrn. Dürf ick Ihnen eine Ssijarre anbietn, Herr Ecksellentz? Der sacht nischt. Ick ha auch jakeene Ssijarre — aba valleicht jibt er mir eene. Nee. Wenn et Sie nich steert — Prost Neuahr! Prost Neuahr! — wenn et Sie nich steert, denn kenn wir ja 'n bißchen üba Polletik redn, wa —? Ja, wat ick sahrn wollte:

Justav, du mußt nich mit die Fauste. Erschtens hast du jahkeene. Du hast sone kleene, dicke, mollige Hand — is ja janz scheen — aba: ball se nich, Justav. Jeballt is et nischt. Du bistn Koofmann — die annern sind et ooch — ick wer da sahrn: ihr mißt nich imma so dhun, als ob ihr — ihr seid et ja jahnich! Prost Neuahr! Is noch nich so weit! Ihr jeht vor, da driehm! Seh mah — wat die Engländer sind, det sinn ruhige Leute, die ham schon viel in ihrn Lehm jekloppt — aba uffn Tisch — nee, det kenn die nich. Na, und bei die Franzosen kommste da jahnich mit durch! Justav, wenn de Briang hättst in Mahrn kucken kenn, weeßte, wat der sich jedacht hat, wie du bist rot anjelaufen —? Er hat jedacht: I, sieh mal an, hat er jedacht, nu kommt der ooch schon! Det ham doch frieha bloß die Jenerale jemacht! Und denn hat a ne Ssijarette jeroocht, und wat Du jesacht hast, det is in Rauch aufjejangn... Prost Neuahr!

Ja, nu ham die alle jeschriehm, det du hast einen forzüchlichen Eindruck jemacht. Ick wer da sahrn — Eindruck haste jemacht — weißte auf wen-?

Auf die Deutschen, Justav. All son Zimt macht imma bloß Eindruck bei uns ze Hause, un denn denken nachher die Leite, da denken die denn: die Welt is bewecht worn. Justav, hör zu: erschtens sind die Zeitungen nich die Welt, und die deutschen schon jahnich, un ick wer da sahrn: Du mußt nich imma na hintn kuckn, ob se da Beifall brülln oder dir den Stuhl untern Jesicht wechziehn — du mußt na vorne kucken! Denn seh mah:

Du sosst ja nich die Deutschen übazeujn — du sosst die annern überzeujn. Det deine eijenen Leite Bravo schrein, det wissen wir. Aba du mußt machen, det die annern Bravo schrein — un det is nemlich schwerer, werk dir mah sahrn... ville schwerer is det! Aba det ham se bei uns nich raues. Die treten imma vor ihrn eijenen Lokalanzeijer auf, und den Jejner ham se inzwischen vajessn. Du hast se ja nich schlecht jejehm — se ham sich bloß nischt davon jenomm. Prost Neuahr! Mensch, du mußt die Belange nich so hochhalten — man sieht se auch so — Das janze Vataland — aps — wenn et dir recht is, denn jehn wa da mal hinter die Säule da austreten... Wißte nich? Na — denn missn wa det vatahrn... Ja, wat hast du bloß mit die Polen —?

Justav, wahn se valleicht nett zu die Pollackn jewesen, untern Kaiser? Von wejen — — Jeschundn ham se se und auf se rumjekloppt und schtatt daß ihr jesacht hapt: nu fängt sich hier mal wat Neues an, da habt ihr munter weiterjemacht. Nu wundert ihr euch! Seh mah, in Warschau... Justav, ick muß mah janz schnell ehm — ick heer ein Brünnlein rauschern —

Ick komme jleich nach... lauf nich wech! Dunner — jetzt muß ick mir im Laufen zukneppen, ick bin doch nich Nurmi — da bin ick wieda.

Wat ick sahrn wollte: es is reine, als ob die Polen wern für eich der neue Erbfeind. Kaum, daß eena sacht: Poln — denn fangen se schon alle an zu schreín, un die Reichswehr sieht man ehm schnell nach die Kanon — da fiehlt ihr eich, wa? Wißte se herrliche Zeiten entjejenfiehrn, ja? Do, ssiss komisch: int Jeschefte un in Amt un ze Hause, da ham se nich viel zu melln — aba wenn so eena so recht kräftige Wochte finnt, denn jlaum se alle, se sinn Bismarck perseenlich. Ick wah neulich dabei, wie mein Schwahra, der is Zwischenmeister bei Lewin un Rosenthal, un da hat der seine Mäntels abjeliefert, un da hat der olle Lewin deine Rede vorjelesen, in Bühro, mitn Kneifer uff de Neese un denn hat a jesacht: „Et wücht wieda mit Deutschland!" hat er jesacht. Haps. Da hab ick jesacht: Jewiß doch, Herr Lewin — es is ja schon mal jeworn! Da ham se ma rausjeschmissn. Prost Neuahr! Prost Neuahr! Heer bloß mah, wie die brilln! Die Leite ham keene Bildung nich! Mensch, Justav, wat ham dir die Poln jetan? Wejn den Korrigidor —? Justav, mach mir do nischt vor — hier, uff de Willemstraße kann icks Dir ja sahrn:

Wer denkt denn schon an den dämlichen Korridor, wenn ihr nich imma mecht son Jeschrei davon machn? Natierlich is a vakehrt — weil janz Europa vakehrt is! Aba meinste, det wird bessa, wenn ihr nehmt den Pollackn den Korridor wieda wech? Denn jeht doch allens wieda von vorne los; det janze Mallöhr und det Jeschrei un „Zujang zum Meere" — du wirst es sehn — und ick weeß jahnich, was du hast; Flaschenbier vajeht, aba Schönheit be —

Jahnich hack den Herrn belesticht! In keine Weise! Prost Neuahr, Herr Wachtmeesta! Frahrn Sie doch den Herrn, Herr Wachtmeesta, ob ick ihm... Wissen Sie denn überhaupt, wer das is —? Na, das is ja unahört! Justav! Sach selba! Justav! Herr Minista! Herr Staatsminista! Eia Ecksselentz! — — Wat sacht der —?

Er is et jahnich —?'

Bumm — jetzt hack meine janze Weisheit ann Falschen vazappt! Da jeht er hin. Aba mächtich ähnlich sieht an. Sie! Von wejn Minister: Sie, Männecken! Varraten Se nich, wat ick Ihn jesacht habe — det sin Staatsjeheimnisse sind det! Staats — schupsen Se ma do nich, Herr Wachtmeesta — Staats — Staats... Prost Neuahr! Wo is meine Papiermitze? Herr Wachtmeesta, ohne Papiermitze is keen Neujahr — wa? Ick bin aus Bealin; wenn ick mir ma amuhsiere, denn muß man det heern, sost amuhsierck ma nich! Staatsjeheimnisse sind det — Besoffen? Wer is hier besoffen? Mir is bloß 'n bisken komisch — ick muß irjend wat jejessen ham —!

Prost Neuahr —! Prost Neu — Wat is —? Zu spät —? Nu is wieda zu spät. Herr Wachtmeesta, wir sinn inne Willemstraße: da komm se imma entweder ze frieh oda zu spät! Prost Neuahr —! Fröhliche Finxten! Auf Wiedersehn —!"

Die berliner Baumisere von Werner Hegemann

Vor dem Kriege wohnten in Groß-Berlin 600 000 Menschen in Wohnungen, in denen jedes Zimmer mit fünf bis dreizehn Personen besetzt war. Eine nationale Katastrophe, die mit den tausend Paragraphen, die sie vorschrieben und regelten, den geistigen Bankerott der preußisch-deutschen Bureaukratie für jeden, der sehen konnte, lange vor der Revolution erwiesen hat. Die Kapitalverwüstung von Krieg und Inflation verschlimmerte dann die Wohnungsnot durch Wohnungsmangel im ganzen Reich. Was geschieht zur Milderung der Not?

Der Vortrag, den der berliner Stadtbaurat Martin Wagner kürzlich vor dem Bunde deutscher Architekten hielt, war in seiner Knappheit und ironischen Schärfe beinahe formvollendet. Dabei hatte man das stets beglückende Gefühl, einen Mann zu hören, der aus tiefer, persönlicher Überzeugung sprach. Auch durfte Doktor Wagner wichtige Verdienste für sich in Anspruch nehmen: er hat zum Beispiel zur Sanierung unsres Wohnungswesens als erster, schon im Jahre 1916, die Hauszinssteuer gefordert, die damals von Doktor Luther als Generalsekretär des deutschen Städtetages bekämpft und vom selben Doktor Luther erst als Reichskanzler angenommen und zum Rettungsanker der Staatsfinanzen gemacht, das heißt, um über die Hälfte ihres Ertrages dem doch so furchtbar dringenden Wohnungsbau entfremdet worden ist. Martin Wagner hat auch schon seit zehn Jahren darauf hingewiesen, daß unser Wohnungsbau durch „Fließarbeit", also durch die noch immer fehlende, obgleich selbstverständlich notwendige, weitsichtige Baupolitik mit langjährigem Wohnungsbauprogramm und Typisierung von seinen „krampfhaften Zuckungen" erlöst werden könnte. Wenn Wagners Forderung der „Fließarbeit" endlich erfüllt worden wäre, dann hätte die Zahl der in Berlin monatlich fertigwerdenden Wohnungen in den letzten drei Jahren nicht zwischen etwa 539 und 2681 hin und her schwanken können und dann wären nicht in diesen Jahren höchster Wohnungsnot jedes Jahr bis zu 20 000 Bauarbeiter monatelang zu Empfängern kostspieliger Arbeitslosen-Unterstützung hinabgedrückt worden. Wagner hat ferner seit langem und oft mit dem gebührenden Nachdruck auf die tollen Schäden der noch immer zu Recht bestehenden Bureaukratisierung hingewiesen, die es der bei uns wütenden, wie stinkende Säure um sich fressenden und mit wachsender Schnelligkeit Fäulnis verbreitenden preußisch-deutschen Beamtenpest ermöglicht, ein Bauvorhaben bereits in 26 (sechsundzwanzig) überflüssigen Instanzen zu verschleppen. Wagner kann schließlich für sich in Anspruch nehmen, daß er in Britz und Zehlendorf die letzten berliner Flachbau-Siedlungen größern Stils organisiert hat. Er sollte also vielleicht Vertrauen finden, wenn er jetzt auf Grund des nun einmal bestehenden Bauzonen-Planes die Forderung aufstellt, daß künftig von dem berliner Bevölkerungszuwachs wenigstens nur siebenundfünfzig Prozent in fünf- und viergeschossiger Kasernierung, aber sechzehn Prozent in dreigeschossigen und siebenundzwanzig Prozent in zweigeschos-

sigen Bauten untergebracht werden. Daß auch eine derartig vorsichtige, nur auf Grund des geltenden Bauzonenplanes berechnete Forderung auf Widerstand rechnen muß, bewies gleich der nächste Redner: Walter Gropius hielt es für angemessen, diese nur vorsichtig flachbau- und kleinhausbaufreundliche Forderung Wagners als zu weitgehend zu bezeichnen und somit für seine Person die Frage Wagners zu verneinen: „Sind wir darauf gerüstet, den Flachbau in der Weise zu fördern, wie ihn der berliner Bebauungsplan erfordert?"

Daß das Kleinhaus mit Garten für die Familie mit heranwachsenden Kindern die ideale Wohnung ist, bestreitet heute fast niemand mehr. Hier muß aber auch an Stadtbaurat Wagner die zweifelnde Frage gerichtet werden, ob er denn selber darauf gerüstet ist, den Flachbau in der Weise zu fördern, wie nicht nur der berliner Bebauungsplan, sondern auch Herr Wagner selbst es fordert? Er spottet über „all die Geistesblitze der Kollegenschaft, die sich bemüht, an dem Grundriß der Kleinwohnung hie und da ein paar Mark einzusparen".

Geht aber Stadtbaurat Wagner, wenn er sich gegen die nur aus Zimmer und Küche bestehende „Wohnung mit 35 bis 40 Quadratmetern Wohnfläche" wendet, nicht von einer Reihe von falschen Voraussetzungen aus? Der Ausschuß, den die schwedische Regierung im Jahre 1919 zur Untersuchung der großstädtischen Wohnungsnot einsetzte, kam zwar ebenfalls zu dem Schluß, daß die Kleinstwohnung schwere soziale Nachteile habe: trotzdem forderte er aber auch für die Zukunft ihren Bau, weil sie bedauerlicher Weise einmal der Wohnsitte und der wirtschaftlichen Lage entspreche. Dieser Auffassung getreu wird auch noch heute, nach beinahe zehn Jahren wirtschaftlichen Aufstiegs, der Bau von Kleinstwohnungen durch die schwedischen Behörden wirksam gefördert. Allerdings hat Schweden keinen Weltkrieg verloren und braucht nicht jährlich 2500 Millionen an das Ausland zu zahlen. In Deutschland dagegen, das sich weniger neutral zu halten verstanden hatte, erklärt Stadtbaurat Wagner: „Wir können es vor unsrer Nachwelt nicht verantworten, zu den 410 000 Kleinstwohnungen von Stube und Küche, die Berlin schon heute besitzt, noch weitere 114 000 solcher Kleinstwohnungen hinzuzufügen, wie sie heute auf Grund der Nachfrage verlangt werden". Dabei rechnet Wagner mit einer berliner Bevölkerung von 10 Millionen im Jahre 1988. Man kann daraus erkennen, daß Doktor Wagner durch sein stadtbaurätliches Amt und sicher gegen seine bessere Überzeugung verpflichtet ist, die jahrzehntealten Kämpfe für Dezentralisation durch Gartenstädte und „Trabantenstädte" als aussichtslos zu betrachten. Oder hält er den Ausbau des berliner Bebauungsplanes mit neuen fünfgeschossigen Mietskasernen für weitere 2,4 Millionen Berliner für unvermeidlich? Wenn heute bei höchstens 4,5 Millionen Berlinern auf je 11 Einwohner eine Kleinstwohnung kommt, dann würde auch nach der von Wagner bekämpften Hinzufügung weiterer 114 000 Kleinstwohnungen im Jahre 1988 erst auf je 19 Einwohner eine Kleinstwohnung kommen. Ist das wirklich zuviel in dieser Zeit schnell kleiner und kleinst werdender Familien, also bei dem heute

doch rasch fortschreitenden Ersatze kleiner Kinder durch kleine Kraftfahrzeuge? In Amerika wohnen viele Besitzer richtiger Automobile in light house-keeping flats, die nur aus Stube, Badekammer und kleinster Küche bestehen. Die zu erwartende, verhältnismäßig starke Verminderung der berliner Kleinstwohnungen (von je einer für elf Einwohner auf je eine für neunzehn Einwohner) ist Herrn Wagner nicht genug, denn er meint, „daß der sozialwirtschaftliche Aufstieg der berliner Arbeiter bereits in zehn Jahren die heutige Politik der Kleinstwohnung unverständlich machen wird". Die Verwirklichung dieser schönen deutschen Hoffnung ist sehnlichst zu wünschen! Aber in dem durch den Weltkrieg bereicherten Schweden hat sich ein derartig wirkender Aufstieg in den zehn Jahren nicht bemerkbar gemacht. Auch Doktor Wagner „will nicht leugnen, daß ein großer Teil der berliner Arbeiterschaft die heutigen Neubaumieten gar nicht bezahlen kann". Wenn er trotzdem statt der 114 000 Kleinstwohnungen, für welche die Nachfrage nachgewiesen ist, durchaus größere und noch unerschwinglichere Wohnungen bauen möchte, kann man dann zweifeln, daß er freiwillig oder unfreiwillig zum Vorkämpfer des schädlichen Untermieter- und Schlafgängerwesens wird? Ist die Verwirklichung der rosigen Hoffnungen Stadtbaurat Wagners glaublich, wenn man sich daran erinnert, daß das Deutsche Reich in den vier Jahren vor dem Fälligwerden der ersten Dawes-Verpflichtung schon für teils dringende, teils höchst überflüssige Zwecke — nicht aber zur Bekämpfung der Wohnungsnot! — neun Goldmilliarden, also doppelt so viel vom Ausland leihen mußte, als es bisher an Entschädigungen ans Ausland zahlte, und daß wir uns so bereits eine jährliche Zinsenlast von 800 bis 900 Millionen Mark aufluden, bevor wir unsre Verpflichtung von 2500 Goldmillionen im Jahre versuchsweise zu zahlen unternahmen. Wo wir bisher nichts, gar nichts eignes leisteten, sondern pumpen mußten, sollen wir plötzlich und auf noch unabsehbare Zeit 3300 Goldmillionen im Jahre leisten, sollen außerdem jährlich die Milliarden-Passivität unsrer Handelsbilanz abdecken, sollen unsre noch stark ostelbische Landwirtschaft (deren Unfähigkeit uns jährlich Milliardenzahlungen an die freien Bauern fortgeschrittener Länder wie Dänemark auferlegt) von Grund auf neu gestalten und sollen ganz nebenbei unsre bisher ungelöst gebliebene Wohnungsfrage lösen? Dazu sind nach Schätzung Friedrich Paulsens außer dem jährlichen Neubedarf von rund 200 000 Wohnungen etwa drei Millionen Wohnungen zu schaffen, also etwa dreißig Goldmilliarden erforderlich, die durch Doktor Wagner so schnell herbeigezaubert werden, daß „bereits in zehn Jahren die heutige Politik der Kleinstwohnung unverständlich sein wird". Glückliches deutsches Volk! Oder sprach hier Stadtbaurat Wagner nicht mehr als Fachmann, sondern als einer jener utopisierenden Politiker, denen er selbst vorwarf, daß „sie sich vor ihren Wählern mit einer, wenn auch noch so schlechten und noch so verantwortungslosen ‚Tat' zu rechtfertigen" versuchen?

Für einen derart Milliarden aus der Erde stampfenden Stadtbaurat ist es nur selbstverständlich, daß er das vom „Ver-

kriegsbodengewerbe" innerhalb der Grenzen Berlins bereitgestellte „Bauland für drei Großstädte", insgesamt 1370 Kilometer Straßenfronten an fertigen und beinahe fertigen Straßen, „als nicht vorhanden anzusehen" empfiehlt. Großzügig rechnet Doktor Wagner mit sieben Metern Straßenfront für jede Wohnung (also nur noch eingeschossiger Flachbau?) und erklärt, daß nur 200 000 Wohnungen an diesen 1370 Kilometer bereitstehender Straßenfronten errichtet werden können, und daß die damit ermöglichte Ersparnis von nur fünf Prozent der Gesamtkosten dieser Wohnungen, also eine Ersparnis von nur mindestens hundert Millionen Mark, nicht ersparenswert ist. Nach Wagners eigner Feststellung wird aber auf Grund des geltenden Bauzonenplans künftig in Berlin durchschnittlich 3,7 geschossig gebaut werden. Können dann an 1370 Kilometer bereitstehender Straßenfronten bei sieben Metern Straßenfront für die Wohnung nicht 740 000 Wohnungen gebaut werden? und beträgt dann die von Wagner verachtete Ersparnis statt hundert Millionen nicht dreihundersiebzig Millionen Mark? Nur eine Kleinigkeit für ein Volk, das nach einem verlorenen Kriege gleich neun Milliarden geliehen bekam. Als ich vor einigen Jahren erfolglos auch für Deutschland das in Amerika, Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland etcetera so beliebte und in Deutschland so verachtete Holzhaus forderte, schlug ich vor, daß man diese zum Bauen mit normierter „Fließarbeit" ungewöhnlich gut geeigneten kleinen Holzhäuser überall da an den 1370 Kilometer vorhandener Straßenfronten aufstelle, wo die Baulandbesitzer das Gelände unter vorteilhaften Bedingungen zur Verfügung stellen. Viele von ihnen müssen jetzt damit rechnen, daß ihr Bauland entweder nie oder auf Jahrzehnte hin nicht bebaut wird. Würden nicht viele von ihnen um die Gelegenheit wetteifern, ihr Land für dreißig oder mehr Jahre in Erbpacht zu geben, um so wenigstens eine Deckung ihrer Steuerauslagen und vielleicht sogar noch einen kleinen aber sichern Gewinn zu erzielen? In Kopenhagen ist es heute eine sehr häufige Erscheinung, daß Besitzer von Bauland, auf dem fünfgeschossige Mietskasernen errichtet werden dürfen, dieses veraltete Spekulationsobjekt billig an Erbauer zweigeschossiger Häuser abgeben.

Ist ferner nicht in unsrer modernen Welt die von Martin Wagner so nachdrücklich vertretene Forderung sehr gefährlich, „daß die Wohnung nicht nur für einen zeitlichen Notstand, sondern für die Lebenszeit von zwei oder drei Generationen gebaut wird"? oder gar, daß die heute zu errichtenden Bauwerke „drei Generationen überdauern" sollen? Friedrich Paulsen und andre haben nachdrücklich genug darauf hingewiesen, daß eine Nachahmung des vielfach nur mit einer Generation rechnenden amerikanischen Wohnbauwesens uns grade jetzt in unserm Ringen um Tod oder wirtschaftliches Leben eine unentbehrliche Erleichterung schaffen könnte. Übrigens wird in Berlin zum Erstaunen der ausländischen Fachwelt handwerklich so schlecht gebaut, daß die Häuser nicht nach dreißig oder vierzig, sondern nach drei oder vier Jahren ruinenhaft wirken!

Hier muß auch wieder nachdrücklich auf die stockholmer Baupolitik hingewiesen werden, von der Axel Dahlberg ausführlich berichtete („Städtebau" 1928, S. 241—252). Es trifft sich, daß Stockholm fast genau das berliner Programm verwirklicht, wie auch Stadtbaurat Wagner es verwirklichen möchte. Er möchte 27 Prozent des künftigen berliner Bevölkerungszuwachses im Flachbau unterbringen. Stockholm (das infolge seiner insulären Beschränktheit ursprünglich seine Bevölkerung in fast ebenso furchtbare Mietskasernen zusammendrängte, wie Berlin es infolge der furchtbaren geistigen Beschränktheit seiner Bureaukratie tat) hat seit kurz vor dem Weltkriege 28 Prozent seines raschen Bevölkerungszuwachses in Kleinhaus-Siedlungen, ja sogar in freistehenden Einzel- und Doppelhäusern untergebracht. Warum sollte in Berlin unmöglich sein, was in Stockholm möglich ist? Die von Doktor Wagner bekämpfte Kleinstwohnung, die in diesen stockholmer Typenhäusern aus einem zwanzig Quadratmeter großen Zimmer und einer zwölfeinhalb Quadratmeter großen Küche besteht, verursacht dort dem Bewohner alles in allem anfangs 985, später 862 Mark jährliche Unkosten einschließlich der Amortisation. Der Bewohner ist unabhängig von Mieterhöhungen und wird zum Besitzer eines auf Erbpachtgelände (sechzig Jahre) stehenden Hauses mit Garten, während die nackte Miete für eine nur sechsundzwanzig Quadratmeter umfassende Kleinstwohnung in der stockholmer Mietskaserne 974 Mark kostet. Sind das nicht Zahlen, die mit berliner Verhältnissen vergleichbar sind? Und begegnen diese Häuser nicht auch Herrn Wagners Furcht vor der Kleinstwohnung auf das glücklichste? Sie haben nämlich, anders als die Kasernenwohnung, neben Stube und Küche noch einen voll ausnutzbaren Keller und (für den Fall des von Wagner und von uns allen erhofften „sozial-wirtschaftlichen Aufstiegs" des Arbeiters) die Möglichkeit des Einbaues von zwei weiteren Zimmern im Dachgeschoß. Übrigens stehen die Häuser in ihren Gärten frei, so daß bei weiterem Aufstiege sogar Anbauten denkbar sind. Sind das nicht auch in Berlin empfehlenswerte Möglichkeiten? Würden nicht viele der Familien, die in Berlin jene 114 000 Kleinstwohnungen suchen, welche Stadtbaurat Wagner ihnen verweigert, begierig nach solchen in „sozial-wirtschaftlicher" Hinsicht empfehlenswerten Wohnungen greifen, wenn ihre Bereitstellung in Berlin ebenso weitsichtig organisiert würde wie in Stockholm? Nur um eine Frage der Organisation handelt es sich hier, nicht um die Frage, ob etwa das schwedische Holzhaus auch dem anspruchsvolleren berliner Arbeiter schmackhaft gemacht werden kann, oder ob ein Volk, das Milliarden für seinen unentbehrlichen ausländischen Tabak ausgibt, etwa im Kampfe gegen die Wohnungsnot auch Millionen für vielleicht ebenso unentbehrliches ausländisches Holz ausgeben darf. Nein, nicht Holzhaus oder Steinhaus ist hier die wichtige Frage; auch Plattenhäuser oder Häuser aus dem billigen neuen Schlacken-Preßbeton eignen sich zur Organisation der vernunftgemäßen „Fließarbeit", die uns Doktor Wagner mit Recht immer wieder empfiehlt. Wird er uns endlich der Organisator werden, den wir brauchen?

Lied fürs Grammophon von Theobald Tiger

Gib mir deine Hand,
    Lucindy!
Du, im fernen Land —
    Lucindy!
Wie die Ätherwellen flitzen
über Drähte, wo die Raben sitzen,
    saust meine Liebe dir zu —
      du —
    tu—tu—tu— mmm —

Wenn du mich liebst, so singt dein Blut,
    Lucindy!
Ach, wenn du nicht da bist, bin ich dir so gut,
    Lucindy!
Dein — dein Lächeln läßt mir keine Ruh ...
    Man kann von oben lächeln,
    man kann von unten lächeln,
    man kann daneben lächeln —
      wie lächelst du —?
    tu—tu—tu— mmm —

Meine, die will mich verlassen,
    Lucindy!
Deiner, der will dich fassen,
    Lucindy!
Kehr zu ihm zurück!
Vielleicht ist das das Glück ...
    Ich guck in den Mond immerzu —
    oh so blue — mmm —

Wie man auch setzt im Leben,
    Lucindy!
man tippt doch immer daneben,
    Lucindy!
Wir sitzen mit unsern Gefühlen
meistens zwischen zwei Stühlen —
und was bleibt, ist des Herzens Ironie ...
    Lucindy!
    Lucindy!
    Lucindy —!

Schreker und Krenek von Joachim Beck

Schreker und Krenek, Lehrer und Schüler, bieten sich mit neuen Opernwerken an; jener mit dem „Singenden Teufel", dieser mit drei Einaktern. Auf Franz Schreker ist hier schon 1919 (in Nummer 30) nachdrücklichst hingewiesen worden, als er in der großen Musikwelt fast noch ein Unbekannter war. „Die Gezeichneten" hieß sein Geniestück, das, merkwürdig genug, noch immer keinen Repertoireboden zu gewinnen vermochte. Der Schrekerschüler Krenek, der als Radikaler begann und anfangs nur ein Diskussionsobjekt engster Fachkreise war, verblüffte plötzlich die weiteste Öffentlichkeit mit einer populären Revueoper „Jonny spielt auf". Zwischen Lehrer und Schüler klafft von je ein Unterschied der Generationen, ein Unterschied der Charaktere, der Welt- und Kunstanschauungen. Die neuen Werke bestätigen es.

Ernst Kreneks Einakter, unmittelbar nach dem „Jonny" entworfen, sind nach Problemstellung und Ausführung nur Nebenwerke, Zwischenspiele, fingerfertig aus dem Handgelenk geschüttelt. Und doch bergen auch sie noch genug des Beachtenswerten und Problematischen, besonders das erste der Stücke. „Der Diktator" bringt einen Mussolini-Machtmenschen auf die Bühne, einen kriegsblinden Offizier, zwei revolverlustige Gattinnen, einen tödlichen Schuß in einem schweizer Hotelappartement. Liest man den aufregenden Sketch, so fragt man sich, was dabei und dazu noch die Musik tun soll. Der Diktator brauchte, wenn er als Figur glaubhaft werden sollte, Ausformung im Detail; dagegen wehrt sich aber die Musik, die dadurch in ihrem Zuge aufgehalten würde und die Charaktere doch niemals unzweideutig festzulegen vermöchte. Deshalb müssen Operngestalten von vornherein im Textbuch typisiert und vergröbert werden. Kreneks Gewalthaber ist eine kindliche, bestandslose Lebensabbreviatur.

Man soll ein scharfgesehenes, nachveristisches Theaterstück wie diesen „Diktator" nicht kurzerhand als gänzlich unmusikalisch abtun. Die musikalische Kraft eines Komponisten vermag an sich alle Dialogdämme, alle Worthindernisse zu überfliegen. So ein Flieger, so ein Temperamentskerl ist unser Ernst Krenek nun leider nicht, aber man muß ihm, ganz allgemein, das Verdienst zusprechen, daß er das Leben von heute, seine Probleme, seine Häßlichkeiten, seinen Seelenmangel und seine Kurzstirnigkeit, für die Oper entdeckt, und daß er es zum Darstellungsgegenstand genommen hat. Unbetrüglich der dichterische Blick und schlagend die Formulierung. Der Sensationserfolg des „Jonny" hatte darin seine Ursachen; leben- und musikdurchtränkt war dieser Jazz-Stoff, Totentanz oder Apokalypse einer gemütlosen Tanzwelt.

Dankbar konstatieren wir auf der Opernbühne an Stelle einer wesenlosen, beziehungsfernen Romantik gestaltende Zeitkräfte. Bemängelnswert bleibt bei Krenek einzig die intellektuelle Überbetonung der Probleme, die sich durchgehend schon im dramatischen Plan ausprägt. Hier schon muß die Kritik einsetzen, nicht erst bei der kalten tonkompositorischen Durchdringung; denn man kann diese Elemente kaum voneinander trennen, und so blieb dem Komponisten nach Festlegung seines filmschnellen und filmharten Planes auch keine andre Möglichkeit als die, dasselbe Tempo auch in die Musik zu schalten, im Ton dieselbe Ökonomie walten zu lassen.

Daraus ergibt sich der Typus der unlyrisch-knappen, untermalenden Theateroper, die auf Puccini und d'Albert zurückgeht — wiewohl Krenek die Abkommenschaft vermutlich leugnen wird — und die den Erfolg zu verbürgen scheint. Die Instrumente rücken nicht mehr in schreckenerregender Überzahl auf; es gibt nur ausdrucksnotwendige Orchesterführungen, keine klangsinnlichen und klangverstärkenden Stimmen mehr. Und über alles Sinfonische unten im Orchester sucht sich auf der Rampe der singende Mensch zu stellen, der ja das Wichtigste mitzuteilen hat. So energisch wie bei Krenek ist lange nicht von einem Deutschen der Versuch gemacht worden, die Vorherrschaft der Kapelle zu brechen und den gehaltenen Gesangston herauszuheben.

Noch auffälliger ist bei ihm der Rückwechsel zur Tonalität. Tonika und Dominante bekennen sich kräftig, geben dem Sänger Stütze, dem Ganzen Eingänglichkeit.

Im „Geheimen Königreich", dem Mittelstück seines Triptychons, setzt sich Ernst Krenek eine ganz andre Vorlage: ein Märchenspiel nach der Art Shakespeares, wenn er romantisch wird, Weltflucht und Naturgeborgenheit apotheosierend. König und Königin, ihres Reiches entsetzt, flüchten hinaus in den Wald, und ein Gott verwandelt sie in Baum und Boden. Das ist so vieldeutig und schillernd gehalten, symbolhaft und doch wiederum geheimnisvoll-unauflösbar, daß der Märchenreiz vollkommen gewahrt bleibt. Man denkt an das Heiter-Befreite von Büchners „Leonce und Lena", und diese feine Geistigkeit geht auch durch Kreneks Musik. Pastellhaft die Zeichnung, überraschend die Einfälle, arios und charaktervoll die Gesangsdeklamation: hier das koloraturhafte Vogelgezwitscher der Königin, dort der breitgeführte, wortverständliche Ton des Narren-Conférenciers, dann ein silbriges Frauenensemble.

Zum Beschluß seiner Trilogie gibt Krenek ausgelassne, derbkomische Töne nach dem Muster der griechischen Satyrspiele. „Schwergewicht oder die Ehre der Nation" — eine Musikgroteske, die den Sportidiotismus und -heroenkult mit erprobten Schwank- und Lustspielmitteln lächerlich macht; Jazz und Schlager sind witzig in die Handlung eingelagert,

doch nicht schwungvoll über das Ganze gebreitet, weil die dialogische Fabel das verhindert.

Intellektualisierung und Aktualisierung der Oper auch hier. Ein Versuch, geistige Probleme durch das Medium der Töne aufzustellen und näher zu rücken. Ein Seitenweg der Musik, von einem Scharfäugigen erschaut und kühn bis ans Ende beschritten.

*

Wer Franz Schreker verehrt, dem fällt es schwer, den „Singenden Teufel" gebührend hart zu verurteilen. Und doch, die Sache wills. Man liest ein Textbuch: echt schrekerisch, wie aus der Brunstphantasie eines Sechzehnjährigen. Aber mögen die frühern Libretti ähnliche Ungegorenheiten, ähnliche Ungereimtheiten enthalten haben, alles wurde doch wesenlos vor der innern Kraft der Musik. Die zarte Melodik, die unbestimmbare Harmonik, das gebrochene Durmoll war Abbild eines zerfaserten, verfließenden Seelenzustandes, Abbild zugleich einer ganzen Zeit, die müde und auflösungsbegriffen schien. Die verglühende Erotik der Frühwerke ist vom großen Publikum wie von der Fachkritik kaum erkannt, geschweige anerkannt worden.

Wie aber soll man Meister Schreker angesichts seines neuesten Werkes noch rechtfertigen? Wie ihn dem Verständnis zugänglich machen? Leere Technik ist zurückgeblieben. Ein fast tragischer Künstlerfall. Gewiß, der Dichter schöpft aus der Tiefe der Musik, aber wie unscharf sieht er, wie trifft er immer am Wesentlichen vorbei! Kriegerische Heiden und Christen aus der Frühzeit des Mittelalters sind gegeneinander gestellt. Dazwischen ein Orgelbauer, ein Friedfertiger, Versöhnlicher, der das Wunder des Tönens erproben und verwirklichen will. Ob das gelingt, ob es Macht über die Menschen gewinnt, bleibt ebenso verworren wie alles übrige, was sich begibt.

Dem Autor stand wohl die Schopenhauersche Idee vor Augen, daß die Geschichte der Künste und Wissenschaften, schuldlos und unbefleckt, neben der eigentlichen Weltgeschichte hergehe. Hans Pfitzner hat in seinem „Palestrina" dafür einen gültigen Ausdruck gefunden. Bei Schreker gibts nur sinnlose, langatmige Wechselreden und unmotivierte, komisch hereinplatzende Ereignisse.

In der Oper, im Kunstwerk überhaupt, kann man die Wirkungselemente kaum voneinander trennen. Und doch hätte hier der Text, so wie er ist, mit allen seinen Unmöglichkeiten und Bizarrerien, den Unterboden für ein weihevolles Musikwerk hergeben können — eben wenn der Komponist Inspirationskraft hineingegossen hätte!

Es sei einmal so, wie Schrekers Lobredner, der kluge Paul Bekker versichert: aus Tonempfindungen erst entstände beim

echten Musikdramatiker die dichterisch-szenische Gestalt. Daher ihr Klarheitsmangel, den man also hinnehmen müsse. Aber welche Möglichkeiten auch zu Klangwundern hat Schreker hier ungenutzt gelassen! Amandus Herz sitzt an seiner Orgel: man erwartet Bachsche Gewalten — dafür ein Hinphantasieren ohne Inhalt, ein Aufbrausen ohne Sturm!

Szenische Aufzüge werden musikalische Aufzüge, nichts weiter. Streckenweise vermißt man gar die kompositorischen Einfälle, die blühende Tonempfindung, die im „Schatzgräber" wenigstens noch stark war. Natürlich findet ein Meister wie Franz Schreker aparteste Instrumentalmischungen; natürlich weiß er aus überreicher Erfahrung um den Bau der Opernszene: wie man sie effektvoll zur Höhe, gegebenenfalls wieder abwärts führt. Doch das sind formale Vorzüge.

Alles, was man zum Lobe des „Singenden Teufels" anführen kann, ist formaler Art: es stehen wenig Noten in der Partitur; die Sänger werden kaum zugedeckt davon und erlustieren sich ihrerseits an gehaltenen klingenden Tönen, bekommen also ihr Recht. Zuviel Recht schon beinahe! Denn das sangvolle Parlando, vom Orchester kräftig und in breitem Zuge gestützt, hält die Handlung auf. Rascher vorwärts wäre der Komponist wohl mit den dramatischen Mitteln des Mozartstils gekommen: die Handlung (rezitatorisch und seccorezitativisch) sparsamer zu begleiten, um für Gefühlshöhepunkte die volle Raumweite zu gewinnen.

Denn am Ende ist das Schrekersche Parlando auch nur ein sangbares Rezitativ, das den Empfindungsschwung ableitet und auf die Einzelverse verteilt. Selbst die historische Orgelbeschreibung aus dem Syntagma musicum, wörtlich im dritten Akte zitiert, verfällt in kleinliche Klangmalerei. Und wenn der Drang nach Partiturverminderung, solange die Sänger den Mund offenhalten, auch bemerkenswert ist, so ist doch das Orchester immer noch konventionell-großartig zusammengesetzt. In den überleitenden Zwischenspielen soll das Orchester, so recht im Kontrast zu den gesangsbegleiteten Bühnenpartien, mit Gewalt losbrechen, sinfonischen Glanz verbreiten, doch bleibt es zumeist lärmend und einfallslos.

Im zweiten Teile steigt freilich das Niveau beträchtlich an; Satz- und Klangkunst zeichnen besonders die großen Chöre aus. Aber so unverkennbar und durchaus persönlich die Ansätze zu einer musikalischen Tiefenerfassung, zum mystischen Durchglühen der Vorgänge auch sind, so vermögen sie doch die Theaterei niemals vergessen zu machen.

Der Gedanke der Erlösung durch die Frau, Richard Wagner gedankenlos und ohne Überzeugungskraft nachgebildet, kommt im Tode der Heldin Lilian zu einer nur lächerlichen Wirkung. Noch ein so erlebnisbares Werk, und Franz Schreker hat sich vom Genie zur Lokalgröße erniedrigt.

Unverbindliche Spannung von Rudolf Arnheim

Wieder 29 Bogen Umfang!
Wieder ein 4 cm dicker Band!

Otto Flake, der bekannte Schriftsteller, urteilt über Wallace: „. . . Ich lese ihn selbst und gestehe es. Andre gehen ins Kino, ich lese Wallace. Ich kann nicht immer Geistesgeschichte und Politik und Philosophie lesen; ich ruhe von der Hochspannung bei der unverbindlichen Spannung aus. . . .“ *Börsenblatt.*

„In jedem Kind, das das Licht der Welt erblickt, schlummern alle elementaren Bosheiten eines heruntergekommenen Verbrechers.“ *Edgar Wallace.*

„Ein Zinker? Das ist ein Mann, der seine Mitmenschen verzinkt“, sagte Jonas B. Mulford leichthin, und seine derben Finger spielten nervös auf seinem silbernen Zigarettenetui, das die Inschrift: „Inspektor Walsh, Scotland Yard, Silvester 1928“ trug. Und als seine Braut allzu verständnisvoll nickte, fuhr er eindringlich fort: „Aber nicht, was du denkst. Sondern einer, der seine Komplizen bei der Polizei verpfeift . . .“ Ein Geräusch von der Straße ließ ihn aufschrecken. Während er sich zum Fenster wandte, verzerrte sich das Gesicht des Mädchens urplötzlich zu einer haßerfüllten Grimasse, und im Augenblick hatte sie aus einem dunkelgrünen Fläschchen, das sie blitzschnell ihrer Handtasche entnahm, einige Tropfen einer wasserhellen Flüssigkeit auf ein Vergrößerungsglas geträufelt, das auf Mulfords Tisch lag. Dieser trat an den Tisch zurück, sein Gesicht war aschfahl, er blickte auf die Uhr, sie zeigte genau 11 Uhr 35. Dann begann er, in aufgestapelten Zeitungen zu wühlen, und ergriff schließlich eine Nummer der „Hindostan Times“, nahm das Vergrößerungsglas, bemerkte, daß es naß war und wischte die Tropfen in sein Taschentuch. Dann beugte er sich mit der Lupe über den Titelkopf der Zeitung. „Ich hätte es wissen können“, murmelte er durch die Zähne. In diesem Augenblick durchquerte jemand lautlos das Zimmer, verbeugte sich auf eine Art, wie man sie bei gewissen frommen Sekten Hinderindiens findet, und berührte, während er sich bückte, für einen Augenblick den Teppich. Niemand beobachtete den Eindringling als ein großer Windhund, der unbemerkt aus einer Ecke mit hellen Augen zugesehen hatte. Das Tier trug um den Hals eine Blechmarke mit dem Zeichen Sc. Y. 9806. Jetzt erhob es sich leise, leckte das Kreidekreuz, das jener hinterlassen, mit der Zunge vom Teppich und lief dem Fremden nach, der alsbald in einer dunklen Seitenstraße untertauchte. Das silberne Etui, das auf Mulfords Schreibtisch gelegen hatte und dessen Fingerabdrücke trug, war spurlos verschwunden.

„Wieder einer!“, sagte Jonas B. Mulford dumpf und sah seine Braut an. Ihre zarte, schlanke Gestalt hatte mehr die ruhige Schönheit eines Veilchens als einer prachtvoll im Winde sich wiegenden Narcisse, was nicht parodiert ist, sondern wörtlich bei Wallace steht. „Du weißt, daß seit dem Tage, an dem ich dies Zimmer mietete, in kurzen Abständen an der Haltestelle dort rechts während der belebtesten Verkehrsstunden vollbesetzte Autobusse mitsamt der Passagiere spurlos verschwinden. Sieh hier her!“ Er ließ sie durch die Lupe auf den Titelkopf der ‚Hindostan Times‘ blicken; sie bemerkte, daß das n in dem Wort Hindostan ein wenig höher stand als die übrigen Buchstaben. „In der Setzerei der ‚Hindostan Times‘ sitzt ein Komplize der Bande. An jedem Tag, wo diese kleine Unregelmäßigkeit im Druck auftaucht, verschwindet um 11 Uhr 35 ein vollbesetzter Autobus spurlos von der Straße . . .“ Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn, aber sowie das Taschentuch sein Gesicht berührte, sank er mit einem unartikulierten Seufzer zu Boden. Sein Oberhemd im Westenausschnitt verschob sich bei dem Fall, und auf der braunen, schwarzbehaarten Brust zeigte sich das Brandmal der Sträflinge von Guyana. Aber niemand sah es, denn

das Mädchen war spurlos aus dem Zimmer verschwunden, und der Mann, der im Schrank versteckt stand, war seit seinem neunten Lebensjahr blind.

Es gibt im menschlichen Leben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal. Ein solcher Augenblick war es, als eines regnerischen Spätabends der letzte Omnibus der Linie 16 der Endstation zuschaukelte. Der Wagen war fast leer. In einer Ecke lungerte, scheinbar schlafend, eine verwahrlost gekleidete Frauensperson. Wer aber näher zusah, der bemerkte wohl, daß sie eher einem ruhigen Veilchen als einer sich wiegenden Narcisse glich. Ihr gegenüber saß ein kleiner katholischer Priester, der, offenbar ohne von der Schläferin Notiz zu nehmen, ungeschickt in seinen Taschen wühlte. Schließlich förderte er, nachdem er einen Haufen seltsamer Gegenstände hatte zu Boden fallen lassen, ein dunkelgrünes Fläschchen zutage, das er umständlich öffnete, um sich vorsichtig den Geruch des Inhalts zuzufächeln. Draußen stand der Schaffner und beobachtete aus den Augenwinkeln argwöhnisch jede Bewegung des armseligen Paters. Dieser Schaffner galt bei seinen Vorgesetzten als ein ungewöhnlich fähiger und zuverlässiger Beamter, aber der langaufgeschossene Inder, der in diesem Augenblick neben ihm an der Plattform lehnte, wußte sehr wohl, daß dieser Mann in Kapstadt lange Jahre wegen Scheckfälschung und Heiratsschwindels im Gefängnis gesessen hatte. Pater Brown war im Begriff, die ihm gegenübersitzende Schlafende in ein Gespräch zu verwickeln, als ihm rechtzeitig einfiel, daß er nicht bei Wallace, sondern bei Chesterton beheimatet sei, und so erhob er sich seufzend, verhakte seinen Regenschirm beim Absteigen in das Geländer und flüsterte nur noch, während ihm ein Windstoß die Brille von der Nase entführte: „Sie werden heute einen der interessantesten Morde erleben, die die Kriminalgeschichte kennt!" In diesem Augenblick lief ein großer Windhund quer über die Straße, der Omnibus stoppte rasch ab, aus der Dunkelheit ertönte ein gellender Pfiff, und im Nu hatte sich der lange Inder auf den Schaffner geworfen und ihn vom Wagen gestürzt. Die Frau, die in der Ecke des Wagens gesessen hatte, war, unter Zurücklassung einer Nummer der ‚Hindostan Times', spurlos verschwunden. In dem Zeitungsblatt war mit Rotstift eine Stelle angestrichen: „Heute ein Uhr nachts Eröffnung des Charivari-Kabaretts, 131 Lancashire Road. Gesellschaftsanzug erbeten."

„Jagen 131", rief fluchend Inspektor Walsh und klopfte seine Pfeife am Stamm einer großen Fichte aus. „Es ist Punkt ein Uhr. Ich halte dafür, daß Sie der fähigste Kriminalist unsres alten Europa sind, Tennisson, aber wenn ich ehrlich sein soll, so möchte ich zwanzig Pfund gegen einen Penny wetten, daß Ihre Vermutung Sie täuscht!" Der Andre schüttelte den Kopf: „Ich bin sicher, daß die Ermordung des Mulford mit diesem indischen Testament und dem Verschwinden der Omnibusse zusammenhängt. Gladys Boothman, die es wissen muß, hat mir nach dreistündigem Verhör gestanden, daß in einem Wagen der Omnibuslinie 16 das fragliche Testament des Rajah verborgen ist. In der Tat, wäre ich nicht im Staatsdienst ergraut...", er griff wie zur Bekräftigung nach seiner Ausweismarke, die in Blechprägung die Aufschrift Scotland Yard 9806 trug. „Halloh", rief plötzlich Inspektor Walsh, riß seine Pistole empor, ein Feuerstrahl beleuchtete für einen Augenblick das Gesträuch, dann hörte man den dumpfen Fall eines menschlichen Körpers. „Es ist Chandra Jingapur", murmelte ungläubig der glückliche Schütze und ließ seine Laterne aufleuchten. Ein entsetzlicher Anblick bot sich: etwa zwanzig Menschen, gefesselt und geknebelt, bedeckten den Waldboden. „Wieviele Personen wurden mit dem letzten Omnibus vermißt?" fragte er kaltblütig seinen Kollegen, aber der antwortete nicht. Er war spurlos verschwunden. Inspektor Walsh beugte sich nieder. Er

mochte die Sechzig überschritten haben, das Haar lichtete sich ihm eben an den Schläfen, aber dennoch konnte er noch als ein schöner Mann gelten. Die Gesichter der Gefesselten waren mit einer dünnen, silbergrau glänzenden Metallschicht überzogen. „Ich dachte es mir wohl", brummte Walsh, „— Verzinkt! Verflucht begabte Kerle, diese Asiaten." Mit einer heftigen Bewegung, die seine Rührung verbergen sollte, nahm er den Hut ab. Und nach einem stillen Gebet sagte er laut vor sich hin: „Heilige Hermandad, wer mag sie so gefesselt haben?" Im Licht der Blendlaterne blitzte ein Zettel auf, und Inspektor Walsh las, in der ungelenken Handschrift Gladys Boothmans geschrieben, die Antwort: „Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu werden." Geheimnisvoll rauschte in der Finsternis das Wasser der Themse.

Der Rheinlandsender von Johannes Bückler

Der Westdeutsche Rundfunk verschickt sein Jahrbuch 1929. Zunächst: ein typographisches und propagandistisches Meisterwerk. Dann: eins der besten Bücher der letzten Jahre. Jetzt weiß ich, warum alle Rundfunkhörer immer sagen: „Ich schalte Langenberg ein." Bisher hatte ich — der ich, durch den berliner Sender abgeschreckt, kein Rundfunkhörer bin — immer geglaubt, wegen der guten Jazzmusik. Wegen dieser bestimmt auch. Ferner aber aus den verschiedensten Gründen. In erster Linie wegen der unvergleichlichen Symphoniekonzertübertragungen. Es ist natürlich nicht zu verwundern, daß grade das Ausland, das den andern Darbietungen nicht so leicht folgen kann, diese am meisten lobt. Allein das kleine Dänemark meldet 75 000 tägliche Langenberghörer. In den englischen Zuschriften wird immer wieder betont, daß der Rheinlandsender durch die Qualität der Programme den Sender von Daventry bei weitem übertrifft. Es ist sehr klug von dem Ansager des Westdeutschen Rundfunks, wenn er anläßlich des englischen Lobs in einer Ansprache sagt: „Meine Damen und Herren ... Sie wissen alle, daß nach dem Sprichwort der Prophet in seinem Vaterlande zuletzt etwas gilt, aber wenn heute ... englische Zeitungen wieder und wieder in immer neuen Notizen den Sender in Daventry ermuntern, uns in der Programmbildung einzuholen ..., so wollen wir das ... nicht überschätzen, denn auch der Daventrysender steht im eignen Vaterlande und so flickt man ihm gern etwas am Zeuge ..." Viele der ausländischen Zuschriften sind ungewöhnlich herzlich. Da schreibt eine Französin aus Dun-seur-Meuse: „Tausend Dank für die schöne Sylvesterfeier am Altjahrsabend. Es möge, wie Herr Fr. C. so schön sagte zum Schluß, das neue Jahr ‚Frieden auf Erden' bringen, dies ist auch unser innigster Wunsch; möge recht bald der Tag kommen, wo sich Deutschland mit Frankreich die Bruderhand reicht zum ewigen Bunde ..."

Auch aus technischen Gründen sind die Anerkennungen aus dem Ausland äußerst interessant. Italien, Schweiz und Spanien nennen den Rheinlandsender abwechselnd „den König aller europäischen Sender", die „beste europäische Station" oder gar „die beste Sendestelle der Welt". Die Halbinsel Malakka (Hinterindien) meldet vollkommenen Empfang. Chicago

bezeichnet die Übertragungen als einen großen Genuß. Aus Afrika und Australien kommen ähnliche Meldungen. Auf Spitzbergen, auf „78° 15" nördlicher Breite, wird der Langenbergsender „viel besser als alle andern Sender" gehört.

Was uns aber an dieser Stelle weitaus mehr interessiert, als die künstlerische und technische Leistung, das ist die politische und kulturpolitische Tendenz des Westdeutschen Rundfunks. Aus den Ansagen Ernst Hardts, des künstlerischen Leiters, greife ich die über Emile Zola heraus, die er an dessen fünfundzwanzigstem Todestag hielt:

> ... bisweilen bietet die Geschichte das ungeheure, das erhabene Schauspiel, daß ein einzelner Mann, von diesem Gotte besessen, sich der Taubheit und Verirrung des öffentlichen Gewissens entgegenwirft und in prachtvollem Kampfe und prachtvollem Märtyrertum der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Siege verhilft. Solch ein Kämpfer, solch ein von wilder Liebe zum unbefleckten Gerechtigkeitsadel des Menschen entflammter, unbeugsamer Mann Emile Zola, der Arier, der für den unschuldig entehrten und verurteilten Juden Dreyfuß ins Gefängnis ging und Gerechtigkeit für ihn gegen das Tosen der betäubten Öffentlichkeit erzwang. Treten wir heute an sein Grab, aus dem ewig die große Rede klingen wird, die er in jenen furchtbaren Tagen an die Jugend gehalten hat. Ich lese sie: ...

Mustergültig sind die sieben Rundfunkvorträge, die Doktor Hans Stein über „Rußland von heute" gehalten hat. Umfassenderes kann in siebenmal zwanzig Minuten über das Weltereignis und Weltwunder, das wir alle miterlebt haben, nicht gesagt werden. Und auch nichts Objektiveres.

Eine besondere Einrichtung des Westdeutschen Rundfunks ist der „Schulfunk". Es wird da ein Unterschied gemacht zwischen den Sendungen für Volksschulen und für höhere Schulen. Wobei wieder der „Kölner Schulfunk für Volksschulen" besonders interessiert. Was bedeutet es zum Beispiel für eine Dorfschulklasse und deren Lehrer, wenn sie statt einer langweiligen Geographiestunde einen Forschungsreisenden, der den kleinen Ort nie besuchen würde, hören können! Oder wenn man nach einem vorhergegangenen Vortrag über deutsche Sagen die Ouvertüre, die Einleitungen zum zweiten und dritten Akt, Brautchor und Gralserzählung aus dem Lohengrin überträgt.

Ein Kapitel für sich: die Morgenfeiern. Ganz gleich, welcher der drei Konfessionen der Vortragende angehört, seine Ansprache hat immer gutes philosophisches Niveau und ist daher von äußerster Toleranz gegen den Glauben Andrer. Herrlich ist da die Rede des kölner Rabbiners Doktor Rosenthal: ‚Aus der Ethik des Talmuds.' Überflüssig zu sagen, daß kein kommunistischer Parteiredner eine ähnlich wirkungsvolle Rede für den Sozialismus halten wird:

> Andrerseits ist der Sklaverei von vornherein ein mächtiger Damm schon im Sabbathgebot entgegengestellt gewesen: „Damit ruhe dein Knecht, deine Magd und du selbst." Also jeder soll arbeiten, aber er soll richtig arbeiten. Ein Gewinn, der nicht durch wirkliche Arbeitsleistung herbeigeführt ist, sondern nur auf dem Einverständnis des Andern beruht, also nach Spielregeln, Wettgesetzen und Wucherverträgen erzielt wird, ein solcher Ge-

winn entwürdigt die Person; und wer diese Art des Gewinns zu seinem Gewerbe macht, der büßt nach dem Talmud die Fähigkeit ein, vor Gericht als Zeuge aufzutreten. Hierzu gehört als gewichtiges Moment das ganze biblisch-talmudische Zinsgesetz, das Verbot, vom Volks- oder Arbeitsgenossen für ausgeliehenes Geld Zinsen in irgend einer Form anzunehmen. Damit war, wie sich leicht ermessen läßt, eine eigentliche Geldwirtschaft in unserm Sinne überhaupt unmöglich. Das Kapital an und für sich blieb tot, es konnte keine Früchte, keine Zinsen bringen. Zinsen und Früchte brachte nur die produktive Arbeit. — Damit im engen Zusammenhang befindet sich die feststehende, von den Talmudgelehrten ohne Ausnahme geteilte Auffassung, daß die geistige Tätigkeit, wie von aller Selbstsucht und der Befriedigung des Ehrgeizes, so auch insbesondere von jedem materiellen Nutzen gelöst sein muß. „Mache dein Wissen weder zur Krone, dich damit zu schmücken, noch zum Spaten, um damit zu graben", lautet ein Kernwort des rabbischen Idealismus, das nicht bloß Theorie geblieben ist: die Talmudlehrer haben ohne Ausnahme in produktiven Berufen, zumeist als einfachste Handwerker, ihren Lebensunterhalt verdient ... „Gepriesen sei, der das Verborgene weiß, und gepriesen sei, der alle diese erschaffen hat, um mir zu dienen." Das ist ein feiner Ausdruck für den schöpferischen Erfolg der Arbeitsteilung und ihre Rückwirkung auf den einzelnen Menschen. Unter dem „Verborgenen" meint Ben Soma den in Wahrheit rätselhaften, wunderbaren Zusammenhang des Ineinandergreifens der einzelnen Kräfte und erkennt dankbar an, daß ein ganzer, wirr und ungeordnet sich zusammenballender Menschenhaufe in Wirklichkeit sämtliche in ihm vorhandenen Kräfte restlos in den Dienst jedes einzelnen Menschen stellt, indem dieser seine Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz alle seine Lebensbedürfnisse aus der Gesamtleistung aller übrigen befriedigt. Das Ergebnis einer solchen Betrachtung ist nicht Anmaßung und Hochmut, sondern die demütige Erkenntnis, daß Leben und Tun des Einzelnen zum Ganzen des Kulturgetriebes gehören, daß der Einzelne nicht mehr, aber auch nicht weniger ist als ein Stift und Schräubchen im großen Mechanismus des Gesellschaftslebens überhaupt.

Die Würde der menschlichen Arbeit, das ist uns bereits klar geworden, ist für den Talmud über jeden Zweifel erhaben ... Rechtlich und gesetzlich kommt diese Würde der Arbeit beispielsweise in der Vorschrift zum Ausdruck, die den bei seiner Arbeit sitzenden Handwerker zu irgend einer zeitraubenden Ehrerbietung nicht nur nicht verpflichtet, sondern sie ihm sogar untersagt. „In ihrer Beschäftigung begriffene Handwerker stehen vor den Gelehrten nicht auf, um sie zu begrüßen", lautet die diesbezügliche talmudische Rechtsnorm.

Daß eine solche Ansicht vom Werte der Arbeit auch den Gleichwert aller Arbeit in sich schließt, leuchtet ein ... Der Eine vollbringt Großes und der Andre Geringes — sie sind einander gleich, wenn nur eines Jeden Herz auf das Höhere gerichtet bleibt.

Es sei auch nicht eine Erinnerung vergessen, die seit Februar dieses Jahres besteht: jeden Tag wird über ein besonders hervorstechendes Ereignis ein kurzer Vortrag gehalten. Da hat nun Hermann Tölle zu der hamburger Phosgenkatastrophe folgendes gesagt:

Wir haben uns schon verschiedentlich über die Methoden unterhalten, die man in einem Zukunftskriege anzuwenden gedenkt. Wir wissen, daß man Kanonen und Bajonette nur noch als Kinderspielzeug ansieht, seitdem es der Wissenschaft gelang, Giftgase herzustellen, die in ihrer Anwendung einfacher, in ihrer Wirkung

aber schrecklicher sind als alle Mordmaschinen, die man zur Qual der Menschheit konstruierte.

Wir vergessen zu schnell!

Darum sind uns alle die Schrecken, die in den letzten Jahren des Krieges wach wurden, als die erste Kunde vom tötenden Gas, von „Blau- und Gelbkreuz" zu uns kam, nicht mehr stark in Erinnerung.

Wissenschaft, dieses hohe Kulturgut, das nur zum Besten der Menschheit angewandt, und Technik, dieses herrliche Produkt menschlichen Geistes, das nur zur Entwicklung der Zivilisation eingesetzt werden sollte, haben weitergearbeitet. Heute haben wir schon eine internationale Giftgaswissenschaft.

Einen kleinen Vorgeschmack von der Brutalität und der übersteigerten Unmenschlichkeit zukünftiger Kriege gibt ein Ereignis, das sich am Sonntag in Hamburg abspielte.

Die hamburger Katastrophe, meine Damen und Herren, hat uns mit aller Deutlichkeit gezeigt, was uns erwartet, wenn menschlicher Wahnsinn sich einmal mit Gift und Gas austoben sollte. Darum ist es die Pflicht aller, die es ehrlich meinen mit ihrem Volk und mit der Menschheit, dahin zu streben, den Ausbruch eines solchen Vernichtungskampfes zu verhindern. Wir kommen zu dieser Auffassung aus klarer Überlegung und nicht aus dem Gefühl der Minderwertigkeit, das man denen so gern nachsagt, die die Vernunft sprechen lassen. Uns hat diese Generalprobe genügt! Uns genügte schon der bittre Vorgeschmack.

Wundert es nach diesen Proben noch, wenn die Rundfunkhörer sagen: „Ich schalte Langenberg ein"? Die berliner Rundfunkhörer aber, die sich keinen so starken Apparat leisten können, daß sie ihren Sender ausschalten können, sollten so lange die Übertragung des westdeutschen Programms über Königswusterhausen verlangen, bis die berliner Funkstunde sich entschließt, ein besseres Programm zu senden.

Der dunkle Hügel von Alfons Goldschmidt

Die Nachtperlenstadt Rio de Janeiro, an einer diamantenen Bucht gelegen, überragt von seltsamen schwarzen Felsen, durchhaucht von allen Düften der Tropen, schon etwas veragiert, das heißt übergrandios, eine Stadt, schwül in ihren Tälern, frisch und kühn auf ihren Höhen, erregt das fiebernde Entzücken aller Touristen. Aber Rio ist nicht nur Tropenstrand, Palmen, Weihnachtsblumen, schwerer Nachtduft und süßer Morgenwind, schluchzende Glühketten am Abend, das Zuckerbrot mit dem Märchenblick und der Corcovádo mit seinen Windungen durch Orchideengebüsch, Riesenveilchen und über grausige Schluchten. Rio ist nicht nur die Stadt wiegender Mulattinnen und kranker Liebe, auf die sich der Fremde stürzt, die Stadt des Negerkarnevals, herrlichster Eislimonaden, halbfeuchter Brasilzigarren, des Dick-Kaffees und der unbeschreiblichen Terrassenbanketts auf den Hügeln über der Bucht. Wie jede Großstadt hat Rio sein Elend, seine Verrufenheiten, seine schmutzigen Nacktheiten, sein Menschengewürm, seine Jammerquartiere hinter den marmornen Protzigkeiten der Korso-Praja von Copacabana und Beira Mar.

Eines Abends, von der Terrasse eines entzückenden Gartenhauses auf dem kühlen Tropenberg Santa Tereza, sahen

wir inmitten der Perlenpracht dieser vielleicht schönsten Stadt einen dunklen Fleck. Helle Straßen zogen sich um ihn in die Villenviertel hinein, aber aus ihm kam kein Licht, nur ab und zu ein leiser Gitarreklang oder ein dunkel gesungener Kehllaut. Der Gastfreund sagte uns: das ist der Proletarierhügel in Rio. Die Bürger nennen ihn den Verbrecherhügel, die Polizei scheut dieses Quartier. Es sind an die Hänge geklebte Hütten, die fast wie Erdlöcher wirken. Die Menschen müssen keuchend das Wasser von unten schleppen, denn bis hierher ist die Wasserleitung noch nicht vorgedrungen, Kanalisation gibt es nicht auf diesem Hügel, jede Hygiene fehlt, jede Fürsorge, abgesehen von der Sorge des Hügeleigentümers um seine Mieten, die auch für diese Jammerwohnungen verlangt werden. Wenn ich, fuhr der Freund fort, Klimpern und Sang bis tief in die Nacht höre, steigt doch aus dieser Menschendunkelheit Zukunft, heller als die Perlenketten um die schimmernde Bucht von Rio.

Aber, so erzählte er weiter, der Kampf gegen das Licht, das der dunkle Hügel verlangt, ist grade in letzter Zeit immer schärfer geworden. Im Juli dieses Jahres wurde ein Gesetz von der Kammer angenommen, das der Bewohner dieses Hügels und andrer Armutsquartiere „La ley infame“ nennt. Mit 118 gegen 27 Stimmen wurde der Entwurf zum Gesetz gemacht. Es ist eine Erweiterung und Verschärfung des sogenannten Gesetzes gegen den Anarchismus. Nach der neuen Fassung ist der ein Verbrecher, der Arbeiter oder Angestellte durch Drohung oder Überredung den Unternehmern abspenstig macht. Ein Verbrecher ist, wer durch Drohung oder Gewalt Arbeitseinstellung erzwingt oder erzwingen will. Wer auf diese Weise Lohnerhöhung oder Arbeitszeitverkürzung anstrebt, ist ein Verbrecher.

Nach dem Gesetz kann die Regierung die Schließung von Vereinen, Gewerkschaften oder andern Arbeitnehmerzentren auf eine bestimmte Zeit anordnen, wenn diese Organisationen sich gegen die befohlene Ordnung, die Moral oder die öffentliche Sicherheit vergehen. Die Regierung kann die Verbreitung von Schriften verbieten, die Publikationsorgane der Verbände, in denen die genannten „Verbrechen“ propagiert werden, suspendieren. Sie hat ferner das Recht, an Stelle der Einsperrung in Korrektionsanstalten, Zellenkerker über Bettler, Spieler und Agitatoren zu verhängen.

Dieses Projekt wurde von dem katholischen Deputierten Annibal de Toledo präsentiert. Begründet wurde es mit dem alarmierenden Fortschreiten der kommunistischen Agitation. Toledo behauptete, daß Agenten der Komintern in Brasilien lebten, daß der Rubel rollte, daß Moskau die Gesandtschaft in Montevideo errichtet hätte, um von hier aus Propaganda nach Brasilien zu treiben, daß die londoner Sowjet-Handelsdelegation die Verbindung mit Südamerika hergestellt hätte und andres mehr. Er nannte sogar Summen, große Dollarkredite für eine Aktion, die nahe bevorstünde.

Als man die Publikation der Dokumente verlangte, antwortete das übliche Schweigen. Kein Mensch glaubt den Be-

hauptungen. Der einzige scharf-oppositionelle Abgeordnete im brasilianischen Bundesparlament, der Arzt Cevédo Lima, griff Toledo heftig an. Er wies auf den außerordentlichen politischen Einfluß der englisch-kanadischen Light and Power Company in Brasilien hin, beschuldigte England der Urheberschaft an diesen Manövern. Aber es half nichts, und auch der Protest des sehr gemäßigt liberalen Deputierten Mauricio Medeiros verklang ohne jede Wirkung. Medeiros berief sich auf die brasilianische Verfassung, die die Freiheit der geistigen Kultur garantiere. Man könne selbst dann nicht eine geistige Bewegung verbieten, wenn sie die Gottheit angreift. Vergebens. Das Gesetz wirkte und wirkt weiter.

Von den „subversiven Ideen" ist in Brasilien nichts zu merken, die Opposition ist klein und vorsichtig, und es kann kein Zweifel sein, daß Kirche und Dollar und auch das englische Pfund in dem Lande herrschen. Der Papst verteilt an hervorragende Getreue Grafentitel, schon hat, trotz Trennung von Kirche und Staat durch die Verfassung, ein brasilianischer Staat den obligatorischen Religionsunterricht wieder eingeführt, und Washington kann sehr spürbar in die Politik eingreifen, wenn es ihm notwendig scheint.

Viel gefährlicher als jene teils erdichtete, teils leise Bewegung, die vielleicht einige Idealisten, aber gewiß keine Organisation hat, und der auch die wissenschaftliche Quelle fehlt, ist das Einströmen der Dollarmillionen für Brasilien. Die Selbständigkeit des Landes ist viel mehr vom auswärtigen Kapital als von der wenig bedeutenden politischen Opposition bedroht, die im Gegenteil grade für die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit Brasiliens eintritt. Sie wendet sich gegen den Anspruch eines englischen Finanzagenten, die Innenpolitik des Landes gegen Pfunddarlehen zu dirigieren, und mehr noch gegen die Vergebung ungeheurer Reichtümer an das nordamerikanische Kapital. Es ist noch nicht lange Zeit her, daß man Henry Ford eine ungeheure Gummikonzession am Amazonenstrom gewährt hat. Es handelt sich um nicht weniger als eine Million Hektar Land. Auf diesem Gebiete und auf dem, das Ford noch hinzukaufen wird, kann der Automobilkönig einfach machen, was er will. Er kann sogar eine eigne Polizei dort organisieren. Er hat nicht nur Land gekauft, und zwar zu sehr niedrigem Preise, sondern auch die Menschen darauf und alle Hoheitsrechte eines Staates. Während Nordamerika es sich so bequem macht in Brasilien, beginnt es den Hauptreichtum des Landes, nämlich den Kaffeebau, durch eigne große Konkurrenzkulturen zu bekämpfen. Gelingt ihm das, so ist mit einer schweren brasilianischen Kaffeekrise, das heißt mit einer brasilianischen Wirtschaftskrise überhaupt zu rechnen, und der liebe Gott, der Brasilianer sein soll, wird dann New Yorker werden.

Rom und Wallstreet werden Brasilien gewiß Freiheit und Ausgeglichenheit nicht bringen. Auf dem dunklen Hügel in Rio ist mehr Licht und Zukunft als in den amerikanischen Portemonnaies und den römischen Kirchen.

Offner Brief an Angestellte von Erich Kästner

Vorgesetzte muß es geben.
Angestellte müssen sein.
Ordnung ist das halbe Leben.
Brust heraus und Bauch hinein!

Vorgesetzte tragen feiste
Bäuche unter dem Jackett.
Feist ist an dem Pack das Meiste,
und sie gehn nur quer ins Bett.

Sie sind fett aus Überzeugung.
Und der bloße Anblick schon
zwingt uns andre zur Verbeugung.
Korpulenz wird Religion!

In den runden Händen halten
sie Zigarren schußbereit.
Jede ihrer Prachtgestalten
wirkt, als wäre sie zu zweit.

Manche sagen (wenn auch selten),
sie verstünden unsre Not.
Und wir kleinen Angestellten
schmieren uns den Quatsch aufs Brot.

Atemholen sei nicht teuer,
sagen sie, und nahrhaft auch!
Und dann hinterziehn sie Steuer
und beklopfen sich den Bauch...

Nagelt ihnen auf die Glatzen
kalten Braten und Coupons!
Blast sie auf, und wenn sie platzen!
Gibt es schönre Luftballons?

Laßt sie steigen und sich blähen,
über Deutschland, hoch im Wind!
Bis sie alles übersehen,
weil sie Aufsichtsräte sind.

Wenn sie eines Tags verrecken,
stopft sie aus und weckt sie ein!
Tiere kann man damit necken,
Kinder kann man damit schrecken,
aber euch? Ich hoffe: Nein!

Bemerkungen

Und abends in den Reichstag . . .

Zuerst waren wir im Café Dobrin. Gegen 11 Uhr begannen wir uns zu langweilen und fragten den Ober, wo noch etwas los sei. Tanzen oder so. Er zuckte die Achseln: Zufälligerweise sei an diesem Sonnabend kein Ball, aber im Reichstag sei doch Nachtsitzung, wir sollten einmal versuchen.

Wir gingen hin, versuchten und hatten Erfolg. Die Portiers der großen Vergnügungsstätten sind unerbittlich: wer nicht ordnungsgemäß eine Ballkarte besitzt, kommt nicht herein. Die vom Reichstag sind zuvorkommender. Wir machten, soweit möglich, schöne Augen und Einiges dazu und bekamen unsere Tribünenkarten.

Drinnen war es hochmondän. Wir genierten uns etwas in unsern grauen Anzügen, denn es wimmelte von Smokings und Fracks. Zu Beginn der Sitzung war das Reichsministerium bis auf einige Lücken zur Stelle. An der Spitze Reichskanzler Müller im Smoking und einem weichen Hemd, das weit herausragte. Das gab der ganzen Gestalt etwas Monumentales. Offenbar kam er grade von einem offiziösen Diner, denn er saß etwas apathisch da, den Kopf in die Hand gestützt. Er, der sonst das überquellende Temperament in Person ist!

Im Plenum selbst ging es sehr angeregt zu. Die Abgeordneten standen in Gruppen beieinander und unterhielten sich darüber, woher sie grade kamen und wohin sie noch gehen wollten. Daß man den angebrochenen Abend nicht im Reichstage verbringen werde, war klar. Aus Höflichkeit hörte man sich den ersten Redner eine Weile an. Dann begann die Massenflucht. Der Herr Reichstagspräsident hatte zwar, wie es vorher hieß, den Ausschank von alkoholischen Getränken im Restaurant für die Nacht untersagt, aber hinterher drückte er beide Augen zu, und so saßen denn die Abgeordneten einschließlich der Reichsregierung ab ein Uhr im Restaurant friedlich beisammen und tranken, was sie lustig waren.

Im Saal blieben die Tribünenbesucher zurück und jeweils die Partei, deren Redner grade sprach. War der Redner fertig, so rief man eilig „bravo" und wechselte in das Restaurant hinüber. Nur der national-sozialistische Abgeordnete Göbbels, ein muntrer, jüdisch aussehender junger Mann im braunen Sakko, harrte aus, um in genau abgemessenen Abständen von je drei Minuten einen seiner wohlassortierten Zwischenrufe zu machen.

Ganz zu Anfang erblickte man auch das markante Kanzleisekretärgesicht Hugenbergs im Plenarsaal. Er tauschte mit einigen Freunden Händedrücke aus, gab Anweisungen, wie die Großindustriellen in den nächsten Monaten die unerträglichen Daweslasten auf die Arbeitnehmer abzuwälzen hätten, und verschwand wieder, ohne einen Blick auf die Rednertribüne geworfen zu haben, denn so etwas ist unfein. In der Wandelhalle spielten sich familiäre Szenen ab, die Abgeordneten und Minister hatten sich ihre Frauen und Bekannten kommen lassen. Angenehm plaudernd ging man auf und ab. Es konnte einem ja nichts geschehen, nachts um zwei Uhr. Keine Kabinettskrise tagte, und der Strom der Interessenten aus Handel, Industrie und Vereinsleben, der sonst die Couloirs des Reichstags füllt (natürlich nur aus rein privatem Interesse), fehlte ebenfalls.

Gegen drei Uhr wurde man müde, und so machte man Schluß. Grade in dem Augenblick, als es eigentlich losgehen sollte. Auf der Tagesordnung stand nämlich ein Antrag auf Genehmigung zur Strafverfolgung des national-sozialistischen Abgeordneten Strasser. Den ganzen Abend hatte man geglaubt, jetzt würde es endlich Krach geben. Aber wenn

die Abgeordneten einmal müde sind, dann sind sie es wirklich. Man sagte Ja und Amen, und aufatmend beendete Löbe die Sitzung. Das Haus wäre auch kaum mehr beschlußfähig gewesen. Das Restaurant schon eher. Gähnend zahlte man die Zeche, die Lichter wurden ausgeknipst.

Zusammen mit dem Reichskanzler verließen wir das Haus. Er trug, wie uns auffiel, ein grünes Jägerhütchen. Ein Tipp für die Herrenmode der kommenden Saison.

„Nun erkläre mir eins", fragten mich meine Bekannten, „du weißt doch so gut Bescheid in diesen Dingen: da hat jeder Redner eine halbe Stunde über den Nachtragsetat gesprochen. Jeder von ihnen hat gesagt, er würde das, was er sagte, noch ausführlicher in den Ausschußsitzungen sagen. Nachdem alle Redner das gesagt hatten, wurde die Beratung über den Nachtragsetat geschlossen und die Vorlage dem Ausschuß überwiesen. Warum mußte man deshalb eine öffentliche Sitzung machen, und warum wurde drei Stunden geredet, wenn man doch vorher wußte, daß Beschlüsse erst viel später gefaßt werden können . . .?"

„Ihr seid undankbare Kerle," erwiderte ich wütend, „das Parlament ist nicht dazu da, daß ihr dreckige Bemerkungen darüber macht. Auf eurer Tribüneneinlaßkarte steht, daß die Besucher sich jeder Meinungsäußerung zu enthalten haben. Das gilt auch für die Zeit nach dem Besuch. Zum Donnerwetter, das Parlament ist doch kein Theater, dessen Aufführungen man kritisieren kann! Das Parlament ist des Parlaments wegen da, und am besten wäre es, wenn die Zuschauertribünen überhaupt verschwänden. Wenn ihr mit dem System unzufrieden seid, so gründet eine Partei und laßt euch ins Parlament wählen. Dann werdet ihr schon begreifen, daß man reden muß, wenn man sich vertagen will."

Sie versprachen, meinen Rat in einer Ausschußsitzung zu erwägen.

Jakob Links

Fabel

Da stand der Hund vor der Hundehütte, sein Fell war gesträubt wie die Borsten einer Bürste, er lauschte in die weite Nacht. Aus der Nacht ertönte ein Geheul.

Es begann hinter dem Wald, und es pflanzte sich zur Schlucht hinüber fort, sacht ansteigend, wenn es dort angekommen war, so antwortete eine heulende Stimme, die so jäh anstieg, daß der Hund zitternd in sich zusammenkroch. Dann begann er zu bellen.

Er bellte, gleich heiser einsetzend, so aufgeregt war er; Schaum troff ihm aus dem Maul, er bellte mit der Seele, seine Flanken flogen, obgleich er gar nicht gelaufen war, er stemmte alle vier Pfoten fest auf die Erde, um bessern Halt zu haben — und Geifer, rasende Tobsucht und Wut waren in seiner Stimme . . . Da erwachte sein Herr.

„Das sind die Wölfe", sagte der Mann hinter sich in die Hütte, band den Hund los, der ihm nicht von den Hacken wich; er schritt in die Hütte zurück, entsicherte das Gewehr, das an der Wand hing, legte sich zu seinem Weib. . . . Das Herdfeuer glomm; der Hund träumte . . . Wenn das Geheul draußen von neuem einsetzte, richtete sich der Hund schnaufend auf, ein kurzer Ruf des Mannes zwang den Knurrenden in die Ruhestellung. . . . Da lag er.

Da lag der Verräter.

Da lag der, der sich vor achttausend Jahren von den Wölfen losgemacht hatte: für Fressen, Sicherheit und einen warmen Platz in der Hütte. Sie hätten ihn zerrissen, wenn sie ihn bekommen hätten — in ihren Zähnen zerknirscht, zermalmt, zunichte gemacht. Er gab vor, sie zu verachten; aber er haßte sie, weil er sie fürchtete. Der Herr nannte ihn treu und wachsam — es war ganz etwas andres. Um ganz etwas andres ging der

ewig währende Kampf zwischen den wilden Hunden und dem gezähmten Hauswolf. Der Kampf ging um die Seele.

Anklage und Urteil war ihr Erscheinen; tiefster Vorwurf ihre Witterung; Donnerspruch ihre Stimme; Glanz des Himmels vor dem Sünder in der Hölle ihre Gestalt — er krümmte sich, wenn er nur an sie dachte. Er wand sich: denn sie hatten recht! sie hatten recht! sie hatten recht! Er war abgefallen, zum Feind übergegangen: aus Feigheit, aus Verfressenheit, aus Faulheit; aus hündischem Stolz, sich in der Gunst seines Herren sonnen zu dürfen, und womit war diese Gunst erkauft!

Er haßte sie um ihrer Freiheit willen — er war zu schwach, die noch zu wollen. Er ließ sie entgelten, was er nicht hatte werden können. Sie hatten die Freiheit, die herrliche Freiheit und ein hartes Leben — aber sie sollten gar nichts haben! Er haßte sie, weil sie nicht in der Wärme fressen wollten wie er, und er haßte sie, weil es ihm alles, alles nichts genutzt hatte: der Verrat nicht, die Wachsamkeit nicht, die gebratenen Fleischstücke nicht. Er war ein Verschnittener; was da draußen rief, war die Manneskraft, waren die Treue, der Wille und das Herz — was war ihm geblieben! Eine Hundehütte war ihm geblieben.

Ein besonders schriller Schrei drang in die warme Finsternis. Diesmal konnte der am halb verglommenen Feuer nicht an sich halten — laut bellend fuhr er in die Höhe. Mit einem jaulenden Schmerzenslaut duckte er sich nieder: ein Stück Holz war ihm krachend in die Weichteile gefahren. Der Wille des Herrn hatte gesprochen. In hohen Tönen wimmernd lag er gekauert und horchte auf die Stimme der Natur, auf die Stimme der ungebändigten Freiheit, auf die mahnende Stimme, anmahnend das verpfuschte Leben seiner Generationen. Da lag er: ein wohlgenährter Verräter. Ein in Sicherheit lebender Verräter. Ein zutiefst unglücklicher Verräter. Nun war es ganz still geworden. Der Hund schlief.

*

Zwischen Otto Wels und Lenin bestehen gewisse Gegensätze.

Ignaz Wrobel

Brief über einen Herrn Tucholsky

Redaction
„Die Molke"
Fachblatt der Molkerei- und verwandten Betriebe

Nachdruck erbeten!

Unterzeichnete bitten um Abdruck folgender Erklärung!

Ein Herr Tucholsky, der nach unsern Informationen in einem pazifistischen Blatte als Redakteur tätig sein soll, hat u. a. in einem Buch: Das Lächeln der Mona Lisa, Seite 321 oben unter dem Titel: Wie kommen die Löcher in den Käse? ein Elaborat verfaßt, welches geeignet ist, den uns vom Herrn Reichspräsidenten zugebilligten Frieden aufs empfindlichste zu stören und weitere Kreise der Käsekonsumenten und Produzenten in ihren Gefühlen zu verletzen. Nicht nur daß besagter Herr die Löcherlichkeit der diesbez. Käse ausschließlich ausländischen Fabrikationsmethoden (Zitat: in der Schweiz machen sie das sehr schön!! sic!) zuschreibt unter Hintansetzung der einheimischen Geschäftsinteressen, so schildert auch besagter Herr in komisch sein sollenden Übertreibungen einen aus dem Streit um die Herkunft der Löcher entstandenen Familienzwist, welcher nicht nur das Ansehen der deutschen Familie in einem traurigen Lichte erscheinen läßt, sondern auch die Folgen des Käsegenusses in Mißkredit bringen muß. Abgesehen von der schon erwähnten Übertreibung, indem eine einfache Anfrage bei der Zeitschrift: Die Molke alle Weiterungen vermieden hätte, ist es besonders seitens eines sogenannten Pazifisten betrübend, daß ein von ärztlichen Fachkreisen als hervorragend zu Volksernährungszwecken bezeichnetes Genußmittel zu einer Löcherlichmachung mißbraucht wird. Aber so sind diese Herren, wobei wir die reli-

giöse Frage gar nicht einmal berühren wollen, weil auch Herren des mosaischen Bekenntnisses unsrer Organisation angeschlossen sind und verurteilen diese aufs Schärfste das Verhalten des pp. Herrn Redacteurs.

Indem wir gegen diese Schädigung unsrer durch den Schandfrieden sowieso schon schwer geschädigten Berufsgenossenschaft Protest einlegen, zeichnen wir

Hochachtend

Walter Mehring

Molkenproductenverwertungs-interessengemeinschaft

P. S. Wir sind neugierig, ob das Pazifisten-Käseblatt loyal genug ist, obige Erklärung seinen pp. Lesern zugänglich zu machen.

Der Abituriententag

Der Abituriententag, die Geschichte einer Jugendschuld von Franz Werfel, ist zu Anfang des Jahres bei Paul Zsolnay in Wien erschienen. In jenen Wochen, als die Zeitungen von den Berichten des Hußmann-Prozesses erfüllt waren, mag das Buch dem Nachdenklichen erneut aktuell erschienen sein.

Wohlgemerkt: es handelt sich um eine äußerlich wie innerlich ganz indirekte Aktualität. Es ist die Geschichte einer Haßliebe zwischen zwei Knaben, die zu Vernichtung statt zu Freundschaft führt. Das Motto aus den Wahlverwandtschaften: „Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe", das dem Werk voransteht, ist fehl am Platze, da es nicht befolgt wird; es hätte Hesses „Demian" einleiten dürfen, diese edelste Gegenwartsgeschichte einer Knabenfreundschaft, in der der Schwächere sich willig und glücklich der Führung Max Demians, seines großen Dämon, hingibt. Aber Sebastian hat nicht die große Kraft der Hingabe; er geht im Gegenteil darauf aus, Adler, den weit Überlegenen, zu entthronen, sei es auch mit Lüge und Betrug. Die geistige Entthronung gelingt auf unfairste Weise, aber damit nicht genug: er blamiert den körperlich Unzulänglichen, nutzt seine Schwächen aus, um ihn teuflisch zu demütigen, er gewöhnt ihn an Alkohol, Schuleschwänzen und nächtliche Bummelei, verleitet ihn zu Fälschungen im Klassenbuch und zwingt ihn, sich selbst rettend, zur Flucht nach Amerika. Es ist Sebastian, dem bösen Dämon aus Schwäche, gelungen, Adler zu vernichten, nicht aber, ihn zu verderben. Zuletzt bleibt seine innere Reinheit unbesiegbar, und so ist denn sein Gegner niemals endgültig mit ihm und dem eignen Gewissen fertig geworden.

Nun, und die Parallele zu heute, zu dem Fall Hußmann? Sie ist recht unsensationeller Art. Zwischen Adler und Sebastian bestehen — außer natürlich für den Psychoanalytiker — keinerlei homosexuelle Beziehungen, und die Erotik spielt in dem Buch keine größere und keine kleinere Rolle als jedes andre Problem, um das junge Menschen sich die Seelen zermartern. Es geht um Theosophie und Spiritismus, um Lesekränzchen, Kaiserdramen, um Sport, um Schulangelegenheiten, um künstlerische Probleme, um die urewige, verzweifelte Frage nach Gott und nach dem Warum dieser Welt vor allem! Es ist durchaus anzunehmen, daß die Jugend von 1928 sich unter anderm auch noch um die gleichen, nämlich die ewigen Probleme kümmert wie die von 1902; was bei Gladbecker Primanern Bibelkränzchen heißt, nennt sich in Wilmersdorf vielleicht Freier Diskussionsabend. Darf man endlich in diesem Zusammenhang einmal aussprechen, daß nach der jahrelangen Unterschätzung und Unterdrückung des Sexuellen heute das Gegenteil schon annähernd ebenso viel Schaden anrichtet? Niemand leugnet die Existenz des sexuellen Problems, aber es war und ist nicht das einzige. Wer ohne Voreingenommenheit die Verhandlungen des Hußmann-Prozesses verfolgt hat, wird bestätigt gefunden haben, was die Bücher der Gegenwart meist erst noch schüchtern durchblicken las-

sen und was Werfels Roman rein durch die Überzeugungskraft einer großen seelischen Darstellungskunst endlich einmal wieder zwingend bewußt macht: daß vom Geist noch immer genau so starke Erschütterungen ausgehen wie vom Leib.

M. M. Gehrke

Nation und Likör

Eine bayrische Likörfabrik hat es auf die bessern Herrschaften abgesehn. Sie schickt — „an alle Haushaltungen in Vorderhäusern" — einen Kalender für das nächste Jahr. Darin wird zum Trinken und zum Denken aufgefordert. Trinken sollst du die angeführten Marken. Und denken an den verloren gegangnen Krieg. Du kannst es auch umgekehrt machen: erst denken und dann trinken. Trinken aber sollst du auf alle Fälle.

Die bayrische Schnapsfirma macht zur Hebung des Alkoholkonsums den Schmachfrieden mobil. Er ist kein übles Reklamemittel. Manch einer greift bei dem Gedanken an Versailles spontan zur Flasche und löscht den flammenden Gram mit Alkohol. Wir haben in jeder Richtung Land verloren: im Osten, Westen, Süden und Norden. Und dieser Schnapskalender zwingt dich nun, systematisch dran zu denken. Er macht dir mit Holzschnitten die Sache plastisch. Im Januar zeigt er dir das Deutschritter-Schloß Mewe an der Weichsel, und bei Besichtigung dieses Bauwerks wird dir empfohlen, den für diese Jahreszeit sehr passenden und eigens für bessere Herrschaften gebrauten Burgunderpunsch zu schlürfen. Annexionisten wird dabei erheblich wohler. Im Februar — bei Vanillepunsch — ist eine Betrachtung des vereisten Memeldeltas vonnöten unter Berücksichtigung der brutalen Tatsache, daß 2300 Quadratkilometer Landes und 140 000 Deutsche dem bösen Feind anheimgefallen sind.

Im April werden wir gebeten — „Deutsche, gedenkt der geraubten deutschen Gebiete!" —, das Straßburger Münster zu beaugenscheinigen. Benediktbeurer Klostergold macht den Verlust eventuell erträglich. Zwetschgenwasser hingegen versöhnt mit dem nicht minder verlorenen Lothringen. Im Juni winkt die deutsche See. Trink Prünelle, und dir wird gleich besser, wenn du dich dem verlorenen Schleswig näherst.

Wißt ihr, wogegen Gebirgsenzian gut ist? Gegen Südtirol. „Der völkerrechtliche Grundsatz, daß Privateigentum auch im Krieg unverletzlich sei, ist von den Siegerstaaten auf das schmählichste verletzt worden." Ein Glück, daß sie uns den Cherry Brandy gelassen haben.

„Trennen uns Deutsche wirklich Parteigrundsätze und Ansichten so weit, daß wir uns nicht einmal in diesem einen Streben nach Wiedergewinnung des uns Geraubten einig zusammenfinden können?" Deshalb sollte jeder Deutsche soviel Nationalgefühl haben, daß er seine Schnäpse nur von Anton Riemerschmid bezieht.

Bruno Manuel

Liebe Weltbühne!

An der Suche und Rettung Nobiles beteiligte sich die russische Regierung bekanntlich mit allen Kräften. So stellte sie auch ihre sämtlichen Funkstationen kostenlos zur Verfügung. Am Tage, nachdem die Blätter die Mitteilung von der gebührenfreien Beförderung sämtlicher auf Nobile bezüglichen Depeschen gebracht hatten, funkte ein moskauer Nepmann an seinen Geschäftsfreund in Kiew:

„Suchet Nobile; falls ihn nicht findet absendet acht Waggon Gerste "

Fünf Minuten vor Zwölf

Nun sei bedankt, mein lieber Schwan.
Die letzten Stunden schwanden.
Es hat sich allerhand getan.
Gut, daß es überstanden.

Die Welt blieb stehn. Was ist dabei?
Die Freiheit ist ein Märchen.
Noch gibt es Punsch, noch gibt es Blei.
Prost: Auf ein neues Jährchen!

Karl Schnog

Antworten

Junger Buchhändler. Darauf müssen Sie nichts geben. Wenn Sie einmal älter sind, dann sorgen Sie dafür, daß Ihr Buchhändler-Börsenblatt nicht so einseitig redigiert wird, wie es heute der Fall ist — und dazu liegen die Redakteure noch auf der falschen Seite! Es ist immerhin mehr als seltsam, daß von so vielen wertvollen deutschen Literaturgeschichten grade die wertlose des Herrn Eduard Engel bei euch empfohlen wird... „Das Buch scheint uns vor allem für die Fortbildung des jungen Buchhändlers mit großem Nutzen verwend- und verwertbar. Wir glauben es, in dieser Hinsicht ganz besonders zur Beachtung empfehlen zu dürfen." Sagt doch die Wahrheit! Ihr empfehlt das, weil euch eine solch banausische Beurteilung großer Kunstwerke in die reaktionäre Richtung paßt — gegen Wedekind, gegen Sternheim, gegen Hauptmann — für Sudermann, für einen Possart-Goethe, wie Herr Engel ihn auffaßt, für Staub und Leder und Moder. Arme Kundschaft der so vorgebildeten Buchhändler! Junger Buchhändler — tun Sie etwas für Ihr Blatt, also gegen Ihr Blatt!

Märchendichter. Was ihr der Jugend an Weihnachtsstücken bietet, ist im allgemeinen derart, daß die Eltern nur mit blauer Brille und Scheuklappen ihre Kinder begleiten können. Man muß schon nach Leipzig fahren, wo sie die „Zauberkutsche" von Walter Brügmann und Hans Reimann spielen. Hier sind die Requisiten des Kinderalltags auf das anmutigste in eine Zauberhandlung eingeschoben. Um die zwei drückenden Stunden vor der Bescherung zu überwinden, fahren die Kinder in der häuslichen Badewanne über Land und Meere, und überall steht in Lebensgröße herum, was nachher als Spielzeug auf dem Gabentisch liegt. Und wenn der kleine Mohr die falsche Wunderblume ergreifen will, so rufen ihm, wie weiland in Reinhardts „Danton", ein paar helle Stimmen aus dem Parkett zu: „Die andre!" Und Kinder und Eltern brüllen vor Aufregung mit.

Scheto. Unter dieser Signatur klebt an den Plakatsäulen Berlins ein Riesenporträt der Greta Garbo, das jeden Kunst- und Naturfreund in Krämpfe versetzt. Der Fall ist keine Ausnahme, sondern durchaus typisch. Genau dieselben giftfarbnen Bilderbogen, die hier aus Greta Garbo eine fettig-sinnliche Haushälterin mit verkniffnem Mündchen und verblödeten Augen machen, verunstalten heute alle unsre Filmschauspieler, von Asta Nielsen bis Harry Liedtke. Wir hatten bis vor ein paar Jahren eine ausgezeichnete Plakatkunst. Große farbige Flächen wurden dekorativ gegeneinander gestellt. Wenn man das heute für überlebt hält und mehr naturalistische Plakate wünscht, müssen es diese scheußlichen Schinken sein, gegen die die Werke des Hofmalers Fischer hochwertige Porträts sind? Warum dann nicht riesenhaft vergrößerte Photos? Zöge eine Photographie der Greta Garbo nicht mehr Leute ins Kino als so ein Bastard aus Schönheit und Scheto? Und haben wir nicht begabte Zeichner genug, die neuartige Plakate liefern könnten? Warum probiert man nicht Holtz, Simmel, Godal, Koser, Linnekogel — um wahllos ein paar Namen zu nennen. Für wen arbeiten Matejko, Kainer, Hohlwein, Arnold, Grosz, McKing? Wir verlangen ja gar keinen Toulouse-Lautrec, aber warum diese stupiden Anstreichermeister? Geben die Filmgesellschaften das Geld für die Plakate aus, um das Publikum zu verjagen?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der zerbrochene Dreizack von Lothar Persius

Herrn Groener zur freundlichen Beachtung

„The trident is broken. Das stolze Wort Britannia rules the waves gilt nicht mehr", so liest mans in unzähligen Aufsätzen der britischen Fachliteratur, und gefordert wird: „Adopt a ‚Blue Sky' policy. Die ‚Blue Water' policy hat uns wohl gute Dienste in der Vergangenheit geleistet. Sie muß jetzt aber zum alten Eisen geworfen werden." Mit andern Worten heißt das alles: Baut keine gepanzerten Kriegsschiffe mehr, baut nur noch Kampfflugzeuge.

Kommt diese Forderung aus dem Mund einiger Extremisten, einiger in der Luftschiffahrt beschäftigten Offiziere, einiger an der Konstruktion von Flugzeugen interessierten Firmen? Nein, zumeist sind es Admirale, die — oh Wunder — für den Ausbau einer Waffe eintreten, von der sie persönlich keinen Nutzen haben, die ihnen kein beschleunigtes Avancement verspricht. Flugzeuge werden von Leutnants geführt, Flugzeuggeschwader höchstens von Kapitänleutnants. Für Admirale ist herzlich wenig Raum in der Organisation, ähnlich wie es beim U-Bootwesen ist. Mit welchen Argumenten plädieren diese Admirale für den forcierten Ausbau des Luftwesens?

„Bis 1914 wurde Albions Weltmacht, seine Beherrschung der „higways of the nations" durch die schwer bestückten und gepanzerten Dreadnoughts gewährleistet. Sie schützten unsre meerumspülten Eilände mit ihren stählernen Leibern. Im Kriege räumte das U-Boot ein wenig mit unsrer splendid isolation auf. Das Auftauchen des Torpedos und der Mine, und vor allem der unterseeisch operierenden Fahrzeuge störten die Kreise der Seetaktiker. Ihre Maximen wurden aber völlig über den Haufen geworfen durch die rapide Entwicklung der Aeroplane. Unsre Hauptsorge im Kriege bleibt die Aufrechterhaltung des Seeverkehrs. Der erste Lord der Admiralität, Admiral Bridgeman, schrieb in die Erläuterung der letzten navy estimates diese Sätze: „Unsre Flotte soll ‚the human and industrial stomach' sättigen," das heißt, sie soll die Zufuhr an Nahrungsmitteln und Rohstoffen sichern. Was erhält England von Übersee? Tee, Kaffee, Kakao, Zucker, Reis: alles, Fleisch: 50 Prozent, Käse, Butter 65, Getreide 70, dann an Rohmaterialien: Baumwolle, Seide, Kupfer, Hanf, Nickel: alles, Wolle: 93 Prozent, Zinn, Zink 98, Blei 94, Eisen 33, flüssige Brennstoffe 96.

Die für das Flugwesen eintretenden Admirale bestreiten, daß die Flotte der Aufgabe „the human and industrial stomach" zu sättigen, gewachsen sei. Sie sagen, schon im Weltkrieg

wäre es den Deutschen möglich gewesen, falls sie über 120 U-Boote verfügt hätten, uns auszuhungern. Heut hat das U-Boot infolge der vervollkommneten Bekämpfungsmethoden nur noch problematischen Wert. Aber von gar keinem Nutzen sind alle großen gepanzerten Kriegsschiffe. Sie sind ohnmächtig gegenüber dem Flugzeug. Diese Behauptung wird begründet durch die Ergebnisse zahlloser Versuche und Manöver, bei denen die von Flugzeugen geworfenen Bomben exorbiante, jede Vorstellung übertreffende Zerstörungskraft bewiesen. Linienschiffe von 20 000 Tonnen Größe wurden, von einer Bombe getroffen, in Zeit von knapp einer Minute auf den Meeresgrund gelegt. „Marlborough", ein Linienschiff von 30 000 Tonnen schleppte sich, nachdem eine nur 400 Pfund schwere Bombe auf seinem Deck gelandet war, mit Mühe und Not in den Hafen, wo seine Reparatur neun Wochen beanspruchte. Die Wirkung der von oben kommenden Bomben läßt sich nicht vergleichen mit der von Granaten, die aus Schiffsgeschützen gefeuert werden. Letztere schlagen in die Seiten der gepanzerten Schiffe ein und finden hier mehr oder minder Widerstand, je nach der Dicke des Panzers. Die Wasserlinie ist zum Beispiel 355 Millimeter stark geschützt. Die Decks können aus Stabilitätsgründen nicht mit einer stärkern Panzerung versehen werden. Die stärkste Panzerung überschreitet selten 100 Millimeter.

Die Gegner der Kampfflugzeuge wenden ein: Versuche im Frieden besagen wenig, vor allem, falls die Flugzeuge gegen still liegende Schiffe eingesetzt werden. Im Krieg, wenn die Antiluftkanonen feuern, werden die Flieger keine Treffer erzielen. Worauf die Gegenseite antwortet: Es wurde längst festgestellt, daß die gesamte Antiluftartillerie nahezu wertlos ist. Das Flugzeug ist so geschwind, daß es nicht getroffen wird. Es gibt jetzt Kampfflugzeuge, die über 200 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Die Plattform, auf der die Abwehrkanonen stehen — das heißt die Kriegsschiffe — bewegt sich, schwankt auch schon bei ruhiger See. Wenn die angreifenden Flugzeuge direkt von vorn oder hinten in der Kielrichtung dicht über die Kriegsschiffe hinstreichen, sind die Bordgeschütze gar nicht imstande, sie unter Feuer zu nehmen. Der Einwand, ein Kriegsschiff könne sich durch Zickzackfahren, wie es etwa beim Angriff eines U-Bootes geschieht, vor den Bombenwürfen der Flugzeuge retten, ist absurd. Die Luftblasen verraten den Lauf des verhältnismäßig langsam sich fortbewegenden Torpedos. Ihm kann durch geschicktes Manöverieren unter Umständen aus dem Wege gegangen werden. Das Flugzeug ist viel zu rasch, und der Fall seiner Bombe braucht längst noch nicht eine Minute. Bis ein modernes Schlachtschiff vom gestoppten Zustand auch nur 12 Knoten Fahrt aufgenommen hat, vergehen 9 bis 10 Minuten. Läuft es aber äußerste Kraft, also etwa 26 bis 27 Knoten, so verstärken

sich die Vibrationen des Decks so sehr, daß ein Zielen kaum mehr möglich ist. Weht gar noch eine Briese von selbst nur 3 bis 4 Stärke, so ist jedes Einvisieren ausgeschlossen. Dem Flugzeug hingegen macht starker Wind nichts aus. Es ist so schnell, daß es sich sozusagen stets selbst den Wind von vorn schafft. All das ergab sich einwandfrei aus Manövern. Auf das Linienschiff „Agamemnon" wurden in hoher Fahrt unter den schwersten Wind- und Wetterverhältnissen von Flugzeugen 48 Bomben lanziert, von denen 45 trafen. Erhöht werden die Chancen des Flugzeugs bei diesigem Wetter, wenn es plötzlich aus Dunst und Nebel über dem Zielobjekt erscheint. Auch die Nacht bietet günstige Gelegenheit für den Angriff. Schiffe können wohl nach der Seite hin völlig abgeblendet und so nahezu unsichtbar gemacht werden, aber von oben her ist es dem Flieger unschwer möglich, größere Schiffskörper auszumachen. Das Deck eines großen Panzerschiffs, wie zum Beispiel der „Nelson", ist eine prächtige Zielscheibe: 214 Meter lang, 32,3 Meter breit. Es ist kein Kunststück für einen Flieger, seine Bombe auf ihm landen zu lassen.

So also sprechen zahlreiche britische Admirale von Ruf, die für die Luftmacht eintreten. Sir Cyprian Bridge schrieb: „Das Flugzeug wird den wichtigsten Platz im Zukunftsseekrieg einnehmen." Sir Reginald Bacon fragt: „Wozu brauchen wir heut überhaupt noch die teuern Panzerschiffe?" Admiral Whittingham äußert sich im gleichen Sinn, er sagt: „eine einzige Bombe eines Flugzeugs bedroht die Existenz des größten Schlachtschiffs. Vor dem Skagerrak setzten zehn Pfund Explosionsstoff (aus Schiffsgranaten) eins unsrer stärksten Schiffe außer Gefecht. Viele Bomben von je hundert und mehr Pfund Gewicht kann ein Flugzeug an Bord führen." Admiral Viscount Jellicoe schreibt in seinem Werk „The Grand Fleet 1914—16", daß stets die größte Sorge vor Nachtangriffen von Torpedo- und U-Booten geherrscht habe. „Jeder ältere Offizier wird solchen Attacken aus dem Wege gehen, trotz bester Scheinwerfer." Worauf ihm Sir Percy Scott erwiderte: „Wenn schon damals Angst vor dem nächtlichen Kampf mit Torpedo- und U-Booten bestand, wie wird es in Zukunft sein, wenn Flugzeuge angreifen!" In Spanners Buch „Armaments and the Non-Combattant", im Kapitel „Warship or aeroplane?" liest man: 200 erstklassige Kampfflugzeuge lassen sich in kürzester Zeit für 800 000 Pfund herstellen. Sie benötigen zu ihrer Bedienung 200 bis 400 Mann. Ihre laufende Indiensthaltung verursacht minimale Kosten. Die Indiensthaltung eines großen Panzerschiffs verschlingt hingegen enorme Summen. Die „Nelson" zum Beispiel verbraucht alljährlich 360 000 Pfund, ein Panzerkreuzer — Schlachtkreuzer —, wie die „Queen Elizabeth" 305 000. Der Bau der „Nelson" dauerte vier Jahre acht Monate (Kiellegung im Dezember 1922, in Dienst August 1927) und

kostete 7 Millionen Pfund. Die Besatzung beläuft sich auf 1400 Köpfe. Das Schiff trägt neun 40,6 cm-Geschütze. Der Admiral Sueter schreibt in „Airmen or Noahs": „Was für ein Nonsens sind diese big guns? Mit ihnen kann man kein Flugzeug abschießen." In Lord Brasseys „Naval annual" finden sich Stimmen aus den verschiedensten Ländern, die sämtlich den Bau von Panzerschiffen verurteilen. Commander van de Fen (italienische Marine) äußert: „Überwasserschiffe müssen im Zukunftskrieg im Hafen bleiben, wo sie eine gute Beute für Flugzeuge sind." Admiral Sims (Nordamerika): „Bisher hieß es, das Panzerschiff sei das Rückgrat jeder Flotte. Heut ist es das nicht mehr. Ein Panzerschiff verfügt als Waffe gegen Flugzeuge nur über seine kleinen Antiluftkanonen. Mit denen kann es gar nichts tun." Mitchell, erste amerikanische Autorität, schreibt: „Ich halte den Gedanken, sich gegen Flugzeugangriffe durch Antiluftkraftgeschütze verteidigen zu wollen, für völlig abwegig." Admiral Sturdee sagt: „Ich verstehe die Regierung nicht, die Geld für Panzerschiffe ausgibt, statt nur Flugzeuge zu bauen." Und endlich Spanner meint drastisch: „Die wahre Ursache für diese verblödete Baupolitik? Political chiefs are so foolish as to speak optimistically of something, which they do not understand!"

Die Extremisten indessen übertreiben, wenn sie den Vorwurf erheben, das Flugwesen fände nicht genügende Beachtung. Tatsächlich ist die Organisation des Luftwesens nirgends so weit vorangeschritten wie in England. Wenn auch die Zahl der französischen Kampfflugzeuge die der englischen übertrifft, so sind das britische Material und die Organisation erheblich besser. Immer mehr wird anerkannt, daß die einzig wirksame Verteidigung des Landes in der Beherrschung der Luft liegt, und auch wird anerkannt, daß die einzig mögliche Verwendung von Kriegsschiffen nur unter dem Schutz von Kampfflugzeugen zu denken ist. Da haken nun die Befürworter der Luftwaffe ein und fragen: „Was haben unsre Panzerschiffe überhaupt für einen Wert, wenn sie nur mit Hilfe der Flugwaffen ihr Dasein fristen können? Schafft sie also ab." Nun sind sie aber mit dieser Forderung bereits durchgedrungen. Auf englischen Werften wird kein Panzerschiff mehr gebaut. „Nelson" und „Rodney", die beiden letzten Vertreter des Typs, liefen 1925 von Stapel. Zu keinem weitern Schiff derart wurde bisher der Kiel gestreckt, und auch der neue Etat enthält keine Mittel für ein solches Schiff. England baut jetzt nur noch leichte Kreuzer, Torpedo- und Unterseeboote. Das gleiche tun alle andern Mächte. Die letzten französischen Panzerschiffe stammen aus dem Jahre 1913, die russischen von 1911, die amerikanischen von 1921, die italienischen von 1913 und die japanischen von 1920. Ein einziges Land nur baut heut ein Panzerschiff: Deutschland!

Das A-B-C des Angeklagten von Ignaz Wrobel

Wenn der Deutsche grade keinen Verein gründet, umorganisiert oder auflöst, dann hat er einen Prozeß. Manchmal ist es ein Strafprozeß, und für die zahlreichen Angeklagten ist nun endlich das Buch erschienen, das in Deutschland, gleich nach der Bibel, am meisten gebraucht wird: die Strafprozeßordnung, hergerichtet für den kleinen Mann, der nur deutsch und nicht juristisch kann. Das Ding heißt „Das A-B-C des Angeklagten" (erschienen im Linser-Verlag zu Berlin-Pankow).

Es ist ein gut gemeintes Werkchen, einer „Klatsche" nicht unähnlich, wie wir die verbotenen Übersetzungen auf der Schule genannt haben; es ist geduckt geschrieben: es will den Richtern nicht zu nahe treten, den Anwälten auch nicht — es hat, in ziemlich verständiger Form, die Paragraphen der Strafprozeßordnung in lesbare Absätzchen aufgelöst und wendet sich mit trautem „Du" an die Objekte dieser Justiz, die auf dem Volkskörper haftet wie ein chronischer Ausschlag. Das ist kein schönes Bild, es entspricht aber.

Nun wäre über das Bändchen, dem nicht die Bedeutung der Schrift Professor Halles: „Wie verteidigt sich der Proletarier vor Gericht" zukommt, nichts zu sagen, wenn nicht diese brave Darstellung ohne den Willen der Verfasser eine derart vernichtende Kritik an der hierzulande geltenden Art, zu richten, übte, daß es sich schon verlohnt, einmal hineinzusehen.

Die Verfasser haben, mit vollem Recht, so gedacht:

Wenn einer angeklagt wird, dann will er keine juristischen Feinheiten, sondern er will vor allem einmal wissen, woran er überhaupt ist; wie seine Rechte und wie die Befugnisse des Gerichts aussehen — wie also die Strafprozeßordnung nach Entfernung aller Feinheiten für den Angeklagten praktisch aussieht. Sie haben gewissermaßen der Justitia auf den Kopf geschlagen, um zu sehen, was unten herausfällt; man kann sich denken, wie das aussieht.

Das Vorwort prägt dem deutschen, fast hätte ich gesagt: Bürger, prägt also dem deutschen Justizuntertanen die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Büchleins ein. „Frohlocke darum nicht, indem du sprichst: Ich bin so gefeit, mir kann nichts geschehen; bete ich auch nicht, so arbeite ich doch, und ehrliche Arbeit ist gewiß eine Handlung, die noch kein Gesetzgeber mit Strafe bedroht hat. Was kann mir also geschehn? — Mehr, als du ahnst! Es ist unmöglich, dir alle Fälle aufzuzählen, in denen du strafbar werden kannst, ohne dir dessen bewußt zu sein, denn wisse: von der gesetzlich strafbaren Übertretung angefangen, die auf der bloßen Nichtbeachtung eines polizeilichen Verkehrszeichens beruhen kann, bis zu dem Verbrechen . . ." Wem sagen Sie das!

In aller Ahnungslosigkeit haben die Verfasser, die bestimmt keine Justizkritik üben wollten, ins Schwarze des Talars getroffen:

„. . . den Prozeß, dessen unerhört komplizierter Gang dich als Angeklagten vor eine Aufgabe stellt, deren Lösung dir nur äußerst selten gelingen kann."

Dem Jakubowski zum Beispiel ist sie fast gar nicht gelungen.

„Erfahrenheit, Gelehrsamkeit, Menschen- und Fachkenntnis des Strafrichters halten Verteidigungsmöglichkeiten sowie auch -fähigkeit des Angeklagten in Schranken, die in vielen Fällen nicht einmal dann durchbrochen werden, wenn dir als Angeklagten ein Anwalt zur Seite steht." Kürzer kann mans nicht sagen.

Hören wir, wie das im einzelnen aussieht:

Da ist, sachlich richtig, von der Verhängung der Todesstrafe durch Polizisten die Rede, ja, sogar Zivilpersonen dürfen nach dem Buch, wenn sie im Besitz einer Schußwaffe sind, auf Verbrecher, die sie auf frischer Tat festgenommen haben, schießen, wenn die einen Fluchtversuch wagen. Rechtlich ist das sicherlich falsch — juristisch ebenso sicher in Ordnung. Ganz herrlich sind aber die Winke, die das Buch, immer gutgemeint, dem Angeklagten für die Hauptverhandlung mit auf den Weg gibt. Treffender sind die völlige Ohnmacht auf der einen Seite und die Omnipotenz auf der andern noch kaum geschildert worden. Der Vorsitzende hat das Fragerecht.

„Nur eins beachte, bitte: Sieh in ihm nicht deinen Feind; komm ihm nicht dumm-frech; unterbrich ihn nicht, wenn er spricht... Vergiß es nie: Der Vorsitzende und überhaupt das ganze Gericht sind mit großer Machtvollkommenheit, besonders gegen dich, ausgestattet. Vergiß es nie: Oftmals wird der Angeklagte ein hartes Urteil nicht um der an sich zwar strafbaren, aber doch auch zu verzeihenden Tat empfangen, sondern um seiner Frechheit willen, mit der er seinen Richtern gegenübertritt."

Diese Rechtsverletzung, deren sich deutsche Richter täglich schuldig machen, kann nicht besser charakterisiert werden. Es scheint also neben dem im Strafgesetzbuch angeführten Handlungen noch ein Generaldelikt zu geben: Aufsässigkeit gegen Richter, ein Vergehen, das je nach den Umständen, mit langen Jahren Gefängnis oder Zuchthaus bestraft wird. Die Verfasser hätten in diesem Punkt ausführlicher sein sollen: es ist nicht nur das, was sie „Frechheit" nennen, es ist da noch etwas andres.

Es ist die Hundedemut, die der Richter verlangt, die Untertanenhaftigkeit, die Hände an der Hosennaht, die Unterwerfung. Das fängt schon bei den Zeugen an.

In Neustrelitz hat vor kurzem ein Untersuchungsrichter Weber auf Vorhalten des Verteidigers wörtlich gesagt: „Ich bin Zeugen gegenüber, die die Hände in den Hosentaschen halten, sehr empfindlich." Nun war in diesem Fall der Zeuge eine Frau, die die Hände... die Empfindlichkeit des Mannes war also verständlich. Aber diese vom Militär herrührende deutsche Geisteskrankheit, die einen Mann, der die Hände in der Hosentasche hält, für einen Kerl ansieht, der auf der Leiter: Flegel bis Rebell rangiert, hat besonders die Richter ergriffen, die am liebsten hätten, daß alles, was mit ihnen in Berührung tritt, zunächst einmal stramm steht. Und da die meisten der vor ihnen Erscheinenden Angst, Respekt und Verprügeltheit genug mit-

bringen, um es zu tun, so ist das Weltbild der Unabsetzbaren leicht verrutscht. Schade, daß die Leute die Hände in der Hosentasche behalten...

Ja, also hier ist ein neues Delikt, von dem man uns seinerzeit auf der Universität nichts gesagt hat. Es gibt noch eines, das wir nicht gelernt haben. Wenn nämlich der Angeklagte leugnet und man ihm die Unwahrheit seiner Behauptungen nachweisen kann...

„In solchem Fall wird man dich als hartnäckig Leugnenden brandmarken und schwer bestrafen."

Und hier müssen denn doch einmal der Deutsche Richterverein, der sich vor Standesbewußtsein nicht zu lassen weiß, sowie der Justizminister gefragt werden, ob diese Schande dauern soll. Seit wann ist Leugnen ein Delikt — ?

Ich besinne mich noch auf den Tadel, den ich einmal im Seminar von Franz von Liszt bekommen habe, als ich in einer strafrechtlichen Arbeit eine Analogie konstruieren wollte. Die langen Federstriche am Rande riefen mich laut zur Ordnung: im Strafrecht gäbe es keine Analogien, sondern nur ausdrücklich angeordnete und vom Gesetzgeber bestimmte Strafen, und wenn der Tatbestand nicht unter einen solchen Paragraphen zu subsummieren sei, so sei eben freizusprechen. Mangelhaft.

Mit Recht: mangelhaft. Und die Richter — ?

Wir verbitten uns eine Groschenpsychologie, in der sich Gehirne gefallen, denen man gelegentlich der Mensuren den Satz „Wer lügt, stiehlt auch" in den Schädel gehackt haben muß. Es gibt tausend Gründe, aus denen einer lügen kann — die vor Gericht bezeigte „Reue", die jene feststellen können, ist nichts wert, und es ist das volle Recht jedes Angeklagten, zu leugnen, ohne daß deshalb seine Tat schwerer zu bewerten ist. Kirchliche Erziehung, Unbildung und sehr viel Bier mögen in den beteiligten Köpfen etwas andres herausgebildet haben — es ist falsch. Der Richter hat lediglich die Gesellschaftsschädlichkeit der ihm vorliegenden Handlung abzumessen und danach zu urteilen: der Rest ist seelische Pfuscharbeit, zu der die Herren keineswegs legitimiert und vor allem gar nicht vorgebildet sind.

Hören wir das Büchlein, das uns so schön durch den deutschen Strafprozeß führt, wie er wirklich ist.

„Die Ausführungen des Staatsanwalts mußt du hinnehmen wie ein Mensch, der ohne Schirm unterwegs ist und plötzlich von einem Platzregen überfallen wird. Der Platzregen hört einmal auf — der Staatsanwalt auch!"

Bravo! Aber das ist ja meisterhaft! Woher beziehen Sie Ihre Satire, Herr? Es ist nur ein kleiner Fehler anzumerken: Regen ist sauber.

Was den Angeklagten betrifft, so soll er, wenn er das „letzte Wort", das ihm die Strafprozeßordnung gewährt, und das viele Richter, die Klinke des Sitzungszimmers in der Hand, näselnd, wie eine unangenehme Formalität, erfragen, nicht zu lang ausdehnen. „Langatmige Erklärungen ermüden, Ermüdung aber lähmt die gesunde Urteilskraft, deren deine Richter so sehr bedürfen." Hašek hätte das nicht besser sagen können — ach, wie müde müssen die Unabsetzbaren sein!

Das Büchlein wird seinen Zweck erfüllen. Verdienstvoll ist vor allem, daß es dem Angeklagten einmal klar sagt, daß er niemals verpflichtet ist, überhaupt Aussagen zu machen; denn so, wie die Richter aus Faulheit das Delikt der „Lüge vor Gericht" erfunden haben, so imputieren sie auch stillschweigend die Pflicht zur Aussage. Man sollte ihnen was blasen, wenns nötig ist.

Ja, und dann hat da einer — ein Arzt? — in einem kleinen Anhang beschrieben, wie man sich verhalten soll, so man eingesperrt wird, ein dem Deutschen gewohnter Zustand. Das macht er so:

„Du, mein Bruder, hast nun gelesen, was wir dir als rein verstandesmäßiges Rüstzeug in die Hand geben konnten, damit du nichts versäumst, was deine Lage verbessern kann."

O, Bruder, ich glaube, du bist ein Mittelding zwischen dem Naturmenschen gustaf nagel und einem Rechtsberater aus der Köpenicker Straße, und was hast du mir nun zu sagen, Bruder, für den vorkommenden Fall einer kleinen Haft?

Freiübungen soll ich in der Zelle machen? Gemacht. Und wie ist es denn mit der Kost?

„Sie ist sauber gekocht und steht unter strenger Aufsicht." So schmeckt sie auch des öfteren; die Aufsicht ist meist so streng, daß sich das Fleisch aus dem Suppenkessel gar nicht heraustraut...

„Mache dir klar: du bist in keinem Luxusrestaurant. Auch würde dir zu reichliche und fettere Kost gar nicht bekommen, weil du als Gefangener zu wenig Bewegung hast."

Also das finde ich nun wieder nett, Bruder; also in die Sache hätt ick von die Vawaltung jahnich so viel jutet Herz awacht — lasset uns die Gefängnisse preisen, bzw. loben!

Na, dank auch schön. Und wenn man das Büchlein gelesen hat, das in seiner Mischung von vernünftigen Winken und unbewußter schärfster Justizkritik einem weitgefühlten Bedürfnis entgegenkommt, dann wollen wir von dem verpesteten Gebiet der Unabsetzbaren scheiden, indem wir jenen schönen Satz auf Seite 105 immerdar beherzigen:

„Bedenke, wir leben in einem Rechtsstaat."

Coty von Simson Carasco

II.

Der Kampf um das Abendblatt

In kaum drei Monaten erreichte Cotys Blatt eine Auflage von 550 000 und wurde damit das drittgrößte Blatt Frankreichs. Die Wirkung dieses Erfolges wurde bald bei der Konkurrenz fühlbar: ‚Le Petit Parisien' verlor in Paris allein 50 000 Exemplare seiner täglichen Auflage; die Auflage von ‚Le Matin' fiel ebenfalls stark; auch ‚Echo de Paris' verminderte seine Leser. Die Linkspresse jedoch (‚L'Oeuvre', ‚Le Populaire', ‚La Volonte', L'Ere Nouvelle') litten nicht unter dem Erfolg Cotys. Doch eine sonderbare Tatsache: das Parteiblatt der Kommunisten, ‚L'Humanité', verlor 40 000 Exemplare seiner Tagesauflage. Was den ‚Quotidien' betrifft, so fällt schon seit zwei Jahren seine Auflage ununterbrochen.

Das Konsortium der pariser Großpresse begann allmählich Angst zu bekommen und beschloß, radikale Maßnahmen zu treffen.

Im Einverständnis mit der Agence Havas, die, wie wir schon sagten, auch die größte Annoncenagentur Frankreichs ist, wurde beschlossen, den ‚L'Ami du Peuple' „auszuhungern", das heißt, ihm alle Anzeigen und jederlei Reklame, für die Havas das Monopol hat, zu entziehen. Um dies zu erreichen, bediente man sich eines sehr einfachen Mittels: man teilte allen Industriellen und Kaufleuten mit, daß man keinerlei Reklame von ihnen annehme, wenn sie auch gleichzeitig in der Zeitung von Coty erscheint. Die Automobilfabrik Renault, zum Beispiel, hatte mit Coty einen ansehnlichen Kontrakt abgeschlossen, als dieser seine neue Messageries Nationales, Konkurrenz der Messageries Hachette, gründete. L'Agence Havas teilte Renault mit, daß die pariser Großpresse sowohl jederlei Reklameaktion als auch die Automobile Renaults boykottieren würde, wenn dieser seinen Kontrakt mit Coty nicht annullieren würde. Und Renault gab natürlich zugunsten der Großpresse nach. Man glaubt zu wissen, daß Coty, Dank seiner italienischen und fascistischen Beziehungen einen Vertrag mit den Fiatwerken in Turin abschließen werde.

Dieser Beschluß war für Coty ein schwerer Schlag, denn er entzog ihm die wichtigsten und einträglichsten Anzeigen.

Der Kampf entbrannte nun heftiger denn je, und um ihn zu einem guten Ende führen zu können, beschloß Coty, sich die Hilfe eines Abendblattes zu sichern, das natürlich auch nur 10 Centimes kosten dürfe. Coty dachte an ‚La Presse', die grade zu verkaufen war. Victor Hugo hatte in diesem Blatt seinerzeit mitgearbeitet, und es war eines der größten pariser Abendblätter des vorigen Jahrhunderts. Heute allerdings hat diese Zeitung gar keine Bedeutung mehr. Herr Coty beschloß also, ‚La Presse' zu erwerben und trat mit ihrem Direktor, André Payer, einem pariser Deputierten, in Verbindung.

Diese Neuigkeit stiftete Verwirrung und Schrecken.

Herr Léon Bailby, Direktor des Abendblattes ‚L'Intransigeant', der bis dahin mit dem Direktor des ‚Echo de Paris' die Seele des Widerstandes gegen Coty bildete, verlor plötzlich seine stolze Unbeugsamkeit. Es ist klar, daß Coty mit seinem geplanten Abendblatt Herrn Bailby und seiner Zeitung einen tödlichen Schlag versetzen wollte, um so den Widerstand des Konsortiums zu brechen.

Coty hatte richtig vorausgesehen: Bailby schlug sofort den übrigen Zeitungsdirektoren vor, zu unterhandeln. Er wurde in seinem Vorschlag von Herrn Condy vom ‚Petit Parisien' unterstützt. Mouthon vom ‚Journal' zog sich aus der Affaire, indem er einfach auf Urlaub ging. Man ließ Coty aushorchen, der, seiner Millionen sicher, drakonische Bedingungen stellte. Man behauptet, er hätte für sich allein 51 Prozent der Aktien der Messageries Hachette gefordert. Doch Hachette stand nicht darum, sich die Direktion Cotys gefallen zu lassen und so blieben die Verhandlungen bei diesem unliebsamen Punkte stehen.

Während dieser Zeit verhandelte Coty mit ‚La Presse' weiter. Da drohte das Konsortium, die Abendblätter auf 20, ja auf 15 Centimes herabzusetzen. Doch was lag Coty daran! Er war entschlossen, ‚La Presse' zu kaufen. Da begann ein großangelegtes Versteigern. Das Konsortium gründete eine neue Gesellschaft, den ‚Lloyd Financière', der die Aufgabe hatte, der ‚Presse' einen höhern Kaufpreis anzubieten als Coty. Letzterer bot noch mehr, das Konsortium ging immer höher hinauf und kaufte schließlich sehr teuer eine Ware, die keine... 25 Centimes wert war. Man behauptet, ‚La Presse' wurde um vierzehn Millionen gekauft, während Coty sie anfangs um drei Millionen hätte haben können.

Doch der feurige Korse gab seine Pläne nicht so leicht auf. Da keines der bestehenden Abendblätter zu haben war, beschloß er ganz einfach, ein neues zu gründen. Und so entstand die Abendausgabe von ‚L'Ami du Peuple', die eigentlich schon im Oktober hätte erscheinen sollen, aber erst im November erscheinen konnte.

Die Panik unter den Bonzen der großen Presse hatte ihren Höhepunkt erreicht. Trotzdem sie ein Blatt teuer bezahlt hatten, das für sie ganz wertlos war, hatten sie die Cotygefahr nicht unterkriegen können. Man erzählt sich, daß es bei den Versammlungen der großen Zeitungsdirektoren zu höchst dramatischen Szenen kam und daß Herr Bailby, ehemals wütendster Feind von Coty, mit der Faust auf den Versammlungstisch schlug und erklärte, er würde „frei handeln", wenn man die Verhandlungen mit Coty nicht wieder aufnehmen würde. Verschiedenes wurde vorgeschlagen, zum Beispiel, die Abendblätter auf 15 Centimes herabzusetzen. Der Vertreter des ‚Petit Parisien' wollte die Morgenblätter um 20 Centimes verkaufen. Schließlich kam man auf die Idee, ‚La Presse', einige Tage vor dem Erscheinen der Abendausgabe des ‚Ami du Peuple' um 5 Centimes zu verkaufen. Doch da erhob sich Herr Noumès, Direktor des neugegründeten ‚Lloyd Financière', der ‚La Presse' gekauft hatte und protestierte energisch dagegen, daß seine Zeitung einfach wie ein Spielzeug behandelt werde. Er wütete und schrie und so wurde auch diese Idee aufgegeben. Was war zu tun?

Bald erfuhr man in den pariser Redaktionen, daß Coty Herrn Emil Buré, gewesenen Direktor des ‚Avenir' (den Coty vor zwei Jahren schon finanzierte) aufgefordert hatte, die Leitung der Abendausgabe zu übernehmen. Kaum erfuhr man, daß Coty ihn „angeworben" hatte, so erzählte man sich auch schon, daß die Großpresse ihn „halte". Herr Buré ist notorischer Reaktionär und höchstwahrscheinlich auch nicht ganz ohne Fehl und Tadel. Das Konsortium erlaubte ihm ganz einfach nicht, das Blatt Cotys zu leiten, und drohte ihm, Dinge, die man über ihn wisse, zu veröffentlichen...

Doch der Himmel, der alles zum Guten führt, half auch Herrn Buré in seiner Not. Eines Tages traf Buré in einem großen pariser Kaffeehaus den radikalsozialistischen Führer Daladier und beide nahmen zusammen den Apéritif. Stellen Sie sich den sozialdemokratischen Leader Wels vor, wie er mit dem Grafen Westarp beim Bier zusammensitzt! Stoff für eine nette Glosse.

Man weiß nicht woher, doch Tatsache ist, daß Coty sofort davon erfuhr und noch am gleichen Abend seinem Chefredakteur Buré einen Dienstzettel zukommen ließ, in dem er ihm seinen Umgang vorwarf und ihm untersagte, sich weiterhin mit linksgerichteten Persönlichkeiten abzugeben. Herr Buré, dem sicher schon Ärgeres im Leben passiert war, tat wie der Vogel Strauß, wußte von nichts und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Coty betrachtete ihn also als kontraktbrüchig und verklagte ihn auf die vorher schon bestimmte Entschädigungssumme von 100 000 Francs.

Wer zahlte diese Summe? Das Konsortium der großen pariser Presse, das sich rühmen wollte, Buré auch „kampfunfähig" gemacht zu haben?

Amüsant ist, daß man achtundvierzig Stunden später meldete, ‚Avenir' würde, vom Konsortium kräftig unterstützt, unter der Leitung von Buré wieder auferstehen.

Alle diese Ereignisse verschoben das Erscheinen der Abendausgabe des ‚Ami du Peuple'. Coty mußte sich einen andern Chefredakteur suchen und ließ sich schließlich einen aus der Provinz kommen. Endlich erschien das Blatt Mitte November. Doch sein Erfolg ist bei weitem nicht so groß, wie jener der Morgenausgabe.

Momentan ist der Kampf an diesem Punkt angelangt. Aber was beabsichtigt eigentlich Coty und wohin will er hinaus?

„Für Volksbibliotheken unbrauchbar“

von Heinz Pol

Der Lehrer des großen Gefängnisses im Rheinland zeigt mir den Katalog der Anstalts-Bibliothek. Eine sehr stattliche Anzahl von Büchern. Natürlich Adolf Bartels mit seiner „Deutschen Literaturgeschichte", die fast in jedem preußischen Gefängnis vorrätig ist, natürlich Graf Bernstorff mit seinen Marine-Romanen „Panzerkreuzer York", „Unsre blauen Jungs" etcetera, natürlich der gesamte Rudolf Herzog. Aber immerhin doch auch daneben Goethe, Gogol, Thomas Mann, Tolstoi, Heyse, Hesse, Rabe, Fontane und auch französische und englische Bücher.

Hinter fast jedem zweiten Buch, das im Katalog eingetragen ist, steht ein kleines Bleistiftkreuz. Ich frage den Lehrer, was das zu bedeuten habe. Er zuckt lächelnd die Schultern: „Ja, wissen Sie, da war im Sommer für kurze Zeit ein junger Vertreter unsres Geistlichen bei uns, ein sehr forscher Herr, der hatte alle diese Bücher beanstandet. Sie gehörten nicht in eine Jugendbibliothek. Gott sei Dank war er nur der Vertreter und so konnten wir die Bücher alle wieder zurückstellen. Unser Hauptgeistlicher, ein älterer Herr, ist nämlich überraschend human." Ich frage, nach welchen Gesichtspunkten denn der junge Geistliche seine Zensur ausgeübt habe. Der Lehrer holt von einem Regal ein dickes Buch herunter: „Sehen Sie sich dieses Buch hier an. Nach ihm hat der junge Geistliche sich gerichtet. Danach richten sie sich ja alle hier, die Anstalten, Bibliotheken, Buchhandlungen."

*

Das Buch heißt „Literarischer Ratgeber des Borromäus-Vereins", herausgegeben vom Generalsekretariat des Borromäus-Vereins, der sich in Bonn befindet. Sechste, bedeutend erweiterte und veränderte Auflage. 21. bis 26. Tausend. Im Vorwort heißt es: „In seiner jetzigen Gestalt soll das Werk nicht bloß, wie bisher den Leitern volkstümlicher katholischer Bibliotheken eine größere Anzahl Bücher namhaft machen, die sich zur Einstellung in ihre Büchereien eignen, sondern es soll ebenso sehr jeden gebildeten Katholiken möglichst zuverlässig darüber beraten, welche Literatur er für seine Hausbücherei sich beschaffen möge. Ferner ist dieser Ratgeber für jene Katholiken, welche die großen nicht katholischen Volksbüchereien, Buchhändler, Leihbibliotheken und ähnliche Institutionen benutzen oder beeinflussen können, als Führer durch die Büchermassen gedacht, die ja oft genug ohne Berücksichtigung gesunder literarischer, erzieherischer und religiös-sittlicher Grundsätze aufgestapelt sind. Eine ganze Anzahl von Schriftstellern wurden besprochen, nicht um sie zu empfehlen, sondern um die Benutzer des Ratgebers über sie zu orientieren, ja direkt vor ihnen zu warnen."

Nur ganz dumme Leute unterschätzen die Macht des Katholizismus im heutigen Deutschland, die ja viel stärker ist als sie es vor dem Kriege unter der Monarchie war. Eine unkontrollierbar große Zahl Deutscher im Rheinland und in

Süddeutschland stellt sein Urteil nach diesem doch durchaus privaten Ratgeber ein, der verbohrter ist als der päpstliche Index der Gegenreformationszeit. Natürlich ist die Technik, wie in dem Ratgeber die Bücher gelobt oder getadelt werden, äußerst raffiniert. Achtzig Prozent der Autoren sind Katholiken, meist ganz unbekannte Schriftsteller und Dichter, die kein Mensch kennt. Dagegen wäre noch nicht so viel zu sagen, wenn nicht zugunsten dieser Krethi und Plethi achtzig Prozent der wirklich bedeutenden Schriftsteller unterschlagen wären.

Die kritische Würdigung wird nun in der Weise vorgenommen, daß wohlweislich nur bei Schriftstellern, deren Werke Gnade finden, eine Liste dieser Werke angefügt wird. Sonst wird meist überhaupt kein Buch genannt. Damit der gläubige katholische Leser, wenn er von der Verwerflichkeit des Schriftstellers liest, gar nicht etwa in die Versuchung kommen kann, sich diese Bücher zu kaufen.

*

Stichproben aus den Kritiken:

Um mit Goethe zu beginnen: von ihm wird nur eine Auswahl empfohlen, weil „die Weltanschauung Goethes in ihrem letzten Grunde doch im Pantheismus stecken bleibt und des Dichters Erotik in ihrer Freiheit die Schranke des christlichen Sittengesetzes nicht anerkennt".

Jakob Wassermann sei zwar ein bedeutender Schriftsteller, „aber wenn der Leser weiter vordringt, übermannt ihn der Ekel an der perversen Erotik und Dekadenz, die das ganze Werk durchtränkt. Die kleinern Arbeiten, die Novellen, sind Spiegelbilder dieser Weltauffassung en miniature. Daß ein dermaßen im Perversen, Erotischen und Dekadenten wühlender Geist religiös vollständig indifferent eingestellt ist, bedarf wohl ebenso wenig einer besondern Erwägung, wie, daß für diese Art von Literatur im christlichen Hause kein Heim ist".

Stefan Zweig: „Für die Zwecke unsrer Bibliotheken kommt er nicht in Betracht."

Carl Sternheim sei zwar erfolgreich, aber verneine alles, deshalb „liegt kein Anlaß vor, seine Dramen oder seine prosaischen Schriften in Volksbibliotheken einzustellen".

Ludwig Anzengruber: „Wirkt durchaus verheerend für das Christentum im Durchschnittspublikum."

Otto Julius Bierbaums Werke seien eine der Leser unwürdige Lektüre: „Alle seine Schriften müssen deswegen von allen christlichen Bibliotheken streng ausgeschlossen bleiben."

Max Brod wird ebenfalls abgelehnt: „Er ist einer jener modernen Dichter, die das ganze Menschenleben nur vom Standpunkte des modesichern, genußsüchtigen Großstädters aus betrachten."

Arnolt Bronnen: „Ihm gegenüber kann ein Mensch, dem seelische Gesundheit seines Volkes ein unantastbares Gut ist, nur schärfste Ablehnung üben."

Otto Flake wird kurz mit dem Hinweis abgetan, daß er „Verfallsliteratur" schreibe. Dagegen wird Caesar Flaischlen ganz ausführlich gewürdigt: „Aber ein ganzer Mensch steht

hinter dem Werke und hat temperamentvoll seine Weltanschauung in es hineingelegt."

Andrerseits ist Theodor Fontane wieder „Determinist und Fatalist" und Leonhard Frank für Volksbibliotheken „natürlich" nicht geeignet.

Friedrich Gerstäcker ist ein großer Schriftsteller, Karl Gjellerup aber mitnichten, weil fast alle seine Bücher „von einem noch dazu falsch verstandnen Buddhismus durchtränkt sind und gelegentlich auch die pessimistischen Anschauungen Schopenhauers widergeben".

Karl Hauptmanns Werke dürfen in den Volksbibliotheken nicht verwendet werden. Gerhart Hauptmann immerhin teilweise, obgleich viele Werke „auf dem Sumpfboden der Dekadenz verfaßt sind". Dafür sollten sämtliche Werke des Dichters Rudolf Greinz in allen Bibliotheken ruhig eingestellt werden.

Albrecht Schaeffer ist für die Bibliotheken unbrauchbar, ebenso kann Jakob Schaffner, weil bei ihm „von positivem Christentum keine Spur" zu finden sei, nicht empfohlen werden.

Bei Arthur Schnitzler watet man „durch den Sumpf abstoßender Erotik", und Emil Strauß „erregt bei katholischen Lesern Ekel".

*

Das sind nur einige wenige Stichproben. Die Zensur des Ratgebers ist in diesem Teile noch ziemlich harmlos, weit radikaler wütet sie in der Rubrik „Belletristische Buchreihen", die von dem Generalsekretär Rumpf in Bonn ausgeübt wird. Da ist zum Beispiel die Roman-Bibliothek von S. Fischer: Unter zweiundsiebzig geprüften Büchern habe man kaum ein halb Dutzend gefunden, die man empfehlen könne: „Abzulehnen sind, darunter einige, deren Behandlung des Sittlichen kaum mehr überboten werden kann: Herrmann Bang, Am Wege; Hermann Hesse, Knulp; E. v. Keyserling, Beate und Mareile; Laurids Bruun, Von Zanten; Bernhard Kellermann, Yester und Li; Thomas Mann, Das Wunderkind, Der kleine Herr Friedemann; Nansen, Eine glückliche Ehe, Juliens Tagebuch; Reuter, Ellen von der Weyden; Arthur Schnitzler, Hermann Stehr, Emil Strauß und Jakob Wassermann."

Auch die große Romanserie Fischers wird erwähnt: Döblin, Wassermann, Schnitzler, Stehr, Weiß, Hauptmann und so weiter. „Für katholische Büchereien kommen diese Bände samt und sonders nicht in Frage."

Über die große Romanreihe des Kurt Wolff-Verlages: „Die Reihe gehört zu den übelsten Erscheinungen der Nachkriegszeit." Vor allem deshalb, weil auch Heinrich Mann hier geschrieben habe. Von ihm heißt es an andrer Stelle: „Er gehört zu jenen Gestalten der modernen Literatur, die am schärfsten christlichen Auffassungen und Überzeugungen gegenüberstehen. Wir können ihm gegenüber keine andre Haltung einnehmen als die entschiedenster Bekämpfung."

Auch von der Reclamschen Universalbibliothek wird eine ganze Reihe von Heften boykottiert, und zwar alle Werke von

unter andern Alexis, Fischart, Flaubert, Gorki, Heine, Victor Hugo, Luther, Multatuli, George Sand, Stendhal, Zola.

*

In einem dritten Abschnitt wird die „Literatur des Auslandes" besprochen. Hier war der christliche Ratgeber im allgemeinen vorsichtiger, das heißt, er wählte im großen und ganzen überhaupt nur Schriftsteller aus, die seiner Meinung nach in die Bibliotheken gehören. Aber ein paar besonders saftige Dinger kommen auch hier vor: Shaw ist nur ein „angenehmer Plauderer, der dem deutschen Volke wenig zu bieten hat. Mit besondrer Vorliebe übt sich seine Satire an den Einrichtungen der Ehe, wobei er noch negativer ist als Ibsen. Wir können ihn ruhig den Engländern überlassen, aus deren gesellschaftlichen Zuständen diese zersetzende Kunst geboren wurde". Auch dem alten guten Laurence Sterne geht es nicht gut: „Die Leichtfertigkeit seiner Ansichten, seine krankhafte Vorliebe für die Betonung geschlechtlicher Dinge machen ihn zu einem Vertreter sittlicher Verfallszeit."

Von Balzac wird nur eine ganz kleine Auswahl empfohlen: „Die Art und Weise, mit der man sich in Deutschland mit ihm beschäftigt, kennzeichnet so richtig den leichtfertigen Unfug, der mit ausländischen Literaturgrößen getrieben wird." George Courteline schneidet noch schlechter ab: „Unsre literarische Grenze muß sich ähnlicher Ware in Zukunft strenger verschließen." Aber nicht etwa dem Alphonse Daudet, denn der ist von einem „taufrischen Jugendreiz". Vor Flaubert, France, Maupassant, Rabelais wird nachdrücklichst gewarnt.

Und noch das Urteil über Knut Hamsun: „Gerne berührt er erotische Dinge, und zwar in einer krankhaft anmutenden Weise. In unsern Bibliotheken kann er nicht verwendet werden." Ebenso wenig Jacobsen und Strindberg.

Um das Bild abzurunden, muß man auch noch einen Blick auf die Rubrik „Jugendschriften" werfen. Die Hälfte der für Jugendliche empfohlenen Bücher sieht so aus:

„Unter dem alten Dessauer", Bilder aus der großen deutschen Vergangenheit, „Mit deutschen Reitern durch Deutsch-Südwest-Afrika", „Deutsche Art: 17 Kriegs- und Schlachtenbilder aus Deutschlands großer Zeit", „Begegnung vorm Skagerrak", „Das Volk steht auf: Bilder aus Deutschlands Kriegsgeschichte", „Blücher und York", „Eines Knaben Kriegserlebnisse", „Das bayerische Heer in drei Jahrhunderten", „Unter flatternden Fahnen", „Vom Marschall Vorwärts", „Die Schlacht bei Leipzig". Und so stundenlang.

*

Es bleibt nichts weiter zu sagen über diesen literarischen Ratgeber des Borromäusvereins. Er besteht, wirkt und wird weiter bestehen und wirken trotz aller möglichen Proteste der geistigen Elite Deutschlands und des Auslandes, gegen die er gerichtet ist. Aber vielleicht darf man doch einmal fragen, ob die staatlichen und städtischen Volksbibliotheken, Krankenhäuser, Gefängnisse etcetera in den katholischen Gegenden Deutschlands sich tatsächlich dieser Zensur so bedingungslos unterwerfen, wie es den Anschein hat?

Herr und Frau Wichtig lassen zu Tisch bitten!

von Peter Panter

„Ein wahrhaft menschliches Dokument.
Höchst anziehend und frei von jeglicher Prüderie ist es der bemerkenswerteste Beitrag zur ernsten Literatur unserer Gegenwart."

G. B. Shaw über Clare Sheridan

Die Motte ist ein bescheidenes Tier, denn sie frißt nur Löcher.

Kinderaufsatz

In den Tagen des Kapp-Putsches stießen wir auf einen Mann, der schon immer das Vergnügen S. J.'s gebildet hatte. Es war ein Arzt, aber er arztete wohl nur in seinen Mußestunden — in den Arbeitsstunden hatte er es mit der großen Politik. Einmal hatte er aus seiner Brusttasche ganz nonchalant einen Bogen Papier herausgezogen und so leicht dahingesagt: „Da schreibt mir der Lord Kilmarnock . . ." und seitdem nannte ihn S. J. nur noch den Lord Kilmarnock. Als ich damals Siegfried Jacobsohn vormachte, wie der Lord, während Kapp Berlin besetzt hielt, Minister ab- und wieder einsetzte und einigen von uns beim Abschied nachrief: „Meine Herren, vergessen Sie mir nicht, daß Kühlmann Außenminister werden muß!" da lachte er so, wie nur er es konnte, aber lange nicht so, wie jener es verdiente. Der Lord ist keine Einzelerscheinung — er ist ein Typus.

Der Typus einer ganzen Gattung, der zum Beispiel Clare Sheridan angehört, von der ein dickes Büchlein vorliegt: „Ich, meine Kinder und die Großmächte der Welt" (erschienen bei Paul List in Leipzig). Carl von Ossietzky hat neulich davon gesprochen. Wollen wir auch mal —?

*

Die Frau entstammt der englischen Aristokratie, hat einen Börsianer geheiratet, der als Freiwilliger gefallen ist; sie hatte Kinder von ihm und konnte ein bißchen bildhauern, ein bißchen schreiben, ein bißchen reisen — und als es mit dem Geld nicht mehr so recht klappte, da warf sie diese drei Unfähigkeiten zusammen und begab sich als bildhauernde Reporterin auf die Wanderschaft. Soweit gut. Was aber aus diesem Buch herausspringt, ist ein Schulfall: die internationale Motte der Diplomatie.

Das Buch ist von einer ungeheuern Prätention — ich weiß aber nicht, um mich eines wiener Ausdrucks zu bedienen: „worauf herauf". Sein Humor scheint mir mehr unfreiwillig zu sein: „Es gab nur eine Lösung für mich, ein Kind zu haben, vielleicht auch mehrere, um so die Leere auszufüllen. Aber solche Dinge lassen sich leider nicht kommandieren; und was wir auch immer versuchten: unsere Bemühungen blieben erfolglos." Hast du was gesagt? Ich habe nichts gesagt. Als

der Mann gefallen ist, setzt sie sich mit ihm auf dem Wege des Tischrückens in Verbindung — und als es dem gequälten Geist zu dumm wird und er auf eine Bemerkung von ihr: „Das ist doch Blödsinn!" tischrückt, da ist sie böse — „eine Antwort, die mich, in Gegenwart von Dick, so beleidigte, daß ich niemals wieder zu einer Sitzung ging". So fein geht es in England zu, wo es die Geisterwelt nicht leicht hat.

Dabei ist ihr Gatte, der Kaufmann, ein anständiger und aufrechter Mann gewesen — sie deckt einmal blitzschnell das Verhältnis des Weibes zum Militär in diesem einen Satz auf: „So sehr ich auch den Militärberuf verabscheute, den Soldaten mochte ich gern" — und als er gefallen war, da fand sie in seinem Schreibtisch einen Brief, der zu dem Schönsten gehört, was ich als Äußerungen von Männern kenne, die ihren Tod vor Augen sehen. Sie hat ihn nie verstanden.

Sie geht also auf Reisen — zuerst auf Einladung von Krassin nach Rußland, dann nach den Staaten, dann nach Mexiko, dann nach dem aufständischen Irland, dann nach Smyrna, nach Thrazien, zu Mussolini, wieder nach Rußland ... und hat keine Ahnung eines Schimmers einer Idee, was sie da zu sehen bekommt, weiß nicht, wo Gott wohnt, kennt nichts und hat nichts gelesen; ist ungebildet bis in die abgegriffenen Tauchnitzphrasen ihrer Schilderungen und bis in die Spitze ihres Füllfederhalters ein armes Luder. Sie ist die Gräfin Kilmarnock.

*

Was in diesen gänzlich inhaltlosen Schilderungen, die unfehlbar am Wichtigen vorbeischießen, sofort auffällt, ist der unablässig wiederholte Hinweis auf die „guten Beziehungen". Nun ergeben sich die zwanglos: die Frau ist ja keine Vertreterin der berliner „Mittelvolée", sondern eine englische Aristokratin, sie kennt die große Welt wirklich. Aber welcher Horizont!

Es ist auf der ganzen Erde ein Diplomatensnobismus ausgebrochen, der nur dadurch zu erklären ist, daß die Höfe heute nicht mehr die Rolle spielen wie ehemals, und daß die Eitelkeit der höhern Gesellschaftsklassen einen Kern haben muß, um den sie sich kristallisieren kann. Aus welchen Gründen sie sich grade die Diplomatie ausgesucht haben, ist schwer und leicht verständlich.

Schwer: Der Diplomat ist ein Beamter — genau wie der Leiter eines Finanzamtes, wie ein Oberpostdirektor, wie ein Studienrat. Seitdem Staatsmänner hier und da auch das Telephon benutzen, vor allem aber, seit es Genf gibt, ist die wirkliche Rolle der Botschafter auf ein Minimum reduziert; sie sind gar nicht mehr so sehr wichtig. Es sind, sieht man von ihrem Personalstunk ab, Briefträger finanzieller Beschlüsse — die Politik wird nicht mehr in den Botschaftssalons gemacht, sondern auf der Börse, bei der Schwerindustrie, in den Trusts, in den Winzer- und Grundbesitzerverbänden — unter der Begleitmusik der Presse; der Botschafter sagt meistens nur: „Papa läßt fragen, ob Herr Briand morgen zu Tisch kommen wol-

len —?" Und dann sagt Briand: „Ah — ces chancelleries!" und kommt, mit der Zigarette im Mundwinkel, und der Botschafter glaubt, er habe das alles gemacht und bewirkt, und sieht nichts und hört nichts und fühlt nichts. Denn sie spüren gar nicht das fremde Land — sie sehen nur sich. Es ist eine sehr geschäftige, eine sehr repräsentative Nichtstuerei.

Hier hinein platzt nun die Frau Sheridan. Das pompöse Dummchen kann es gar nicht fassen, daß sich ein „richtiger" Botschafter um sie bekümmert, und darin ist sie nicht allein: um Genf und um alle Gesandtschaften der Welt fliegen solche Motten, nur nicht so geräuschlos wie die braven, löcherfressenden Tiere. Denn den Diplomaten haftet noch immer die Reputation Talleyrands an, mit dem sie gewiß auch nicht mehr das Leiseste gemein haben — alle Welt aber lauscht ihren weisen Kalendersprüchen und überschätzt geschmeichelt die Kasperlerevuen, die jene aufführen. Alte Romanvorstellungen tauchen auf . . . „Der Graf schwieg diplomatisch." Wenn aber ein Diplomat schweigt, so sagt er immer noch etwas mehr, als er über die Sache weiß, und was hier um die Diplomaten getrieben wird, ist eine fast religiöse Verehrung des Staats.

„Washington hatte für mich interveniert", schreibt Frau Sheridan einmal — darin erzittert der Respekt vor der Macht, vor den Kriegsschiffen, vor dem Volk „Amerika", dessen Millionen ihr dadurch anscheinend zu Füßen liegen. Und hier ist der Punkt, wo der gradezu lächerliche Götzendienst an der Diplomatie leicht verständlich wird.

Hätten die Diplomaten keinen Diplomatenpaß; wären sie denselben Zoll- und Paßschikanen ausgesetzt wie wir alle; wären sie nicht exterritorial und könnten sie nicht ihren Schützlingen manche Vorteile verschaffen, die jene nicht anzunehmen schön dumm wären —: der Nimbus legte sich rasch. Frau Sheridan aber ist allen Ernstes der Meinung, daß der sowieso bös strapazierte Apparat des Staates nur dazu da sei, ihre Reisen zu erleichtern. Und das tut er ja denn auch.

Im übrigen badet sie in einem Schaumbad geschmeichelter Eitelkeit. „Die Ratstagungen (in Genf) waren interessanter, weil sie die bedeutendsten Persönlichkeiten abseits der Herde zusammenführten." Soweit eine aus der Herde. Nun ist Genf ein Kapitel für sich — wenn mir doch nur einmal einer sagen könnte, was es denn Ehrendes haben soll, mit Chamberlain oder Woldemaras oder Hermann Müller zu Abend zu essen . . .! Ja, da lachste — weil du Hermann Müllern kennst; bei Briand und Hoover aber geht ein Schauer durch das bürgerliche Gebein, und dieser fatale Snobismus schielt in Wahrheit immer auf den, der nicht dabei ist. „Das sind die, mein Lieber, von denen du jeden Morgen in deiner Zeitung liest! Ich aber speise mit ihnen!" Davon machen Sie sich einen Sonnabend, Herr. Es ist sicherlich viel aufschlußreicher, mit einem mittleren Beamten bekannt zu werden, der klug und gebildet ist, als mit Churchill, der sich schwer hüten wird, beim Tee etwas andres zu tun als zu sprechen — sagen wird er gewiß nichts. Und was ist denn das für eine Heroisierung

kaufmännischer politischer Angestellter, die als Beamte vom Staat ihr Geld bekommen! Wer von denen führt denn wirklich? Vielleicht die Diktatoren — aber auch die sind doch gewiß so geölt, so routiniert, so in der Pose der halben Natürlichkeit erstarrt, daß es wahrscheinlich langweilig ist, sie zu sehen. Gewiß aber ist es nicht ehrend, wie uns das hundert und aber hundert kleine Schreiber, protzende Chefredakteure und die Vertreter jener Nebendiplomatie vormachen wollen, die nichts sind und daher etwas brauchen, woran sie sich emporranken, die sauren Weinstöcke. Die Zahl der Frauen, die in diesem Artikel reisen, ist sehr groß: sie schütteln den Federhalter, und, wenn das nichts fruchtet, das Köpfchen, und, wenn das nicht zieht, den Rest. Und dann schreiben sie — die nackte Wahrheit? Die Wahrheit im Pyjama.

Und je bürgerlicher und kleinbürgerlicher sie sind, um so toller überschlägt sich dieser Diplomatenfimmel, der den gerissenen, aber nicht sehr intelligenten Beamten eine Folie gibt, die in direktem Verhältnis zu ihrer Bedeutungslosigkeit steht. Sie sind nicht das Volk — will das Volk in Wahrheit von denen vertreten sein, die es vertreten —?

Herrgott, Frau Sheridan ist ja auch noch da. Sie dehnt sich also wohlig in den diplomatischen Salons, „elle se gobe" — schade, daß man das nicht übersetzen kann... sie frühstückt und lächelt und abendbrotet — allemal bei Vertretern einer Gattung, deren einer, ein Deutscher, einmal auf dem Balkan zu einer andern Engländerin gesagt hat: „Gnädige Frau, kommen Sie doch morgen zum Lunch! Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so wird auch noch ein deutscher Schriftsteller da sein!" Und der Schriftsteller ist da gewesen und hat sich gewiß hoch geehrt gefühlt...

Frau Sheridan begann ihre Karriere damit, daß sie Lenin abkonterfeite. Ihre Schilderung Rußlands hat etwas Erschütterndes: ein Spatzengehirn, das uns einen Vortrag über die Relativitätstheorie hält, ahnungslos, ganz und gar borniert — sie fühlt nicht, wer da sitzt; ist neckisch, scherzt mit Trotzki, alle sind sehr höflich zu ihr, fressen sie nicht, von anderm zu schweigen — und als sie aus Rußland wieder zu den gesitteten Völkern heimkehrt, da merkt sie, welch Schauer sie plötzlich umgibt, Jeanne de Moscou, nun arbeitet sie mit diesem Schauer und sagt, daß Mussolini „die Bolschewistin" empfangen habe. Dabei löst sich der ganze Bolschewismus sofort in Puder auf, als sie das zweite Mal nach Rußland fährt. Enttäuschung auf der ganzen Linie. „Worin bestanden nun eigentlich die seit meinem ersten Besuch eingetretenen Veränderungen?" Die Russen haben inzwischen erkannt, wen sie sich da eingeladen haben, sie sagen ihr das auch ziemlich unverblümt, und nun ist Rußland auf einmal kein Land mehr für anständige Korrespondenten. „Die Details der proletarischen Regierung, Statistiken, Wirtschaftliches interessierten mich herzlich wenig. Im Grunde war ich stets mehr Künstlerin als Politikerin gewesen: doch eingedenk meiner journalistischen Pflicht suchte ich den

Dingen auf den Grund zu kommen. Aber alle Mühe war erfolglos." Und der Grund lag doch so nah an der Oberfläche . . .!

Das ist diese Sorte, die den Journalismus auf Grund einer gesellschaftlichen Stellung mißbraucht — das will den Verlagen imponieren und den Interviewten und den Lesern, eine parfümierte Schmutzkonkurrenz, auf die leider noch viel zu viel Leute hereinfallen. Nicht, daß es gut gepflegte Damen sind, ist das Unglück — das wäre ja sehr angenehm; daß sie aber zwei Dinge miteinander vermengen, die nichts miteinander zu tun haben: daß sie nämlich ihre Unfähigkeit mit ihren Pelzen zudecken, ist hart. Es ist jener Typus, der sich in weitem Umkreis mit allem Vorhandenen mausig macht — er gedeiht besonders in Oesterreich, wo die Superlative wild wachsen. „Mein Freund Jörn Knaag in Kopenhagen . . ." „Mein Freund Realy Fuck in London" und „Herr Jean Branlon, der beste Pianist von Frankreich, ein sehr guter Freund von mir" — und es ist kein Freund, und er ist auch nicht der beste Pianist, und es ist alles nicht wahr. Schmock in Schlüpfern.

Frau Sheridan macht sich so niedlich, wie sie gar nicht sein kann. „A. P. Sinnett, mein alter Freund von der Theosophischen Gesellschaft . . . behauptete, herausgefunden zu haben, daß ich in einem frühern Dasein einmal eine Bildhauerin gewesen wäre . . ." Wie nüdlich! Am Schluß gibt es eine „Vision in der Wüste" — wo an der reizenden Künstlerin und an dem geplagten Leser die Gestalten ihres Lebens vorbeiziehen — da kannst du was erleben! Sie spricht zu ihnen — zu Lenin zum Beispiel so: „Du siehst" (sie duzen sich), „du siehst, ich war doch keine solche Bourgeoise wie du glaubtest!" Und Lenin? „Er wendet sich her und lächelt: „Verzeihen Sie, ich war so überarbeitet!" Ein wohlerzogener Revolutionär.

Kommt hinzu, daß Frau Sheridan eine elende Journalistin ist, die auf ihren langen Reisen nicht einmal ihr Handwerk gelernt hat. Berlin während der Inflation: „Berlin war damals nahezu russisch. Ein von Bäumen gesäumter Kanal, in dessen Wasser sich nachts . . . (geschenkt) —, bildete die Grenzlinie zwischen der deutschen und russischen Hälfte." Das ist einfach falsch: die Grenadierstraße zum Beispiel liegt jenseits dieses Kanals, und sie stak voller russischer Juden, sie liegt, wenn man sich umwendet, diesseits, und Charlottenburg stak voller Russen — eine schlechte Journalistin, unaufmerksam wie Béraud.

Nein, es ist nichts mit ihr. Es gibt geniale Journalistinnen, wie Larissa Reisner, — Clare Sheridan ist keine von ihnen. Aber sie kann ein Verdienst für sich in Anspruch nehmen.

Sie zeigt uns einmal klar und deutlich, vor welcher Galerie sich das abspielt, was man „Diplomatie" nennt, und sie zeigt uns, ohne es zu wollen, wie maßlos es überschätzt wird. In allen Großstädten der Welt — und besonders in Berlin — wälzen sie sich vor Verzückung vor den „Regierungskreisen" auf dem Boden; sie lassen das Wort „revirement" auf der

Zunge zergehen, sie kippen zwar nicht aus den Pantinen, aber sie gleiten aus den Pumps, und auf alle Fälle werfen sie sich voller Wonne vor den mächtig dahinrollenden Tank des Staates. Und wer sitzt darin —?

Darin sitzt eine Beamtenschaft, die ihre Arbeit mäßig tut, weil sie durch Äußerlichkeiten bis zur Faulheit abgelenkt ist. Wären diese Diplomaten, die Spitzen der Behörden, die Parlamentarier und die Leute von den Auswärtigen Ämtern nicht so mit Wichtigkeit geladen; hätte das nicht alles diesen fatalen Klang der großen, leider nicht komischen Oper; wäre diese Repräsentation nur ein Zusatz und nicht ein Ersatz der Arbeit, so wäre es nur lächerlich. Aber wie gefährlich ist das!

Der Zwang zur Repräsentation kostet Geld, und zwar sehr viel Geld. Der frühere Personalreferent des Auswärtigen Amts, der Graf Wedel, berechnete einmal, daß das für eine diplomatische Karriere nötige Vermögen etwa vierundzwanzigtausend Mark jährliche Renten abwerfen müsse, und damit mag er ungefähr das Richtige getroffen haben. Wer zahlt das —? Der Staat? Er denkt gar nicht daran; er weiß, daß es bei seinen Gehältern nicht möglich ist, „standesgemäß" aufzutreten — und so ist die Karriere fast allen jenen verschlossen, die nur Verstand, aber kein Kapital, keinen Grundbesitz und keine Eisenhütte hinter sich haben, verschlossen also allen jenen, für die nicht andere arbeiten. Und so sieht denn auch die Belegschaft aus.

Niemand wird verlangen, daß die Vertreter der Deutschen Republik (die sich übrigens fast niemals so zu nennen wagen) in einem sechstrangigen Hotel wohnen oder bei Aschinger Bockwurst essen sollen. Aber warum dieser Hofersatz? Wozu dieser Wetteifer, einen Pomp zu entwickeln, der den Industriekönigen abgeguckt ist und an Versailles erinnern soll, während er doch nur an Wallstreet gemahnt?

Drum herum glitzernde Augen, gebogene Rücken und eine Kohorte von „schönen Frauen", wie der Ballbericht sagt; alles ist geehrt und geschmeichelt, und nachher wundern sie sich, wenn die Diplomaten, in sanftem Größenwahn, sich und ihre Rolle derart sinnlos überschätzen, daß sie noch weniger arbeiten, als nötig wäre. Den Schaden trägt das Land.

Den Schaden tragen wir, die wir glauben, daß die Rolle eines tüchtigen Feuerwehrhauptmanns grade so wichtig ist wie die eines Attachés, an dem nicht viel zu bewundern bleibt, wenn man einmal von den Zwangsvorstellungen absieht, denen die Sheridans aller Welt unterliegen. Denen mögen jene den Kopf verdrehen und das andre. Wir aber lachen über den Versuch, die Hohlheit des Baal mit göttlicher Anbetung, Weihrauch und Feuilletons zu umnebeln. Diese internationale Konfektion verdient aufmerksamste Kontrolle, aber keinerlei Verehrung eines Parketts, das sich in der Bewunderung von mäßigen Beamten selbst bewundert, geblendet von sich selbst, eine Spiegelgalerie der Eitelkeiten.

Danzig von Hans Reimann

Heißt auf polnisch Gdansk. Hat 233 000 Einwohner. Davon ein Prozent Polen. Liegt nicht an der Weichsel, sondern an der Radaune, und die fließt in die Mottlau, und die fließt in die Weichsel, und die fließt in die Ostsee.

Hier wurde am 22. Februar 1788 Schopenhauer geboren, der grübelnde Don Juan, und zwar in derselben Gasse, in der Johannes Trojan zur Welt kam. Hier residierte Mackensen, in einem prächtigen Palais, Ecke der Silberhütte. Jetzt wohnt der hohe Kommissar des Völkerbundes im Mackensen-Palais; ein Professor der Geschichte aus Holland, der von einem Italiener abgelöst werden wird.

Ich kenne Danzig in allen Lebenslagen. Als ich während der grimmigsten Inflation per Bimmelbahn über Marienburg hinreiste und, die Aktentasche unterm Arm, zum „Danziger Hof" steuerte, fragte mich eine ältere Dame nach der Neunaugengasse. Dies war entscheidend, und ich erkundigte mich stantepede nach spaßigen Straßennamen, die eigentlich weniger spaßig als abgekürzte Kulturgeschichte sind, und da erfuhr ich denn eine schwere Menge. Es existieren der Eimermacherhof, die Krausebohnengasse, der Karpfenseigen, die Zwirngasse, die Scheibenrittergasse (Schibenriter-Gasse), die Portechaisengasse; denn von den schätzungsweise zweihundertsechzig Straßenbezeichnungen stammt ein Achtel aus der Zeit von 1350 bis 1400, und fast ein Viertel stammt aus der Zeit von 1400 bis 1454. Manche Namen sind verballhornt worden. Aus der Zappengasse wurde die Zapfengasse, aus dem Rahmenbau ein Rammbaum, aus Wehles Gang ein Wellengang, aus der Brocklosengasse die Brotlosengasse. Sprach-Denkmale und Arbeits-Denkmale zugleich.

Immer werde ich in Danzig von älteren Damen nach einer Straße gefragt. Es ist dies ehrenvoll, doch zum Lügen verlockend; andrerseits jedoch erweitert es die eigne Ortskenntnis. Die kaum dreißig Meter lange Goldschmiedgasse beherbergt dreizehn Goldschmiedgeschäfte und führt zur Marienkirche, die zu besichtigen Ehrensache jedes Gebildeten ist. Wo Franz Werfel laut authentischem Zeugnis ein barsches Wort ob der heutigen Zeit vom Stapel ließ, findet sich keine Tafel. Auch der Platz, an welchem Theodor Däubler weilte, blieb ungeschmückt. Ich traf ihn, den Schwergewichtsmeister der deutsch-griechischen Lyrik, vor der Kirche. Er sah aus, als habe er die Akropolis erstiegen. „Waren Sie oben auf dem Turm?" fragte ich ihn nicht ohne sächsische Perfidie. Er war nicht oben gewesen. Er hatte nur das Jüngste Gericht Hans Memlings zur Kenntnis genommen und sich erzählen lassen, daß 1243 der Grundstein des Domes gelegt ward. Ich trennte mich von ihm und trank gratis ein Danziger Goldwasser im „Lachs", Breitegasse 52. Er entstand im gleichen Jahre (1598) wie das Grüne Gewölbe, dieser langgeschossene Pilz in der Seifengasse, Sternwarte der naturforschenden Gesellschaft. Ein paar Schritte ums Eck, und du stehst auf dem Fischmarkt mit festen und schwimmenden Verkaufsständen und

mit Händlerinnen, die keineswegs aufs Maul gefallen sind. Sie kommen aus Heubude und aus Bohnsaal und duften nach Ostsee und Dialekt. Das Kran-Tor ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Es soll 1411 errichtet worden sein und hat im Innern eine veritable Tretmühle mit schreckenerregenden Rädern, in deren Kranz die Sklaven keuchten und sprossenvorwärts klommen. Tor reiht sich an Tor. Entzückende Durchblicke ins Hinterland der Gassen, die sämtlich parallel laufen zum Langenmarkt und dasselbe sind wie er, nur nicht so nobel. Die Frauengasse, die Brotbänkengasse, die Heilige-Geist-Gasse, die breite Gasse, die Johannisgasse, die Häkergasse: sie tragen ausnahmslos das Charakteristikum Danzigs, die Beischläge, jene eigentümlichen Vorbauten aus der Renaissance, mit Schnörkeln, Loggien, Wasserspeiern. Die Mottlau entlang bis zum „Café International"... Speicher, Elektrizitätswerk, Fähren, Dampferstationen, Schifferkneipen, Altwarenhändler. Und dann links hinein, wo die Radaune fleußt, das appetitliche Ding. Der Eimermacherhof: Boote, eins am andern, Wange an Wange, schunkeln, Eigentum des Herrn B. Teschner. Trauerweiden spiegeln sich im Kanal, und jedes Haus hat seine Tradition und seine aparte Dachtraufe.

Was wäre ansonsten zu berichten? Daß die Stadt 1814 zu Preußen geschlagen wurde. Daß ein Gulden dasselbe ist wie achtzig Pfennig, und daß eine gewöhnliche Tanzplatte sechs Gulden kostet, weil Zoll drauf liegt. Daß Max Halbe, der Erfinder der literarischen Kegelbahn und des Totensonntags, in der Nähe Danzigs geboren wurde: am 4. Oktober 1865 in Guettland. Daß Fritz Jänicke von den ‚Danziger Neuesten Nachrichten' vor dreißig Jahren den Danziger Tünnes, den Danziger Bliemchen erfand, den Rentier Poguttke, der wöchentlich einmal in den trauten Klängen seiner Mundart über lokale Ereignisse plaudert. Daß Bernstein (möglichst mit eingebackenen Insekten, also etwa Mücken im Schlafrock) ein begehrter und stark gefundener Artikel ist. Daß das Stadt-Theater wie eine Gasanstalt mit vier Säulen wirkt, die man in die rechte Hand nehmen kann. Daß an der Großen Mühle die Wagenauffahrt erstaunlich ist, sooft an der Katharinen-Kirche und am Altstädter Graben Markttag ist. (Im November gab es noch frische Pfifferlinge!) Daß die Café-Stuben von Machwitz in der Langgasse in Deutschland allgemein nachgeahmt werden sollten; man kauft da für 25 Guldenpfennig einen Bon, bekommt dafür ohne Trinkgeld den besten Kaffee, die beste Schokolade, das beste Eis und darf außerdem die Pubertät Danzigs in nächster Nähe beobachten; denn es suchen und finden sich bei Machwitz die Mädels vom Lyceum und die Schüler vom Gymnasium; es wird geschellert. Daß die Eisenbahn-Direktion, wenn sie jubiliert, weißrote Fahnen aufsteckt. Daß die Briefkästen deutsch sind, und daß vor nicht allzu langer Zeit polnische Truppen einmarschierten, um die gefährdeten Staats-Embleme vor dem Untergang zu schirmen, nämlich die vorübergehend polnischen Briefkästen. Daß in der Passage, die in die Jopengasse führt, Obst und Antiquitäten und Rosenthal-Porzellan und Koffer und Blumen in geschmack-

vollen Läden zu haben sind. Daß der Norddeutsche Lloyd im Hohen Tor seßhaft ist, das 1574 bis 1576 erbaut wurde und noch im November 1918 als Hauptwache diente. Und daß unter dem Protektorat der Halbinsel Hela das berühmte und berüchtigte Zoppot schlummert.

Man gelangt per Omnibus oder per Bahn nach Zoppot. Die Bahn schunkelt an Langfuhr vorbei. Man gedenkt des einstigen Claqueurs im Reichstag, Tennis-Champions und Generals-Aspiranten (der 1914 mutig für den Schnaps eintrat), des Prinzen of Oels; kleine Fabriken erheben sich linkerhand (sie erzeugen die mit Recht so dick machende Schokolade und andre Mineralien); rechterhand schiebt sich die See heran; es tauchen bewaldete Hügelketten auf; Oliva; die Rennbahn, der Karlsberg, Zoppot...

Zoppot hat zwanzigtausend Einwohner. Gott mag wissen, warum. Abgesehen davon, daß solche Zahlenangaben jedem Führer und jedem Adreßbuch zu entnehmen sind und keinen Menschen tiefinnerlich aufwühlen. Natürlich wohnen diese zwanzigtausend Zoppoter nicht auf einem Haufen, sondern sind verteilt. Häuser sind Häuser. In Zoppot sind die Häuser ganz genau so wie auf dem „Weißen Hirschen" bei Dresden. Man braucht also nicht nach Zoppot zu fahren. Man kann es bei Dresden in ähnlicher Form haben. Allerdings ohne Ostsee, die nur spärliche Blasen wirft und sich in der toten Saison wenig Mühe gibt. Ich stellte fest, daß in diversen Restaurants „Gänse-Verwürflung" steigt. Die Spielbank lag in Lethargie. Das Klima war mild. Die Laubbäume froren. Wald-Oper unter Hinzufügung künstlicher Kulissen in die romantische Welt Richard Wagners blieb mir erspart. Aber die Polen waren am Werke. Sie baggern und schuften und mörteln. Sie errichten einen Konkurrenzhafen in Gdingen (Gdynia), und das ist bitter für Danzig. Man mag noch so international und großzügig empfinden: der polnische Korridor ist übelste Schikane, eines erwachsenen Volkes unwürdig. Ich bin ohne Vorurteile und ohne Chauvinismus: aber es paßt mir nicht, mich nachts achtmal wecken zu lassen und zu sehen, wie fremde Menschen in meinem Koffer wühlen und mir sogar an die Taschen fassen. Ganz abgesehen von der nervenzermürbenden Warterei und demütigenden Behandlung auf dem polnischen Konsulat zu Berlin. Die Polen sollten sich intelligenter benehmen. Wer ein Visum haben will, ist deshalb beileibe noch kein Strolch.

Ich warf einen scheelen Blick in Richtung Gdingen und betrat meinen Liebling, den ich mir bis zuletzt aufgehoben hatte: den Stockturm.

1346 soll sein hoher Mittelbau fertig geworden sein. Eines der ältesten und ehrwürdigsten Befestigungswerke der Stadt, der Rechtsstadt. Am mulmigsten Punkt nach der Landseite, nach der Langgasse, die er (15 Meter breit und 20 Meter hoch) zu behüten hatte. Es geht nichts über Backstein, zumal über handgearbeiteten, der in Ton wie Färbung ungleich geriet. Stundenlang möchte man schwelgen in der satten Profilierung des Baues, in den Koloraturen und Vertracktheiten der Kiel-,

Spitz- und Eselsrückenbogen. Darüber ein kühnes Satteldach. Das Ganze samt Reiter 50 Meter und doch so herausfordernd und trutzig. Und dann der Hof mit seinen gemauerten Bogen und Plastiken und Eisenstangen und Ringen und Gitterfenstern. In Prag ist das nicht üppiger und verwunschener. Und die mystisch verschlungenen Galerien; die oberste mit Verbrecher-Zelle (jetzt Kriminal-Museum en miniature, darinnen Wallace seine Freude haben würde); armdicke Riegel, wuchtige Schlösser, Gewinkel und Gespitzwege... und unten ein schönes Antiquariat, so recht in die mittelalterliche Umgebung passend.

Bei einem Goldwasser lande ich abermals. Eins nach dem andern rollt in meinen Schlund. Wohin? Wohin? Wo bleibt das Gold? Ein erfahrener Greis vertraut mir an, es sei hundertkarätiges Gold, was ich da schlucke. Ob ich es bei der Abreise, bei der Ausreise abliefern muß? Ob die Polen mich auf Goldgehalt visitieren? Es wäre mir peinlich.

Chanson für eine Frankfurterin von Theobald Tiger

Für Ida Wüst

Wenn die alte Herrn noch e mal Triebe ansetze —
des find ich goldisch!
Wenn se dann nix wie Dummheite schwätze —
des find ich goldisch!
Des hab ich von meim alte Herrn:
ich hab halt die Alt-Metalle so gern...
Wenn ich en Bub geworde wär, hätt ich auch Metallercher verzollt —
Ja, Jaköbche...
Rede is Nickel, Schweige is Silber, und du bist mei Gold —!

Wenn se newe mir auf dem Diwan sitze —
des find ich goldisch!
wenn se sich ganz wie im Ernst erhitze —
des find ich goldisch!
E Angriffssignal is noch kein Siesch —
ich sag bloß: Manöver is doch kein Kriesch!
Wer will, hat schon fuffzig Prozent. No, un wer zweimal gewollt...
En Floh is kei Roß,
un e Baiss is kei Hauss...
un Rede is Nickel, Schweige is Silber, un du bist mei Gold — !

Wenn se sich de Hut schief auf die Seite klemme —
des find ich goldisch!
Wenn se die Ärmcher wie Siescher in die Seite stemme —
des find ich goldisch!
am liebste nemm ich se dann auf den Schoß.
Aber mer hat sein Stolz. Es is kurios:
sei Mutter is net aus Frankfort. Er aach net. Und da hab ich net gewollt...
Jetzt waan net, Klaaner —
Berlin ist Nickel, Wiesbaden ist Silber, awwer Frankfort is Gold —!

Hermann Kesser von Gerhart Pohl

> Orpheus war ein Musiker und feige.
>
> Plato

> Es kommt darauf an, der Wahrheit ein musikalisches Herz einzusetzen.
>
> Kesser

Ein bekannter Umbruchredakteur der Reichshauptstadt, der im Monat soviel verdient wie zwei anerkannte Dichter im Jahre, rüffelte einmal seine Hilfskraft, einen jungen Schriftsteller: „Quatsch ist die Unterschrift, mein Lieber, obwohl sie den Tatsachen entspricht. Wahrheit? Lächerlich! Zweckmäßig — unzweckmäßig: Das ist unsre Alternative!" Der junge Schriftsteller konnte diese Alternative niemals begreifen. Er wurde wegen „journalistischer Unfähigkeit" entlassen.

„Wahrheit? Lächerlich!": Zehntausend Blätter säuseln von morgens bis Mitternacht diesen einen Refrain.

Und „heiter allein ist die Kunst". Da kommt ein Junger, versteht es, die Feder zu führen, Worte zu bilden, Gestalten zu formen. Talent und Arbeit haben ihn zum Könner gemacht. Anerkennung und Erfolg sind heute schnell gepackt. Kein Jahrzehnt vergeht — und aus dem Könner ward ein Konjunkturer, der immer noch was kann. Wir haben diese „Metamorphose" bis zum Überdruß oft erlebt. Wo aber sind — die Kerle?

Zugegeben: Sie waren immer selten — die Kerle. Aber heute ist es ganz schlimm um sie bestellt. Der Naturschutzpark ist nur für weißes Edelwild geschaffen, und der intellektuelle Hausvogteiplatz verträgt nur Betrieb. Wo sollen da die Kerle gedeihen? Im Zeitalter unabsehbarer Kompromiß-Konjunkturen sind Charaktere nur eine Belastung des Budgets, ein Risiko für die Konfektion.

Die deutsche Literaturgeschichte ist, aus zynischem Winkel geschaut, die Geschichte einer gigantischen Charakterlosigkeit. Immer waren die Gottsched Trumpf und die Lessing „unbekannt". Immer sind die Kleist gedrosselt und die Jean Paul überhöht worden. Otto Roquette ward als „Genie" gerühmt und Friedrich Hebbel mißhandelt und bekämpft. Und auch heute ist es noch so. Denn wäre sonst Thomas Mann ein „Genie" und sein Bruno Frank fast ein „berühmter Dichter", aber Hermann Kesser kaum genannt im geheiligten Bezirke der Literaturbörse? Es hat sich hierzulande gar nichts geändert. Und aus diesem Grunde soll jetzt von einem ernsten Gestalter unserer Gegenwart die Rede sein:

Hermann Kesser begann sein dichterisches Werk mit einem Journalistenroman: „Die Stunde des Martin Jochner" (Niederschrift 1914), dem ersten Journalistenroman nach Balzac. Ein

Zeitungsmann wird Manometer des Zeiterlebens. In seinem Kopfe wächst aus Nachricht und Kommentar, aus Kabale und Fälschung das Bild eines ausgehöhlten Systems, das der Weltkrieg zertrümmern mußte. In seinem Herzen aber lebt die Vision von Sinn und Aufgabe des wahren Journalismus. „Die Stunde des Martin Jochner" ist ein Zeitroman großen Stils, wie wenige in Deutschland geschrieben wurden. Er lebt noch, vierzehn Jahre nach seiner Gestaltung. Weil die Spannung zwischen den Fakten und den Forderungen angehalten hat. Weil nicht der unabhängige Publizist Martin Jochner, sondern immer noch der Geheime Finanzrat Alfred Hugenberg das Diktat ansagt. Weil also die famose Alternative: Zweckmäßig — unzweckmäßig einem neuen, noch korruptern Demo-System Stichwort und Motto gab.

Bezeichnend für Kesser ist, daß er mitten im Chaos des Weltkrieges zu großer Gestaltung vorstieß. Die glänzende Prosadichtung „Die Peitsche", die, 1917 niedergeschrieben, die revolutionären Spannungen ebenso vorwegnimmt wie „Die Stunde des Martin Jochner" (1914) die diplomatischen, ist eines der stärksten Dokumente der Ausdruckskunst. Rückblick und Vergleich beweisen, daß dieser Schritt Kessers zum Expressionismus ein zwangsläufiger, also ein organischer war. In die „Generation der jungen Genies", wie ein überlauter Rezensierer die Expressionisten einmal genannt hat, trat ein Mann, der entschlossen war, ein Werk zu vollenden. Während viele der jungen Rufer nur persönlichen Groll über Feldwebelton und Schützengrabendreck abreagierten, also lauter schrien, als es die innere Notwendigkeit forderte — ihre spätern Untaten bei Damen-Magazinen und Kolportage-Bühne zeigen es — ging Hermann Kesser souverän zu Werke. Die gewaltigen Prosastücke „Lukas Langkofler" (1925), „Schwester" (1925), „Straßenmann" (1926), die Bühnenwerke „Summa Summarum" (1917), „Die Brüder" (1921), „Die Reisenden" (1923), der wichtige Essayband „Vom Chaos zur Gestaltung" (1915—1925) sind Beweis genug. Ein Blick auf dieses Werk eines Dezenniums — wie wird da dem Kasimir zumute?

Ein Dichter beginnt mit der Apotheose des wahren Journalismus, gestaltet fest und schwer den ewigen Aufruhr, zeigt Einbruch des Seelischen in die soziale Organisation, fixiert eines Geldmachers Glück und Ende, greift Wilhelms altem Diplomaten an Hirn und Herz, legt die zitternden Geschöpfe einer Weltwende frei. Weist beschreibend den Weg vom Chaos zu neuer Ordnung. Gestaltet die Gegenwart. Dichtet Zeitgeschehen zu Bildern und Begriffen. Setzt der Wahrheit ein musikalisches Herz ein.

Sowas gilt heute nicht viel. Unsre Blätter haben Raum nur für Klatsch und Kolportage, unsre Bühnen — warum lachen nur Alle? Dabei wird doch in Deutschland wieder ausgezeichnet Theater gespielt. Aber Darsteller von Rang müssen ja toten Kram oder die Lappalien der Amüsierbar beleben. Zeitdrama ist nicht gefragt — auf dem Hausvogteiplatz des Intellekts.

„Wahrheit? Lächerlich!": oder sahen Sie schon einmal eine würdige Aufführung Kesserscher Zeitdramatik in Berlin? Einmal — long long ago — ward „Summa Summarum" der Reichshauptstadt vorgeführt. Damals hat S. J. diese Kundgebung gegen das Musterkoffer- und Säbeldrohsystem, gegen die Betriebsräte der Politik herzlich bejaht. Auch das hat nicht geholfen. Denn „Wahrheit? Lächerlich! Zweckmäßig — unzweckmäßig: Das ist unsre Alternative." Und Keiner begreift, daß es zuweilen sogar „zweckmäßig" ist, die Wahrheit zu zeigen.

Derweil reift unter stiller und stetiger Arbeit das Werk eines Könners, der kein Konjunkturist, sondern ein Charakter ist. Außer Leonhard Frank kenne ich keinen jüngern Schriftsteller, dessen Gesamtwerk so einheitlich und geschlossen ist wie das Hermann Kessers. Nicht nur äußere Übereinstimmungen sind vorhanden — Martin Jochner heißt auch der Ideenträger in „Summa Summarum", Gabriel Wetteroth erscheint in „Die Brüder" und im Journalistenroman, ein phantastischer Räsoneur als moderner Diener ist in „Beate" und in „Die Brüder" gestaltet — auch die innere Linie, die geistig-seelische Entwicklung verläuft ohne Kurven und Biegungen, weist eine erstaunlich grade und harte Echtheit auf. Ein Mann schafft souverän das Werk. Arbeitet und gönnt sich Entfaltung und arbeitet. Und steht, geschmeidig und ohne Zaudern, an dem Platze, den Erkenntnis und Gefühl ihm zuweisen. Hört kein Mensch auf sein Wort, wie es zuweilen wohl vorgekommen sein mag — „Wahrheit? Lächerlich!" — greift er zum Monolog in Drama und Novelle. Der geistige Mensch wird zum Monologhalter in dieser Volksgenossenschaft. Das ist Deutschland heute. Das ist Hermann Kesser, noch unbeirrt und klar in dieser einsamen Haltung.

Der Wille zur Wahrheit leitete den Menschen und den Politiker. Denn der Zeitgestalter ist ein politischer Dichter. Aber auch Kesser ist in Deutschland geboren und gewachsen, hat also an der Bürde eines abstrakten Humanitätsideals zu tragen, das den praktischen Blick trübt und die politische Konsequenz lähmt. Nicht umsonst sind wir die Enkel der „Dichter und Denker"! Aber von den Schmusern des Liberalismus (gegen die eigne Klasse) und des unaufhaltsamen Fortschritts (von Explosion zu Explosion) trennt ihn eine Welt: der Wille zu geformter Wahrheit. Nie war Hermann Kesser nur Orpheus, der nach einem kostbaren Worte Platos Musiker und feige war. Nie hat er den Satten Lullendes vorgeharft und sich als Olympier erhaben über Raum und Zeit gestellt. Immer war ihm der Typus Orpheus verhaßt, der inzwischen auch auf Druckmaschinen Unverbindlich-Verbindliches zu komponieren lernte. Ihm ging es um die kardinale Frage zeitnaher, großer Kunst, „wie der Wahrheit ein musikalisches Herz eingesetzt wird". Er hat die Frage vielfältig und sehr eindeutig beantwortet.

Aber wir leben ja in Deutschland. Kunstbetrieb ist Konjunkturbetrieb. Nur „Gängiges" ist gefragt. Wahrheit? Lächerlich! Zweckmäßig — unzweckmäßig: Das ist ihre Alternative.

Parker Gilberts Bericht von Morus

Für den Engländer teilt sich die Welt auf in Leute, die ihn interessieren und in Leute, die ihn nicht interessieren. Für den Franzosen in Menschen, die er schon für sich gewonnen hat und in Menschen, die er noch für sich gewinnen will. Für den Deutschen zerfällt die Welt in Freunde Deutschlands und in Feinde Deutschlands.

S. Parker Gilbert, Agent General for Reparation Payments, wurde bisher auf der Liste der Freunde geführt. Seit dem ersten Januar, dem Tage, an dem der vierte Jahresbericht des Reparationsagenten bekanntgegeben wurde, gilt Parker Gilbert als Deutschlands Feind. Der Wandel kam plötzlich, aber überzeugend. Auch in seinen frühern Berichten schon, vor allem in dem Memorandum an die Reichsregierung und in dem Jahresbericht vom Dezember 1927, hat der Reparationsagent ziemlich peinliche Dinge gesagt. Aber seine Kritik war nur gegen den Staat gerichtet. Er pfiff die Regierungen des Reiches, der Länder und der Gemeinden an, daß es nur so krachte:

„Ich habe versucht," schloß er sein Memorandum, „auf den vorhergehenden Seiten die sich häufenden Zeugnisse für übermäßiges Geldausgeben und übertriebene Kreditaufnahme auf Seiten der deutschen öffentlichen Organe, sowie einige der Anzeichen für künstlichen Antrieb und für übermäßige Expansion, die sich schon zu erkennen geben, zu sammeln. Würde man diesen Tendenzen gestatten, sich ungehemmt auszuwirken, so ist es einerseits nahezu sicher, daß sie zu empfindlichen wirtschaftlichen Rückschlägen und Depressionen führen würden und andrerseits wahrscheinlich, daß sie den Eindruck verstärken würden, Deutschland handle nicht mit gehöriger Berücksichtigung seiner Reparationsverpflichtungen."

Das war das Gröbste, was der Aufsichtsratsvorsitzende der Dawes-Organisation sich je geleistet hat. Es war ein Ton, wie ihn Poincaré in den Jahren 1922 und 1923 beliebte. Aber trotzdem war es Balsam für die Seele. Parker Gilbert wurde in der deutschen Presse mit Lobsprüchen überschüttet; je weiter rechts, desto mehr. Denn er hatte ja nur wiederholt, womit ihm sein Mentor Schacht in seinen Brandreden vorangegangen war, worüber man in allen Verbandsveranstaltungen lamentierte und was man in den Chefkabinetts aller Generaldirektionen dachte: der Staat, dieser Verschwender, wirft mit dem Geld und treibt eine Mißwirtschaft, womöglich noch zugunsten der Proleten — deshalb müssen wir soviel Steuern zahlen. Da der Reparationsagent überdies noch in dem folgenden Jahresbericht die endgültige Festsetzung der Reparationen vorschlug, war er der Held des Tages. Bei allen Gutgesinnten

galt er als der Mann, der die innern Steuerlasten und nun auch noch die Dawes-Lasten von uns abnehmen wollte.

Die Freude darüber war so groß, daß man ganz darüber vergaß, den übrigen Teil des Berichtes zu lesen. Darin fand sich aber bereits der Passus: „Deutschlands Handel und Industrie sind, als Ganzes betrachtet, in den vergangenen Monaten lebhafter als zu irgendeiner Zeit seit der Stabilisierung gewesen. Diese erhöhte Tätigkeit beschränkte sich keineswegs auf irgendeinen Handels- und Fabrikationszweig, sondern dehnte sich weit aus, und ihre Auswirkung auf Erzeugung, Beschäftigungsgrad und Verbrauch war bemerkenswert gleichmäßig."

Ein halbes Jahr später, im Juni 1928, konstatiert Parker Gilbert: „In den ersten Monaten 1928 hielt sich die Wirtschaftstätigkeit Deutschlands auf oder doch ungefähr auf dem im Herbst 1927 erreichten hohen Niveau, ja, in mehrfacher Hinsicht stieg sie sogar noch darüber hinaus." Und über die Leistungsfähigkeit heißt es: „So rechtfertigen denn bei dem Näherrücken des Normal-Annuitätsjahres sowohl die in der Vergangenheit, wie die in der Gegenwart gemachten Erfahrungen vollauf den Schluß, daß die Fähigkeit des Reichshaushalts zur Aufbringung des vollen Betrages seines Normalbeitrags auf Grund des Planes billigerweise nicht in Zweifel gezogen werden kann."

Nach dieser Zitatenreihe kann man wohl nicht gut behaupten, daß der Optimismus des neuen Berichtes für die Leser der frühern überraschend kommt und daß Herr Parker Gilbert aus Rücksicht auf die bevorstehenden Reparationsverhandlungen eine Schwenkung vollzogen hätte. Überrascht können nur die Nichtleser sein. Und diejenigen, die in Parker Gilbert den amerikanischen Beschützer, den Doppelgänger Schachts, den Bundesgenossen im Steuerkampf, mit einem Wort: den Freund Deutschlands sahen.

Die andern hatten auch bisher keinen Grund, den Reparationsagenten zu beweihräuchern. Herr Parker Gilbert hat, da alles glatt verlief, ziemlich still und zurückhaltend seines Amtes gewaltet und von seinen vielen Vollmachten kaum Gebrauch gemacht. Er hat sich sehr rasch in die Wirtschaft des fremden Landes hineingefunden, sie mit bewunderungswürdiger Klarheit durchschaut und beschrieben. Aber er ist der Vertreter des Großkapitals geblieben, als der er in sehr jungen Jahren in Amerika seine Karriere gemacht hat. Der Trustanwalt, der Vertrauensmann des Aluminium-Industriellen Mellon und des Bankiers Morgan hat sich auch in Berlin ausschließlich auf die Kreise der Hochfinanz und der Großindustrie beschränkt. Arbeiterführer existierten für ihn nicht. In den vier Jahren seines berliner Aufenthalts hat er gar nicht

erst den Versuch gemacht, sich die deutsche Sprache anzueignen, um mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung zu kommen. Vielleicht hat ihn sein Pflichteifer auch einmal in die Bezirke der Armut geführt, wo fünf und sechs Menschen in einer Stube hausen; aber dann hat er sich jedenfalls besser als Harun al Raschid dem niedern Volke zu verbergen gewußt. Seine persönlichen Eindrücke empfing er, soweit es bekannt ist, in den Salons der Herren aus der Behrenstraße, seine Erkenntnisquellen waren in Gold gefaßt. Doch auch diese Informationen waren, mit Ausnahme des Doktors Schacht, für ihn nur von minderer Wichtigkeit. Das Bild, das er sich von der deutschen Wirtschaft gemacht hat, entstand am Schreibtisch. Es setzt sich aus den Statistiken und Wirtschaftsberichten zusammen, die Monat für Monat fleißige Rechner und Schreiber aufzeichnen. Parker Gilbert verarbeitete das Material mit der ausgezeichneten Technik, die man in Amerika, im Lande der Statistik, entwickelt hat: wo man zwar Handschuhknöpfe und Weckeruhren sehr genau zählt, aber vor lauter Prosperity nicht dazu kommt, die drei bis vier Millionen Arbeitslosen statistisch zu erfassen. So sind denn auch die Berichte des Reparationsagenten: klug, hellsichtig, geschäftstüchtig, privatkapitalistisch, im tiefsten unsozial, amerikanisch.

Grade wegen dieser Eigenschaften aber hat das Urteil Parker Gilberts bei allen Gläubigern und bei den meisten neutralen Zuschauern unbedingte Autorität. Die Lobgesänge, die man früher in Deutschland auf ihn angestimmt hat, haben sein Prestige draußen noch erhöht. Ihm glaubt man, nicht uns. Deshalb wäre nichts sinnloser, als eine Gegenpropaganda zu eröffnen und den Versuch zu machen, den „Zweckoptimismus" des Reparationsagenten durch einen Zweckpessimismus zu verdüstern. Man lügt sich nur ins eigne Fäustchen, wenn man jetzt partout aus dem Ausland „Gegenstimmen" sammelt; wenn beispielsweise das Wolffsche Telegraphenbüro den üblichen Monatsbericht des Handelsattachés beim amerikanischen Generalkonsulat in Berlin, nach dem in Amerika kein Hahn kräht und den nur die deutschsprachigen Zeitungen in New York abdrucken, gewaltsam aufpulvert und mit dem Gilbert-Bericht konfrontiert. Dafür ist es den wirtschaftskundigen Ausländern in Berlin aber aufgefallen, daß in dem üblichen Halbjahresbericht der Reichskreditgesellschaft diesmal die Ziffer über die Kapitalneubildung in Deutschland fehlt. Spätere Berechnungen, die anscheinend für die Reparationsverhandlungen in Arbeit sind, bieten dafür psychologisch keinen Ersatz. Nachdem man einmal den unzweckmäßigen Weg der „objektiven", streng wissenschaftlichen Feststellung der Reparationen durch angeblich unpolitische Sachverständige eingeschlagen hat, darf man sich jetzt in dieser Beziehung keine Blöße geben.

Im Übrigen aber muß nach dem Bericht Parker Gilberts

erst recht versucht werden, von diesem Holzweg loszukommen und die Reparationsverhandlungen nach Möglichkeit auf das politisch-diplomatische Gleis zu schieben. Mit objektiver Wissenschaft, der die Gegenseite eine ebenso objektive, aber politisch mächtigere Wissenschaft gegenüberzusetzen hat, werden wir nichts erreichen. Auch die Transfer-Theorie, auf die man sich nun wieder verbeißt, hat international keinen großen Marktwert mehr, zumal die Anregung Parker Gilberts auf endgültige Festsetzung der Reparationen von der Aufhebung des Transferschutzes ausgeht. Die deutschen S.O.S.-Rufe, daß der Transferschutz in Gefahr sei, haben auf der Gegenseite aber bereits einige wirkungsvolle Schriften über die Nichtigkeit des Transferproblems veranlaßt. Nach dem sehr beachteten Buch des berliner Economist-Korrespondenten Crozier Long „The Mythology of Reparations" hat nun auch der Statistiker der Sorbonne, Professor Jacques Rueff, in einer Broschüre „Une Erreur Economique: L'Organisation des Transferts" den Nachweis unternommen, daß allein die Möglichkeiten des Budgets die Grenzen der Zahlungsfähigkeit bestimmen, und daß es keine Transferfrage gibt.

Aber auch wenn es eine gäbe, werden wir mit der Forderung: Rücksichtnahme auf Deutschland, und etwas andres ist der Transferschutz doch nicht, wohl keine großen Geschäfte machen. Eine wesentliche Herabsetzung der Reparationen werden wir nicht erreichen, wenn wir für uns selbst etwas beanspruchen, sondern nur, wenn wir den andern etwas Positives bieten. Zwei Möglichkeiten dazu sind gegeben: einmal ein höherer Zinssatz der Schuldtitel, damit die Gläubiger einen Teil der Schuldsumme mobilisieren oder, wie es nun heißt: kommerzialisieren können. Dieser Weg ist aber dadurch eingeengt, daß eine quasi sechs- oder siebenprozentige Verzinsung der Reparationsschuld, statt der jetzt fünfprozentigen, entweder sehr hohe Jahresleistungen oder eine relativ niedrige Gesamtsumme bedingt.

Weit mehr bedeutet für die Gläubiger die zweite Möglichkeit: daß die Reparationsschuld organisch dem System der Interalliierten Schulden angepaßt wird; statt der Schuldentilgung innerhalb von 37 Jahren, wie sie im Dawes-Plan für einen großen Teil der Schuld vorgesehen ist, eine Verteilung der Zahlungen über 62 Jahre, wie sie bei den interalliierten Schuldenabmachungen besteht. Diesem Entgegenkommen von deutscher Seite müßte selbstverständlich ein Entgegenkommen von interalliierter Seite in der Herabsetzung der Jahresleistungen entsprechen. Möglichst kleine Jahreszahlungen mit möglichst langer Laufzeit; das ist das, was wir anstreben müssen. Denn schließlich ist es keine Schande, wenn man die finanzielle Liquidierung solch eines Krieges auf zwei Generationen verteilt.

Bemerkungen

„Immer treu"

Wenn man Herrn Edgar Wallace und andern ingeniösen Köpfen ein Motiv nicht abnimmt, so ist es das der Verbrecherschlacht im Herzen der großen Stadt. Mag der geheimnisvolle indische Professor mitten im Teesalon seinen Gegner durch einen sonst nicht bemerkten Schlangenbiß töten — gut. Aber wenn eine militärisch gegliederte Verbrecherbande ein Haus in einem belebten Teil der Stadt belagert und ein muntres Feuergefecht mit den Eingeschlossenen eröffnet, dann rebelliert auch die unverbindlichste Spannung, und die Frage drängt sich auf: Aber die Polizei —?

Vor acht Tagen hat in Berlin, nahe am Schlesischen Bahnhof, eine organisierte Verbrecherbande zwei Mal das Vereinslokal einer friedlichen Handwerkergilde überfallen, einen Mann getötet und viele verletzt. Nach dem ersten Vorstoß kam eine Polizeistreife, die die Angreifer schon vom Blachfeld verschwunden fand. Der Polizeioffizier gab den Überfallenen den Rat, hübsch im Hause zu bleiben, da eine zweite Offensive denkbar sei und fuhr mit den Seinen von dannen. Nicht hat den erfahrenen Straßenstrategen die Voraussicht getrogen — die zweite Offensive fand wirklich statt und wurde für die unschuldigen Opfer sehr schlimm. Nachdem das geschehen war, kam auch die Polizei wieder und nahm eine Reihe von Leuten fest.

Die Zeitungen hielten das Ereignis für erstklassig und nagelten es in großen Schlagzeilen fest. Die Polizei kündigte energisches Vorgehen an, was wohl selbstverständlich war. Aber die Energie lebte sich nur in einigen Erklärungen aus, in denen die Presse der Übertreibung bezichtigt wurde. Es war nach Meinung der Hochmögenden im Präsidium nur eine der am Schlesischen Bahnhof landesüblichen Prügeleien. Die erwarteten starken Maßnahmen blieben aus, wenn man dazu nicht die Nachrichtensperre rechnen will, die über ein paar Zeitungen verhängt wurde, weil sie ihre Mahnungen an die Polizei zu dringlich gehalten hatten.

Der hervorstechendste Zug der gegenwärtigen Herren vom berliner Scotland Yard ist ohne Zweifel ihre Begabung für Reklame. In Interviews und Verlautbarungen für die Presse schäumt Tatenlust, und dem kleinsten Langfinger muß das Gewissen klappern, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, diese Exklamationen zu lesen. Politische Demonstranten dagegen haben nichts zu lachen, das kann der Vizepräsident der Polizei sachkundig bezeugen. Der Gauner- und Rowdy-Club „Immer treu" dagegen ist viel glimpflicher gefahren, und zum Überfluß hat jetzt noch der vernehmende Polizeirichter die meisten der Festgesetzten entlassen und damit ihrem Wirkungskreis zurückgeschenkt.

Die Presse gibt sich vergeblich Mühe, die geheimnisvolle Untätigkeit der Polizei wie das eiserne Menschenvertrauen des Herrn Polizeirichters zu enträtseln, und das Präsidium selbst läßt durchblicken, daß es über die Entscheidung des Richters entsetzt sei und sich gehandicapt fühle. Vergebliche Mühe, hier eine Lösung zu suchen. Der Zufall hat die Kehrseite eines Systems aufgezeigt, und dessen Einpeitscher haben alles Interesse, diese Demonstration schleunigst zu beenden. Durch die fatale Methode Verbrecherhöhlen und Verbrecherorganisationen zu dulden, „damit man sie alle hübsch zusammen hat", ist in Berlin ein Bandenwesen entstanden, das der Schupo lange über den Tschako gewachsen ist. Wo aber solche Zustände herrschen, da bildet sich auch regelmäßig eine Schicht dubioser Gestalten, die nicht hierhin, nicht dorthin gehören, also dorthin, die von der Polizei

die Statur und das ernste Führen mitbekommen haben und von der andern Seite die Frohnatur, die Lust am Fabulieren. Es wird augenblicklich in Journalistenkreisen mit schöner Offenheit erzählt, daß die meisten Teilnehmer des Überfalls professionelle Polizeispitzel gewesen seien und daß deshalb die Polizei die Hände nicht rühren könne, weil ein Prozeß die übelsten Schmutzwellen aufwirbeln würde. Deshalb die Verkleinerung des tollen Vorfalles und die ungnädigen Gesten gegen die Presse, die sonst immer zur tätigen Mithilfe aufgefordert wird.

Seit dem Abgang des Herrn Friedensburg hat sich die berliner Polizei erschreckend verschlechtert. Herr Zörgiebel dekretiert, versichert, beruhigt. Herrn Zörgiebel beängstigt ein rotes Kommunistenfähnchen mehr als die stolz wehenden Vereinsbanner sämtlicher berliner Spitzbuben.

Es hat keinen Zweck um Tatsachen herumzureden: wir brauchen endlich wieder einen Polizeipräsidenten.

C. v. O.

Cavour

Der Diplomat Paléologue wünschte, als er diese Biographie schrieb, die Vita eines großen Vorbildes seiner Kunst zu geben, und so war sie ihm sicherlich die liebste seiner zahlreichen historischen Bemühungen. Der junge Attaché hat die Kronzeugen des zweiten Kaiserreichs, dem Hauptträger der Cavourschen Politik noch aus persönlichem Umgang gekannt, sie sind ihm, dem die Neigung zur Republik nie mehr als Verstandessache war, die Voraussetzung seines eigenen diplomatischen Handelns, das etwa mit dem Weltkrieg abschließt. Er ahnt kaum die unmittelbare Aktualität seines Helden für das heutige Italien. Paléologue sieht in Cavour den letzten Vertreter der klassischen Kunst der Diplomatie in den romanischen Ländern, der er sich, im eignen Handwerk, aufs tiefste verpflichtet fühlte. So sind alle seine, mit großer Eleganz vorgetragenen biographischen Arbeiten eher apologetische Romane als Beiträge zur Geschichte unsrer Zeit. Es wird auch hier nicht gezeigt, wie sehr grade Cavour innerhalb der geschichtlichen Continuität seines Landes steht, wie deutlich die Verbindungslinien zurück zur Entstehung der Nationalstaaten und zu Macchiavell, vorwärts zum Nationalismus und zu der Politik Mussolinis verlaufen, die Konsequenz und Liquidierung der Cavourschen Politik in einem ist. Die apologetische Begeisterung wird ganz den Talenten seines Helden, der Kunst der diplomatischen Intrige, der Kombination der Interessen, dem Spiel mit den Schwächen der politischen Kontrahenten zugewandt, deren Wirkung auf heutige Leser eher abschreckend als werbend sein sollte. Die Krise der Diplomatie unsrer Tage, vielmehr die vollständige Umschichtung ihrer Formen und Funktionen, findet in diesem Buch weder Spiegelung noch Maßstab. Gewiß treiben diese Vertreter einer höchst vagen, niemanden als die Interessierten angehenden „Staatsräson" auch heute, auch bei uns noch, ihr obskures Wesen: nur daß weder dieser Begriff des Staates, geschweige die auf ihn bezogene „Moral" eine tiefere Verpflichtung fordern kann. Wenn aber eine Disziplin, so hat die historische die Aufgabe, in Zeiten der Vorbereitung und des Wandels die Voraussetzungen einer neuen Moral und damit einer künftigen Staatsform aufzuzeigen. Für diese ist die Hingabe der Person, auf der Paléologue wie alle reaktionären Biographen das Hauptgewicht legt, die selbstverständlichste Voraussetzung, deren Rechtfertigung erst in ihrer Wirkung auf das Dasein von Heute und Morgen liegt. Der moralische Konflikt, in dem der Versuch einer Apologie unhaltbar versinken muß, tritt in diesem Buch nur einmal zutage und auch dort wird er nur eben angerührt, nicht beschworen. Es ist der Augen-

blick, in dem Cavour und sein König ihren treuesten Paladin Garibaldi, kalt stellen. Daß dieser Moment überhaupt der Angelpunkt eines Lebens ist, das nur gelebt wurde, um dadurch seine Unzulänglichkeit zu beweisen, wäre in einem Buche, das zehn Jahre nach der deutschen Revolution in einem der ältesten freiheitlichen Verlage erscheint, nützlich zu lesen gewesen. Womit gesagt ist, daß man auch bei Übersetzungen sich mehr für die moralisch-politische Haltung des Verfassers als für die Reklamewirkung seines Namens zu interessieren hätte.

J. M. Lange

Die Jugendbewegung ist tot!

Die großen Bünde, die nicht politisch gerichteten Organisationen haben keinen hochwertigen Nachwuchs von männlicher, fast gar keinen von weiblicher Jugend. In den politischen Vereinigungen wiederum spielt die Jugend als solche mit ihren besondern Interessen und Eigenschaften keine Rolle. Denn sie, die Trägerin der grenzenlosen, vollkommenen Ziele, ordnet sich dort dem engen Programm der Partei ganz unter.

Die Verheißungen der jungen Männer und Mädchen von 1913, die Welt durch ihr eignes Leben unter eigener Verantwortung zu gestalten, sind Worte geblieben. Der Krieg hat ihre Träume zertrampelt. Aber hat nicht die Revolution im Gegensatz zu ihm diese Forderungen trotzdem im öffentlichen Leben durchgesetzt? — Es scheint so. Denn die Jugend von gestern bekleidet viele Ämter in der Republik.

Und die von heute? Nun — noch ist sie betäubt von diesem Erfolg der jetzt Dreißigjährigen. Sind doch aus den einst bekämpften Paukern hier und dort wahre Glieder einer Schulgemeinschaft geworden. Haben doch die früher geschmähten Eltern den Söhnen das Selbstbestimmungsrecht über ihr Leben zugebilligt. Ist doch das fortschrittliche Programm der äußern Form nach großenteils erfüllt und das Berufsleben durchsetzt mit den aus der Jugendbewegung Hervorgegangenen. Hat nicht jeder von ihnen schon mindestens einmal irgendeinem Minister freundschaftlich die Hand gedrückt? Wozu also noch eine besondere „Jugend" von heute — Jugend, das heißt hier Verkannte, Oppositionelle, eine zum Klassenkampf gegen das Alter zusammengeschlossene Welt? Jeder Junge wird heute in seinen Menschenrechten anerkannt. Also brauchen wir keine „Jugend" mehr.

Das ist der Inhalt der Fabeln, die eine im Leben schon bewährte Generation der nachfolgenden erzählt. Aufrichtig erzählt, weil sie sich selbst hat täuschen lassen vom Wechsel der Schablonen: der Staatsform. Schulform, Familienform. Sie merkt nicht, welch schlimmer Kompromiß von ihr geschlossen wurde. Sie wähnt sich sieghaft weil sie einflußreiche Stellungen bekleidet. Aber wer begriff wohl schon, daß diese nur einem Verrat zu verdanken sind: dem Verrat an sich selbst, an der eignen Unbedingtheit.

Jede dieser Stellungen bedeutet eine Prostituierung jugendlicher Art; ihr Inhaber gab den Tonangebenden und Mächtigen für baren Lohn nicht etwa Inhalte, nicht etwa Leistungen, sondern eben seine Jugend, seine Frische, seinen neuen, zeitgemäßen Stil, mit dem er die alten Bestrebungen neu umkleidete. Wichtiger aber noch ist das zweite: daß niemand von den frühern Jugendführern sich durchgesetzt hat ohne Einbuße, daß jeder die Wahrhaftigkeit, den höchsten Wert nur noch in Grenzen kennt; denn er mußte zur Verwirklichung seiner Pläne lernen, Rücksicht zu nehmen gegenüber dem Bestehenden. In seiner Unbedingtheit war er jung gewesen — er hörte auf, es zu sein, als er nicht nur die Erfordernisse seines Ziels, sondern auch die der bestehenden Umwelt re-

spektierte und damit sein Ideal profanierte.

Das sind Dinge, die den jetzt Fünfzehn- bis Zwanzigjährigen noch nicht bewußt geworden sind. Sie sehen die Welt von jungen Menschen regiert, das genügt. Sie binden sich an diese, sie glauben, dort die Wahrhaftigkeit zu finden wie in sich selbst, doch geklärter. Sie geben sich hin, um für Leben und Werk dieser kaum als älter, wohl aber als heldenhafter empfundenen Freunde sich ganz einzusetzen.

Die Erschütterung kann nicht ausbleiben. Die häufige Schwunglosigkeit der Ältern — durch die sich das Fehlen eines Zieles, einer innern Begeistrung verrät — hat die Oberflächlichkeit ihres Jungseins den wirklich Jungen angedeutet. Sind diese heute noch nur als einzelne an einzelne ihrer Heroen geklammert, wird die Erschütterung vielleicht das Gemeinsame unter ihnen selbst, der wirklichen Jugend, herstellen. Sie werden verlieren, was die Voraussetzung aller ihrer Lebenshoffnungen und Ziele war: die Achtung vor dem Menschen. Sie werden sehen, daß die Träger der neuen Gestalt der Erde oft keine Persönlichkeiten sind. Sie werden die neue Gestalt selbst als Kulisse erkennen, die von Zufall und Mode zum Auswechseln hingestellt war — nicht aber als eine aus innerer Reife entstandene Form des Fortschritts, wie sie 1913 angestrebt wurde.

Sie werden enttäuscht sein. Aber weil sie jung sind, werden sie stark bleiben. Und wenn das Grundlegende aller Bewegungen, alles Zusammenschlusses Widerspruch und Gegensatz sind, so haben sie wahrhaftig Veranlassung, sich zusammenzutun; nicht mehr wie früher gegen Institutionen, sondern gegen die Charakterlosigkeit ihrer Vorbilder, gegen die Unwahrhaftigkeit und Leere der einstigen Jugend. Sie werden die wenigen herauszufinden wissen, die nicht im zeitgemäßen Staats-, Schul- und Familienformen sich festgefahren haben, sondern die in jeder Sekunde schöpferisch neue Formen finden und zerstören, um einem höchsten Ziel nachzustreben und auf dem Wege zu ihm die Welt zu erbauen.

Die Jugendbewegung ist tot — wo ist die heutige Jugend? In diesem Augenblick noch verstreut. Nicht in den Bünden, nicht in den Parteien. Sondern ohne gemeinsame Interessen noch hier und dort, in der Familie, vielleicht im Freundeskreis. Sie werden zusammenkommen, weil sie die Menschen entbehren, die sie als Charaktere achten könnten. Sie werden sie suchen — und werden an sich arbeiten, bis sie aus ihren eignen Reihen sie wieder zu stellen vermögen.

Der Weg dazu ist weit. Denn er heißt: Auseinandersetzung jedes Einzelnen mit den Erscheinungen der Welt. Es ist derselbe Weg, der 1913 nicht zu Ende gegangen wurde — der Weg zur Gesinnung, zur inneren Reinheit und Festigkeit, zur eignen Verantwortung.

Walter Zadek

Die Nacht vor dem Beil

Alfred Wolfenstein, von früher her bekannt als lyrischer Spintiseur mit anständiger Gesinnung, bringt jetzt ein Drama, das außer der anständigen Gesinnung auch Wucht hat: ein Tendenzstück gegen die Todesstrafe („Die Nacht vor dem Beil", Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart). Auf diese Arbeit hinzuweisen ist Pflicht; und da sich an ihrer Bühnenwirksamkeit nicht zweifeln läßt, so werden die Theaterdirektoren Deutschlands gut tun, das Stück in ihren Spielplan zu nehmen. In vielen Städten aufgeführt, kann es zur Erzeugung einer Stimmung beitragen, aus der heraus der Reichstag die Todesstrafe streicht. Wenn er sie streicht, wird er sie übrigens viel weniger aus wolfensteinischen als aus unsachlich-nationalistischen Gründen streichen: nämlich wegen der Rechtsgleichheit mit Oesterreich, welches die Abschaffung der Hinrichtungen in seiner

Verfassung verankert hat. Geistige Argumente pflegen zwischen Maas und Memel die Gesetzgebung nicht zu beeinflussen...

Wie dem auch sei: ich finde bei Wolfenstein und überhaupt in der gesamten Propaganda gegen die Todesstrafe — einer gewiß um und um gerechten Propaganda — Pathos und Arbeitskraft an eine Nebensache verwandt; Wichtigerem mithin entzogen.

Daß Schuldige hingemetzelt werden, ist schlimm; zumal meist die Gesellschaft sie schuldig werden ließ. Schlimmer ist, daß Unschuldige eingekerkert werden — ich meine nicht infolge Fehlurteils (Ausnahme!), sondern infolge Fehlgesetzes. Wo, Agitatoren und Dichter, ist euer empörtes Rasen, wo eure Suada gegen diese Gesetze?

Und ungleich fürchterlicher als die Todesstrafe, vollzogen an einzelnen Schädlingen, ist die Massentodesstrafe, vollzogen an leiblich-seelisch-geistig Tüchtigen, sittlich und sozial Wertvollen: der Krieg. Es trifft bestimmt nicht Wolfenstein, wenn ich die Komik demokratischer Pathetiker gegen die Todesstrafe lebhaft empfinde, die den nächsten „Verteidigungs"- oder „Sanktions"-Krieg vorbereiten.

Man neigt in Deutschland dazu, den Fern-D-Zug der Kultur, mit drei Lokomotiven bespannt, auf Nebengleise zu schieben. Ich bin für Befahrung der Hauptstrecken.

Kurt Hiller

Auferstehung der Edda

Was wir bis jetzt von der Edda hatten, waren die philologischen Ausgaben der vorhandenen Bruchstücke, vor denen der Laie und der dichterisch empfindende Mensch ein Gruseln hatte, oder Bearbeitungen für die heranwachsende Jugend, denen alles Salz entzogen war. Was fernerhin den frei Denkenden der Edda gegenüber voreingenommen sein ließ, war der Mißbrauch, den die „Germanen" damit trieben, indem sie sie zur Fibel ihres Furor teutonicus machten. So kommt es, daß für die meisten die Edda nur die Verherrlichung des Schlagetots darstellt und daß die menschlichen Inhalte, die sie birgt, verschüttet sind.

Einem Dichter unsrer Tage blieb es vorbehalten, die ganze Herrlichkeit des alten Epos wieder ans Licht zu bringen. Hans Voß ist sein Name; er ist der Neuerwecker, Neuentdecker, Neuschöpfer der Edda. Das Werk ist im Volksverband der Bücherfreunde erschienen; außerdem sind, als Buch in der Serie der Weltgeistbücher, zwei Gesänge separat herausgekommen, unter dem Namen „Sigurd und Brynhild".

Wenn wir zunächst beim Sachlichen bleiben, so besteht das Verdienst des Dichters darin, daß er zum erstenmal eine lückenlose Götter- und Heldensage der Germanen in einem fortlaufenden epischen Zusammenhang gibt und durch die Rückverwandlung bisher nur in Chronik-Prosa erhaltener Berichte in ihren ursprünglichen Stabreim die der deutschen Sprache am ehesten gemäße Versform wiederauffindet und ihre Gültigkeit an Tausenden von neugeprägten Zeilen erweist. Von der Edda, wie sie einmal gewesen sein muß, ist nur etwa der dritte Teil auf uns gekommen; das meiste ist der christlichen Kirche zum Opfer gefallen, vor deren Schwert nur ein kleiner Rest Dichtung im hohen Norden sich bewahren konnte. In Deutschland haben ja, wie bekannt, die Nachfolger Karls des Großen alle weltliche Dichtung der frühern Zeit erbarmungslos vernichtet. Von einem Isländer, dem noch die ganze Edda vorlag, hat sich eine Prosawiedergabe des Textes erhalten, so daß wir ihren Inhalt wissen; aus dieser wie aus den altnordischen Heldenromanen hat Voß den Stoff genommen, den er in Versen wiedergibt, und in den er, ebenfalls in seinem Deutsch, die vorhandenen Edda-Fragmente an

den Stellen, wo sie hingehörten, einfügt.

Es handelt sich aber nicht um eine bloße Rekonstruktion, deren Absicht, Zweck und auch Wert nur im engen Kreis der Fachleute Geltung hätte, sondern der Autor, grade weil er auch im Besitze aller philologischen Voraussetzungen war, fühlte sich um so weniger von wissenschaftlichen Dogmen belastet, und durch Auslese des Materials, Scheidung und Ineinander-Komponierung schuf er ein uns alle angehendes Werk. Die Edda hat dabei auch in der neuen Form ihren Charakter bewahrt und ist eine Sammlung der, wenn man will, ewigfragmentarischen Einzellieder und Episodendarstellungen geblieben — was sie für immer von der fließenden Art der griechischen Epen unterscheidet; aber die höhere Einheit wurde dadurch erzielt, daß die Geschichte eines Heldengeschlechts ‚der Wölsunge' zum Mittelpunkt der Dichtung gemacht wurde und die Göttersage den Hintergrund und den Rahmen bildet: indem am Anfang, vor allen Helden, die Entstehung der Welt, der Götter und der Menschen beschrieben wird, und am Ende, nach dem Tod des letzten Wölsungs, die Götterdämmerung anhebt; bei Gastmählern und Festen der Helden werden die nicht zeitgebundenen Ereignisse aus der Götterwelt von Sängern vorgetragen.

Das separat veröffentlichte Stück, als Probe köstlich, wenn auch noch nicht der schönste Gesang des Ganzen, gibt die alte Form der Nibelungensage wieder, vielmehr ihren ersten Teil, der Sigurds Heldentaten und seinen Tod erzählt. Vielleicht darf man sagen, daß dieses Thema, das schon durch so viele Hirne und Filter gegangen ist, sein Eigentliches erst dann offenbart, wenn man es so, gewissermaßen in der Ursprache, liest. Denn wenn man als Kind, wo nur das Stoffliche des Stoffes haften blieb, den Drachentöter bewunderte, den meuchlings Gemordeten bejammerte und die Waberlohe, die nur vor dem Tapfern wich, gleichsam selbst mit durchritt; wenn man später, durch die Fegefeuer des Dramas, der Oper und des Films gehend, vor dem Fetisch „Auffassung" in den Staub fiel: so sieht man plötzlich, nachdem man von der Quelle getrunken hat, im Heros und im Übernatürlichen, das ihn umgibt, das schlichte, menschliche und darum erschütternde Schicksal. Der Zweikampf und der Krieg sind hier nichts Gewaltsames, sondern Emanationen der Kraft, die den Helden bedrängt; der blutige Tod wiederum ist nur der tragische Ausgang des Kampfes, den stets der Große mit der kleinen Welt führt. Und Brynhild und Gudrun-Kriemhild — das sind die beiden ewigen Inkarnationen des Weiblichen: die Liebende und die Geliebte, die Trotzige und die Sanfte, die Fürstin und die Magd; und beide zerbrechen sie an demselben Element, an der Liebe.

Emanuel bin Gorion

Liebe Weltbühne!

Die ‚Neue Züricher Zeitung', die sonst wenig Gelegenheit zum Lachen gibt, bemüht sich in ihrer Rubrik „Filmnachrichten" durchaus nicht erfolglos, ihre Leser bei guter Laune zu erhalten. Vor einiger Zeit brachte sie dort die erstaunliche Nachricht, daß mit keinem Geringeren als Gogol wegen der Verfilmung eines seiner Romane verhandelt werde. Und nun erzählte sie kürzlich, der französische Regisseur Abel Gance stelle einen Großfilm fertig, der die „Leidenschaft Christi" heiße. An Hand des Sachs-Villatte läßt sich mühelos feststellen, daß das Leben auf solchem Kultur-(-Anbau-)Niveau (-Grundwage) eine Passion sein muß.

Antworten

General d. Inf. und Staatsminister a. D. Reinhardt. Zu den Ausführungen von Nicolaus List in Nummer 51 der ‚Weltbühne' über „General Reinhardts Volksarmee" schreiben Sie: „Eine Untersuchung soll mich im Bunde mit einer großen Zahl rechtsradikaler Parteiführer und Organisationen gezeigt haben. Ich stehe in keinem einzigen solchen oder ähnlichen Verhältnis. Durch Verträge soll ich mir die Mitwirkung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei gesichert haben, insbesondere mit Hitler durch Ehrhardts Vermittlung einen förmlichen Vertrag geschlossen haben. Ein solcher Vertrag ist niemals geschlossen, noch je entworfen worden. Ich kenne Adolf Hitler persönlich überhaupt nicht, Kapitän Ehrhardt, der sich in der Kappzeit zu meinem Gegner aufwarf, habe ich seit 1919 nicht gesehen. Ich soll meinen Abschied kurz nach meiner öffentlichen Stellungnahme zur Reichswehrersatzfrage erhalten haben, dann das in dem ‚Weltbühne'-Artikel beschriebene ‚dunkle Werk' begonnen und heute vollendet haben. Meine Stellungnahme zur Ersatzfrage wurde mit Zustimmung des Reichswehrministers am 8. Januar 1927 in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' veröffentlicht, ich bin seit dem 1. Januar 1928 außer Dienst und habe das gedachte ‚dunkle Werk' weder begonnen noch vollendet." — Ich verzeichne mit Vergnügen, Herr General, daß Sie sich zum Wort melden, obgleich Sie als Privatmann kaum Veranlassung haben, sich eine Mühe zu machen, die eigentlich Sache jener amtlichen Stelle gewesen wäre, die in diesem Zusammenhang genannt worden ist und die sich bisher zu keiner verpflichtenden Äußerung aufgerafft hat. Wenn ich mich nicht irre, hat das Reichswehrministerium bisher lediglich auf eine Frage des ‚8-Uhr-Abendblattes' mit jenem veilchenblauen sanften Augenaufschlag geantwortet, der scheinbar zur unveräußerlichen Tradition dieser sonst gar nicht sanften Behörde gehört. Die ‚Frankfurter Zeitung' dagegen hat sich an die Justizpressestelle gewandt und dort erfahren, daß das Verfahren gegen Herrn Ehrhardt unter die letzte Amnestie gefallen und infolgedessen erledigt sei und nur in dieses hinein, ganz episodisch, ein Ermittelungsverfahren gegen Sie, Herr General, hineingespielt habe, das aber erfolglos verlaufen sei. Das sind sehr nebelhafte Auskünfte, die den Kern der Dinge nicht enthüllen und die auch nicht geeignet sind, den Sturm von Fragen zu beschwichtigen, den unsre Veröffentlichung hervorgerufen hat. Vorangegangen war ihr eine sehr dankenswerte Darstellung der Hintergründe jener Vorgänge in Kirchhain durch das sozialdemokratische ‚Hamburger Echo'. Auch auf diese mit guten Unterlagen vorgetragenen Behauptungen hat sich im Reichswehrministerium niemand gerührt. Vielleicht auch aus dem Grunde nicht, weil die Landesverratsprozesse zurzeit nicht als schick gelten und unsre Justiz für diese Saison dem Vaterland untreu geworden und dafür dem lieben Gott nähergetreten ist. Deshalb ist Ihr Schritt, Herr General, gewiß zu begrüßen, wenngleich ich leider finden muß, daß Sie, einer verbreiteten Gewohnheit folgend, abstreiten mit berichtigen verwechseln. Niemand hat behauptet, daß Sie die Herren Ehrhardt und Hitler unter den Linden grüßen; ein solches Unternehmen setzt nicht unbedingt persönliche Bekanntschaft voraus, auch wird so etwas im allgemeinen weder notariell beglaubigt noch offiziell ausgehängt. Ihr

berühmter Artikel in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' spielte auch in unsern Darlegungen nur eine geringe Rolle, er diente uns nur dazu, Ihren Gesinnungswechsel zu charakterisieren. Daß Sie Ihre Behauptung wiederholen, dieser Artikel sei damals mit Zustimmung Herrn Geßlers erschienen, ist gewiß recht interessant. Herr Geßler war seinerzeit nicht sehr entzückt darüber; heute ist er selber pensioniert, und deshalb scheint mir Ihre Einigung mit ihm nicht aussichtslos zu sein. Doch zur Hauptsache. Da Ihr Brief trotz bester Absicht, die Unterhaltung auf einen toten Punkt zu bringen droht, erlaube ich mir, ein paar Fragen zu stellen, die sie vielleicht wieder flüssig machen können. Wollen Sie, Herr General Reinhardt, wirklich bestreiten, daß das Verfahren gegen Ehrhardt und Genossen geschwebt hat und daß es erst auf Grund der letzten durch den Reichstag beschlossenen Amnestie eingestellt worden ist? Wollen Sie denn wirklich ganz ignorieren, daß in den Ermittelungen im Laufe dieses Verfahrens ein Brief von Ihnen beschlagnahmt worden ist, in dem alles das gestanden hat, was unser Artikel an Behauptungen enthielt? Allerdings sind diejenigen Aktenstücke, die Sie belasteten, Herr General, nicht auf dem gewohnten Dienstwege an die Staatsanwaltschaft gegangen, sondern sie sind dem Reichswehrministerium zugestellt worden, was gewiß eine aufmunternde Unterbrechung der ewig gleichgestellten Uhr des Dienstes bedeutet, die am besten der Leiter der Polizeiabteilung des preußischen Innenministeriums glossieren könnte. Da wir aber nun doch schon einmal miteinander korrespondieren, so werden Sie vielleicht so liebenswürdig sein, uns den Wortlaut des Zivildienstvertrages mitzuteilen, den das Reichswehrministerium mit Ihnen geschlossen hat. Sie werden sich aus unserm Artikel gewiß überzeugt haben, daß wir gern bereit sind, Ihren militärischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber der Anlaß Ihres Ausscheidens macht Sie nicht grade zu einem idealen Hilfsarbeiter des Ministeriums, namentlich nicht, seitdem Herr Groener jetzt dort mit Volldampf republikanisiert. Wäre dieses Ministerium heute nicht so vollauf mit maritimen Angelegenheiten beschäftigt und deshalb dem Festland etwas entfremdet, so würde ich auch um Auskunft bitten, aus welchem geheimen Fonds der Umbau Ihres berliner Hauses bezahlt worden ist. Aber ich erwarte darauf keine Antwort, ebensowenig darauf, warum die dienstlichen Ermittelungen der kasseler Kriminalpolizei, so weit sie Ihre Person betreffen, Herr General Reinhardt, nicht zur Kenntnis der Justizbehörden gekommen sind. Das ist ein sehr weites Thema, Herr General, durch Dementis wird das nicht aus der Welt geschafft, erst recht nicht durch das Wutgeheul der militärfrommen Presse. Die Reaktion ist zurzeit wieder ungemein tätig. In einzelnen Provinzen nimmt die Agitation wieder militante Formen an, wie sie in den letzten Jahren nicht mehr vorgekommen sind. Mit Recht weist Hellmut v. Gerlach in der ‚Welt am Montag' auf den erhöhten Eifer der Nationalsozialisten hin, die bestimmte Landesteile systematisch terrorisieren. Das sind keine Zufälle. Was in der letzten Zeit geschehen ist, geht weit über örtliche Ausschreitungen hinaus. Die Ereignisse von Kirchhain gaben eine Möglichkeit einzuhaken und den Rahmen aufzuzeigen, den unsichtbare Hände um eine ganze Reihe von Vorkommnissen verschiedenen Größenmaßes gespannt haben. Die Republik wird sich bald zum Handeln entschließen müssen.

Frank Thieß. Auf unsre Anfrage, weshalb Sie den Beisitzerposten bei der Oberprüfstelle für Schund- und Schmutzschriften in Leipzig aufgegeben haben, antworten Sie uns folgendes: „Anlaß zu meinem Enthebungsgesuch war das Verbot eines Romans von Pater Veridicus „Hinter geweihten Mauern", der seit Jahren kaum noch im Buchhandel zu finden ist und so gut wie nie in die Hände von Jugendlichen geraten sein dürfte. Grund meines Austritts war die Erkenntnis des praktischen Unwerts dieses schlecht und ungenau formulierten Gesetzes, dessen hohe Durchführungskosten in keinem Verhältnis zu seinem beabsichtigten oder vorgetäuschten Zweck stehen. Dem Zweck des Jugendschutzes dient auch nicht die Berufszusammensetzung des Gremiums, welche von vornherein Verbote gegenüber Freigaben begünstigt. Am bedenklichsten aber erscheint mir, daß eigentlich bei jeder Sitzung das Gesetz neu interpretiert werden mußte, was, je nach Gruppierung der Richtungen, zu mannigfaltigen, gelegentlich einander widersprechenden Auslegungen führte. Ich glaube übrigens, daß die Mehrzahl der Herren, mit denen zusammen zu arbeiten ich Gelegenheit hatte, diesem kritischen Standpunkt nicht allzu fern steht, wie ich denn meinerseits über die Erfahrungen als Beisitzer der Oberprüfstelle nicht sprechen könnte, ohne gleichzeitig den Ernst, die Sachlichkeit und das entschiedene Verantwortungsgefühl, mit dem die Herren und Damen ihr Amt ausübten, hervorzuheben. Doch so sachlich und eindringlich die Bemühungen der Beisitzer und des präsidierenden Doktor von Zahn sich auch darstellen, ein unbrauchbares Gesetz vermochten auch sie nicht sinnvoll zu machen." Der alte Trick, Feinde durch Amtsbelehnungen zu Freunden zu machen, gelingt diesmal nicht. Frank Thieß ist nicht der einzige Schriftsteller, der seine Arbeit in der Prüfstelle ostentativ einstellt. Es gibt kein besseres Argument gegen dies Gesetz, als daß die Männer, die seine praktische Handhabung gesehen haben und noch dazu bezeugen, daß es von den Beteiligten nach bestem Wissen und Gewissen angewandt werde, sich für außerstande erklären, es mit ihrem Namen zu decken. Wie lange darf dies unmögliche Gesetz noch herumspuken? Es gibt keine liberale Auslegung einer gar nicht so liberal gemeinten Sache. Das Zensurgesetz muß verschwinden.

Rundfunkhörer. Das Sammelbuch des Rheinlandsenders, das Johannes Bückler im vorigen Heft der ‚Weltbühne' gewürdigt hat, ist im Rufu-Verlag in Köln erschienen.

Weltbühnenleser in Münster (Westfalen), nicht die in München, wie in Nummer 52 fälschlich angezeigt wurde, treffen sich jeden Freitag 20½ Uhr im Café Schucan, Prinzipalmarkt.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Malik-Verlages bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Postscheckkonto: Berlin 119 58.

Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Alexanderschlacht von Carl v. Ossietzky

„Noske hatte inzwischen eine Truppe auf die Beine gebracht, von der angenommen werden durfte, daß sie einigermaßen zuverlässig sei... Die Truppe wirkte Wunder: Zwar tobten Liebknecht und Rosa Luxemburg..." Nun, ein paar Tage später tobten die beiden nicht mehr, denn Noskes Truppen hatten sich über die Maßen zuverlässig erwiesen, und Philipp Scheidemann, dessen Memoiren die obige Stelle entnommen ist, vermerkt: „Ich war auf das tiefste erschüttert." Das ist das mindeste, was man verlangen kann, Herr Scheidemann hat damit der Pietät genüge getan und kommt nicht weiter auf den Fall zu sprechen. Doch ist er sehr mit sich zufrieden, als er am Tag darauf von Kassel kommend in Berlin eintrifft. Der menschenleere Potsdamer Bahnhof war abgesperrt, beschäftigungslos stehen die Bahnbeamten und Gepäckträger: „Die waren nicht wenig erstaunt, als ich mit meinem kleinen Täschchen in der Hand allein den Bahnhof verließ und mich zu Fuß nach der Wilhelmstraße begab." Und er mag sich dabei vorgekommen sein wie Robert Blum.

Dabei ist Philipp Scheidemann von der sozialistischen Führergeneration von 1910 noch immer der Lebendigste und Instinktsicherste gewesen. Wenn er nicht in einem seltsamen welthistorischen Impromptu die deutsche Republik ausgerufen hätte, so würde der loyale, gesetzestreue Friedrich Ebert kurz danach seelenruhig die erste Proklamation der Reichsverweser für Wilhelm III. verlesen haben, und der spätere Heilige der Republik wäre nicht nur vom ‚Vorwärts', sondern auch von der ‚Kreuzzeitung' canonisiert worden. Aber Philipp Scheidemann erkennt nicht, daß dieser 15. Januar 1919, an dem Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg von ein paar Landsknechten gemeuchelt wurden, ein schwarzer Tag der deutschen Arbeitsbewegung war, von dessen Folgen sie sich bis heute noch nicht erholt hat. Dieses Blut ist über Alle gekommen, dieser Schragen, auf dem die zwei Opfer der Ordnung lagen, steht seitdem als Barriere mitten in der deutschen Arbeiterschaft. Heute noch, nach zehn Jahren, blitzt, funkelt der Haß dieses Unglückstages in den Augen von Sozialdemokraten und Kommunisten, wo sie sich treffen. Es war eine wilde Zeit damals, und es ist inzwischen viel vergessen, manches auch ohne laute Worte verziehen worden. Die Bluttat vom Edenhotel nicht.

Die sozialdemokratische Presse schiebt das Thema auf ein falsches Gleis, wenn sie, wie sie jetzt gern tut, Rosa Luxemburg gegen die Thälmannkommunisten ausspielt. Gewiß, dieses Genie der Aufrichtigkeit hätte zu einer Wandlung, die den Sozialismus schließlich nur noch auf die Tscheka stützte, ebenso wenig geschwiegen wie etwa Angelica Balabanoff. Wahrscheinlich wäre auch sie von einer der vielen Zentralen an die Luft gesetzt und ihre Lehre als unleninistisch und unmarxistisch verdammt worden. Was zum alten Spartacusbund ge-

hörte, ist ja in diesen Jahren entweder die rechte oder die linke Treppe hinuntergeworfen worden, um einer Führergarnitur Platz zu machen, die mit der natürlichen Auffassungsgabe eines Papageien das in Moskau Vorgesprochene nachplappert. Aber die Torheiten der Kommunisten machen die Politik der offiziellen Sozialdemokratie nicht schmackhafter, sondern verstärken nur das Gefühl der Heimatlosigkeit, das die Besten der deutschen Linken so oft befällt. Über den Gräbern der beiden Märtyrer des 15. Januar schwebt ein melancholisches Fragezeichen. Wofür? Wofür?

Die Wertung Rosa Luxemburgs hat sich in diesen zehn Jahren sehr gewandelt. Sah man damals in ihr eine hysterische Petroleuse, so ist heute mindestens das bürgerliche Republikanertum geneigt, ihr in höherm Maße Gerechtigkeit widerfahren zu lassen als ihre einstigen sozialistischen Genossen, die in ihr immer nur einen krakehlenden Störenfried, einen gehässig zuschnappenden Hecht gesehen haben. Ja, der zarte Lyrismus ihrer Briefe und Tagebücher gestattet schon eine — gottseidank — rein ästhetische Würdigung. Das ist der sicherste Beweis dafür, wie weit wir uns von der Revolutionsstimmung entfernt haben, als wie sicher konsolidiert das Juste milieu schon empfunden wird. Der Krater der Revolution ist ausgebrannt. Wenn Rosa Luxemburg wieder aus Grabesdunkel aufsteigt, wird die ästhetische Würdigung zu Ende sein und die Tote so gehaßt werden wie sie zu Lebzeiten gehaßt wurde, und, wie damals, werden sich Freiwillige finden, sie ein zweites Mal zu morden.

*

„Diktatur des Proletariats" — das war der Schlachtruf, um den es vor zehn Jahren ging. Blicken wir heute zurück, so wissen wir, daß dieses so unerbittlich klingende, aus der Hausapotheke des populären Marxismus geholte Wort damals kaum mehr war als eine Sammelparole für alle, die begriffen hatten oder nur fühlten, daß die Taktik Ebert-Noske mit untrüglicher Sicherheit eben gestürzte Personen und Kasten wieder nach oben bringen müsse. Erst den Kommunisten der nachspartacidischen Jahre blieb es vorbehalten, diese Parole mit einer neuen patentiert orthodoxen Füllung erst langweilig, dann komisch zu machen. Was in Rußland geklappt und durch ein paar gräßliche Krisenjahre geholfen hat, braucht nicht in anderm politischen Klima praktikabel zu sein. Heute wird der Sozialist vollends das Wort Diktatur nicht gern unnützlich führen, wo auch die andre Seite wiederholt gezeigt hat, daß sie von dem verpönten Bolschewismus immerhin etwas zu akzeptieren geruhte. Heute zerbricht man sich nirgends mehr den Kopf über Endziele, sondern man ist im allgemeinen recht zufrieden, wenn es nur gelingt, wenigstens die ärgsten Anschläge auf demokratische Garantien abzuwehren. Es ist eine sehr unbehagliche Partie, die augenblicklich in den meisten europäischen Ländern mit wechselnden Einsätzen durchgeführt wird, und bald hört man von dem einen, bald vom andern Tisch die fatale Stimme des Croupiers: Rouge perd!

Als die Bürger von Belgrad am Sonntag vor acht Tagen aufwachten, fanden sie ihr Parlamentsgebäude versiegelt; Soldaten patrouillierten auf und ab, und die Offiziere ließen optimistisch den Degen klirren. Ein öffentlicher Anschlag klärte darüber auf, daß die Verfassung kassiert sei, die Volksvertretung auch, die Zensur installiert, das Parteiwesen verboten und daß König Alexander jetzt alles alleine mache. Es ist eine feste, randgenähte Diktatur, mit den königlichen Initialen geziert. Die unumgänglich notwendige Kärrnerarbeit wird von ein paar Zivilfritzen pflichtgemäß erledigt, während das, was zur höhern Schule gehört, von den Herren Gardeoffizieren geritten wird, die, wie historisch nachweisbar, der gegenwärtigen Dynastie schon ein Mal gefällig gewesen sind. Das Entzücken bei Hugenberg ist durchaus echt, echter als die Toleranz mancher liberalen Blätter, die König Alexander gut zureden, doch ja das Hängeschloß wieder von der Parlamentstür zu nehmen, wenn er finden sollte, daß sein Volk die Reifeprüfung bestanden.

Es ist nicht empfehlend für das demokratische Prinzip, daß ihm wieder ein Staat abhanden gekommen ist, der achte nun in Europa. Süden und Südosten Europas wird jetzt ausschließlich von Despotien bevölkert. Horthy verbindet sie mit Zentraleuropa, mit Seipel, mit unsern Reaktionären. Man fragt sich, wo der nächste Schlag fallen wird. Die Demokratie hat eine schlechte Zeit. Aber auch der Feind dieser weißen Diktaturen kann nicht umhin, zuzugeben, daß das Schicksal der jugoslavischen Demokratie zwar hart ist, jedoch nicht ungerecht. Der belgrader Parlamentarismus war von mühelos überzeugender Nichtsnutzigkeit, ganz ohne politischen Fundus, die Geschäftemacherei von Sippen und Familiencliquen, unterbrochen von Nationalitätenrandal und Kabinettskrisen. Keine der entscheidenden Fragen ist ernsthaft behandelt worden. Die wichtigsten Gesetze modern in den Kommissionen. Von allen Sukzessionsstaaten hat dieser am meisten von der alten österreichischen Tradition abbekommen. Wenn man heute liest, mit welch feierlicher Betonung die serbische Dynastie zitiert und ihre Bedeutung als übergeordnete Instanz über einem Bündel höchst verschiedener Stämme und Zungen unterstrichen wird, so stellt sich mühelos die Erinnerung an die Habsburger ein, wie sie argwöhnisch vor ihrer Völkervolière saßen, aufpassend, daß sich nicht irgend ein Exemplar durch die Sprossen klemmte. Die Serben sind ein gutes und geduldiges Bauernvolk von hohen Qualitäten. Wie sehr staunten unsre Soldaten, als sie im Kriege das wirkliche Serbien sahen, das so wenig den dummdreisten Verzerrungen der schwarzgelben Presse entsprach. Aber die junge Bourgeoisie hat vage Träume von Allmacht; das Militär spielt eine übergroße Rolle, die begreiflich wird durch eine Vergangenheit voll von Konspirationen und Guerillaromantik. So hat sich schnell eine Herrenkaste herausgebildet, tyrannisch gegen die nichtserbischen Mitbewohner des Staates, sorglich bemüht, die Nachfolge der einst bis aufs Blut gehaßten magyarischen Magnaten anzutreten, deren nationalpolitische Erkenntnis und Methode bekanntlich im Stiefel-

absatz steckte. Was großserbische Willkür in Mazedonien treibt, ist schlechthin abscheulich, doppelt verwerflich bei Angehörigen einer jungen Nation, die selbst ein paar Jahrhunderte am Katzentisch gesessen hat und deren Chronik nicht nur viel Heroismus der Tat zeigt, sondern auch des Duldens und Ertragens. Die letzten Jahre brachten bitterböse Versuche zur Mazedonisierung Kroatiens. Dennoch wäre es nicht so bald zur äußersten Zuspitzung gekommen, wenn nicht im vergangenen Sommer ein ins Parlament verschlagener montenegrinischer Ehrhardt den angebeteten Kroatenführer Raditsch durch ein paar Revolverschüsse zu Tode verwundet hätte. Seitdem ist die Krise permanent, sie hätte, seit die Kroaten das Parlament boykottierten und Versöhnungsversuche scheiterten, kurz oder lang mit der Unabhängigkeitserklärung Agrams enden müssen. Die Diktatur ist ein verzweifelter Versuch, den heutigen Bestand des Staates zu erhalten.

Die Frage ist: großserbischer Zentralismus oder Föderativstaat? Die Kroaten fühlen ganz mediterran, sie sind ein kleines, hochzivilisiertes Volk und Altserbien, dessen Ehrgeiz nach dem Balkan zielt, um ein rundes Jahrhundert voraus. Wie können diese Gegensätze mit einem den Habsburgern abgeguckten Schematismus zum Ausgleich gebracht werden? Agrams Sprecher Matschek hat das gewiß geflügelt werdende Wort gebraucht von der falsch zugeknöpften Weste, die noch ein Mal aufgeknöpft werden muß. Der Verfassungsstaat hat seine Aufgaben nicht lösen können, sie nicht einmal begriffen, die Diktatur arbeitet mit keinen günstigeren Voraussetzungen, denn sie ruht auf der altserbischen Militärkaste, die nicht im Traum daran denkt, Prärogative preiszugeben. Diese Alexanderschlacht gegen die Demokratie hat nur einen verrotteten Parlamentarismus in die Flucht gejagt, der König mag im dynastischen Interesse klug gehandelt haben, daß er zur Aktion überging, ehe ihm die seit langem diktatursüchtigen Militärs einen Primo vor die Nase setzten, aber für die Therapie der Staatskrise ist damit gar nichts geschehen. An die Stelle eines verwahrlosten Zivilregiments wird jetzt eine robuste Generalswirtschaft treten, deren außenpolitische Gefahr darin besteht, daß sie sehr bald Mussolini und seinem Ahmet Zogu das ersehnte Stichwort geben kann.

Die wirkliche Tragik dieser Konflikte liegt darin, daß es für sie überhaupt keine Lösung gibt, so lange jeder Staat sich in erster Linie als selbstherrliche Machtorganisation betrachtet. Der Streit zwischen Serbien und Kroatien schreit nach einem überstaatlichen europäischen Schlichtungshof. Der Völkerbund darf sich in innere Angelegenheiten der Staaten nicht einmischen. Wenn auch ein Volk mit Galgen und Füsiladen in einem Staatsverband zurückgehalten wird, den es als Kerker empfindet — einerlei, der Völkerbund muß neutral bleiben. Ohne das grausame Dogma von der Souveränität der Staaten wäre die jugoslavische Krankheit nicht unbehandelbar. Heute ist sie fast hoffnungslos. Cujus regio, ejus natio! Das ist die verruchte Weisheit der neuen politischen Gegenreformation, der Staatsjesuiten von Heute.

Die Abrüstung der Ladenhüter

von Gerhard Donath

Es sollen im folgenden nicht die Gründe aufgewiesen werden, die zum nächsten imperialistischen Kriege führen. Wer Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung ist, weiß: wie zum Kapitalismus heute der Imperialismus gehört, so zum Imperialismus der imperialistische Krieg; weiß daher weiterhin, daß im Kapitalismus Abrüstungskonferenzen von vornherein zum Scheitern verurteilt sind. Erst muß der Kapitalismus „abgerüstet", das heißt zerschlagen sein, ehe an eine Abrüstung des Heers, des Kämpfers gegen den äußern Feind im imperialistischen Krieg, gegen den innern Feind im Bürgerkrieg zu denken ist.

Von allen politisch-ökonomischen Gründen, die zum Kriege führen, soll also nicht die Rede sein; sondern es soll nichts andres gegeben werden, als eine konkrete Darstellung der Veränderungen, die das moderne Heer in letzter Zeit erfahren hat. Der moderne Krieg ist ein technischer, ist ein Industriekrieg. In einem kommenden Krieg wird so die technische Ausrüstung zur wichtigsten Frage. Das hat zwei Konsequenzen: Einmal wird innerhalb der Militärbudgets der einzelnen Staaten schon im Frieden der Teil, der für die Entlohnung, Bekleidung und Unterbringung der einzelnen Soldaten aufgewandt wird, im Verhältnis geringer zu den Kosten, die für die Ausrüstung, wie überhaupt für die technisch militärischen Ausgaben notwendig sind. Es wiederholt sich hier im militärischen dasselbe, was wir im industriellen, technischen seit langem beobachten konnten und weiter beobachten. In der Entwicklung des Kapitalismus wächst seine technische, mechanische Ausrüstung ständig, der Arbeiter kommandiert immer mehr Maschinerie; pro Kapitaleinheit werden immer weniger Arbeiter beschäftigt. Marx hat diese Erscheinung die Tendenz zur höhern organischen Zusammensetzung des Kapitals genannt.

In jeder Fabrik wachsen die Kosten für Maschinen, Hilfs- und Rohstoffe schneller als die Arbeitslöhne. Ähnliches geschieht jetzt bereits im modernen Heer. So wie jeder Arbeiter in der Fabrik immer mehr Maschinerie kommandiert, so tut er dies auch als Soldat. So wie in der Industrie die Ausgaben für Maschinen, Hilfs- und Rohstoffe schneller wuchsen als die Arbeitslöhne, so steigen auch beim Militär die „sachlichen" Ausgaben in neuester Zeit weit stärker als die persönlichen. Auch das Militär hat vor allem seit dem letzten Krieg eine immer höhere organische Zusammensetzung des Kapitals.

Die Kavallerie hat völlig an Bedeutung verloren; innerhalb der Infanterie hat sich die Entwicklung fortgesetzt, die bereits im Weltkrieg sehr deutlich zur Erscheinung gekommen war. Die Ausrüstung der Infanterie mit Gewehren reicht nicht mehr aus; es treten Handgranaten, Minenwerfer, Flammenwerfer hinzu; weiter machen die Maschinengewehr-Abteilungen einen weit größern Prozentsatz der Infanterie aus. In

der Artillerie hat die Motorisierung große Fortschritte gemacht; und ebenso hat sich ihre Spezialisierung weiter entwickelt; die notwendige Konsequenz des Tatbestandes, daß zu den alten Waffengattungen neue getreten sind: die Tanks sind weiter ausgebildet worden, die Kampfluftschiffe im rapiden Tempo verstärkt, und dazu ist die Gas- und chemische Waffe getreten; alles Veränderungen der Kampfführung, die auch eine veränderte Gestalt des Artilleriekrieges notwendig machen.

Wenn man die Veränderungen, soweit sie die personale Struktur des Heeres betreffen, auf ein Schlagwort bringen will, so kann man sagen: das moderne Heer ist dadurch gekennzeichnet, daß der prozentuale Anteil der Infanterie geringer wird. Während im Weltkrieg im groben Durchschnitt innerhalb des Heeres der hochkapitalistischen Staaten der Anteil der Infanterie 60 bis 65 Prozent ausmachte, der der Artillerie 25 bis 30 Prozent, und der Rest auf technische Truppen und Kavallerie fiel, wird im nächsten Krieg der Anteil der Artillerie ziemlich gleich sein, der Anteil der Infanterie dagegen stark zurückgehen; und was die Infanterie prozentual verliert, werden die modernen Waffen, die Tanks, Luftschiffe, die Gas- und die chemische Waffe gewinnen.

Dieser Tatbestand hat entscheidende Konsequenzen; nicht nur für die Zusammensetzung des Heeres selbst, sondern ebenso für die Beziehungen des Heeres zur Zivilbevölkerung. Vom Mittelalter bis zur Neuzeit hatte man eine einheitliche Entwicklung: die reinen Söldnerheere wurden immer mehr abgeschafft, die stehenden Heere wuchsen, ein immer größerer Prozentsatz der Bevölkerung nahm direkt als Soldat am Kriege teil. Im Weltkrieg kulminierte diese Entwicklung. Heute wirken sich bereits entgegengesetzte Tendenzen aus. Da der Prozentsatz der Infanterie sich verringert, da der Krieg immer mehr ein technischer-, industrieller-, chemischer wird, kann sich das „stehende" Heer verringern, während sich die „Zivil"-bevölkerung vergrößert, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Zivildienstpflicht durchgeführt wird, das heißt, daß Kriegsgerät hergestellt wird. So ist das Heer der Zukunft — überspitzt formuliert — ein Söldnerheer, unter Zivildienstpflicht der gesamten männlichen und weiblichen Bevölkerung.

Die genialen Heeresformer aller Zeiten haben im wesentlichen nichts andres getan, als daß sie — oft nach einer Niederlage — die notwendigen Konsequenzen aus der Veränderung des ökonomischen Unterbaus gezogen haben wie in Preußen Scharnhorst und Gneisenau nach der Niederlage von 1806/07. Auch in letzter Zeit haben wir einige sehr frappante Beispiele, wie militärischer Oberbau und ökonomischer Unterbau auseinanderklaffen können. In Deutschland wie in Frankreich hatte sich als Konsequenz der stehenden Heere eine Militärkaste herausgebildet, die sich in Deutschland hauptsächlich aus der Großgrundbesitzerklasse rekrutierte, die noch eine halbfeudale Ideologie hatte und erst in letzter Zeit sich stärker mit der industriellen Bourgeoisie verschwägerte. Diese

Heereskaste lebte bei Beginn des Weltkrieges noch vornehmlich in den Kriegsvorstellungen von 1870/71. Der Weltkrieg war für sie in jeder Weise überraschend; sie wußten nichts über die Dauer des Krieges; grade in militärischen Kreisen wurde eine lange Dauer mit allen möglichen technischen Argumenten für unmöglich gehalten; sie wußten nichts über die Art der Kriegsführung, über Schützengraben und Unterseeboote; sie wußten nichts über seine industrielle und technische Voraussetzungen. Es ist charakteristisch und außerordentlich symptomatisch, daß ein Großindustrieller, Walther Rathenau, in Deutschland durch eine Organisation der Rohstoffversorgung die Voraussetzung für die industrielle Fortsetzung des Krieges schaffen mußte. Es ist weiterhin charakteristisch, daß einer derjenigen, die an einer Verzögerung des Baues der entscheidenden Seewaffe, des U-Bootes, schuld waren, Herr von Tirpitz war, so daß Deutschland mit einer für seine Verhältnisse total falsch angelegten Flotte in den Weltkrieg trat.

Die Statistik zeigt, daß im zehnten Friedensjahr trotz der Verringerung des deutschen Heeres in Europa heute mehr Soldaten unter Waffen stehen als in der Vorkriegszeit; die Siegerstaaten haben heute ein größeres stehendes Heer als früher. Das ist aber nichts andres als ein Anachronismus, das ist ein deutliches Zeichen dafür, daß in den Siegesländern die Militärkasten zum Teil starr geworden sind, daß sie es nicht gelernt haben, die militärische Konsequenz aus der Veränderung des ökonomischen Unterbaus völlig zu ziehen. Wenn man sich dagegen das neue Flottenprogramm Englands, der Vereinigten Staaten und Japans ansieht, so spürt man, daß die ökonomischen Veränderungen beachtet worden sind. In ihrem Programm spielen die großen Dreadnoughts eine immer kleinere Rolle, eine immer größere die leichten Kreuzer und die U-Boote. Man hat aus dem U-Boot-Krieg das Notwendige gelernt. Es hat einmal eine Seeabrüstungskonferenz gegeben, die ihre großen Erfolge in die Welt hinausposaunte, in Washington. Wenn man ihr Ergebnis auf ein Schlagwort bringen will, so kann man sagen, es wurde dort die Abrüstung der Ladenhüter beschlossen. Man verständigte sich über die Abrüstung der Seestreitkräfte, die man sowieso abrüsten wollte. Charakteristisch dafür, wie ernst die Beteiligten diese Beschlüsse haben, ist folgender Vorfall: Das japanische Parlament steht zum Mikado ungefähr auf der selben Rechtsgrundlage wie der frühere deutsche Reichstag zum Kaiser. Es darf in die technischen und persönlichen Fragen nicht hineinreden, es hat in Militärfragen lediglich das Budgetrecht. Nach der Washingtoner Seeabrüstungskonferenz bestritt der japanische Kriegsminister mit Erfolg dem Parlament eine Beschlußfassung in dieser Sache, da ja als Folge der Konferenz nur eine Umrüstung stattfinde, die eine militärisch-technische Angelegenheit sei, in die das Parlament nicht hineinzureden habe. Die Abrüstungskonferenz in Genf, die nicht mehr die Ladenhüter betraf, sondern zum Beispiel, die Kreuzer, ist ergebnislos zusammengebrochen.

Bei den Landstreitkräften ist man noch nicht einmal zur Abrüstung der Ladenhüter gekommen, und dies darum, weil in den Siegerländern im Lager der Generäle die Herrschaft der Toten über die Lebendigen noch um einige Grade stärker geblieben ist. Aber man kann und wird auch in absehbarer Zeit dazu kommen, und man wird dann auch in den Landarmeen bereits in den stehenden Heeren des Friedens die Veränderungen treffen, die den veränderten prozentualen Verhältnissen der einzelnen Waffengattungen beim nächsten Krieg entsprechen. Die Gefahr besteht nun darin, daß man diese Abrüstung der Ladenhüter auf dem Lande für eine wirkliche Abrüstung hält und daß man das für Pazifismus hält, was in Wirklichkeit nichts andres bedeutet als verschärfte Rüstung, verschärfte Ausnützung aller technischen und chemischen Mittel für neue Kriege. Die Gefahr besteht darum besonders, weil mit dieser Umrüstung folgende Erscheinung verbunden ist respektive verbunden sein kann. Falls sich der Prozentsatz der Infanterie verringert, kann sich der Bestand der stehenden Heere verringern. Infanterie und Artillerie brauchen Jahr um Jahr Reserven, die in gleicher Weise wie sie ausgebildet sein müssen. Alle technischen Truppenkörper dagegen brauchen nicht in diesem Umfange Reserven, brauchen vielmehr eine produktionsfähige Industrie, die sie mit dem notwendigen Kriegsmaterial versorgt. Proportional also mit der Steigerung der technischen Abteilungen im Heere, proportional mit dem Sinken des Anteils der Infanterie kann eine Herabsetzung des stehenden Heeres erfolgen. Wenn aber die stehenden Heere verringert werden, so kann und wird dies ausposaunt werden als Beginn der europäischen Abrüstung. Vor dieser Täuschung kann nicht früh genug gewarnt werden.

Briands Force mystique von Karl Hugo Sclutius

Alles mag, nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte, im Ungewissen gewesen sein; nur eines schien sicher: daß die alte Ordnung auf dem Gebiet der Donaumonarchie für ewige Zeiten dahin war. Die Erklärung der wiener Nationalversammlung, daß Oesterreich ein Teil der Deutschen Republik sei; das Aufjubeln des magyarischen Nationalismus über seine Befreiung vom Doppeladler; und, zu schweigen von der Heimkehr der unerlösten italienischen, südslawischen, rumänischen Gebiete, vor Allem die Tatsache des tschechoslowakischen Staates mit der antihabsburgischen und antikatholischen Tradition, — was immer an Neuem geplant und kombiniert werden konnte, das Bollwerk der Kirche im Südosten Europas war für immer dahin. Behielt sie natürlich auch ihre innenpolitischen Stützpunkte in den klerikalen Parteien der neuen Staaten, so konnte sie doch, das stand fest, nie wieder völkerverbindende Konzeptionen hegen, die an das Gewesene anknüpften.

Darum war es auch nebensächlich, ob Ignaz Seipel Monsignore und päpstlicher Protonotar war oder sonst etwas. War

er durch überlegene Kraft des Geistes und der Nerven der entscheidende Faktor in der christlich-sozialen Partei geworden, so mochte er auch nach außen die Macht übernehmen. Gegen die Eifersucht der Provinzpaschas, die ihn fürchteten, schrie die ‚Arbeiterzeitung': „Wählt Seipel!" und vertrat damit eine Forderung der politischen Moral. Ob der Bundeskanzler ein schwarzes Kleid oder eine grüne Joppe trägt, was verschlug es? Es war auch nicht mehr, als ein Schönheitsfehler, daß er am Tag der Republik Wien verließ, die Last der Repräsentation dem Präsidenten Hainisch überlassend. Die Kirche und ihre Anhänger sind zwar Fortschrittsgegner, sozial unzuverlässig und noch dazu mit dem Kapital verbündet, antisemitisch, autoritär, — aber mit den höhern Dingen der Staatsgestaltung hat das Alles nichts zu tun. Hier gelten die historischen Gesetze, die nie klarer vorgezeichnet waren. Und sollte auch der unruhige ungarische Nachbar, jetzt wieder weiß und habsburgisch, eine Gefahr sein; nun, selbst Schober hat, als Kanzler einer Bürgerregierung, zu den Tschechen fahren müssen, den Vertrag von Lana zu schließen. Das ist die pupillarische Rückversicherung gegen die leiseste Ahnung einer überstaatlichen Reaktion.

Wer in diesen Träumen lebt, der erwacht unsanft bei dem Dialog, den Briand und der Deputierte François Albert neulich in der französischen Kammer darüber führten, wie der Anschluß am sichersten zu verhindern sei. Briand wiederholt seine Kriegsdrohung und spricht die Hoffnung aus, die Sozialisten würden vernünftig sein.. Albert kommt auf den Vatikan zu sprechen, dessen Politik nicht einheitlich sei. Der Kardinal Gasparri neige zu demokratischen Ideen und sei ein Anschlußfreund; er beruft sich auch auf die Haltung der ‚Germania'. Briand lächelt, bezweifelt überlegen die Informationen des Interpellanten. Der Vatikan? Nein, er würde Oesterreich, diese au point de vue catholique „mystische Kraft", nicht gern verschwinden sehen. Die ‚Germania' schreibe, wie nicht selten katholische Blätter, gegen die Auffassung des Heiligen Stuhls. Der Kardinal Dubois und der Armeeminister Painlevé — dieser eng befreundet einem anschlußfeindlichen österreichischen Kreis, zu dem Seipels Gesandter Grünberger gehört — waren in Wien. Briand ist seiner Sache gewiß, deutet mit der ihm eignen Zartheit an, daß der Deputierte Albert nicht wisse, was der Papst will, vielleicht nicht einmal, wo Gott wohnt.

Albert hat in dieser Eigenschaft einen engen Kollegen. Das ist der tschechoslowakische Minister des Äußeren Benesch, der ungefähr zur selben Zeit, diesmal in ‚Le Journal', seinen tausendsten Kriegsruf gegen den Anschluß ausstößt. Dieser Staatsmann will nicht erkennen, wessen Spiel er spielt. Er hat seinen Konflikt gehabt mit den osteuropäischen Tendenzen des Quai d'Orsay, als Kaiser Karl unter wohlwollender Duldung Berthelots nach Budapest fuhr. Damals gebot die Kleine Entente, eine selbstverständliche Realität in der Frage der habsburgischen Restauration, ihr Halt. Inzwischen ist sie wieder zu einem Schemen geworden, dem Benesch Leben

einzublasen versucht durch das Bestreben, Ungarn und Oesterreich in ihren Kreis miteinzubeziehen. Zwar findet er keine Begleiter auf diesem Weg, und es bleibt ihm also an positiver Tätigkeit nur eines: der immer wiederholte Protest gegen den Anschlußcoup, an den niemand denkt. Der Prälat Seipel aber läßt ihn schreien und hört wohlgefällig zu. Der tschechische Antiklerikale leistet freiwillig die Hälfte der Arbeit, die er sonst allein tun müßte.

Als ich (in Nummer 50 des letzten Jahrgangs der ‚Weltbühne') über den potentiellen „Fascismus in Oesterreich" schrieb, über die Gefahr, die aus der Unterwerfung von Armee, Polizei, Beamtenschaft, Straße unter Seipels Willen droht, habe ich nur das innere Kräfteverhältnis und seine katastrophale Änderung seit wenigen Jahren erörtert. Seitdem hat der Bundeskanzler schnell eine gute Arbeit getan, indem er durch die Wahl Miklas' praktisch das Bundespräsidium ausschaltete. Er hat so nebenbei in einer grazer Rede ein Bekenntnis zu den Heimwehren abgelegt, die er nicht zugunsten eines Scheinfriedens zurückdrängen und auch nicht auf Teile des Bundesstaats beschränken lassen werde, und hat endlich in einem Rück- und Vorblick die Hoffnung auf „ein rechtes Arbeitsjahr" ausgesprochen, unter dessen größern Aufgaben er an erster Stelle die äußere Politik nannte. Es hieße auch, den Mann ganz falsch einschätzen, nähme man an, er arbeite für die Dividenden der Aktiengesellschaften oder seine Anstrengungen gälten allein persönlicher Herrschsucht. Man wird dem Priester eher alles andre abstreiten dürfen, als die höheren Zwecke. Und welcher Art diese sind? Aber es ist nicht nötig, sich einen Augenblick den Kopf darüber zu zerbrechen, weil sie immer klar zutage lagen und er sie nie geleugnet hat. Er war kaiserlicher Minister und ist ein Freund des alten Oesterreichs, das für den Katholiken, wie Briand richtig erkannt hat, eine mystische Kraft bedeutete. Ist das nicht wieder herzustellen, wofür vieles spricht, so wird er sich mit etwas Ähnlichem begnügen.

Ich kenne nichts Ärgerlicheres als die Leute, die den Zusammenschluß des Deutschen Reichs mit Oesterreich als eine Art nationalen Puschel betrachten und jedem, der von ihm spricht, nachsichtig auf die Schulter klopfen, als jemandem, der aus sogenanntem Idealismus etwas zwar Lobenswertes aber recht Überflüssiges anstrebt. Es gibt natürlich Dummköpfe genug in der Bewegung, aber die andern sind nicht viel klüger, die glauben, sie bestände ausschließlich aus Idioten. Wenn allerdings der gescheite Otto Bauer, wie es ihm passiert ist, einem Deutschland, dessen Präsident Hindenburg heiße, ausdrücklich sein Mißfallen kundgibt, so gießt er Wasser auf die Mühlen derer, die die Frage bagatellisieren. Besser als er haben die Bayern Held und Scharnagl das Problem verstanden, die in letzter Zeit gern nach Wien reisen. Der münchener Oberbürgermeister ließ seine Phantasie so weit spielen, daß er von einer engern Verbindung Bayerns mit Oesterreich redete, ehe noch der Anschluß möglich sei. Der ganze Unfug der Nach-

kriegsjahre, den der französische Gesandte Dard betrieb, erwacht wieder.

Aber mögen die Bayern Schwätzer sein, denen nur das volle Herz überfließt; Ignaz Seipel hat andres Format, und seine Konzeption für die nähere Zukunft zeichnet sich an den Gegebenheiten deutlich ab. Er hat als Angrenzer im Westen und Norden das Reich, das für ihn preußisch-protestantisch-hohenzollerisch ist, und die hussitische Tschecho-Slowakei (das Königreich S.H.S. wird ihn, da dessen Schwerpunkt an ganz andrer Stelle liegt, als Benesch glaubt, wenig interessieren); im Osten und Süden aber stehen Italien und Ungarn, Länder, die mit wohltätiger Strenge regiert und von der Kirche geliebt werden. In welche Linie er sich einzureihen begehrt, ist damit entschieden.

Ein in Deutschland gern gehegter Aberglaube ist es, Oesterreich sei auf ewig von Italien durch die Unterdrückung der Südtiroler getrennt. Davon ist nicht die Rede. Schon im Jahr 1921 hatte sich Steidle, Seipels Sergeant, mit den trientiner Fascisten freundschaftlich auseinandergesetzt. Wie viel unwesentlicher ist dieser nationale Zwist für Seipel, dem sein schlimmster Feind kein Nationalgefühl nachsagen kann. Was es aber für Mittel- und Osteuropa bedeutet, wenn an der Donau ein durch italienische Gunst gestärkter Block der Reaktion entsteht und von dort anziehende Kräfte ausstrahlt, muß sich jeder sagen, der die Karte beschaut. Die französische Diplomatie ist auf diesen Plan festgelegt, seit Kriegsende schon, gleichgültig, wie der Minister heißt. Benesch zwar soll demnächst, aus Gründen der Parteipolitik, die Burg verlassen, um für das Parlament, dem er nicht angehört, zu kandidieren. Mag sein, daß sein Nachfolger, Krofka oder Chwalkowski, die Dinge besser sieht. Deutschland kann wenig andres tun als erkennen, daß hier eine Gefahr heraufzieht.

Coty von Simson Carasco

III.

Der Fascistentrust

Wir haben hier von dem heimlichen und hartnäckigen Kampf, der sich zwischen Coty und dem Konsortium der großen pariser Presse abspielt, in allen Details gesprochen. Keine einzige pariser Zeitung hat über diese Kämpfe nur ein Wort verloren, und wir werden gleich sehen, warum sich dieser Pressekrieg, bei dem es um Millionen geht, im Schatten, mit Zuhilfenahme von Agenten, Spionen, Spitzeln und Korrupteuren abspielt.

Die ‚Agence Havas' weist systematisch jede Reklameaktion von Industriellen und Kaufleuten zurück, die gleichzeitig auch im ‚L'Ami du Peuple' annoncieren. Um alles, was Coty tut, sagt oder schreibt, hat die große pariser Presse eine Konspiration des Schweigens organisiert. Zu gleicher Zeit durchsetzt sie die Umgebung Cotys, seine Redaktionen, seine Kampforganisationen mit Spitzeln und Agents provocateurs. Seinerseits wirft Coty Millionen zum Fenster hinaus, um den Vertrieb seiner boykottierten Zeitungen zu organisieren und um in der Provinz ein oder zwei Stunden früher erscheinen zu können, als die andern pariser Zeitungen. Auf allen Bahnhöfen der kleinen Städte und Dörfer hat Coty seine Leute, die er sehr teuer

bezahlt und die die Zeitungen bei der Ankunft des pariser Zuges sofort übernehmen und in allen Häusern, bis in den entlegensten Bauernhütten verteilen.

In Paris arbeitet Coty mit Tausendfrancsscheinen. Er kauft die Journalisten. Seine Agenten bieten den bekannten oder vielversprechenden jungen Journalisten zwei- und dreimal so hohe Einkünfte, als sie haben. Doch das Konsortium wacht. Es stellt schwarze Listen auf von den Mitarbeitern Cotys und hat erklärt, daß Journalisten, die für den Parfümfabrikanten arbeiten, niemals mehr in der großen Presse Arbeit finden würden.

Andre Agenten Cotys arbeiten in den politischen Organisationen, schleichen sich bei Sozialisten und Kommunisten ein und haben die Aufgabe, die Arbeiter in Konsumvereine zu locken, die Coty organisiert und die angeblich zum Kampf gegen die Teuerung der Lebensmittel geschaffen werden.

Was will also Coty, was sind seine Pläne und Ziele?

Vor allem fällt es auf, daß die Gründung der Morgen- und Abendausgabe des ‚Ami du Peuple' stark an das Tun und Treiben der großen englischen, amerikanischen und deutschen Zeitungsunternehmer erinnert; an Hearst, den Gründer der gelben Presse in Amerika, an Lord Northcliffe, den Napoleon des Journalismus, an Lord Rothermere, dessen Bruder und Nachfolger, der für den ungarischen Fascismus predigt; schließlich erinnert Coty stark an Hugenberg. Und das ist der Traum Cotys: eines Tages ein Rothermere zu werden!

Doch zu welchem Zweck?

Schon vor einigen Jahren kaufte Coty den ‚Figaro' und versuchte vergebens, ihm wieder einigen Glanz zu verleihen, indem er neue Mitarbeiter heranzog und das Blatt in einem prachtvollen Palais der Champs Elysées unterbrachte.

Ein Jahr später, im Februar 1925, tat Coty einen neuen Schritt vorwärts. Der berühmte Rechtsagitator und Konspirant Georges Valois hatte soeben die ‚Action Française' Léon Daudets verlassen, bekannte sich feierlich zum italienischen Fascismus und gründete in Paris eine fascistische Zeitung, ‚Le Nouveau Siècle'. Coty sollte dieses Blatt finanzieren und versprach Valois zehn Millionen. Doch letzterer erklärte, nur anderthalb Millionen erhalten zu haben, vom Herbst 1925 bis Herbst 1926.

Warum hörte „Noveau Siècle' zu erscheinen auf und warum hielt Coty sein Versprechen nicht? Um auf diese Frage zu antworten, müßte man über die innere Krise sprechen, die das französische fascistische Lager in zwei Teile spaltete. Die Rechte schloß sich zu einer neuen Organisation zusammen, „Jeunesses Patriotes" genannt, unter der Leitung von Herrn Taittinger, Deputierten von Paris. Die „Linke", unter der Führerschaft von Valois, schloß sich an die Republik an, machte sich die wirtschaftlichen und sozialen Prinzipien der Linksparteien zu eigen und schuf so einen „Linksfascismus".

Unter solchen Umständen konnte Coty die Organisationen und das Blatt von Valois nicht mehr unterstützen und er begann, die royalistische ‚Action Française' stark zu finanzieren und rettete sie zwei Mal vor dem sichern Ruin, das zweite Mal, als Rom die ‚Action Française' exkommunizierte. Coty unterstützt die ‚Action Française' nur aus dem einen Grund, um sich die Sympathie der intellektuellen Monarchisten, die sich um Charles Maurras gruppieren, zu sichern. Er subventioniert auch die Zeitschrift ‚L'Etudiant Français', die unter der studierenden Jugend den Monarchismus und Fascismus verbreitet. Indem er der ‚Associations des Etudiants' eine Million gespendet hat, bekam er diese wichtige Organisation ganz in seine Macht und kann ihr ein Komitee seiner Wahl oktroyieren.

Mit Maurice d'Hartoy, einem lärmenden Fascisten zusammen,

hat Coty in Paris noch eine Vereinigung, „Croix de Feu" gegründet, die den deutschen Hakenkreuzlern gleicht und seine persönliche Garde bildet.

Dies vollbracht, konsolidierte er mit Erfolg seine Macht und seine Kontrolle über die ganze reaktionäre Kampfpresse. In Paris kaufte er den „Gaulois' des Arthur Meyer, kommanditierte ‚Le Journal des Debats', ‚La Victoire' des gewesenen Sozialrevolutionärs Gustave Hervé und ‚L'Autorité'. In der Provinz unterstützt er zahlreiche Rechtsorgane, besonders ‚Le Telegramme du Nord' und die royalistischen Blätter des Südwestens. Er finanziert auch eine Wochenschrift, ‚L'Assaut', die gegen den Völkerbund kämpft und in Genf von einem russischen Monarchisten, van Leysen, geleitet wird.

Diese nackte Aufzählung genügt, um zu zeigen, wo Coty hinaus will. Er hat die Absicht, alles an sich zu reißen, was im Journalismus und in der Rechtspolitik die Diktatur predigt und will so einen Einfluß auf die gesamte Rechtsbourgeoisie ausüben können. Er will den Rahmen einer fascistischen Bewegung gründen, die gegen das, was er die „sozialisierende Republik" nennt, gerichtet sein soll. ‚L'Ami du Peuple' vervollständigt diese Aktion, indem er Verwirrung in den Geist der Massen sät.

Coty will also in Frankreich unter seiner Herrschaft einen riesigen Rechtsblock errichten, der den andern Parteien die Macht abstreitig machen soll. Er will in Frankreich ein Werk, ähnlich dem der englischen Konservativen schaffen, die zu ihrer Macht gelangten, indem sie auf ganz bestimmte Weise (auf fascistische Weise, noch bevor der Ausdruck geläufig war) die Volksmassen bearbeiteten, mittels einer Presse, die in den Händen nur einiger weniger Männer lag.

Die englischen Konservativen faszinieren Coty. Erst kürzlich schrieb er: „Großbritannien ist der Wall der westlichen Kultur. Ohne ihn fiele Frankreich und ganz Europa widerstandslos unter die germanische Herrschaft."

Coty steht gänzlich unter dem Einfluß der englischen Konservativen. In Fragen der Außenpolitik geht er stets und nur mit England. Seine Blätter bringen nur Depeschen von englischen Zeitungen und Agenturen. Er macht Propaganda für die französisch-englische Einheitsfront gegen Sowjetrußland und unterhält freundschaftliche Beziehungen mit Stanley Baldwin und mit den englischen Geheimbureaus in Paris.

Wenn es ihm also gelingt, in der französischen Meinung seinen Rechtsblock zu errichten, und direkt oder indirekt auf die französische Regierung seinen Einfluß auszuüben, wird sich in Europa ein reaktionärer, englisch-französischer konservativer Block breitmachen, unterstützt vom italienischen, spanischen und ungarischen Fascismus und gegen Rußland und Deutschland gerichtet.

Wird der Traum Cotys wahr werden?

Die Zukunft allein kann darüber Aufschluß geben. Selbst wenn Coty eines Tages sich mit der großen pariser Presse aussöhnt, seinen „Platz an der Sonne" erlangt, und die gleichen Vorteile genießt, wie alle andern französischen Blätter, bleibt er dennoch eine stete Gefahr, der man heute schon vorbeugen muß. Und nur allein die Linkspresse und die Linksparteien können diesen Kampf ausfechten —, wenn sie die Gefahr erkennen würden. Doch sie sehen die Coty-Gefahr nicht, und das macht die Sache noch gefährlicher. Die radikalsozialistischen Blätter scheinen zu glauben, daß es Coty nur auf die große pariser Presse und auf Hachette und Havas abgesehen hat. Und sie weigern sich, in den Kampf einzugreifen, da Hachette, als die Linkspresse vor Jahren schon, lange vor Coty, die Nationalisierung von Hachette forderte, sie boykottierte.

Die Sozialisten? Der Sozialismus in Frankreich ist nur noch eine reine Wahlangelegenheit. Es ist eine Partei, die nur während der

Wahlperiode lebt und handelt. Für den französischen Sozialismus ist das Parlament der Nabel der Welt, und alles, was sich außerhalb des Parlaments abspielt, existiert für ihn nicht. Da Coty auf die Kammer noch keinen Einfluß hat, existiert er für die Sozialisten nicht. Das sozialistische Parteiblatt ‚Le Populaire' hat sich zu sehr in diese Anschauung verbohrt, um klar die Gefahr zu erkennen und den Einfluß zu bekämpfen, den ‚Ami du Peuple' täglich auf die Massen ausübt. Außerdem wird der ‚Populaire' auch von Hachette vertrieben, und aus Angst vor einem neuerlichen Boykott, unterläßt er es, die schon lange geplante Nationalisierung der Messageries Hachette energisch zu fordern.

Die Kommunisten, deren Organ ‚Humanité' natürlich auch von Hachette verkauft wird, sind weit davon entfernt, Coty anzugreifen. Im Gegenteil: „Coty arbeitet für uns", sagte neulich ein kommunistischer Leader, „und wenn er in Frankreich die fascistische Diktatur einführt, wird es uns leichter sein, die bürgerliche Republik zu bekämpfen."

Die italienische Lehre hat also zu nichts genützt? Oder gibt es für das Schweigen der Kommunisten andre — russische — „Staatsgründe"?

Der Mann, der unter dem Pseudonym Ulysse die Auslandspolitik für Coty macht, — eine Politik, die ganz im Sinne des englischen Konservatismus geführt wird — ist der Graf Beaupoil de Saint Aulaire, gewesener Botschafter Frankreichs in London. Aber man muß wissen, daß der gleiche Herr auch Administrator der „Petrofina Française" ist, nämlich jener Gesellschaft, die in Frankreich das Monopol für die Petroleumeinfuhr aus Rußland hat. Der Herr Graf Beaupoil de Saint-Aulaire greift in den Zeitungen Cotys unaufhörlich Sowjetrußland an und fordert eine internationale Einheitsfront gegen Rußland. Aber der Name des gleichen Mannes figuriert vor den Augen Cotys im ‚Annuaire Financier' und der letzte Bericht der „Petrofina" ist auch von ihm gezeichnet. Der gleiche Mann verdient in Form von Tantiemen und Dividenden riesige Summen am russischen Petroleum.

Coty wurde aufgefordert, sich über diesen Skandal zu äußern, doch niemals hatte er auf diese Aufforderung reagiert. Die französischen Kommunisten, die sehr gut unterrichtet gewesen sind, haben niemals ein Wort darüber gesprochen. Und befragt man sie eindringlich, warum sie schweigen, schweigen sie weiter, und hüten sich, Coty anzugreifen. Es sind dies bloße Tatsachen — aber sehr sonderbare!

Und dies sind die Gründe, warum Coty heute frei und unbehelligt handeln kann. Aber es wäre an der Zeit, daß sich Länder wie Amerika und Deutschland, wo Coty hunderte von seinen Millionen verdient hat, und gegen die er jetzt eine fremdenfeindliche Politik treibt, ihn zur Ordnung rufen, indem sie den Boykott über seine Parümeriewaren verhängen. Ein Teil der amerikanischen Öffentlichkeit hat sich schon damit befaßt, diesen Boykott zu organisieren und sofort konnte man in den Blättern Cotys beobachten, wie er gegen Amerika weniger aggressiv wurde.

Es müßte doch endlich gegen Coty etwas unternommen werden!

Englische Musik von Eric Walter White

Man hat keine Ursache anzunehmen, daß der moderne Engländer seiner Grundanlage nach unfähig sein soll, Musik zu würdigen oder selbst welche zu machen. Aber man braucht nur die kleinern Staaten Europas zum Vergleich heranzuziehen, etwa Holland in bezug auf Musikverständnis oder Ungarn in bezug auf Kompositionen, um festzustellen, daß die

Engländer sich augenblicklich nur damit abgeben, verständnislos schlechte Musik anzuhören und Kompositionen zu schreiben, die ein anspruchsvoll nationales Gepräge tragen und ohne wirklichen Wert sind.

England leidet, so angestrengt es sich bemüht, aus der viktorianischen Lebensenge herauszukommen, unter einer beklagenswerten geistigen Feigheit, und es laboriert an dem moralischen Nachteil, den Krieg nicht verloren zu haben. Seit die industriellen Umwälzungen diesem Lande auf Kosten seiner Seele materiellen Wohlstand gebracht haben, ist es der Kunst gegenüber mißtrauisch geworden. Die Engländer nehmen einen noch lebenden Künstler selten ernst; sie halten so einen Menschen nicht grade für einen Verbrecher, aber doch für irgendwie unreputierlich und weibisch. Man hat vor ihm Angst und tut alles, um ihn und sein Werk machtlos zu machen. Sobald er tot ist, ist alles anders. Man hat keinen Grund mehr, ihn zu fürchten. Man kann ihn gefahrlos verehren und sein Werk gründlich desinfizieren. Man verehrt ihn dann ganz kritiklos, denn — natürlich — de mortuis nil nisi bene. Man verehrt ihn wegen des mystischen Zaubers, der die Gräber umgibt, und man bietet dem Publikum seine Werke in derart sterilisierten Aufführungen, daß sie so groß wie die Symphonien von Beethoven oder Brahms sein könnten und dennoch bei einem feinfühligen Hörer Seekrankheit erzeugen würden.

Und doch ist es keine zu kühne Behauptung, daß es den Engländern durchaus möglich wäre, sich auf vernünftige Weise mit guter Musik zu befassen und selbst gute Musik zu schaffen. Schließlich haben sie es ja früher getan. Zu Shakespeares Zeiten waren die Engländer wirklich musikalisch, die Musik gehörte zum Familienleben des Alltags. Die Elisabethaner sangen mehrstimmige Rundgesänge und Madrigale, wenn sie in Gasthäusern oder zu Hause beisammensaßen. Diese hohe Form der Unterhaltung ist zunächst durch die moderne Salonballade und die „choral societies" und in neuster Zeit durch Grammophon und Radio erdrückt worden. Es gab damals auch eine verbreitete Pflege häuslicher Kammermusik mit einem reichen Schatz an Instrumenten, aber dieser Musikzweig ist derart in Vergessenheit geraten, daß man heute nur noch bei ganz seltenen Gelegenheiten etwas davon zu hören bekommt.

Die elisabethanische Musik war lebendig genug, um eine gesunde englische Musiktradition hervorzubringen, die sich hundert Jahre lang von Byrd bis Purcell gehalten hat. Als Purcell früh starb, zerbrach diese Tradition unwiederbringlich. Ein Hauptgrund des Zusammenbruchs war das Auftreten Händels, der sich als ein deutscher Kuckuck in das englische Nest setzte. Händels Leben und Werk hat die Musiktradition des Adoptivlandes nicht verdauen können. Es war zuviel für die Engländer, und bis heute haben sie sich nicht von dem Schlag erholen können, daß einmal ein großer Musiker in ihrer Mitte gewirkt hat. Schon die nahe zeitliche Berührung seines Lebens mit dem Purcells hat zur Folge gehabt, daß der Name des großen Engländers für mehr als ein Jahrhundert völlig ver-

schwand. Erst in unsrer Zeit ist „Dido and Aeneas" wieder entdeckt worden, und man hat begriffen, daß Purcell der größte englische Komponist ist, ebenbürtig einem Monteverdi, Scarlatti, Lully und Cimarosa. Händels „Messias" hat die Engländer so blind gemacht, daß es ihnen seit dieser Zeit nicht möglich gewesen ist, irgendwelche Musik, religiöse oder weltliche, unbefangen zu würdigen. Der „Messias" hat der guten englischen Musiktradition den Todesstoß versetzt und den Anlaß zur Bildung jener „choral societies" gegeben, die noch heute Händels Meisterstück alljährlich aufführen, als sei es eine Art Ritus oder ein Beweis für die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis, weil es ja für diese kaum einen überzeugenderen Beleg geben kann als den Anblick von Hunderten, Sopran oder Alt singenden Jungfrauen.

Als Händel starb, beging die englische Musik aus Pietät Selbstmord. Wesleys Kirchenmusik, Rule Britannia und Careys Home, sweet Home ist alles, was erschien, um die Lücke zwischen Händels Tod und dem Wiederaufflackern der englischen Musik in der viktorianischen Zeit auszufüllen. Diese Renaissancebewegung nahm ihren Antrieb von Mendelssohn und Brahms und war sehr wohlgemeint in ihren Absichten. Parry und Stanford versuchten ihr Bestes, um die klassischen Modelle nachzuahmen, und auf das unwissende englische Publikum machten diese Anstrengungen Eindruck. Sullivan, dessen komische Opern nicht halbwegs an Offenbach heranreichen, wurde als der wahre Nachfolger Mozarts ausgerufen, und diese Stellung wird er einnehmen bis zur londoner Premiere von Lehárs „Friederike". Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, zur Zeit des Burenkrieges, fand England schließlich einen Musiker ganz nach seinem Herzen. Als Gott seinen Propheten Rudyard Kipling aussandte, um die kriegerischen Engländer auf den Weg zum Weltreich zu führen, gedachte er auch der Musik und schickte ein wenig später Sir Edward Elgar, um die Kapelle zu dirigieren.

Elgar verdient ein gewisses Interesse, wenn auch vielleicht nur, weil sein Werk typisch und symptomatisch für den Zusammenbruch der modernen englischen Musik ist. Er hat musikalische Begabung, soweit es um die Orchestrierung geht, aber er ist ohne den geringsten Funken von Genie. Seine Melodien rauschen eindrucksvoll vorüber, aber sie sind ohne allen Sinn. Jeder Ton könnte durch einen andern ersetzt werden, und in der Abfolge der Harmonien liegt keinerlei Notwendigkeit. Keinem Komponisten ist es je so vollkommen gelungen, mit großem Aufwand und viel Eitelkeit nichts zu sagen.

Und als sei der Einfluß Elgars noch nicht Unglück genug gewesen, folgte nun der verhängnisvolle Kult der Volksmusik. Die englischen Volkslieder sind an sich nicht schlecht, obwohl sie gewiß nicht so schön sind wie die spanischen oder ungarischen, die von den Hebriden oder die englischen Seefahrerlieder. Aber es hat sich da eine Schule aufgetan, die der Meinung ist, die englische Musik müsse unter allen Umständen national sein und den Geruch der Scholle ausströmen. Daß

Volkslieder in der modernen Musik gute Wirkung tun können, wenn man sie mit feinem Gefühl für ihren Wert und ihre Möglichkeiten verwendet, zeigen Stravinskys „Feuervogel" und „Sacre du Printemps" und die Werke von de Falla und Bela Bartok. Aber die englischen Komponisten, vielleicht mit Ausnahme von Delius, bringen Volkslieder in ihre Musikstücke, weil sie zu faul sind, eigne Melodien zu erfinden, und sie verarbeiten sie ohne Verständnis für ihren wirklichen musikalischen Reiz. Diesen Leuten genügt es, wenn eine Melodie als Volkslied etikettiert ist; sie sind dann überzeugt, daß nicht nur ihr musikalischer Wert über alle Kritik steht, sondern auch, daß sie die alchemistische Kraft hat, den trüben Glanz ihrer eignen Werke in lauteres Gold zu verwandeln. Und so fahren sie in England über Land, graben Volkslieder aus, die besser unbekannt geblieben wären, eilen dann nach London zurück und schmücken mit den Funden ihre Quartette, Kantaten und Symphonien.

Von diesen Bauernburschen kommt kein Heil, und auch nicht von unartigen Jungen wie Bax und Bliß, die Mißklänge loslassen, um das Publikum zu erschrecken, und sich dann für erwachsen halten; noch von Lord Berners, der, nachdem er ein paar Kompositionsstunden bei Stravinsky genommen hatte, ein Ballett für Diaghileff schrieb, und der nun in einem luxuriösen Wagen Europa durchreist und antike Melodien auf dem Spinett spielt. Gooßens ist als Dirigent zu beschäftigt, um viel zu eignem Schaffen zu kommen, wennschon seine neue Oper „Judith" bemerkenswert sein mag. Ich sehe nur zwei Engländer und einen Amerikaner von internationaler Bedeutung: William Walton, van Dieran und George Antheil. Van Dieran ist ein älterer Mann, und seine Arbeiten, hauptsächlich Lieder und Kammermusik, sind noch wenig bekannt. Sie leiden unter einem Übermaß von Intellekt und ähneln in dieser Beziehung den neuern Kompositionen von Schönberg. Walton begann als Satiriker, aber seit seiner Façade-Suite ist seine Musik weniger scherzhaft und dafür kräftiger und reifer geworden. Seine Portsmouth Point-Ouverture und das neuere Concertino lassen mehr von ihm erwarten, als es nach den von ihm bereits publizierten Werken schien. Antheil ist eine etwas geheimnisvolle Erscheinung. Die meisten haben seit seinem Ballet Mécanique nichts von ihm gehört. Aber jetzt soll in Deutschland ein neues Werk von ihm herauskommen. Vielleicht wird uns das aufmuntern.

Der Kriegsschauplatz von Kaspar Hauser

— „Hauser! Mensch! . . . lange nich jesehn, was —? Na, wie jehts denn? Mir? Tahllos —! . . . Ja, nu . . . ich war ja auch lange wech! Ja, dreiviertel Jahr, nee, warten Se mal, zehn Monate, zehnenhalb Monate, jenau —! Ja, im Dezember bin ich wech — wissen Sie jahnich? Na, Mensch, lesen Sie denn keine Zeitungen? In Sibirien! Auf dem K.S.P.! Hauser, Sie leben auf dem Mond! Aufn Kriegsschauplatz —! Kenn Se jahnich? Na, das müssen Sie hörn! Komm Se, wir

jehn da rüber in die Stampe und trinken 'n Schnaps! Das wissen Sie jahnich? Also passen Se auf:

Sie kenn doch den General Wrobel, was —? Son kleener Dicker, nich? Na, also der hat doch vor zwei Jahren auf der Fronttahrung in Dortmund den Vorschlag gemacht — mir ein Kührassao — nee, warten Se mal, 'n Kirsch — 'n großen Kirsch! ja, für den Herrn auch — oder nehmen Sie lieber...? also in Dortmund den Vorschlag gemacht, es müßte für alle nationalen und wehrfähigen Elemente ein Kriegsschauplatz einjerichtet wern. Zur Übung, zur Ertüchtigung der Jugend... Wie er auf den Gedanken gekommen ist —? Sehr einfach. Da hattn die radikalen Blätter doch geschrieben: „Wenn die Herren Krieg führen wollen, dann sollen sie sich ihren Kriegsschauplatz alleine aufmachen!" Ham wir jemacht! Prost! Burr, Donnerwetter, der hats in sich! Kenn Sie den Witz mit dem Bauer, der im Chausseegraben sitzt und grade einen nimmt und sich schüttelt, kommt der Pastor vorbei und sagt: „Na, Krischan, du saufst zwar; aber ich sehe, daß du dich schüttelst — das ist der erste Schritt zur Besserung —!" Sacht der Bauer: „Nee, Herr Pastor — det tu ick man bloß, damit er überall hinkommt —!" Ja, was ich sagen wollte: also einen Kriegsschauplatz zur Ertüchtigung der wehrkräftigen Jugend, der Volkskraft — na, Sie kennen ja die Sprüche. Also gut — mein Wrobel los, aufs Reichswehrministerium, zu den Russen, nach Genf, nach Paris — fein jelebt, der Mann — hats aber zustande bekommen. Da ham se uns nu also janz klamheimlich einen kullessalen Kriegsschauplatz in Sibirien hinjemacht! Den Franzosen haben wir jesacht, es wär jejen die Bolschewiken, Grumbach glaubt, was Breitscheid sagt, die informieren sich jejenseitich, ja, und den Engländern ham wir jesacht, es wär jejen die Franzosen, den Russen haben wir jesacht, wir würden ihr Heer orjanisiern, na, und die Reichswehr macht ja sowieso mit. Bon.

'n paar hundert Werst hinter Krasnojarsk, wissen Sie, wo diss is? Also — wenn das hier der Jenissei is un die Streichhölzer die obere Tunguska un Ihre Ziarettendose das Sajanische Jebürje, denn wah diss hier unser K.S.P. Na, 'ne Abkürzung muß det Ding doch ham — ham wa so jenannt. Prost! Sie, tahllos, sag ich Ihnen! Also einfach: feinknorke! Passen Se auf:

Det Janze wah mit Stacheldraht einjezäunt, det keener rin konnte und keener raus. Un alles da, Sie —: Schützenjrehm und Front und Achtilleriestellung und Beobachtungsstände und Feldtelephong und alles. Na, und eine Etappe! Lieber Hauser, da könn Sie jahnich mit! Also jeder Stab hatte ein mächtiches Haus, mit zwei Kasinos, I a im wahrsten Sinne des Wochtes. Vapflejung wie sich diß jehört: wunderbare Weine, hat det Rote Kreuz gestiftet, die Leute sind ja sehr international — und Schnäpse, na, dagegen is dess hier das reine Bitterwasser, Ober! Herrr Ober! mir noch 'n doppelten Kirsch, ja, für den Herrn auch: — und Feldpastöre und Orrnanzen und Nachrichtenoffziere und Ballon-Abwehr-Kanonen und Flaks und Funk und alles. Ja, unne Flotte ham wah auch

jehabt, die fuhr imma den Jenessei rauf und runter, un Exzellenz Ludendorff und Brüninghaus und Killinger — die wahn alle da. Alle. Da beißt keine Maus 'n Faden von ab — Prost —!

Ick wah Fellleutnant — erst Fellll — und denn Fellleutnant. Ja, 'n Feind hatten wir auch.

Die Herren hatten sich bei der konschtituierenden Jeneralversammlung so lange rumjezankt, bis da würklich zwei Jruppen waren, eine grüne und eine rote, und die eine war der Feind von der andern. Na, einmal is es auch zum Jefecht jekomm — sonst ham wa ja mehr orjanisiert, ja. Aber einmal is es zum Gefecht jekomm — vierhundert Tote, der Jasoffzier, diß wah 'n Jroßaktionär von Leverkusen, der war besoffen und hat nich aufjepaßt, un da hat seine Jaskanone funktioniert, und so is es denn passiert. Die Panjes? Nee, die wahn nich da. Das heißt: die Mannschaft mußte doch wat ham — zum Requirieren un die Weiber un so. Da ham wa denn zweihundert Meechens reinjesetzt, mit ihre Kerls, das war die Bevölkerung, die machten die Einwohner, sozusagen. Na, un bei die jingen die, und wir auch manchmal, det heißt, wir ließen sie in Stab kommen — ein Budenzauber ham wa da valleicht jemacht! Doll. Prost —!

Wieso ich nu aber wieder da bin? Ja, Hauser, Sie wern lachen, es is ja auch sehr komisch ... wie soll ich Ihn das erklären ... Hörn Se zu. Es hat mir auf die Dauer keen Spaß jemacht.

Wir hatten doch alles, nicha? Kriechskorrespondenten — ich hab selber einen in Hintern jetreten — Feldrabbiner ... die Korrespondenten und die Rabbiner, diß wahn die einzigen Juhn aufn K.S.P. — wir hatten doch wirklich alles — aber, wissen Sie: mir hat was jefehlt. Ich haa manchmal, wenn ich nachts die Posten revidiert habe, und wenn ich denn so mit meinen Gott und meinen Suff alleine war — denn hab ich so nachjedacht, warum mir diß kein Spaß macht. Was mir eijentlich fehlt. Denn mir hat was jefehlt, Hauser ... Prost! Wissen Sie, was mir jefehlt hat?

Sie, deß wahn doch alles Freiwillje, die da wahn, nicha? Die wollten doch alle — vastehn Se?

Det machte keenen Spaß. Sie, ick habe doch jedient, vorn Krieje habe ich meine vierzehn Jahre runterjerissen, ich weeß doch, wies is. Sie, wenn sie denn so ankam, die Rekruten — in Zivil sind sie immer an ein vorbeijejangn, aber nu auf einmal wahn se jahnischt mehr. Sie — da wurn se janz kleen! Da kam se denn an, und die Kellner wollten kellnerieren, und die Schohspieler konnten auf einmal schreihm, in die Schreibstube, und die Herren Rechtsanwälte ... und denn jing det Herr Feldwebel vorne und Herr Feldwebel hinten — wir hatten se doch, vastehn Se! und wat se konnten, det machten se denn vor, wie die kleenen dressierten Hundchen! Und janz nah ränjehn konnte man an se, und nicht mucksen durften se sich, janz still ham se jestanden und ham een bloß anjejlupscht! Ick wußte doch, was die dachten! Aber denken jabs nich. Immer denkt man, dacht ick. Disseplin muß sind! Det

wah da nu alles nich. Die Bevölkerung kniff doch een Oohre zu, wenn wir jebrüllt ham un alles zerteppert ham — es war doch vorher alles bezahlt! Wie in die Schmeißküche. Die Mannschaften, de wahn doch ooch bessahlt — Uns fehlte ehmt der, der nich wollte, vastehn Se? Da fehlte ehmt das Widerstrehm; der Widerstand, det unbotmäßje Element, sozusagen — ehmt die Sozis, nee, die nich, die wolln ja — aber die Kommenisten und die Pazifisten und die Weiber, die wirklich heulen, wissen Sie, wo det echt is — die Meechen, die einen anbeten, weil se an ein jlauben; die Lümmel auf der Straße, die sich vakriechen, wenn unsereiner kommt; die Beljier, die man konnte knuten — Sie! es war nicht echt — vastehn Se mich? Es war Falle.

Da bin ick denn abjehaun. Die kämpfen da noch — aber der richtige Frontjeist ist det nich mehr. Die meisten ham auch schon 'n kleinen Laden aufjemacht; Ludendorff is Maurer jeworn, der hat 'ne Maurerei — Tirpitz vakauft Bartwuchsmittel, und Noske zücht Bluthunde, die vadien schon janz hipsch. Hakenkreuz am Stehl... am Stahlhelm — wa doch 'ne schöne Zeit! Aber det richtche war et nich. Nu willch mich mah in Berlin umsehn — in die Autobranche oder bei die Industrie — die brauchen ja imma een zum Orjanisieren — denn orjanisiert muß sein. Jejen die Arbeiter, wissen Sie —! Ja, nu bin ich wieder da.

Na, un was ham Sie die janze Zeit jemacht —?

Don Juan von Franz Blei

Don Juan Tenorio: mit diesem Namen steht die von nun ab unsterbliche Figur zum ersten Mal in der Komödie „El Burlador de Sevilla", die Gabriel Tellez im Jahre 1630 zu Barcelona veröffentlicht hat unter dem Pseudonym Tirso de Molina. Sie steht da neben Alfons XI. von Castilien, neben Don Gonzalo d'Ulloa, einem oft in Chroniken erwähnten Geschlechte, und führt den Namen einer alten andalusischen Familie Tenorio. Man schließt auf ein historisches Stück. Und man suchte das geschichtliche Vorbild. Aber weder glich dem Don Juan des Stückes der Waffengefährte Peters des Grausamen, der ebenfalls Juan hieß, noch ein Pedro Tenorio, der Erzbischof von Toledo war. Ein Ulloa war auch Kommandeur von Castilien, aber sein Leben verlief einfach und er starb im Bett. Im Stücke befiehlt der König, daß die Leiche des Kommandeurs zusamt der des Don in der Kirche San Francisco zu Madrid beigesetzt werde. Unter den vielen Grabmälern dieser Kirche war nie eines, das enthielt, was sterblich war an dem Don Juan Tenorio.

Tirso folgte, wie Lope, wie Calderon, nur einem Brauch der dramatischen Autoren seiner Zeit: sie gaben erfundenen Personen historische Namen, um ihren Stücken einen stärkern Schein von Wahrheit zu geben und sie packender zu machen. Der Don Juan ist keine historische Figur des Lebens. Wie es der Faust war. Auch nicht der Held einer Volkserzählung.

Was man zur Bestätigung dieser Annahme gefunden zu haben glaubte, stellte sich als ad hoc erfunden heraus. Bis man vor etwa hundert Jahren in einem Don Miguel de Mañara den Prototyp des Don Juan zu haben glaubte. Nach einer ausschweifend verlebten Jugend gab er seinen Mitbürgern das Beispiel einer plötzlichen Bekehrung. Er zog sich erst in eine Einsiedelei, dann in ein Kloster zu Sevilla zurück, pflegte mit seinen Händen die ansteckenden Kranken, besuchte die Sträflinge in den Gefängnissen, begrub die Verstorbenen. Das erbauliche reuevolle Ende des Mañara hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit der reuelosen Höllenfahrt des Don Juan. Dafür gab man der Jugend jenes Mañara eine mit allen Legenden des Zeitalters ausgestattete Biographie: er macht der bronzenen Figur auf der Giralda Liebesanträge und die Figur antwortet. Er bittet, unter dem Goldenen Turm eines Nachts lustwandelnd, einen Mann, der auf der andern Seite des Guadalquivir promeniert, um Feuer seiner Zigarre, und dieser streckt den Arm aus und reicht ihm über den Fluß weg seine Puro: Don Miguel sieht, es ist der Teufel. Er erblickt nachts in einer sevillanischen Gasse eine verschleierte Frau, die vor ihm flieht. Er holt sie ein, hält sie fest, und wie sie sich umdreht, ists ein Gerippe. Zu später Nachtstunde sieht er die Fenster der Kirche von Santiago erleuchtet. Er tritt ein. Tausend Kerzen brennen um einen Katafalk. Zwanzig Brüder liegen im Gebet. Er neigt sich, fragt leise, wen man hier begrabe. Der Mönch antwortet: „Miguel de Mañara". Welch dummer Scherz. Er frägt einen zweiten, einen dritten. Die gleiche Antwort. Er reißt das Tuch von der Bahre, und erblickt sich selber tot im Sarge. Am frühen Morgen entdeckt ihn der Sakristan ohnmächtig auf den Kirchenfliesen.

Solche Bravouren des Miguel paßten zum Juan so sehr, daß man aus beiden eine Figur machte. Es entstand Don Juan de Mañara, Held in Mérimées „Ames du Purgatoire", Held in einem der frühern Stücke des ältern Dumas, in einem Essay von Barrès.

Aber die Legende hat den Zivilstand des Miguel de Mañara gefälscht, dessen Leben gut bekannt ist und dessen Name wiederholt in den „Kirchlichen und Weltlichen Annalen von Sevilla" vorkommt. Er hat fromme Traktate verfaßt, und ein kirchlicher Freund, der Pater Juan de Cardenas, hat eine genaue „Relation seines Lebens und seiner Verdienste" verfaßt. In Rom wurde seine Seligsprechung verlangt, und die zu solchem Akt beigebrachte Vita enthält nichts Wunderbares außer der plötzlichen Bekehrung; die Sünden seiner Jugend übertreffen in nichts das Übliche junger Kavaliere der Zeit. Das Legendäre, womit man sich seine Jugend ausstattete, entnahm man ältern Quellen, wie dem Hexameron des Antonio de Torquemada, der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Salamanca gedruckt wurde, die Geschichte des Wüstlings, der seinem eignen Begräbnis beiwohnt.

Und schließlich: Don Miguel de Mañara wurde im Jahre 1626 geboren. Er war also vier Jahre alt, als die erste Ausgabe der Komödie des Tirso gedruckt wurde.

Die Brutalität der Instinkte, welche gegen die hergebrachte Moral rebellieren: dafür gab es Beispiele genug im Leben der jungen Leute Spaniens und Italiens in dieser Zeit eines frenetischen Individualismus. Und die Literatur ist voll solcher Figuren. Vielleicht hat die wundersame Geschichte Roberts des Teufels, die durch Europa ging, den Auftakt gegeben. Sechs spanische Übersetzungen dieses Volksbuches erschienen im sechzehnten Jahrhundert. Cervantes, Lope, Mira de Amescua und andre bringen den Rufian auf das Theater, der Mädchen verführt und vergewaltigt, Häuser niederbrennt, Priester absticht, „um sie von ihren Sünden zu erlösen". Tirsos Don Juan ist unter diesen tollen Kavalieren noch der sanfteste. Er tötet nur in Notwehr, um sein eignes Leben zu retten. Er lästert Gott nur aus Bravade, nicht aus moralischer Perversion. Er vergewaltigt nicht die Frauen. Er verführt, verlockt, verspricht Heirat. Noch ist er nicht, was er erst in spätern Inkarnationen werden sollte, der Künstler der Wollust, darauf bedacht, sich nicht zu wiederholen. Noch ist er nicht der Sammler von Frauen. Noch wählt er nicht, weil jede ihm recht ist. Noch quält ihn nicht die Marter des bittern Bedauerns, in so zahlreichen Erfahrungen nicht die vollkommene Lust realisieren zu können, durch die Lust die Liebe zu erreichen. Noch hat er kein Gewissen, das ihn beißt. „Du bist tapfer," sagt die Statue zu ihm. „Ich bin stark," antwortet er, „und ich habe Herz." Er schaut sich nicht um, er stellt sich keine Frage. Er ist blinde Kraft, die einer andern blinden Kraft begegnet: der vernichtenden Kraft des Todes. Tirso, der ein Mönch war und mit leichten Komödien ein Publikum unterhielt, mochte wohl einmal ein ernsterer Gedanke reizen und als Theologen war ihm keiner ernster als dieser, daß es kein Verbrechen groß genug gäbe, für das die Kirche nicht die Verzeihung bereit hätte. Vielleicht erkannte er aber auch die Gefahr, welche der Gedanke einer so weit getriebenen Nachsicht für die öffentliche Moral berge, denn wo das Heil immer und leicht zu erreichen, könnte solches doch die Lust an der Sünde ermutigen. Er konnte sich als guter Theologe auf die Grenzen des göttlichen Mitleids berufen und auf dessen Lehrer, die Kirchenväter. „Es gibt mehr Seelen, die sich durch allzugroßes Vertrauen verlieren als durch exzessive Angst vor der Strafe," sagt Luis von Granada. Eine solche Seele wollte Tirso in seinem Don Juan zeigen, der noch nicht atheistisch ist wie der Don Juan Molières, sondern weiß, daß es eine Vorsehung gibt und ein jüngstes Gericht auch für ihn. Nur habe es Zeit bis dahin, denn er sei jung! „Tan largo me lo fiais," wiederholt er auf Mahnungen, „es ist noch weit bis zum Tode und Zeit genug daran zu denken." Und in den steinernen Armen ruft er nach dem Priester. Aber hört die Stimme: „Es ist zu spät! Du denkst zu spät daran!" In einer andern Moralität läßt Tirso den Eremiten Gil verdammt sein aus Glaubensmangel: Gil hat an der göttlichen Nachsicht gezweifelt. Don Juan verliert seine Seele, weil er allzu sehr an diese Nachsicht geglaubt hat. Beide Komödien illustrieren die berühmte Sentenz des heiligen Augustinus: „Die Men-

schen fahren zur Hölle auf zwei verschiedenen Wegen, hoffend und verzweifelnd; schlecht und ohne Grundlage hoffend während ihres Lebens und verzweifelnd noch schlimmer in der Stunde ihres Todes." (Man hat aus verschiedenen Gründen die Verfasserschaft der beiden Moralitäten, des „Don Juan Tenorio" und des „Verurteilt aus Mangel an Glauben", dem Tirso abgesprochen: innere Gründe aber machen es sehr wahrscheinlich, in dem gelehrten Theologen der Universität von Alcala den Verfasser zu sehen.)

Nicht die Moral, sondern die spektakulöse Schlußszene der Höllenfahrt machte den Erfolg des Stückes. Zwei Italiener gaben um 1650 zwei italienische Versionen des spanischen Originals, das die italienischen Komödianten im Saale des Petit-Bourbon spielten in einer dem französischen Geschmacke adaptierten Form, die ihm Dorimond und De Villiers gaben. Der Erfolg dieses Convitato di pietra veranlaßte Molière, sich das Stück für sein Theater zu schreiben: er behielt das Spektakelhafte, das allein das Publikum interessierte, gab aber dem Helden einen andern Charakter: in Molières Don Juan wurde die Figur der Repräsentant, als den wir sie heute kennen: der „grand seigneur méchant homme", der Freigeist, der weiß, was er tut und es willentlich tut, der bewußte Verführer. Damit tritt die Figur in die Reihe der tragischen Helden, wenn sie auch eine galante Fabel maskiert und das Laboratorium dieses südlich-sinnlichen Faust in schwerduftende Gärten gestellt ist und in die Alkoven der Liebe und der Text seiner Beschwörungen anders lautet als jener des Doktors aus Wittenberg. In diesem Doktor, der des Rätsels Lösung im Wort findet, wirkt noch leise eine antike Tradition weiter. Nicht mehr so in dem Rätselfrager Don Juan: er ist ganz christlicher Herkunft.

Bei Tirso nach mittelalterlich-theologischer Konzeption als sündhaftes Fleisch gegen den Geist gestellt, bekam er durch Molière die Vergrößerung durch den Geist. Die alte einfache Polarität, die Geist und Fleisch einander gegenüberstellte, erleidet eine Brechung, indem das Fleisch denkend seinen ihm eignen Geist produziert und um diesen Geist des Fleisches das geistige Reich vermehrt.

Don Juan ist nicht der Verführer, der Genießer, der Wollüstige schlechthin. Ihn auf einen Casanova reduzieren, der keinen guten Zufall versäumt, zu einem Vergnügen zu kommen, das er im Wechsel der beteiligten Person stärker weiß als in der allzuhäufigen Wiederholung, — solche Reduktion des Don Juan auf einen verführerischen und ungetreuen hübschen Mann ist begreifliches Mißverständnis von Ladenmamsells und Commis im engen Leben ihrer kleinen Hoffnungen und Sehnsüchte.

Der Don Juan Molières vergißt sich nie. Er schaut sich immer zu. Er hört sich lügen. Er hat keinerlei Fähigkeit zur Illusion. Er weiß das Ende voraus. Er kalkuliert es in den Anfang. Er meditiert und agiert gleichzeitig. Er kann das eine nicht um des andern willen aufgeben. Man legt es ihm, und besonders Männer tun das, als Schönheit seiner Schlech-

tigkeit aus, daß er eine ewige Rache an den Frauen verfolgt, die er verführt, ins Leid stößt, verläßt, den Tränen und Flüchen anheimgibt. Er bringt niemandem Glück. Seine Einsamkeit ist absolut. Er zerstört im Keime jede Gemeinschaft. Er ist das vollkommene Ego, und es gibt kein weiteres Feld, dieses Ego zu leben, als das Gebiet der Frauen und der Liebe, diesen Kampfplatz zweier Egoismen. Das auch ist der Charme, der alle verführt, weil jede es sich zutrauen muß, endgültig mit diesem maßlosen Ego fertig zu werden, ihn festzuhalten, damit ihn alle andern verlieren. (Dazu noch das Allgemeine: daß für die Frau die Liebe erst dort anfängt, wo sie beim Mann aufhört: beim Besitz. Erst nach dem Risiko der Hingabe kann die Frau wissen, ob sie liebt oder nicht.) Molières Don Juan will mehr als sein Vergnügen: er will seinen Willen.

Mozarts Don Juan, der liebenswürdige Cherubin von dreißig Jahren, der noch die Flammen streichelt, die ihn verschlingen: er hat die größte Popularität gewonnen, weil er dem Typus die Leidenschaft genommen und ihm dafür die Grazie des Spielerischen gegeben hat. Erst der Valmont des Choderlos de Laclos hat das Teuflische wieder restauriert. Der des Byron verliert es wieder. Denn er gibt ihm den Spleen des Dandy. Ein deutscher Dichter, Grabbe, setzt ihn wieder, in einem sonst unzulänglichen Stücke, in alle Rechte seiner gedanklichen Bedeutung, indem er den Don Juan als Repräsentanten einer Idee — der des Fleisches — dem andern mittelalterlich-christlichen Repräsentanten, dem zeitlich etwas früheren des Geistes, dem Faust nämlich, gegenüberstellt, die Verwandtschaft der beiden erkennend. Kierkegaard gibt dann die geistvollste Exegese zehn Jahre später. Der faustische Geist hat sich von der Erde gelöst, und die Sinnlichkeit tritt auf in ihrer ganzen Macht. Es ertönt die elementarische Stimme der Leidenschaft, das Spiel der Lüste hebt an, der wilde Lärm der Berauschung. Dieses Reiches Erstgeborner ist der Don Juan. Noch ist es nicht das Reich der Sünde. Aber es tritt die Reflexion hinzu, und nun erscheint es als das Reich der Sünde und Don Juan als der Ausdruck für das Dämonische, als das Sinnliche bestimmt, Faust als der Ausdruck des Dämonischen, als das Geistige bestimmt: die beiden Titanen des Mittelalters sind auf die Welt gekommen. Denn die Erotik des Verführens fehlt der Antike wie die Idee des Verführers. Das Seelische ist in der griechischen Antike immer im Einklang mit dem Sinnlichen: über alle griechische Liebe ist Keuschheit gegossen. Herakles ist unbeständig, aber kein Verführer. Wie Don Juan, der nur sinnlich, also absolut untreu liebt. Liebte er auch seelisch, wären die 1003 in Spanien eine lächerliche Übertreibung. Aber Don Juan ist noch um ein Wichtiges anders und mehr als ein Verführer, als welcher er unter ethische Bedingungen fiele. Er begehrt und er erreicht immer sein Ziel. Sein Begehren verführt, nicht seine Absicht. Er betrügt, aber er geht nicht auf Täuschung aus. Es ist die eigne Sinnlichkeit, von der die Verführten betrogen werden. Arnim führt in einer Novelle einen echten Verführer ein, den durch das Wort: er versteht sich, sagt er von ihm, so trefflich

darauf mit Weibern zu reden, daß er sich aus der Hölle losschwatzen würde, wenn er nur an des Teufels Großmutter ein Wort bringen könnte. Dieser verführte, wie Faust das eine Mädchen, mit dem Geiste. Mit der Lüge. Don Juan ist der am wenigsten lügende Held. Seine Worte sind Taten. Und er ist ein tragischer Held.

Er ist an das Kreuz der Leidenschaft genagelt, und hat seine kühle Besinnung behalten. Diese kühle Besinnung im Rausche läßt ihn darin nicht untergehen, zu seinem Schmerze: so flieht er, auf immer neue Probe, zur nächsten. Die Hoffnung läßt ihn nicht, den verborgenen Schatz zu entdecken. An diesen Schatz glaubt sein Fleisch, wohl nur dieses. Aber der Geist dieses Fleisches ist mächtiger über ihm, als der Geist des Geistes. In den nicht vielleicht blinden aber geblendeten Liebenden erzeugt die Leidenschaft der Seele die fleischliche Schönheit. Oder es ergänzt leibliche Schönheit die Schönheit der abwesenden Seele. Don Juan läßt sich von der einen nicht verwirren, während er die andre umarmt. Und weil eine der beiden Leidenschaften nie befriedigt ist, ekelt ihn auch die andre.

Die Ehemänner hassen ihn, denn er ist der, der ihr Inneres verrät, das für den Wechsel ist. Nicht für das Gesetz der Ehe. Der Mann begehrt einmal, kein zweites Mal: sowie er besitzt, erlischt das Begehren. In jedem Gatten ist ein Don Juan eingeschlafen.

Nur die Frauen sagen vom Don Juan, daß er verführe, betrüge, lüge und nicht liebe. Aber er kann nicht lügen, nicht betrügen. Er kann nur lieben. Was für ihn begehren bedeutet, das aus dem Ungekannten erwächst. Er ist ein sehr keuscher Held und Liebhaber. Er läßt sich vom Vergnügen der Sinne nicht zurückhalten, denn er will seine Liebe nicht verderben. Seine Treue wäre Betrug. Er ist loyal wie ein Naturgesetz. Er kann sagen, daß die Frauen ihn zwingen, sie zu verlassen.

Die Idee des Don Juan hat, ganz erdgebunden, keine Transzendenz, wie die von Faust. Er kann nie in den Himmel kommen. Er muß unter die Erde in die Hölle fahren.

Die Herren Sachverständigen

von Theobald Tiger

Sie haben ja einen trüben Urin —
Machen Sie mal den Mund auf!
Ihre Großmutter litt an schweren Phobien?
Machen Sie mal den Schlund auf!
Uns können Sie nichts erzählen —
wir lesen in allen Seelen
und nehmens auf unsern Eid:
Wir sind die höchst notwendigen,
elendigen,
lebendigen
Sach-
Verständigen!
Vorne so hinten wie hoch,
wir wissen Bescheid —!

Sie besitzen eine Flinte?
Sie streicheln gern Katzenfell?
Sie trinken nur ungern Tinte?
Sie sind homosexuell —!
Sie schlafen mit dicken Frauen?
Die Tat ist Ihnen zuzutrauen —
unser Gutachten ist bereit:
Wir sind die sechzehnendigen,
elendigen,
notwendigen
Sach-
Verständigen!
Vorne so hinten wie hoch:
Wir wissen Bescheid —!

Sie dürfen uns nicht fluchen,
wir stehn in Amt und Pflicht.
Nur: uns selber untersuchen,
das dürfen Sie freilich nicht.
Wir haben zwar viel gelesen;
doch daß wir mal jung gewesen
auf Schulen und auf Pressen —:
das haben wir leider vergessen.
Wir haben geprügelt, gesoffen,
der Hosenlatz stand uns offen,
wir wollten im Traume morden —
und sind doch was Richtiges geworden:
nämlich ganz und gar verdammte
seelische Beamte —
ohne Scheu, ohne Scham,
ohne Sinn für die Zeit...
Wir sind die höchst notwendigen,
lebendigen,
elendigen
Sach-
Verständigen!
Vorne so hinten wie hoch:
Wir wissen Bescheid!
wir wissen Bescheid!
wir wissen Bescheid —!

Der Leser träumt fort . . . von Ludwig Hardt

Es ist nicht sehr bekannt, daß der gewaltigste Traum vom Jüngsten Gericht, den je ein Dichter-Genie erschuf — Jean Pauls „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei" (Erstes Blumenstück aus dem „Siebenkäs") — ursprünglich den Titel trug „Rede des toten Shakespeare vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei". Es muß ein radikal-atheistischer Traum gewesen sein, der später — nach gewandelter Anschauung seines Schöpfers — die (ganz unmotivierte) Mahnung zum Glauben und den Dritten Satz

— ist doch das Ganze eine Symphonie in drei Sätzen — erhalten hat. Wer weiß: Vielleicht war das Werk in seiner ersten Fassung vollendet über menschliches Maß hinaus, göttlich; und es wäre Blasphemie gewesen, daß der Genius auf seinem höchsten Fluge Gott geleugnet hätte. Nun ist es denn ein Menschenwerk geblieben, wenn auch ein größtes. Brachte dem Dichter diese Umkehr also keine Erlösung, so glauben wir dennoch, daß er sie erfahren hat: ist er doch ein frommer Liebender gewesen wie kein größerer vor und nach ihm gelobt hat! Aus diesem Glauben ist diese Paraphrase geschrieben, eine dankbare, verspätete Fürbitte.

*

Dem Leser sank das Buch auf die Kniee, das eintönige Meer sandte ihm einen leichten Schlaf, aus dem ein Traum emporstieg, auf den Fittichen des Traumes, den der Schläfer soeben durchwacht oder durchträumt haben mußte. Ein Traum im Traum: Die Füße schwebten auf dem Gewölk des einen, und dieses hob ihn in das Äthergebirge des andern. Zwischen beiden flog er dahin, in seliger Gefahr. Der durchlebte Traum war ihm das helle Land der Wahrheit, das er unter sich liegen sah, und von dem er sich entfernte, ohne daß das Leuchten schwand; ja, es glänzte ihn stärker an, je weiter er sich davon entrückt fühlte; er mußte den Kopf dahin wenden, so sehr, daß ihn der Nacken schmerzte; aber er wußte zugleich, daß ihm der süßeste Schmerz seines Lebens werden sollte.

Das Traumland wurde ihm heimatlicher, je mehr er es verließ und dem Äthergebirge zuflog, das in düstern Gewalten dalag, trotz seiner unermeßlichen Höhe, und unsichtbar geblieben wäre, wenn das verlassene Traumgelände es nicht von unten herauf mit seinem Licht durchstrahlt hätte — ja, auf diesen Strahlen wurde der Schläfer emporgetragen. Er ward es inne, als er zum letzten Mal den Kopf wenden mußte: Die versonnene Gigantik des apokalyptischen Traumes breitete sich tief, tief unten plötzlich in gotischer Ordnung, und alle seine Landschaften, entrückt der Traumgefahr, lagen klar neben einander: der einfache, ebene Garten der Kindheit, die Höhe mit dem Tempel, drei Mal dieser Tempel: in seiner urmaligen Größe, welche die Gläubigen der ganzen Erde aufnehmen konnte, daneben die kleine Gottesackerkirche, und diese wieder gelehnt an die Neue Stätte, die aus dem Schutt des Unglaubens und des Zweifels unzerstörbar und für ewig aufgerichtet war; alle drei aber lagen in des Traum-Ausklangs abendlichen Gefilden, die dem erschreckten Dichterherzen Besänftigung und Frieden und den verloren geglaubten Gott wiedergeben wollten.

Mit einem Male verdunkelten sich diese erkannten Gefilde, und als der Traumfahrer sich umwandte, schoß aus dem düstern Äthergebirge ein Lichtglanz, vor dem die geängstigten Augen sich schließen mußten. Aber durch die geschlossenen Lider brach ein gewaltiger Farbenkreis, der, an seinen äußern Rändern von erbarmungsloser und wilder Buntheit, nach der Mitte zu immer zarter und freundlicher wurde, und in seinem Innersten stand Christus, der dem Träumer vorangeflogen sein mußte. Dieser wollte dankerschüttert die Augen aufschlagen — da war die Gestalt verschwunden samt dem Farbenkreis, und erst als er, todtraurig darüber, die Augen wieder schloß, erschien die Gestalt aufs neue. Der Schläfer glaubte die Augen nicht fest genug zudrücken zu können, um so das Verweilen des Himmels-Sohnes zu erwirken. Und während dieser nun

vor ihm stand, tönte von unten die Dichtung noch einmal herauf, Wort um Wort. Das traumverhangene Ohr lauschte glückerschüttert, das schlafgebannte Auge sah ehrfurcht-begnadet. Das kühle Säuseln im Morgen der Sätze, das Dräuen ihres Mittags, das Vertönen am Abend der Sätze wurde zu herrlich gesprochen, als daß ein Andrer als der Dichter selbst der Sprecher hätte sein können. Der Schläfer konnte ihn nicht sehen, aber er wußte es. Und nun geschah etwas, daß der Traum selbst zusammenschrak: Christus sprach seines Dichters Worte Christi. Daß von Seiner Stimme überweltlicher Reinheit und Gnade ein Abglanz auf des Dichters Part fiel, war natürlich — aber daß der Allerbarmer des Dichters Ton mit in seiner Antwort hinübernahm, erschütterte den Schläfer zu Tränen, und er ahnte nun, daß der Traum-Dichter erlöst werden würde. Ja, er wußte es: Nachdem der Schluß der Weltgerichts-Symphonie verklungen war, sagte Christus ihn noch ein Mal: „Und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus wie von fernen Abendglocken." Und er ertönte zum dritten Male, mit einem Klang, in welchem der menschliche Genius und der Gottes-Sohn sich einten, und den keine Erde und kein Himmel noch vernommen hatten.

Der Schläfer wollte mit seiner Kunde schnell zum Dichter hinunterfliegen; aber der Glanz um die Gestalt Christi wurde plötzlich so strahlend, daß er erwachte.

Und als er sich die Tränen aus den Augen rieb, wußte er nicht, ob sie aus Entzücken und Erschütterung über das Herrliche seines Traumgeschenks oder ob sie aus Trauer geweint waren, weil er nicht hatte jubeln dürfen, daß Jean Paul erlöst sei.

Griechen und Mongolen von Rudolf Arnheim

Es gibt immer noch Menschen, die es für eine Sünde wider den Geist halten, wenn jemand ebenso gern oder lieber ins Kino geht als ins Theater. Das hat verschiedene Gründe: Der Film stammt aus schlechter Familie; er hat ein größeres Publikum, als das bei Qualitätsartikeln der Fall zu sein pflegt; Amüsierfilm und Kunstfilm sind bisher weder im Atelier noch im Theater voneinander getrennt. Gut. Aber man gehe doch einmal zu Vergleichszwecken in zwei repräsentative Aufführungen, wie sie grade zeitlich beieinander liegen: wer dieser Tage nach der Uraufführung des neuen Pudowkin-Films „Sturm über Asien" aus der Matinee im Capitol kam, der bemerkte nicht recht, was man ihm als Sonntagsmittagessen vorsetzte, schwieg, wirkte leicht geistesgestört. Wer nach Jessners „Oedipus" aus dem Staatsschauspielhaus kam, war redebegierig, suchte nach einem hartnäckigen Herrn gegenteiliger Ansicht, um ihm mit schlagenden Argumenten auf den Leib zu rücken. Im Kino eine große Erschütterung, im Theater ein diskutables Experiment.

Pudowkin behandelt den Aufstand der Mongolen gegen die Weißgardisten. Nachdem er drei Viertel des Films lang in breiter Erzählung die Marktgebräuche der mongolischen Pelzjäger, ihre Heimatlandschaft, ihre Tempelzeremonien geschildert hat, hebt sich in höchst kunstvollem Aufbau eine einzelne Gestalt heraus, tritt in den Mittelpunkt der Handlung,

in den Kulturfilm schiebt sich das dynamische Motiv der revolutionären Empörung, und in einem gewaltigen Anlauf rast der Film ans Ziel. Der Ansturm der Mongolen wird durch einen gewaltigen Wind symbolisiert, der die feindlichen Soldaten von ihren Pferden wirft und zu Boden drückt, ein rollender Rückzug von Militärmützen und Konservendosen, die Blätter werden von den Bäumen gerissen und jagen dem Widersacher entgegen — das Land wird reingekehrt. Hier ist die zufällige, weit vom allgemeinen Interesse abliegende Episode eines kleinen Aufstandes zum mächtigen Ausdruck menschlicher Empörung gemacht, und in einem höchst elementaren Symbol, das von den Naturkräften genommen ist, macht Pudowkin seinen Gegenstand zu einer Angelegenheit aller Welt. Im Staatstheater geschieht das Umgekehrte. Hier wird durch allerlei nuancierendes Probieren, durch „Einfälle" und Absonderlichkeiten die gradlinige Wucht des größten Dramas der Weltliteratur zu einem anfechtbaren berliner Theaterabend herabgemindert. Wohl gibt es, besonders im Vergleich zu dem durchschnittlichen Niveau der berliner Theater, Vieles, was man an dieser Aufführung loben könnte. Nimmt man aber die hohen Maßstäbe, die einem der Pudowkin-Film in die Hand legt, so spürt man überall Unsicherheit, Traditionslosigkeit und Mangel an deutlich gerichtetem Stilwillen. Aus der Hochparterretür eines verräucherten neuköllner Hinterhauses bei Nacht, tritt, von rechts oben her, König Oedipus vor sein Volk. Die Bühne ist von schiefen Treppen überschnitten, Pölzigs Architektur ist unübersichtlich, so daß man sich nicht wundert, wenn der Hirte, obwohl er schon vorm Palast steht, fragt, wo hier der König Oedipus zu suchen sei. Auch der Zuschauer muß erst suchen. Einfachheit und harmonische Symmetrie sind — und man fühlt, daß es mit Willen geschieht — gemieden, der König und seine Gemahlin biegen, wenn sie den von Sophokles gradlinig entworfenen Gang der Handlung entlangschreiten, mehrfach um die Ecke, entschwinden dem Auge derer, die sie zu sehen ein Anrecht haben, und treten durch Seitenpförtchen überraschend wieder ans Rampenlicht. Die thebanischen Bürger zelebrieren, wenn der Vorhang aufgeht, einen monotonen Sprechchor und untermalen so, im Sinne der griechischen Aufführungspraxis, das Spiel der Solisten als Tuttikörper, verlieren sich aber im Laufe des Abends mehrfach in zwanglose Gespräche, ja inszenieren sogar am Geländer einer Treppe empor eine Art von zischelnder Stiller Post, wenn eine Neuigkeit weitergegeben werden soll. Stilschwankungen allenthalben. Das eigentliche Oedipus-Drama wird durch eine Bearbeitung von Heinz Lipmann so zusammengefaßt, daß am gleichen Abend noch der „Oedipus auf Kolonos" gegeben werden kann. Damit wird bewirkt, daß die Schicksalsschläge mit einer atemberaubenden Schnelligkeit auf Oedipus niederfahren und man mit unübersehbarer Spannung der Handlung folgt, während nach der Pause ein gleichmäßig und ohne viel Aktion dahinschreitendes Festspiel den Zuschauer ermüden muß, der vorher so ganz auf dramatische Begebenheit eingestellt worden war, der auf einem Schlitten in aufregender Fahrt zu Tal ge-

saust war und nun noch eine Stunde lang seinen Karren durch die Ebene schleppen muß. Welch unglückliche Komposition eines Theaterabends, wenn man an Pudowkin denkt, wo das umgekehrte Prinzip mit höchster Wirkung verwandt ist.

Pudowkin hat für seinen Film einen Mongolen gefunden, der mit dem treuherzigen Ernst eines innerlich Beteiligten, begabt mit einem übersichtlich gemeißelten Kopf, mit der prachtvollen Einfachheit des Asiaten, seine Rolle durchführt. Jessners Oedipus ist Fritz Kortner, ein scharfsinniger Nervenmensch des zwanzigsten Jahrhunderts, dessen geschmeidige Bosheit etwa in Wedekindrollen zu unvergeßlichen Leistungen geführt hat, der aber zum Oedipus paßt wie Margo Lion zum Gretchen. Man spürt, daß er seine Rolle sehr ernst nimmt, aber er schmückt, in der Bemühung nach Charakteristik, die großzügige Gestik seiner Partie mit hundert Komplizierungen, macht in jeder Bewegung Vorbehalte, gibt, wenn er Vorwärts! sagt, immer einen Schuß Rückwärts als intellektuelle Würze hinein, in jede Freude ein wenig Schmerz, und in jeden Schmerz ein wenig Ironie. Die Variabilität seiner Stimme, die innerhalb eines einzigen Satzes gern durch alle Register spielt, erzeugt ein Schaukeln, wo flotte Fahrt am Platze wäre. Er ist der Typus des modernen Schauspielers, ist mit allen Wassern der Gegenwart gewaschen und erzielt oft große Erfolge dadurch, daß er gedichtete Gestalten vergangner Zeiten mit höchstem Leben zu erfüllen scheint, wobei er in Wirklichkeit nur eine, seinem Publikum ähnliche Figur auf die Bühne stellt, so daß nun Hamlet wie ein sympathischer, kluger Mensch spricht, und die Freude an einem Gleichgearteten auf der Bühne, die mehr Wohlbehagen als Bereicherung bringt, erkauft wird mit dem Verzicht auf das Erlebnis von etwas Andersartigem, befruchtend Neuem, das allein zu großen Eindrücken führen kann. Ist es nicht charakteristisch, daß man diesen Schauspieler den Oedipus spielen läßt, während Pudowkin in die Mongolei fährt, um Land und Leute so echt wie möglich zu bekommen.

Und noch eins: große Teile von „Sturm über Asien" werden von Menschen gespielt, die nie einen Film gesehen, geschweige gefilmt haben. Nun soll Jessners Ensemble hier nicht in eine gehässige Parallele zu Pudowkins angelernten Mongolen gesetzt werden, aber es wirkt doch erstaunlich, wie gering das rein technische Niveau der durchschnittlichen Schauspielerarbeit ist. Pudowkin dreht einen naturalistischen Film und kann daher große Effekte erzielen, wenn er einfach unverbildete Menschen bei unbefangener Beschäftigung aufnimmt. Griechische Tragödie ist kein naturalistischer Film. Sie ist, vom Standpunkt der Imitation gesehen, etwas höchst Lebensfernes und verlangt ausgiebig eine bewußte Schulung der Bewegungen und des Sprechens. Mit Ausnahme des alten Kraußneck und von Ida Roland, die ja auch beide aus einer festen Theatertradition kommen, hört man niemals ohne Unruhe zu, wenn diese Schauspieler langsam und getragen sprechen. Die Konsonanten strömen ihnen etwas unberechenbar aus Mund und Nase, es entsteht eine Art summarische Geräuschmusik, die bei den berliner Chansons der Cläre Waldoff, wie man sie augenblicklich im „Kabarett der Komiker" hören kann, am

Platze ist, aber nicht bei Sophokles. Der Film verlangt unerbittlich vollständige Intaktheit aller Mittel: ein Pickel auf der Backe, ein schiefgewachsener Finger, eine leise Ungeschultheit der Bewegungen machen einen Schauspieler automatisch unbrauchbar. Von unsern Bühnenschauspielern hingegen hat man durchschnittlich den Eindruck, daß sie mit derselben Vorbildung sprechen wie die Leute im Parkett, nur lauter. Wenn dem nicht so ist, um so schlimmer für die Vorbildung. Es scheint, daß man an unsern Bühnen den Unterschied zwischen Privatleben und Theaterspielen ein wenig unterschätzt.

Jeder einmal in Paris von Morus

Gestern traf ich in den tiefsten Jagdgründen des Grunewalds einen Mann, der hatte noch keinen Regierungsauftrag für die pariser Sachverständigenkonferenz, obwohl er schon nachweislich im Jahre 1921 einen in ganz Mecklenburg-Strelitz beachteten Artikel über das Reparationsproblem geschrieben hat.

So etwas gibt es also noch. Aber die Mehrzahl aller Reparationsdichter und -denker ist Gott sei Dank versorgt. Jeder Mann auf einen Posten: das ist die Strategie, mit der wir diesmal siegreich Frankreich schlagen werden. Man ist dabei, eine ganze Pessimismusindustrie aus der Erde zu stampfen. Sie arbeitet nicht grade sehr rationell, aber das ist bei Kriegsindustrien wohl nicht anders. Die Hauptsache, daß eine Menge schwarzen Rauches aus den Schornsteinen kommt und die Männer am Ofen sich einbilden, daß sie fürs Vaterland etwas sehr Nützliches treiben. Sie rackern sich ab, und die meisten von ihnen merken nicht einmal, daß man sie stillgelegt hat.

Dabei kann man nicht umhin, die kunstvolle Taktik zu bewundern, mit der die Regierung die Gaben verteilt hat. Die wichtigen, die Sachverständigenposten, sind der Rechten zugefallen. Der Reichsverband der Deutschen Industrie wird zusammen mit Herrn Schacht die Regie führen, und die Schwerindustrie selbst, in Gestalt des Doktor Vögler, muß in die vorderste Linie. So werden unsre Reparationsgegner die Erfüllungspolitik der deutschen Republik von der besten Seite kennen lernen. Wenn ich nicht irre, haben wir ähnliche Experimente schon bei frühern Gelegenheiten, zum Beispiel auf der Konferenz von Spaa, unternommen, wo Vöglers Chef, Hugo Stinnes, noch persönlich auftreten konnte, freilich nicht immer zum besten einer friedlichen und glatten Lösung.

Aber dafür trägt die Rechte nun — wie sagt man doch? — die volle Verantwortung. Wenn im Jahre 1933 im Reichstag die Deutschnationalen den Sozialdemokraten vorwerfen werden, daß damals die Regierung Hermann Müller den deutschen Wohlstand mitsamt den Jrund und Boden dem internationalen Finanzkapital ausgeliefert hat, dann wird Genosse Wels aufspringen, einen roten Kopf bekommen und zwischenrufen: „Na, und Ihr Herr Vögler, war der nich ooch dabei?!" Und die Sozialdemokraten werden in die Hände klatschen, und ein befreundeter Demokrat wird ‚hört, hört' rufen, und die Rechte wird Krach machen und der Vizepräsident Esser wird

mit der Klingel läuten. Das wird aber wohl auch der einzige Nutzeffekt sein, den die Berufung des Herrn Vögler mit sich bringt. Und wenn die deutsche Delegation in einem schwarz-weiß-roten Salonwagen nach Paris abdampfte und eine Reichswehrkapelle dazu „Heil Dir im Siegerkranz" spielen würde: die künftigen Reparationszahlungen werden der Judenregierung Hermann Müller-Stresemann zur Last gelegt werden.

Die Regierung hat aber auch das ihre getan, um den anderen Parteien und Wirtschaftsgruppen einen Anteil an dem großen Werk zu sichern. Die Zahl der Delegierten ist leider beschränkt. Zu den zwei Konferenzmitgliedern, die jedes Land nach den Vorschriften der Reparationskommission stellen kann, haben wir als einzige auch noch gleich zwei Stellvertreter hinzugegeben. Mehr Vertreter waren beim besten Willen wohl nicht zu plazieren, ohne aufzufallen. Aber wo sollte man die andern unterbringen, die auf Unterbringung warteten? Gewiß, ein, zwei Dutzend werden sich wohl noch als Sachverständige der Delegation anhängen lassen. Die deutsche Regierung hat darin schon auf frühern Konferenzen und auch bei den Handelsvertragsverhandlungen eine vorzügliche Technik entwickelt. Offiziell bringt sie gewöhnlich weniger Sachverständige mit als die andern, aber die deutschen Sachverständigen wechseln im Laufe der Konferenz fortwährend. Es ist eine Art Krümpersystem in Experten, unter dem Motto „Jeder einmal in Paris". So wird niemand vor den Kopf gestoßen, jeder kann auf Staatskosten eine nette, kleine Reise machen und zuhause in seinem Verein erzählen, daß er von der Regierung eingeladen worden ist, die Sache in Ordnung zu bringen. Wie man bereits angekündigt hat, gedenkt man auch jetzt wieder von dieser probaten Methode Gebrauch zu machen und je nach Bedarf Spezialsachverständige an den Ort der Tat zu entsenden.

Aber wo, so murrt das Volk der Anwärter noch immer, wo bleiben die andern? Auch dafür hat man auf wahrhaft ingeniöse Weise Rat gewußt. Wenn schon nicht Sachverständiger in Paris, dann wenigstens Sachverständiger in Berlin. Gleichzeitig mit der pariser Konferenz wird sich in Berlin ein Sachverständigenausschuß auftun, der die deutschen Delegierten an der Seine mit den original letzten Spree-Erkenntnissen versorgen soll. Wer diesem Ausschuß angehört, ist so gut wie mit dabei. Auch stehen den Herren auswärtigen Mitgliedern noch die Reste der Landwirtschaftlichen Woche zu Vorzugspreisen zur Verfügung. Es wird ein freundlicher Räsonnierklub werden, von Heimatkriegern, von Verbandssyndici und von Professoren, die das Ziel der Klasse nicht erreicht haben. Hier kann jeder, der die genügende Anzahl von Vereinsmitgliedern hinter sich hat oder sonstwie sich als störungsberechtigt ausweist, seine Beschwerden vorbringen. Sie werden unmittelbar auf Staatstelephon gelegt; es ist fast ebenso wirksam, als ob die Herren vom Reichsverband Deutscher Strumpfhalterfabrikanten ihre Argumente in Paris persönlich vortragen würden.

Neben dieser mehr karnevalistischen Einrichtung wird aber auch die ernste Wissenschaft zu ihrem Rechte kommen. Eine Fülle von Denkschriften ist in Auftrag gegeben: über Investitionen und Spartätigkeit, über die Eisenbahn, über die Landwirtschaft; sogar die Gewerkschaften, die sonst bei den Reparationsverhandlungen nicht als repräsentabel gelten, dürfen in einer Denkschrift die Notlage der arbeitenden Klasse schildern. Es ist wohl kein Zufall, daß die Regierung mit diesen Arbeiten vorwiegend jüngere, linksgerichtete Nationalökonomen betraut hat, die sonst die Dinge nicht so schwarz sehen, wie es Vorschrift ist. Vorausgesetzt, daß sich die Herren rasch in ihre vaterländische Aufgabe hineinfinden, und das scheint glücklicherweise der Fall zu sein, hat man zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: man hat ein paar kluge und daher unbequeme Kritiker außer Gefecht gesetzt und kann zugleich darauf hinweisen, daß selbst optimistische Beurteiler zu so trüben Schlüssen über die deutsche Wirtschaft gelangen.

Mit den Hauptsachverständigen, stellvertretenden Sachverständigen, berliner Sachverständigen und Denkschriftensachverständigen ist die Hierarchie der Experten noch nicht erschöpft. Zu dem Chor der freien Sachverständigen aller Grade kommen nämlich noch die beamteten Sachverständigen. Nach der offiziellen deutschen Auffassung sollen zwar die Beamten bei der Festsetzung der Reparationen schweigen, und erst nachher sollen die Regierungen ja oder nein sagen. Aber ganz ohne Beamte geht es nun einmal nicht, schon wegen der Beschaffung des amtlichen Materials. Infolgedessen wird eine Reihe amtlicher Materialsachverständiger nach Paris beordert werden. Die Häupter der Ministerialbureaukratie werden aber in Berlin bleiben, und wenn der Feind uns ans Leder will, dann werden die gescheitesten drei Ministerialdirektoren, die es im Umkreis der Wilhelmstraße gibt, wie Ritter, Tod und Teufel ihm mit zahlengewappneter Faust entgegenreiten.

An Organisation wird es uns also bei der Sachverständigenkonferenz nicht fehlen. Gestiefelt und gespornt ziehen wir in die Schlacht. Für die Dawes-Konferenz hat, obwohl die wirtschaftliche Lage Deutschlands damals viel unübersichtlicher war, ein schmales, ausgezeichnet zusammengestelltes Heft mit den wichtigsten Ziffern und Tatsachen als erste Unterlage genügt. Diesmal werden wir gleich einen Feldherrnhügel aus Druckpapier aufschichten. Bei einem Objekt wie dem der Reparationen wäre es gewiß lächerlich, von den Spesen zu reden und bei der Beschaffung des notwendigen Materials zu knausern. Aber eine große Organisation ist selten eine gute Organisation, und nirgends scheint sie weniger am Platze als hier.

Wir halten nichts von der Methode, uns als Bettler zu verkleiden und uns ärmer zu stellen, als wir sind. Aber wenn man dazu noch die Armut mit soviel Aufwand zu beweisen sucht, wie wir es jetzt tun, so muß das draußen Zweifel wecken. Denn man pflegt ja nicht mit dem Rolls Royce zum Offenbarungseid zu fahren.

Bemerkungen

Das Kind, das nicht geboren ist

Der Gürtler Robert Soundso nimmt ein Kind an, das man in einem berliner Hause gefunden hat — die Mutter hatte es ausgesetzt.

Am Tage der Auffindung hat man das Kind ins Waisenhaus gebracht — der Arzt gibt an, es sei an diesem Tage „etwa sechs Wochen" alt gewesen; als Geburtstag würde danach der ... sagen wir, 14. Februar 1928 anzunehmen sein.

Der Gürtler will sein angenommenes Kind nun polizeilich melden — das kann er aber nicht ohne Schwierigkeiten. Denn:

Wann ist dieses Kind in Wahrheit geboren? Am 14. Februar 1928? Das ist nur das vom Arzt angenommene Datum — sicher ist es nicht. Der Mann will, da es ja gänzlich gleichgültig ist, wenigstens dieses Datum eintragen — aber das darf er nicht. Er besteht auf seinem Standpunkt, der nicht etwa Pedanterie, sondern anständigste Fürsorge für das Kind ist. Schreibt er nämlich, wozu ihn die Polizei zwingen will, in die Rubrik des Geburtsdatums: „Gefunden", so haftet dem Kind der „Makel" dieser Herkunft Zeit seines Lebens an, es erfährt auf diesem Wege etwas, was ihm die Eltern sicherlich verbergen wollen: nämlich, daß es nicht das eheliche Kind dieser Eltern ist ... Beschwerde.

Ganz besonders höfliche Antwort der Polizei — aber nichts zu machen. „Mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Bedauerns, Ihnen nicht helfen zu können, verbinde ich die Hoffnung, daß sich in den spätern Lebensschicksalen Ihres Adoptivkindes Schwierigkeiten, die auf das Fehlen eines festen Geburtsdatums zurückzuführen wären, niemals ergeben mögen." Soweit der Leiter eines Polizeiamts, dem man dafür die Hand drücken möchte. Darauf Eingabe an das preußische Ministerium des Innern.

Da sitzt ein sozialdemokratischer Ministerialdirigent — und nun siehts schon anders aus.

„... dem § 24 des Personen-Stand-Gesetzes widersprechen würde, wenn bei der standesamtlichen Eintragung der Geburt eines Findlings etwas andres als dessen vermutliches Alter, das gegebenenfalls nach Anhörung von Sachverständigen zu ermitteln ist, eingetragen würde. Es ist somit nicht angängig —"

den Wunsch eines vernünftigen und aufopferungsbereiten Vaters zu erfüllen und dem Kind eine Peinlichkeit zu ersparen, die ihm vermutlich sehr bittre Stunden bereiten wird; man denke nur an die Abfragung des Alters durch den ersten Schullehrer — Kinder sind grausam, und es ist sehr leicht möglich, daß das Kind durch ein unbedachtes Scherzwort jahrelang gequält werden wird.

Man könnte einwenden: Der sozialdemokratische Ministerialdirigent ist an das Gesetz gebunden. Sicherlich ist er das. Er ist aber auch noch an seine kleine Seele gebunden — Gott segne diese Partei!

„Im übrigen geben mir die vorgebrachten Unzuträglichkeiten keinen Anlaß, eine Abänderung der vorerwähnten Gesetzesvorschriften in Anregung zu bringen."

Da schwätzen sie nun so viel davon, wie wichtig es sei, daß sie in der Regierung sitzen. Eine Partei, die noch einen Funken Ehrgefühl und keinen Noske hätte, müßte diesen da sofort entfernen. Was! Man erzählt einem beamteten „Vertreter der arbeitenden Klassen", daß ein in kleinbürgerlichen Kreisen noch immer bestehendes Vorurteil möglichst wenig Nahrung bekommen soll; daß es sich darum handelt, eine Kinderjugend nicht zu vergiften; ein Menschenleben nicht unnütz und sinnlos zu belasten — und er sieht keinen Anlaß, ein solches Schundgesetz zu korrigieren! Auch nur den Versuch dazu zu machen! Auch nur den Finger zu krümmen

— für seine Wähler. Soll solch ein Zentrums-Gesetz bleiben —?

Die mir vorgebrachten Beschwerden über die Fülle blutiger Witze gegen eine Partei, die alle Tage ihre Wähler und sich selbst verrät, geben mir keinen Anlaß, eine Abänderung der vorerwähnten Haltung in Anregung zu bringen. Die Führerschaft dieser Partei ist keinen Groschen wert.

Ignaz Wrobel

Fritz Sternbergs Buch über den Imperialismus.

Obgleich schon im Herbst 1926 erschienen, bringt das Buch Fritz Sternbergs (Malik-Verlag) eine so wertvolle und zutreffende Analyse des Zusammenhangs der weltpolitischen Ereignisse mit ihrem ökonomischen Untergrund — jener Ereignisse, die man unter dem Sammelnamen „Imperialismus" begreift — daß der Fortgang der Tagespolitik seine Ergebnisse andauernd bestätigt, ja durch sie erst richtig verständlich wird. Wenn ich somit die Lektüre dieses Buchs jedem empfehlen möchte, der die aktuellen Probleme in Politik und Wirtschaft, namentlich auch die Probleme der Weltpolitik, von einer höhern wissenschaftlichen Warte aus zu durchschauen wünscht, so glaube ich, dies nicht besser begründen zu können, als indem ich an einem bestimmten Beispiel die Art seiner Untersuchung darlege.

Im Sommer 1927 haben wir es bekanntlich erlebt, daß nach einem teilweisen Sieg der chinesischen Revolution Zwist ausbrach unter den Revolutionären selbst. Und zwar schieden sie sich deutlich in einen kommunistischen und einen dem Kommunismus feindlichen Flügel, die einander mit der größten Schärfe bekämpften und dadurch das siegreiche Fortschreiten der Revolution hemmten. Wie soll man sich das erklären? Ist es persönliche Kurzsichtigkeit der Revolutionsführer oder liegen dem tiefere Zusammenhänge zugrunde, so daß sich dieser Verlauf der Dinge vielleicht gar voraussehen ließ?

Sternberg behandelt natürlich nicht Ereignisse, die erst später eintraten; wohl aber behandelt er in seinem Buch das Wesen, den Kernpunkt der Kolonialpolitik überhaupt und dabei auch den Kernpunkt der chinesischen Revolution. Der liegt nach seinen Darlegungen in der Frage, ob China eine Kolonie werden soll wie Indien, ein Tummelplatz schrankenloser Ausbeutung durch europäisches (oder amerikanisches, japanisches) Kapital, oder ob es seine historische Entwicklung zum Vollkapitalismus durchmachen soll unter der Führung einer eignen nationalen Bourgeoisie. Das ist der eigentliche Sinn der Kämpfe, die gegenwärtig in China durchgefochten werden. Und wer sie so auffaßt, konnte niemals auf die kindliche Idee verfallen, eine national-chinesische Bourgeoisie werde anders oder zarter mit den chinesischen Arbeitern umspringen als eine englische oder amerikanische Fremdherrschaft.

Aber ist es nicht ganz gleichgültig, ob der chinesische Kuli von einer chinesischen oder einer fremdländischen Bourgeoisie ausgebeutet wird?

Nein, das ist es nicht. Und hieran knüpft sich die These, auf die es Sternberg vor allen Dingen ankommt und die er mit Nachdruck vertritt. Für den chinesischen Kuli mag der Unterschied nicht groß sein; groß aber ist er für die Weltrevolution.

In eingehenden Untersuchungen hat nämlich Sternberg dargelegt, daß der Hauptanlaß für den Vorstoß europäischen Kapitals in koloniale Länder, also für die Kolonialpolitik, damit für die Weltpolitik überhaupt, für den Imperialismus, für die Rivalität der Großmächte auf dem Weltmarkt, für den vergangenen Weltkrieg und für seine künftigen Nachfolger — Sternberg hat dargelegt, daß der Hauptanlaß für all dieses Getriebe der Weltpolitik zu suchen ist in dem starken Wachstum des Anlage

suchenden Kapitals in den altkapitalistischen Ländern. Wächst dadurch die Nachfrage nach Arbeitskräften so sehr, daß eine Erhöhung des Lohnes droht, die den Profit schmälert, dann wandert ein Teil des Kapitals in koloniale Länder, wo ihm eine höhere Profitrate winkt. Der eigentliche Zweck der Kolonialpolitik ist also — sehr im Gegenteil zu den Schwärmereien der Kolonialfexe — die Niederhaltung des Arbeitslohns im Mutterlande.

Gleichwohl setzt die Kolonialpolitik das Kapital in Stand, eine Zeit lang auch der heimischen Arbeiterklasse gewisse Erleichterungen zu gewähren, was Sternberg mit dem Namen „Schonzeit" für die heimischen Arbeiter bezeichnet. Das hängt folgendermaßen zusammen: An sich wird ja durch den Fortgang der kapitalistischen Entwicklung der Bedarf an Arbeitskräften relativ immer kleiner. Es müßte also die Lage der heimischen Arbeiterklasse immer schlimmer, die revolutionäre Spannung immer bedrohlicher werden. Wenn nun aber das Kapital in eine Kolonie, zum Beispiel Indien, einbricht, so ist seine erste Tätigkeit die Ausfuhr von Konsumgütern dorthin und die Niederkonkurrierung der dort vorhandenen rückständigen Produktionsarten. „Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen Indiens", berichtete bekanntlich der englische Generalgouverneur 1835 an seine Regierung. Dadurch wird aber natürlich für eine Zeit lang Beschäftigung im Mutterlande geschaffen und die Lage der europäischen Arbeiter gebessert. Eine Zeit, die unter Umständen recht lange dauern kann. Auf die fortgesetzte koloniale Ausbreitung führt Sternberg es zurück, daß sechzig bis siebzig Jahre lang vor dem Weltkrieg die Lage der europäischen Arbeiter, namentlich in England, erträglich gewesen ist und der Klassenkampf keine große Schärfe angenommen hat.

Diese Zeit ist aber jetzt vorbei. Die in Betracht kommenden Kolonialgebiete sind im allgemeinen besetzt und durchkapitalisiert. Schickt doch sogar Indien sich an, seinerseits den europäischen Ländern auf dem Weltmarkt Konkurrenz zu machen: vor zwei Jahren hat es mit der Ausfuhr von Roheisen nach Europa begonnen! Als einziges großes Reservoir ist nur noch China übrig. Deshalb ist die brennendste Frage der Weltpolitik gegenwärtig, ob China den Weg zum Kapitalismus auf die Weise Indiens oder auf die Weise Japans zurücklegen wird. China als Kolonie sichert dem europäischen Kapitalismus noch für eine geraume Zeit Platz zur Betätigung, „Schonzeit" für seine Arbeiter und damit Ruhe vor Klassenkampf und Revolution. Wird dagegen China von einer eignen nationalen Bourgeoisie durchkapitalisiert, dann entgeht dieser fette Bissen dem Kapitalismus der Weltmächte, es fehlt ihm die Möglichkeit, seinen Arbeitern eine „Schonzeit" zu gewähren, der Klassenkampf verschärft sich in allen wichtigen Staaten, die revolutionäre Spannung wächst, die Weltrevolution rückt näher. Das ist, nach Sternberg, der grundsätzliche Zusammenhang zwischen der Kolonialpolitik und den Lebensnotwendigkeiten des Kapitalismus.

Julian Borchardt

Intrauterines Gespräch

Im Kampf gegen den Abtreibungsparagraphen veröffentlicht das großberliner Ärzteblatt vom 8. Dezember 1928 eine Art Dreigroschenoperette, einen in klangvollen Daktylen abgefaßten Dialog zwischen Mutter und Embryo. Der Embryo, rüstig die Stadien der phylogenetischen Entwicklung durchlaufend, spürt plötzlich eine Betriebsstörung:

Embryo:

O, Mutter, was tust du? Ich spüre es eben:
Du willst mir mit spitziger Waffe ans Leben.
Ich fühlt' mich so sicher in deinem Schoß,
Nie ahnt' ich von dir hier den Todesstoß.
Was tu' ich dir Böses, um Tod zu finden?
Ich bin ja so rein noch von allen Sünden,
Ich will ja nur leben, die Sonne einst sehn.
Ich denke das Leben mir gar zu schön.

Mutter:
Mein liebes Kind, ich möcht' dich bewahren
Vor künftiger Mühsal, Leid und Gefahren,
Denn: wie es verlockend zu dir spricht,
Glaub' mir, so schön ist das Leben doch nicht.
O, wüßtest du alles, du würdest mir danken.
Du sollst nicht an Körper und Seele erkranken,
Dich soll nicht verzehren die schnöde Welt,
Wo Lügen nur herrschen, Gewalt und Geld.

Allmählich wird die Mutter energischer:

„Mein liebes Kind, du darfst nicht entstehn;
Ich muß ja doch auch auf die andern sehn."

Wobei sie übersieht, daß man mit einem Wesen, das erst noch entstehen soll, unmöglich im Schillerstil diskutieren kann, und damit den Trick der ganzen Propaganda aufdeckt: einem Geschöpf, von dem man nicht weiß, ob es noch Körperteil ist, den man also exstirpieren darf, oder schon homo sapiens, den man nicht ermorden darf, die Menschenrechte einer rollenden Suada zu verleihen und dadurch der Verhandlung unmerklich eine falsche gefühlsmäßige Basis zu geben.

Embryo:
Sag, läßt denn dein Herz, dein Gewissen dich ruhn,
Ein wehrloses Leben kalt abzutun?
Mutter:
Hör auf! Schweig stille! Ich will nichts mehr hören!
Ich bin nun entschlossen, dich zu zerstören.
Embryo:
Ruchlose Mutter!! — In höchster Not:
So bring dieser Mord dir selber den Tod!!

Mag sein, daß es grausam ist, sich einen ähnlichen Dialog zwischen Blinddarm und Chirurg auszumalen. Aber — die Natur hat nicht jede Frucht zum Reifen bestimmt. Sie streut die Fülle der Keime verschwenderisch ins Leere. Und die Natur regiert nicht nur den Samen der Farnkräuter und den Laich der Frösche. Die Natur hört beim Menschen nicht auf.

Pasquino

Zittere, Wertheim!

Alle Untergrundbahnhöfe hängen von Plakaten voll, neunzehn Korporationen kämpfen gegen die Warenhäuser. Schon sind alle Sitze in den treuen Haverland-Festsälen besetzt, die grünen Waldkulissen hängen freudvoll auf die Vereinsbühne herab, und dem begeisterten Sektenredner folgt bereits die Diskussion, das Schönste des ganzen Abends. Es ging nicht ganz so, aber doch ungefähr folgendermaßen zu:

Auf dem Podium steht die Hauptkraft der Bewegung, der Mann mit den persönlichen Erlebnissen: Meine Herren, das deutsche Volk ist nicht im Kriege niedergerungen worden, aber jetzt will man es durch die Ausverkäufe erschlagen (Pfui-Rufe). Diese Art ist darin zu erblicken, und merken Sie es sich alle, daß jedes Jahr vier bis sechs Ausverkäufe abgehalten werden. Man nimmt dem armen Volke das Geld aus der Tasche. Wir sollen alle Sklaven des feindlichen Auslandes werden; schauen Sie um sich, sehen Sie die nervösen Augen.

wie sie flackern, das sind Zeichen unsrer Not (Sehr richtig!). Die Continental, meine Damen und Herren, eine französische Gesellschaft, hat den Mut (Zurufe: Pfui-Deubel!), und ein Staat, der dieses duldet, das sage ich frei heraus (erneute Zustimmung), da steht ein Franzose hinter einem deutschen Arbeiter mit einer Stoppuhr (Bewegung). Wir können unsre deutschen Arbeiter und Angestellten, wenn das so weiter geht, nach zwanzig Jahren ins Irrenhaus schicken (Zuruf: Zur Sache. Das ist doch Politik!).

Eine deutsche Hausfrau: Wir müssen unsre Mitschwestern auch von dem Joche der Konsumvereine befreien. Die sind noch schlimmer als Wertheim. Der marxistische Rabatt untergräbt das Wohl der deutschen Familie. Die Marxisten haben es sogar in ihr Programm geschrieben, daß sie die Kleingewerbetreibenden abschaffen wollen. Es ist alles jüdisch. Da kann auch die deutsche Frau nicht länger zurückbleiben (stürmischer Beifall).

Der Mann aus dem Volke: Ich bin kein Kleingewerbetreibender, aber ich bin auch kein Warenhausbesitzer, ich bin ein Konsument (Heiterkeit). Die Konsumvereine, meine Damen und Herren, führen alle ausländische Waren, Sarotti zum Beispiel. Die Warenhäuser, meine Damen und Herren, sind heute schon mehr Museen. Mögen wir uns alle bewußt sein, verehrte Anwesende, ob Christ, Heide oder Jude ... (Zuruf: Jude nicht! Zustimmung).

Der berufsmäßige Diskussionsredner: Meine Damen und Herren, wir müssen uns mehr auf einen Punkt konzentrieren (Zuruf: Die Warenhäuser verstaatlichen!). Das Schlimmste sind die Warenhäuser (Zuruf: Der Magistrat auch!). Ein weiterer Feind aber ist das Finanzamt (stürmische Zustimmungskundgebungen). Wie soll man da seine Steuern bezahlen?

Schlußwort des Referenten: Meine Damen und Herren, wie wäre es zum Beispiel, wenn wir das Persil alleine einkaufen? Ich will aber unsre nähern Pläne nicht verraten; es sind zu viele Horchposten anwesend. Ausverkäufe sind eine Erfindung des internationalen Schieberkapitals, Inventurausverkauf, Weiße Woche (Zuruf: Grüne Woche, Hurrah, Berlin im Licht. Glocke des Vorsitzenden). Meine Damen und Herren, ich nehme nur mal die Großbanken. Diese Zinssätze kann der Deubel bezahlen. Wir werden aber siegen, und wenn die Welt voll Teufel wär! (Stürmische Zustimmung.)

Hans von Zwehl

Melos und Verkehr

Zur Erhaltung der Ruhe ist jegliches Musizieren auf der Straße verboten. Eine Ausnahme bildet allein die Reichswehr.

Aus der neuen Berliner Strassenordnung

Liebe Weltbühne!

Ein junger Dichter bat einen ältern Kollegen um Rat. Dieser fragte ihn nach seinen Plänen.

„Wenn ich auf dem Höhepunkt meiner Carriere bin ...", stotterte der junge Mann.

„Eine Carriere hat keinen Höhepunkt!"

„Sehr richtig."

„Also: Wenn ich auf dem Gipfel meines Ruhmes angelangt bin ..."

„Entschuldigen Sie schon, aber der Ruhm ist kein Gebirge!"

Der junge Schriftsteller verhedderte sich, errötete, schwieg, und der ältere sagte: „Junger Freund, Sie haben Ihre Metaphern nicht recht in Ordnung. Darf ich Ihnen eine vorschlagen? Sagen Sie: Wenn ich im obersten Stockwerk angelangt bin — das kann zweierlei bedeuten. Man soll auf alles vorbereitet sein!"

Antworten

Tierfreund. Im Sommer 1928 hat der sogenannte Hegewald-Bund, eine Vereinigung zur Förderung der Jagd, in Obernburg eine dreitägige Prüfung von Dackelhunden bei der Hetze auf lebendes Wild veranstaltet. Um diese durchzuführen, trafen schon zwei Tage früher mehrere lebende Hauskatzen, Wildenten und ein kaum vierteljähriger Fuchs ein. Auf einer großen Wiese am Mainufer, in geringer Entfernung der Häuser, nahm man Aufstellung. Dann ließ man die erste Katze los und schon schoß der Hund hinterher, jagte, biß und schüttelte das arme Tier, bis es der rohen Gewalt unterlag. Hierauf folgten die andern Katzen, eine nach der andern. Eine Katze mußte dreimal losgelassen werden, bis auch sie ein Opfer der weidgerechten Hubertusjünger wurde. Eine andre flüchtete auf einen Baum, wurde von dem nachsteigenden Jäger herabgeworfen und vom Hunde zerfleischt. Die noch nicht toten Tiere bekamen noch eins mit dem Bengel, um sie ganz ins Jenseits zu befördern. Drei Tage währte dieses blutige Drama auf der Katzenwiese. Infolge der Schulferien hatte sich die Jugend in großer Zahl eingefunden. Auf Grund dieses Sachverhalts erstattete der Sanitätsrat Doktor Lorenz, Aschaffenburg, Strafanzeige gegen die sämtlichen Mitglieder des Hegewaldbundes, die diese öffentliche Prüfung veranstaltet hatten. Der erste Staatsanwalt am Landgericht Aschaffenburg stellte das Verfahren durch Bescheid vom 17. Oktober 1928 gegen sämtliche Beschuldigten mit der Begründung ein, daß in dieser Handlungsweise eine Tierquälerei im Sinne des Strafgesetzbuchs nicht zu erblicken sei. Ebenso liege eine rohe Mißhandlung der Tiere nicht vor. Eine solche wäre nur gegeben, wenn die körperlichen Schmerz verursachende Einwirkung auf die Tiere einer niedrigen Gesinnung der Mißhandelnden, die sich über die Leiden der Tiere gleichgültig hinwegsetzten, entspränge. Die an sich bedauerliche Tatsache, daß schulpflichtige Kinder der Veranstaltung zusahen, könne an der strafrechtlichen Beurteilung des Sachverhalts nichts ändern. Hierauf nun hat der Polizeitierarzt und gerichtliche Sachverständige, Doktor E. Pöppel, ein Gutachten abgegeben, in dem es heißt: „Dem wirklichen Sachverständigen, der von Jagd, Dressur und Hundeprüfung etwas versteht, erregt es den größten Abscheu, wenn er hört, daß Dackelhunde bei öffentlicher Schaustellung auf Hauskatzen losgelassen worden sind. Die Hunde balgen sich mit den Katzen herum, diese wehren sich. Schließlich zerbeißen die Hunde den Katzen das Genick oder reißen ihnen den Leib auf, und da Katzen ein sehr zähes Leben haben, so schleppen sich die ermatteten, schwer verwundeten Tiere mit gebrochenen Gliedern und zertrümmerter Wirbelsäule weiter, bis sie von den dazu angestellten Leuten mit Knüppeln totgeschlagen werden. Da es unmöglich ist, ein solches Tier auf den ersten Hieb zu töten, so ist grade dieser Teil der Veranstaltung besonders abstoßend. Auf Grund meiner langjährigen Erfahrung bin ich der Überzeugung, daß der größte Teil der geopferten Katzen durch Knüppelschläge hat getötet werden müssen, nachdem sie lange große Schmerzen erlitten. Kann nun ein solches Verfahren überhaupt bei Teckeln zur Leistungs- und Zuchtprüfung dienen? Die Frage ist entschieden zu verneinen. Der Teckel ist ein Stöber und Erdhund und kommt als solcher mit Katzen sehr selten in Berührung, so daß schon aus diesen Gründen die ganze Prüfung, wie sie hier vorgenommen worden ist, sinnlos ist. Zusammenfassend muß ich noch hinzufügen, daß, wenn derartige öffentliche Veranstaltungen straffrei sind und als erlaubt gelten, der Zunahme der Rohheitsverbrechen und der Kapitalverbrechen in Deutschland Tür und Tor geöffnet ist, zumal nach den Feststellungen der Staatsanwalt-

schaft die schulpflichtigen Kinder „bedauerlicherweise" tagelang den widerlichen Vorführungen zusahen."

Gerhart Pohl. Sie schreiben: Johannes Bückler hat hier jüngst auf den Westdeutschen Rundfunk verwiesen. Man wird ihm dafür dankbar sein müssen. Denn der Rheinländer, technisch unübertroffen, vom Glück einer zentraleuropäischen Lage begünstigt und künstlerisch hochwertig, verdient Förderung, weil seine Gesamtleistung ein gutes Beispiel für die andern Sender sein kann. Aber — Bückler hat das Kind verschüttet, als er das Schmutzwasser aus dem Bassin: Deutsches Rundfunkwesen goß. Denn einmal sind alle deutschen Sender — kulturell-politisch gewertet — von mittlerem Wuchs, werden von Kapital-Interessenten und „Kultur"-Beiräten und von der grauenhaften allgemeinen Reaktion gegängelt. Der Rheinlandsender, der vornehmlich die Proletariermassen des Ruhrgebietes bedient, kann politisch ein wenig „aufgeweckter" sein als die andern Sender, denen das Bürgertum das Hauptkontingent der Hörer stellt. Dafür sind für den kölner Sender zwei Lebensgebiete inexistent: Erotik und Katholizismus. „Die schönen Beine einer Frau" und „ein dicker Pfaffe" — wer solche gewiß harmlosen Wendungen schon aus Langenberg vernahm, der melde sich. Köln ist schwarz, und die Kirche eine Großmacht. Das muß der Westfunk büßen. Johannes Bückler ist, „durch den berliner Sender abgeschreckt, kein Rundfunkhörer". Er sollte es schleunigst werden. Denn wäre er es zum Beispiel schon am 22. September 1927 gewesen, er hätte — neben Ernst Hardts ausgezeichneter Ansprache aus Langenberg — Folgendes durch den perhorrescierten berliner Sender empfangen können: „Zola stand auf der Höhe seines Ruhmes, hatte ein Werk bewältigt, das selten in dieser Größe so klar und schlackenlos gelingt, war berühmt und wohlhabend, hatte Zeit und Möglichkeit, sich nach Medan zurückzuziehen, nach seinem geliebten Landsitz und friedlich sein Leben zu beschließen, da brach die Dreyfus-Affäre über Frankreich herein und — Zola war da ... Die Affäre wäre erledigt, Dreyfus verloren gewesen, wenn nicht das Gewissen der Weltgeschichte erwacht wäre und so laut geschlagen hätte, daß die französische Regierung schließlich zu einem bedingungslosen Rückzug gezwungen war. Das Gewissen der Welt aber war — Emile Zola ... Die Patrioten hielten Zolas Vorgehen, wie üblich, für Landesverrat. Aber Zola stand und auf seine Seite traten die besten Geister seiner Zeit, denen die Wahrheit mehr galt als das Vaterland und für die Gerechtigkeit keine leere Frage war." Ein Irrtum ist ausgeschlossen, denn ich selbst habe diese Sätze gesprochen. Darnach lasen Fritz Kortner den Zug der Bergarbeiter aus „Germinal" und Alfred Braun Worte von Barbusse, Holitscher, Ihering, Kesser, Lunatscharsky, Heinrich Mann, Upton Sinclair u. a. über Zola. In Berlin sprachen und lasen auch Johannes R. Becher, Ernst Glaeser, Klaus Herrmann u. a.

Dr. Felsart und C. König. Wir tragen gern nach, daß Sie die Verfasser des Büchleins: „Das ABC des Angeklagten", erschienen im Linser-Verlag Berlin-Pankow, sind, das Ignaz Wrobel in der vorigen Nummer angezeigt hat.

Dresdener Weltbühnenleser treffen sich am 23. Januar, abends 8 Uhr, im Stadtcafé, Postplatz, I. Etage.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne. Charlottenburg. Kantstr 152, zu **richten**: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky **unter Mitwirkung** von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der Denkschreiber Wilhelm Groener

von Carl v. Ossietzky

Herrn Groeners Empfehlungsschrift für Kreuzerbau, die für die Manualakten der Kabinettsminister bestimmt gewesen war, ist plötzlich in einer angesehenen englischen Zeitschrift aufgetaucht. Nachdem die deutsche Presse das erste lähmende Entsetzen überwunden und zu schreien begonnen hatte, wurde ihr vom Auswärtigen Amt Schweigen geboten. Ruhe trat sofort ein, und die Nachricht von einem Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt dürfte wohl der Epilog der Affäre sein. Mit dem Hinweis auf das schwebende Verfahren sollen lästige Fragen verhindert werden. Außerhalb Deutschland wird allerdings weiter gefragt werden.

Herrn Groeners öffentliche Begründung für seinen Kreuzer ließ es schon an Schlichtheit nicht fehlen. Was er indessen an Argumentation für seine Ministerkollegen aufgewendet hat, ist von einer Dürftigkeit, die sogar einem Kriegsminister kaum nachzusehen ist. Einige der sozialistischen Herren sollen die Denkschrift mit spitzen Marginalien geziert haben. Sie hätten eine herbere Form wählen sollen. um Herrn Groener ihre Meinung zu sagen. Das schließliche Kompromiß wird nach Kenntnis dieser internen Vorgänge nur noch unverzeihlicher.

Einen gewissen, wenn auch nicht bessern Sinn erhält Herrn Groeners fachministerielle Leistung allerdings, wenn in Betracht gezogen wird, daß er nicht nur den einen Kreuzer A, sondern das ganze maritime Alphabet vertritt, das gesamte Flottenprogramm, wie es gebacken ist. Daß sich mit dem einen Kreuzer nicht die ganze Ostsee verteidigen läßt, daß dieser einexemplarige heroische Kahn nicht zugleich die Seetransporte decken und die Küstenverteidigung unterstützen kann, das weiß auch Herr Groener. Denn dieser Panzerkreuzer ist ihm nur ein bescheidener Vorschuß auf die Seligkeit. Zwar teilt er lang und breit seine Befürchtungen wegen eines polnischen Handstreichs auf Ostpreußen mit, aber seine leitende Idee ist die Überlegenheit der deutschen Flotte im Baltischen Meer. Er spricht offen aus, daß nach Ersetzung der abgenutzten Linienschiffe durch die neuen Kreuzer die deutschen Ostseestreitkräfte die baltische Küste beherrschen und selbst die heutige russische Flotte neutralisieren könnten. In ähnlicher Rundheit ist das von deutschen Reichsministern bisher noch niemals gesagt worden. Hier dreht es sich nicht mehr um die bei allen Parteien gleich beliebte Verteidigung unsrer Grenzen, nicht mehr um die Ausnutzung der kargen Wehrmöglichkeiten, die uns der Friedensvertrag belassen hat, sondern wieder einmal um Überlegenheit, um Herrschaft.

Die nationalistischen Blätter fordern stürmisch, den Verräter, der diese kleinen Intimitäten nach London verschleppt, an den höchsten deutschen Eichbaum zu hängen. Einige davon sind gleich so frei, ein paar pazifistische Politiker zu verdächtigen. Vorsicht, meine Herrschaften. Was pazifistische und

antimilitaristische Politiker bisher gegen den deutschen Militarismus veröffentlichten, was über seine schwarzen und weißen Unternehmungen, über die Feme, über die Giftgasliaison der Reichswehr mit dem roten Teufel zu Moskau enthüllt worden ist, das geschah nicht heimlich und durch zweifelhafte Agenten, sondern in Deutschland selbst unter voller politischer und juristischer Verantwortung der Publizierenden. Alle Aktionen dieser Art waren luftreinigend gedacht und haben in der Folge auch so gewirkt. Dieser Streich trägt sichtbarlich eine andre Faktur. Wenn man die unbegrenzte Englandgläubigkeit unsrer Allernationalsten kennt, dann braucht man nicht lange nach den Lieferanten zu suchen. Sie sitzen rechts. Der Irrwahn, der einst zum Ruhrkrieg ermuntert hat, ist noch immer rege. Welch eine einzigartige Gelegenheit für einen von den weltpolitischen Skatbrüdern, die ständig zwischen Bendler-Straße und Wilhelm-Straße jonglieren, hohen englischen Stellen einmal schwarz auf weiß zu zeigen, was wir von Polen zu leiden haben. Offiziell hat Britannia bisher nichts unternommen, um die Verrücktheiten dieser Laiendiplomatie zu stärken. Inoffiziell —? Der etwas darüber sagen könnte, der Memoirenschreiber d'Abernon, verbreitet sich lieber über die alten Germanen als über die neuen.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat der hoffnungsvolle Tor Herrn Groeners Memorandum dem falschen Engländer zugesteckt. Herr Wickham Steed, früher Chefredakteur der ‚Times', ist ein gemäßigter Konservativer, ein ausgezeichneter Kenner Zentraleuropas. Er gilt hier nicht als „prodeutsch", das ist richtig, denn er lügt den Deutschen nicht die Hucke voll und sagt ihnen nicht unbedingt, was sie hören wollen. Wickham Steed ist ein gelegentlich scharfer, doch selten ungerechter Kritiker Deutschlands, seine Sympathien indessen gehören den jungen slavischen Nationen, wie man sehr leicht aus seinen Beiträgen für die ‚Prager Presse' ersehen kann. Seine Publikation der Groenerschen Denkschrift ist kein privates Vergnügen, sondern liegt im System der jetzigen englischen Politik. Nach der Bedeutung braucht nicht lange geforscht zu werden. Sie soll die polenfeindliche Haltung der deutschen Politik kompromittieren und die kriegsministerlichen Ängste bezüglich eines polnischen Überfalls als Phantasterei lächerlich machen. England ist heute in Polen engagierter als jemals; der Konflikt mit Rußland bedingt das. Deutschland wird zur Ordnung gerufen und — in die gemeinsame Front. Werden die Nationalisten endlich begreifen, daß sie von England nichts zu erwarten haben, wenn es sich um Polen handelt?

Als vor ein paar Monaten der Kampf um den Panzerkreuzer tobte, ist wieder und wieder von Links betont worden, daß die kleine deutsche Flotte eine nutzlose, kostenreiche Spielerei sei. Heute muß diese Meinung revidiert werden. Die Erfüllung des maritimen Bauprogramms zieht uns automatisch in die gefährlichsten Händel der Welt. Die Flotte ist nicht ein Luxus, sondern gemeingefährlich. Diese Erkenntnis verdanken wir dem Denkschreiber Wilhelm Groener.

Victoria und Wilhelm von Eduard Falke

Die schöne Muße, die Wilhelm II. seit seiner Übersiedlung nach Holland genießt, ist leider wiederholt empfindlich gestört worden. Nicht etwa, daß die deutsche Republik dem hohen Herrn Schwierigkeiten bereitet hätte; nichts könnte unsern Regierenden ferner liegen! Die schlaflosen Nächte haben ihm vielmehr einige Persönlichkeiten verursacht, die einst seinem Thron sehr nahe standen. Sie sind aus ihren Gräbern emporgestiegen, um Rache an dem Kaiser zu nehmen für alles, was er ihnen je angetan. Der erste Störenfried war Bismarck mit dem dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen"; Waldersee und Philipp Eulenburg folgten. Aber was sind ihre Memoiren gegen das Buch, das jetzt auch in deutscher Sprache erscheinen soll: die Briefe der Kaiserin Victoria an ihre Mutter, die Königin von England, herausgegeben von Frederick Ponsonby (Verlag Macmillan u. Co., London). Ein schauriges Präsent zu Wilhelms siebzigstem Geburtstag! Die eigne Mutter erhebt Anklage gegen den Sohn; wenn es hier noch etwas zu töten gäbe, so müßte dieser Streich tödlich wirken.

*

„Heute ist Wilhelms dreizehnter Geburtstag," schreibt der Kronprinz, der den Tag fern von der Familie im Hauptquartier Versailles verbringt, in sein Kriegstagebuch. „Gottlob besteht zwischen ihm und uns, seinen Eltern, ein einfaches, natürliches, herzliches Verhältnis, dessen Erhaltung unser Streben ist, damit er uns stets als seine wahren, seine besten Freunde betrachte." Auch die Kronprinzessin fühlt sich ihrem Ältesten durch „ein Band der Liebe und des Vertrauens" verbunden, „das, wie ich fühle, nichts zerstören kann." Am Tage nach dem Familienereignis schildert sie ihrer Mutter, der Wilhelm als ihr ältester Enkel besonders nahesteht, den Sohn, wie er ihrem kritischen Blick erscheint. Man vermißt an ihrem Urteil, trotz der erwähnten Liebesbeteuerung, schon jetzt die wahre Herzlichkeit: „Er besitzt nicht grade glänzende Fähigkeiten, noch sonst irgendwelche Stärke des Charakters oder des Talentes, aber er ist ein lieber Junge... Jeder hat ihn gerne, da er lebhaft und im großen ganzen intelligent ist." Sie erzählt dann der Mutter, daß sie alle erdenkliche Mühe auf den Sohn verwende und seine Erziehung bis in die kleinste Einzelheit hinein überwache. Sein lahmer linker Arm beunruhigt sie, da er sich mehr und mehr bemerkbar mache und ihm seine innere Sicherheit nehme. „Dies bedeutet eine große Schwierigkeit für seine Erziehung und ist nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter." Zum Schluß sagt sie der Mutter das Beste, was sie über ihren Sohn zu sagen vermag: „Er ist eine Mischung aus all unsern Brüdern; von seinem Vater hat er wenig, wie überhaupt von der preußischen Familie." Die Queen, weniger gebildet, aber lebensklüger als ihre Tochter, erkennt bei der Lektüre dieses höchst aufschlußreichen Briefes sofort, daß da etwas nicht stimmt. „Ich bin sicher, daß Du mit der größten Sorgfalt über Deinen lieben Jungen wachst, aber ich denke, daß Du vielleicht

ein wenig zu große Sorgfalt auf ihn verwendest, ihn zu beständig beobachtest — was grade zu den Gefahren führen kann, welche man zu vermeiden wünscht."

Drei Jahre später wird Wilhelm konfirmiert. Ein großer Tag für die Familie. Noch am selben Abend geht der Bericht über die Feier an die Queen ab. Es war alles sehr schön; Wilhelm benahm sich gut. Dann aber folgt eine Klage über den Schwiegervater, mit dem ja Victoria keinerlei Gesinnungsgemeinschaft verknüpft und gegen den sie im tiefsten Herzensgrunde eine Abneigung hegt: „Des Kaisers Interesse ist warm, aber leider ist sein Einfluß auf die Erziehung des Kindes, wenn er ihn ausübt, ein sehr schlimmer." Es ist das erste Mal, daß Victoria ein Mißbehagen darüber äußert; bald werden sich die Klagen über den Kaiser häufen, der den Enkel gegenüber dem eignen Sohn bevorzugt. Und noch einige Jahre später wird die Mutter darüber jammern, daß ihr Ältester wohl bei jeder Gelegenheit des Großvaters gedenkt, sich aber des Vaters nicht erinnern mag.

*

„Man muß sich vor dem Fehler hüten, mit seinen Kindern zu hadern, weil sie nicht sind, wie man wünschte und hoffte. Man muß lernen, Träumen nicht nachzuhängen und die Dinge und Menschen zu nehmen, wie sie sind..." Sehr begeistert, sehr glücklich klingt dieser Brief vom April 1887 nicht. Victoria hat inzwischen erkennen müssen, daß ihr Sohn von den liberalen Idealen seiner Eltern gar nichts hält, daß er in einer ganz andern geistigen Welt lebt als sie. „Sein Vater," erzählt sein vertrauter Freund Eulenburg, „ist ihm immer der fremde Mann, seine Mutter die dem Vaterland feindliche Engländerin, und das Erbteil dieser Mutter, der feste, unbeugsame Wille, lehnt sich nun in tiefster Vaterlandsliebe gegen diejenige auf, der er dieses kräftige Empfinden verdankt!" Victoria ist unglücklich, ihren Sohn im Lager Bismarcks zu sehen, den sie haßt, seit sie ihn kennt. Nichts konnte sie schwerer treffen, als daß Wilhelm ein Herz und eine Seele mit Herbert Bismarck ist, daß er jedes Wort des Kanzlers für Goldes wert hält und sich gar mit Waldersee und Stoecker einläßt. Schon ein halbes Jahr zuvor, im Herbst 1886, hatte sie ihrer Mutter ihr Herz ausgeschüttet: „Wilhelm ist ebenso blind und grün wie auf falschem Wege und gewalttätig in politischen Dingen." Nun geht wieder ein langer Klagebrief nach England: „er (Wilhelm) vergißt alle seine Liebe und Dankbarkeit und läßt sich als Instrument gegen seine Eltern benutzen... Er ist so eifrig, kann nicht die geringste Kontrolle außer der des Kaisers vertragen und ist so argwöhnisch gegen jeden, der Bismarck nur mit halbem Herzen bewundert, daß es ganz unnütz ist, ihm eine bessere Meinung beibringen zu wollen... Die Krankheit muß ihren Verlauf nehmen."

Vier Wochen danach versammeln sich Bergmann und Gerhardt, Tobold und Mackenzie um den Kronprinzen; ist die Heiserkeit, die ihn befiel, ein Vorbote unheilbaren Leidens? Die Ärzte streiten sich; Friedrich und Victoria folgen dem optimistischen Rat Mackenzies, während Wilhelm sich auf die

Seite der deutschen Ärzte schlägt, die nur von einer Operation Rettung erhoffen. Die Gegnerschaft zwischen dem Kronprinzenpaar und ihrem Sohn tritt nun in ein neues Stadium. Friedrich ahnt, daß Wilhelm bald die Krone erlangen wird, auf die er ein Menschenalter sehnsüchtig, aber vergebens gewartet hat; er fühlt sich von seinem Ältesten beiseite gedrängt. „Er ist auch sehr ärgerlich auf Wilhelm, der so gern weiterkommen und seinen Platz einnehmen möchte, ohne ihn zu fragen." Um dem Sohn den Triumph nicht zu lassen, nimmt der schon sehr kranke Thronerbe als Vertreter des Kaisers an der Feier des Regierungsjubiläums der Queen teil; er will ihm beweisen, daß er noch da ist, daß er sich nicht übergehen läßt. Die londoner Festlichkeiten sind der letzte Lichtblick; nun beginnt Friedrichs Kalvarienweg. Von einem Ort zum andern schleppt ihn sein englischer Arzt; die Besserung, die Victoria gern feststellen möchte, erweist sich als trügerisch. Je schlechter es dem Vater geht, um so mehr „fühlt" sich der Sohn; er weiß: bald wird seine Zeit gekommen sein.

Im November kommt aus San Remo böse Kunde. Mackenzies Hoffnungsfreudigkeit, der viele sogleich mißtrauten, hat sich als falsch erwiesen: der bösartige Charakter des Leidens ist nicht mehr zu bestreiten. Prinz Wilhelm eilt zu seinem Vater, um der Konsultation der Ärzte beizuwohnen, die Klarheit schaffen soll. Es gibt gleich bei der Begrüßung eine furchtbare Szene zwischen Mutter und Sohn. „Meine Ankunft erregte wenig Freude bei meiner Mutter. Sie fürchtete nun, daß das Kartenhaus, auf das sie ihre Lebenshoffnung gesetzt hatte, zusammenbrechen könnte." So erzählt Wilhelm in seinen Jugenderinnerungen. Victoria aber schreibt: „Du fragst mich, wie Willy sich benahm, als er hier war. Er war so roh, unangenehm und frech wie nur möglich, als er ankam. Aber ich habe ihm mit, wie ich fürchte, beträchtlicher Heftigkeit den Standpunkt klargemacht, so daß er ganz nett und höflich und liebenswürdig (für seine Verhältnisse) geworden ist ..." Freilich, sie hat ihm erst drohen müssen, sie würde ihm das Haus verbieten lassen, wenn er sich nicht besser benähme. Trotz allem hat Victoria noch etwas für den Sohn übrig: „Wenn ihm nicht in Berlin aller mögliche Unsinn in den Kopf gesetzt wird, ist er ganz nett und traitabel, und wir freuen uns dann auch mit ihm; ich kann nur nicht vertragen, wenn er mir Vorschriften machen will — der Kopf auf meinen Schultern ist genau so gut wie seiner." Das ist der Kernpunkt des Gegensatzes!

Dann besucht Prinz Wilhelm Anfang März noch einmal den dahinsiechenden Vater. „Kein Wort der Sympathie oder Liebe sprach er aus, und ich war unglücklich zu sehen, wie hochmütig er geworden ist, und wie entsetzlich er posiert! Ohne Zweifel ist dies die Wirkung davon, daß man ihm so oft gesagt hat, daß er in weniger als einem Jahr Kaiser sein würde."

*

Er sollte nicht einmal ein Jahr warten müssen. Schon nach dreieinhalb Monaten durfte der Sohn das Palais von der Garde umzingeln lassen, in dem sein Vater geboren war und

in dem er sich nun zu sterben anschickte. Endlich schloß am 15. Juni Kaiser Friedrich die Augen; jetzt konnte der neue Herr eilends Schloß Friedrichskron besetzen und nach Geheimpapieren durchsuchen lassen, deren Fortschaffung er befürchtete. Um den Toten kümmerte er sich nicht weiter; in dem Sterbezimmer „war im ganzen keine Feierlichkeit, keine Weihe zu finden," berichtet Eulenburg. Zum Trauern hatte dieser Sohn, der das Wort „Pietät" später so gern im Munde führte, keine Zeit. „Seit unserm schrecklichen Verlust hat er nicht zwei Tage einer ruhigen Trauer oder einer auch nur geringen Sorge um seine Mutter geopfert. Es herrscht ein unaufhörlicher Trubel von Besuchen, Empfängen, Diners, Reisen, Paraden, Manövern, Jagden und Gesellschaften," muß Victoria drei Monate nach Kaiser Friedrichs Tode feststellen. Aus ihren Worten klingt die helle Empörung darüber heraus, daß ihr Sohn, statt ihr das Witwenlos ein wenig zu erleichtern, sie durch die Nichtbeachtung der letzten Wünsche seines Vaters, durch seine völlige Interesselosigkeit und Rücksichtslosigkeit immer wieder aufs tiefste verletzte.

In jenen Tagen erfolgte die Veröffentlichung der Auszüge aus KaiserFriedrichs Kriegstagebuch durch Professor Geffcken. Bismarck raste. Er griff zu einem Mittel, das eines Staatsmannes seiner Größe unwürdig war. In einem im ‚Reichsanzeiger' abgedruckten Immediatbericht an Wilhelm II. unterstellte er dem toten Kaiser, es sei von ihm während des siebziger Krieges Verrat von Staatsgeheimnissen an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof zu befürchten gewesen! Und der Kaiser duldete die öffentliche Beschmutzung des Andenkens seines Vaters! Victoria klagt der Mutter ihr Leid: „Was soll ich denken und empfinden, wenn ich sehe, daß mein eigner Sohn die dem Gedächtnis seines Vaters und dem Rufe seiner Mutter zugefügten Beleidigungen billigt und unterstützt ... Er hat in der Atmosphäre Bismarcks ein langes und sorgfältiges Training und eine gute Vorbereitung durchgemacht, so daß sein Sinn für Recht und Unrecht, für Dankbarkeit, Ritterlichkeit, Respekt, Elternliebe und für alle Unglücklichen vollkommen zerstört worden ist." Und ein andermal: „Wenn ich meine Söhne an der Seite unsrer Feinde sehe, kann ich mir vorstellen, was Cäsar empfand, als Brutus ihn erstach."

Seitdem war der Bruch zwischen Mutter und Sohn unheilbar. Äußerlich wurde wohl ein Ausgleich herbeigeführt, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Queen, die ihrer Tochter zu verstehen gab, daß sie gewisse Rücksichten auf den Kaiser als das Familienoberhaupt nehmen müßte. Aber mit kritischem Auge folgte die Kaiserin-Witwe aus der Entfernung den Taten ihres Sohnes; sie kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Sie schreibt: „Ich schäme mich, wenn ich bedenke, wie wenig Wilhelm sich benehmen kann ... Er ist leider in seinem Urteil und seinen Ansichten völlig von seiner Umgebung abhängig ... Immer mehr Schmeichelei wird über ihn ausgegossen, so daß er niemals daran zweifelt, alles, was er tue oder denke, sei vollkommen." Ein andermal nennt sie ihren Sohn „unklug

und gedankenlos". Dann klagt sie: „Wilhelm ist so unreif, daß er Fehler macht, die einem den Atem benehmen" und bedauert, daß er keine klugen, sondern nur inferiore Leute um sich habe. „Er ist so schlecht informiert," erklärt sie 1895, „und versteht seine Lage nicht; er benimmt sich mehr und mehr wie ein absoluter Herrscher..." Seine Meinung bilde er sich in zwei Minuten. Kritik könne er nicht vertragen; sie ärgere oder beleidige ihn nur. Sein Bedürfnis, über alles zu sprechen und zu telegraphieren, bereitet ihr dauernde Sorge. Ein Jahr vor ihrem Tode, als die Krankheit bereits ihren Körper zu zerstören begonnen hat, meint sie: „Der liebe Wilhelm hat wieder eine neue Rede mit viel Fanfaronade losgelassen. Ich wünschte, die deutsche Regierung gäbe die Politik der fortwährenden Feuerwerke, sensationellen Coups usw. auf..."

Die Geschichte hat Victorias Anklagen zum Urteilsspruch erhoben.

„Wings" dividiert durch Hugenberg

von **Walter Stölting**

Ritterlichkeit und Anstand auch gegen den Feind — diese Begriffe sind in der Garderobe von rechts abgegeben. Dort scheinen sie auch eingemottet zu sein. Jedenfalls ist das Tugendmäntelchen recht fadenscheinig geworden.

Die Amerikaner hatten einen Kriegsfilm gedreht, dessen Wert darin lag, den Luftkampf in allen seinen Phasen und Möglichkeiten zu zeigen. Eine lyrisch-sentimentale Liebesgeschichte hatte die Aufgabe, alle diese Kampfhandlungen lebendig miteinander zu verknüpfen.

Dieser Film „Wings" (zu deutsch: Schwingen; Name der amerikanischen Militärflieger, von ihrem doppeltgeflügelten Abzeichen abgeleitet) lief monatelang in allen Kinos der USA.; er war nicht nur, wie der Vorspruch sagte, ein ehrendes Denkmal für die junge Kriegsfliegergeneration aller Länder, sondern er war weit darüber hinaus eines der erschütterndsten Dokumente von der Furchtbarkeit des Krieges.

Selten ist ein Kriegsfilm anständiger gedreht worden als dieser, selten warb ein Kriegsfilm besser als dieser um die Sympathien zugleich für die eigne Leistung und für die Leistung und die Ritterlichkeit des Gegners: neben den Bildern todesmutigen Einsatzes amerikanischer Flieger enthielt er zwei Szenen, die ich mich schäme, hier anzuführen, weil man Ritterlichkeit und Anstand nur am Gegner, nie an sich selber anerkennen kann: „Richthofen verschont einen wehrlos gewordenen Feind" und „ein deutscher Flieger bringt durch schweres Abwehrfeuer dem Feinde die Meldung, daß er einen der ihren abgeschossen habe."

Bis hierhin war der Film Herrn Hugenberg und seiner Ufa grade recht, und bis hierhin haben die trefflichen Zensoren ihn auch stehen lassen; auch ein deutsches Flugzeug, das einen feindlichen Ort mit Bomben belegt, durfte noch passieren. Als sich nun aber das Kriegsglück wendete und der Gegner an-

fing, Erfolge zu erzielen und einen Deutschen nach dem andern zu erledigen, begann die Schere ihr Tagewerk und schnitt heraus, was immer uns selber wehe tat. Bei dem Bombenflugzeug fing es an: der ganze, in allen Feinheiten und Bewegungen spannend und lebenswahr durchgeführte Kampf des amerikanischen Jagdgeschwaders mit seinen starren Maschinengewehren gegen die beweglich eingebauten des Bombenfliegers mußte dran glauben, weil das (deutsche) Bombenflugzeug abgeschossen wird. Desgleichen ist der ganze Teil des Kampfes von Flugzeugen gegen Erdziele gestrichen, weil die Erdziele deutsche Soldaten und deutsche Offiziere sind.

Zum Beweise dessen bringe ich hier einen Auszug aus dem Brief eines bekannten ehemaligen deutschen Kampffliegers, der „Wings" in England und in Deutschland gesehen hat. Dieser politisch mir durchaus gegensätzliche Mann äußert sich in der Einleitung recht energisch über die unfaire Verstümmelung und Verwässerung, die der Film bei uns erfahren hat. Dann schreibt er:

„Ich habe die englische Bearbeitung in einer Vorführung in London im letzten Sommer zusammen mit englischen Freunden, die mir früher manches Mal an der Front gegenüber gestanden haben, gesehen. Diese Bearbeitung zeichnete sich durch ihre große Sachlichkeit und durch ihre sehr geschickte stoffliche Behandlung aus. Sie war frei von jedem Chauvinismus, was die amerikanische Originalbearbeitung nicht ganz gewesen sein soll. Nach einer kurzen Einführung der handelnden Personen durch einige Bilder aus der amerikanischen Kleinstadt geht der Film schnell zum militärischen und kriegerischen Teil über. Er zeigt in einer Folge packender Szenen in nahezu zwei Stunden das Leben und Wesen des Kriegsfliegers und seiner Tätigkeit. In atemloser Spannung sieht man die Kämpfe der Jagdflieger, Bombenangriffe, die Verfolgung eines deutschen Bombenflugzeuges durch eine amerikanische Jagdstaffel und seinen Abschuß nach einem unerhört eindrucksvoll aufgenommenen Luftkampf. Man sieht dann weiter eine Reihe von Luftangriffen gegen marschierende Truppen, gegen eine Kolonne, die auf einer Kriegsbrücke einen Flußlauf überschreitet, gegen Automobilkolonnen, kurz: sieht alles, was eine moderne Fliegertruppe militärisch leisten kann.

Diese englische Bearbeitung schuf in ihrer Geschlossenheit ein historisches Dokument, das an Wahrhaftigkeit kaum zu übertreffen ist. Sie verteilte Ruhm und Sieg gleichmäßig auf beide Seiten und wurde für jeden, der sie sah, zu einem unvergänglichen Eindruck.

Dagegen die deutsche Bearbeitung, die wir jetzt durch die Ufa sehen. Die romanhafte Handlung ist breit ausgewalzt und füllt einen überwiegenden Teil des Films. Bis zur Unerträglichkeit sind die pariser Szenen ausgesponnen und wiederholt. Der technische Teil, der das Wertvolle und Wesentliche des Films war, tritt demgegenüber in den Hintergrund, so daß der Gesamtaufbau der Filmidee mir zerbrochen erscheint. Vergleicht man die gezeigten Kampfszenen mit denen der englischen Bearbeitung, so fehlen sehr bedeutungsvolle Teile. Die Möglich-

keiten der Luftwaffe werden nur recht einseitig dargestellt und lassen eine umfassende Darstellung vermissen. Das deutsche Bombenflugzeug, das zuerst im Angriff gezeigt wird, erreicht unangefochten den Heimathafen oder wird vernichtet, je nachdem, ob man dem schwülstigen Zwischentitel oder einer folgenden kurzen Szene glauben will. Man gewinnt den Eindruck, als ob die besonders vornehm dargestellten deutschen Flieger (übrigens eine Darstellung, für die man den Amerikanern Dank wissen muß) als die braven Kinder immer nur das Gute ernten; denn das, was man sieht, sind deutsche Siege und deutsche Überlegenheit. Der gerechte Ausgleich, für den der Krieg mit seinen Wechselfällen sorgte und den das amerikanische Originalmaterial behandelte, ist herausgeschnitten."

Durch die großen Schnitte ist aus der ernsten und eindringlichen Warnung vor den Gefahren eines neuen Krieges ein weiches, schwammiges Machwerk geworden — ein Machwerk, das so ganz den Geist unsrer Heeresberichte atmet: unsre eigne Ritterlichkeit in den Vordergrund zu stellen und uns an unsre treudeutsche Brust zu schlagen, unsre Verluste aber totzuschweigen. Wenn wir unsern Ruhm nur vor uns selber hell erstrahlen lassen können: was die Welt dazu sagt, ist gleich. Das ist das deutsche Wesen, an dem die Welt genesen — nein, an dem wir uns totgesiegt haben!

Wir, die breite Masse, die wir ein solches Machwerk anschauen müssen, haben Grund, uns für Herrn Hugenberg und seine Ufa zu schämen. Wir schämen uns nicht, daß man uns glauben machen will, wir könnten das Ansehen unsrer Verluste nicht ertragen — wir schämen uns, daß man das eine Welt glauben macht! Daß man einer Welt das Schauspiel bietet: „Seht da, die ‚ritterlichen' Deutschen!"

Es ist Zeit, daß wir Front machen. Man hat uns „Wings" als den großen Fliegerfilm angepriesen — sechs Wochen lang mit Riesen-Tamtam und -Trara —: gut, wir wollen ihn sehen. Wir wollen ihn so sehen, wie er gedacht wurde — ungestutzt und unfrisiert. Ist Haß darin, so mag er bleiben: dann wissen wir wenigstens, woran wir sind. Aber nicht wollen wir fremde Produktionen durch parteipolitische Faktoren dividieren lassen: wir danken bestens für den „Geist", der das wahre Gesicht der Andern verfälscht. Und am meisten danken wir für den Geist vom Donnerhall, der unsre eigne schöne Handlungsweise stehen läßt und die Siege der Andern streicht.

Siege der Andern, Gesicht der Andern. Es ist Zeit, daß wir uns fragen, wo eigentlich der internationale Schutz des geistigen Eigentums der Filmautoren bleibt, der Schutz vor verfälschter Wiedergabe ihrer Werke. Dem Bühnenautor, dem Musiker, dem Schriftsteller passieren unerlaubte Aufführungen, unerlaubte Nachdrucke im Ausland — verfälschte, in ihrer Handlung, in ihrer Tendenz umgekehrte passieren ihnen nie. Soll der Film wirklich Mittler der Kultur sein für eine weite Welt, so muß er den gleichen Schutz, die gleiche Sicherheit genießen — sonst kann es am Ende geschehen, daß aus einem Werk „Nie wieder Krieg" gar „Es lebe der Krieg" gemacht wird.

Die Misere des „neuen Mittelstandes"

von Hilde Walter

Nach der Berufszählung von 1925 hat sich die Zahl der Erwerbstätigen in Deutschland gegenüber dem Jahre 1907 um 28,5 Prozent erhöht, sie ist doppelt so stark gewachsen wie die Bevölkerung, die in der gleichen Zeit nur um 13,5 Prozent zugenommen hat. Die sozialen und wirtschaftlichen Ursachen für diese Verschiebung sind bekannt, dagegen ist es wichtig, sich darüber klar zu werden, welche Berufe an der absoluten und prozentualen Zunahme der erwerbstätigen Bevölkerung am stärksten beteiligt waren. Der Allgemeine freie Angestelltenbund veröffentlichte zu seinem Kongreß im Herbst vorigen Jahres zwei Bücher, die für diese Fragen von außerordentlicher Bedeutung sind: Ein Geschichts- und Handbuch der Wirtschafts-, Sozial- und Gewerkschaftspolitik, „Die Angestelltenbewegung 1925—1928" und eine Broschüre mit einer Fülle interessanten Zahlenmaterials, „Die Angestellten in der Wirtschaft".

Aus der im Statistischen Reichsamt bearbeiteten Berufszählung hätte man ohne die schwierigen Sondererhebungen des „Afa"-Bundes die soziale Schichtung der Berufstätigen nicht genau genug erkennen können, da die amtliche Statistik Angestellte und Beamte zusammenfaßt. Der Afa-Bund hat die Aussonderung der Angestellten mit Hilfe und Zustimmung der amtlichen Stellen vorgenommen, so daß man das in den beiden Büchern veröffentlichte Zahlenmaterial durchaus als die gegenwärtig beste Unterlage für diese Fragen betrachten kann. Selbstverständlich wird das Hauptkontingent der Erwerbstätigen von der Arbeiterschaft gestellt. Zählt man die Hausangestellten dazu, so umfaßt die Arbeiterschaft nach der Zählung von 1927 49,2 Prozent, also ziemlich genau die Hälfte, während die Angestellten (ausschließlich der Beamten) nur 11,2 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung darstellen. Diese Prozentverhältnisse beziehen sich, wie gesagt, auf die gesamte erwerbstätige Bevölkerung überhaupt, also einschließlich der Unternehmer, der Selbständigen und ihrer mithelfenden Familienangehörigen. Das Bild verschiebt sich stark, wenn man die Verteilung nur innerhalb der Arbeitnehmerberufe betrachtet. Im Jahre 1925 stellten die Arbeiter einschließlich der Hausgewerbetreibenden und Hausangestellten 76 Prozent, die Angestellten ausschließlich der leitenden 17 Prozent, die Beamten ausschließlich der leitenden 7 Prozent der gesamten Arbeitnehmerschaft. Die soziale Gliederung der Erwerbstätigen wurde auch nach den Zählungsjahren 1892, 1895, 1907 und 1925 festgestellt, und die Entwicklungslinie zeigt ein stetiges Wachsen der Gruppe Angestellte und Beamte auf Kosten der Selbständigen und ihrer mithelfenden Familienangehörigen einerseits, und der Gruppe Arbeiter und Hausangestellte andrerseits. Allein für die Zeitspanne 1907 bis 1925 ist das Heer der Angestellten (ausschließlich der Beamten) auf mehr als das Doppelte angewachsen, während die Zahl der Arbeiter im gleichen Zeitraum nur um 22 Prozent gestiegen ist. Die-

Ursache dieses Vordringens der Angestellten ist nicht nur das Eintreten bisher berufsfremder Elemente in den Arbeitsprozeß, die häufig grade ins Angestelltenverhältnis kommen; es sind auch Strukturwandlungen der Wirtschaft selbst, gewisse Formen der Rationalisierung und die in allen Ländern wachsende Vergrößerung des Verteilungsapparates, die diese Entwicklung hervorgerufen haben. Gewerkschaftler nennen das häufig „eine Umschichtung des Proletariats von großer sozialer Bedeutung", während die bürgerlichen Parteien aller Schattierungen mit besonderer Vorliebe den „neuen Mittelstand" proklamieren. Leider sind die Apostel des neuen Mittelstandes nicht in der Lage, den Trägern dieses verlockenden Titels auch nur einen Bruchteil der wirtschaftlichen Basis zu liefern, die seinerzeit als unentbehrliches Merkmal des alten Mittelstandes galt, der zahlenmäßig sehr beträchtlich war und jetzt zum größten Teil untergegangen ist.

Wie ein uraltes Märchen wirkt heute eine Aufstellung, die Gustav Schmoller im Jahre 1897 auf dem achten evangelisch-sozialen Kongreß in Leipzig für die soziale Struktur des deutschen Volkes (damals 54 Millionen) gegeben hat:

0,25	Millionen	Familien	Aristokratie und Vermögende
2,75	„	„	Oberer Mittelstand
3,75	„	„	Unterer Mittelstand
5,25	„	„	Lohnarbeiter

Zu jener Zeit galt auch für den „untern Mittelstand" als wichtigstes Merkmal die grundsätzlich gesicherte Existenz, die Kombination von Kapitalbesitz und Arbeitseinkommen. Die Bildungs- oder Kulturfrage kam erst in zweiter oder dritter Linie und spielte in der Abgrenzung nach unten, bei dem Trennungsstrich gegen das ungesicherte Leben des „Nur-Lohnempfängers", kaum eine Rolle. Wie anders sehen heute die Lebensverhältnisse des „Neuen Mittelstandes", der von zwei Seiten umworbenen 3½ Millionen Angestellten aus! Über die tatsächlichen Einkommensverhältnisse der Angestellten gibt es kaum zuverlässige Unterlagen, da eine Statistik der wirklich gezahlten Gehälter fehlt. Anhaltspunkte bieten jedoch andre Feststellungen: Von den Mitgliedern der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte zahlten zwei Drittel der Versicherten Beiträge in einer Gehaltsklasse unter 200 Mark. Das Institut für Konjunkturforschung errechnet ein durchschnittliches Arbeitseinkommen der Angestellten von 159,50 Mark im Januar 1927 und 170,96 Mark im Juni 1927. Da bei dieser Durchschnittsberechnung auch die hohen Einkommen mit berücksichtigt sind, kann man sich vorstellen, daß eine große Anzahl von Gehaltsempfängern mit weit weniger als diesem Durchschnittssatz auskommen muß. Von diesen Gehältern gehen aber noch 18,70 Mark beziehungsweise 20,40 Mark für Steuern und Sozialversicherungen ab; für Berlin und einige andre Städte muß man in den meisten Fällen noch monatlich 10 Mark Fahrgeld zur Arbeitsstelle in Abzug bringen. Dann bleibt als Durchschnittseinkommen (immer noch einschließlich der größten) 130,80 Mark beziehungsweise 140,50 Mark im Monat! Es erübrigt sich wohl, die heutige Kaufkraft dieses Betrages mit

der von 1913 zu vergleichen, um die Trostlosigkeit eines solchen Einkommens zu erhärten. Alte sehr gewiegte Kapitalisten erzählen uns gern von der außerordentlichen Verbesserung der Lebenssituation des Angestellten durch den Achtstundentag; sie vergessen dabei zu erwähnen, daß die ungeheure Intensivierung und Mechanisierung der Angestelltenarbeit einen doppelten Kräfteverbrauch zur Folge hat, und daß niemand mehr gern einen Angestellten mit mehr als vierzig Jahren, ausgesprochene Vertrauensposten vielleicht ausgenommen, einstellen möchte. Die Not der erwerbslos gewordenen Angestellten wird keineswegs durch die Leistungen der Erwerbslosenfürsorge gedeckt. Im April 1928 zählten die amtlichen Veröffentlichungen insgesamt 183 371 arbeitsuchende Angestellte; davon erhielten rund 62 000 Versicherungsleistungen und rund 31 500 bekamen Krisenfürsorgeleistungen, so daß damals also 90 000 arbeitslose Angestellte ohne Erwerbslosenunterstützung waren und bestenfalls kleine Beträge von der Armenfürsorge erhielten. Die Krisenunterstützungsempfänger, also ein Drittel aller Unterstützten, waren schon über ein halbes Jahr arbeitslos, bezogen also über ein halbes Jahr lang teilweise nur ungefähr ein Drittel ihres Arbeitseinkommens.

So sehen die Existenzbedingungen einer sozialen Schicht aus, die in den Wunschträumen bürgerlicher Ideologen zum Träger kleinkapitalistischer Lebensformen bestimmt ist. Man sollte annehmen, daß den zunächst Beteiligten die starke Ähnlichkeit der eignen Situation mit der des Proletariers doch zu denken geben und daß das Vorbild des organisierten Arbeiters zur Nachahmung anregen müßte. Offenbar hat sich diese Erkenntnis noch nicht bei der Mehrzahl der Angestellten durchgesetzt, denn von insgesamt 3 500 000 Angestellten sind nur 1 300 000 in den Berufsverbänden aller Richtungen zusammengeschlossen; die überwiegende Mehrheit von 2 200 000 Menschen lebt ohne jegliche Anlehnung an eine Gemeinschaft, die ihre Interessen vertreten könnte.

Der unsterbliche Rezensent von Celsus

Unter den Gedanken, die den Menschen von Heute bewegen, ist ohne Zweifel die Sorge um den Nachruhm die geringste. Kein tantiemenschwerer Autor blinzelt mehr in die Ewigkeit, sogar die Herren Generäle müssen sich mit der zeitlichen Anerkennung begnügen. Die Republikanisierung des Menschenvolkes hat es mit sich gebracht, daß es für seine Großen keine Pyramiden mehr baut, und heute gibt es überhaupt mehr Spitzen als Größen, mehr Rekorde als Gipfel. So liegen unsre Immortalitäten alle etwas zurück, und der Kalender bestimmt Erinnerung, Jubel oder Ergriffenheit.

Dabei war die Verleihung des Unsterblichkeitsabzeichens schon immer eine Sache von fataler Ungewißheit. Automatisch fiel es einer Kategorie zu, die, ob König oder Rebell, das genügende Maß von Mitmenschen abgeschlachtet hatte, um einer ehrenden Erwähnung gewiß zu sein. Den Rest lieferte Kunst und Wissenschaft; Historiker und Literatoren stellten das

Visum fürs Pantheon aus. Ein Erfinder wie Gutenberg, der weder gedichtet noch gemordet hat, läuft etwas unglücklich nebenher. Wenn aber die himmlische Sektion für Dichtkunst einmal ihre Plenarsitzung abhält, dann erscheint zwischen wallenden Bärten und zierlichen Henri-Quatres auch ein stämmiger Herr in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, der sich einen friderizianischen Puderbeutel über das struppige Haupthaar gezogen hat und sich in dieser illustren Versammlung sehr unbehaglich fühlt. Er möchte am liebsten sagen, ehrlich, wie er auch gegen sich selbst immer war, daß er zeitlebens nur ein Rezensent und pamphleteschreibender Raufbold gewesen sei. Aber da eröffnet auch schon Präses Homer die Sitzung, und der Bescheidene schlüpft schnell hinter Herrn Molière, der aus so treuherzig fragenden Augen blickt und dessen dicke Nase sich gleichfalls jeder Pathetisierung entzieht.

Die Unsterblichkeit ist eine sehr ironische Lotterie. Sie hat Gotthold Ephraim Lessing zum Hausgott des Bildungsphilisteriums gemacht. Sie hat seine Mißverständnisse für ein paar Generationen in Gesetzesrang erhoben und sein lebendiges Teil verschüttet. Er rangiert jetzt gleich nach den Dioskuren von Weimar. Konsistorialräte sprechen ihm tiefe, echte Religiosität, wahrhafte deutsche Frömmigkeit zu, nationale Rassebolde, die gegen die Verjudung der Literatur dröhnen, zitieren ihn gegen die subversiven Mächte. Einen unbändigen Emanzipationsliteraten hat man zu einer Musterfigur von braver Mittelmäßigkeit degradiert, ein aktueller Polemiker ist zum gipsweißen Schmuck des trauten Heims erstarrt. Wilhelm Scherer, der letzte beträchtliche Literator des alten Liberalismus, begreift das stürmische Temperament des Mannes: „Er ist nicht zahm und friedfertig, sondern ein Angreifer." Aber dann schwächt er ab: „Um so höher muß man dem Streitbaren anrechnen, daß er nirgends revolutionär vorgeht, sondern überall an das Bestehende anknüpft, mit den Tatsachen rechnet, um im echten Reformeifer nur allmähliche Verbesserungen einzuführen." So wird der Unbändige zum Stammvater der Nationalliberalen von 1880, und es ist kein Wunder, daß der unverdiente Erbe von Scherers Ruhm, daß Erich Schmidt, ein lakkierter wilhelminischer Hofhistoriograph, in Lessing nur noch den preußischen Patrioten sieht, den heftigsten Tubabläser der „fritzisch" Gesinnten.

Gegen diese niederträchtige Verspießerung schrieb Franz Mehring die „Lessing-Legende", eine Kampfschrift, wie es in deutscher Sprache keine zweite gibt. Ein echtes deutsches Buch, verspielt und in Kleinigkeiten verliebt, und immer in weitem Bogen um das Thema herum. Es sollte eine literarischhistorische Studie werden, und es ist die einzige gründliche Untersuchung über Entstehung und Natur des preußischen Staates geworden, eine radikale Kritik des preußischen Militarismus und damit der neuern deutschen Geschichtsgrundlagen überhaupt. Es ist ein Werk voll Mut und Witz, und in den vielen leicht hingestreuten Fußnoten steckt mehr erforschte Wahrheit als in der ganzen preußischen Geschichtsklitterung. So nimmt Franz Mehring die Gestalt Lessing vor, treibt sie

durch ein römisches Bad nach dem andern, schrubbt sie mit grüner Seife ab, spült, schrubbt wieder, bis die höfische Politur herunter ist und endlich zwar matt, doch glücklich, das Orinal zum Vorschein kommt: der tapfere Kerl, der kein moderates Lämmerschwänzchen war, sondern ein robuster Besen für geistigen Unrat. Scherer sagt nur die halbe Wahrheit, wenn er behauptet, Lessing habe immer an das Bestehende anknüpfen wollen. Er hat es nur getan wie der Henker, der eine Schlinge um den Hals knüpft. Er hat den preußischen Staat durchschaut, die „Berlinische Freiheit zu denken und zu schreiben" gekennzeichnet als die Freiheit, „einzig und allein gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will, und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen." Damit holt Lessing das letzte plundrigste Unterfutter des friderizianischen Purpurs zu Tage. Man gestattete dem Bürgersmann die Frivolität, die Religionslästerung Es war das einzige Ventil dieses hartgeprüften Wesens, dem seine Obrigkeit jeden Morgen auf nüchternem Magen eine Kröte zu schlucken gab. Preußen war für Lessing die riesige Kaserne. Die Toleranz war Politik, um die katholisch verfinsterten Habsburger auszustechen; ein Manöver. Während nach außen hin der preußische Staat wie eine Republik der Geister aufgemacht wird, verrottet das Volk unter militärischem Stumpfsinn und einer glänzend systematisierten finanziellen Ausplünderung. Und der Antikenentdecker Winckelmann, aus Stendal, schreibt im letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges: „Es schauderte mich die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und den Schinder der Völker denke, welcher das von der Natur selbst vermaledeite und mit lybischem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Lieber ein beschnittener Türke, als ein Preuße." Viel freundlicher ist auch das Urteil Lessings nicht, aus dem patriotisch versimpelte Scholarchen einen Künder potsdamer Herrlichkeit gemacht haben.

Wenn Lessing die Tyrannei eines Militärstaates verwünscht, dann lebt er, dann sprüht plötzlich Aktualität. Vielleicht nicht, weil die Kraft des Hasses so ungeheuer war, daß sie ein Säkulum überdauerte. Gräßlichere Flüche sind verhallt, und kein Echo hat sie weitergetragen. Wir fühlen wohl nur, daß die Geister, die er bekämpfte, noch regsam sind. Aber diese Genugtuung, einen Genossen und Zeugen gefunden zu haben, den man nicht erwartete und dessen Mund lange verstummt ist, darf uns nicht zu einer Canonisation verführen, die keinen Wert mehr hat für eine Zeit, die alle Mühe hat, zu vergessen, was ihr an Überlieferungen aufgepackt worden ist. Es ist eine Ketzerei, aber gewiß keine Lästerung, mitten in der fahrplanmäßigen Begeisterung eines Gedenktages, mitten in den reichen Weihrauchschwaden, eine harte Wahrheit zu sagen. Lessings poetisches und ästhetisches Werk ist in seiner Gesamtheit tot, seine Leistung war zeitbestimmend und verging mit ihr. Seine Bücher atmen nicht mehr, ebenso wenig wie fast alles von Klopstock oder Wieland. Geblieben ist ein Bündel entwicklungsgeschichtlicher Daten und Fakten; mehr nicht. Das ist

kein Vergehen an den Manen eines tapfern und aufrichtigen Mannes. Denn er war auch bitterlich kritisch gegen das eigne Schreiben und Denken, er erkannte mit den zunehmenden Jahren, daß ihm der Verstand den natürlichen Springquell der Dichtung ersetzen mußte, daß er Konstruktor war, nicht Schöpfer. Schließlich wurde seine Dramatik bewußt Zweck, sie war das Mittel für seine Mission als Klärer und Rüttler. Die Trauer aller zweckhaften Dichtung liegt um sie, vergangen ist sie mit den Ausdrucksformen der Epoche. Schon die nächste Generation hat für die gleiche Sache eine andre Sprache. Was besagt uns heute der Dunst von Feierlichkeiten um den „Nathan"? Wo ein Herz glühte, ist eine etwas linkische Deklamation übrig geblieben. Es ist keine Ehrfurcht, Sargdeckel aufzureißen und anzubeten. Lessing war stets ein bescheidener, zur Selbsterkenntnis bereiter Mann. Erst die Lorbeerzüchter und Statutenmacher der Schulstuben haben ihn, wie zur Sühne für seine übergroße Lebendigkeit, durch die gefährliche Erhebung in den Rang eines Klassikers gestraft. Sie haben ihn als großen Dramatiker ausposaunt, sie haben aus dem Werk den Musterknaben des deutschen Theaters abstrahiert, seine schon bei seinen Lebzeiten recht anfechtbare Ästhetik durch ein paar Menschenalter geschleift und sie jedem weiterführenden jungen Willen als Klotz ans Bein gebunden. Sie haben aus dem Tambour des ungebärdigsten aller Dichter, den Voltaire einen betrunkenen Wilden genannt hat, sie haben aus Shakespeares deutschem Trommler einen Mann des schönen Maßes, des behaglichen uninteressanten Mittelmaßes gemacht. Er wurde wie Schiller der Kronzeuge einer lehrhaft öden Jambendramatik und obendrein noch Pate des bürgerlichen lustlosen Lustspiels. Nicht seine Gegner sind ihm gefährlich geworden, erst die flauliberalen Enkel jener Generation, für deren Durchbruch er gestritten hat. Der deutsche Professor des neunzehnten Jahrhunderts hat seinen besten Vorläufer zu Tode gefeiert. Die politische Lüge konnte ein Franz Mehring abwaschen. Die ästhetische war nicht zu beseitigen.

Lessing hatte es ungeheuer schwer. Er trug die ganze Bürde des Ersten. Denn vor ihm war nichts da. Bei seinem Tode hatte das deutsche Kunstrichtertum schon Tradition. Seine aggressive Veranlagung warf ihn ständig in Raufhändel, literarische, theologische, geistpolitische, während er ein armseliges Rezensentendasein führte. Mitten in den heißesten Kämpfen muß er stets Ausschau halten nach irgend einer bürgerlichen Anstellung, bis er endlich im Dienste eines Duodezrajahs langsam zu Tode hungert. Auch seine ästhetischen Kämpfe sind soziale und politische, wie Mehring richtig erkannt hat, auch sie sind vielleicht nur halbbewußte Manifestationen des Emanzipationsverlangens einer erwachenden Klasse. Aber diese Deutung durch eine zeitliche Bedingtheit wird von den Epigonen verschmäht. So bleibt Lessings Ästhetik im Wortlaut stehen, der deutsche Idealismus, der sich vor der Wirklichkeit ins Reich des Schönen drückt, macht daraus ein Gesetz, das einem Genius von höherer Macht ins Ohr geflüstert wurde und das er treulich weitergegeben hat. So lasteten die lessingschen

Theorien ein gutes Jahrhundert auf der deutschen Literatur, beziehungslos zur jeweiligen Wirklichkeit, ohne Verbindung mit sozialen Kräften, graue Abstrakta.

Lessings Art kommt der Mißdeutung leicht entgegen. Er war eine richterliche Natur, das Urteilen war seine natürliche Lebensäußerung. Sein kunstrichterlicher Subjektivismus geht im Guten und Schlimmen auf die folgenden Zeiten über. Weil seine Rezensententätigkeit zum großen Teil ein durch die Umstände erzwungenes Henkertum war, kommt in die deutsche Theaterkritik ein für allemal ein harter, unfreundlicher Zug. Eine Eigenart des deutschen Kunstrichters: er steht immer gegen das Publikum. Er findet keine Brücke zum Geschmack der Massen. Er kämpft für seine bessere Meinung, für seine Prinzipien, sein Gewissen und für vieles andre — aber er kämpft immer auf der Nebenstraße und immer in der Luft. Es gibt nicht das vereinigende Band des Geschmacks, wie in romanischen Ländern. Die Krise der deutschen Theaterkritik ist so alt wie Lessing selbst und nur gelegentlich von Begabungen mit Fingerspitzengefühl und Sinn für Wirkung in die Masse unterbrochen worden. Lessing hat seinen Nachfolgern den dicken Kopf vererbt. Der Inhalt war an das Individuum gebunden und ist mit ihm unglücklicherweise zu Grabe getragen worden.

Was auch mißdeutete Tradition angerichtet haben mag, Lessing ist Feldherr und gemeiner Soldat zugleich in der ersten großen Durchbruchsschlacht des deutschen Theaters geworden. Wahrhaft verheerend aber hat er in den bildenden Künsten gewirkt. Sein „Laokoon" erschlug die Erfahrung, daß in der Malerei und Plastik auch das Auge eine Rolle spielt. Dieses Auge ärgerte ihn, er brannte es aus. Er war ein Studierstubenmensch; Kunst war ihm vornehmlich eine Sache des Denkens, des Ergrübelns. Er war von Natur ein Sortierer, ein Fanatiker des reinlichen Auseinanderhaltens. Er bestimmte „die Grenzen zwischen Dichtung und Malerei" mit der Genauigkeit eines Feldmessers und ohne Ahnung von den handwerklichen Notwendigkeiten und Möglichkeiten des bildenden Künstlers. Er selbst verfiel dem grausamen Irrtum, den Laokoon, ein Stück aus der hellenistischen Verfallszeit, als charakteristisch für die edle Einfalt der Alten zu nehmen. Die Schiefheiten des Winckelmannschen Griechentums werden feierlich codifiziert. Die Farbe ist für hundert Jahre aus der deutschen Malerei hinausgeworfen. Man sucht das Statuarische im Kopieren alter Vorbilder zu finden. Die Malerei ist literarisch geworden. Der Gesetzgeber hat schreckliche Spuren hinterlassen.

Es ist eine schlechte Pietät, Sterblichkeiten zu konservieren und einem Denkmal Reverenz zu erweisen, das aus Mißverständnissen geformt ist. Lessings Größe lag in seiner journalistischen Begabung und in seiner unerschütterlichen Hingebung an den Tag. Wo er Geistesschärfe, schnelles Zugreifen, sichere Erfassung der Außenseite einsetzen kann, wo er Zeitungsschreiber, Pamphletist sein darf und nichts andres, da gelingt ihm auch als Bühnenschriftsteller eine so brillante Episode wie der Riccaut. In diese hinreißend skizzierte

Type ist die Erbitterung einer Generation gelegt, der Haß gegen einen Eindringling, der vollgepumpt mit einer schematischen Salonkultur überall offene Tür findet, ob er nun als Beutelschneider agiert oder bald bei der königlichen Akzise im Namen des Staates stiehlt: — immer Favorit der herrschenden Schicht, doppelt verabscheuenswert. Hier hat die Zweckdramatik einmal ihre Tagesaufgabe glänzend erfüllt. Diese eine Riccaut-Episode, neben einem nicht sehr unterhaltsamen Biedermann und zwei neckischen Mädchen plaziert, wiegt Lessings gesamte übrige Dramatik reichlich auf. Ach, wenn sich die spätern Komödienschreiber nur an diese Gestalt und nicht an die neckischen Mädchen gehalten hätten! Lange nachdem das Aroma der Zeit verdunstet ist, wird „Minna von Barnhelm" Modell und Wertmesser des deutschen Lustspiels. Alle kühnern Komödienversuche scheitern. Die Muse des deutschen Lustspiels wird zur Vogelscheuche.

Ferdinand Lassalle hat das Wort geprägt von den weimarer Heroen, die in einem Kranichflug über Deutschland hinweggeglitten sind. Dieses ebenso süße wie grausame Geschick ist Lessing nicht zuteil geworden. Er war kein Wundervogel, er mußte auf der Erde rumoren, und die liebe deutsche Erde hat ihm das gründlich heimgezahlt. Als junger, noch etwas flegelhaft im preußischen Kosmos herumsausender Komet traf er auf das gewaltige Gestirn Voltaire, eine Begegnung, die beiden Ärger gebracht hat. Einmal schnitten sich bestes Deutschland und bestes Frankreich. Welch unendliche Verschiedenheit im Endverlauf der Schicksale! Hier der Federfuchser, der ewig nach einer kleinen Anstellung lechzt, dort ein Großherr des Geistes, den Europa abwechselnd adoriert und verflucht, vor dessen Fuß die Herren aller Bastillen der Welt Teppiche breiten. Im Schatten von Kasernen und Höfen mußte ein Lessing vegetieren, jahrelang hatte er nicht die Mittel, die geliebte Frau heimzuführen. Er war nicht weniger berufen als die Engländer und Franzosen seiner Zeit, zur Welt zu sprechen. Sein Podium war der deutsche Kleinstaat und Serenissimus konnte ihn jederzeit durch Entziehung seines kläglichen Ämtchens tötlich treffen. Und es ist vielleicht die ärgste Felonie seines Schicksals, daß es diesem großartig offensiven Temperament, diesem Genie der Polemik sogar die richtigen Feinde versagt hat, Feinde, wie sie Voltaire hatte, große, prächtige Bestien. Jämmerliche Kritikaster, akademische Pedanten, hohle Histrionen, die den Shakespeare nach ihrem Rollenbedürfnis modelten, orthodoxe Ochsen wie der Pastor Goeze, das waren Lessings Feinde. Ein Herkules, lebenslänglich zur Kammerjägerei in Krähwinkel verurteilt.

Die hellenischen Träume sind verrauscht, die Theoreme leer geworden, die Verse klingen nicht mehr. Aber aus dem Gesicht des Mannes, diesem helläugigen, knollennasigen, runden, festen, hoffnungslos unklassischen Gesicht, das kein Dreispitz und kein wirr auf die Schulter fallendes Struwelhaar seiner Prosa berauben kann, spricht noch immer die unbestechliche Redlichkeit und das stolze Herz. Still, keine Weihereden, keine Renaissancen neben so vielen andern! Es gibt noch viel zu tun in Deutschland.

Sächsualia von Rudolf Arnheim

Unsre Abneigung zuvor! Es ist in der letzten Zeit über sexuelle Dinge so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man schon nichts mehr hören will. Für die meisten Menschen ist das, was dabei herauskam, keine Bereicherung gewesen. Was früher im Bett war, steht jetzt im Bücherschrank, und das ist keine Avancierung, sondern eine Beraubung. Es wird hiermit nicht so sehr auf van de Veldes Buch, an das man zuerst denkt, gezielt, denn das verfolgt ja einen vernünftigen Zweck, sondern auf die Enthüllungssucht, das wissenschaftliche Geplauder, den Sexualforscher als Boccaccio. „Das Weib im Spiegel der Sittengeschichte", „Die Strategie der männlichen Annäherung", „Sonderformen des tierischen Liebeslebens", historisch, ethnologisch, pathologisch oder sozial gefärbt — es ist alles das Gleiche. Besonders schlimm, wenn so etwas im Streben nach exakter Wissenschaftlichkeit und dokumentarischer Sachlichkeit in einem entsetzlichen Amtsstil vorgetragen wird: „Nach mehrfacher körperlicher Berührung kam es dann zwischen den Beiden zu einem regelrechten Geschlechtsverkehr, der zu der gewünschten Entspannung führte." Man traut sich schon kaum noch, seinem Privatleben obzuliegen, denn das Doppelbett ist mit guten Vorsätzen gepflastert und wirkt daher wenig mollig, unter dem Kopfkissen hervor kriechen hygienische Vokabeln, die Stoppuhr liegt auf dem Nachttisch, der Herr sei uns gnädig. Der Grundsatz: „Immer daran denken und nie davon reden!", der noch vor zwanzig Jahren als feine Sitte galt, ist verworfen. Man redet immerzu davon.

Aber nur keine Männerschwäche vorschützen — auf, auf! „Ehen zu Dritt" von Georges-Anquetil, Man-Verlag, Berlin W 50. In Frankreich siebenhunderttausend Exemplare abgesetzt. Die Ehe zu Dritt unterscheidet sich von einem Skat insofern, als kein dritter Mann gesucht, sondern eine zweite Frau aufgedrängt wird. Es gibt, vom Standpunkt der Tischordnung aus betrachtet, in Europa achtzehn Millionen Frauen zuviel, und deshalb soll, nach dem Wunsch des Verfassers, möglichst in jeden Haushalt eine weitere Dame zwangseinquartiert werden. Das heißt, einen Zwang will er nicht, und überhaupt gehen bei seinem Ansatz zwei völlig verschiedene Gesichtspunkte durcheinander. Ob nämlich die Einehe oder die Vielehe dem Seelenheil des Einzelnen dienlicher ist, das hat nichts damit zu tun, daß die prozentuale Umlage in Europa mehr als eine Frau auf einen Mann ergibt. Jedoch bilden die achtzehn Millionen überzähliger Frauen, die das Buch unglaubwürdigerweise bloß deshalb, weil sie unverheiratet sind, als unbefriedigt schildert, eigentlich nur den sensationellen Anlaß zu Anquetils Buch; der höchst bezweifelbare Satz, der dieser Lösung stillschweigend als richtig zugrunde liegt, daß nämlich ein halber Mann besser sei als gar keiner, wird in der Folge nur kurz erörtert. Dafür aber um so mehr der andre, daß nämlich ein halber Mann besser sei als ein ganzer. Anquetil ist nicht so ganz davon überzeugt, aber er meint, daß die Un-

ersättlichkeit des männlichen Geschlechts und der Frauenüberschuß den Gattinnen keine andre Wahl lasse.

Man sollte ein Buch nicht „Ehen zu Dritt" nennen, wenn man nicht das Recht auf zwei Ehen, sondern das auf beliebig viele meint, und man sollte auch nicht „la maîtresse légitime" schreiben, wenn man an ein Nebeneinander gleichberechtigter Ehefrauen denkt. Man sollte, wenn man ein Thema wie dies behandelt, sehr genaue praktische Erläuterungen geben und nicht, was der Sensationslust des Lesers mehr dient als der Eindringlichkeit der Gedankenführung, der Klio tief in die Dessous steigen und sich kapitellang auslassen über die Liebschaften Friedrich Wilhelms II. und Geschichten wie die der Nonne Blanbekin, die unaufhörlich von dem Gedanken an die Vorhaut Christi gepeinigt wurde. Für derartiges sind ja schließlich die Abendzeitungen da.

Anquetil scheint überzeugt zu sein, daß Mann und Frau in der Grundanlage polygam sind, doch läßt er sich über die Polygamität der Frau, wohl mit Rücksicht auf die überflüssigen achtzehn Millionen, nicht sehr deutlich aus, und es ist nur immerzu davon die Rede, daß die Frau, wegen der Überproduktion, darauf verzichten müsse, einen ganzen Mann zu besitzen. Die Gasse, die Anquetil der Freiheit bahnt, ist also im wesentlichen als Einbahnstraße gedacht.

Das männliche Geschlecht wird als äußerst polygam geschildert. Mit Forel wird gesagt, daß der Mann, „wenn es so ohne weitere Schwierigkeiten und Folgen anginge, instinktiv dazu getrieben würde, sich mit möglichst vielen Frauen zu begatten und möglichst viele Kinder zu zeugen" — eine bacchantische Wildsau. Und man muß sich nur wundern, daß man in seiner Bekanntschaft so wenig solcher Leute hat. Was bedeutet es denn, wenn gesagt wird, der größte Teil aller Männer sei heute polygam? Es bedeutet, daß der Mann seiner Frau nicht ständige Treue hält. Neigt er deshalb der Vielehe zu? Er dankt bestens. Ein verheirateter Mann, der sich eine Freundin hält, lebt zumeist nicht in Vielehe; sondern mit der Gattin teilt er die Wohnung, mit der Freundin das Bett. Wer dazu heute Lust und Geld hat, darf es tun; wenn keine der Beteiligten es verhindert. Was die wirtschaftliche Existenz der Freundin anlangt, so hat der Freund meist Ursache, sich zu Gegendiensten bereit zu zeigen, und bekommt sie ein Kind, so ist er unterhaltspflichtig. Bleibt die gesellschaftliche Schande. Anquetil schildert die soziale Minderwertigkeit der frei Geliebten und ihres Kindes. „Die unverheiratete Frau jedoch wird ihren Geschlechtstrieb stets nur in einer Weise betätigen können, der ihre moralische Stellung herabdrückt und sie zu einem Ausbeutungsobjekt des männlichen Lusttriebes macht." Aus einer solchen ungelüfteten Vorstellungswelt entsteht folgerichtig die Forderung nach der standesamtlich legitimierten Geliebten. Es ist das ungefähr so, als wenn man aus dem Deutschen Reich eine Militärdiktatur machen wollte, um die Verachtungsgefühle der Deutschnationalen loszuwerden. Es ist kein Reformieren, sondern ein Zugeständnis an den Spießbürger. Die Freundin — in der Vorstellungswelt

dieses Neutöners offenbar immer noch ein Wesen, das man vor anständigen Leuten gern verbirgt — bekommt den Ring der Achtbarkeit an den Finger. Zu verlangen hat sie dafür weiter nichts.

Man traut seinen Augen kaum, daß der Verfasser nicht aus Sachsen stammt. Diese Vorstellung: „Da müßte eben der Staat die Sache in die Hand nehmen!", diese Ausrottung alles Unregistrierten, diese Angst vor kleinbürgerlichen Vorurteilen, der abwegige Dreh, mit dem alles gekittet werden soll, und wie aus jedem Liebesakt eine Amtshandlung gemacht wird („Der Standesbeamte hat also nichts weiter zu tun, als eine Übersicht über die tatsächlich bestehenden sexuellen Verhältnisse zu schaffen") — es trägt einen ausgesprochenen Lokalgeruch. Anquetil wiegt sich z. B. in der Hoffnung, die Ehefrau werde die neue auftauchende Konkurrenz schwesterlich empfangen, so wie diese gesetzlich gleichberechtigt sei: „Wenn der Mann das Recht hat, neben seiner legitimen Gattin eine legitime Geliebte zu haben, so werden die Eifersuchtstragödien allmählich verschwinden." Als ob der leiseste Grund für die Altherrin vorläge, den konzessioniert polygamen Ehemann und die Parallelfrau weniger mit Schmähreden zu übergießen als den Ehebrecher und sein illegitimes Verhältnis. Man hat seine Sachen gern allein — und wünscht nicht, daß sie noch jemand anders gehören. „Das Liebesverhältnis, das nach dem geltenden Recht in der einen oder andern Form die Ehe zerstört, besteht (nach Abschaffung des Bigamieparagraphen) als legitime Verbindung neben der ersten Ehe." Was erlaubt ist, gefällt. Die Eifersucht wird auf Seite 113 als unschicklich abgeschafft.

Ist also für das in der Überzahl vertretene Geschlecht die Vielehe bestimmt kein Heil, sondern nur eine Notwendigkeit, mit der es sich abzufinden gilt, so ist sie für das andre vermutlich überflüssig. Richtige Polygamität ist bestimmt eine höchst seltene Sache. Es gibt flatterhafte, abwechslungliebende Männer; es gibt die Aufhebung der Personalunion von Tisch und Bett; es gibt geduldete und verheimlichte, tyrannische und ausgebeutete Kebsweiber — aber daß einer mit zwei Frauen zugleich so lebt wie mit einer, kommt selten vor. Es gibt Seitensprünge und Rollenumbesetzungen, voreilige Bindungen und Gewissenszwang — aber die legale Vielehe ist ein spießbürgerlicher und untauglicher Heilungsversuch für diese Übel. Verglichen mit dem Kampf um Ehedauer und Scheidungserleichterung, ist die Forderung nach Aufhebung des Bigamieparagraphen eine Quantité négligeable. Er mag überflüssig sein, aber er stört keinen und wird fast nie angewendet. Es genügt Anquetil nicht, wenn der Staat ihm stillschweigend gestattet, sich in jedem Stadtteil eine Freundin mit Bad zu halten. Er muß es partout unterstempelt haben. Und während ernsthaftere Leute der ganzen Welt darum kämpfen, eine geeignetere Eheform zu schaffen, befaßt sich Anquetil damit, der guten Sitte auf die Beine zu helfen, indem er das, was früher als unsittlich galt, durch schlichte Definitionsänderung für sittlich erklärt. Man muß ihm eindeutig sagen, daß seine Sorgen nicht die unsern sind.

Im Anhang haben sich viele Zeitgenossen über Anquetil geäußert. Das Klügste hat Roda Roda gesagt. Und Geheimrat Dr. Kahl, M. d. R., hat geschrieben: „Ich bestätige den Empfang Ihres Schreibens vom 17. Meine großen dienstlichen Verpflichtungen machen mir unmöglich, irgendwie näher auf das Problem einzugehen. Den in der Anlage vertretenen Standpunkt lehne ich grundsätzlich auf das Entschiedenste ab." Der Geheimrat hat also nicht genug Zeit für die Skatehe, und dies ist, wenn ich es sagen darf, auch mein Haupteinwand gegen die Doppelgattin: sie frißt einem die Zeit vom Kopf.

Auf dem Titelblatt hat der Verlag sein Signet angebracht, das just wie für dies Buch entworfen wirkt: drei laufende Beine, die in einem einzigen Schoß zusammenstoßen, und daraus schlägt eine brünstige Flamme empor. Wahrlich, ich sage euch: dies ist wider die Natur!

Was ist im Innern einer Zwiebel?

von Theobald Tiger

Nun nimmt wohl bald der Bauer Geld aus der Schatullen
und macht sich auf mit seiner Kuh zum Bullen —
mit seiner Kuh.

Nun wirft wohl diese Kuh ein Kälbchen sonder Schaden,
und dieses Kälbchen legt dort einen runden Fladen —
das Kälbchen
von der Kuh.

Nun wächst aus diesem Fladen auf der Ackerkrume
wohl bald die schönste, rote Bauernblume —
aus dem Fladen
von dem Kälbchen
von der Kuh.

Nun hüpft wohl bald ein Stubenmädchen in dem Grase,
pflückt einen Strauß für ihr Hotel und stellt in eine Vase
die Blumen
aus dem Fladen
von dem Kälbchen
von der Kuh.

In diesem so geschmückten Raum — denn sieh, er hat ihn
ja vorbestellt — liegt froh der heitere Hochzeitsreisende bei seiner
in Zimmer 28 Gattin —
mit den Blumen
aus dem Fladen
von dem Kälbchen
von der Kuh.

Und hier empfängt sie einen anfangs anonymen Knaben,
sie trägt ihn aus, gebärt — er ist von großen Gaben —
der Sohn
von der Hochzeitsreisenden
aus Zimmer 28
mit den Blumen
aus dem Fladen
von dem Kälbchen
von der Kuh.

Der Knabe reift heran, erbt einen ganzen Batzen
und gründet sich ein Etablissement für Bett-Matratzen:
der Sohn
von der Hochzeitsreisenden
aus Zimmer 28
mit den Blumen
aus dem Fladen
von dem Kälbchen
von der Kuh.

Nun schneuzt sich breit sein erster Vorarbeiter,
wischt sich den Bart und pinselt flötend weiter —
in der Fabrik
des Sohnes
von der Hochzeitsreisenden
aus Zimmer 28
mit den Blumen
aus dem Fladen
von dem Kälbchen
von der Kuh.

Der Vorarbeiter hat das Bett lackiert. Nun nimmt er einen Schluck.

In diesem Bett tu ich den letzten Atemzug.

Der Burian von Wolf Zucker

Smichov ist eine nüchterne Vorstadt von Prag, und am Sonntag Abend geht es dort so zu, wie bei uns etwa am Halleschen Tor: Kneipen, Kinos, viele Soldaten auf den Straßen; der freie Tag wird bald zuende sein, und man muß ihn ausnutzen. In der Hauptstraße von Smichov steht das Burianovo Divadlo, das Theater des Burian.

Am Eingang, gleich hinter dem Kassenraum, steht Herr Burian selber. Die Besucher kennen ihn schon, sie nicken ihm zu wie einem Schaubudenbesitzer, respektvoll, aber schon mit einem Lachen um die Mundwinkel, weil sie ihn ja kennen. Er aber verzieht keine Miene seines roten Gesichts und reckt seine riesige Hakennase in die Luft. Er wartet bis sie alle da sind, die kleinen Leute aus Smichov, aus Vinohradi, aus Zizkov und auch die feinen Leute aus Dejvice. Denn sie kommen alle zu ihm, weil er für Prag so etwas sein mag, wie Adalbert für Berlin, weil sie, wenn sie über ihn lachen, über sich selber lachen, und das ist das schönste Lachen.

Wenn das Theater ausverkauft ist, kann es anfangen. Der Vorhang geht auf: da sieht man in ein Büro, in dem es ganz lustig zuzugehen scheint. In Büros auf der Bühne wird ja selten gearbeitet, aber hier handelt es sich um einen Betrieb, der so ein bißchen verlottert zu sein scheint. Lange wird es nicht mehr so weiter gehen, und wozu sollen sich da grade die Angestellten viel anstrengen? Freundinnen kommen und gehen, die Herren schlendern pfeifend von einem Zimmer zum andern.

es ist wunderbar wenig zu tun. Plötzlich lacht der ganze Zuschauerraum: hinter der Bühne wird fürchterlich geschimpft, und dann wird die Tür aufgerissen, daß die Leinwandwände zittern, und da ist er, der Burian. Einen Klemmer mit schwarzer Schnur hat er auf der Nase, die über einen viel zu weiten Kragen hinüberragt, seine unheimlich großen Hände stecken in kanariengelben Handschuhen. Aha, er ist der neuengagierte Bureauchef, er wird hier Ordnung schaffen, Donnerwetter noch einmal! Und das verkündet er nun krähend, trompetend, mit emporgerutschten Ärmeln allen, die es hören oder auch nicht hören wollen. Das wird hier alles anders werden, die Freundinnen werden aufhören und das Gesinge auch, und dann untersucht er mit ausgestrecktem Zeigefinger das Tintenfaß, in dem längst die Tinte eingetrocknet ist, und ein Federhalter ist auch nicht da, und um fünf Uhr gehen alle nach Hause, als ob nichts wäre, und, und ... na!

Aber mit dem Ordnungmachen will es nichts werden. Das Bureau ist eine Theateragentur, die hübschen Damen gehören wohl mehr oder weniger zum Inventar. Und dann hat der Burian auch Pech, den einzigen Geldgeber traktiert er mit Fußtritten, die Tochter des einflußreichsten Mannes ohrfeigt er und dann bekommt er in der Wohnung der Schauspielerin Rükken- oder Bauchschmerzen, das weiß man bei ihm nicht genau. Und da muß er sich ein bißchen hinlegen, und grade, als er nur in Hemd und Socken — den Klemmer hat er aber aufbehalten — aus dem Schlafzimmer der großen Schauspielerin kommt, steht da seine Frau. Mit dem Aufräumen wird es also vorerst nichts werden.

Dieses Stück wird in einem raschen Tempo heruntergespielt, dauernd meckert der Burian dazwischen, und er macht alles falsch, der Herr Bureauvorsteher, aber auch noch ohne Unterhosen behält er seine Diktatorengeste. Das Publikum biegt sich auf den Plätzen vor Lachen. Viele seiner anscheinend unanständigen Sentenzen muß Burian zwei Mal sagen, und doch hat man das Gefühl, daß ein guter Teil dieses fast schon bäurischen Publikums sie ebensowenig versteht, wie wir, die Fremden. Aber den Burian, den verstehen sie. Er ist eine Possenfigur und doch von beinah erschreckender Echtheit. Er ist so preußisch und doch so hilflos. Wenn ihm die Schauspielerin große Erklärungen machen will, muß er plötzlich niesen und von seinem hinterhergestotterten „prosim" weiß man nicht, ob es ein zweiter Nieser oder ein Pardon bedeuten soll. Mit wem soll man ihn vergleichen? Manchmal ist er wie Max Adalbert und manchmal wieder wie Karl Valentin: schnoddrig, schnauzend und dann doch wieder ein trauriger Fremdling unter den Menschen, ein Zurückgesetzter, ein Sitzengebliebener.

Die Tschechen sehen in ihm wohl hauptsächlich den Deutschen, jenen, der kam, um mal Ordnung zu schaffen, und dafür alles in völliger Unordnung zurückließ. Aber da sie ja die Preußen unter den Slaven genannt werden, so gelten diese Vorwürfe auch ihnen selber. Und sie lachen darüber.

Whiteman von Hans Reimann

Es ist nicht gesagt, daß zu Tanz-Platten getanzt werden muß. Früher, wenn man eingeladen war, kurbelte die Dame des Hauses ihr Grammophon an und ließ eine Platte laufen, und da tanzten dann die Herrschaften dazu. Das gibt es auch heute noch. Aber es gibt heute noch ein Zweites: man kann Tanz-Platten für sich allein spielen; wie Kreisler- oder Caruso- oder Orchester-Platten. Bei Etté-Platten würde ich das nicht riskieren. Es sei denn, um ihre Minderwertigkeit festzustellen. Manche Orchester sind hochwertig. Abe Lyman, Ben Bernie, Harry Archer, Castlewood Marimba Band, Marek Weber, Paul Godwin und neuerdings Barnabas von Géczy und Ben Berlin (Hermann Bick). Und zwei Orchester sind sogar fulminant: Hylton und Whiteman. Hylton hat kein Gewicht. Er ist heiter und proletenhaft-primitiv ohne Etwas dahinter. Er musiziert halt, und er musiziert mit Hingabe. Wären seine Solisten weniger tüchtig, könnte er einpacken. Er „verkauft" seine Nummer gut, aber hat man eine seiner Platten zehnmal gehört, kann man sie auswendig. Sehr musikalische Menschen schon beim dritten Mal. Bei Whiteman entdeckt man die letzten Finessen erst mit der zehnten Wiederholung. Hylton ist naiv und unbekümmert, etwas barbarisch, meist gutgelaunt (oder wenigstens so tuend) und damit basta. Whiteman hat teils Ambitionen, teils Grips. Wir wollen uns — in chronologischer Reihenfolge — seine markantesten Erzeugnisse vor Ohren führen. Sie sind bei Electrola erschienen.

EG 24 (mehr denn ein Jahr alt) war noch dünn, ohne Bässe, ein Pfannkuchen ohne Fülle, Zirkus-Musik, allez-hopp, peitschend und jagend. Sie hieß „Sonya". EG 56, „swanee river blues", hatte ebensowenig Tiefe, blieb flach und nett, doch man spürte Whitemans Bestreben, keinen Millimeter ungenützt zu lassen und das etwaige Nadelgeräusch zu überpinseln. EG 150, ein Ruck nach vorn: Rimsky-Korsakoffs „Hymne an die Sonne", leicht angejazzt, grub nach Gold. Sie bezauberte durch ihr spielerisch aufgelockertes Pathos. EG 173 („Just a little drink") zeigte das Streben, von unten heraufzuholen, was sonst brach lag. Einige Quadratzentimeter Männergesangverein machte die Sache pikant. Es war knorke mit Spinnweben. EG 212 („No fooling") warf ein scheu gewordenes Saxophon in die Rillen. EG 378, der St. Louis-blues, bestach durch überraschende Klavier-Wirbel und durch schleifenartig geblasene Intermezzi. Bei EG 378 fing eine neue Serie an: Platten in lyrischem Stil: „in a little spanish town": ein Genre-Bild mit vorsichtig exotischer Tönung. EG 446 setzte die Rückseite von EG 378 fort: was in „Trudy" embryonal geblieben war, wurde hier zu bewußten Effekten gesteigert; eine stumpfe Zupf-Begleitung hangelte dahin, Wiedoeft-Stakkati erregten Verwunderung, und Schuhplattler-Arabesken wurden keck übernommen. EG 446 heißt „Wistful and blue". Wohl dem, der alles dies nicht auf Deutsch weiß. Es ist doppelt so schön, weil mysteriös und beliebig deutbar. Was mich betrifft, so stelle ich mir die Platte „Wistful and blue" äußerst un-

züchtig vor. Es ist verruchte Musik, hinter erotischen Schleiern und in Handschuhen; in Handschuhen aus Sämisch-Leder. In EG 581 („I always knew") werden Engelsfittiche ausgebreitet, überakustisch hallend, und ein Spieldosen-Finish stülpt dem Ganzen die Krone auf. EG 603 ist die erste Platte größesten Formats. Ein Markstein. „Shanghai dream man". Hier wurde seltsames Geklöppel mit höchster Präzisions-Arbeit gemixt, und das Orchester, chinesisch drapiert, berauschte sich an den eignen Crescendi. EG 605 enthüllte die Spießigkeit Edvard Griegs, des Lieblings vom Kaiser Wilhelm. „Das Lied des Wanderers" wurde in die Prärie verschoben und blieb vermittels eines daher- und dahinwehenden Endspurts in der Luft hangen. Grandios geriet „Broadway", EG 661. Du standest mitten im Trubel New Yorks, und die Autos umtöfften dich. Herrlich schraubte sich die kesse Melodie aus dem Straßenstaube hinauf zum Firmament. Man bekam dabei Herzklopfen. Der „five step" (auf EG 700) war quietschvergnügt und karnevalistisch frisiert. Ein meschuggener Schluß! Und hintendrauf war „Es dauert nicht mehr lange", ein geschwätziges Durcheinander quirliger Instrumente, ein poesie-umwittertes Kuddelmuddel. In „Seite an Seite" (EG 708) wurde der Refrain wie Schicht-Käse serviert, im Querschnitt ein sinniges System verschieden getönter Kehlen. Nun folgt die Literatur. Denn Whiteman irrte in eine Sackgasse und erlebte eine Neuauflage des Expressionismus. Es gehörte zu seiner Entwicklung. Whitemans Linie ist eine Kurve. Vielleicht wurde er von den diesbezüglichen Gagmen falsch beraten. So oder so — es mußte sein. EG 728 bringt die „rhythm boys". Und das grenzte an „Romanisches Café". Die Musik wurde von der Literarischkeit überrumpelt. Steriler Jux, von kalter Hand angerührt. Mit EG 807 erklomm das Literarische in Whiteman die oberste Sprosse einer brüchigen Leiter: zwei stomps erdrosselten alles Musikalische zugunsten aufgepfropfter Nebengeräusche. Es kreischte zur Pleite. Parturiunt montes, nascetur ridiculus rhythmus. Es war eine wahre Musikaliteratortur. Er mag das eingesehen haben, oder es gab ein schlechtes Geschäft, kurzum: er brachte in rascher Folge und alter Frische fünf entzükkende Platten heraus, die sowohl dem platten Gaumen des Durchschnitt-Hörers als auch dem verbeulten Gaumen des Snobs ganz und gar gemäß waren: EG 824 („Ramona"), EG 838 („Ol 'man river"), EG 845 („Sonnenschein"), EG 865 („Miß Annabelle Lee") und EG 885 („Ma belle"). Hierauf erfolgte ein erstaunlicher Aufstieg mit EG 929, einer seiner besten Platten („Und wo bleibe ich?"), die sauersüß anmutet, einen ungemein reizvollen Klavierpart birgt und zuguterletzt kein Ende findet, sondern sich wonnig hinauszögert. In EG 933 kitzelt die noble Weichheit des Saxophons. Und EG 1000 („Mein Engel") präsentiert sich ein mixtum compositum aus Tango à la Mascagni und gerevellertem und dicht gesponnenem Metall-Fox und anderseits („Erinnerung") die Verkleidung des Saxophons als Cello mit einem Stich Maurice Ravel. EH 86 und EH 80 sind seine beiden großformatigen Platten, die eine Gershwins „Rhapsodie in blue", von Mal zu Mal sprit-

ziger und klarer; die andre: Dr. Katschers entkitschte „Madonna" und eine wahrhaft elegante Hysterie namens „Soliloquy".

Natürlich ist Whiteman hie und da banal oder nur routiniert oder überspitzt und getüftelt. Im Großen und Ganzen wiederholt er sich kaum, schreitet weiter, hütet sich vor Kunstgewerbe. Er opfert der Synkope, ohne sie zum Selbstzweck zu machen. Jeder Schlager hat seine drei Strophen (Vorstrophe mit Refrain): Whiteman wird nie und nimmer die Strophen wie gleiche Küken aus dem Ei schlüpfen lassen. Mitunter geht er so weit, daß er die Melodie als bekannt voraussetzt und einfach ausspart und gleichsam nur Löcher liefert. Er zieht den Schlager an und aus. Hüllt ihn in eine mondaine Robe oder reißt ihm die Unterwäsche vom Leibe. Auch vor dem Stilkleid schreckt er nicht zurück. Löst sogar das Problem, wie ein Schlager im Unbewußten ausschaut. Er läßt das Saxophon stolpern, als wäre es betrunken; läßt es über die eignen Klappen purzeln. Oder er bündelt die Bläser und entlockt ihnen üppige Garben. Er betont das Exotische, das Kolorit, setzt Fioretten auf, verdickt das Kontrapunktische, holt aus dem Baß-Saxophon ein seriöses Bomm-bomm, verwendet das Sousaphon aufs Sparsamste, schenkt den Streichern vorübergehend die Führung, schiebt Refrain-Gesang ein oder ein individuelles Organ (schwul und weibisch, wenns sein muß — zur Kontrastierung der nickelglänzenden Härte), legt den Taktstab (den er nicht in die Hände nimmt) nieder und delektiert sich am Klavier-Solo, nimmt die Komik tiefernst und das Ernstgemeinte komisch, verhütet das Dominieren eines vordringlichen Instrumentes, betont die Zwischenspiele (ein Erik Charell der schwarzen Mazze), fängt die Geräusche der Straße auf, hat die Courage zum Häßlichen und Garstigen und anscheinend Schiefen, glaçiert das Billige, veredelt Gassenhauer salonesk, hat das Pathos am rechten Fleck, kennt Melancholie nicht minder als Ausgelassenheit und hüllt das Thema gern in melancholische Ausgelassenheit, greift mitunter zu rein maschineller Begleitung, macht monotonen Hackepeter zwecks Überbetonung einer Linie, placiert seine Solisten je nach Lage der Dinge, steckt Gänseblümchen in köstliche Vasen (als seien sie Orchideen, und das sind sie denn auch im Handumdrehn), ist stets intelligent in seiner Arbeit und leider bisweilen intellektuell, bleibt nicht stehen, wächst über sich hinaus, zielt nach Symphonischem und weiß als einziger, was ein Schluß ist. Seine Platten haben stets eine Miniatur-Ouvertüre, einen grundlegenden Auftakt; und ein Finale, und dies Finale ist entweder ein simpler oder ein gewichtiger Gongschlag oder ein Dahinwehen oder ein auseinanderstrebender Akkord oder eine irre Harmonie oder eine logische Harmonie oder (und das ist das Netteste) gar nichts.

Ich halte Whitemans Orchester für das intelligenteste Orchester unsrer Zeit.

Theater in Wien von Alfred Polgar

Der Grundsatz, von dem sich die wiener Prosa-Bühnen bei Festsetzung ihrer Spielpläne leiten lassen, ist einfach: es kommen jene Stücke zur Aufführung, die in Berlin hundert Mal und öfter über die Szene gegangen sind. Ein gesunder Grundsatz, gestützt auf die Erkenntnis, daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs bei erfolgreichen Stücken eine besonders große ist. Man könnte auch so sagen: von den vielen Gattungen dramatischer Literatur entspricht dem Kunstgeschmack wiener Theaterleiter am besten die Gattung der sogenannten Zugstücke. Um aber beurteilen zu können, ob ein Stück ein Zugstück ist, muß man es doch erst einmal ziehen sehn.

Also: die Theaterkassierer von Berlin sind die Dramaturgen für Wien.

Bei derlei Prinzipien der Repertoirebildung müßte das Bedürfnis Wiens nach neuerm, besserm, vom Atem der Gegenwart belebtem Theater kläglich ungestillt bleiben, wenn nicht der Schutzgeist, der über der alten scheinlebendigen Theaterstadt waltet, es listig so gefügt hätte, daß sie ein solches Bedürfnis gar nicht hat.

Eine ähnliche Erwägung tröstet auch darüber, daß die begabten jungen oesterreichischen Dramatiker nicht zu Worte kommen. Es wäre wirklich traurig, wie schlecht sie daheim dran wären, wenn es sie gäbe.

In Reinhardts Theater in der Josefstadt wird seit Monaten „Leinen aus Irland" verkauft. An den ersten fünfzig Abenden war Gustav Waldau Darsteller des wienerisch-aristokratischen Beamten aus grauer Vorkriegszeit. Wie er zu dieser Figur die Ahnen mitspielt, die geistige Landschaft, wo ihresgleichen seit Jahrhunderten Herr und zuhause ist, wie er Zynismus, Liebenswürdigkeit, Witz, Bonhommie, rasse-eigentümliche Anmut, Wurschtigkeit und andre Austriazismen der Seele mehr zu einer ganz besonders aromatischen Mischung ineinander rührt ... also da bleibt kein Auge von heitern Tränen leer. Den unwiderstehlichen Schlesinger macht auch in Wien Kurt Bois, ein Genie der kleinen, flüchtigen und frechen Drolerien, von jedem Wort und Ding und Augenblick Einfall naschend, à la papillon..., wenn man von einem erwachsenen Schauspieler sowas sagen darf. Bezaubernd das weiche, zart angejüdelte Wienerisch, das er redet. Es klingt so unverfälscht naturgetreu, daß man wirklich glauben könnte, Bois sei ein echtes Kind Mährens (wo so viele talentierte Wiener geboren sind).

Im Deutschen Volkstheater zieht der „Fall Mary Dugan" die Zuschauer in den Bann seiner so scharfsinnigen wie albernen Verwicklungen. Herr Direktor Beer spielt persönlich den Staatsanwalt, wie er im Vorjahr, in „Hokuspokus", persönlich den Verteidiger spielte und im Kriminalstück des nächsten Jahres vermutlich den Vorsitzenden spielen wird. Direktor Beer ist den Anforderungen, welche die Verkörperung eines Gerichtsfunktionärs an den Schauspieler stellt, durchaus gewachsen. Er gibt diesen Figuren ohne Abzug allen Text, der ihnen zukommt, und auch ein Gesicht, soweit der Text ihnen

ein solches gibt. Der Zuschauer aber weiß nicht recht: ist der Direktor Beer ein so guter Schauspieler? Oder ist die Schauspielerei eine so leichte Kunst?

In ein ähnliches Dilemma stürzt den Betrachter ja auch der Doktor Friedell. Bei Doktoren auf der Bühne kennt man sich nie recht aus.

Die Praxis, es nur mit erprobten Stücken zu probieren, führt in Wien auch dazu, daß eine Bühne von der andern sich Erfolge ausleiht. So erlebte „Die beständige Gattin", abgespielt in der Josefstadt, als jene Constanze, die sich richtig verhält, ihre Wiedergeburt im Deutschen Volkstheater, und das Burgtheater bereitet jetzt die Tragödie „Juarez und Maximilian" vor, die vergangenes Jahr bei Reinhardt, im Bezirk nebenan, viele Male zu sehen war. Im übrigen läßt sich unsre Staatsbühne den Vorwurf nicht mehr gefallen, sie bleibe zurück, habe keine Fühlung mit dem, was heute von der Bühne herab Menschenherz bewegt, und rüstet deshalb eine große Neuinszenierung der „Journalisten" von G. Freytag. Auch sonst gehen im Burgtheater gradezu Dinge vor. Herterichs Stern ist, soweit er das bei seiner angeborenen Blässe vermag, im Erbleichen, und am Horizont steigt ein artistischer Sekretär herauf, welcher, nähergekommen, von einem Direktor kaum zu unterscheiden sein wird. Es ist Herr Doktor Friedrich Schreyvogel, ein Oesterreich-gläubiger junger Dichter, fromm, ergeben der Gebieterin, d. i. der christlich-sozialen Partei, welche für Thron und Altar tut, was sie tun kann in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit.

Der Versuch, Wien durch Herrn Berisch ein radikales, verwegenes Theater, man möchte fast sagen: eine Volksbühne, aufzuoktroyieren, scheint abgeschlagen. Drei Monate dauerte, im Karl-Theater, der Ansturm — ein Lenin-Stück des begabten Ernst Fischer, ein Grabbe, „Der Frauenarzt" von Rehfisch — dann verzog sich die freche Invasion, und die Unsrigen pflanzten ihre Standarte auf den wiedereroberten Boden. Nämlich: „Die Kurpfuscherin, Schwank von Friedmann und Lunzer. Im Zwischenakt wird Frau Niese das Fiakerlied singen."

Hingegen hat die entzückende Spoliansky-Schiffer Revue „Es liegt in der Luft" hier nur wenig und weniger Vergnügen bereitet. Sie wurde vom Publikum — als leider scharf, modern, geistig, unsentimental — kühl aufgenommen und von der Kritik schonungslos „intellektuell" geschimpft. So was nach Wien zu bringen, ist auch ein Wagnis; ähnlich, wie wenn einer ganz andre Vögel als Eulen nach Athen tragen wollte.

Es ist auch von zwei Ur-Aufführungen zu berichten, zwei halben Lernet-Holenias. Dieser vermengte sich zum Zweck der Komödienherstellung einmal mit Stefan Zweig, das andre Mal mit Rudolf Lothar. Aus der ersten Mischung gedieh das nette, unsüße Lustspiel „Gelegenheit macht Liebe" (Volkstheater), aus der zweiten eine rohe und reizlose Komödie der Mißverständnisse „Die Frau in der Wolke" (Akademie-Theater). Sage mir, mit wem du umgehst, und ich bin nicht mehr neugierig auf das Manuskript, grobe Finger verderben

die beste Schreibmaschine und der Apfel fällt nicht weit vom Mitarbeiter.

Kummer hatten wir auch mit unsrer Oper. Sie war, wie bekannt, mit Furtwängler verlobt, aber dann ging die Partie zurück, und die ganze Stadt kränkte sich ob der verlassenen Braut. Das ist keine Übertreibung, denn der Wiener liebt seine Oper und hat auch Ursach, sie zu lieben. In diesem unvergleichlich noblen Hause, durchgeistet vom Echo so vieler Schönheit, die hier erklungen ist, lebt und webt ein Zauber, dem kein musisches Herz sich entziehen kann.

Morgan und Pius von Morus

Der Geldgeber als Experte

Mit einmal trat tiefes, ehrfurchtsvolles Schweigen ein. Mister Morgan war ins Zimmer gekommen und hatte sich an den grünen Tisch der Experten gesetzt; gar nicht mal zu oberst, sondern nur so zwischen die andern. Aber die Anwesenheit dieses Mannes genügte: die Völker, die eben noch über das Gutachten Parker Gilberts durcheinander schwadroniert hatten, wie die Schulbuben in der Pause, wurden mäuschenstill. Sie legten artig die Hände auf die Bank und setzten das bravste Gesicht auf, dessen sie fähig sind. Jeder wollte Betragen „sehr gut" und vom Lehrer eine bessere Zensur haben als sein Nachbar. Es war urkomisch.

Wenn es ums Geld geht, pflegt den meisten Menschen der Sinn für die Lächerlichkeit abhanden zu kommen. Die Herrschaften, die im Vollbesitz irgendwelcher administrativen Befugnisse sich in den Dienststunden für die Könige dieser Welt halten und die Gewerkschaftsideologen, die sich gern einreden, daß wir doch schon beinah fast sozusagen eine Wirtschaftsdemokratie haben, werden es ja wahrscheinlich auch jetzt noch nicht merken. Aber für die andern war es immerhin lehrreich und beweiskräftig. Wir hatten bisher die Männer, die in Paris über die deutschen Reparationen befinden sollen, auch für nichts andres angesehen als für die Vertreter des allenthalben regierenden Großkapitals. Es sind ganz nette wirtschaftliche Potenzen dabei: der brüsseler Bankier Emile Francqui und der mailänder Autoreifenfabrikant Pirelli gehören für die bescheidenen europäischen Verhältnisse wohl schon zum schwereren Kaliber. Aber die Mehrzahl der Experten besteht aus jenen privatwirtschaftlichen oder halbbeamteten Generaldirektoren und Bankpräsidenten, die sich mit dem traurigen Los bescheiden müssen, aus ihren Gehältern und Tantiemen im Laufe eines Lebens einige Millionen zu ersparen. Es sind die Funktionäre des Kapitalismus. Manche von ihnen sind im Aussehen und im Tonfall von ihren Auftraggebern nur schwer zu unterscheiden. Sie dürfen Generalsuniform tragen und das Jahr über tun, als ob. Aber bei den ganz großen Gelegenheiten kommen die Geldmänner selbst und dann verlieren die Epauletten der andern ihren Glanz. Die Funktionäre erscheinen plötzlich uninteressant und überflüssig. So ist es, wenn in den

Generalversammlungen sich ein wirklicher Großaktionär unter die bestellten Verwaltungsdirektoren mischt. Und so ist es in Paris bei den Experten. Der liebe Gott persönlich: das ändert die Situation.

Die Überraschung darüber, daß John Pierpont Morgan sich unter die niedern Völker mischen und in eigner Person nach Europa kommen will, war sachlich nicht gerechtfertigt. Der sechzigjährige Herr Morgan, dessen Großvater bereits Millionär war, hat es nicht mehr nötig, seinen Ruhm durch bezahlte oder freiwillige Stabstrompeter verkünden zu lassen. Er gilt als pressescheu und läßt sich auch nicht mehr so oft photographieren wie die jüngern Nabobs der fünften Avenue. Aber wenn es darauf ankam, hat er auch bei frühern Gelegenheiten nie versäumt, selbst nach dem Rechten zu sehen. Als die französische Währung im Jahre 1924 in die Brüche zu gehen drohte, kam er als Retter übers Meer geschwommen und schloß mit den Franzosen eine Hundertmillionen-Dollar-Anleihe ab.

Auch bei den Vorbereitungen der Dawes-Konferenz war er bereits sehr tätig. Schon damals wurde sein Name unter den Kandidaten für die amerikanischen Sachverständigen genannt. Er und Mister Schiff vom Bankhaus Kuhn, Loeb & Co., so hieß es im Dezember 1923, sollten Amerika auf der Sachverständigenkonferenz vertreten. Aber damals herrschten unter den Politikern der Reparationskommission noch rauhere Sitten. Man wollte noch nicht so offenkundig den Geldleuten die Führung überlassen und gab deshalb Washington zu verstehen, daß die Entsendung interessierter Bankiers unerwünscht sei. Mister Morgan beschränkte sich daraufhin, den Frühling in Griechenland zu verbringen und nur vorübergehend in Paris zu erscheinen.

Diesmal wird es noch offener und eindeutiger vorsichgehen. Der Wahlsieg der Republikaner war ein Sieg Morgans. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß er nun die Früchte seines Sieges und seiner Wahlgelder einheimst. Er braucht nicht mehr, wie vor fünf Jahren, mit der Kuhn, Loeb-Gruppe um die Führung zu kämpfen. Er hat unbedingt das Prae. Er ist von Anfang an dabei und hat es in der Hand, die Segel so zu stellen, wie er sie braucht.

Das gibt der pariser Konferenz eine schöne, gradezu klassische Klarheit. Die Fiktion, daß dort unabhängige Sachverständige, unbeeinflußt von den Regierungen, miteinander verhandeln werden, bekommt dadurch eine neue Nuance. Bisher konnte man sich noch einbilden, daß zwischen den beiden großen Parteien, den Reparationsschuldnern und den Reparationsgläubigern, die Amerikaner gleichsam als unbeteiligte Schiedsrichter den Wahrspruch abgeben werden. Nun ist auch dieses letzte Mäntelchen gefallen. John Pierpont Morgan kommt nach Europa, um ein neues Reparationsgeschäft zu machen. Sie müssen nicht meinen, daß er gleich einen großen Geldsack mitbringt. O nein, Geld ist auch in Amerika grade knapp, und knappes Geld kostet hohe Zinsen. Aber zum Besten der Menschheit wird sich doch wohl noch eine Anleihe praktizieren lassen.

Die Finanzierung der Kurie

In Geldsachen ist auf den Himmel kein Verlaß. Selbst die besten Beziehungen nützen nichts. Solange die Kurie noch einen selbständigen Staat regierte, hatte sie das Anrecht weltlicher Staaten auf schlechte Finanzwirtschaft. Sie pumpte sich redlich und mühselig durch wie die andre italienische Regierung, und nur häßliche Intoleranz kann etwas darin finden, daß die römischen Päpste sich von dem Juden Rothschild sanieren ließen.

Aber auch seitdem der Kirchenstaat aufgehört hat zu existieren und nur noch das Reich Gottes übrig geblieben ist, ist man im Vatikan nicht frei von Finanzsorgen. Die Wiederausbreitung der päpstlichen Macht seit dem Kriege, die Ausdehnung der römischen Diplomatie erfordert erhebliche Summen, der Peterspfennig fließt spärlicher, die Geldentwertung ist bei Liebesgaben spürbarer als sonst. Noch immer sind die Wege der kirchlichen Finanzen wunderbar. Ununterbrochen und von den Aufsichtsinstanzen wohlwollend übersehen, strömen aus Holland katholische Kirchenanleihen nach Deutschland herein. Aber im Mutterland Italien hat es die römische Kirche finanziell viel schwerer. Die katholischen Banken in Italien, die früher ein starker Rückhalt für den Vatikan waren, sind eine nach der andern verkracht. Die größte von ihnen, die Banca di Roma, hat schon vor mehreren Jahren in einer Zeit, als Mussolini noch als Antichrist galt, bei der fascistischen Regierung Zuflucht gesucht und gefunden. Und nun ist auch ein Dutzend katholischer Provinzbanken soweit, daß nur noch der italienische Staat helfen kann. Wiederum hat Mussolini mit großer Geste in die Tasche der Steuerzahler gegriffen und den klerikalen Banken seine Hilfe angedeihen lassen.

Man hat diese Rettungsaktion, wohl mit Recht, als einen neuen Schritt auf dem Weg der Verständigung zwischen dem Fascismus und der Kurie angesehen. Von den weiterreichenden Verständigungsplänen, der Anerkennung der päpstlichen Souveränität auf dem vatikanischen Boden ist es wieder stiller geworden. Von allen politischen Schwierigkeiten abgesehen, wäre die Wiederanerkennung des Kirchenstaates selbst auf kleinstem Gebiet eine höchst kostspielige Finanzfrage; denn Italien wird es wohl nicht eilig haben, die 52 Millionen Dollar — 1 Milliarde Lire — an die Kurie auszuzahlen, die der Papst noch von 1870 her beansprucht.

Um sein irdisches Reich zu erweitern, hat Pius XI. inzwischen bereits das Hügelgelände im Umkreis von St. Peter angekauft, auf dem einmal ein vatikanisches Gesandtschaftsviertel entstehen soll. Das Geld dafür, zwei Millionen Dollar, hat er sich schon vor einiger Zeit von John Pierpont Morgan geliehen. Und wenn alles gut geht, wird Morgan, der Urenkel eines streitbaren anglikanischen Predigers, noch einmal nach Rom reisen können, um zu sechs Prozent und einem Prozent Amortisation den Kirchenstaat zu installieren. Nur schade, daß er als amerikanischer Staatsbürger nicht, wie weiland Karl Rothschild, dafür den päpstlichen Erlöserorden in Empfang nehmen darf.

Bemerkungen

Köpfe

Daß in Deutschland gearbeitet wird, steht fest. Noch fester, daß stets daran gearbeitet wird, dieser Arbeit auch die nötige Beachtung zu sichern — „aus betriebstechnischen Gründen" entlädt sich diese Eitelkeit in Denkschriften, Geschichten, Erinnerungsheften und einem recht unbescheidnen Getue um eine Sache, die, dächten wir, dem Deutschen doch selbstverständlich sein ...

Prüft man solche historischen Abrisse der Geschäftsunternehmen, so findet man darin gewöhnlich die Porträts der Inhaber, ab 1684 bis auf den heutigen Tag. Und dabei fällt etwas auf.

Betrachten wir die drei letzten Generationen; die Herren sind brav und sauber photographiert: nur so ist ja eine Vergleichung möglich, denn Zeichnungen können noch mehr abirren. Photos sind halbwegs zuverlässige Reportage. Wie sehen diese drei Generationen aus —?

August Friedrich Wilhelm Schulze (1821—1889). Ein bebarteter, alter, bescheidner Mann, mit Brille und schütterm weißem Haar; die Arbeit hat ihn leicht geduckt und das Alter, aus seinen Augen blickt alles Mögliche, verglommene Herrschsucht, Traurigkeit, ein langes Leben — ein Mensch, mit dem man sprechen kann. In pace.

Hans Erich Schulze (1854—1915). Blanke Augen und der mächtige Schädel eines tatkräftigen Mannes; in diesen Augen ist vielerlei: ererbte Familienzüge, List, sicherlich Güte. Für den ist der deutsche Humanismus nicht umsonst gewesen — er hat eine Beziehung zu dem Besten gehabt, was Deutschland zu geben hatte. Aber schon nicht mehr so wie der Alte, sein Vater. In pace.

Dr. iur. Ernst Emil Schulze (geb. 1885). Donnerwetter!

Ein glatt rasierter Schweineschädel: zwei kleine Knopfaugen; ein erbarmungsloser Kragen; der kleine Zahnbürstenschnurrbart ... und um die Wein-Unterlippe jener erbarmungslose Zug von Kälte und Korrektheit, der die Hülle aller neudeutschen Herzlosigkeit ist. In pace? In bello. Und der Hermundure flüstert beklommen: „Gott, ist die Gegend runtergekommen ..."

Die gute alte Zeit hats nie gegeben. Die schlechte neue? Allemal. So, wie der alte Jahrgang der deutschen Strafrichter immer noch angeht, weil es doch oft noch einen winzigen Weg zum Herzen dieser Männer gibt und vor allem, weil sie eines haben, jedoch die Brutalität der neuen Jahrgänge unerträglich ist: so ist auch der Typus der deutschen Kaufleute des neunzehnten Jahrhunderts, das vielfach aus Neusilber gewesen ist, eitel Gold gegen das Nickel dieser Tage. Wie das blitzt! Wie hart das funkelt! Und wie gelb das einmal werden wird ...!

Gesichter, die in die Hose gehören. Aber wir zeigen sie der Welt — mit einem herausfordernden Ausruf aus dem Götz, und wundern uns, daß alle, alle dagegen sind.

Ignaz Wrobel

Eine Stunde zurück

Auf der Rheinbrücke stellt man die Uhr um: in Kehl eben wars noch sieben, jetzt ists also sechs. Es ist wie in einem Roman von Verne oder Wells. Man überlistet die Sonne. Welche Macht Grenzpfähle immer noch haben: Naturgesetze zerstäuben an ihnen wie Zunder.

Ein freundlicher Mann in Uniform stempelt das Triptyque ab. Er bedient sich dazu eines halben Dutzends verstaubter Holz- und Gummidinger, die ganz so aussehen, als seien sie seit siebzig in Paris aufbewahrt gewesen. Pour le jour viendra. Vielleicht waren sie mit einem kleinen Trauerflor umwunden. Jedenfalls hatten sie schon damals die magische Gewalt, Leiterwagen und Kremser übern Rhein zu lassen.

Zwei Zigarren, herablassend entgegengenommen, setzen das letzte Siegel und bringen die heilige Handlung der Grenzüberschreitung zum Abschluß. Aber mein Gefährte, Berliner von Geburt und Überzeugung, fühlt sich offenbar noch nicht genügend „abgefertigt". Die Sache ging ihm zu einfach. Er stößt mich an: „Keene Zollrevision?" Mehr um ihn zu beruhigen, frage ich den Beamten: „Et la douane?" — „Il y aura probablement quelqu'un dehors". Wir gehen hinaus in den wüsten Schneeregen. Einsam und sachlich, wie ein großer dummer Hund, wartet der Wagen; weit und breit: personne dehors. „Nu müssen wir in dem Wetter uff die Kerls lauern", schimpft der Berliner, „doller Betrieb das!" Ich muß lächeln: „Fahr los, Mensch", sage ich, „wir sind in Frankreich." Kopfschüttelnd setzt er sich ans Steuer. Er schüttelt seinen Preußenschädel, in den es nicht hinein will, daß er halb abgefertigt in die fremde Nacht soll. Er kommt sich wie nackt vor. Er versteht die Welt nicht mehr.

Er beginnt sie, merkwürdigerweise, wieder zu verstehen vor einem Pommard, für dessen Preis er zuhause grade einen säuerlichen Mosel bekäme. Nach dem Essen schlendern wir durch die Stadt. Die Gassen sind fast menschenleer; in den Kaffeehäusern spielen glatzköpfige Kaufleute Karten um Pfennige. Zwischen den Stichen reden sie ruhig über den Hopfenpreis. Ältliche Liebespaare lassen die Würfel hart und trocken übers Trictrac-Brett scheppern. Es ist ein bißchen gespenstisch. War die Stadt immer so? Oder täuscht mir nur die vierteljahrhundertalte Erinnerung an einen leuchtenden Sommer Leben, Farbe, Bewegung vor?

Von einem Eckhaus an der Rabenbrücke knallen uns rote Leuchtlettern entgegen, in einer züngelnden verzückten Schrift, die es bei uns gar nicht mehr gibt: „Cabaret Montparnasse", und die Fenster im ersten Stock schimmern dionysisch. Ha, Montparnasse.. Also die wacklige Treppe hinauf: ein billig auf Harem hergerichteter Raum unter Orgienbeleuchtung. Die Orgie besteht in einer rundlichen Dame aus Lüttich und einer magern Elsässerin, beide in höchst dezenter Aufmachung. Zaghaft kommen sie ihren kontraktlichen Verpflichtungen nach und zapfen uns zwei „Coupes" für sich ab. Aus Rache tanzen wir nicht mit ihnen.

Dann treten vier Girls auf: hochblond und hübsch schlenkern sie ihre niedlichen Beinchen. „Elles sont de Dantzick", beteuert rühmend die Belgierin. Jetzt wissen wir wenigstens, warum Danzig unbedingt freie Stadt werden mußte. Spätere persönliche Ermittlungen bei den zwei passabelsten der danziger Goldmädchen ergeben, daß sie teils aus Leipzig, teils aus Reinickendorf stammen. Darum schlagen sich also die Völker fünf Jahre lang herum. Hätten wir den Krieg gewonnen: die selben Mädels schlenkerten die selben Schenkel über das selbe Parkett. Bloß das Lokal hieße „Hohenzollern-Diele". Das ist der ganze Unterschied. Plus que ça change, plus que c'est la même chose, sagen die altneuen Herren des Elsaß mit Recht. Und so ist ja auch ihre Politik ...

Allerdings: die Librairie am Broglieplatz, in der wir am nächsten Morgen eine Michelinkarte zur Weiterfahrt erstehen wollen, hieße Buchhandlung; aber sie wäre vermutlich um halb neun mitteleuropäischer Zeit schon geöffnet. Jetzt ist sie um halbzehn westeuropäischer noch verrammelt. Die Straßburger schlafen seit zehn Jahren länger. Schlafen sie auch besser? Ihre Uhr geht jetzt jedenfalls eine Stunde nach ...

Meridionalis

Rot gegen Rot

Ältere und verdiente Herren aus der Literatur schelten ein wenig onkelhaft verdrießlich über das Wettrennen, das die großen und alten deutschen Verlage nach den jungen Autoren veran-

stalten. Sie hören es wohl so gern, wenn die literarischen Zeitschriften sie selber mit ihren fünfzig Jahren und grauen Bärten die „Jüngsten" und gar die „Allerjüngsten" heißen.

Es werden aber noch viel zu wenig junge Autoren gedruckt, vor allem, sie werden noch viel zu wenig gelesen.

Denn es gibt noch viel mehr junge Autoren der Jahrgänge 1900 bis ... 1910? 1911? ..., die ebenso amüsant sind wie das zu Recht so erfolgreiche Buch des „Jahrgangs 1902", es gibt noch junge Autoren, die ebenso aufrichtig und einfach und ehrlich erbittert schreiben, wie dieser eine erfolgreiche Ernst Gläser, sie haben etwas weniger, etwas mehr Talent, aber sie schreiben alle gute brauchbare lesbare Bücher, die das Leben von heute schildern, Menschen von heute, meist die jungen Menschen von heute, es sind Bücher, die man gern liest, mit Vergnügen, es sind wirklich lesbare und manchmal sogar gute Bücher.

Diese Autoren heißen Josef Roth und Ernst Gläser und Heinrich Hauser und Franz C. Weiskopf, es sind junge Pseudonyme darunter wie Ginster und Seghers, es sind noch viele andre, es ist auch Josef Breitbach, von dem hier kurz die Rede sein soll.

Breitbachs Buch „Rot gegen Rot" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) enthält drei Erzählungen aus dem Warenhaus. Es sind drei ganz einfache Geschichten mit immer dem gleichen Konflikt aus dem achtzehnten Jahrhundert, dem einmal tragischen, einmal komischen Gegensatz zwischen „Realität" und „Idee", zwischen „Leben" und „Sittlichkeit", wobei das Leben jeweils durch das Warenhaus repräsentiert wird und durch die dürftige Existenz von Warenhausangestellten und die Idee oder das Ideal oder die Sittlichkeit durch die „Partei", welche eine sozialistische ist, der man dienen muß, der man opfern muß, die das Allgemeininteresse darstellt, der das Individualinteresse sich unterzuordnen hat.

Diese jungen Autoren von heute sind alle so eminent tugendhaft, so fanatisch moralisch, aber — sie sind es nicht auf proklamative Weise, sie sind es als Gestalter. Sie deklamieren nicht von der Heraufkunft neuer Zeiten, sie zeigen die verrottete Korruption unsrer Zeit, sie schildern das kleine alltägliche Elend, die unsentimentale Traurigkeit unsrer feldwebelmäßig von „Staat" und „Besitzenden" kommandierten alltäglichen Existenz, sie tun es alle, Roth und Gläser und Seghers und Weiskopf und Sochaczewer und Ginster und Gerhart Pohl und Breitbach, Josef Breitbach.

In einer einfachen, alltäglichen Sprache, die immer leicht, klar, offen, verständlich und angenehm zu lesen ist, und nirgends banal, hohl, „tief", schwer, langweilig, erzählt er einfache Sachen von „neuen Typen". Es sind die Menschen von 1929, sie handeln und vor allem denken in denselben verzwickten Konflikten von ehemals anders, aber deshalb sind ihre Freuden immer noch mittelmäßig und defekt, und ihre Schmerzen unbedeutend und so schmerzlich, ihre Freunde ebenso unzuverlässig wie die unsern, und ihre Feinde, .., und ihre Feinde sind hier (wie echt!) eine Kollegin, ein Rayonchef, noch ein Rayonchef, der so unsympathisch erscheinen soll, daß Breitbach ganz verlegen ihn gleich zum Ostjuden macht. (Was dem hundertprozentigen Amerikaner der Deutsche, ist dem Deutschen der Ostjud!)

Ja, Breitbach ist ein wenig ungerecht gegen die armseligen „Feinde" seiner armseligen Figuranten, gegen diese Leute aus den „obern" Klassen, die zwei oder drei Stufen höher getreten werden. Wie wir sie lieben, diese jugendlichen Ungerechtigkeiten, diese „Räuber" - mäßigen Übertreibungen seit weiland Herrn von Schiller, wie man uns diesen Revolutionär auf der Schulbank einbleute.

Gerecht? Gegen Schurken gerecht sein? Gegen ein ganzes

verrottetes System gerecht sein? Sind Generale oder Industriekapitäne oder Ministerpräsidenten oder Reichsgerichtsräte gerecht? Ist Gott gerecht? Radikale Poeten entdecken auf Einladungen, daß reiche Leute umgängliche Menschen sind und besser speisen als arme Leute. Dann behaupten sie plötzlich, man müsse den reichen Leuten gegenüber gerecht sein!

Daß Josef Breitbachs Buch zu „den notwendigen Dokumenten der Zeit gehört", hat schon Stefan Zweig dem jungen Autor geschrieben. Was bleibt mir da zu sagen übrig?

Aber daß „Rot gegen Rot" ein amüsantes Buch ist, und daß es etwas aussagt von unsrer Zeit und von Menschen, an denen wir täglich vorbeigehen, und von Institutionen, die wir täglich brauchen, die uns täglich mißbrauchen, das kann ich guten Gewissens sagen.

Hermann Kesten

Fehlende Paragraphen

Kurt Hiller hat in Nr. 46 über Paragraphen geschrieben, die er vermisse, und hat bei diesem Anlaß auch wieder auf einige andre hingewiesen, die zwar vorhanden, aber schlecht oder falsch oder mindestens unvollkommen seien. Was ihm, wie jedem rechtlich Denkenden, besonders am Herzen liegt, ist der Schutz der Hilflosen vor Ausbeutung und Mißbrauch, und die Bestrafung derer, die die Zwangs- und Notlage, die wirtschaftliche oder sonstige Abhängigkeit der Schwächern für ihre eignen mehr oder minder trüben Ziele ausnutzen. Aber Hiller hat nicht von denen gesprochen, deren Abhängigkeit und Hilflosigkeit absolut und a priori die größte ist und die darum des gesetzlichen Schutzes am dringendsten bedürfen: von den Kindern.

Ich meine jetzt nicht die Lücken der Fürsorgeerziehung und nicht den Schutz der Jugendlichen vor Arbeitszwang. Wer die Löhne etwa der Heim- und Fabrikarbeiter in den schlesisch-böhmischen Textilfabriken kennt, begreift, daß schon Zehnjährige zu ihrem und ihrer Eltern Unterhalt mitbeitragen müssen, nachdem man nun einmal gegen die Vermehrung der Proles nichts tun darf, kann oder will. Auch in Sachsen, auch in den Bergwerksgegenden, steht es wohl nicht besser. Nein, hier soll nur von der allerprimitivsten Bedrohung kindlicher Gesundheit, ja kindlichen Lebens die Rede sein, gegen die so erschreckend wenig getan wird: von der Kindermißhandlung.

Man bedenke doch nur einmal, wieviel tausend Fälle von Kindermißhandlung — aus Trunkenheit, wirtschaftlicher Verzweiflung, Jähzorn oder barem Sadismus — geschehen, bevor einer zur Anzeige oder gar zur Sühne kommt. Man bedenke, wie hilflos so ein Kind ist, das oft in einem Alter, in dem es kaum sprechen kann, Mißhandlungen erduldet und das später kaum je wagt, sich bei den Nachbarn zu beklagen, da es dann nur noch härtere Schläge gewärtigen muß. Man stelle sich nur einmal vor, was das heißt, daß erst das stundenlange Jammern und Schreien gefolterter Kinder die Nachbarschaft über die Vorgänge beim Nebenwohner aufklärt, und in wie ungezählten Fällen diese Nachbarn sich dann lieber die Ohren zuhalten und „ein Auge zudrücken", bevor sie sich „Ungelegenheiten mit der Polizei" machen — was man ihnen nicht einmal verdenken kann. Und wie viele fallen dann bei der Beweisaufnahme aus Angst vor Rache um, haben nichts gesehen und nichts gehört außer Treppenklatsch; was für grauenvolle Beweise an Narben, Striemen, blutrünstigen Stellen werden verlangt, wie viel Blut — ja wahrhaft unschuldiges Blut! — wird vergossen, bis endlich einmal eine Verurteilung erfolgt. Und wie sieht die dann aus?

„Berlin, ... November. Wegen grausamer und boshafter Mißhandlung ihres leiblichen 12jähri-

gen Sohnes standen heute der Schlächter Friedrich Glitschmann und seine Ehefrau Elisabeth aus Mahlow vor dem Großen Schöffengericht Tempelhof. In der Verhandlung kamen durch Zeugenaussagen und durch die Bekundungen des Jungen, der sich in Fürsorge befindet und von einer Schwester begleitet war, gradezu haarsträubende unmenschliche Roheiten zutage. Glitschmann hatte den Jungen fast täglich mit Faustschlägen und mit einer Peitsche traktiert; auch pflegte er den Jungen an den Beinen zu packen und mit aller Wucht auf das Sofa zu werfen. Die sogenannte Mutter schlug einmal mit einer Scheuerleiste, in der noch ein Nagel steckte, nach dem Kinde. Glitschmann, der sein Kind vor Gericht nur als Lümmel bezeichnete, behauptete, das ihm zustehende Züchtigungsrecht nicht überschritten zu haben. Auf die Frage, ob es richtig sei, daß er den Jungen auch angebunden habe, meinte er, das stimme nicht, er habe ihn „nur" einmal eine Stunde auf dem Hof an einen Baum gebunden, aber nicht bestraft; das sei wegen einer ganz leichten Sache gewesen. Die Frau mußte zugeben, daß der Stock, mit dem der Mann geschlagen hat, zerbrochen sei, bemerkte aber, es sei ein dünner Stock von höchstens Fingerstärke gewesen ... Das Gericht verurteilte Glitschmann zu der milden Strafe von sechs Monaten Gefängnis unter Anrechnung von drei Monaten Untersuchungshaft. Frau Glitschmann wurde freigesprochen."

Die Existenz des § 218 beweist, daß dem Staat an Leben und Gesundheit der künftigen Staatsbürger mehr gelegen ist als an irgend einem andern seiner heiligen Güter. Warum schützt er seine Bürger nur, bis sie geboren sind?

M. M. Gehrke

Höchste Deutsche Gerichte

... Das Gesetz verbietet das Baden, das Weiden von Vieh und gewisse feuergefährliche oder der Reinlichkeit nachteilige Handlungen.

Entscheidung des Bayerischen Obersten Landgerichts, Strafakten 11, 251

*

... Die in der Vorinstanz gezogene Schlußfolgerung:
daß diese Unsauberkeit der Klägerin auch die Katze in einem schmutzigen Zustand leben lasse, findet in den Akten keine tatsächliche Stütze.

Sächsisches Oberverwaltungsgericht Jahrbuch 23

*

... mit dem Halten von Teichen ist die Ansiedlung von Fröschen

und der von diesen ausgehende Gesang als voraussehbarer Erfolg verbunden.

Reichsgericht V. Z.-S.

*

... Ist das Auftrennen eines Bettstückes behufs Entwendung von Federn als das „Erbrechen eines Behältnisses" (§ 243, Nr. 2) anzusehen?

Reichsgericht Str. 20, Nr. 55

*

... Es ist zweifelhaft, ob eine Verurteilung desjenigen, der einem andern hinterlistig eine Locke zum Andenken abschneidet, wegen Körperverletzung mit Waffengebrauch — wie der Antrag des Staatsanwalts will — dem Rechtsgefühl nicht noch mehr zuwiderlaufen würde.

Reichsgericht 23, 58

Goya in Wachs

Alte Wunder, scheinbar längst und grundsätzlich überwunden, beginnen wieder aufzublühen. Theoretisch und sehr laut erhebt man seit etlichen Jahren die Forderung nach einer unsrer Zeit allein anstehenden Sachlichkeit in allen alltäglichen Dingen, und sonderbar, fast zur gleichen Zeit verschwanden die abstrakten Puppengestelle aus den Schaufenstern und machten jenen mild lächelnden Wachsgesichtern Platz, die heute noch die Sympathie der Passanten besitzen. Der Öldruck, einst eine besondre Zierde besserer guter Stuben, feiert vorerst noch in der Malmanier einiger radikaler Künstler seine Auferstehung, aber wie lange wird es dauern, bis sich alle Feld-, Wald- und Wiesenmaler dieser dankbaren Malweise angenommen haben. Und jetzt kommt noch aus Sevilla die Nachricht, daß man anläßlich der diesjährigen ibero-amerikanischen Ausstellung tatsächlich den Plan hat, innerhalb eines besondern Pavillons Szenen aus dem Leben Goyas mit Wachsfiguren darzustellen. In diesem Panoptikum nach alten Mustern wird zu sehen sein, wie Goya seine berühmte „unbekleidete Maya" malt, wie er seine Mahlzeiten einnahm, wie er mit seinem Enkel Mariano Schaukelpferdchen spielt, wie er sich überhaupt neben seiner Malerei die Zeit vertrieb. Es wird eine Besucherfreude sondergleichen sein.

Schon jetzt aber schreien die Kunstsachverständigen Zeter und Mordio. Warum eigentlich diese große Aufregung? Weil die Ausstellungsleitung weiß, was ihren Besuchern frommt! Weil so etwas nun einmal als unkünstlerisch gilt! Da protestiert man schärfstens dagegen, während man vergißt, daß dabei vielleicht sogar Spontanes sein kann. Oder gar eine Auflehnung gegen hohe und höchste Kunstprinzipien, die allgemein nur geringe Durchschlagskraft haben und meist recht wenig von der Mannigfaltigkeit der Welt spiegeln. Man sollte also weniger überheblich-akademisch dagegen protestieren, sondern mehr überlegsam sein. Nachzuprüfen sich bemühen, wieso, weshalb und aus welchen Beweggründen. Zu regulieren versuchen, daß grade bei diesen unausrottbar beliebten Künsten neben der Kunst etwas Anständiges herauskommt. Auch das sind Aufgaben, die schon lange auf eine eingehende Beschäftigung warten, und sicherlich nicht die undankbarsten.

Otto Brattskoven

Liebe Weltbühne!

Emil Ludwigs „Napoleon" hatte bekanntlich in Amerika einen großen Erfolg.

In einem new yorker Salon, erzählen ‚Nouvelles Littéraires', unterhalten sich zwei Damen der besten Gseellschaft darüber.

„Haben Sie das Buch Ludwigs gelesen?" fragt die Eine.

„O, gewiß, meine Liebe, ich bin grade dabei."

„Und sind Sie schon bei der Scheidung angekommen?"

„Ich bitte Sie," unterbricht die Andre schnell, „sagen Sie nur nicht, wie es ausgeht!"

Antworten

Unschuldslügner. Sie können erleichtert aufatmen, der Tod hat einen Sieg für Sie erfochten. Es ist einer weniger, der Ihnen auf die Finger sieht. Richard Grelling ist gestorben. Sie haben auf den Lebenden Unrat gehäuft, Sie werden auch den Toten nicht ruhen lassen. Ich verstehe Ihren Haß. Denn dieser Mann hat in einem Alter, wo Andre sich zur Ruhe setzen, erst begonnen. Er hat mit einem Mut und einer Folgerichtigkeit, wie sie im Deutschland Wilhelms selten geworden waren, in einer verrückten Zeit klaren Kopf behalten und, während die patriotische Propaganda Kapriolen schlug, sich hingesetzt, Akten und Farbbücher studiert und unerbittlich Anklage erhoben gegen die deutschen Arrangeure der großen Zeit. Das ist eine historische Leistung, die nicht fortdisputiert werden kann, die auch nicht geschmälert werden kann durch die Irrtümer, die ihm bei seinem beschränkten Material naturgemäß unterliefen. Dieser Mann hat gehaßt, gewiß, aber er gehörte zu denen, die für die Wahrheit hassen. Zu einer Zeit, als die Sozis vor Wilhelm II. katzbuckelten, forderte er die deutsche Republik. Sie können zufrieden sein, Herr Patriot, was Sie ihm auch nachgesagt haben, es ist gering gegen die Wut der diplomierten Republikaner, wenn dieser Name fiel. Das mußte man erlebt haben. Richard Grelling stammte aus der alten Zeit des demokratischen Bürgertums. Deshalb stand er allein und mißverstanden da. Deshalb aber hat er auch für die Zukunft gesprochen.

Dr. Maria Prigge-Kruhoeffer. Sie schreiben zu Werner Krafts Ausführungen in der ‚Weltbühne' vom 24. Dezember: „Wenn ich in meinem Aufsatz ‚Eine andre Welt' die Einsicht gewonnen habe, daß Kafka geisteskrank war, so war doch die Übermittlung dieser Erkenntnis nicht der letzte Zweck meiner Arbeit. Für mich gibt es nur die eine Frage: ‚Kunst — oder Nicht-Kunst'. Aber zwischen ‚normaler' und ‚geisteskranker' Kunst zu unterscheiden, erscheint mir sinnwidrig. Oder ist vielleicht ein Bild van Goghs deshalb weniger wert, weil sein Schöpfer geisteskrank war? Werner Kraft hätte mir die nochmalige Feststellung ersparen können, daß Wert oder Unwert eines Kunstwerkes nur von ästhetischen, nicht von psychiatrischen Kategorien bestimmt wird. Mein Aufsatz will lediglich eine Beschreibung, eine einfühlende Betrachtung der in den Dichtungen Kafkas sich manifestierenden künstlerischen Welt geben. Ob es mir gelungen ist, die Phantasiewelt des Dichters grundlegend zu erhellen, weiß ich nicht — das allein war jedenfalls mein Ziel. Und ganz besonders habe ich mich bemüht, den von allem ‚Ver—rückten', allem ‚Traumanschein' unabhängigen Sinn der Dichtungen Kafkas in der ästhetischen Autonomie zu finden. Werner Kraft macht keinen Versuch, Kafkas Werk künstlerisch zu werten und bewegt sich mit seinen Einwänden nur im Negativen. Für ihn ist der Sinn von Kafkas Werk ein ‚religiöser' (ohne nähere Erklärung) — aber dann soll dieser Sinn wieder vom Dichter, der selbst seine Werke nie veröffentlichen wollte, absichtlich in undurchdringliches Dunkel gehüllt worden sein. Welche von diesen beiden widersprechenden Deutungen will Werner Kraft eigentlich aufrechterhalten? Wenn Werner Kraft die ‚Organe, Wahrheit aufzunehmen, wenn nicht als Wissen, so doch als Ahnung' besitzt, so besitzt er vielleicht auch das Organ, einmal genau mitzuteilen, wie es möglich ist, daß ein ‚Sinn sich als religiös legitimiert, indem er sich verhüllt'. Wenn auch das Religiöse sich dem Verstand verhüllt — so ist doch keineswegs alles religiös, was dem Verstande verhüllt ist. Aus dem Negativen ersteht keine Legitimation."

K. P. D. Wer ist schon hinausgeworfen? Wer ist noch nicht hinausgeworfen? Wer fliegt nächstens hinaus? Wer ist inzwischen wieder aufgenommen worden? Welches war in vergangener Woche die einzige richtige Lehre? Welche ist es in der laufenden Woche? Ist Bucharin noch (schon wieder) maßgebend? Bitte freundlichst um Antwort. Man findet sich nicht mehr durch.

Gerhart Pohl. Sie haben an die Redaktion der ‚Welt am Abend das folgende Schreiben gerichtet, um dessen Wiedergabe Sie auch an dieser Stelle bitten: „Ihre gestrige Glosse ‚Offerte gefällig' bedarf einiger Richtigstellungen, um die ich Sie bitte: 1. Ich habe der ‚Weltbühne' einen Artikel ‚Das wichtigste Rundfunk-Problem' (und keine Antwort) eingesandt. Für das wichtigste Rundfunk-Problem erklärte ich in diesem Artikel die Rundfunkkritik der Linken. Die ‚Weltbühne' hat aus diesem Artikel nur den ersten Teil gedruckt, daraus noch einige wichtige Sätze gestrichen, u. a. ‚Eine kultur-politische Bilanz des deutschen Rundfunks wird — für den Sozialisten — eine kalligraphisch exakte Null ergeben' und ihn unter ‚Antworten' gestellt. Dadurch ist vielleicht ein schiefes Bild meiner grundsätzlichen Einstellung zum Rundfunk entstanden. Das beiliegende Manuskript, das der Durchschlag des genannten Artikels ist, liefert den Beweis dafür. 2. Meine vor zwei Jahren gesprochenen Sätze sind nur als Gegenstück zu der — ebenfalls vor zwei Jahren gehaltenen — Zola-Ansprache Hardts in Köln zitiert und zwar lediglich aus dem Grunde, weil Bückler, der Referent der ‚Weltbühne', ein Zitat Hardts als Probe der ‚politischen und kultur-politischen Tendenz des Westdeutschen Rundfunks' feiert. Ich mußte mich selbst zitieren, weil ich und kein andrer das Referat gehalten hatte und weil mir daran lag, zu zeigen, daß dererlei Worte überall ‚gewagt' werden können, daß also dem Westfunk nicht als Tat angerechnet werden darf, was die Funkstunde auch riskiert. Nirgendwo habe ich behauptet, daß diese Sätze revolutionär klingen oder sind. 3. Der Artikel wurde der ‚Weltbühne' nachweislich am 4. Januar, also erheblich vor der verhinderten Übertragung des Gedichtes eingesandt. Im übrigen erfuhr ich von diesem Vorfall erst am Sonnabend Abend, zu einer Zeit also, als eine Rückziehung des Artikels technisch gar nicht mehr möglich war. 4. Ich habe mich noch niemals um eine Anstellung bei der ‚Berliner Funkstunde' oder einer andern deutschen Sendegesellschaft oder einer, dem Funkwesen nahestehenden Person bemüht, noch ist mir von der ‚Berliner Funkstunde' oder einer andern Sendegesellschaft oder einer dem Funkwesen nahestehenden Person ein diesbezügliches Angebot gemacht worden. Vielmehr habe ich erst jüngst einen guthonorierten Redaktionsposten, der mir zudem noch zusagte, freiwillig aufgegeben, um als unabhängiger Schriftsteller mich wieder meiner eignen Arbeit widmen zu können. Ich habe also gar keine Neigung, ‚zu einem Angestelltenverhältnis zu kommen', selbst wenn es mir angetragen würde, was ich bei meiner politischen Einstellung für ausgeschlossen halte." Ich drucke Ihr Schreiben ab, weil Ihre Entgegnung auf Johannes Bücklers Artikel „Der Rheinlandsender", die im vorigen Heft der ‚Weltbühne' stand, in der ‚Welt am Abend' mit einer Vehemenz kritisiert worden ist, die ich nicht verstehe. Auch ich bin der Meinung, daß der berliner Rundfunk einstweilen irreparabel ist. Die Tatsache allein, daß kürzlich beim Vortrag einiger Verse von Erich Weinert durch Paul Graetz eine natürlich ganz absichtslose „technische Störung" eintrat, die weder erklärt noch geahndet wurde, zeigt mir überdeutlich, daß hier Hopfen und Malz verloren ist. An diesem trüben Gesamturteil über Alfred Braun und Genossen kann der Hinweis wenig ändern, daß man Ihnen im September 1927 kluge und mutige Worte über Emile Zola gestattet hat. Das ist meine Meinung, die Ihrige ist optimistischer. Sie glauben, wenn ich Sie richtig verstanden habe, an die Möglichkeit einer

allmählichen Durchsetzung. Ich bin, im Gegensatz zur ‚Welt am Abend', der Anschauung, daß man sich über diese Dinge ruhig aussprechen kann und ohne Unterstellung düsterer Motive. Sie betonen, daß Ihre Arbeit nicht als Antwort, sondern als Artikel gedacht gewesen war. Das ist richtig. Ich habe aus Ihrem Manuskript jenen Teil herausgeschält, der ein paar kritische Bemerkungen über den Langenberg-Sender enthielt. Dazu erteilte ich Ihnen gern das Wort, weil ich Ihre Meinung schätze. Ein Rundgang durch die Leistungen und Fehlleistungen andrer deutscher Sender schien mir dagegen aus diesem Anlaß nicht geboten zu sein. Das hat kürzlich in sehr umfassender Weise Frank Warschauer getan und wird auch bald von andrer Seite wiederholt werden.

Hoffmann und Kölling. Die Herren sind noch immer böse, daß man nicht den Unschuldigen eingebuchtet hat —? Ja, das ist allerdings unverzeihlich. Die richterliche Unabhängigkeit ist selbstverständlich dazu da, um den schlechten Richter vor Kritik zu schützen und seine Irrtümer zu heiligen. Warte, nur balde werden Sie wieder auf dem curulischen Sitz thronen und die Schafe von den Böcken sondern. Gute Verrichtung, meine Herren!

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 23. Januar spricht Fritz Neuländer über „Die Leistungen der oesterreichischen Sozialdemokratie" und am 30. Januar Georg Dessau über „Was geht in der KPD. vor?"

Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands. Diskussionsabend am Freitag, den 25. Januar, abends 8 Uhr, Nollendorf-Kasino, Kleiststr. 41. Vortrag über die Kunstrichtungen und die Künstlervereinigungen in Sowjet-Rußland.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen **kann**.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky **unter Mitwirkung** von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. **112**.

Vor der Frühjahrsoffensive von Carl v. Ossietzky

Es erinnert in Deutschland jetzt einiges an die Stimmung vor elf, zwölf Jahren. Noch lagerten die Heere eingegraben; schwache Gefechtstätigkeit. Aber hinter der Front wurde unermüdlich Munition und Kampfmaterial herangeschleppt, über den Karten brütete der große Stab, die lascheste Partie des Gegners zu erkunden. Bis dann im Grauen eines Märzmorgens das lang Erwartete begann: die Frühjahrsoffensive, die den Sieg, den Sieg über alle bringen sollte.

Die Rechtsparteien, die am treuesten die militärische Tradition des Kriegs ins Innenpolitische umgesetzt haben, spannen alle Kräfte ein für einen gewaltigen Frühjahrscoup. Es ist schon heute sehr unruhig. Man spürt die Nervosität. Der Stahlhelm führt eine rüdere Sprache als je. Er riskiert nichts. Ein Gericht hat seinen Duesterberg freigesprochen, der die Entstehung der Republik auf Hochverrat und Meuterei zurückgeführt hat. Im Hintergrund wird das Volksbegehren gegen den Parlamentarismus aufgezäumt. Es wird nicht durchgehen, aber viel Verwirrung anrichten. Das Parlament wird schon alles tun, um seine Feinde mit Material zu füttern.

Aber dies alles ist nicht, weil die Patrioten des Vaterlandes Schmach nicht länger ertragen können, sondern weil es wieder mal ums Zahlen geht, weil wieder um Reparationen verhandelt wird. Das genügt, um die militanten Späße von 1920 bis 1923 wieder aktuell werden zu lassen. Um schließlich die Lasten doch wieder auf die breiten Massen abwälzen zu können, die Frieden und Verständigung wollen, muß ihnen zunächst ein neuer Dolchstoß in den Rücken der nationalen Abwehrfront nachgewiesen werden können, damit Herr Schacht und die ihm verbündeten Industriekönige wenigstens mit Anstand kapitulieren können. Man schafft, wie damals, eine unvernünftige Situation, damit die rettende Vernunft nachher dem Hochverrat gleichgesetzt werden kann.

Vielleicht wäre der Bericht des Reparationsagenten wirklichkeitsnäher und weniger unfreundlich ausgefallen, wenn man ihm nicht die fatalsten Feststellungen gradezu frei ins Haus geliefert hätte. In den paar Stabilisierungsjahren ist ein Kultus der Fassade getrieben worden, der aller Welt als Prosperität vorgespiegelt hat, was tatsächlich nur Aufatmen und knappe Erholung ist. Diese Fassade muß jetzt bezahlt werden, als wäre sie edles Material und nicht Stuck und Pappmaché. Der Reparationsagent hat nicht nur die Bestände taxiert, sondern auch die Aufmachung. Die großmäuligen Reden von der deutschen Kraft, die dennoch die Welt erobern wird, womit jedes neue Westenknopfpatent eingeführt wird, diese Reden müssen jetzt mitbezahlt werden wie früher Kaisers Liebeserklärungen an Aegir. Dabei wurde vergessen, daß die Blüte falsch war und an gepumptem Sonnenlicht entwickelt wurde, und daß die deutsche Kraft einmal einen Krieg verspielt hatte und daß sie durch einen feierlich unterzeichneten Vertrag ersatzpflichtig gemacht

worden ist. Staunend wird der Bürger jetzt erfahren, daß wir mal vor grauen Zeiten einen Krieg verloren haben, und er wirds nicht glauben.

Inzwischen aber ist die Propaganda wieder vorbereitungslos umgeschlagen. Es wird wieder grau auf grau gesetzt, und wo eben noch eine rundhüftige Germania einladend gezeigt wurde, appelliert heute das arme Deutschland à la Käthe Kollwitz kostümiert an das mitleidige Herz der amerikanischen Weltbankiers. Da man sich jedoch von Sentimentalität nicht alles verspricht, mischt man robustere Elemente ein. Drohungen klingen dumpf. Die Industriepresse schmettert tyrtäisch gegen die Knechtung, nur Hugenberg vertraut noch ein Mal der Wissenschaft und läßt seinen ‚Lokalanzeiger' durch den alten Professor Gustaf Cassel, das schwedische Zündholz der Nationalökonomie, illuminieren.

Zunächst beschäftigt sich die tapfere Phalanx im Innern. Seit langem hatten wir nicht eine so ungemütliche, eine so drückende Luft. Zu dem großen offenen Affront gesellt sich der kleine Kampf um den Alltag. Auf Katzenpfoten schleicht die Zensur ein; wenn auch noch nicht Gesetz geworden, ist sie doch wieder da und auf unterirdischen Gängen wirksam. Die Sprache ihrer Anhänger ist laut und siegesgewiß geworden Das berüchtigte „normale Volksempfinden" wirft wieder Stinkbomben in Theaterhäuser. Die Moral des gröbsten Spießbürgertums wird zum öffentlichen Wertmesser. Die Rechte kann hier sehr dreist sein, denn sie darf in allen kulturellen Dingen auf die Sympathie des Zentrums rechnen, das seit der Thronerhebung des Herrn Kaas sich wieder in festen Klerikerhänden befindet. Die Reichsregierung schwankt ohne Entschlossenheit und ohne Autorität von einer Niederlage zur andern. Die Justiz verwundet die Republik, wo sie kann, das Reichsarbeitsgericht desavouiert Herrn Wissell, das offiziöse Telegraphenbureau stellt sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit dem ehemaligen Kaiser zur Verfügung. Keiner dieser Fälle ist an sich sehr bedeutsam, bedenklich nur die Häufung. Selbst wenn sich einmal ein Arm reckt, einen Allzufrechen zu disziplinieren, schreckt das keinen ab, sondern regt eher an, die letzte Leistung noch zu überbieten. Die Macht hat nun einmal ihren eignen Geruch, die im entferntesten Dorf zu wittern ist und den letzten Hilfsgendarmen bewegt. Die einzige Eigenschaft, die die Regierung Hermann Müller bisher gezeigt hat, war die Nachgiebigkeit. Neben ihrer Schwächlichkeit wirkt das letzte Marxkabinett wie ein pausbackiges Naturkind.

Die sozialdemokratischen Führer wissen sehr wohl um diese Schwäche, aber ihre Mittel zur Behebung sind falsch. Sie wissen, daß ihre Minister vom ersten Tage an in allen ernsten Fragen kapituliert haben, aber ihre Stärkungsversuche werden nichts nützen, sondern das Übel nur vergrößern. Es ist eine wahrhaft groteske Verkennung der wirklichen Machtunterlagen, jetzt aus der losen Verbindung einiger Parteien die amtlich registrierte Große Koalition machen zu wollen. Sie glauben, damit ihre Partei von Verantwortung zu entlasten und den

rechten Flügel, Volkspartei und Zentrum, auf Gedeih und Verderb zu verpflichten. Sie halten das nicht nur für die Etatsberatung notwendig, sondern mehr noch für die Reparationsverhandlungen. Sie ahnen nicht, daß die erlösende Formel für alle Möglichkeiten bereits gefunden ist: der Sozi wird verbrannt, was auch kommen möge. War nicht der Panzerkreuzer schon der Preis auf die Große Koalition? Und trotzdem beginnt jetzt der Handel von neuem. Was wird die Sozialdemokratie noch zahlen müssen? Inzwischen ist sogar die Demopresse skeptisch geworden. Denn das Zentrum fordert zunächst einmal die Entfernung des Herrn Koch aus dem Justizministerium, seine Ersetzung durch Herrn Bell. Es ist sehr merkwürdig, daß die Sozialdemokraten, die doch vom marxistischen Dogmatismus herkommen, heute die einzigen vom Glauben an den Parlamentarismus ganz Durchdrungenen sind: sie glauben an die Abstimmungszahlen wie an mystische Verlautbarungen und vergessen darüber, daß die letzte Entscheidung darin liegt, welche ökonomische Kraft hinter den Parteien außerhalb des Parlamentes liegt. Würde die Stresemannpartei heute auf sechzehn Sitze sinken, sie würde an Bedeutung nicht verlieren, weil sie sich sehr wohl erinnern würde, daß sie auch mit fünfzig Mandaten ihren Einfluß nur dem Zusammenhang mit den Industriekomptoiren verdankte.

Jetzt wird mir aber der geeichte Sozialdemokrat triumphierend entgegenhalten: „Damit hast du als Demokrat also die Demokratie preisgegeben." Ich denke nicht daran, aber die Demokratie verliert ihren Sinn, wenn die Beauftragten, die Parteiführer und Abgeordneten, ohne Verbindung mit ihrem Auftraggeber, mit dem Volke bleiben und eine Kaste für sich werden. Jeden Demokraten, der auf sich hält, muß eine Gänsehaut überlaufen, wenn er im parteiamtlichen ‚Sozialdemokratischen Pressedienst' vom 21. Januar tatsächlich folgendes liest: „Die Demokratie innerhalb des Proletariats, echte demokratische Organisationsformen der Arbeiterschaft gibt es eben nur in der sogenannten bürgerlichen Demokratie." Heiliger Lassalle, bitte für deine Erben! Es war bisher der simpelste Laienbegriff des Sozialismus, bürgerliche Demokratie mit Plutokratie, mit Geldsackherrschaft gleichzusetzen. Es war bisher, selbst in der Sozialdemokratie Scheidemanns und Eberts des Landes der Brauch, die Erfüllung der Demokratie nur in der klassenlosen Gesellschaft zu sehen, die formale Demokratie von Heute nur als Mittel und Weg dahin zu betrachten. Jetzt ist auch das preisgegeben, die bürgerliche Demokratie ist eine mit Unrecht „sogenannte". Das Endziel ist erreicht, wir haben die freieste Verfassung, die beste aller Republiken. Mein Liebchen, was willst du noch mehr? Deckt die sozialistische Partei diese profunde Erkenntnis ihres parteiamtlichen Artikelschreibers, dann hat sie damit zugestanden, daß es eine Entwicklung über das Heute hinaus überhaupt nicht mehr gibt, eine Anschauung, die bekanntlich von vielen Nichtsozialisten nicht geteilt wird. Jeder Mann von der Rechten, der sich in seinem Studierzimmer ein Bild von einem ständisch gegliederten Staat zu konstruieren versucht, steht höher als diese fette

Selbstzufriedenheit, die in einer wirbligen gärenden Zeit den einzigen waschechten Konservativismus verkörpert.

Es ist tragisch, daß der Sozialdemokratie grade jetzt der treibende Sporn fehlt. Sie fühlt sich in konkurrenzloser Sicherheit, wozu sie der Zerfall der Kommunistischen Partei allerdings berechtigt. Vielleicht wird Stalin seine Diktatur über Rußland behaupten, aber die europäischen Sektionen der Dritten Internationale gehen dabei zugrunde. Die deutsche Kommunistenpartei befindet sich hoffnungslos im Zerrinnen. Sie ist heute schon nicht mehr als existent zu betrachten, mag sie sich auch dem Namen nach noch für eine Weile behaupten. Eine eigne Aktivität, die sie zum Mittelpunkt des Geschehens gemacht hätte, hat sie niemals entwickelt. Ihre Aufgabe im geschichtlichen Sinne ist immer nur gewesen, auf die andre, die demokratische Arbeiterpartei zu drücken, sie zu stacheln, weiter zu treiben, nicht einschlafen zu lassen. Von dieser Sorge ist die Sozialdemokratie jetzt frei, sie kann sich die Mütze noch tiefer über die Ohren ziehen. Die störende Konkurrenzfirma zerfließt in zahllosen Rinnsalen.

Der Versuch Brandlers und Thalheimers, eine zweite kommunistische Partei zu gründen, ist tapfer, aber nicht sehr aussichtsreich. Woher soll die neue Partei die Mittel nehmen? Sie ist von zwei Seiten boykottiert. Die reichen Bürgersnobs, die heute noch in der KPD herumwimmeln, werden sich nicht für eine arme proletarische Sekte erwärmen. So werden in absehbarer Zeit die heutigen Kommunisten in versprengten Haufen bei den Sozialdemokraten landen. Sie werden so aufgenommen werden, wie man Verirrte aufnimmt: sie werden herzlich begrüßt und dann in die Gesindestube abgeschoben werden. Sie werden ohne jeden Einfluß bleiben, nicht einmal den berühmten Sauerteig bilden. Schon die Unabhängigen, die doch 1922 noch immer ein ziemlich großes und geschlossenes Gebilde darstellten, sind kurze Zeit nach der Einigung, die mehr eine Folge der durch die Inflation zerrütteten Parteikasse war als ein freier Entschluß, ruhmlos verschwunden. Nur einige ihrer Führer sind ganz rechts aufgetaucht, wo vor allem ihr Breitscheid steht, den die Natur zwar nicht zum Führer, wohl aber zum Flügelmann bestimmt hat.

Dieser Rundgang durch die Linke ist sehr deprimierend. Es stehen große Erregungen, harte Zusammenstöße bevor, die Frühjahrsoffensive gegen die Republik, die sicher kommen wird, findet die Republikaner in dem angenehmen Bewußtsein, daß alles in Ordnung ist. Heute noch kommen von der linken Sozialdemokratie kritische Stimmen. Wird dagegen endgültig die Große Koalition verhängt, so werden auch der lieben Disziplin wegen die letzten losen Zungen gebunden werden. Also Maul halten, denn: „Die Demokratie innerhalb des Proletariats, echte demokratische Organisationsformen der Arbeiterschaft gibt es eben nur in der sogenannten bürgerlichen Demokratie."

Das ist die letzte sozialistische Verkehrsordnung. Wer weitergeht, wird erschossen!

Dittmann oder Paul Levi? von Jakob Links

Im letzten Heft des ‚Simplicissimus' sieht man ein von Gulbransson gezeichnetes Bild: Breitscheid im Frack neuesten Schnittes, dahinter ein Flor erregt blickender Damen. Unterschrift: „Sozialismus verpflichtet".

Breitscheid ist ja nur der Außenpolitiker der größten deutschen Arbeiterpartei. Trägt der, um die proletarischen Interessen nach außen hin zu wahren, Maßanzüge von Hermann Hoffmann, so kostümieren sich neuerdings seine Kollegen, deren marxistisch gestählter Blick nach innen gerichtet ist, in ein mehr militärisch zugeschnittenes Kostüm. Das von Genosse Dittmann aufgestellte Wehrprogramm der Sozialdemokratie, das am 10. März auf dem in Magdeburg stattfindenden Parteitag beraten werden soll, beweist, daß es doch immer wieder neue Fragen gibt, um die es sich lohnt, ein Kompromiß zu schließen.

*

Es kommt zunächst gar nicht darauf an, was in dem Wehrprogramm Dittmanns steht, sondern vielmehr darauf, daß die Sozialdemokratie in ihrer augenblicklichen Situation sich überhaupt für berechtigt halten kann, ein Wehrprogramm aufzustellen.

Die deutsche Sozialdemokratie, das weiß ja nun nachgerade jedes Kind, befindet sich zumindest seit 1918 in einem akuten Stadium geistiger Korrumpierung. Indem sie ihre revolutionäre Taktik verließ, gelang es ihr, zur Macht zu kommen, ohne die tatsächliche Macht zu besitzen. Man läßt sie mitregieren, weil sie ungefährlich geworden ist. Die deutsche Sozialdemokratie (natürlich auch die französische, englische und so weiter) bildet heute den linken Flügel der großindustriellen, imperialistischen Mächte im Staate, gegen die sie — long long ago — in schärfster Frontstellung stand.

Es ist notwendig, diese Gemeinplätze zu erwähnen, um die ganze Tragikomik einer von der kapitalistischen Ideologie innen- wie außenpolitisch vollkommen durchsetzten Arbeiterpartei aufzuzeigen, die ein Wehrprogramm aufstellt in einem Tone, als sei Deutschland eine sozialistische Republik; als sei das Heer das widerspenstige Instrument eines Staates, wie ihn die Sozialdemokratie sich immer ersehnt hatte.

Die Urheber des Wehrprogramms geben vor, im Sinne eines gesunden Pazifismus zu handeln. Sie gehen dabei von der grundfalschen Forderung aus, die da lautet: „Herein in die Reichswehr, damit sie die unsrige werde!" Mit demselben Feldgeschrei ist die Sozialdemokratie ja auch Regierungskoalitionen mit den bürgerlichen Parteien eingegangen und in diesen Koalitionen immer mehr in die Defensive gedrängt worden. Die Nutznießer dieser Art Kompromisse waren bisher immer nur die Gegner der Sozialdemokratie. Die gingen nämlich von der ihrer Machtposition gemäßen Parole aus, daß man den politischen Gegner am schnellsten und besten mattsetzt, indem man mit ihm eine Scheinkoalition eingeht.

Unsre Reichswehr ist wie jede Armee der sichtbarste Ausdruck der herrschenden Macht. Die herrschende Macht ist

aber nicht die „Republik": die ist ja nur eine Form-Fassade. Die herrschende Macht in Deutschland ist heute mehr als je der Wirtschaftsimperialismus.

Es ist so unglaublich töricht, immer wieder von einer „Republikanisierung der Reichswehr zu sprechen". Auch das sozialdemokratische Wehrprogramm erhebt diese die Situation verschleiernde Forderung. Es geht ja in Deutschland gar nicht mehr um die Frage, ob wir Republik oder wieder Monarchie sein sollen, sondern nur darum — und das ist allerdings viel mehr und wichtiger —, wie die Kräfte in dieser Republik sich verteilen sollen. Auch die Reichswehr ist heute, wenn man gewisse Kasinoreden nicht ernster nimmt als sie gemeint sind, republikanisch. Freilich durchaus nicht in dem Sinne einer sozialistischen Republik, sondern eben in der, die wir haben.

*

Die Verteidiger des sozialistischen Wehrprogramms berufen sich darauf, man müsse trotz alledem damit rechnen, daß in dem von Waffen starrenden Europa vielleicht schon im nächsten Jahrzehnt ein neuer Weltkrieg ausbricht. Auf diese Eventualität hin müsse man gerüstet sein. Die so Sprechenden berufen sich auf keinen geringern als Jaurès, der tatsächlich gesagt hat: „... dann aber auch durch mutige Aufstellung eines so furchtbaren Verteidigungsapparates, daß selbst bei den Übermütigsten und Raubgierigsten jeder Angriffsgedanke im Keime erstickt wird, den Frieden sicherzustellen — das ist wohl die höchste Aufgabe der Sozialistischen Partei." Aber diese Worte waren für eine ganz andre Situation bestimmt. Die Führer der deutschen Sozialdemokratie wissen, doch ganz genau, daß der nächste europäische Krieg nicht gegen Deutschland geführt wird, sondern mit Deutschland. Deutschland wird, selbst wenn dieser Krieg nicht gegen Rußland geführt werden sollte, lediglich als Verbündeter, als Hilfsgenosse, als bewaffneter Neutraler in die Ereignisse mit eingreifen.

Es ist also vollkommener Unsinn — und so gerissene Auguren wie Seeckt lächeln mit Recht — wenn Sozialdemokraten, wie etwa der famose Furtwängler, erklären, das Wehrprogramm der Sozialdemokratie sei notwendig, weil es gelte, sich gegen die Millionenheere Europas zu schützen. Furtwängler schreibt im ‚Vorwärts' wörtlich: „Oder sollte es umgekehrt ein Dienst ‚am wahren Pazifismus' sein, wenn man durch ausgesprochenen Verzicht auf wirksame Verteidigung die kampflustigen Militärstaaten rund um ein entwaffnetes Volk zum Überfall auf dieses gradezu reizt und einladet?" Welch eine abgrundtiefe Verbohrtheit: wer will uns denn überfallen? Man braucht uns doch im Gegenteil dringend.

Ein einziger deutscher Sozialist hat in einer Broschüre „Wehrhaftigkeit und Sozialdemokratie" ausgesprochen, wie die Situation für die größte Partei Deutschlands liegt. Paul Levi, der viel zu schade ist für diese Partei, weswegen man von ihm auch so wenig wie möglich Gebrauch macht, beweist nämlich seinen Genossen, die so etwas nicht hören wollen, daß Deutschland sich mit seiner Reichswehr und der hinter ihr stehenden

chemischen Industrie in einem gradezu vorbildlichen Verteidigungszustande befinde. Denn der nächste Krieg wird ein technischer Krieg sein, und nicht mehr ein Krieg der Millionenheere. Am nächsten Krieg wird die gesamte Bevölkerung eines Landes teilnehmen, aber nicht, wie bisher, zum größten Teil an der Front. Es wird gar keine einheitliche Front mehr geben, da es bei der Entwicklung der Giftwaffe keine Entfernungen mehr geben wird. Das heißt das Hinterland wird genau so Operationsbasis werden wie der Schützengraben. Eine zahlenmäßig kleine Armee wird mit den technischen Waffen kämpfen, die das gesamte Hinterland in den Fabriken herstellt. Die Elemente der modernen Rüstung sind nach Levi: kleine Berufsarmee, kleine Bewaffnung, Bereithaltung von Industrie und Menschen in ganz loser Form und Umstellung erst im Ernstfalle. Und Levi hat vollkommen recht, wenn er schließt, daß weitsichtige Generale wie Seeckt durchaus zufrieden seien mit dem uns von Versailles aufgezwungenen Hunderttausendmannheer, das viel besser ausgerüstet werden könne als die kostspieligen Millionenarmeen. Und da außerdem unsre chemische Industrie in Qualität und Quantität ihrer Erzeugnisse führend auf dem Weltmarkte geworden ist, so besteht gar kein Zweifel, daß Deutschland strategisch sich in einer sehr günstigen Lage, vielleicht der günstigsten Lage überhaupt, befindet. Levi erklärt: „Es wiederholt sich das Schauspiel von 1809: aus der Niederlage und aus den Entwaffnungsbestimmungen entnimmt Deutschland die Prinzipien einer neuen, modernen Wehrmachtsbildung. Die 100 000 Mann sind die beste Berufsarmee Europas; sie, verbunden mit dem potentiellen Kriegsvermögen Deutschlands, sind der stärkste militärische Faktor Europas."

*

Die Sozialdemokratie glaubt — ihr Wehrprogramm beweist es — durch „Sicherung einer unparteiischen Rekrutierung und gesetzliche Festlegung eines Mindestkontingents für den aus dem Mannschaftsstande zu entnehmenden Offiziersersatz" die Reichswehr soweit pazifistisch und sozialistisch infizieren zu können, daß sowohl Kriege wie Bürgerkriege nur noch sozusagen mit offizieller Genehmigung der Partei möglich sein werden. Einen kindischeren Glauben find'st du nit. Gabs nicht unter den Rekruten bis hinauf zu den Unteroffizieren in der alten Armee Sozialdemokraten genug? Und was nützen alle Vorsichtsmaßregeln, wenn die Befürworter dieses Wehrprogramms sich darin einig sind, an einem Verteidigungskrieg müßten auch die Massen aktiv teilnehmen? Kein Staat führt heute einen andern Krieg als einen reinen Verteidigungskrieg: nämlich zur Verteidigung seiner kapitalistischen oder imperialistischen Interessen.

Für eine wirklich sozialistische Partei in Deutschland gäbe es nur ein einziges Mittel, die Wehrkraft des Landes sich gefügig zu machen: nämlich sie zu isolieren. Die Armee bleibt, solange sie nicht (wie in Rußland und Italien) das unbedingte Machtmittel einer einheitlich durchorganisierten Staatsgewalt ist, zumindest ein Fremdkörper. Die Sozialdemokratie hätte die Aufgabe, die Kluft zwischen der Reichswehr, die nicht die

ihre ist, und den Massen, die schließlich immer noch zum größern Teil hinter ihr stehen, zu vergrößern. Ohne diese Massen, die im Kriegsfalle in den Fabrikräumen der chemischen Industriewerke Deutschlands die technische Munition für ein kleines schlagkräftiges Aktionsheer herstellen, ist ein künftiger Krieg gar nicht möglich.

Warum organisiert sie nicht lieber diese Massen im Hinblick auf kommende Kriege? Aber statt durch internationale Abmachungen dahin zu wirken, daß die proletarischen Arbeiter der chemischen Industrien Deutschlands, Europas und der Welt im Kriegsfalle die Arbeit verweigern, möchte sie, um den Frieden möglichst lange zu sichern, die Reichswehr sozialisieren. Nichts ist den Gegnern der Sozialdemokratie erwünschter als diese Taktik: denn nicht sie werden von den sozialistischen Ideen korrumpiert werden, sondern im Gegenteil auch hier die Sozialdemokraten von den ihren.

Das Wehrprogramm der Sozialdemokratie, so wie es jetzt vorliegt, ist eine viel schlimmere Bankrotterklärung eines aktiven Sozialismus, als es die Bewilligung der Kriegskredite am 4. August 1914 war. Denn hier werden die Kriegskredite und noch viel mehr bereits im Frieden bewilligt.

Das Kultusministerium von der geschäftlichen Seite betrachtet von einem Schulmann

Seit Preußen Freistaat ist, hat sein Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, abgesehen von der kurzen Gastrolle Adolf Hoffmanns, unter drei Ministern gestanden: Hänisch, Bölitz und Becker.

Diese drei Männer wurden einmal so charakterisiert: Hänisch der Mann der Ideale und der weichen Hand, leicht jedem Einfluß nachgebend; Bölitz der Mann ohne Ideale, aber der (gelinde gesagt) robusten Hand; Becker, der Mann schöner Worte; seine Hand aber sind die Räte seines Ministeriums.

Und so mags wohl sein. In keinem Ministerium Preußens herrschen die Geheimräte so wie dort. Keine Koalitionspartei wagt so richtig an dieses Ministerium die kritische Sonde anzulegen: Das Zentrum ist mit dem bestehenden Zustande zufrieden, soweit es in seiner Politik jemals zufrieden sein wird, wenn es noch nicht die unbedingte Macht in Händen hat; seine Leute offenen Bekenntnisses herrschen vor. Die Demokraten müssen zufrieden sein, daß sie bei einem Minister wie Becker, der nach seinen eignen Worten ihnen nahesteht, doch noch so eine beachtliche Zahl von Geheimratsstellen innehaben. Die Sozialdemokraten — ach du lieber Gott — sie sind ja ganz zufrieden, denn es könnte noch schlechter sein. Sie haben zwar nur einen entscheidenden Sitz in der Abteilung für das höhere Schulwesen, und der ist durch einen Mann besetzt, der es sich scheinbar zur Aufgabe rechnet, seine gesamte Politik gegen seine eignen noch so tüchtigen Parteigenossen zu richten. In der Abteilung für das Volksschulwesen sind die Sozialdemokraten etwas besser bedacht, aber republikanische Schulpolitik — wer kann die treiben, wenn das Ministerium sich

so aus allen Parteien, auch antirepublikanischen, zusammensetzt. Becker legt Wert darauf, nach allen Seiten Verbindungsmänner zu haben, auch nach der gewiß nicht republikanischen, reaktionären evangelischen Kirchenverwaltung. Denn er beruft im letzten Jahre einen als deutschnational bekannten Oberregierungsrat in sein Ministerium, einen Mann, der gar nicht einmal als besonders befähigt bekannt ist, Gott bewahre, alle Welt wunderte sich über diese Berufung. Aber Herr Becker brauchte einen Verbindungsmann nach dieser Seite.

Die Volkspartei scheint zunächst saturiert zu sein: Herr Bölitz hat seine Freunde reichlich hineingesetzt, hat mit ihnen die sogenannte Reform gemacht und hat dafür gesorgt, daß weder eine Einheitsschule herausgekommen ist, noch auch die Lehrerschaft aller Arten zufriedengestellt wurde. Er legte nach seinen eignen Worten auch die konfessionelle Schule fest, ganz ohne Reichsschulgesetz, und sah es als besonderes Verdienst an, daß er grundlegende Änderungen verhindert habe. Seine Hand hat in allen Schularten verheerend gewirkt. Nicht nur durch den Personalabbau; er tat so „als ob" er nicht wollte, um dann erst recht zuzufassen. Erhöhte Klassenzahlen, vermehrte Pflichtstunden, überfütterte Lehrpläne und derartige Danaergeschenke rühren von ihm her. Seine Parteifreunde, die er berufen hatte, halfen treulich. Ihre schützende Hand lag über allen, die sich gegen die Republik offen oder versteckt auflehnten. Das Grundschulgesetz? Herr Bölitz versprach, es unbedingt auszuführen, um dann in allernächster Zeit selbst eine Verordnung zu erlassen, wonach es, wenigstens für eine Übergangszeit, aus der vierjährigen eine dreijährige Grundschule machte. Die Lehrerbildung... zwar sieht die Verfassung die Hochschule vor: Bölitz aber traf Vorbereitungen — und Herr Becker führte sie aus —, daß die Lehrerbildung wieder in Sonderanstalten erfolgt, den Pädagogischen Akademien.

Grade hier zeigt sich der Einfluß des Zentrums: Die Lehrerbildung wird von einem Zentrumsmann bearbeitet; die Akademien werden konfessionalisiert. Das Zentrum hat wirklich alle Ursache, zufrieden zu sein. Man wagt in den andern Parteien nicht, es durch Widerspruch zu verstimmen. Es könnte aus der Koalition springen, und dann wäre ein neuer Kulturkampf sicher.

Die Spatzen pfeifen ja von den Dächern, daß die Sozialdemokraten dem Zentrum in Preußen die Kulturpolitik überlassen, dafür sich selbst aber die Innenpolitik vorbehalten haben. Hier liegt der Schlüssel für die preußische Schulpolitik. Ein ebenso offenes Geheimnis ists, daß die preußische Koalition bereits einmal ein paar Tage auseinandergeflogen war, als das Preußische Ministerium Gegenvorschläge gegen den Keudellschen Gesetzentwurf ausgearbeitet hatte, die auf den schroffsten Widerspruch der beiden Zentrumsminister stießen. Nur geschickten Unterhändlern gelang nachher die Kittarbeit. Einer wurde dafür Oberregierungsrat.

Das Zentrum also herrscht. Es herrscht so sehr, daß es die Ernennung von Sozialdemokraten zu Ministerialdirektoren

verhindert, indem es in einem besondern Falle erklärt, es halte einen Demokraten neben einem Sozialdemokraten für untragbar. Und der Minister gibt nach, — er ernennt einen Katholiken, der nicht Zentrumsmann ist.

Mag das alles noch hingehen, unter andern Dingen sollte der Minister doch einmal gründlich sehen:

Im Ministerium erhalten die Herren doch gewiß nicht ganz kleine Gehälter. Aber die Nebenverdienste, die sie sich verschaffen, sind auch nicht grade klein. Da ist einer dieser Herren Dezernent für die Lesebücher. Er hat diese zu genehmigen, aber er hält es mit diesem verantwortungsvollen Amte für vereinbar, gleichzeitig selbst Lehrbücher herauszugeben, die ebenfalls doch wohl seiner Genehmigungspflicht unterliegen. Jedem andern würde man dafür gewiß auf die Finger klopfen. Hier aber wird es geduldet. Man meidet nicht einmal den bösen Schein.

Es liegt beinahe System in dieser schriftstellerischen Betätigung der Herren Ministerialräte. Denn ganz großzügig aufgezogene Ausgaben andrer Art sind der Öffentlichkeit bekannt. Da werden die verschiedensten Schulgesetze, Erlasse des Ministeriums etcetera zu schönen kleinen grauen Heften zusammengestellt — die Weidmannschen Ausgaben — und den Schulen sehr stark zur Benutzung empfohlen. Ihre Herausgeber sind Ministerialräte, kaum einer fehlt auf den Titelblättern. Es muß einmal ganz offen ausgesprochen werden, daß dies Verfahren in den Fachkreisen öffentliches Ärgernis erregt. So weit geht diese Geschäftstüchtigkeit, daß hier Dinge erscheinen, die noch kaum bekannt gemacht worden sind, zum Beispiel die Landésche Ausgabe von Aktenstücken zum Schulgesetz oder Richerts Ausgabe der „Richtlinien für die Lehrpläne höherer Lehranstalten". Da es sich um Auflagen von Zehntausenden und Preise von drei bis sechs Mark handelt, sind das feine Nebeneinnahmen zu ohnehin beträchtlichen Gehältern. Man scheint bei dieser Arbeitsbelastung nicht richtig Zeit zu haben für die eigentlichen Berufsaufgaben. Wie würde es sonst zu erklären sein, daß die Klagen über genehmigte Lesebücher kein Ende nehmen. Immer noch wird in ihnen trotz der republikanischen Genehmigungsstellen die Monarchie verherrlicht. Eben erst wieder wurde solch ein Fall berichtet, und die Geschichtsbücher gar, sie sind immer noch fast durchgängig vom alten Schlage. Haben die Herrn Dezernenten gar zu viel zu tun, um dies zu sehen, obgleich zahlreiche außenstehende Kritiker ihnen Fingerzeige genug gegeben haben? Aber Stellen von Luther, Fichte und Ulrich von Hutten schmeißt man glatt raus. Es scheint, als käme es dem Herrn Dezernenten mehr auf katholische Unanfechtbarkeit an, als auf republikanische. Natürlich, Rom hat im Preußischen Unterrichtsministerium viel treue Söhne sitzen — vom Unterstaatssekretär angefangen bis zu Herrn Stolze über Herrn Schellberg weg. Nun sind Kommissionen eingesetzt worden, die die Lehrbücher und Lesebücher prüfen sollen: Da aber die Ministerialräte „zu viel zu tun haben", so mußte man Fach-

männer von außerhalb nehmen. Ist das nun ein Armutszeugnis für das Ministerium oder was sonst?

Es dürfte wirklich an der Zeit sein, daß der Minister hier einmal mit eiserner Hand durchgreift. Es ist erstaunlich: aus dem Ministerium wird über die furchtbare Überlastung dieser Herrn geklagt, sie scheinen aber zu diesen Arbeiten noch reichlich Zeit zu haben. Den Lehrern untersagt man Nebenbeschäftigung in einem gewissen Grade, um Minderbesoldeten Verdienstmöglichkeit zu lassen und nicht das Amt zu benachteiligen. Das scheint auf diese Schwerverdiener im Ministerium nicht zuzutreffen.

Ob sich freilich der Minister noch gegen seine eignen Mitarbeiter wird durchsetzen können, ist eine andre Frage. Denn es ist ja sehr bekannt, daß unter den eigentlichen Herren im Ministerium grade diese Räte sind. Mag es daran liegen, daß der Minister zu viel auf Reisen ist, mag er zu weich oder zu gelehrt sein, kurz, es wird behauptet, daß er ganz und gar von seinen Räten abhängig sei.

Aber es scheinen auch außerordentlich tüchtige Köpfe im Ministerium zu sitzen: Vor sechs Jahren wurde ein Amtsrichter aus Schlesien dort Justitiar, also Regierungsrat. Seine Tüchtigkeit ließ ihn bereits nach zwei Jahren Oberregierungsrat werden, und schon nach weitern zwei Jahren avancierte er zum Ministerialrat. Man erstaunt aber noch mehr, wenn man hört, daß sein ihn begönnernder Freund die ganz gleiche Schnelläuferkarriere gemacht hat. Man hat wirklich nicht gewußt, daß es so hervorragend befähigte Leute gibt. Vielleicht könnte man einmal den Schlüssel für diese Rekorde erhalten.

Nein, es kann im preußischen Unterrichtsministerium nicht mehr lange so weitergehen, wenn nicht schließlich ein Ende mit Schrecken eintreten soll. In den höhern Schulen kann es nicht vorangehen, weil niemand mit der Richertschen „Reform" fertig zu werden versteht. Es fehlt nicht nur die Sachkenntnis, sondern auch die durchgreifende Hand, welche die höhern Schulen mit festem Willen in den Dienst des republikanischen Gedankens stellt. Die vielen Fälle bei den letzten Verfassungsfeiern sprechen Bände. Die größte Zahl der Philologen steht in Opposition zum Staate — teils aus innerm Widerstreben, teils weil ihre Forderungen nicht erfüllt und sie so immer tiefer in die Opposition verstrickt werden. Den Volksschullehrern sagt de Behandlung ihrer Wünsche schon lange nicht mehr zu. Die Parteien aber dulden und schweigen.

Herr Becker aber sollte seinen Gewaltigen auf die Finger gucken. Und sollte es auch einmal ganz gründlich an andern Stellen tun, denn nachgerade wird es unheimlich, wie viele Regierungs-, Oberregierungs- und Schulräte auf den Titelblättern von Schulbüchern als Bearbeiter erscheinen. Man munkelt da ganz besondre Dinge über die Absichten gerissener Verleger, die hoffen, dadurch die Einführung dieser Bücher zu erleichtern und so den Profit zu vergrößern.

Wer wird endlich im Landtage einmal alle diese Fragen aufrollen? Kaum in einem andern preußischen Ministerium liegen die Dinge so böse, wie im Unterrichtsministerium. Wer hängt der Katze die Schelle an?

Strafgesetzentwurf und Sozialdemokratie

von Kurt Rosenfeld

In seinem Aufsatz über „Die Sicherungsverwahrung" in Nummer 49 der ‚Weltbühne' vom 4. Dezember 1928 stellt Kurt Tucholsky soviele unrichtige Behauptungen über die Stellung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zum Strafgesetzentwurf auf, daß eine Richtigstellung geboten erscheint.

Was zunächst die Bemerkung des Verfassers jener Arbeit über den „Kuhhandel" anbetrifft, der nach seiner Ansicht im Strafrechtsausschuß des Reichstages vor sich gehen soll, so müßte ein Mann wie Tucholsky doch erkennen, daß ein solcher Kuhhandel nur geeignet wäre, die Aufrechterhaltung der Todesstrafe unmöglich zu machen. Wenn schon die schwerste Strafe, die im Strafgesetzentwurf angedroht ist, zum Objekt eines Kompromisses gemacht wird, und zwar von denen, die sie immer noch verteidigen, so zeigt das grade, wie schwach die Position der Anhänger der Todesstrafe geworden ist, und zwar nicht zuletzt infolge des energischen Kampfes der von Tucholsky so geschmähten Sozialdemokratischen Partei. Uns kann es schließlich recht sein, wenn diejenigen, welche die Todesstrafe auch aus sittlichen Gründen aufrechtzuerhalten wünschen, sich bereit zeigen, auf diese Strafe zu verzichten, falls sie Kompensationen auf andern Gebieten erhalten. Die Sozialdemokratie hat sich übrigens gar nicht bereit erklärt, bei Wegfall der Todesstrafe irgend welche Konzessionen zu bewilligen.

Tucholsky macht uns sogar einen Vorwurf, daß wir Sozialdemokraten Herrn Kahl achten und ehren! Er meint, daß nicht Kahl nach links, sondern wir nach rechts gerückt seien. Dabei stellt er selbst einige Zeilen später fest, daß sich Herr Kahl längst von der Todesstrafe zurückgezogen habe. Also muß doch er sich nach links entwickelt haben! Im übrigen möchte ich einfach der Wahrheit gemäß die Tatsache feststellen, daß Herr Kahl in allen juristischen Streitfragen der letzten Jahre rechts von den Demokraten der einzige Jurist im Reichstage gewesen ist, der modernen Forderungen entgegenkam. Da aber Sozialisten, Kommunisten und Demokraten leider nicht die Mehrheit des Reichstages bilden, hängt gewöhnlich jeder Fortschritt auf juristischen Gebiete in erster Linie von Herrn Kahl ab; nur mit seiner Hilfe war zum Beispiel die Milderung des Abtreibungsparagraphen möglich. Nur mit seiner Unterstützung kann die Ehescheidungsreform durchgesetzt werden. Die „Ehrung", die wir Herrn Kahl zuteil werden lassen, ist danach wohl verdient.

Ganz unzutreffend sind Tucholskys Ausführungen über die Sicherungsverwahrung. Er stützt seine Darlegungen im Dezember 1928 noch auf den Wortlaut des Entwurfs vom 14. Mai 1927, der bereits im Dezember 1927 durch Beschlüsse des Strafrechtsausschusses wesentlich abgeändert worden ist. Er behauptet sogar, daß die Frage der Sicherungsverwahrung noch gar nicht angeschnitten worden sei, während sie in Wirklichkeit auf das gründlichste in mehreren Ausschußsitzungen im Dezember 1927, alsdann bei den gemeinsamen Beratungen des

deutschen und oesterreichischen Strafrechtsausschusses und im November 1928 abermals im deutschen Strafrechtsausschuß erörtert worden ist.

Es ist wahrlich nicht schwer, die Gesetzesbestimmungen über die Sicherungsverwahrung als ganz besonders gefährlich zu bezeichnen, wenn man den ursprünglichen Entwurf zugrunde legt und die spätern Verbesserungen nicht mitteilt. Auch mir reichen diese Verbesserungen nicht aus, und die Sozialdemokratische Partei wird sicherlich nicht ablassen, daran zu arbeiten, daß die Bestimmungen über die Sicherungsverwahrung noch weiter abgeändert werden, falls es ihr nicht gelingt, diese Institution überhaupt zu beseitigen. Aber die Kritik Tucholskys ist schon nach den bisher beschlossenen Formulierungen unbegründet. Er behauptet, daß das Gericht schon dann auf Sicherungsverwahrung erkennen kann, wenn jemand, der schon einmal zum Tode oder zu Zuchthaus verurteilt worden ist, nach § 78 als ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher zu „einer" Strafe verurteilt wird. Nach den letzten Beschlüssen kann jedoch Sicherungsverwahrung nur ausgesprochen werden, wenn nicht nur diese Voraussetzungen erfüllt sind, sondern auf Zuchthaus oder auf Gefängnis von mindestens einem Jahre erkannt ist. Ebenso falsch zitiert Tucholsky den § 78, der nicht, wie er sagt, eine Freiheitsstrafe von sechs Monaten, sondern eine Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe von sechs Monaten voraussetzt. Tucholsky übersieht auch, daß bei politischen Delikten, zum Beispiel bei Hoch- oder Landesverrat, Aufforderung zum Ungehorsam, Gotteslästerung, Beleidigung Sicherheitsverwahrung von vornherein ausgeschlossen ist. Der „politische Verbrecher", dessen Verurteilung zur Sicherungsverwahrung er fürchtet, ist danach vor dieser Strafe bei einigermaßen korrekter Rechtsprechung geschützt.

Ganz auszuschließen ist ein Mißbrauch dieser Bestimmung aber durch keine Formulierung. In der Justiz kommt es mehr noch auf die Richter als auf das Gesetz an, wenn Klassen- und Parteijustiz eingeschränkt werden soll. Deshalb hat die Sozialdemokratische Partei darauf gedrungen und auch erreicht, daß vor der Beratung des Strafgesetzentwurfs in zweiter Ausschußlesung die Bestimmungen über die Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung beraten werden. Eine grundlegende Umgestaltung des ganzen Gerichtswesens ist die selbstverständliche Voraussetzung für die etwaige Annahme des Strafgesetzes durch die sozialdemokratische Fraktion.

Tucholsky behauptet sogar, daß die Unterbringung in Sicherungsverwahrung lebenslänglich dauert! Zu dieser Annahme gab ihm nicht einmal der ursprüngliche Strafgesetzentwurf ausreichenden Anlaß. Denn schon der Hergtsche Entwurf schlug vor, daß die Unterbringung in der Sicherungsverwahrung nur dann drei Jahre übersteigen darf, wenn das Gericht sie vor Ablauf dieser Frist von neuem für zulässig erklärt oder anordnet. Nach den letzten Beschlüssen hat das Gericht aber vor Ablauf von drei Jahren zu prüfen, ob der Zweck der Unterbringung erreicht ist; das Gericht kann die Prüfung in kürzern Fristen vornehmen.

Danach bedarf es keiner längern Ausführungen mehr, um Tucholskys weitere Behauptungen zu widerlegen, daß „also Bettler und herumlungernde Arbeitslose" zu lebenslänglicher Sicherungsverwahrung sollen verdonnert werden können. Ob das Betteln überhaupt unter Strafe gestellt bleibt, steht noch dahin. Wir Sozialdemokraten vertreten den Standpunkt, daß das Betteln gar nicht im Strafgesetzbuch zu behandeln ist, weil nur soziale Maßnahmen gegenüber Bettlern in Frage kommen können. Die Auffassung des geltenden Gesetzes, daß schon zu bestrafen ist, „wer bettelt", ist bereits im Hergtschen Entwurf aufgegeben, der nur dann Strafe androht, wenn das Betteln „aus Arbeitsscheu oder Liederlichkeit" geschieht oder „gewerbsmäßig" erfolgt. Die Sozialdemokratische Partei wird dafür zu sorgen haben, daß das Strafgesetz die strafbare Handlung des Bettelns überhaupt nicht kennt.

Daß Tucholsky schließlich „Sicherungsverwahrung" und „Arbeitshaus" durcheinanderwirft, soll hier nur einfach festgestellt werden. Wenn er im Zusammenhange damit auch noch ausführt, es sei keine Gewähr gegeben, daß die angeblich in einem Arbeitshaus zu verbüßende Sicherungsverwahrung nicht unter viel grausamern Bedingungen abgemacht werde als im Gefängnis, so ist dies wohl nur dadurch zu erklären, daß er auch nicht den Entwurf zum Strafvollzugsgesetz kennt, dessen Lektüre ich ihm dringend empfehlen möchte. Nur durch seine Unkenntnis der Verhandlungen des Strafrechtsausschusses ist es auch verständlich, daß er der Sozialdemokratischen Partei gegenüber glaubt hervorheben zu müssen, daß die öffentliche Kontrolle der Erziehungsanstalten sehr gering sei; sind doch grade wir es gewesen, die darauf bei den Beratungen hingewiesen und dafür gesorgt haben, daß die bezeichneten Mißstände beseitigt werden sollen.

Es liegt mir völlig fern, der Sicherungsverwahrung als einer Maßregel der Besserung und Sicherung (im Gegensatz zu den Strafen) das Wort zu reden. Die Angriffe Tucholskys nötigen mich aber dazu, die Sache wenigstens richtig darzustellen. Er sollte nicht gänzlich unbegründete Vorwürfe erheben gegen die sozialdemokratische Fraktion, die sich bemüht, trotz der einer wirklich modernen Strafrechtsreform nicht besonders günstigen Zusammensetzung des Reichstages, sozialen Gedanken Geltung zu verschaffen. Tucholsky sollte uns lieber helfen!

Zu diesen Ausführungen des sozialistischen Juristen und Parlamentariers wird im nächsten Heft Felix Halle das Wort nehmen. Wir haben Herrn Doktor Rosenfeld Raum gegeben, weil das Thema wichtig genug ist, um diskutiert zu werden. Daß sein Ton etwas von oben herab ist, hat uns nicht am Abdruck gehindert. Diese Art illustriert sehr schlagend das Unfehlbarkeitsgefühl der Sozialdemokraten von Heute. Aber ... dürfte man so im ‚Vorwärts' gegen Herrn Stampfer polemisieren?

Franz Mehring von Arthur Seehof

Zu seinem 10. Todestag am 29. Januar

„Ehe das Proletariat seine Siege auf Barrikaden und in Schlachtlinien erficht, kündigt es die Ankunft seiner Herrschaft durch eine Reihe intellektueller Siege an." Karl Marx.

Eltern haben oft seltsame Dinge mit ihren Kindern vor. Der Mann, der nach Marx und Engels die beste Feder des Sozialismus geführt hat, wäre Pfarrer geworden, hätte er den Wunsch von Vater und Mutter erfüllt. Doch kühler Verstand und klarer Blick ließen den Jüngling gegen die Autorität des Elternhauses rebellieren und unter die Politiker gehen.

Kaum hatte der junge Franz Mehring Schule und Universität absolviert, da stieg er auch schon, als ein überzeugter Demokrat, auf die Zinnen der Partei. Die Fahne mit den Siegeszeichen von 1789 und den Wunden und Hoffnungen von 1848 fest in der Hand. Im Schatten dieser Fahne hat Mehring, als ein entschlossener Draufgänger, mit Hölle und Teufel gestritten. Nur Wenige standen ihm zur Seite, als er die offizielle Partei der deutschen Demokratie, die in den Gründerjahren nach 1870 vor den ostelbischen Krautjunkern zu Kreuze kroch, als er die Richter und Treitschke zu Paaren trieb.

Schaffensfreude und Schaffenskraft, Kampfbegier und Kampfbereitschaft waren in ihm mit einem ungewöhnlichen Wissen vereint. So trat er, als Mitarbeiter führender Zeitungen, Bismarcks Politik wie ihren Nutznießern und Verteidigern im öffentlichen Leben entgegen. Und das zu Zeiten, wo wahrhaftig Mut dazu gehörte, den „Altreichskanzler" anzugreifen.

Franz Mehring hat sich — obwohl ihm genügend Gelegenheit dazu geboten wurde — nie die Positionen ausgesucht, in denen man leicht und billig zu Gut und Ehre kommen kann, sondern ist stets und gern auf den Posten geblieben, die die politischen Stürme am wildesten umtobten. Und als der leidenschaftliche Kämpfer, nach Jahren des Ringens und der Schwankungen, endgültig auf die Seite der Sozialdemokratie — der Engels, Bebel und Singer — trat, da hatte er den bürgerlichen Demokraten in sich vollständig überwunden. Die Sozialdemokratie erschien ihm als die natürliche Weiterführung und Vollendung der bürgerlichen Demokratie. (Wenigstens bis zum August 1914.)

Auch in dieser damals noch stolz aufstrebenden Partei stand der begabte, mutwillige Revolutionär stets in der vordersten Reihe derer, die das wissenschaftliche und politische Erbe von Marx und Engels im Kampf gegen revisionistische und unklare Kräfte glutvoll verteidigen. In diesen aufreibenden, eine starke Persönlichkeit und eine zähe Natur erfordernden Waffengängen ist er nie, auch nur für kurze Zeit — so wenig wie Lenin und Rosa Luxemburg — ein bloßer Nachbeter oder Zitatenkünstler gewesen. Im Gegenteil. Bei aller Verehrung für den genialen Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus hat er sich immer ein reiches Maß von Selbständigkeit und Eigenwillen bewahrt. Wie entschieden ist er, zum

Beispiel, für Bakunin gegen die offiziöse marxistische Ansicht aufgetreten! Seine Marx-Biographie, die Rosa Luxemburg als eine Erinnerung an die „besten Traditionen" begeistert pries, wurde nicht nur von den Kriegskreditbewilligern mit schiefen Augen angesehen, sondern auch ganz Orthodoxe und Solche, die „über jedem Komma in Marxens Werken drei oder gar vier Jahrzehnte gebrütet hatten und sich in einer geschichtlichen Stunde, wo sie einmal wie Marx handeln konnten und sollten, doch nur wie trillernde Wetterhähne um sich selbst zu drehen wußten" — auch sie glaubten mit kleinlichen Tüfteleien und mäkelnden Randbemerkungen ihr Mütchen an dem eigenwilligen Kopfe kühlen zu können.

Aber Mehring, damals schon über siebzig, ließ sich durch seine Kritiker und Widersacher nicht beirren, sondern fuhr ihnen, noch immer ein reisiger Streiter, bei der ersten Gelegenheit in die Parade.

Sachkenntnis, Selbständigkeit und Eigenwillen haben ihn in den Jahren, wo die Sozialdemokratie auseinanderfiel, und wo ihr Grundsätze und Beschlüsse aus den Zeiten des Friedens weniger als Hekuba waren, den Weg finden lassen, auf dem Gleichgesinnte und Freunde die Arbeiterschaft führten.

Dieser große und unbeugsame Geist, dieser „Literat" — wie ihn gewisse Kreise auch heute noch gern zu titulieren belieben — ist bis zu seinem Tode, am 29. Januar 1919, für seine Überzeugung eingestanden. Über seinem Leben und Werk leuchten die Worte Ulrichs von Hutten:

> „Von Wahrheit will ich nimmer lan,
> Das soll mir bitten ab kein Mann,
> Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
> Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
> Man mich damit zu schrecken meint."

„La Gazette du Franc" von Simson Carasco

Zwei riesige Skandalaffären beendeten das Jahr 1928 in Frankreich und brachten dem Parlamentarismus, der in der öffentlichen Meinung ohnehin nicht sehr gut angeschrieben steht, einen schmerzlichen Schlag bei. Zwei ungeheuere finanzpolitische Affären, die eng zusammenhängen und die — man erwarte keine sensationellen Enthüllungen — schön totgeschwiegen werden.

Am 1. Dezember brach der Skandal der ‚Gazette du Franc et des Nations' aus, dessen Hauptfigur die rätselhafte Frau Martha Hanau ist. Die berühmte Panama-Affäre, die sich Ende des vorigen Jahrhunderts abspielte und das französische Parlament unwiderbringlich kompromittierte, die ungeheuern Unterschlagungen von Rochette und Therese Humbert in der Vorkriegszeit sind harmlose Kinderstreiche im Vergleich zum Krach der ‚Gazette du Franc'. Die Höhe der im Spiel stehenden Summen, die gesellschaftliche Stellung der Hochstapler und ihrer Komplizen und die hohen Posten die sie in der Finanz- und Geschäftswelt, in der Regierung, bei der Polizei und im

alten französischen Adel einnahmen, geben dieser ganzen Affäre eine noch nie dagewesene Bedeutung.

Dieser Krach kann höchstens mit dem Abenteuer des Finanzmanns John Law verglichen werden, der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Zerfall des Regimes ausnützte und unter dem Schutz der königlichen Regierung Assignaten herausgab, Frankreich auf ein Jahrhundert hinaus ruinierte und die Revolution von 1789 beschleunigte.

Die beiden Katastrophen, die zwei Jahrhunderte auseinanderliegen, haben viele Ähnlichkeiten. Nicht nur die im Spiel stehenden Summen und die Zahl der Opfer steigen ins Ungeheure, sondern auch das System der Hochstapelei, das Martha Hanau anwandte, sieht dem von John Law auffallend ähnlich. Letzterer stützte sich auf den Hof Frankreichs und lockte auf diese Weise in die Kassa seiner „Banque Royale" viele Hunderte von Millionen, bereicherte die königlichen Prinzen und fiel schließlich selbst seinen Erpressern zum Opfer. Martha Hanau stützt sich auf das Parlament, den Senat, die Ministerien und den Völkerbund, füllt ihre Kassen mit Hunderten von Millionen und nachdem sie Direktoren großer Tageszeitungen und andre offizielle Persönlichkeiten bereichert hat, wird sie selbst das Opfer der Banken und Erpresser.

Der zweite Skandal dieses Jahresendes ist der des Senators L. L. Klotz, dem Finanzminister Clemenceau, Mitverfasser und Unterzeichner des Versailler Vertrages, derselbe Mann, der nach der Niederlage Deutschlands die berühmten Worte prägte: „Le Boche paiera!" Schon seit langem verwaltete Klotz seine Kassa so leichtsinnig, daß seine Freunde darüber entsetzt waren. 'Mehrere Male in den letzten Jahren mußte man Industrielle, Buchmacher, Finanzleute, die den Hochstapeleien von Klotz zum Opfer gefallen waren, entschädigen. Poincaré wollte nicht, daß gegen einen Mitunterzeichneten des Versailler Vertrages öffentlich vorgegangen werde. Man veranstaltete sogar einmal im Ministerrat eine Sammlung, um einen Gläubiger von Klotz, der zu drohen begann, auszuzahlen. Doch nichts vermochte den gewesenen Minister in dem einmal eingeschlagenen Weg aufzuhalten. Seine ganze Zeit verbrachte er auf den Rennplätzen, wo er phantastische Summen verwettete, und in den Logen von Schauspielerinnen und Tänzerinnen der Music-Halls, für die er ebenso leichtsinnig ungeheure Summen ausgab. Und eines schönen Morgens teilte man Poincaré mit, daß Klotz Schecks ohne Deckung für eine Million unterschrieben und auf andre Art noch weitere acht Millionen erschwindelt habe. Dies Mal hatte die Summe eine derartige Höhe erreicht, daß man sie nicht so ohne weiteres rückzahlen konnte.

Was nun? Kann man einen Mann, dessen Namen unter dem Vertrag von Versailles steht, arretieren lassen, richten und verurteilen? Poincaré hatte eine glänzende Idee: Er ließ drei der mächtigsten jüdischen pariser Bankiers zu sich bitten und sprach zu ihnen:

„Meine Herren, Sie werden Klotz retten! Erstens schulden Sie das dem Lande und zweitens Ihrer Rasse. Klotz ist einer Ihrer Glaubensgenossen."

Die drei Bankiers baten um Bedenkzeit. Nach vierundzwanzig Stunden schickten sie dem Premierminister ihre Antwort: sie seien einverstanden, die wichtigsten Gläubiger von Klotz auszuzahlen, doch stellten sie zwei Bedingungen: Erstens das Verschwinden von Klotz, das heißt, Internierung in einer Heilanstalt. Zweitens Einschreiten gegen die Schwindelaffäre der ‚Gazette du Franc', gegen die schon seit einigen Monaten Anzeigen erstattet wurden.

Es blieb nichts andres übrig, als diese Bedingungen anzunehmen. Und die Justizmaschine wurde in Bewegung gesetzt. Über Nacht brach der Skandal um die ‚Gazette du Franc' aus. Die Affäre Klotz folgte bescheiden nach vierzehn Tagen und dank ihrer geschickten Inszenierung ertrank sie im Lärm um die Affäre Hanau. Im Ausland wurde sie viel ausführlicher in allen ihren Details ausgeschrotet als in Frankreich selbst. Die einzige Klage, die gegen Klotz von einem seiner Gläubiger erhoben worden war, wurde von diesem öffentlich widerrufen. Klotz wurde in einer Heilanstalt untergebracht, und man will die Ärzte zwingen, den gewesenen Finanzminister unzurechnungsfähig zu erklären. Doch bis jetzt ist alle Mühe vergebens. Sechs berühmte Psychiater blieben unbestechlich und konnten Klotz keinerlei „Verrücktheit" nachweisen.

Zwei Skandalaffären, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben und doch im Zusammenhang stehen.

*

Nun die Frage: Hat die Justiz, indem sie gegen die ‚Gazette' einschritt, ein lebensfähiges Finanzgeschäft umgebracht, das, wie alle Finanzgeschicke, vom Hasardspiel der Börse abhängt? Ist die Affäre der ‚Gazette' nur eine Rache der Großbanken?

Tatsache ist, daß das fabelhafte Glück der ‚Gazette' die Großbanken störte. Die Hunderte von Millionen, die nicht durch ihre Hände rannen und ihren Maklern entgingen, ließen die „ehrlichen" Bankiers nicht schlafen. Es schien, als wollte Frau Hanau den gesamten Geldverkehr aller kleinen Sparer und Rentner monopolisieren und sammelte furchtbaren Haß auf ihr Haupt.

Nichtdestoweniger ist die ‚Gazette du Franc' eine sehr geschickt aufgemachte Hochstaplerei.

Frau Hanau war zuerst Agentin für Wäsche, dann Modistin, später handelte sie mit Schönheitsmitteln und noch vor dem Krieg ging ihr Geschäft zugrunde. Sie heiratete einen Bankier, ließ sich scheiden und gründete im Jahre 1925 mit ihrem geschiedenen Gatten zusammen die ‚Gazette du Franc'. Es war ein kleines Unternehmen mit ungefähr zehn Angestellten, das an jedem Monatsende mit Geldknappheit zu kämpfen hatte. Doch eines Tages tauchte ein geheimnisvoller Fremdling auf, den die Justiz sicher nicht suchen wird, und das Kapital, das anfangs anderthalb Millionen betragen hatte, erhöhte sich plötzlich auf zehn Millionen. Die ‚Gazette' richtete sich in einem prachtvollen Haus der rue de Provence ein und wurde zum Großbetrieb.

Der Mechanismus der Hochstaplerei war sehr primitiv und gar nicht neu. Ja sogar plump, so plump, daß man staunen muß, daß so viele Menschen darauf hereinfielen. Auch ist es erstaunlich, daß der Schwindel so lange Zeit vor den Augen der offiziellen Kreise betrieben werden konnte. Doch das ist eine andre Geschichte und hier beginnt der politische Skandal.

Außer der ‚Gazette' gründete Frau Hanau eine Anzahl Gesellschaften und Konsortien, die scheinbar miteinander nichts zu tun hatten, in Wirklichkeit aber eine gemeinsame Buchführung hatten. Die Gesellschaften und Konsortien existierten tatsächlich, doch hatten sie keinerlei Aktivität. Sie waren nur dazu da, um Aktien, Bons und andre Papiere herauszugeben. Dann gründete Martha Hanau ein Finanzblatt, ‚L'Interpresse', mit täglichen Börsenberichten aller Weltstädte und in welchem die Aktien ihrer Gesellschaften natürlich mit ganz unkontrollierbaren Kursen notierten. Jetzt blieb der „Finanzfrau" nichts andres mehr zu tun übrig, als Opfer, „poires", wie der Franzose sagt, zu finden. Und das war sehr leicht für sie. Sie versprach Wunder, bot 48 Prozent jährlich. Eine Armee von Agenten wurde in die Provinz gesandt, ausgerüstet mit der ‚Interpresse', wo schwarz auf weiß zu lesen war, wie die Aktien, der von Martha Hanau gegründeten Häuser stiegen . . . immer stiegen. Hatten die Agenten einen kleinen Rentner gefunden oder einen Mann, der Ersparnisse oder Papiere hatte, so belagerten sie ihn förmlich und bearbeiteten ihn tage- und wochenlang! er bekam Drucksachen, Broschüren, Bücher, Zeitungen zugeschickt, bis er endlich Vertrauen faßte und den Agenten seine Ersparnisse anvertraute, oder seine guten Papiere gegen die der Martha Hanau eintauschte.

Doch dieses Manöver allein hätte nicht genügt, um die 500 oder 600 Millionen ins Trockene zu bringen, die Frau Hanau in ihren Geldschränken barg. Und das Geschäft im Großen betreiben zu können, kaufte ‚L'Interpresse' für 300 000 Francs monatlich die Finanzbeilage des ‚Quotidien'. Gibt es heute eine bessere Beute in Frankreich als den ‚Quotidien', der im Jahre 1923 von sechzigtausend Anhängern der Linksparteien und den gesamten kleinen Sparern Frankreichs gegründet wurde? Der Direktor des ‚Quotidien' verkaufte der ‚Interpresse' die Liste der Namen und Adressen dieser Sechzigtausend, unter denen sich heute die größte Zahl von Frau Hanaus Opfer befindet. Dann pachtete ‚Interpresse' die Finanzbeilage der Pariser Mittagszeitung ‚Le Rumeur' und die des ‚Reveil du Nord' in Lille.

Die große Kunst der Martha Hanau bestand darin, Vertrauen einzuflößen. Und in dieser Kunst war sie Meisterin. Es gelang ihr, für den Verwaltungsrat der ‚Interpresse' zwei Grafen, einen Herzog, einen Senator und einen gewesenen Kabinettschef zu gewinnen. Sodann verwandelte sie die ‚Gazette du Franc', die eine pazifistische und demokratische Tendenz hatte, in ein großes politisches, literarisches und soziales Organ und erwarb sich die Mitarbeit der meisten Senatoren und Abgeordneten, denen sie für ihre Artikel das Fünf- und Sechsfache zahlte als die andern Blätter. Minister arbeiteten an der ‚Gazette' mit und die bekanntesten Persönlichkeiten aus der Fi-

nanzwelt sowie bekannte Künstler und Schriftsteller. Auch Minister fast aller andern europäischen Staaten waren Mitarbeiter der ‚Gazette du Franc'. Martha Hanau und ihr Chefredakteur Pierre Audibert begaben sich auch nach Genf und gehörten zu den hervorstechendsten Persönlichkeiten im Milieu des Völkerbundes. Übrigens setzte der Völkerbund der ‚Gazette' eine jährliche Subvention von 15 Millionen französischer Francs aus und die Spezialnummer, welche die ‚Gazette' anläßlich der Unterzeichnung des Kelloggpaktes herausgab, wurde von der Regierung in fünfzigtausend Exemplaren in den Schulen verteilt.

Martha Hanau war eine Macht, ein Staat im Staat. Doch niemand kannte ihr Geschäft besser als sie selbst und sie war sich dessen wohl bewußt, daß ein Unglück über Nacht hereinbrechen kann. Sie wußte, daß seit Monaten schon „böse Zungen" sie beim Justizminister verleumdeten, dem geheimnisvollen Barthou, dessen ganze Tätigkeit sich vornehmlich darauf beschränkte, diesen Skandal zu vermeiden und jetzt, ihn zu unterdrücken.

Martha Hanau kennt die Menschen und besonders die Klasse der Journalisten und der Deputierten. Es war ein Kinderspiel für sie, die gefährlichsten Zeitungsschreiber für ihre Zwecke zu gewinnen. Bei den Abgeordneten und Senatoren mußte sie schon etwas geschickter vorgehen. Sie bezahlte ihnen nicht nur ihre Artikel fürstlich, sondern sie eröffnete ihnen auch, unter irgend welchem Vorwand, Konten, die sich auf wunderbare Weise erhöhten. Manche wurden auch am Gewinn der ‚Gazette' beteiligt und wurden über ihren Gewinnanteil regelmäßig auf dem Laufenden gehalten. Auch Geheimkonten gab es. Dreiundsechzig solche Gewinnanteilhaber gibt es und dies ist die Geschichte des berühmten „verlorengegangenen" Notizbuches, das man aus wohlbegreiflichen Gründen niemals finden wird.

*

Dies ist in kurzen Zügen der Skandal der ‚Gazette du Franc et des Nations'. Er verschlang ungefähr 500 bis 600 Millionen der Ersparnisse des französischen Volkes und läßt ein Passivum von mehr als 100 Millionen zurück. Dies ist der Skandal, den die Regierung zu unterdrücken versucht, trotz des heftigen Protestes des Untersuchungsrichters, Herrn Clard, der die ganze Wahrheit aufdecken will. Wird es gelingen, die Affäre totzuschweigen? Höchstwahrscheinlich. Aber nur mit Hilfe der Hochstapler selbst, die, von Martha Hanau angefangen bis Pierre Audibert und bis zum Erpresser Anquetil, jetzt schon mit ihren Drohungen beginnen: Laßt uns in Ruhe, oder wir erzählen alles!

Zweimal schon hat Martha Hanau vor dem Untersuchungsrichter versucht, Henry Dumay zu decken und ihn zu entlasten. Der Grund ist klar: Dumay besitzt erdrückende Dokumente gegen den Ackerbauminister Hennessy, derzeit Herr des ‚Quotidien'. Und im Schlepptau von Dumay kann einem also nichts geschehen.

Um welche Affären handelt es sich also, mit deren Enthüllung die Angeklagten drohen und die, wie man überall

flüstert, nicht nur das Parlament, sondern den Ruf Frankreichs in der ganzen Welt kompromittieren würden?

Zuerst der Fall der dreiundsechzig Abgeordneten und Senatoren, die ihren Namen hergaben. Der Fall wird wohl niemals ganz aufgeklärt werden. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung hat das Parlament von einer Minute zur andern ein Gesetz angenommen, die „parlamentarische Unvereinbarkeit", derzufolge, zum Beispiel, ein Senator nicht gleichzeitig Aufsichtsratmitglied eines Finanzunternehmens sein kann. Das muß genügen und weiter wird man nicht dringen. In der Kammer wagte es kein einziger reaktionärer, sozialistischer oder kommunistischer Redner, den Skandal anzuschneiden. Über diese Frage hat sich von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken eine weite Einheitsfront gebildet und von Cachin bis Léon Daudet ist man sich einig. Die große Geschicklichkeit der Martha Hanau bestand zum großen Teil darin, sich Komplizen aus allen Lagern zu sichern.

Sodann der Fall des ‚Quotidien', welcher der ‚Interpresse' seine Finanzbeilage und die Liste seiner sechzigtausend kleinen Sparer verkaufte. Auch diesen Fall wird man nicht näher ergründen. Verschiedene Gründe gibt es dafür. Der ‚Quotidien' gehört Herrn Jean Hennessy, gewesenem Botschafter in Bern und Ackerbauminister im Kabinett Poincaré. Herr Hennessy weiß seit langer Zeit schon von den Hochstapeleien der ‚Gazette', denn im Juli bereits wurden die ersten Anzeigen erstattet. Nichtsdestoweniger hat er den Kontrakt zwischen dem ‚Quotidien' und der ‚Interpresse' persönlich gutgeheißen. Der ‚Quotidien' kostete ihn monatlich eine halbe Million; mit der ‚Interpresse' ersparte er immerhin 300 000 Francs im Monat. Henry Dumay war gezwungen, seinen Direktorposten am ‚Quotidien' zu verlassen. Doch obwohl stark kompromittiert und im Begriffe festgenommen zu werden, gelang es ihm, von Hennessy eine Entschädigungssumme von 900 000 Francs wegen Kontraktbruch zu erlangen, Rückkauf von Aktien im Werte von 1 200 000 Francs und schließlich das Versprechen der Regierung, gegen ihn nicht vorzugehen. Auch Dumay spielte seine kleine Erpressung aus: er drohte, die Briefe zu veröffentlichen, in denen Hennessy ihn im Jahre 1924 bat, bei Herriot wegen seines Botschafterpostens in Bern zu intervenieren. Außerdem droht er, Beweise zu erbringen, nach denen Hennessy in der Affäre der ‚Gazette' mindestens genau so kompromittiert sei, wie er selbst. Und zum Schluß droht er mit der Enthüllung der unerhörten Tatsache, daß die Regierung selbst dem ‚Quotidien' einen Geheimfonds von zwölf Millionen bewilligte. Auch Dumay wird ungestraft ausgehen.

Dann der Fall der großen pariser Tageszeitung ‚Le Journal', der sofort nach der Festnahme Georges-Anquetils von diesem selbst enthüllt wurde, als er sah, daß ihn seine Freunde vom ‚Journal', Gaston Vidal und Mouthon, fallen ließen.

Es ist vielleicht nicht jedem bekannt, wer Georges-Anquetil ist: er ist der meistkorrumpierte Mann des französischen Journalismus. Im Jahre 1919 war er Mitglied der sozialistischen

Partei und gab ein bolschewistisches Blatt heraus, als man plötzlich erfuhr, daß dieses Blatt von der Polizei finanziert werde und Anquetil ein Agent provocateur sei. Man schloß ihn aus der sozialistischen Partei aus, und er gründete einen pornographischen Verlag, sowie ein Revolverblatt ‚Le Grand Guignol'. Anquetil hatte eine ganz besondere Art zu Geld zu kommen: er ließ zum Beispiel auf den Rennplätzen die Frauen verschiedener Persönlichkeiten photographieren, die mit ihren kurzen Röcken beim Sitzen so manches sehen ließen. Durch geschicktes Retouchieren konnte auch noch vieles hinzugefügt werden. Dann wurde ein Bürstenabzug des ‚Grand Guignol' gemacht mit dem kompromittierenden Bild drinnen, und Anquetil schickte damit einen seiner Leute zum betreffenden Gatten der abgebildeten Frau, der natürlich schleunigst die von ihm geforderten 50 000 oder 100 000 Francs auszahlte, die Anquetil als Preis dafür verlangte, Namen und Gesicht aus dem Bild zu lassen. Diejenigen, die nicht zahlten, fanden natürlich ihren Namen unter dem schönen Bild prangen. Dies alles geschah unter dem Deckmantel gerechter Empörung über die Verderbtheit der Sitten unsrer Zeit und die Schamlosigkeit der modernen Frau.

Vor einem Jahr gründete Anquetil die Mittagszeitung ‚Le Rumeur', ebenfalls ein Blatt der Erpressung und Pornographie ersten Ranges, dessen Finanzteil der ‚Interpresse' für 500 000 Francs zur Verfügung gestellt wurde. Doch bald erschien Anquetil diese Summe nicht genügend hoch und er begann die ‚Gazette du Franc' anzugreifen; doch gleichzeitig fuhr er fort, ‚Interpresse' zu veröffentlichen. Frau Hanau gab ihm zweimal 75 000 Francs Schweiggeld.

Währenddessen hatte auch ‚Le Journal' eine heftige Kampagne gegen die ‚Gazette' begonnen. Anquetil, Freund von Gaston Vidal und Mouthon, Direktoren des ‚Journal', machte sich vor Frau Hanau wichtig und versprach ihr, diese Angriffe zum Schweigen zu bringen. Die drei, Anquetil, Vidal und Mouthon, sind sehr gute Freunde und die Erpressungen, die ‚Le Journal' nicht durchführen konnte oder wollte, wurden an ‚Le Rumeur' weitergegeben. Anquetil schickte also einen seiner Leute, den Tuneser Nimoun Amar, ins ‚Journal' und bot seinen Freunden eine „Einheit", wie man in jenen Kreisen eine Million nennt, an, um die Campagne gegen die ‚Gazette' einzustellen. Am nächsten Tag schon erschien im ‚Journal' eine Richtigstellung. Hat nun ‚Le Journal' diese Million wirklich bekommen oder nicht? Frau Hanau und Nimoun Amar haben es zuerst bejaht, später aber wieder abgeleugnet. Tatsache ist, daß man nicht weiß, wo die bewußte „Einheit" hingekommen ist, und man wird sie auch sicher nicht weiter suchen. Die Verhandlungen zwischen dem ‚Journal' und Madame Hanau haben genau drei Tage lang gedauert. Justiz und Polizei wissen genau, wo die Million hingekommen ist, in wessen Tasche sie gerutscht ist. Aber man wird sich hüten, weiter in die Sache zu dringen, denn man müßte dann auch vom guten Einverständnis sprechen, das zwischen der ‚Gazette' und der Polizei besteht. Während die Polizei so tat, als suche sie in Paris nach dem Agenten von An-

quetil, Nimoun Amar, saß dieser ruhig dreißig Minuten von Paris entfernt, in Chilly-Mazarin, im Haus von Mouthon, dem Direktor des ‚Journal'. Und um nach Chilly-Mazarin zu gelangen, lieh sich Nimoun Amar vom Chef der Kriminalpolizei, Mouton (Mouton ohne h) ein Auto aus; Mouton ist ein Freund und Günstling des Justizministers Louis Barthou, der alles daran gesetzt hatte, den Skandal zu verhindern und jetzt alles tut, um ihn zu unterdrücken. Übrigens ist der Chef der Kriminalpolizei Mouton ein intimer Freund von Robert Gillot, einem der unzähligen in den Hanauskandal Verwickelten, Gillot, früher Kabinettchef von de Monzie und dem Verkehrsminister Pierre Laval.

Und wollte man dem Skandal noch tiefer auf den Grund gehen, müßte man noch erzählen, daß der Staatsanwalt, Herr Prouharam, achtundvierzig Stunden vor Ausbruch des Skandals, versetzt wurde; er war mit Frau Hanau sehr eng befreundet.

Man sieht, es gibt unzählige Gründe dafür, daß der Skandal der Frau Martha Hanau unterdrückt werden muß. Wie können jene, die selbst kompromittiert sind, Licht in die Sache bringen und Gerechtigkeit üben?

Aber nicht nur die französische Regierung wünscht das Vertuschen dieses Skandals; auch das Ausland hat Interesse daran, daß nicht zu viel Lärm gemacht werde. Der Völkerbund hat in Paris den Auftrag gegeben, seine Beziehungen zu Martha Hanau und zur ‚Gazette du Franc' zu verschweigen, und niemals wird von den 15 Millionen die Rede sein, die der Völkerbund jährlich der ‚Gazette' zukommen ließ.

Um die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, die ohnehin nicht sehr freundschaftlich sind, nicht noch mehr zu komplizieren, wird man auch nicht weiter untersuchen, wie Mussolini zu Frau Hanau stand und nicht von den Unterstützungen sprechen, die die ‚Gazette' von Mussolini erhielt, sowie handgeschriebene Briefe von Mussolini.

Auch von den Empfehlungsbriefen an die ausländischen Regierungen wird man schweigen, die der Quai d'Orsay dem gewesenen Gatten der Frau Hanau, Herrn Lazare Bloch gab, der ebenfalls festgenommen und angeklagt ist. Niemand wird davon sprechen und die ‚Humanité', die begonnen hatte, darüber zu schreiben, wurde auch zum Schweigen gebracht. Denn die Beziehungen der Frau Martha Hanau reichten bis nach Moskau, woher auch ausgiebige Gelder kamen.

So hat jeder das größte Interesse daran, zu schweigen, auch jene, die pro forma am meisten schreien, daß Klarheit geschaffen werden müsse. Weder Coty, Direktor des ‚Ami du Peuple', noch Paul Vaillant-Couturier, Chefredakteur der ‚Humanité', werden uns dementieren.

Kürzlich sagte ein bekannter französischer Politiker: „Um Licht in die Sache Hanau zu bringen, müßte man damit beginnen, Regierung und Polizei zu arretieren. Doch das wäre Revolution. Und das geht auch nicht!"

Verweis auf Emil Strauß von Arnold Zweig

An niemandem beinahe studiert sich das Unheil, das das trübgrüne Gewässer einer stagnierenden geistig-politischen Umwelt in einem echtbürtigen Erzählertalent anrichtet so genau wie am Falle des schwäbischen Dichters Emil Strauß. Er war eines der mannhaftesten Talente, die die literarische Welt vor dem Kriege in Deutschland überhaupt besaß — mannhaft nämlich durch den Sinn auch für das Zarte, in der gelassen ahnenden Führung von Schicksalen, in dem körnigen und spröden Wachstum seiner deutschen Sprache — wie ja echte Mannhaftigkeit immer im Gegensatz zu dem wüsten oder strammen Getue aufgeblasener Schwächlinge steht, die es nötig haben, aus der Angst eigner Unsicherheit in die schmetternden und knarrenden Töne neuhochdeutscher Unmenschlichkeit zu flüchten. Dieser Emil Strauß stand schon 1902, inmitten in der nachnaturalistischen Befangenheit, als ein unbefangen dichtender Erzähler. Seine reinen natürlichen Gebilde gehörten zum besondern Schmuck der ‚Neuen Rundschau', in der sie zumeist erschienen. Sein „Freund Hein" war für eine ganze gequälte Jugend einmal das erlösende Wort. In „Kreuzungen" gestaltete er mit einer fast Kellerschen Vornehmheit des Instinkts die natürliche Bewegung eines Mannes von einer wertvollen Frau zu einer andern, die ihm ergänzender zugeordnet und lieb wird, und im „Nackten Mann" versuchte er, den Zusammenstoß zwischen einem lebendigen Gemeinwesen (der reichsfreien Stadt Pforzheim) und dem herrischen Gestaltungswillen eines Einzelnen und Herrschers schicksalhaft und mit allen Wurzeln ans Licht zu heben; mit jener vorbildlichen Liebe zu seiner Gestaltung und seinen Geschöpfen, die nur in der Führung des Geschicks, nicht auch in der Belichtung der Charaktere verrät, welcher von beiden Parteien das Ja des Dichters gehört. Diese drei großen Erzählungen hat, in ebensovielen eleganten Bändchen schmal und gut gedruckt und gebunden, S. Fischer, Verlag, vor einiger Zeit neu herausgegeben; weitere Bände strauß'schen Schaffens, seine gesammelten Novellen besonders, ist er uns noch schuldig zu bringen: mit einem Meisterstück wie „Mara" neben vielen andern. Nun vergleiche man aber einmal, mit allem Unrechttun des Vergleichens, Umfang und Tonskala der von Strauß erzählten Welt mit der eines der vielen Angelsachsen, die der deutsche Leser jetzt kennen lernt: die Jugendwelt „Freund Heins" mit der in Conrads „Schattenlinie", der des „David Balfour von Shaw" (Stevenson), „John Barleycorns („König Alkohol", Jack London), oder den herrlichen Kipling-Kims! Man hat da nicht so sehr, um beim letztern zu bleiben, den persönlichen Unterschied zwischen Strauß und Kipling festzustellen, der vielleicht gar nicht so groß ist, wenn man die Einsicht Beider in Menschenleben, die Gabe, das Gesehene auszusprechen, die Kunst, eine Fabel aufzubauen, die Kraft, sie mit Gestalten zu erfüllen, oder ihre Andacht vor dem schwer Bemerkbaren und Geringen wie vor dem Weiten und Universalen übermenschlicher Horizonte, oder etwa auch die herzhafte Güte ihres Humors

vergleicht, der bei beiden aus dem zärtlichen Beifall strömt, mit dem sie die heroischen Anstrengungen des winzigen Wesens Mensch und seinen Größenwahn bemerken. Was sie vielmehr voneinander reißt, und was vielleicht Emil Strauß zu der Resignation gebracht hat, mit der der Fünfzigjährige seine Feder niederlegte, das ist die tiefe Benachteiligung, zu der ein geistiger Deutscher dank seiner praktischen Abgesperrtheit von allen daseinswichtigen Rätseln und Aufgaben des Gemeinschaftslebens verurteilt war. In einem Staate, der wie das Deutsche Reich seit Bismarck diktatorisch von einer engumgrenzten Schicht starrköpfiger preußisch-neudeutscher Großgrundbesitzer und eigensüchtig verblendeter Großindustrieller verwaltet wurde, in dessen Ablauf der irrlichterierende Wille des persönlichen Regiments eines nervösen Alleskönners hineinspielte, dem kein Bürgertum unerschrocken Schranken setzte; in einem Staate, in welchem Jahrzehnte lang das Regime und seine Träger allein die gottgewollte und richtige nationale Gesinnung besaßen, während die Massen des Volkes sozialistischer Arbeiter, Katholiken des Zentrums und die Juden des Freisinns als verdächtige, vaterlandswidrig gesonnene Feinde dastanden, in einem solchen Staate ohne Gemeingeist, ohne das strömende und freundwillig Männliche des fair play, ohne den Austausch politischer Wirkung von Schicht zu Schicht, von Klasse zu Klasse, und ganz und gar ohne irgend eine weltpolitische Idee, die mit der romanischen, angelsächsischen oder russischen Lebensweise hätte zum Wettkampf antreten können, in einem Zwangs- und Militärstaate blieb einem Dichter, dem wie Emil Strauß Gemeinschaft als die allein dichtenswürdige Aufgabe aufgegangen war, und den nicht der kämpferische Ansturm des Staatskritikers Heinrich Mann auszeichnete, nichts andres übrig, als in der Enge seines heimatlichen Gefühls allmählich als Dichter zu erlöschen. So löste er sich auf seine vornehme Art aus der Not, die keinem seiner Generation erspart geblieben ist. Und doch, wäre es undankbar, mit diesem Satze von seinen Schriften Abschied zu nehmen. Sagen wir doch mindestens, daß nach allem übersetzten Deutsch noch so sauberer Stilisten drei Seiten, wahllos, seiner Prosa ein Aufatmen bedeuten, das Einströmen eines natürlich kristallreinen windbewegten Mediums in Lungen, die sich an Zimmerluft niemals gewöhnen werden.

Christen und Juden von Moritz Heimann

Aus dem Nachlass

Daß ich als Jude jüdisch will, ist wahrscheinlich, ich untersuche es nicht und bezweifle es nicht; daß ich Jüdisches will, käme mir ganz absurd vor. Ist ein Volk aus dem Gröbsten heraus, so kann es in dieser Form von Nationalismus nicht befangen bleiben. Raffael wollte eine Madonna malen, Dürer desgleichen, nicht jener eine italienische, dieser eine deutsche.

Siegt die letztere Tendenz, so kommt gewiß keine Madonna mehr zustande, sondern eine Karikatur oder ein Schatten.

*

Die Griechen glaubten an ihre Götter, aber nicht an ihren Mythos, das ist der Hauptunterschied ihres und des Christenglaubens; denn dieser hält auch den Mythos als Tatsache.

*

Im Christentum wird der Mythos als Dogma hingestellt, entgegen allen andern Religionen. So mußte die grauenhafte Unduldsamkeit aufkeimen. Alle Götter sagen: So bist du, Mensch! Nur Jehova: So sollst du sein!

*

Ich möchte glauben, daß das Verbot, Bilder zu machen, von dem was im Himmel und auf Erden ist, das Urgebot des Judentums war. Damit war der in den Bildern doch immer wieder erstarrte Gottes- und Weltglaube erlöst.

*

Es gab nicht nur das Christentum vor Christus, sondern auch die protestantische Gesinnung ist vor uns außer ihrer historischen Erscheinung eine Grundtatsache des menschlichen Denkens.

*

Die Juden als Volk sind keineswegs ein begabtes Volk zu nennen. Sieht man von dem Wundervolk der Griechen ab, was haben die Inder mit ihren religiösen Schriften nicht alles gemacht; sie wurden an ihnen Grammatiker, Rhythmiker. Sie arbeiteten das Tiefe und Dunkle ins Helle; die Juden ins Absurde.

*

Die Intoleranz des Christentums und des Islam — sind sie direktes Erbteil vom Judentum her oder haben sie (noch) einen Grund in der Tatsache, daß beide synkretistische Religionen sind, also eine Beimischung von Wille, Plan, Tendenz haben und darum eifersüchtig sind, kurz, weil sie nicht reine Religion sind? Reine Religion ist agnostizistisch; synkretistische — eben wegen des Zusatzes von Verstand und Absicht — glaubt zu wissen. Darum ist jene tolerant, diese intolerant.

*

Gewisse Juden haben einen Sinn für das reale Lebendige und für das ideale Tote, aber nicht für das ideale Lebendige.

*

Der Judenstolz, bloß weil man Jude ist, der davor rettet, daß man sich bewährt, etwas aus sich herausgestaltet, dieses alberne Pochen darauf, daß man einmal der Welt etwas Wichtiges gegeben hat, ist von allen Sorten von Nationalstolz die lächerlichste.

*

Christentum lehren heißt schon: es nicht mehr haben.

Apologie des Lord Alfred Douglas

von Gerhart Gleißberg

Achtundzwanzig Jahre nach dem Tode des Gefangenen von Reading fand in London vor dem High Court of Justice ein Beleidigungsprozeß gegen einen Buchhändler statt. Der hatte die Wilde-Biographie von Frank Harris feilgeboten, ein Käufer hatte sie erworben — und dieser Käufer war ein Abgesandter des nun bald sechzigjährigen Lord Alfred Douglas, der in Harris' Erinnerungen an Wilde und in Wildes ‚Epistola' die dunkle Rolle des Verführers und Verderbers spielt. Der Buchhändler Harrods wurde zur Zahlung von hundert Pfund Entschädigung an Lord Douglas verurteilt. Das Buch von Harris ist 1910 geschrieben, 1918 zuerst in Amerika erschienen. Bis heute wird es in England nur heimlich verkauft, weil man die Beleidigungsklagen des Lord Alfred fürchtet, der mehr als einen Prozeß in Sachen Wilde geführt und manchen davon gewonnen hat.

Die Wilde-Biographie von Frank Harris ist unter dem Titel „Oscar Wilde, eine Lebensbeichte" vor etlichen Jahren ins Deutsche übersetzt und bei uns als eine ehrliche, gut geschriebene und mit Dokumenten belegte Darstellung anerkannt worden. Wie steht es nun mit diesem Buch?

Im April 1925 hielten sich in Nizza drei Freunde Oscar Wildes auf: Harris, Reggie Turner und Lord Douglas. Seit dem Erscheinen seiner Wilde-Biographie hatte Harris keinen von beiden gesehen, Alfred Douglas hatte ihn heftig und maßlos befehdet, Reggie Turner hatte zu dem Buche geschwiegen. Jetzt forderte Harris Turner, der an Wildes Sterbebett gestanden hatte, zu reden auf, und erfuhr, daß nicht alles, was er im Glauben an die Erzählungen des inzwischen verstorbenen Robert Roß, des „guten Engels" in Oscar Wildes letzten Tagen, geschrieben hatte, der Wirklichkeit entsprach. Turner klärte ihn darüber auf, daß er die Todesszene Wildes und die Szene am Grabe, vor der Überführung des Leichnams nach dem Père Lachaise, nach hitzigen und eitlen Phantasien des Robert Roß dargestellt habe, die der Wirklichkeit nicht entsprachen. Nachdenklich geworden, forschte Harris nach weitern Irrtümern seiner Darstellung. Und Turner wies ihn auf die feindselige Gesinnung von Roß gegen Douglas hin und auf die Wahrscheinlichkeit, daß Roß das Bildnis des Lord Alfred entstellt und verdunkelt habe.

Dann kam eine Begegnung zwischen Harris und Lord Alfred Douglas zustande. Das Resultat ihrer Unterhaltungen ist eine neue Vorrede zu dem Wilde-Buch, die noch im selben Jahr in England und unlängst in einer (nicht vollständigen und nicht zulänglichen) deutschen Übersetzung im Globus-Verlag erschienen ist. Sie enthält eine lange briefliche Darstellung von Lord Douglas, in der er Punkt für Punkt die Vorwürfe abwehrt, die Wilde in dem De Profundis-Brief und Harris dann in seinem Wilde-Buch gegen ihn erhoben hatten.

Harris, und auch Bernard Shaw, war besonders jene Szene im Café Royal im Gedächtnis geblieben, die sich kurz vor dem

verhängnisvollen Beleidigungsprozeß Wildes gegen Alfreds Vater, den Marquis von Queensberry, abgespielt hatte. Damals hatte der junge Lord entrüstet protestiert, als Harris und Shaw vor dem gefährlichen Prozeß warnten, und durch sein brüskes Verlassen des Lokals den schon schwankend gewordenen Wilde zum Abbruch des Gesprächs veranlaßt. Harris folgert aus diesem Vorfall den schwersten Verdacht gegen Douglas: Er habe Wilde in den aussichtslosen Prozeß hineingehetzt, obwohl er hätte wissen müssen, daß die Anschuldigungen seines Vaters gegen Wilde nicht zu entkräften waren. Aber Douglas erklärt sein Verhalten mit Gründen, die bis dahin unbekannt waren und von denen auch Wilde offenbar niemals gesprochen hatte. Douglas nämlich hatte damals hoffen können, den Prozeß durch seine eigne Zeugenaussage gegen den alten Marquis zu des Freundes Gunsten zu entscheiden. Er wußte so viel von dem Vorleben seines Vaters, von seiner Rücksichtslosigkeit gegen Frau und Familie, von seiner Gewohnheit, sinnlose Beleidigungen gegen die eignen Söhne vorzubringen, und er konnte glaubhaft machen, daß sich das Vorgehen des Vaters nicht gegen Wilde, sondern gegen ihn, Lord Alfred, richtete und damit gegen die Mutter, deren Lieblingssohn Alfred war. Er durfte annehmen, dadurch die Geschworenen so sehr gegen den Angeklagten beeinflussen zu können, daß sie den Marquis als Verleumder verurteilen würden. Wildes Anwalt riet zu, der Ankläger Sir Edward Clarke versprach Alfred, ihn als ersten Zeugen aufzurufen. Doch als die Verhandlung kam, hielt Clarke sein Versprechen nicht, die Anwälte rieten Douglas, ins Ausland zu gehen, und so erlitt Wilde die fürchterliche und verhängnisvolle Niederlage, die ihn für zwei Jahre ins Zuchthaus brachte. Douglas erklärt, an diesem Ausgang der Sache ohne Schuld zu sein, und Harris bekennt in seiner „Neuen Vorrede", daß er jetzt von der subjektiven Unschuld des Lord Alfred überzeugt sei.

Oscar Wilde hat, nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus, während der letzten Zeit seines Lebens fortgesetzt in Briefen und Gesprächen Beschuldigungen gegen Alfred Douglas erhoben. Er hat ihm liebloses und brutales Verhalten vorgeworfen, er hat behauptet, Douglas habe ihn in Neapel ohne Geld im Stich gelassen, habe ihn gar nicht oder nur kümmerlich unterstützt — und in jener Epistola in carcere et vinculis, die an Lord Alfred gerichtet ist, findet sich die erschütternde Anklage: „Mein Leben war, so lange Du an meiner Seite warst, ganz unfruchtbar und unschöpferisch. Und mit wenigen Unterbrechungen, ich bedaure es sagen zu müssen, warst Du allezeit an meiner Seite."

All diese Vorwürfe Wildes erklärt Douglas für unwahr. Er hat Harris die Scheckbücher und Unterlagen gezeigt, aus denen hervorgeht, wie oft und wie reichlich er Wilde mit Geld unterstützt hat. Er weist darauf hin, daß Wilde die „Frau ohne Bedeutung", „Bunbury", den „Idealen Gatten" und die letzte Fassung der Zuchthausballade während seines Zusammenlebens mit ihm geschrieben habe. Harris fügt hinzu, daß im letzten Lebensjahr des Dichters auch er unter Wildes Betteleien und

ungerechten Vorwürfen zu leiden gehabt habe. Auch er habe ihm mehrere tausend Pfund gegeben, ohne Dank dafür zu ernten. „Wilde war kein edler Charakter", sagt Harris.

Harris hat mit Douglas in Nizza verabredet, daß er den neuen Auflagen seines Buches die neue Vorrede beifügen werde, um dem zu Unrecht Verdächtigten und Beschuldigten eine späte Genugtuung zu geben. Er hat — unter dem Vorwand, die Kosten einer Änderung seines Buches seien zu hoch — mehr und mehr von seinem Versprechen zurückgenommen, bis er schließlich ganz auf den Druck der neuen Vorrede verzichtete. Wir wüßten nichts von ihr, hätte sie Douglas nicht herausgegeben. Harris schwieg dazu — und mit ihm seine deutsche Übersetzerin.

Als Wildes „De Profundis" an die Öffentlichkeit und damit auch zu Lord Alfreds Kenntnis kam, schrieb dieser sein Buch „Oscar Wilde and myself", das in Deutschland völlig unbekannt geblieben ist. Jetzt hat er, den Harris den „vornehmsten Dichter unsrer Zeit" nennt und von dem es wunderschön geformte Strophen gibt, eine Autobiographie beendet: „The Story of my Life", die in Kürze in England erscheinen soll. Dort wird, wie der Autor sagt, zum ersten Mal sein wahres Verhältnis zu Wilde dargestellt sein, zu dem Vierzigjährigen, der eine Welt glauben ließ, der damals Dreiundzwanzigjährige habe ihn verführt und ins Unglück gestürzt.

Repetition des Gefühls von Erich Kästner

Eines Tages war sie wieder da . . .
Und sie fände ihn bedeutend blässer.
Als er dann zu ihr hinübersah,
meinte sie, ihr gehe es nicht besser.

Morgen abend wolle sie schon weiter.
Nach dem Allgäu oder nach Tirol.
Anfangs war sie unaufhörlich heiter.
Später sagte sie, ihr sei nicht wohl.

Und er strich ihr müde durch die Haare.
Endlich fragte er dezent: „Du weinst?"
Und sie dachten an vergangne Jahre.
Und so wurde es zum Schluß wie einst.

Als sie an dem nächsten Tag erwachten,
waren sie einander fremd wie nie.
Und so oft sie sprachen oder lachten,
logen sie.

Gegen Abend mußte sie dann reisen.
Und sie winkten. Doch sie winkten nur.
Denn die Herzen lagen auf den Gleisen,
über die der Zug ins Allgäu fuhr.

Deutscher Sport

Tatsächlich begann nach der Tagesordnungsdebatte und Abstimmung die Diskussion über den jetzt gestellten Antrag des Vorstandes. Dieser besagte (wie schon kurz berichtet), daß Spiele mit Berufsfußballmannschaften vom DFB. doch genehmigt werden können, wenn sie Lehrzwecken, als repräsentative Spiele oder zur Aufrechterhaltung von internationalen Beziehungen dienen. Das Vorgehen des Vorstandes widersprach jeder parlamentarischen Gepflogenheit. Da der weitergehende Antrag abgelehnt worden war, war es schlechterdings unmöglich, jetzt einen weniger umfassenden neu zu stellen.

*

Den außerordentlichen und Körperschafts-Mitgliedern ist nicht das Recht eingeräumt, das Klubabzeichen des A. v. D. an ihren Wagen zu führen — für die ordentlichen Mitglieder gräbt man das „Traditionsschild" (das Schild des Kaiserlichen Automobilklubs) aus, das neben dem A.v.D.-Klubabzeichen geführt werden darf —, ihnen stehen auch wohl nicht die Klubräume des A. v. D. offen, es wird ihnen aber dadurch Einfluß auf die Führung der Organisation eingeräumt, daß das vom Repräsentanten-Ausschuß der ordentlichen Mitglieder gewählte und aus einem Präsidenten und drei Vizepräsidenten bestehende Präsidium sich aus den Reihen der außerordentlichen und Körperschafts-Mitglieder gemäß den mit diesen abgeschlossenen Verträgen um höchstens drei weitere Vizepräsidenten ergänzt. Diese müssen während der Dauer ihrer Amtszeit ordentliche Mitglieder des A. v. D. sein.

*

Der Deutsche Bob-Verband hat seinen Eintritt in die Fédération Internationale de Bobsleigh et Toboganning mit Sitz in Paris (F.I.B.T.) von der Erfüllung einiger Bedingungen, in erster Linie Sitz im Vorstand, abhängig gemacht. Diese Bedingungen glaubte er stellen zu können, da Deutschland ohne Zweifel weit an der Spitze der Bobsport treibenden Nationen steht. Die F.I.B.T. dagegen möchte Deutschland wohl gern aufnehmen, stößt sich aber an der Stellung von Bedingungen seitens des DBV. Es ist jedoch zu hoffen, daß die Vorstände der beiden Verbände, wenn sie sich in St. Moritz nähertreten, doch zu einem Arrangement kommen, damit auch im Bobsleighsport die Internationalität hergestellt wird. Im übrigen sah man in der Generalversammlung keinen Grund, warum Deutschland nicht an der Olympiade teilnehmen sollte, da sie ja nicht von der F.I.B.T., sondern von einem internationalen Olympischen Komitee veranstaltet wird.

*

Wie wir hören, ging vom Bayerischen Automobilklub, der in München sehr stark den steigenden Einfluß des ADAC. empfindet, die Anregung aus, durch einen engeren Zusammenschluß des Kartelles und mit anderen Klubs eine Positionsstärkung gegenüber dem unbequemen Rivalen zu erlangen.

*

Wie wir bereits in unsrer Kritik zum Städte-Fußballspiel Berlin-Hamburg andeuteten, hat der Gau Hamburg des deutschen Fußballbundes es für gut befunden, in letzter Stunde die bestehende Disqualifikation gegen die Spieler des HSV. aufzuheben, um diese in dem Kampf gegen Berlin mitwirken zu lassen. Uns liegen nun weitere Meldungen vor, die dieses Verhalten der verantwortlichen Sportbehörden in noch eigenartigerem Lichte erscheinen lassen, die aber gleichzeitig erkennen lassen, daß man dem HSV. nicht den Vorwurf machen kann, er oder der gastgebende Berliner Verein Preußen habe das Berliner Publikum bewußt geprellt.

Steuer-Optik von Morus

Zum ersten Mal, seitdem die Sonne den Wilhelmplatz bescheint, legt ein sozialdemokratischer Minister den Reichsetat vor. In den ersten Jahren nach der Revolution hielt das Zentrum, immer zu Opfern bereit, diese Schlüsselstellung besetzt. Als man im Hochsommer 1923 die Sozialdemokraten zur Liquidierung des Ruhrkrieges wieder ans Ruder ließ, gab man ihnen auch, bei einem Dollarkurs von 3 700 000 Mark, das Finanzressort. Aber noch bevor die ersten Finanzgesetze veröffentlicht waren, auf denen dann die Stabilisierung ruhte, wurde Hilferding von Luther verdrängt. Inzwischen haben wir das Haus gutbürgerlich eingerichtet; Störenfriede und landfremde Elemente brauchten wir dazu nicht. So kommt es, daß erst im elften Jahr der Republik ein Sozialdemokrat dem Volk die Rechnung bringen darf.

Doktor Hilferding tut auch dieses mit einer kleinen Verspätung. Manche Gäste waren schon ungeduldig geworden und drohten, wenn hier die Bedienung so schlecht ist, würden sie in ein andres Lokal gehen, wo schneller kassiert wird. Nachher haben sie sichs doch überlegt, sind geblieben und haben statt dessen nur noch rasch ein paar Bankkonten ins Ausland verschoben. Was natürlich nicht hindert, daß sie mit gleicher Verve wie die andern gegen die neuen Steuern protestieren werden.

Bei einer Koalition, wie der da, darf man nicht erwarten, daß ein sozialdemokratischer Minister ein sozialdemokratisches Finanzprogramm verwirklicht. Doktor Hilferding hat sich deshalb gar nicht erst auf die Abwege des Umsturzes begeben, sondern hat auf dem Grund gebaut, den seine Vorgänger gelegt haben. Auf dem von Luther und Schlieben übernommenen Fundament hat er gesehen, wo er noch einige hundert Millionen herbekam. Wenn es auch ein bißchen lange gedauert hat, so hat er doch mit großer Geschicklichkeit die Stellen herausgefunden, an denen man noch ein paar zusätzliche Steuern anbauen kann, ohne daß es von links und rechts zuviel Krach gibt.

Leider ist Hilferding nicht nur gegenüber den Parteien, sondern auch gegenüber seinen Experten im Ministerium von äußerster Zurückhaltung gewesen. Die erste Garnitur im Reichsfinanzministerium stellt, darüber besteht gar kein Zweifel, an Qualität, an unbureaukratischer Sachkunde wohl das Beste dar, was wir in den Ministerien haben. Männer wie Popitz, wie Dorn, wie der eben avancierte Schwerin von Krosigk, stecken, nicht nur an Fachwissen, ein Dutzend der Direktoren in den Sack, die sich, für das zehnfache Gehalt, in den Verwaltungen der Banken und Industriegesellschaften auf-

blähen. Die Steuersachverständigen des Finanzministeriums leisten auch als Propheten Beträchtliches. Sie sagen häufig haarscharf voraus, wieviel die eine oder die andre Steuer bringen wird. Nur hat ihre Sehergabe eine Eigenart: aus den unvermeidlichen Fehlschätzungen ziehen sie nämlich nicht die Konsequenz, daß Steuern, die in einem Jahr mehr, als erwartet, gebracht haben, im nächsten Etat entsprechend höher eingesetzt und Steuern, die hinter dem Voranschlag zurückgeblieben sind, künftig niedriger bewertet werden. Stattdessen sind die Experten des Wilhelmplatzes unentwegte Optimisten auf dem Gebiet der Besitzsteuern und ebenso unentwegte Pessimisten auf dem Gebiet der Massen- und Konsumsteuern. Die Folge davon ist, daß das Kapital in jedem Staat scheinbar höher mit Steuern belastet ist, als es den Tatsachen entspricht, und daß die Massensteuern immer niedriger erscheinen, als sie sind.

Dieses Spiel geht nun schon jahrelang. Im Etatjahr 1927/28 brachte, beispielsweise, die Vermögensteuer 442 Millionen gegenüber dem Voranschlag von 452 Millionen Mark. Trotzdem wurde für das Jahr 1928/29 die Vermögensteuer mit 520 Millionen Mark veranschlagt, ohne daß man die Steuersätze erhöhte. Erfolg: in den ersten drei Quartalen des laufenden Steuerjahres kamen statt der zu erwartenden 390 Millionen Mark nur 300 Millionen, also fast fünfundzwanzig Prozent weniger ein, als die Propheten geweissagt hatten. Aber Propheten sind nun einmal unbelehrbar. In dem Voranschlag für 1929/30 geht man wiederum von den fiktiven 520 Millionen Mark aus. Als sozialrevolutionäre Tat und als Ausgleich für die neuen Konsumsteuern kündigt man dazu eine 20prozentige Erhöhung der Vermögensteuer an, geht aber bei der Bewertung dieser zusätzlichen Steuer auch wieder von der als falsch erwiesenen Basis aus und schreibt munter in den neuen Etat, die Vermögensteuer würde in Zukunft 624 Millionen Mark bringen. Aller Voraussicht nach eine Täuschung um 120 Millionen Mark. Nach den bisherigen Ergebnissen werden auch nach der zwanzigprozentigen Erhöhung die besitzenden Schichten noch nicht soviel von ihren Vermögen an den Staat abgeben, wie es im letzten Jahr bereits die Rechtsregierung projektiert hatte.

Ganz ähnlich steht es mit der Erbschaftssteuer. Auch hier bleiben die Einnahmen des Reiches ständig hinter dem Voranschlag zurück, ohne daß man daraus im nächsten Etat die Lehre zieht. Für das Haushaltsjahr 1927/28 war die Erbschaftssteuer mit siebzig Millionen Mark veranschlagt (ungefähr dem zwanzigsten Teil dessen, was sie in England bringt). Mit Müh und Not wurde bei den geltenden Sätzen der Voranschlag erreicht. Trotzdem wurde die Erbschaftssteuer in den Etat 1928/29 mit 100 Millionen Mark eingesetzt. Von

diesen hundert Millionen sind in den ersten drei Quartalen knapp 54 Millionen Mark eingegangen, und es besteht wenig Aussicht, daß der Staat im vierten Quartal sehr viel mehr erben wird als in den vorangegangenen. Man muß demnach mit einer Unterbilanz von fast dreißig Prozent rechnen. Nichtsdestoweniger wird im neuen Etat der Ertrag der Erbschaftssteuer wieder mit hundert Millionen Mark fingiert, und da man dazu noch, um auch der Linken etwas zu bieten, die eine, freilich recht schüchterne Besteuerung des Gattenerbes wiedereinführen will, leuchten als Voranschlag einhundertzwanzig Millionen Mark auf. In Wirklichkeit wird das Finanzministerium wohl froh sein können, wenn alles in allem neunzig Millionen einkommen. Die beiden Steuererhöhungen auf den Besitz, gegen die jetzt schon die verhinderten Kapitalbildner Sturm laufen, stellen sich also bei näherm Zusehen als nichts andres heraus als eine knapp gehaltene Berichtigung des Etatanschlags, der immerhin von den Herren Schiele und Hergt gutgeheißen worden ist.

Den höhern Konsumsteuern dagegen, die man auf Bier und Branntwein legen will, kommt eine sehr reale Bedeutung zu. Im Jahre 1927/28 gingen aus diesen beiden Steuerquellen siebzehn Millionen mehr ein, als man veranschlagt hatte. Daraufhin wurden für 1928/29 achtundzwanzig Millionen Mark mehr in den Haushaltsplan eingestellt. Aber in den ersten drei Quartalen ist auch dieser Voranschlag schon wieder um dreißig Millionen Mark übertroffen worden. Nun will man die plebejischen Alkoholfässer — Wein bleibt aber auch weiterhin steuerfrei — noch stärker anzapfen und gleich 255 Millionen Mark mehr herausholen, als im letzten Jahr. Eine Erhöhung der Steuersätze um ein Drittel — für Bier plant man aber anscheinend noch höhere Sätze — würden bereits zwölf Millionen über den Voranschlag hinaus erbringen. Denn auch die neuen Steuersätze sind nicht prohibitiv, und der Durst wird den Deutschen wohl erhalten bleiben. Bei den Konsumsteuern gibt es kein Federlesen, auch wenn die Experten des Finanzministeriums sie gewöhnlich mit umgekehrtem Operngucker betrachten und deshalb in zierlicher Verkleinerung sehen.

Dem Parlament und der Öffentlichkeit wird aber durch diese optischen Kunststücke immer wieder ein falsches Bild von der effektiven Lastenverteilung vorgespiegelt, denn wer kümmert sich schon um die wirklichen Steuereingänge? Die Schätzungen im Haushaltsplan bilden, obwohl sie immer dieselben Fehler aufweisen, die Grundlage für alle Steuerdebatten. Deshalb sollte man von links her endlich auf eine Säuberung des Etats dringen und den Steueroptikern das Handwerk legen.

Bemerkungen

Lippowitz und Pöffl

Die Tatsachen: Im Gegensatz zu jener bürgerlichen Presse, die im Besitz von großkapitalistischen Gruppen und Parteien steht und sich den Luxus leisten kann, „rein" zu sein (Zeitung und Journalist sind nicht käuflich, denn sie sind als Ganzes verkauft —; der Journalist ist Schreibangestellter, Schriftleiter einer Interessengruppe) —, steht jene Presse, die sich unabhängig nennt, weil sie bloß korrupt ist. Ihr Besitzer ist Pirat auf eigne Faust. Musterbeispiel: ‚Neues Wiener Journal', in dessen Werkstätte man in dem Prozeß gegen den Mörder und Erpresser Oskar Pöffl einen belehrenden Blick tun konnte.

Herr Lippowitz, der Herausgeber, und Herr Pöffl, der Leiter des volkswirtschaftlichen Teils, schließen einen Vertrag, wonach dreißig Prozent des Ertrags der „journalistischen" Tätigkeit des Leiters des volkswirtschaftlichen Teils diesem, siebzig Prozent dem Herausgeber zufällt. Der Journalist wird in seinem Hauptberuf zum Inseratenakquisiteur. Er schreibt einen Angriffsartikel, der Angegriffene inseriert und widerlegt in bezahlten Anzeigen, was der Angriffsartikel an Behauptungen enthielt. Dreißig Prozent der dem Angegriffenen abgeknöpften Summe bekommt der Angreifer, siebzig Prozent — so ungerecht ist die Welt — der Herausgeber als Hehler.

Dieses Straßenräubertum währte Jahre. Pöffl erklärt das mit dem Lächeln eines Biedermannes: er mußte dem Herausgeber des ‚Neuen Wiener Journals' einen Vertrag anbieten, in welchem er zeigte, daß seine Arbeitskraft nicht Kosten, sondern im Gegenteil Gewinn bringen würde. Er sah keine Unehrenhaftigkeit in seiner Doppelstellung. Herr Lippowitz, der Herausgeber, auch nicht. Es muß noch als pikantes Kulturkuriosum festgehalten werden, daß Pöffl neben dieser nutzbringenden Tätigkeit auch noch die Aufgabe hatte, die Verbindung des Blattes mit der ehrenhaftesten Behörde Wiens, also mit der Polizei des Herrn Schober aufrecht zu erhalten.

Es wäre nie zu dem kinodramatischen Ende gekommen, wenn Pöffl nicht zufällig auch noch gemordet hätte. Er war gewöhnt, mit dem Revolver umzugehen. Die Metapher rächte sich und wurde selbständig: der Revolver ging wirklich los. Am Boden lag, von sechs Kugeln durchbohrt, Bruno Wolf, der Kollege des Erpressers, der, an die Ehre des ‚Neuen Wiener Journals' glaubend, dieses von der Zugehörigkeit Pöffls befreit hatte. Er wagte es in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung, den Erpresser einen Erpresser zu nennen. Er mußte dies mit dem Leben büßen.

Der Mörder wurde freigesprochen. Fünf Tage lang wurden die subtilsten Fragen der Ehre verhandelt. Es gibt bekanntlich eine höhere, eine niedere, eine besondere und eine allgemeine Ehre. Die Geschworenen wurden blöd gemacht. Es waren ohnehin burgenländische Geschworene, weil durch eine sinnvolle Geschäftseinteilung der wiener Gerichtshöfe das Landgericht II zugleich für die westlichen Vororte Wiens und für das Burgenland amtiert, so daß die Verteidiger in weiser Voraussicht aus der Geschworenenliste solange Wiener ablehnten, bis nur noch Burgenländer übrig blieben.

Es wurde also nicht gegen Pöffl verhandelt, sondern gegen Wolf. Es ereignete sich der bezeichnende Lapsus, daß jemand vom Angeklagten Wolf sprach. Die Schüsse im Gerichtssaal, also der Mord, wurden auch erwähnt. Die Verteidiger glaubten sich in der Verunglimpfung des Toten und in der Verherrlichung des Täters keinen Zwang antun zu müssen. Es war eine Neuauflage des Bettauer-Prozesses, zum Teil mit den gleichen Akteuren. Wolf

wurde zum Bolschewiken gestempelt, weil er einmal einen Sammelaufruf für die schießende Polizei des 15. Juli nicht veröffentlichen wollte. Pöffl zum Mann der guten alten Zeit, weil er — man denke — im Krieg Ehrenaffären im Duell auszutragen pflegte. Welch ein Ehrenmann! Man mußte einen Verteidiger aus dem Saale weisen, weil er es gar zu arg getrieben hatte, aber man ließ ihn am nächsten Tage wieder zu. Das Ergebnis: Wieder ist die Mordtat eines Hakenkreuzlers ungesühnt geblieben. Pöffl ist nicht freigesprochen worden, weil seine Ehrbegriffe den Vorhalt der Erpressung nicht vertrugen (die Erpressung selbst tat ihnen offenbar keinen Abbruch), sondern einfach, weil er sich als Rechtskorruptionist legitimieren konnte. Man kannte bis jetzt nur den Rechtspolitiker, den Rechtsmörder, den Rechtsputschisten. Nun kommt mal was Neues: der Rechtskorruptionist. Auch ein Milderungsgrund — nein, ein Strafausschließungsgrund. Die Geschworenen nahmen Sinnesverwirrung zur Zeit der Tat an, um diese ohne Sühne zu lassen, da sie gegen einen Mann begangen wurde, der, sicher zu Unrecht, im Verdacht stand, links gesinnt zu sein. Die Geschworenen stempelten den gemeinen Mord eines entlassenen Korruptionisten zu einem politischen.

Die Ursachen: Die Ursache ist der Geist von Schattendorf. Nicht nur, daß der Schatten dieses Dorfes tatsächlich im Saale weilte, in dem burgenländische Geschworene über eine in Wien begangene und nur aus der wiener Luft verständliche Tat zu urteilen hatten. (Rezept: Wenn man ein Justizverbrechen begehen will, dann entziehe man einen Angeklagten seinem ordentlichen Richter.) Geist von Schattendorf auch in dem besondern Sinn der Politisierung der Justiz. Im Bewußtsein der Gefährlichkeit dieser Frage sei sie aufgeworfen: Haben Geschworenengerichte noch einen Sinn, wenn politische Leidenschaften das ganze Volk in zwei Hälften gerissen haben? Setzt nicht die Institution des Geschworenengerichts so etwas wie ein unparteiisches Volksempfinden voraus, das Allmenschliches für die Urteilsfindung liefern soll? Wie aber, wenn es genügt, an politischen Haß oder an politische Liebe zu appellieren, um aus einem gemeinen Mord eine politische Demonstration zu machen! Ein solches Fehlurteil denunziert die Einrichtung des Geschworenengerichts als ein liberales Vorurteil, etwa wie die Pressefreiheit. Wozu den Schein eines Volksgerichts wahren, wenn es offenkundig geworden ist, daß die Klassenjustiz unverschämt und schamlos auch das Geschworenengericht korrumpiert hat? So brutal hätten gelehrte Richter, die nicht nur den Täter, sondern auch die Tat sehen, nie gewagt, ihren Klassenvorurteilen nachzugeben.

Die Folgen: Das Rechtsbewußtsein ist katastrophenreif erschüttert. Wenn der Mörder Pöffl freigesprochen wurde: was ist dann einem Arbeiterfeind noch erlaubt? Soviel Justizpaläste besitzt Oesterreich nicht, die in Flammen aufgehen müßten, wenn die Erbitterung sich entladen würde, die dieses Urteil ausgelöst hat.

Bruno Frei

Eine leere Zelle

Sobald sie ihn herausgeholt haben, ist das erste, daß der Wärter das Fenster öffnet. In Gefängniszellen mufft es immer — aber die Luft dieser Zelle ist besonders übel. Sauer ist die Luft, Schweiß der Todesangst haftet an den Wänden, und die letzten Gebete, Wünsche, vaguen Bilder entfliehen durch das kleine vergitterte Fenster, während draußen die Armsünderglocke bimmelt. Die Tür bleibt offen — man kann vom Gang aus hineinsehen.

Es ist nicht viel im Raum: der Stuhl; das Bett, noch mit dem Abdruck eines Körpers, der nicht mehr zurückkehren wird; der

Tisch, an dem er einen letzten Brief hat schreiben dürfen; die Wasserkanne, aus der er — wozu? — getrunken hat; der Kübel, in den sich die letzte Angst entleerte. Nun ist er nicht mehr da.

Alles steht still im Raum — Fenster und Tür sind offen, aber es wird nicht besser, zäh klebt es an den Wänden, geronnen steht die Luft. Es wird einem so eng, wenn man hier drinnen ist. Er hat noch Mensch gespielt, der da — hat geatmet, als ob das noch zu etwas nütze gewesen wäre, er hat geweint, hat sich ganz in sich selbst zusammengezogen, in dieser Minute hätte er kein Kind zeugen können, denn alle Drüsen waren in äußerster Alarmbereitschaft, zur Abwehr gekrampft, wie mit Alaun injiziert. Bitter rann die Todesangst aus den Poren.

Ja, er hat das verdient, wie —? Er hat mein Kind zerfetzt, es war so ein süßes, blondes Kind, es sah genau aus wie sie, hatte ihre runde Nase, wir hatten uns so darauf gefreut, einen Jungen zu haben, und nun war es ein Junge geworden, und das Schwein ist darüber hergefallen, im Stadtpark, wo sich der Kleine in den Gebüschen verlaufen hatte. Ich mag gar nicht sagen, was er mit dem Kind — Hund! Du Hund verfluchter! Recht ist dir geschehen, recht ... man müßte dir den —

Ius ist dir geschehen. Ist mein Kind lebendig —? Sind die Schmerzen der Mutter verweht? Sie wird ein andres Kind gebären — aber nicht dieses. Vielleicht einen Knaben — aber nicht diesen. Wenn sie sich über die neue Wiege beugt, wird sie weinen. Was ist nun geschehen?

Sie haben mich nicht einmal gerächt. Denn meinen niedrigsten Instinkt zu befriedigen und sinnlos zu befriedigen — mir vielleicht noch einen Parkettplatz anzubieten, wenn der seinen Kopf in den Sack spuckt — was soll das? Ich mag es gar nicht sehen. Es ist etwas unwiderrufliches durch ihn geschehen, ein Teil meiner selbst ist dahin — und nichts ist dadurch erreicht, daß ein neuer Mord vollbracht wurde, mit allen Schrecken des ersten. Sichern? Ja. Uns Eltern sichern, daß nicht wieder ein kleiner Junge so gefunden wird wie ... Du Hund! Nein: Du Stückwerk Gottes.

Nun ist die Zelle leer, der Todesschweiß ist kaum noch zu spüren, die Kanne ist geleert, an die er seine Lippen gehalten hat, das Bett ist gemacht, der Kübel gesäubert.

Die Zelle wartet. Auf den nächsten.

Kaspar Hauser

Bei Gelegenheit des Lessing-Jubiläums

Man hat oft darüber geklagt, wie umständlich wir gekleidet sind. Wir Männer, mit so viel Knöpfen, Nähten, angeschnalltem Kragen, Röhren. Wir gehen umher wie Häuser der neunziger Jahre, unbegreiflich, weshalb.

Viel Geld für Wichtigeres würde gespart, wären wir auch hier sachlich. Welche Mühe: Schritt, Achsel, Sitz des Ganzen „individuell" zu machen, wieviel Arbeitslohn verschlingen die vielen Teile auch in der Konfektion. Trüge man seinen Stoff chitonhaft wie die Griechen, Römer, heute noch die Araber, so wäre das um die Hälfte billiger oder die Qualität des Stoffs wäre besser. Aber nur die Krawatte bindet man selbst; alles andre bleibt genäht, schwierig, mitgeschleifte unproduktive Arbeit, volkswirtschaftlich ein Unsinn.

Es gibt ähnlichen Unsinn, wo man ihn gar nicht sucht. Sind unsre Anzüge zu teuer, so trägt man sie wenigstens. Sind die Anproben, die ganze sinnlose Akribie Verschwendung, so gehörte das nun doch einmal zu dem Zeug; auch teilen sich feingenähte Knopflöcher, von anderm zu schweigen, ja dem ganzen Anzug mit. Für tadellose Verarbeitung wird Garantie übernommen; das merkt man wenigstens im Tragen. Aber wo geht

die ungeheure Verschwendung hin, die an den Kollegen der genähten Anzüge, an der andern Erfindung eines schematischen Bürgertums, kurz an den sogenannten Klassiker-Ausgaben getrieben wird? Schöne Gelegenheit, beim Jubiläum eines der frühesten und größten Publizisten daran zu erinnern.

In allen Lagen des Lebens, wo ein Brautpaar vorkommt, wird eigner Herd Goldes wert. Mit ihm Nathan der Weise, vielleicht auch noch Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und — für die künftigen Gymnasiasten im Haus — Laokoon, Weniges aus der Hamburgischen Dramaturgie. Aber wie ein Wucherer zum Geld noch Korsetts oder einen Posten Petroleumlampen mitzugeben pflegt und als Geld rechnet, so erhält der Mittelstand zu seinem lesbaren Lessing auch noch Bände geliefert, in denen vielleicht niemals Lessing war und sicher heute nicht mehr ist. Was sich in den Streitschriften und längst veralteten Untersuchungen dieses Mannes an „Persönlichkeit" findet, wird der normale Lessingbesitzer schon deshalb nicht kennen lernen, weil er die Dinge nicht liest. Ihre Kühle und Reinheit, ihr Bernstein um Fliegen, wo er sich findet, ist nicht fürs Haus gewachsen, weil er auch außerhalb des Hauses erst aus dem Ballast geschält werden muß. Wäre der Bürger nicht dermaßen verheuchelt und beziehungslos, so würde er sich die griechischen und lateinischen Verse (dauernd unübersetzt) nicht gefallen lassen, die Spezialfragen um den damaligen Sophokles, den Streit um unechte Gemmen. Was kümmert den Leser, wenn er ehrlich wäre, wie die Alten den Tod gebildet oder vielmehr, wie man sich das im achtzehnten Jahrhundert vorstellte? Wozu laufen die vielen schlechten Holzschnitte zu diesem Thema, eine verfälschte Louis seize-Antike, immer wieder durch Millionen Lessingbände? Im Bücherschrank jedes Postbeamten stehen Lessings Theaterkritiken, lückenlos, als lebte der Beamte 1767 in Hamburg und wäre abonniert, oder als wäre er ein Diebold 1929, der sich nach Stilmustern umsieht. Zehn Bände jedes Jahr mit allem Ballast neu gedruckt, wo einer für den Hausgebrauch mehr wäre, selbst für die Klassik.

Denn das ist es: die teuren Zutaten stärken hier den Sitz nicht. Das bürgerliche Bewußtsein trägt dadurch Lessing nicht besser und Büchner, Grabbe, selbst den „Klassiker" Hoelderlin trägt es überhaupt nicht. Verwelkte Parerga stehen im Schrank, weil die Klassiker das einmal geschrieben haben, beiläufig oder in ihrem langen Leben. Aber ein paar Bändchen Brentano gehen nicht ab und an Novalis wird Papier gespart, damit in dasselbe Büchlein auch noch ein Fouqué geraten kann. Die botanischen Studien Chamissos (wie wichtig mögen sie sein!) werden zur alten Waschfrau in einem eignen Buch mitgeliefert; aber Lichtenberg, die „lesbaren" Schätze Kants, Schellings, Hegels haben nicht die geringste Möglichkeit, jungen Menschen im Bücherschrank zu begegnen. Sie müssen warten, bis sie von Schulmeistern vermittelt und banalisiert werden; es fehlt der Reiz der Entdeckung, gar der verbotenen Lektüre, mindestens des Allotria. Der bürgerliche Bücherschrank, soweit es sich um seine klassischen Schibboleths handelt, ist nicht nur die bürgerliche

Tracht, sondern auch die bürgerliche Heuchelei und Substanzferne.

Leider, da ist nicht viel zu ändern, das Übel sitzt tiefer. Ein gekürzter Lessing wäre ein Eingriff in bloße Symptome; nimmt man oben Falten weg, selbst Watte, so wird das Kleid an andrer Stelle falsch werden. Gewiß ist bessere Verteilung der geistigen Güter auch schon innerhalb der Bücherschränke wichtig; für die Jugend, vor allem für die proletarisierten Schichten, die Geld und guten Glauben an den „klassischen" Schlendrian geben. Aber der Zusammenhang des Übels ist die Lüge schlechthin, in die der bürgerliche Geist in allen seinen Äußerungen und am meisten in seinen Gewohnheiten geraten ist, seien sie untereinander noch so verschieden. Den Ankommenden, sagt Kant, beurteilt man nach seinem Rock, den Abgehenden nach seiner Rede; hier kommt es fast aufs Selbe heraus.

Ernst Bloch

Enoch Arden in der Mietskaserne

Karl und Anna, eine sehr schöne Liebesnovelle von Leonhard Frank, ist erst verfilmt, dann vom Autor selbst dramatisiert worden. Ein Halbdutzend oder mehr große deutsche Provinzbühnen haben sich auf die Dramatisierung gestürzt und sie am gleichen 16. Januar zur Uraufführung gebracht. Warum?

Vor allem wohl, weil dies vieraktige Schauspiel sich von den zwei beherrschenden Grundthemen des gegenwärtigen Bühnenspielplans, von Sexualität und Kriminalität, die entweder um ihrer selbst willen da sind oder aber als Ursache und Wirkung alles Seienden fälschlich aufgezeigt werden — weil es sich zwar nicht von diesen Grundthemen, wohl aber von ihren rohen Sensationen auf eine saubere, ja noble Weise fernhält. Vorhanden sind sie dennoch in einer starken ursprünglichen Art: aus der sexuellen Not des Kriegsgefangenenlagers malt Richard dem Freunde das Bild der fernen Frau bis in die intimsten Einzelheiten; aus der gleichen Not verliebt Karl, der Freund, sich in das ferne Bild bis zu einem Grade, der als Wirkung ein Verbrechen auslöst. Er entflieht, geht zu Anna, überfällt sie mit seiner ins Letzte gehenden Kenntnis ihres innern und äußern Lebens und nimmt sie in der Maske Richards, an die sie (in der Novelle) die ersten zwölf Stunden glaubt. Jedoch zugleich mit dem Betrug entdeckt sie, daß Karl, der Fremde, viel mehr, viel Tieferes von ihrem eigentlichen Wesen weiß, als je zuvor der Gatte, und daß sie darum bei dem Fremden, dem von Urbeginn Vertrauten, bleiben muß, auch als Richard aus der Gefangenschaft zurückkehrt. Karl und Anna können nicht einander, können nur ihn verlassen, und sie tun es; Annas Freundin, die (im Drama) den Gatten der Andern schon vor der Heirat geliebt hat, bleibt zurück und wird Trösterin sein.

Liebesschuld und Sühne, gewiß, auch hier. Aber alles geht ruhig vor sich, ohne Krampf und Krankhaftigkeit, mit einfachen Worten, ohne Psychoanalyse, in einem Wohnküchenmilieu. Freilich, diese negativen Vorzüge, die dem stillen Stück nach so viel Spektakel zu seinem großen Manuskripterfolg verhalfen, enthalten schon die positiven Einwände, die zu erheben sind. So gut Hintergrund und menschliches Beiwerk des Dreihofhauses gezeichnet sind, so zweifelhaft erscheint das überzart differenzierte Seelenleben von Karl und Anna in einer Zeit und an einem Ort, wo ein Löffel Mehl, ein Ei, eine Schuhreparatur Dinge sind, die Tage und Wochen alles Interesse beherrschen. In der Novelle ist das zeitlose Erlebnis dreier Menschen, die von gesellschaftlichen Faktoren unabhängig sind, zufällig in die Proletariermietskaserne verpflanzt; auf der Bühne wird die Plastik der Umgebung notwendig viel deutlicher und ein Bruch zwischen ihr und den Trägern der Handlung offenbar. Kommt hinzu, daß die üblichen Bedenken gegen drama-

tisierte Epik auch hier wieder am Platz sind; die im Rahmen eben jener Zeitlosigkeit vollendet sichere und feine Psychologie wird durch die Dramatisierung schwer entstellt, die fast traumhafte Verwischung der Persönlichkeitsgrenzen verliert auf der Bühne an Wahrscheinlichkeit, und trotz aller Zugeständnisse bleibt das Schauspiel eine halb lyrische, halb epische Angelegenheit mit wunderschönen Einzelszenen ohne dramatischen Zusammenhalt.

Die frankfurter Uraufführung, vor den andern durch die Anwesenheit des Autors ausgezeichnet, wurde von Richard Weichert mit filmischen Zwischenbildern und Titeln belebt.

M. M. Gehrke

Rundfrage

Rundfragen sind eine Plage, eine sinnlose Reklamemache, eine Erfindung, geboren aus der sensationssüchtigen Öde eines Redakteurhirns vor Weihnachten? Gewiß. Aber manchmal sind sie außerdem bei aller anscheinenden Harmlosigkeit boshaften Zerrspiegeln gleich, die mit unheimlicher Treffsicherheit durch die versnobte Maske das spezifische Seelengewicht des Rundgefragten verraten...

Der wiener Bukum-Almanach auf das Jahr 1929 enthielt die originelle Rundfrage: Welches Buch hat Ihnen im vergangenen Jahr den stärksten Eindruck gemacht? Stilles Motto aller Antworten natürlich „Nur um Gottes willen nicht gewöhnlich sein."

Und Felix Salten antwortet in edler Einfalt und stiller Größe — also was wird er schon antworten?: „Das Buch, das in diesem Jahre, wie übrigens auch in allen vergangenen Jahren, den größten Eindruck auf mich machte, ist die Bibel."

Süß, nicht? Das soll ihm mal einer nachmachen. Und wenn schon, dann hat ers ihm eben nachgemacht. Über den Wassern, dort wo das Ewige mit dem Eternellen Rendezvous hat, schwebt Salten, schmökert vor dem Einschlafen in bißchen in der Bibel — ausgezeichnetes Buch, Autor ganz hors concours, kommt für gar keinen Literaturpreis in Frage, Pseudonym Jehova, übersetzt von M. Luther — und ist mit den Evangelisten auf du und du, servus Johannes, servus Felix. Zum Küssen.

Una

Liebe Weltbühne!

In einem süddeutschen frühern Hoftheater wurden einem jungen Schauspieler im Theater 50 Mark gestohlen. Nachdem er im Instanzenwege in Erfahrung gebracht hatte, an wen er sich zu wenden habe, kam er endlich zum Verwaltungsdirektor, Rechnungsrat X.

„Wiiee heiße Sie!? Soo, Sie sin bei uns aangaschiert!? Ihne ischt Geld gschtoohle worde! Jaaa — — I kann alles mache! I brauch blos aanrufe, glei kommt sie, die Bolizei. I brauch blos den Hörer abznehm, glei ischt sie da, die Kriminal! Sie müsse mir blos saage — wers gschtoohle hat!"

Antworten

Theaterfreund. Sie schreiben: „Vielleicht haben Sie die Güte, auf folgenden Mißstand bei hiesigen, selbst ersten Theatern hinzuweisen: Wenn man telephonisch fragt, ob zu einer bestimmten Vorstellung noch Karten zu haben sind und zu welchem Preise, dann wird vielfach geantwortet, es seien nur noch Karten von X (= einem hohen Betrag) Mark aufwärts da. Geht man später zur Kasse, so passiert es oft genug, daß man noch viel billigere Karten in Menge bekommt. Meinen Bekannten und mir ist das schon häufig passiert: so erst neulich mit einem großen berliner Theater. Meine Frau rief vor 18 Uhr an und fragte nach etwa noch vorhandenen Karten und deren Preis. Antwort: es seien nur noch Karten von 9 Mark aufwärts da, sonst nur noch Karten zu 2 Mark, die aber nicht empfehlenswert seien. Um 19½ Uhr war ich an der Kasse. Und richtig: es gab noch Karten zu 4, zu 3, zu 8 Mark, abgesehen von denen zu 9 Mark und darüber. Dann beobachtete ich noch, daß immer munter weiter Karten verkauft wurden, und zwar im Preise über 2 und unter 9 Mark." Sie haben recht, auf diese üble Praxis hinzuweisen. Auch das gehört zum Bild der Weltstadt Berlin.

W.T.B. Du hast es mit deiner Pflicht als offiziöses Organ der republikanischen Regierung vereinbaren können, eine Kundgebung deines pensionierten Brotgebers wenigstens an „rechtsstehende Zeitungen" durchzupaschen. Zu den „rechtsstehenden Zeitungen" zählst du, wogegen kein Widerspruch zu erheben wäre, auch die Blätter der Deutschen Volkspartei, die denn auch pünktlich beliefert worden sind. Die Regierung hat dir ihre „Mißbilligung" ausgedrückt. Du führst den kleinen Betriebsunfall auf die „Indiskretion eines Angestellten" zurück. Was kein Wunder ist, denn du bezahlst deine Redakteure unter Tarif, so daß sie gezwungen sind, ihr Recht vor dem Arbeitsgericht zu suchen. Hier sollte die Regierung einmal nach dem Rechten sehen und etwas mehr tun als „mißbilligen".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der Generalvormund von Carl v. Ossietzky

Auch die englische Diplomatie hat nicht immer aus Genies bestanden. Das britische Nationaltemperament eignet sich nicht sonderlich zu Talleyrands geschmeidiger Kunst. Aber mochte der Gesandte Seiner Majestät auch der größte Hornkopf zweier Kontinente sein, er hatte den kleinern Kollegen voraus, daß hinter ihm die ganze Macht Alt-Englands stand und sein Achselzucken mehr wert war als etwa die sokratischen Erkenntnisse des — sagen wir — portugiesischen Repräsentanten.

Also auch in der englischen Diplomatie ist eine Begabung vom Range des Viscount d'Abernon selten, von dessen Erinnerungen an seine berliner Amtszeit jetzt der erste Band, von Spa bis Rapallo, in deutscher Sprache erschienen ist (Paul List Verlag, Leipzig). Das ist ein Werk, mit dem sich der Deutsche nutzbringend auseinandersetzen könnte. Er überschlage getrost die Erinnerungen seiner geschlagenen Militär- und Zivilgenerale, denn hier gibt es einen einmaligen Einblick in Englands diplomatisches Laboratorium, obgleich Mylord — weiß Gott — nicht redselig ist.

Es sind Tagebuchblätter aus der berliner Zeit, die der diplomatische Berichterstatter des ‚Daily Telegraph' mit historischen Erläuterungen verbunden hat. Am 2. Juli 1920 überreichte Lord d'Abernon dem Reichspräsidenten Ebert sein Beglaubigungsschreiben, unmittelbar darauf begann die Konferenz von Spa, und er wurde Zeuge der blamabelsten Niederlage der deutschen Außenpolitik, und als er Berlin endgültig verließ, da war Deutschland Mitglied des Völkerbunds geworden, und Stresemanns Silberstreifen hatte sich über den ganzen deutschen Kuppelhorizont verbreitet. An den verschiedenen wunderbaren Fügungen dieser dramatischen Epoche ist Lord d'Abernon hervorragend beteiligt gewesen. Er genoß schon einen Ruf als Wirtschaftspolitiker, und deshalb hatten ihn Lloyd George und Curzon vornehmlich ausgewählt. Vor seiner Abreise fragt er Lord Curzon, ob es im Sinne der Regierungspolitik liege, in bezug auf militärische Vorsichtsmaßnahmen unnachgiebig zu bleiben und dafür eine gewisse Großzügigkeit in Wirtschaftsfragen zu zeigen. Und Curzon antwortet, daß ihm diese Formulierung durchaus richtig zu sein scheine. So kommt er denn nach Deutschland, wo man damals das letzte „Gott strafe England!" noch nicht richtig ausgegurgelt hatte, und als er sieben Jahre später sein Amt verließ, da trauerten die deutschen Parteiführer ohne Ausnahme und sahen einen guten Geist scheiden. Rückblickend läßt sich der Gesamtinhalt von d'Abernons berliner Mission leicht feststellen: er hatte dem fast zusammengesunkenen Reich zu bedeuten, daß Englands politische Religion für den Besiegten nicht nur die Vernichtung kenne, sondern unter gewissen Bedingungen auch Gnadenmittel bereit halte, und er hatte weiter das Amt, das wieder aufstrebende Reich nicht vergessen zu lassen, wer ihm in seiner härtesten Stunde den ersten Trost ins Ohr geflüstert. Er hat beides

durchgeführt, gewandt und verschwiegen, immer in der Haltung des Freundes, an dessen Busen man sich ausweinen kann. Und im Laufe der Zeit hat sich dort auch alles, von Westarp bis Breitscheid, ausgeweint. Selbst in einer Zeit, wo es für schärfste Form des Landesverrates galt, mit einem Franzosen zu sprechen, durfte man ruhig seine Schmerzen bei dem weißbärtigen Beichtvater in der Wilhelm-Straße hinterlegen.

Desto größer ist heute die Enttäuschung, daß selbst in diesen sehr sorgfältig ausgewählten und abgewogenen Journalblättern nicht allzu viel mehr von der damals gezeigten Haltung zu finden ist. Es ist nicht mehr zu verkennen, daß der Tröster, wenn er sein erleichtertes Beichtkind abgeschoben, in seinen schönen Bart hineingegrinst und die Bekenntnisse ausschließlich auf ihre Bedeutung für Englands Wohlsein untersucht hat. Das ist eigentlich selbstverständlich, doch nicht bei uns. Sein Urteil über die deutschen Koryphäen der Reparationskämpfe ist sehr unfreundlich. Er durchschaut ihre lauten Proteste als Hilflosigkeit, er staunt über ihre innenpolitische Gebundenheit, ihre fatale Neigung, die Reparationskonferenzen mit Krach zu beschließen, um sich wenigstens zu Haus das Händeklatschen der Patrioten zu sichern. Das Urteil dieses angeblich beispielhaften Deutschenfreundes unterscheidet sich kaum von dem der französischen Politiker dieser Jahre. Und anstatt heute enttäuscht zu tun, sollte man lieber zugestehen, daß damals die Meinung aller Vernünftigen so und nicht anders war. Immer wieder wundert sich d'Abernon über diese parlamentarischen Respektspersonen und Industriekapitäne, die nicht begreifen können, daß nach einem verlorenen Krieg gezahlt werden muß. Mit welcher Geduld muß dieser meisterhaft geschulte Realist den Unsinn angehört haben!

Unsre kleine politische Welt beurteilt er durchweg richtig, aber sein Versuch einer Skizze des deutschen Nationalcharakters wirkt merkwürdig unbelebt. Hier rennt er überall gegen die Grenzen des Berufsdiplomaten, er kennt Deutschland nur aus der Literatur von Tacitus bis Madame de Staël, er bewertet es nach der dünnen Schicht von Politikern, Militärs und Geschäftsleuten, mit denen er zu tun hatte. Die Massen hat er niemals gesucht. Das Volksleben sieht er nur durchs Hotelfenster oder vom Golfplatz aus. Das ist sehr schade, denn manchmal gelingt dem scharfen Beobachter trotzdem ein glänzender Zug. Er fühlt die klotzige Gründlichkeit der Deutschen, ihre Neigung zu gedunsener Wichtigkeit der Rede. Er bemerkt, daß es bei uns eine Herrschaft der Sachverständigen gibt und die öffentliche Meinung daneben gering geschätzt wird. Und er zitiert einen Satz aus einer studentischen Unterhaltung, der sich anhört, wie von Peter Panter erhascht: „Ich für meinen Teil mache meine Wertung eines menschlichen Wesens davon abhängig, ob es zu den Problemen des Kosmos eine entsprechende Einstellung besitzt." Oder er entdeckt in der oft gehörten Äußerung von frühern Frontkämpfern: „Während des Krieges habe ich nur gegen Engländer gekämpft," nicht etwa eine Feindseligkeit, sondern nur guten deutschen Spezialistenstolz. Man kann ihm kritische Bemerkungen solcher Art nicht ver-

argen, denn er selbst ist ganz frei von Geschwollenheit und Snobtum. Er nennt zum Beispiel die Bücher der Fürstin Lichnowsky ohne alles Getue „unverständlich": „Ich habe einiges zu lesen versucht, aber es ist mir vollkommen mißlungen, ihren Sinn zu erfassen. Andre jedoch schienen mehr Glück zu haben." Banausentum? Nein, Sicherheit, Tradition. Keine falsche Pose, kein Kulturschwafel, wo das Verständnis vor Geistigem aufhört. Manchmal lehnt sich der Engländer in ihm leicht gegen neue gesellschaftliche Formen auf. Die Gattin des Vertreters eines neuen europäischen Staates, zum Beispiel, hatte die offiziellen Kreise durch folgende Äußerung verblüfft: „Verheiratet san mer zwei Jahr', aber z'sammen gelebt ha'm mer schon vier Jahr' vorher." Er notiert dazu schlicht: „Ein echtes Naturkind", aber man spürt, wie die Bügelfalte ein wenig schwach wird.

Aber es ist wohl nicht die Aufgabe eines Botschafters, nationale Charakterologie zu treiben. Deshalb müssen wir seine Versuche auf diesem Gebiet zwar als interessant, aber nicht immer als treffend empfinden. Viel wichtiger ist, was er über seine politische Wirksamkeit mitteilt, obgleich, wie oben gesagt, er aus begreiflichen Gründen auf Vollständigkeit keinen Wert legt. Bei Beginn seines Amtes fand er die deutsche Politik ratlos und verwildert. In Spa erlebte er den rüden Ausbruch des größenwahnsinnigen Hugo Stinnes, der dem belgischen Außenminister Hymans den sehr verständlichen Ausruf entlockte: „Was wäre mit uns geschehen, wenn ein solcher Mann die Möglichkeit gehabt hätte, als Sieger aufzutreten?" Ein paar Jahre später führte Mylord die deutschen Struwwelpeter anständig gekämmt und mit einnehmenden Umgangsformen nach Locarno und damit ins europäische Konzert zurück. Es läßt sich nicht annähernd erraten, was für eine eindringliche Erziehungsarbeit das gekostet haben mag. Wenn in die deutsche Außenpolitik endlich wieder Manieren und Vernunft eingekehrt sind, so ist das nicht zum geringsten Teil Lord d'Abernons Verdienst.

Die von ihm ausgesuchten Tagebuchblätter verraten genug von seinen Anstrengungen, wenig von seinen Mitteln. Es hieße seine Stellung allzu gering auffassen, wollte man sie auf die berliner diplomatische Vertretung Englands beschränkt sehen. Er ist in Wahrheit viel mehr gewesen. Er war Englands wachsames Auge mitten auf dem Kontinent, bald nach dem Westen, bald nach dem Osten gerichtet. Er war der Generalvormund des Foreign Office für die politischen Sitten mehrerer europäischer Staaten. Ein verzweifelndes Deutschland, fürchtete man in London, könnte sich sehr leicht mit Moskau verbünden; ein zur Vernunft gekommenes den Versuch wagen, mit Frankreich, als dem am ärgsten drückenden Gläubiger, direkt zu verhandeln und damit den Grund einer spätern Einigung bereiten. Der Pakt mit Frankreich, das hätte für England das Ende seines Einflusses auf dem Kontinent bedeutet, der Pakt mit Sowjet-Rußland noch viel schlimmeres. Deutschland sollte weder dem Westen noch dem Osten zufallen. Nach dem londoner Rezept durfte der Patient nur so weit gestärkt werden, um schon die Aufnahme in die Reihe der englischen Satelliten

als Auszeichnung zu empfinden. Die stärkste Nervenprobe dieser unentschiedenen Zeit ist für den englischen Botschafter der Vertrag von Rapallo. D'Abernon wartet ihn ab wie das Ende eines hysterischen Ausbruches; durch seine Schilderung wird er fast zu einer komischen Episode. Er hat recht behalten: der Rapallo-Vertrag ist nur ein aufregendes Intermezzo geblieben ohne tiefe Nachwirkung. Und was Frankreich betrifft, so hat sich d'Abernon zwar alle Mühe gegeben, Deutschland den starrköpfigen Widerstand als unsinnig auszureden und es zur Leistung seiner Verpflichtungen anzuhalten, aber man fühlt recht deutlich, wie wenig ihm daran lag, angebahnte Beziehungen zwischen den beiden Staaten in Verständigung oder gar Versöhnung ausarten zu lassen. Seine Aufzeichnungen sind voll scharfer Kritik an der französischen Politik, schweigen aber darüber, wie weit er seinen deutschen Besuchern und den amtlichen Stellen solche Meinungen eröffnet hat. Bemerkenswert ist, daß er zu einer Zeit, wo Frankreich auf Deutschlands Abrüstung drängt, immer wieder versichert, sie sei lange vollzogen. Daß er in einer Zeit, wo die deutsche Geheimrüstung blühte und die bewaffneten Verbände wie Kohlköpfe gediehen, immerzu beteuert, das sei alles ganz harmlos und Frankreichs Nervosität übertrieben und lästig. Hier ist nichts mehr übrig geblieben von dem bei seiner Berufung entwickelten Programm, zwar wirtschaftliche Erleichterungen zu gewähren, aber unbedingt auf die Erfüllung der militärischen Forderungen und der Sicherheitsgarantien zu dringen. Aber hier ahnt man auch seine Methoden, in Deutschland Freunde zu gewinnen und den Grund, weshalb sich alles ohne Ausnahme so gern in der englischen Botschaft ausweinte. Ein Mal beklagt er, daß die deutschen Friedensfreunde ihre Sympathien vornehmlich nach Paris richteten. Er drückt seine schmerzliche Verwunderung darüber aus, daß grade die konservativen Elemente Englands Freundschaft suchten, während diejenigen Kreise, denen Englands liberale Denkweise natürlich sei, sich von Paris fascinieren ließen. Doch im allgemeinen kümmert er sich wenig um Pazifisten und Sozialisten. Er legt dagegen viel Wert auf freundschaftliche Beziehungen zu Nationalisten und Monarchisten; über gleichgültige Unterhaltungen mit alten Generalen schreibt er seitenweise. Doch am 26. August 1921 notiert er nur den einen Satz: „Erzberger wurde ermordet". Kein Wort der Würdigung; nichts.

Darf man ihn tadeln? Er hat Englands Interessen mit seltenem Talent gedient. Dennoch läßt sich sein Wirken nicht nachhaltig nennen. Er hat Deutschland an das englische Spiel fesseln wollen und bei seinem Scheiden auch sicherlich an die Erfüllung seiner Sendung geglaubt. Er hat die Dankbarkeit seiner unzähligen deutschen Freunde überschätzt, die heute in hellen Haufen dem amerikanischen Portemonnaie nachlaufen, das ja noch viel, viel dicker ist als das englische. Vielleicht wird Viscount d'Abernon seine endgültigen Gefühle darüber noch einmal in einem bittern Nachtrag niederlegen. „Deutsche Treue", schrieb der selige Doktor Franz Sigl, „es wird einem schlecht, wenn man davon hört"

England vor den Wahlen von Joseph Friedfeld

Der innenpolitische Horizont in England wird heute von den kommenden Wahlen beherrscht. Im Herbst 1924 wurde nach einer Herrschaft von wenigen Monaten die Labour Party gestürzt, und bei den Wahlen gelang es der Konservativen Partei, vor allem dank des Umstandes, daß die Labour Party mehr auf Vernichtung der Liberalen Partei als auf die Schwächung des eigentlichen Gegners ausging, eine erdrückende Mehrheit in dem neuen Parlament zu erzielen, ohne daß diese Vertretung den wirklichen Kräfteverhältnissen im Lande entsprochen hätte, da der Stimmenzahl nach die Arbeiterpartei mit den Liberalen gemeinsam mehr Stimmen auf sich vereinigen konnten als die Konservative Partei. In den vier dazwischenliegenden Jahren haben sich seither manche Veränderungen in der britischen Politik vollzogen. Die Liberale Partei hat unter Führung von Sir Herbert Samuel eine Wiederauferstehung zu feiern geglaubt. Zweifellos besitzt sie eine Reihe von fähigen Köpfen. Die Berichte, die diese Partei über die künftige englische Boden- und Industriepolitik herausgegeben hat, sind wertvolle Dokumente voll konstruktiver Anregungen. Zweifellos ist auch ein großer Teil jener Personen, die im Herbst 1924 aus Furcht vor der roten Gefahr für die Konservativen gestimmt haben, zur Liberalen Partei zurückgekehrt. Aber all dies genügt nicht, um in den Drei-Parteikämpfen, die sich beinahe überall jetzt in den englischen Wahlbezirken abspielen werden, den Sieg davonzutragen. Die liberale Stimmenzahl ist gewachsen, und wenn es in England Verhältniswahlen gäbe, so würden die Liberalen unzweifelhaft über eine starke Vertretung im Parlament verfügen.

Die Konservativen haben bei den Ergänzungswahlen in den letzten Monaten und bei den Wahlen in die Stadtvertretungen in London und in den Provinzstädten überall starke Einbußen zugunsten der Arbeiterpartei erlitten. Die Arbeiterpartei will bei den neuen Wahlen an sechshundert Kandidaten ins Feld stellen und beinahe alle Sitze umkämpfen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie bei einem Wahlbündnis mit den Liberalen die Konservativen zu einem ganz unwichtigen Faktor in der englischen Politik machen könnte. In nur wenigen Bezirken wären die Konservativen bei einem direkten Kampf von nur zwei Kandidaten stark genug, das Feld zu behaupten. Die Stärke der Konservativen Partei im Parlament täuscht über ihre wirkliche Stellung im Lande. Aber an ein Bündnis der Arbeiterpartei mit den Liberalen ist nicht zu denken, obwohl die Programme des herrschenden rechten Flügels in der Labour Party und der Liberalen in vielen Punkten nur wenig von einander abweichen und in der Praxis noch weniger abweichen würden. Zu stark aber sind die persönlichen Abneigungen der Führer, zu stark auch die sentimentalen Gründe, die gefühlsmäßig einem solchen Zusammengehen entgegenstünden. Man erinnert sich, mit welchem beispiellosen Enthusiasmus bei der großen Versammlung der Independent Labour Party in der Queenshall am Abend des Wahltages im Herbst 1924 die Nach-

richten von den Niederlagen der Liberalen aufgenommen wurden, so daß man darüber ganz vergaß, daß der Zusammenbruch dieser Partei die unangefochtene Herrschaft einer rücksichtslosen konservativen Mehrheit für die nächsten fünf Jahre bedeuten werde. Und die Labour Party hat den ganzen Druck dieser konservativen Herrschaft zu fühlen bekommen. Die soziale und wirtschaftliche Lage der englischen Arbeiter und ihrer Gewerkschaften sind geschwächt worden. Aber grade dies hat der Labour Party neue Anhänger zugeführt Die Konservative Partei hat keine ihrer Versprechungen gehalten, keine ihrer konstruktiven Pläne sind verwirklicht worden, das Ministerium besaß weder Großzügigkeit noch Initiative, und so hat der Herausgeber des wichtigsten konservativen Sonntagsblattes, des ‚Observer', schon seit Monaten eine kommende Niederlage der Konservativen Partei voraussagen können.

Die englische Politik hat sich noch immer nicht auf das Dreiparteiensystem voll umstellen können. Vor allem träumt die Labour Party von einer Rückkehr zum Zweiparteiensystem infolge von Aufsaugung der Liberalen Partei durch die beiden Flügelparteien. Das gesamte englische Wahlrecht und der parlamentarische Apparat sind auf das traditionelle Zweiparteiensystem aufgebaut. Das Vorhandensein von drei Parteien kann leicht zu einem unklaren Kräfteverhältnis im Parlament führen. Keine der drei Parteien hat eine begründete Aussicht, auf eine absolute Mehrheit im neuen Parlament zählen zu können Wenn keine Überraschung eintritt, wird doch eine Verständigung zwischen der Arbeiterpartei und der Liberalen Partei eintreten müssen. Sie wird freilich erst nach den Wahlen möglich sein. Sie wird aber dadurch erleichtert sein, daß die Labour Party in den letzten zwei Jahren eine entschiedene Wendung nach rechts durchgeführt hat.

Unmittelbar nach dem Sturze Macdonalds wurde die Arbeiterpartei in England radikalisiert. Man sah die Fehler, die die Arbeiterregierung vom sozialistischen Standpunkt in der Innen- und Reichspolitik gemacht hatte. Das Ansehen Macdonalds schien erschüttert. Besonders die Gewerkschaften fanden auf ihren Kongressen eine scharfe Sprache. Man suchte eine Einheit der gesamten Internationalen herzustellen, die englische Arbeiterbewegung galt als der linke Flügel in der Zweiten Internationale. Dies hat sich seit dem Zusammenbruch des Generalstreiks im Mai 1926 völlig geändert. Die Führer hatten diesen Streik gegen ihren Willen und unvorbereitet unternommen. Sein Scheitern gab ihnen Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß nur die Politik einer allmählichen und schrittweisen Entwicklung unter strenger Beobachtung der altbewährten demokratischen Methoden Erfolg verspreche. Die linksgerichteten Führer der Gewerkschaften traten vom Schauplatz ab, viele blieben noch emotionell links, aber ihr Verstand führte sie zu einer Bejahung der Anschauungen der rechten Gruppe. Die Kongresse der Arbeiterpartei gingen vor allem gegen die kommunistischen Elemente vor, die, wenn auch sehr gering an Zahl, doch eine eifrige Zellentätigkeit entfaltet hatten. Ramsay Macdonald, dessen Stellung schwer erschüttert gewesen war,

setzte sich zuletzt beinahe widerspruchslos durch. Die den Kommunisten nahestehende Minderheitsbewegung in den Gewerkschaften verlor alle Bedeutung. Als Opposition blieb auf der linken Seite nur noch die Independent Labour Party. Sie selbst aber war gespalten. Die Führer des linken Flügels waren Maxton und Fenner Brockway, der Obmann und der Sekretär der Partei. Maxton erließ gemeinsam mit dem linksradikalen Sekretär des Bergarbeiterverbandes Cook ein Manifest an die Partei, worin er radikalen Sozialismus und die Bekämpfung aller Kompromißströmungen forderte. Die linke Gruppe der Independent Labour Party setzte sich in einen offenen und scharfen Gegensatz zu Ramsay Macdonald, der vor verhältnismäßig wenigen Jahren selbst noch ein Führer dieser Partei gewesen war und als Repräsentant des linken Flügels zum Obmann der parlamentarischen Labour Party gewählt wurde. Aber erst der nächste Kongreß wird deutlich zeugen, ob in dieser Partei selbst Maxton oder der von Shinwell geführte gemäßigte Flügel die Oberhand besitzt. Für die Politik der Gesamtpartei ist die Independent Labour Party von geringer Bedeutung, wenn sie auch durch ihre rege Aktivität und ihre hohe Intelligenz einen viel größern Einfluß ausübt, als ihr zahlenmäßig zukommt. Aber ihr Programm eines schnell zur Verwirklichung eilenden reinen Sozialismus übt auf den Durchschnittsengländer keine große Anziehung aus. Die große Masse erwartet von der offiziellen Arbeiterpartei nicht mehr als radikalliberalen Reformismus.

Sozialdemokratie und Justizreform von Felix Halle

Dieser Artikel ist die Antwort auf Kurt Rosenfelds „Strafrechtsentwurf und Sozialdemokratie" im vorigen Heft der ‚Weltbühne'.

Die Stellungnahme der SPD zum Strafgesetzbuchentwurf von 1927, den der Reichsjustizminister Hergt eingebracht hatte, und der durch Überleitungsgesetz in den jetzigen Reichstag gelangt ist, muß als Teil der Justizpolitik betrachtet werden, die die Sozialdemokratische Partei seit dem November 1918 betreibt: Ablehnung, auch nur eines Versuchs der Zerstörung der bürgerlichen Klassenjustiz und ihre Ersetzung durch eine proletarische Justiz. Programmatisch hat diese Justizpolitik der SPD. in der Revidierung ihres Programms auf dem Parteitag in Görlitz ihren Ausdruck gefunden. Im Gegensatz zum Erfurter Programm von 1891 hat die SPD. im Programm von Görlitz 1921 eine vollkommen reformistische Stellung zu den grundlegenden Justizfragen eingenommen.

Diese Aufgabe des proletarischen Standpunktes der SPD. in der Justizpolitik erstreckt sich gleichmäßig auf die Gebiete der Gerichtsverfassung, des Strafprozeßrechts, wie auch des materiellen Rechts (der allgemein strafrechtlichen Grundfragen und der Strafandrohungen). Während einer der führenden Juristen der SPD., der verstorbene Rechtsanwalt Heinemann, noch kurz vor seinem Tode (1919) in einer Broschüre „Die Beseitigung der bisherigen Ausnahmejustiz" forderte, galvanisierte der Praktiker Noske die außerordentlichen Kriegsge-

richte des preußischen Belagerungszustandsgesetzes von 1851. Ebert regierte jahrelang mit den Mitteln der verschärften Klassenjustiz, mit den Ausnahmegerichten auf Grund des Artikels 48 der deutschen Reichsverfassung von Weimar. Diese Justizpolitik der SPD. habe ich unter Sammlung der einschlägigen Gesetze und Verordnungen in meiner Schrift „Deutsche Sondergerichtsbarkeit 1918—1922" festgehalten.

Während sich in der weimarer Verfassung keine einzige neue Bestimmung findet, die als der Versuch eines wirksamen Schutzes der proletarischen Interessen auf dem Gebiete der Rechtsfragen aufgefaßt werden könnte, hat eben diese Verfassung die Stellung des alten Berufsrichtertums, seine sogenannte Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit befestigt. Die Kriegs- und Standgerichte wurden, obwohl phrasenhaft eine Ausnahmegerichtsbarkeit verboten ist, ausdrücklich zugelassen.

Auf dem Gebiete des materiellen Rechts hat die SPD. weitgehenden Verschärfungen und Erweiterungen von Strafandrohungen im Republikschutzgesetz zugestimmt. In den zehn Jahren Republik hat die Sozialdemokratie, obwohl sie wiederholt die führende Regierungspartei war, keine Novelle durchgebracht, um die allgemeine Einführung der mildernden Umstände und die Beseitigung der starren Mindeststrafe zu bewirken, aber die Sozialdemokraten haben den Begriff des besonders schweren Falles in das deutsche Strafrecht einführen helfen. Infolge dieser „Reform" können die Richter nach dem Entwurf bei politischen und auch bei andern Delikten wiederholt die lebenslängliche Zuchthausstrafe und Zuchthausmindeststrafen von fünf oder zehn Jahren verhängen, sogar in Fällen, in denen nach dem geltenden Recht die Annahme mildernder Umstände zulässig ist.

Für die Haltung der Sozialdemokratie zu dem vorliegenden Strafgesetzbuchentwurf ist kennzeichnend, daß sie durch ihre Zustimmung zum Überleitungsgesetz sich bereit gefunden hat, die Strafrechtsreform von einem Entwurf aus zu beginnen, den der deutschnationale Reichsjustizminister Hergt eingebracht hat. Die Annahme dieses Überleitungsgesetzes für den Strafgesetzentwurf von 1927 ist charakteristisch für die Auffassung der beteiligten Parteien von der demokratischen Regierungsform.

Was die Stellung der SPD. zu den einzelnen Fragen anlangt, so geht aus den amtlichen Sitzungsberichten hervor, daß — entgegen den Behauptungen des Herrn Doktor Rosenfeld — die sozialdemokratischen Mitglieder des Strafrechtsausschusses sich durchaus bereit gezeigt haben, für den Wegfall der Todesstrafe die sehr erhebliche Konzession der lebenslangen Zuchthausstrafe und darüber hinaus sogar eine Einschränkung der Begnadigung bei Mord zu bewilligen. Sowohl die sozialdemokratischen, wie die demokratischen Ausschußmitglieder haben dem Antrag Nr. 59 D. Dr. Kahl zugestimmt, einen Paragraphen 60a oder 62a einzufügen. Der Antrag lautet:

> Ein wegen Mordes (§ 245) zu lebenslanger Zuchthausstrafe Verurteilter ist im Falle einer Begnadigung in Sicherheitsverwahrung zu überführen. Das Gericht hat nach Ablauf von 3 Jahren zu prüfen, ob durch Entlassung des Verwahrten die

öffentliche Sicherheit gefährdet ist. Bei der Entlassung kann das Gericht dem Verurteilten einen Aufenthaltsort anweisen, ihm besondere Pflichten auferlegen oder ihn unter Schutzaufsicht stellen.

Was die Sicherheitsverwahrung angeht, so meint Doktor Rosenfeld, daß Doktor Tucholsky den Gang der Verhandlungen und die Stellung der Sozialdemokratie zu dieser Frage nicht richtig wiedergegeben habe. Wenn man auf den Kern der Dinge eingeht, so muß gesagt werden: die Befürchtungen des Herrn Doktor Tucholsky, daß in vielen Fällen Verurteilte nach Ablauf ihrer Strafe noch lange Jahre — mitunter sogar lebenslang — in Sicherheitsverwahrung verbleiben werden, sind keineswegs übertrieben. Die Unterbringung in der Sicherheitsverwahrung dauert so lange, als es ihr Zweck erfordert (§ 60 E. 27). Eine Verwahrung darf drei Jahre nur übersteigen, wenn sie vom Gericht für zulässig erklärt worden ist. Der Ausschuß hat eine richterliche Nachprüfung innerhalb des dreijährigen Turnus für zulässig erklärt. Doch darf eine Entlassung des Verwahrten nur mit Zustimmung des Gerichts erfolgen (§ 62 E. 27).

Doktor Rosenfeld erblickt in dieser Regelung eine Garantie für den Verwahrten, nicht auf Lebenszeit in Haft gehalten zu werden. Dieser Optimismus ist objektiv keineswegs begründet. Es ist vielmehr zu befürchten, daß bei der sozialen Struktur der Gerichte in sehr vielen Fällen die Nachprüfung der Fortdauer der Sicherheitsverwahrung in rein formeller Weise geschehen wird. Die Hilferufe der Verwahrten werden häufig mit einer schematischen Begründung abschlägig beschieden werden. Wenn es hier und da einem Sicherheitsverwahrten mit Hilfe eines einflußreichen Verteidigers gelingen wird, aus der Sicherheitsverwahrung entlassen zu werden, so besagt dies für die Mehrzahl der Fälle nichts. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Doktor Rosenfeld operiert in seiner Polemik gegen Doktor Tucholsky mit der Möglichkeit, daß die Bestrafung der Bettelei im Entwurf noch beseitigt werden wird. Diese Hoffnung ist äußerst vage. Zudem bedroht der Entwurf mit Sicherheitsverwahrung nicht den Bettler, sondern den Gewohnheitsverbrecher. Der Entwurf gibt im Gegensatz zum geltenden Recht die Spezialität beim Rückfall auf. Während nach geltendem Recht die schweren Rückfallstrafen nur den Dieb oder Räuber treffen, wenn dieser nach der Verurteilung von neuem stiehlt oder Raub begeht, oder den Betrüger, der nach der Aburteilung wieder betrügt, sollen nach dem künftigen Recht die schweren Vorstrafen bewirken, daß bei einer neuen Bestrafung wegen eines nichtpolitischen Verbrechens oder Vergehens, der Täter als Gewohnheitsverbrecher angesehen werden kann, wenn die Tat auch auf einem ganz andern Gebiet liegt, als die vorangegangenen strafbaren Handlungen. Sieht das Gericht den Täter als Gewohnheitsverbrecher an, so kann es bei einem neuen Vergehen die Strafe bis zu fünf Jahren Zuchthaus festsetzen, bei einem neuen Verbrechen sogar die höchste zeitliche Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren, soweit nicht das Gesetz für die Tat an sich ein noch höheres Strafmaß zuläßt (§ 78 E. 27)

Selbst mit den Kautelen, die der Ausschuß eingefügt hat, behalten die Bestimmungen eine furchtbare Härte, zumal der § 59 (E. 27) nach der verbüßten Strafe die Sicherheitsverwahrung hinzufügt.

Außer der Sicherheitsverwahrung aber kennt der Entwurf noch die Unterbringung in ein Arbeitshaus (§ 58 E. 27) als korrektionelle Nachhaft für Prostituierte, Vagabunden, Bettler und auch für andre Personen, deren Verhalten als gemeinschädlich angesehen wird. Sowohl beim Arbeitshaus wie bei der Sicherheitsverwahrung besteht die Gefahr langer Festhaltung (§ 60 E. 27).

Der Optimismus Rosenfelds hinsichtlich dieser „Reform" ist ebensowenig begründet wie der Optimismus seiner Partei bei der Abstimmung über das Republikschutzgesetz, das, wie es der kommunistische Redner im Reichstag vorausgesagt hatte, ein Ausnahmegesetz gegen Proletarier, ein Sozialistengesetz in verschärfter Auflage geworden ist.

Doktor Rosenfeld zeigt sich darüber entrüstet, daß Doktor Tucholsky nicht von dem „großen Sieg" Kenntnis genommen hat, der dadurch erzielt worden ist, daß die Sicherheitsverwahrung bei den politischen Delikten an sich ausgeschlossen sein soll. Doktor Rosenfeld erblickt die Garantie hierfür in einer einigermaßen „korrekten" Rechtsprechung. Nach seinen Erfahrungen als Verteidiger vor dem Staatsgerichtshof zum Schutz der Republik (Tscheka-Prozeß) und vor dem Reichsgericht (Wandt-Prozeß) müßte Doktor Rosenfeld über die „Korrektheit der Rechtsprechung" einigermaßen belehrt sein.

Das Eigentümliche der Sicherheitsverwahrung, wie sie der Entwurf vorsieht, besteht darin, daß nach voraufgegangenen schweren Bestrafungen auch schon bei leichtern nachfolgenden Bestrafungen der Gewohnheitsverbrecher in Sicherheitsverwahrung gehalten werden kann, aus der er nur entlassen werden soll, wenn die richterliche Überzeugung vorliegt, daß er keine neuen Gesetzesverletzungen begehen wird. Es ist bezeichnend für die Einschätzung des Parlaments durch die Ministerialbureaukratie, daß die Redakteure des Entwurfs es wagten, die Anwendung solcher Maßnahmen auch bei den politischen Delikten zu fordern. Aber aus der vom Ausschuß beschlossenen Nichtanwendung dieser Vorschriften über die Sicherheitsverwahrung bei politischen Delikten zu folgern, die Gefahren dieses Strafgesetzes seien wesentlich herabgemindert, das hieße falsche Hoffnungen erwecken. Die Justizbureaukratie hat dieses Strafgesetz in technischer Hinsicht so gearbeitet wie eine moderne vierfache Blocksicherung für elektrische Eisenbahnen. Wenn ein Verurteilter für lebenslang ins Zuchthaus gesperrt ist, so besteht im Augenblick des Endes der Haft staatlicherseits schwerlich ein Interesse an der Sicherheitsverwahrung, da diese Verwahrung dann im Wege der Erd- und Feuerbestattung vollzogen wird. Wenn jetzt die Urheber des Entwurfs auf die Sicherheitsverwahrung bei „politischen Verbrechen" verzichtet haben, so nur darum, weil die Richter unter Anwendung des Begriffs des besonders schweren Falls jederzeit in der Lage sind, mit langjährigen, eventuell lebenslangen Zucht-

hausstrafen den unbequemen Politiker auch ohne Sicherheitsverwahrung physisch zu vernichten.

Doktor Rosenfeld beklagt sich bitter, daß Doktor Tucholsky nicht das richtige Verständnis für die Verehrung zeigt, welche die Sozialdemokraten dem Vorsitzenden des Strafrechtsausschusses, Geheimrat Kahl, zollen. Doktor Rosenfeld war so liebenswürdig, die Gründe seiner Verehrung für Kahl, wie er und seine Freunde sie subjektiv empfinden, wiederzugeben. Er wird nunmehr uns gestatten müssen, die objektiven Gründe der sozialdemokratischen Kahl-Verehrung zu analysieren. Denn es handelt sich nicht um eine private, sondern um eine politische Sympathie. Kahl ist der juristische Exponent, der — nach dem Fortfall der fürstlichen und feudalen Vorherrschaft — zur vollen politischen Macht gelangten deutschen Bourgeoisie. Nachdem die sozialdemokratischen Parlamentarier der revolutionären marxistischen Weltanschauung entsagt haben, fehlt ihnen der selbständige theoretische Halt, und so entsteht bei ihnen in allen bedeutsamen juristischen Fragen das Anlehnungsbedürfnis an den bürgerlichen Theoretiker Kahl.

Für die parlamentarische Praxis kommt hinzu, daß Kahl die reaktionäre Grundtendenz seiner Politik durch liberale Gesten in ihrer äußern Erscheinung zu mildern sucht. Wie die päpstlichen Legaten und Kämmerer im katholischen, so ist Geheimrat Kahl der Diplomat der Reaktion im protestantischen Lager der deutschen Bourgeoisie. Kahl wünscht mit Hilfe der sozialdemokratischen Führer die hinter der SPD. noch stehenden Wählermassen, Proletarier und Kleinbürger, an die Politik der Bourgeoisie zu fesseln. Daher vergißt Kahl nicht, im entscheidenden Augenblick in die hochgehenden reaktionären Wogen einen Tropfen demokratischen Öls zu gießen. Dieser Tropfen wird dann von seinen sozialdemokratischen Verehrern in den Volksversammlungen im Lande in bengalischer Beleuchtung als Sieg der Sozialdemokratie gezeigt und gefeiert.

Bei dieser Sachlage ist es erklärlich, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion keinen ernstlichen Kampf gegen dieses Strafgesetzbuch führen wird. Wenn die schlimmsten Auswüchse der Vorlage beseitigt werden sollen, so dürfen wir keineswegs dabei helfen, die Illusionen bei den breiten Massen zu vermehren, sondern man muß den Massen die Wahrheit sagen, was ihnen mit diesem Gesetze droht.

Paul Bäumer, der deutsche Unbekannte Soldat

von Axel Eggebrecht

Im deutschen Heeresbericht der letzten beiden Kriegsjahre lasen Gläubige und Ungläubige hundert Mal den Satz: „Im Westen nichts Neues". Damals wie heute wurden amtliche Beruhigungen gern in solchem schroffen Unteroffizierston abgegeben. Nur wenige wußten, daß hinter dieser papiernen Kulisse sich unendlich mehr Jammer, Ekel und Vernichtung verbarg, als die hungerzahme Heimat sich vorzustellen ver-

mochte. Und diese bescheidene Kulisse hielt, welch deutsches Wunder, die Stürmchen des November aus. Sie steht heute noch. Wer weiß zehn Jahre nach Kriegsende denn wirklich, wie es dahinter aussah?

Da erscheint im Propyläenverlag ein Buch von Erich Maria Remarque, das diesen grauenvollen Satz, diese tödliche Formel als Titel führt. Es bricht in die satten Gefilde des Literaturbetriebes ein wie der Krieg selbst in ein ahnungsloses Land.

In diesen Tagen beeilen sich alle Prominenten des plätschernden deutschen Karpfenteiches, diesem Hecht ihre Reverenz zu erweisen. Sie alle fühlen, daß diesmal in einem andern Tone geredet werden muß als über die quartalsweise fälligen Erfolgsbücher. Aber die Epitheta sind verschwendet, der Atem des Lobes verlor sich in die Leere. Sie müssen alle schreien, um gerecht zu sein.

Wir wollen uns bemühen, von diesem Buche so ruhig und kühl zu reden, wie es geschrieben ist. Erich Maria Remarque hat unser Schreien nicht nötig. Oft haben wir seltsame Schicksale von Büchern erlebt. Dies hier wird ein grades und gutes Schicksal haben, das ist nicht schwer zu prophezeien. Es wird unzählige abgestumpfte und spöttische Herzen packen. Es ist die Rehabilitierung unsrer Generation.

Ein äußerst klarer Kopf, ein Schriftsteller von hinreißender Einfachheit, ein redlicher Mensch hat es geschrieben. Es ist ohne Umschweife, ohne kunstvollen Aufbau, ohne jenen Anspruch auf ewige Geltung entworfen, der in vielen vergänglichen Büchlein so lächerlich anmutet. Es hat keine literarischen Vorbilder, keine Ambitionen, es hat nicht einmal eine Tendenz. In einer Vorrede von sieben Zeilen lehnt der Autor jeden Appell an den politischen Instinkt ab, den schwächere Gestalter ihren Werken als Magenstärkung mit auf den Weg zu geben pflegen. Er will weder eine Anklage noch ein Bekenntnis geschrieben haben. Wir erinnern uns, daß dies die beliebtesten Vokabeln eines ohnmächtigen und bekenntnisscheuen Jahrzehnts waren. Hier enthüllt sich der eine Grund, warum dieses Buch in unserm schlafenden, enttäuschten, ernüchterten Lande dennoch sofort durchdringen wird: Weil es selbst nüchtern ist. Freilich ist es nicht die Nüchternheit des Katzenjammers, sondern Hölderlins ein wenig abhanden gekommene „heilige Nüchternheit", die hier unausweichlich und unbeugsam zu den verworrenen Anbetern der tüchtigen Sachlichkeit redet.

Einzelheiten herauszuheben, erscheint zwecklos. In andern Kriegsbüchern ergriff uns ein schrecklich echtes Bild des Todes, eine einzelne Qual, ein Detail aus der schmierigen Psychologie jener Heldenzeiten. Hier ist alles ein einziger klarer Fluß. In einem dichten Guß schießt es herab, kein unechtes Material ist darin, die fertige Glocke gibt den reinsten, erschütterndsten Ton. Es ist fertig und siehe, es ist gut.

Die denkbar einfache Ich-Erzählung verzichtet auf jede Andeutung historischer Daten. Wer vermöchte auch eine erschöpfende Mordchronik von vier Jahren durchzuführen? Remarque aber gibt den Graben, den Kameraden, das Gefecht,

die Verwundung, den Überdruß, die Gemeinheit und die Sinnlosigkeit des Heroismus als typische Fälle eines Millionenerlebnisses, das ja doch nicht psychologisch oder realistisch oder stilisiert oder pathetisch ausgedeutet werden kann wie ein Individual-Erlebnis.

In diesem Buche ist vor allem das tiefste, das wirkliche Geheimnis des Kriegsgrauens enthalten, jene selbstverständliche Ruhe, jenes einfache Standhalten, Aushalten. Manchmal glaubt man, den ersten Beginn einer schwachen Auflehnung zu spüren, aber man erlebt den Ausbruch nicht. Paul Bäumer, der Ich-Erzähler, fällt vor Kriegsende. Ohne jedes tragische Aufbegehren erfüllt sich das Leben dieser jungen Schlosser, Bauern, Torfstecher und Gymnasialfreiwilligen. Und das erscheint mir als das wahrhaft Große, das Entscheidende an diesem Buch. Diese armen Kerle sind hellseherisch und doch blind, klug und zugleich ganz stumpf, gute Kameraden und miserabel schwache Menschen. Und wenn wir uns heute noch so sehr schämen und noch so krampfhaft versuchen, dafür höchst komplizierte Erklärungen zu finden, — zum Teufel, ja, so war es, genau so, sonst wäre ja alles gar nicht möglich gewesen. In kleinen Revolten erschöpft sich der Soldatenzorn gegen schikanierende Unteroffiziere und halbe Rationen. Und der ewige, unruhige, selbstherrliche Menschengeist, gehetzt von Bajonetten und Flammenwerfern, spezialisiert sich auf das Requirieren von Eiern und auf das Skatspielen im Trommelfeuer.

Das ist alles niedergeschrieben in den überaus deutlichen und drastischen Worten des Grabensoldaten. Noch niemals wurde so wie in diesem Buche klar, daß der Grabenjargon Ersatz war für die deutlichere und drastischere Tat, für die Auflehnung, für die wirkliche Entscheidung gegen ein Schicksal, das man nicht blind nennen kann, weil ja jeder einzelne Bescheid wußte. Und um das Bewußtsein dieser Schwäche so lange zu ertragen, klammerte sich jeder an die Kameradschaft und an die große, zynische, humorige Gemeinheit. Von dieser Gemeinheit ist bei Remarque oft und rückhaltlos die Rede. Die ihres geretteten Lebens frohe Welt kann vor diesem Buche einmal Probe ablegen, wie es wirklich mit ihren gern gerühmten starken Nerven steht. Sie lernt hier genau, was man in dem Augenblick denkt und empfindet, wenn man einem Andern das Messer in die Rippen bohrt. Sie erfährt, daß man am Bett eines sterbenden Kameraden vor allem überlegt, wie man dessen schöne Stiefel erben kann; und dergleichen Beweise mehr für die grundsätzliche Güte des Menschen. Dabei ist das alles ohne eine Spur von Sensations-Prahlerei erzählt, ganz schlicht, schamvoll, darum zuweilen störrisch und unwillig.

Es gewährt dem Skeptiker einen besondern Reiz, den beispiellos großartigen Einbruch Remarques in das capuanische Ländchen des Buchgeschäftes und des Publikumserfolges zu beobachten. Wenn dies Buch den größten Erfolg seit Kriegsende haben sollte — und die Anzeichen sprechen dafür —, dann wäre das ein unerwarteter, erster Trost in unsern Tagen, da der Mensch sich heiter daran gewöhnt hat, wie böse er ist.

Reporter verurteilen lebenslänglich

von Charles Movie

Daß der durchschnittliche Staatsbürger sich von seiner Zeitung über Mordtaten, Einbrüche und Unterschlagungen unterrichten läßt, hat etwa denselben Grund, weshalb er auf dem Untergrundbahnsteig stehen zu bleiben pflegt, um zu sehen, ob ein mit fliegendem Mantel vorbeistiebender Herr den Zug noch bekommt oder nicht. Ob der Herr, dessen Namen und Art er nicht kennt, rechtzeitig ins Geschäft kommt oder nicht, ist ihm ganz gleichgültig, er ist an dem privaten Wohlergehen des Fremden ganz uninteressiert — aber er liebt spannende Vorgänge, und er liebt es, zu sehen, wie sie ausgehen. Wie viel größer ist seine Teilnahme, wenn nicht ein simpler Untergrundbahnzug, sondern ein Menschenleben auf Nimmerwiedersehen in den dunkeln Tunnel fährt! Dies Interesse am Geschick des Mitmenschen kann ein sehr verschiedenes geistiges Niveau haben: der seelsorgende Forscher, der dem menschlichen Wesen in allen seinen Erscheinungsformen nachspürt, sieht im Kriminalfall ein aufschlußreiches Experiment, der sensationslüsterne Laufjunge liest den Zeitungsbericht wie eine Detektivschwarte — rein der Spannung wegen. Gemeinsam aber ist allen, die Gerichtsberichte lesen, daß es sie nicht interessiert, wem die aufregende Sache passiert ist, sondern nur, was passiert ist. Man merkt sich die bürgerlichen Namen der Beteiligten, weil sie eben dastehen, aber es ist dem Laufjungen gleich, ob der Held des Dramas Moritz Schmidt oder Arsène Lupin heißt. Herrn Moritz Schmidt aber ist es nicht gleich. Denn nehmen wir an, er habe unter dem Verdacht eines entsetzlichen Mordes gestanden und sei nach wochenlanger Verhandlung von den Geschworenen glänzend rehabilitiert und als unschuldig freigesprochen worden, so ist er deswegen noch lange nicht wieder ein ehrlicher Mann. Wochenlang ist sein Name von Millionen Zeitungslesern als der eines Mörders gelesen und genannt worden, es bleibt immer etwas hängen, und wenn nun Moritz Schmidt, ein gerichtsnotorisch anständiger Mensch, bei einem langjährigen Abonnenten vorspricht und sich um eine Erzieherstelle bei dessen Kindern bewirbt, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er die Stelle nicht bekommt. Die Geschworenen haben freigesprochen, der Gerichtsberichterstatter aber geht über dies Urteil hinaus und verurteilt den Angeklagten zu lebenslänglicher Anrüchigkeit.

Daß in den Gerichtsberichten der Zeitungen durchgängig Name und Adresse aller Beteiligten genannt wird, ist die pure Gedankenlosigkeit, eine sinnlose Roheit. Weder ein berechtigtes öffentliches Interesse noch eine unberechtigte Sensationslust des Lesers dringt darauf. Ein Achtzehnjähriger ermordet seinen Bruder und dessen Freund, der Fall erregt allgemeines und großes Interesse. Psychologen, Pädagogen, Juristen, Ärzte lesen mit Spannung, wie hier die unglückliche Stellung eines wenig lebenstauglichen Menschen in seiner Familie, die Überflügelung durch einen jüngeren erfolgreicheren

Bruder zu einem Morde führt — eine höchst nachdenkliche und lehrreiche Geschichte Ladenmädchen und Aufwartefrauen hören, daß ein Revolver geknallt hat und erfreuen sich an dem bemerkenswerten Aufruhr. Es mag für die Beurteilung des Falles wichtig sein, zu wissen, daß er sich in einer bürgerlichen Familie des berliner Westens abgespielt hat — aber womit ist zu entschuldigen, daß der ehrliche Name zweier Eheleute, die schon den entsetzlichen Kummer erleben, ihre Söhne morden und gemordet zu sehen, auch noch durch alle Mäuler geschleift wird, daß man ihre geschäftlichen Sorgen, ihre internen Familienverhältnisse öffentlich macht und ihre Schmerzensausbrüche im Originaltext und mit detaillierter Quellenangabe abdruckt? Kein Bankbeamter dürfte, ohne Strafe gewärtigen zu müssen, ihre Vermögensverhältnisse ausplaudern, kein Arzt dürfte irgendeinem Menschen über ihre Krankheiten berichten, tut aber in der Familie einer nicht gut, so kommt der Lokalreporter, schaut ins Bett, in den Geld- und den Kleiderschrank und macht daraus einen Schlüsselroman, zu dem Millionen von Menschen den Schlüssel mitgeliefert bekommen.

Vollends bei harmloseren Straftaten wird die Unverantwortlichkeit dieser Methode klar: der Ehemann Senfgurk findet im Bett seiner Frau einen unzuständigen Herrn und verprügelt ihn, der Kassierer Eichholz nimmt aus der Kasse der Firma Zwerchfäll tausend Mark und verschwindet, der arbeitslose Schlosser Paul Berberitz raubt einer alten Dame die Handtasche — und nun kann sich alle Welt ein für allemal notieren, daß bei Frau Senfgurk was zu machen ist, daß bei der Firma Zwerchfäll verworrene geschäftliche Verhältnisse herrschen und daß Paul Berberitz ein Berufsverbrecher ist. Und schon bevor der Untersuchungsrichter oder gar das Gericht gesprochen haben, teilt der erste offizielle Polizeibericht die genauen Personalien der Verhafteten mit, oft schon in diesem Stadium der Unsicherheit anmutig verbrämt von moralischen oder juristischen Werturteilen.

Ein intelligenter Berichterstatter wie etwa Inquit von der Voß nennt niemals einen Namen, wenn der nicht schon sowieso allgemein bekannt ist. Er erhebt dadurch den Einzelfall zum Beispiel, vermeidet jeden unbefugten Eingriff in private Interessen, und dennoch wird niemand behaupten können, daß diese Berichte der Öffentlichkeit irgend etwas vorenthalten, was für sie zu erfahren wichtig oder angenehm wäre. Der tatsachenwütige Reporter aber nimmt sich in seiner eiligen Jagd nach positivem Material nicht die Zeit, das Nützliche vom Überflüssigen, das Wertvolle vom Schädlichen zu trennen: er plaudert aus, was an Daten nur irgend zur Sache gehört und stiftet so aus Stumpfsinn Unheil. Der Wille unsrer Gesetzgeber ist, daß eine Vorstrafe niemandem, der nicht rückfällig wird, ein Hindernis für seine Zukunft sein soll. Zwar unsre Gerichtsbarkeit ist öffentlich und gibt jedem, der ein Interesse am Spezialfall hat, die Möglichkeit, in die Verhandlung zu gehen und sich über alle Details zu informieren. Der großen Öffentlichkeit aber genügt es völlig, wenn das Drama mit anonymen Figuren gespielt wird. Wann wird man daraus die

Konsequenz ziehen und aufhören, Menschen, die schon das Unglück gehabt haben, mit dem Strafgesetz in Berührung zu kommen, lebenslänglich auf dem öffentlichen Markt nackt anzuprangern?

Gespräch mit Pudowkin von Hans Wesemann

„Das Grundübel ist, daß man heute noch den Film aus der Perspektive des Theaters sieht. Man zieht hier eine Parallele, die ebenso willkürlich wie falsch ist. Je traditionsloser, losgelöster von aller Literatur der Film ist, umso besser für ihn und das Theater."

„Gilt das auch für den Schauspieler?"

„Ja. Das ist mir besonders am deutschen Film aufgefallen. Der deutsche Schauspieler denkt immer an das Theater. Er transponiert seine Theaterrollen in den Film hinein. Er versucht sie zu „gestalten", von einer intellektuellen Basis aus. So kommt es, daß man wohl erstaunenswert gute Charakterdarstellungen im deutschen Film findet, aber fast nie jenen filmischen Zustand, der, ganz losgelöst von allem Theatralischen, durch sich selber wirkt."

„Wollen Sie also für den Film Nichtschauspieler verwenden?"

„Ja, wenn auch nicht ausschließlich. So habe ich zum Beispiel in meinem Film „Die letzten Tage von St. Petersburg" in der Hauptrolle des jungen Revolutionärs einen Bauernsohn verwandt, den ich aus der Masse der Statisten herausnahm. Der Ausdruck dumpfen Gebundenseins, das Hilflose und Gequälte des primitiven Menschen — alles dies spielte er nicht, er war es! Er stellte sich selbst dar. Nachher allerdings, mit dem Weiterlauf des Films und seiner eignen schauspielerischen Entwicklung, wurde er gelöster in seinen Bewegungen, bewußter und durchdachter in seinem Spiel. Es wäre ihm heute wohl kaum noch möglich, jenen stumm beschränkten Menschen aus der großen grauen Masse zu „spielen", der er früher einmal selber war."

„Aber es ist doch grade die Tendenz des russischen Films, den Typ des ‚Massenmenschen' zu schaffen und zu standardisieren."

„Es ist ein Denkfehler, sich den sogenannten Massenfilm als großes ungestuftes Gewimmel vorzustellen, etwa so wie Gulliver auf die Liliputaner wohlwollend-verächtlich herabsieht. Der Ausdruck des Massengefühls muß auf einen individuellen Nenner gebracht werden. Im Leid der „Mutter" etwa versuche ich, das allgemeingültige Schicksal aller Mütter auszudrücken."

„Sie glauben also, daß die neue Entwicklung des Films, auch rein technisch gesehen, wieder in einen kleinern Rahmen und auf das Spiel einiger weniger Personen gestellt sein wird!"

„In dem neuen Film ‚Der lebende Leichnam' arbeiten wir bereits in dieser Richtung. Aber mehr noch habe ich in meinem andern neuen Film ‚Das Leben tut wohl' versucht, einen menschlichen Zustand zu schildern, der ohne Voraussetzungen der Politik, der Literatur und des Theaters uns alle angeht. Es geschehen keine großen Dinge von außen her. Es ist das Dasein zweier Menschen, Mann

und Frau, deren Liebe durch einen plötzlichen und sinnlosen Zufall bedroht wird. Es geschieht keine Katastrophe — die Gefahr zieht vorüber. Es ist wie ein Traum, eine Erinnerung — ein Spiel der Seelen, das ganz irrational, sprunghaft vor sich geht."

„Welcher Film hat, so gesehen, den stärksten Eindruck auf Sie gemacht?"

„Der französische Film ‚Jungfrau von Orleans'. Die Falconetti war für mich das außerordentlichste seelische Erlebnis, das ich seit Jahren im Film hatte. Wie hier die Skala aller menschlichen Gefühle, unter bewußtem Verzicht auf alle äußern Mittel, nur durch den Ausdruck eines vergeistigten Gesichts sichtbar wird, wie hier ein seelischer Zustand unermeßlichen Leids nur durch einen Blick, ein kaum spürbares Zucken unter der Haut der Wangen und im Augenlid fühlbar wird — das ist ein überpersönlicher Vorgang, der bereits außerhalb des Films von heute liegt."

„Wie finden Sie die amerikanischen Filme?"

„Sie haben unbestreitbar die stärkste Wirkung auf uns Russen gehabt. Wir lieben an ihnen das großzügig Ungenierte ihrer Themen, die, grade weil sie naiv oder ‚kitschig' sind, das tatsächliche Leben sehr treffend wiedergeben."

„Glauben Sie, daß der Tonfilm neue Wege erschließen wird?"

„Nein. Denn ein Tonfilm, der an die Sprache gebunden ist, verliert seine wichtigste Eigenschaft, nämlich international verständlich zu sein. Ich bin deswegen ja auch schon für den Film ohne Zwischentitel. Die Phantasie des Zuschauers soll nicht bevormundet werden, wie es der Tonfilm ganz besonders tun wird. Eher kann ich mir einen neuen Musikgeräuschfilm denken, der ohne das gesprochene Wort, nur durch musikalische Akzente, einen filmischen Ausdruck — sei es ein Schrei, ein Augenblick des Selbstgesprächs, ein unbewußter Ausdruck des Gefühls — akustisch unterstreicht."

„Welche Entwicklungsmöglichkeit des Films sehen Sie also heute?"

„Zwei. Die eine, und das ist in der Hauptsache unsre russische, geht von der Realität aus, die uns das Material für die Montage gibt. Die andre dagegen gibt im Film bewußt eine fiktive Welt, in der man mit den Tatsachen der Materie Hokuspokus treibt. Hier ist wohl Charlie Chaplin der unbestrittene Meister. Am zielbewußtesten und eindrucksvollsten hat er dieses System in seinem ‚The woman of Paris' durchgeführt. Es ist ein Film, der bewußt auf Realität verzichtet: Kommt ein Zug, so gleitet sein visionärer Schatten vorbei. Und zeigt sich wirklich einmal eine Landschaft, so ist es der unpersönliche, nicht an Raum und Zeit gebundene unendliche Horizont, mit einer Fläche Erde darunter, die ein banal-sachlicher Telegraphenpfahl durchschneidet. Daß sich Chaplin heute ein historisches Thema aussuchen will, gibt zwar ihm persönlich neue filmische Möglichkeiten, aber der Film von morgen, für den er doch bisher der mächtigste Kämpfer war, wird durch diese neue Entwicklung auf ein Nebengleis geschoben — und das ist schade."

Media in vita von Theobald Tiger

Manchmal seh ich sie auf Kistenholz
    starr ausgestreckt,
um die Lippen diesen gottverfluchten Stolz
    eines, der ganz voller Verachtung steckt.

Eben hießen sie noch Friedrich Zeh;
    was sie taten, war nicht gut;
sieh, wie nun auf ihnen das Klischee:
    „Majestät des Todes" ruht.

Bei Besuchen denk ich an der Tür:
    „Du, mein Junge, wirst, wenn tot, nicht schön sein!
Manche eignen sich nicht recht dafür —
    du wirst nicht schön sein!"

In den Reden, Gegenreden bleibt auf einmal
    ihr Gesicht stehn —
Ruhe ist darin, nach überstandener Qual —
    Maske, würdig anzusehn.

Flüstern ...

Dann trägt man Herrn Zeh hinunter vor sein Haus,
    und zurück bleibt Frau und Stiefelknecht.
Horizontal sieht alles anders aus.
    Tote haben immer recht.

Horch, wie vor der Geburt und nach dem Tod die Stille brüllt!
    Die Pause wird durch die Lebenden ausgefüllt.

Im Museum der Phrasen von Hans Reimann

In der ersten Abteilung, meine Herrschaften, erblicken Sie zunächst eine prima Bärenhaut, auf welcher man stundenlang liegen kann, ohne einen Finger zu krümmen, gleich daneben eine im Sack gekaufte Katze mit scheckig gelachtem Fell, alsdann bitte ich Sie, Ihr Augenmerk auf diese Hyazinthe gefälligst hinlenken zu wollen, es ist dieselbe eine jener Blumen, durch die zuweilen gern gesprochen wird. Bitte die Herrschaften Obacht geben zu wollen, wir haben hier einen Kelch, der vorübergeht, derselbe besteht aus getriebener Goldschmiede-Arbeit, Ende des vierzehnten Jahrhunderts, desgleichen in der Vitrine rechterhand einen Zaunpfahl, mit welchem gewinkt zu werden pflegte, leicht abgenutzt, doch immer noch ein Prunkstück unsrer Sammlung. Die Farbe ist lichtscheu und indanthrenhaltig. Wir wenden uns nunmehr dem Wespen-Nest zu, in welches gegen Nachzahlung von fünfundzwanzig Pfennigen Unkosten-Beitrag flüchtig gestochen werden darf, falls einer der Herrschaften Interesse haben sollte. Die grauen Haare in der Ecke unten sind dieselben grauen Haare, die sich jemand nicht wachsen lassen wollte, doch vergebens. Die für etwas ins Feuer gelegte Hand sowie eine mit kostbaren Intarsien verzierte Flinte, eine sogenannte ins Korn geworfene Flinte, wie aus der sich um dieselbe rankenden Gerste hervor-

geht, bilden weiterhin zwei wichtige, nicht zu unterschätzende pièces de résistance unsrer phraseologischen Galerie. Ich mache fernerhin aufmerksam auf die anscheinend unscheinbare Plastik unter dem Glas-Sturz, meine Herrschaften. Sie haben hier die in weiteste Kreise gedrungene, von allerersten Kapazitäten geküßte Hand der Madam vor sich. Wir treten nunmehr durch eine Tür, mit welcher jemand ins Haus gefallen ist, in die zweite Abteilung.

Ich bitte, dicht hinter mir zu gehen und Vorsicht walten zu lassen. Es ist hierselbst feucht. Sie bemerken ohne Mühe das Wasser, das Ihnen niemand reichen kann. Wenden Sie bitte Ihr verehrtes Augenmerk nach oben. Jawohl, Sie raten richtig — es ist in der Tat das Schwert des Damokles, nach einem Modell von Herrn Professor Emil Doepler dem Jüngern. Seitlich davon die Trauben, welche zu sauer sind, Pfälzer Creszenz Spätlese 1813.

Wir gelangen ohne Umschweife zu mehreren Balken im Auge der Nächsten, stark verkleinerte Nachbildungen. Alsdann ein tadellos erhaltener Mantel der Nächstenliebe, welcher lange Zeit hindurch dazu diente, etwas zuzudecken, anschließend daran ein Ton, welcher die Musik macht, nebst einem vernickelten Kreuz, zu welchem bereits oftmals gekrochen wurde. In diesem Schrank befinden sich sämtliche bislang begrabenen Kriegsbeile, wohl die einzig komplette Sammlung der Welt. Ein amerikanischer Nabob bot Unsummen baren Mammons dafür, ohne seinen Willen durchzusetzen. Früher wurden hierselbst diverse gerauchte Friedenspfeifen aufbewahrt. Dieselben wechselten ihren Aufenthaltsort und kamen ins Karl-May-Museum in Radebeul bei Dresden. Sehr interessant ist der in Bewegung gesetzte Hebel, nicht zu verwechseln mit dem zurückgesteckten Pflock aus der Merowinger-Ära. Was Sie da aus der verschlossenen Kabine schreien hören, ist ein mit dem Bade ausgeschüttetes Kind, zu dessen Trockenhaltung der von den Füßen geschüttelte Reisestaub verwendet wird, ohne daß dies dem Wohlbefinden des Kindes größern Abbruch täte. Das Berühren der Phrasen ist bei Vermeidung einer Geldstrafe von bis zu zweihundert Mark oder entsprechender Notzucht striktestens untersagt und wird dasselbe mit sofortiger Exmission geahndet, im Wiederholungsfalle findet öffentliche Versteigerung auf dem vorgesetzten Dienstwege statt, Kinder bis zum Feldwebel abwärts erhalten Vorzugsangebote. Wollen Sie, meine Herrschaften, die getroffenen Maßnahmen nicht außer Acht lassen. Es sind derzeit die vortrefflichsten getroffenen Maßnahmen des Kontinents, jede einzelne ein mechanisches Meisterwerk mit automatischer Auslösung und Vierradbremse. Über den getroffenen Maßnahmen finden Sie eine Portion gerochene Lunte aufgehängt, ein Steuer-Bukett, eine aufgestochene Eiterbeule bayerischer Herkunft und ein dem Großherzog von Kottbus gehöriges, in hochherziger Weise unserm Museum leihweise übermachtes Licht, welches von demselben persönlich unter den Scheffel gestellt wurde. Als Abschluß der zweiten Abteilung wird Ihnen ein dreifaches Zwillingspaar ge-

zeigt, und zwar handelt es sich um die bekannten Dioskuren Krethi und Plethi, Pontius und Pilatus und die zusammengewachsenen Schwestern Donner und Doria, die seinerzeit bei Barnum das größtmögliche Aufsehen erregten.

In der dritten Abteilung, meine Herrschaften, erwecken die nach Athen getragenen Eulen, über die der Zahn der Zeit allerhand Gras wachsen ließ, unsre ungeteilte Freude. Die dankbaren Tiere ernähren sich von den auf ihrem Haupt gesammelten glühenden Kohlen, sind allezeit munter und guter Dinge, weilen sie doch in Gesellschaft etlicher Schwalben, welche keinen Sommer machen, sowie eines Dutzends von mit Kanonen nach ihnen geschossenen Spatzen. Eine nach der Speckseite geworfene Wurst, welche automatisch nachwächst (D.R.G.M. angemeldet), sorgt für die Leibesnotdurft derselben. Zur Linken gewahren Sie sowohl ein Kind als auch den dazugehörigen Kegel, beide ausgerüstet mit Fehdehandschuhen, welche sie sich zuweilen vor die Füße werfen, darüber einen praktikabeln Himmel, der egal voller Geigen hängt — in dieser Zeit, wo die Saxophone grassieren, doppelt erstaunlich. Wir kommen nunmehr zu einem Glanzstück der dritten Abteilung. Es ist leider nicht mehr vorhanden. Man hat es trotz scharfer Überwachung und eifrigster Nachforschung nicht ausfindig zu machen vermocht. Dasselbe war die übernommene Verantwortung, welche während der großen Zeit von der Exzellenz auf den Major, vom Major auf den Hauptmann, vom Hauptmann auf den Leutnant, vom Leutnant auf den Sergeanten und vom Sergeanten auf den überzähligen Gefreiten abgewälzt wurde, woselbst sie abhanden kam. Als Ersatz bieten wir Ihnen einen an die offene Wunde gelegten Finger und eine an irgend etwas gelegte Sonde, ebenfalls cum grano salis.

Die vierte und letzte Abteilung, meine Herrschaften, enthält die böhmischen Dörfer, aus Platzmangel mit dem Augiasstall vereinigt. Die Droschke, welche den Stall des Augias bevölkert, ist keine gewöhnliche Droschke, sondern eine Retourkutsche. Dieselbe wurde während des Weltkrieges auch „Repressalien" beziehungsweise „Wiedervergeltungsmaßregeln" betitelt und verursachte den Tod zahlreicher Kinder und Mütter im Hinterlande infolge Bombenabwurfs. In der Retourkutsche untergebracht sind die nationalen Belange, von welchen wir nur einige wenige auserwählte Exemplare vorrätig halten, da es zu weit führen würde, dieselben komplett auf Lager zu führen.

Zur Rechten stoßen wir irgendwie letzten Endes auf die durchblutete Mentalität, auf abklingende innere Sekrete, auf einen Sturm im Wasserglas und auf einen Modus, der gefunden wurde. Ferner, meine Herrschaften, mache ich Sie auf die ausgewetzte Scharte aufmerksam, auf das hochgehaltene Panier in Aspic, auf unsre Kultur von Bagatellen und Imponderabilien in Reinkultur, deren Zucht wir uns ungemein angelegen sein lassen, und schließlich auf die geschlagenen Schnippen, welche wir als winzige Schnippchen übernahmen, doch sind dieselben seit der Inflation dermaßen horrend gewachsen, daß wir höhererseits einen Anbau in Erwägung ziehen, um die ins Kraut

schießenden Schnippen gehörig unterzubringen. Die Steine, welche Sie hinter der Schnippen-Sammlung erblicken, sind diejenigen Steine, welche von im Glashaus sitzenden Leuten keinesfalls geworfen werden sollen. Last not least weise ich auf jenen erratischen Block hin, welcher den Altar des Vaterlandes verkörpert. Die schwarze Kruste, die ihn bedeckt, ist nicht etwa eine scharze Kruste, sondern der Silberstreifen am Horizont, welcher schon so viel von sich reden gemacht hat.

Sollte es den Herrschaften gefallen haben, so bitte ich um geneigte Rekommandierung in den Herren Bekanntenkreisen. Da ich kein festes Gehalt beziehe, indem ich auf Trinkgelder angewiesen bin, würde ich etwaige Spenden in Form von einem Douceur durchaus nicht in den Wind schlagen. Herzlichen Dank, die Herrschaften. Auf Wiedersehen!

Van Gogh und die Unverständigen

von Martin Knutzen

... und diesen Fra Angelico, ich habe gesehn, wie er ihn auf mein Bügelbrett malte ...

Anatole France „Der Aufruhr der Engel"

Wenn ein Maler wie Vincent van Gogh heute plötzlich populär wird, so ist es klar, daß die Gründe nicht künstlerischer Art sind. Etwa dreißig van Goghs, die der Kunsthändler Otto Wacker auf den Markt gebracht hat, sind als Fälschungen verdächtigt worden. Damit ist in kurzer Zeit mehr für des Künstlers Ruhm geschehen, als seine Propheten in dreißig Jahren vollbringen konnten. Vincent van Gogh steht inmitten einer Affäre, in der die wuchtigsten Argumente gewechselt werden. Dem Kunsthändler Wacker, der anfangs allein stand und fast einem Kesseltreiben der Konkurrenz zu erliegen drohte, das wohl nicht allein auf rigorose Grundsätze zurückgeführt werden darf, ist dann in Julius Meier-Graefe ein streitgewaltiger Verbündeter entstanden. Hinter Meier-Graefe ist jetzt der Feuilletonchef der ‚Frankfurter Zeitung', Herr Reifenberg, mit einer klirrenden Allianzerklärung getreten, die sich vornehmlich gegen Herrn Geheimrat Justi von der Nationalgalerie richtet, der, von Herrn Osborn sekundiert, die ‚Vossische Zeitung' zum Zentrum der an der Echtheit Zweifelnden gemacht hat. Da Meier-Graefe auch das ‚Berliner Tageblatt' zur Verfügung steht, so hat sich machtpolitisch die Situation zugunsten Wackers verschoben. Schleuderte vorher die Boulevardpresse ihre Skandalzeilen gegen den isolierten Mann, so lautet die Rechnung heute: Frankfurter Societät + Mosse — Ullstein = beinahe echt.

Wir haben nicht die Absicht, in die Katakomben des Kunsthandels einzudringen. Er ist ganz und gar eine Sache der Plutokratie. Seine Ziffern gehen ins Astronomische. Er liefert dem alten Reichtum, der kennerisch schwelgt, gegen unermeßliche Summen mühsam aufgestöberte Köstlichkeiten jeder Epoche und dem neuen Reichtum, der die Entdeckung der Saison renommierend an die Wand hängt, echte Grecos noch ganz frisch. Der Kunsthandel ist eine eigne Welt mit eignen Ge-

heimnissen, eignem Markt und eigner Börse. Und wo eine Börse ist, gibt es auch eine Moral. Dieser Moral sollen die dreißig zweifelhaften van Goghs des Herrn Wacker schreckliche Blessuren zugefügt haben. Der ungelehrte Laie aber findet, daß das Expertenwesen dabei viel ärgern Schaden genommen hat als die Moral.

Man sollte meinen, daß das Werk eines Künstlers noch nicht ferner Vergangenheit ziemlich leicht bestimmt werden könnte. Weit gefehlt. Was die Experten augenblicklich aufführen, könnte den armen van Gogh, blickte er aus Wolkenhöhe herunter, nochmals um den Verstand bringen. Herr Doktor de la Faille aus dem Haag, der schon lange an einem Gesamtkatalog van Goghs arbeitet, hat die beanstandeten Bilder bedenkenlos aufgenommen. Dann kippte er über Nacht um, und die Wackerpartei deutet zart an, daß er dieses Damaskus auf unerlaubten Wegen erreicht habe. Herr Bremmer, ein andrer holländischer Expert, erklärt die Bilder noch heute für echt und muß sich dafür von Herrn Osborn auslachen lassen Meier-Graefe trommelt zornig für die Echtheit, während Herr Geheimrat Justi ihm den Sachverstand abspricht und als einziges Mittel zur Erforschung der Wahrheit, wenn ich ihn richtig verstanden habe, die Intuition verkündet, was auf das Verfahren „Kopf oder Schrift?" hinausläuft und wahrscheinlich das Geheimnis deutet, weshalb Galeriedirektoren so oft auf Falsifikate hereinfallen. Herr Reifenberg wieder schlägt soviel auf Herrn Geheimrat Justi herum, daß Justi dabei kaputt geht und nur der Herr Geheimrat heil bleibt. Und nur Herr Osborn trägt ein wirkliches Argument für die Unechtheit bei, indem er darauf verweist, daß die Wackersche Gruppe ausschließlich aus Varianten andrer Bilder bestehe und das Gesamtwerk des Meisters nicht um ein einziges neues Motiv bereichere. Sonst aber beweist dieser Karneval der Expertise nur, wie nahe Sachverstand und Unverstand beieinander wohnen.

Das Schlimmste ist, daß die Gegner des Herrn Wacker ihn am liebsten vor den Kadi zerren möchten. Angesichts dieses verschrobenen Planes kann man allen Beteiligten nur den freundschaftlichen Rat geben, die Affäre nicht in einem Gerichtssaal, sondern vor einem privaten Forum zum Abschluß zu bringen. Eine berliner Strafkammer soll die Gründe des Herrn de la Faille prüfen, warum er Hals über Kopf seine Meinung wechselte, den von Herrn Justi entdeckten Sinn des einzelnen Pinselstriches? Und dann das Gebalge der Sachverständigen in öffentlicher Verhandlung? Nein, meine Herren, die Justiz ist schlecht genug! Muten wir ihr nicht Aufgaben zu, an denen sie nicht besser wird. Schon die Tatsache, daß große Zeitungshäuser in voller Ausdehnung Partei ergriffen haben, bietet keinen idealen Weg zur Ergründung der Wahrheit. Selbst wenn die Rechtspresse, die bisher geschwiegen hat, weil sie noch nicht über ihre echten Anton von Werners hinausgekommen ist, sich einmischen sollte. Aber vielleicht wird noch der ‚Nachtausgabe' in Ermangelung einer Anastasia in einer lichtvollen Artikelserie der Nachweis gelingen, daß van Gogh die Bilder selbst gefälscht hat.

Alfred Polgar von Rudolf Arnheim

In jedem Buch Alfred Polgars sollte vorn ein Schild angebracht sein: „Achtung, Kraftfahrzeuge fünfzehn Kilometer!" Der Leser von 1929, dem die Zeiten, in denen man ganze Bände und bis zum Rand ausschließlich mit lyrischen Gedichten füllen konnte, so unendlich fern zu sein scheinen wie etwa das Wort „Musenalmanach", pflegt Bücher mit dem auf alles gefaßten Späherblick des Chauffeurs und mit dem Fuß auf dem Gashebel zu durchjagen, daß die Zeilen auseinanderstieben. Fährt er aber mit diesem Tempo, daß er, schon um sich von dem Produktionseifer der Angebotseite nicht überrunden zu lassen, bei den „Romanen der Welt" und bei Emil Ludwig hinzulegen pflegt, in einen Band Polgar, frißt er eilends Skizze auf Skizze, so wird es geschehen, daß er sich an leichtester Kost entsetzlich den Magen verdirbt. Denn hier eilt er mit steigender Seitenzahl nicht dem Höhepunkt einer Katastrophe zu, deren ersehntes Eintreten sich durch Einschaltung eines Zeitraffers beschleunigen ließe, und die letzten fünfzig Seiten enthalten keinerlei Endspurt. Hier macht der Verfasser nach immer zwei Seiten eine ausführliche Atempause, die vom Drucker sinnvoll durch eine leere Seite dargestellt wird, und erhebt dann aufs neue seine Stimme, die, da sie nur für zwei Seiten reichen soll, mit einer konzentrierten Kraft und Reichhaltigkeit erklingt, daß den Langstreckenläufern unter den Bücherlesern die Ohren gellen. Hier beträgt die Maßeinheit des Gedankens nicht einen halbseitenlangen Absatz, sondern eine halbe Zeile oder weniger, hier ist das einzelne Wort nicht nur Ton in einer eindimensional die Zeilen entlanglaufenden Melodie, sondern über- und unterbaut von den vielstimmigen Harmonien der Doppelbedeutung, des Nebensinns, des leise färbenden Untertons, und ein mehrzeiliges Liniensystem, ähnlich wie es die Musiker benutzen, wäre nötig, um das aufzuzeichnen, was unsichtbar zwischen den Zeilen schwingt. Ein neuer Band Skizzen von Polgar liegt vor: „Schwarz auf Weiß", Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. Achtung, Schritt!

Betriebsame Leute, die am Kämpfen hauptsächlich die Radaukomponente schätzen, sagen gern, Polgar stände der Welt und den Menschen untätig und mit einer unerlaubten Distanz gegenüber, und für Materialisten, die die Gewohnheit haben, geistige Erscheinungen restlos aus den ökonomischen Grundbedingungen abzuleiten, wird das Phänomen Polgar vielleicht mit der Konstatierung erschöpft sein, es handle sich hier um einen Menschen, der zu einer für ihn gut erschwinglichen Miete — oder wie es wohl auf wienerisch heißen wird: Mietzins — ohne viel Sorgen auf dieser Erde wohne. Denn Polgar schreit nicht. Nichts ist ihm so verhaßt, wie wenn jemand seinen Mitmenschen gewalttätig ins Privatleben greift, und da er die Zeit, in der sein Leser sein Buch liest, mit Recht als dessen privateste Mußestunden ansehen darf, sorgt er, daß in dieser Zeit köstlichster Ruhe auch die Stimme, die aus dem Buche schlägt, keinen Lärm anrichte. Wenn er also etwa einen Übelstand beschreibt, so schlägt er nicht des Lesers Faust auf den Tisch, sondern be-

müht sich mit aller Zurückhaltung, den Mißgeruch des Üblen so deutlich werden zu lassen, daß der Leser von sich aus, auch ohne die Hilfestellung des Autors, sich die Nase zuhält. Spricht er über militärische Gewaltmethoden, so enthält er sich im Text jedes Protests, aber er schildert etwa das Leben eines Einbrechers: „Eiserne Kassen, Festungen des Besitzes, knackte er, wie der Feldherr Antwerpen knackte oder Nowo-Georgiewsk" und predigt durch die unüberbietbare Anschaulichkeit solcher Parallele wirksamer, als mancher bewertende Kommentar es vermöchte.

Keineswegs steht er der Welt rein passiv — „leidend", wie Lessing noch sagte —, als bloßer Porträtmaler, gegenüber. Es ist nicht sein Amt, zu züchtigen, denn wer züchtigen will, muß anfassen. Aber der Abstand, den er — aus Gründen der Rücksicht und der Höflichkeit — von seinen Objekten nimmt, befähigt ihn, da sein Gesichtskreis durch keinen Nahkampf beengt ist, viele Dinge zugleich zu sehen und sie in erleuchtende Beziehungen zueinander zu setzen. Seine Art ist nicht die des Romanschreibers, der zwar, soll sein Werk Allgemeingültiges enthalten, seinen Stoff so auswählen und darstellen muß, daß der Individualfall repräsentativ erscheint, der sich aber im übrigen mit der einfachen Aufzählung von Vorgängen und Tatsachen begnügen darf. Polgar photographiert nie, ohne zugleich Montage zu treiben. Er macht sein Objekt lebendig, indem er ihm mit überraschendem Weitblick Verwandtes aus ganz andern Sphären zur Seite stellt und so durch Vergleich aufzeigt, wo das Wesentliche liegt. Wenn er von den Händen eines Cafépianisten sagt, daß sie Musikwurst hacken, so darf man die treffsichere Originalität bewundern, mit der hier ein im Menschlichen weitgereister Berichterstatter aus der Schlächtereibranche Material für die schlagende Charakterisierung einer Musikinterpretation herbeischafft. Diese wagelustige Rangierkunst bildet den artistischen Reiz von Polgars Schriftstellerei. Er versteht es, die Erscheinungen, die seine Sinne ihm liefern, zu verarbeiten, ohne daß der Kopf die Verknüpfungen, Zäsuren, Erklärungen hinzuträgt, mit denen andre Menschen schon diesen Stoff geformt haben. Er schlägt Brücken auch dort, wo noch keine stehen, und wenn er etwa von einer Stadt sagt, daß in ihrem bewegten Straßenbild „Denkmäler und Bedürfnisanstalten als Ruhepunkte wirken", so schafft dies „und" eine charmante Querverbindung, die nicht im Baedecker steht und doch richtig ist.

Unsre Sprache ist voller versteinerter Metaphern. Liest man Goethes, Kleists, Kants Prosa, so erstaunt man, zumal wenn es sich um theoretische Auseinandersetzungen handelt, wie lebendig damals der Anschauungsgehalt bildlicher Ausdrücke war, bei denen sich heute selbst Schriftsteller nichts mehr denken. Von dieser Verarmung ist bei Polgar nichts zu spüren. Er bringt, ein fachkundiger Restaurator, unter der unansehnlichen, graubraunen Staubschicht, mit der die Zeit alles zugedeckt hat, die blitzend bunten Farben der Originale wieder ans Licht und schafft sich so ein nagelneues, den Appetit des Lesers anreizendes Rohmaterial. Indem er die Phrase beim

Wort nimmt, reproduziert er beglückend die bessern Tage, die sie einst gesehen hat, als sie, die jetzt nur Rahmen ist, noch ein Bild enthielt. Wenn er sagt: „Die Eine wies darauf hin, es gäbe keinen Gedankensprung, den sie nicht täte, ohne zu stürzen", so zaubert er durch den leichten Schuß Leibesübung der blassen Seele des Gedankens einen lebendigen Körper. Und andrerseits läßt er zuweilen, indem er eine höchst irdische, unmetaphorische Handarbeit beim rechten Namen nennt, leise Obertöne aus höhern Sphären mitklingen: „Daß sich dies Tauwerk nie verheddert, nie dem Seemann unlösbare Knoten aufzuknüpfen gibt, ist ein rechtes Wunder." So erblickt er zwanglos in der Takelage eines simpeln Schiffes Fallstricke, gordische und geschürzte Knoten und was der forschende Menschengeist sonst aus dem Seilerhandwerk entliehen hat. Und als ein rechter Virtuose des Wortes — ein Meister, der mit der Präzision und musikalischen Ausgewogenheit seiner Formulierungen jungen Schriftstellern, wenn sie nur zu lesen verstehen, den Schreibunterricht, den es nicht gibt, ersetzen kann — liebt er es manchmal, mit der Sprache zu spielen; oft findet man bei ihm die Wendung: „Man kann auch sagen: —", und da wird dann ein unnachahmlich formulierter Gedanke noch einmal ganz anders und ebenso unnachahmlich formuliert; oder er legt etwa eine gewisse biblische Weihe auf, wo sonst nüchternstes Alltagsdeutsch zu herrschen pflegt: „... wie bald ihm (dem Chauffeur) geschehen kann, daß er die Vorschriften außer acht läßt und sündig wird vor dem Gesetz" — eine Art der Vergnügung übrigens, die auch ganz unliterarischen Menschen nicht so fern liegt, wie man meinen sollte: Die Zuschauer beim letzten leipziger Sechstagerennen zum Beispiel, die, um die allzu laue Kampflust der Fahrer zu rügen, im Chor „Stille Nacht, heilige Nacht" anstimmten, haben bewiesen, daß sogar im Sportsfreund eine kleine Portion Alfred Polgar steckt.

Jedes Buch enthält, ob es sie nun enthält oder nicht, die Photographie des Autors. Es gibt genug gute Bücher, aus denen ein ebenso scharfsichtiges wie unsympathisches Gesicht herausschaut. Polgars Reich wird niemand, der einiges Gefühl für Menschenwürde besitzt, ohne die Filzpantoffeln persönlichen Respekts durchwandern. Und darf ein Mann nicht Achtung verlangen, der die seltne Leistung vollbringt, seinen Mitmenschen zu dienen, ohne ihnen zugleich lästig zu fallen? Seine Liebe zu der Welt ist nicht von der Art, die mit einem „Euch Brüste, wo?" energisch Millionen umschlingt, sondern eher so, daß er seinem Gegenüber als ein kleines, aber nicht in Verlegenheit setzendes Zeichen der Zärtlichkeit eine Zigarette anbietet. Der Mensch ist ihm ein Stück Landschaft, ebenbürtig den Büchern, Gärten, Hausdächern und Ratten — rätselvolles, belustigendes, verbesserungsbedürftiges Mobiliar der Natur. Und wenn er einen Lehrer und einen Kaufmann von ihrem schrecklichsten Kriegserlebnis erzählen läßt, so läßt er als dritten einen Schriftsteller berichten von der blauen 28, die ihm bei der ärztlichen Musterung vom Unteroffizier mit blauer Kreide auf die nackte Brust geschrieben wurde, zwecks Identifizierung. „Nun, und?" fragt der Kaufmann. „Sie wollten doch

von Kriegsgreueln erzählen?" meint der Lehrer. „Der Schriftsteller schwieg. Vermutlich schämte er sich, daß er nur so Geringes zum Thema beitragen konnte." Selten wohl hat ein Schriftsteller mit so viel Bescheidenheit so Beträchtliches zum Thema beigetragen.

Direktionswechsel bei Reinhardt

von Harry Kahn

Wer nur ein paar Schritte zu gehen hat, um auf die Kolosse der französischen Mittelmeerflotte und in die stählernen Mäuler ihrer Kanonen zu sehen, aber auch, um — den Blick über die schwimmenden Mordburgen erhebend — der Weite eines unwahrscheinlich veilchenfarbenen Horizonts sich hinzugeben, der braucht sich wirklich nicht sagen zu lassen, daß die Welt andre und wichtigere Sorgen, daß sie auch reinere und größere Freuden hat als das deutsche, geschweige das Deutsche Theater. Der Friede der Welt, das Glück der Menschheit hängt wahrlich nicht davon ab, wer in der Schumannstraße auf dem Direktionssessel sitzt. Aber, es muß sich Einem ja nicht immer um die höchsten Ziele und die letzten Dinge drehen. Item: es läßt Einem keine Ruhe, wenn man, das erste Blatt eines seit Tagen aufgestapelten Zeitungshaufens aufschlagend, gleich auf die Nachricht von dem bevorstehenden Direktionswechsel bei den Reinhardtbühnen stößt. Wie die Entlassung des bisherigen Direktors erfolgt ist, ob er sie genommen oder ob man sie ihm gegeben hat, das ist aus den mir vorliegenden Notizen nicht genau ersichtlich. Nach mancherlei in den letzten Monaten sicht- und hörbaren Indizien jedoch, nach der ganzen Sachlage und nach der Psychologie der beteiligten Faktoren läßt sich vermuten, daß Doktor Klein nicht freiwillig aus der Schumannstraße scheidet. Aber der Modus ist am Ende gleichgültig, da das Resultat das gleiche bleibt.

Das Resultat ist jedenfalls: daß die wichtigsten deutschen Privatbühnen, darunter die nach lebendiger Tradition und aktueller Leistung in Europa (also auf der Erde) mit, wenn nicht überhaupt an erster Stelle rangierende Bühne, das Deutsche Theater, die sie seit drei Jahren sicher lenkende Hand verlieren und, zu allermindest, den Unsicherheiten eines Leitungswechsels ausgeliefert werden. Wahrscheinlich aber Schlimmerem. Aus dem Übergang kann sich sehr leicht Niedergang entwickeln. Denn das darf, ohne Präjudiz gegen jeden eventuellen Nachfolger Kleins, gesagt werden: ein besserer Mann als er ist zurzeit sicher nicht aufzutreiben; ein auch nur ihm gleichwertiger schwerlich. Der Name, der an erster Stelle als der seines Nachfolgers genannt wird, wirft ein Licht nicht nur auf den Weg, den es von nun ab mit den Reinhardtbühnen gehen soll, sondern auch ein wenig auf den, der zur Ausschiffung Kleins geführt hat. Es ist nämlich wieder ein „langjähriger Mitarbeiter", ein im Dunstkreis der Dynastie Aufgewachsener, der das Erbe des bisher einzigen „Außenseiters" auf diesem Posten antreten soll.

Seit dem Tag, an dem Max Reinhardt selbst von der Führung seiner Bühnen zurücktrat, bis zu dem, da mitten in der Saison der damalige Direktions-Stellvertreter Saltenburgs berufen wurde, um die künstlerisch wie geschäftlich heruntergewirtschafteten Theater zu sanieren, war der Posten des geschäftsführenden Direktors aus der nähern oder fernern Umgebung des Hauses besetzt worden. So lange es irgend ging, das heißt so lange die Theater noch halbwegs gingen, behalf man sich mit Leuten, die, sei es aus durchaus begreiflicher Anhänglichkeit an Max Reinhardt, sei es aus ebenso verständlichem Respekt vor seinem genialen Könnertum, sei es aus einer Mischung von Beidem, ihm (und damit der Dynastie, die ja immer „in seinem Namen" auftritt) ergeben genug waren, um das Pensum und das Odium der Direktionsführung auf sich zu nehmen, ohne die dazu nötige Machtfülle zu beanspruchen. Das war der Hauptgesichtspunkt, nach dem namentlich die beiden letzten Vorgänger des Doktor Klein ausgewählt wurden. Man kürte „des rois qui règnent, mais qui ne gouvernent pas". Anders ist es gar nicht zu verstehen, warum man nicht schon vor Klein einen wirklich bedeutenden Theatermann heranzuziehen vermochte. Aber ein Mann mit eignem Kopf und Willen hätte sich für eine derartige Stellung nicht hergegeben, die — liceat parva comparare magnis — eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der des Generalstabschefs unter Wilhelm II. hatte. Man sprach es nicht, wie dieser, aus, man gestand es sich vielleicht selbst nicht einmal ein, aber — man handelte nicht anders als jener Oberste Kriegsherr, der eine Hofkreatur an die wichtigste Stelle der Landesverteidigung setzte, weil er, wie er sich rühmte, im Ernstfall ja doch sein eigner Generalstabschef sein werde. Beim Theater aber ist es anders als beim Militär. Beim Theater ist alle Tage Ernstfall; auf dem Theater wird jeden Abend scharf geschossen. Und ein Führer, dem aus seinem Charakter keine Entschlußkraft und aus seinem Kontrakt keine Selbständigkeit erwächst, wird Niederlage auf Niederlage einstecken müssen, ohne daß er selbst und die, die ihn berufen haben, sich darüber wundern dürfen. An der Spitze eines (und gar mehrerer) Theater gehört, nach Siegfried Jacobsohns ausgezeichnetem Wort, ein „gebildeter Tyrann". Zumindest die beiden letzten Leiter der Reinhardtbühnen erfüllten weder den adjektivischen noch den substantivischen Teil dieses Postulats. Zu dem einen brachten sie zu wenig mit, und zu dem andern wurde ihnen zu wenig Möglichkeit gelassen. Es ist so keineswegs ihre Schuld allein, daß man sich in der Schumannstraße vor drei Jahren plötzlich vor eine Schuldenlast von mehreren hunderttausend Mark und den fast gänzlichen Verlust des geschäftlichen wie künstlerischen Kredits, kurz: vor leere Kassen und leere Häuser gestellt sah.

In dieser Not wußte man sich keinen andern Rat, als Hals über Kopf Robert Klein zu berufen, mit dem man wohl schon vorher allerhand unverbindliche Verhandlungen gepflogen hatte, die jedoch, weniger an seinen Geld- als an seinen Machtforderungen gescheitert sein dürften. Nun wurde ihm so ziemlich alles, was er verlangte, bewilligt; was aber keineswegs

über jenes Maß von künstlerischer Bewegungsfreiheit (Gestaltung des Spielplans und Ensembles, Selbständigkeit bei Stückerwerbung und Rollenverteilung) hinausging, das ein „geschäftsführender Direktor" unbedingt braucht, um diesen Namen zu verdienen, nämlich um das Theater so zu führen, daß es auf anständige Art Geschäfte macht. Klein hat Geschäfte gemacht. Und auf sehr anständige Art. Er hat, das liegt vor Aller Augen, die Reinhardtbühnen aus einem Zustand fast hoffnungslosen Verfalls zu einer Blüte geführt, die bloß deshalb nicht an ihre besten Frühzeiten erinnert, weil ihr größter Regisseur nur spärliche und sporadische Gastrollen in seinen eignen Häusern gibt. Diese Häuser hat Klein aus einem Schlendrian und Wirrwarr, in dem niemand mehr wußte, wer eigentlich wem und was zu sagen hatte, gerissen und sie zu einem so reibungslos, wie das beim Theater möglich ist, funktionierenden Betrieb zusammengefaßt. Daß er, wie jeder tüchtige Mensch, auch eine gute Portion Glück hatte, das kann sein Verdienst nicht schmälern. Es ist wahr, daß kurz nach seiner Übernahme der Direktion der Reinhardtbühnen die Kurve der allgemeinen Theaterfreudigkeit nach längerm Tiefstand wieder zu steigen, bald sogar sehr steil anzusteigen begann. Aber es ist sehr fraglich, ob seine Vorgänger mit dieser Hochkonjunktur etwas anzufangen gewußt hätten.

So viel wie Klein jedenfalls nicht. Der ließ sich nicht bloß von ihr tragen. Er fing sie entschlossen auf und nutzte sie glänzend aus. Dem von ihm bei Reinhardt vorgefundenen, aber noch in den Anfängen steckenden Abonnementssystem schuf er durch die Angliederung der Barnowsky- und Robertbühnen einen so festen Unter- und einen so breiten Ausbau, daß die dazu ins Leben gerufene „Reibaro" heute die wilden Billettgemeinschaften bereits fast ganz verdrängt, einen großen Teil des von ihnen in zweitrangige Theater gelockten Publikums zu sich herübergezogen und damit gleichzeitig dem unwürdigen Kartenschacher und der unsichern Preisgebarung im berliner Theaterleben ein Ende bereitet hat. Was ein nach Zehntausenden zählendes und Hunderttausende vorausbezahlendes Stammpublikum für die wirtschaftliche Konsolidierung eines Bühnenkonzerns bedeutet, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Auch die dauernd steigende Höhe der Abonnentenziffer darf Klein zum guten Teil auf sein Habenkonto buchen. Denn wohl das größte Verdienst, das er sich um die Reinhardtbühnen — die ja die führenden in dem Abonnementskonzern waren — erworben hat, ist die Hebung ihres fast völlig eingebüßten künstlerischen Kredits. Sein Spielplan machte keine starken Experimente, aber auch keine schwächlichen Konzessionen. Und, was immer er spielen ließ, das besetzte er, wie es ihm nach bestem Wissen und Gewissen, nach Ensemble- und gewiß auch, aber zuletzt erst: nach Etatrücksichten irgend möglich war. Er lieferte dem Publikum das für sein Geld, was es in allererster Linie verlangt und verlangen darf: saubere, gut geprobte Vorstellungen. Und — ein Novum in der fünfundzwanzigjährigen Geschichte der Reinhardtbühnen! —: die siebzehnte, die achtundfünfzigste, die

hundertneunzehnte Aufführung in der, durch ihre Eingespieltheit eher noch gehobenen Qualität der Première. Er hat ein für alle Mal radikal gebrochen mit jener Praxis der zweiten, dritten und Gott weiß wie vielten Besetzungen, durch die grade die Bühnen Max Reinhardts sich das Vertrauen des großen Publikums zeitweise so verscherzt hatten, daß kein Einheimischer mehr in eine dritte, geschweige eine zehnte Vorstellung gehen wollte. Daß Klein einen festen Stamm von jüngern Regisseuren herangezogen, daß er auf dem besten Wege war, wieder ein Ensemble — und was für eins! — zusammenzuschweißen, soll anzumerken nicht vergessen werden.

Dies soll kein Nachruf auf Robert Klein sein. Dazu wäre kein Anlaß gegeben, auch wenn nicht noch, wie es scheint, eine schwache Möglichkeit bestünde, daß Klein in irgend einer Form die Leitung der Reinhardtbühnen behält. Denn auch wenn dies nicht der Fall ist, wird er nicht aus dem Theaterleben Berlins verschwinden. Frankfurts Angebot scheint ihn nicht zu locken. Er wird über kurz oder lang vermutlich als selbständiger Leiter einer oder mehrerer berliner Theater hervortreten. Von entsprechenden Verhandlungen ist ja viel die Rede. Auch ein Nachruf auf die Reinhardtbühnen ist, so ungewiß ihre Zukunft nach Kleins Abgang erscheint, nicht am Platze. Sie werden sich gewiß, schon auf Grund des alle Dinge beherrschenden Gesetzes der Trägheit noch eine geraume Zeit in der ihnen von Klein gegebenen Form und Verfassung halten. Wie lange das dauert, das wird davon abhängen, ob die „Dynastie" einen Leiter für sie findet, der über die erforderliche innere Selbständigkeit verfügt, und ob sie gewillt ist, ihm das erforderliche Maß von äußerer Selbständigkeit zuzugestehen.

Blaue Briefe von Morus

Nachfolger für Simons

Die Lücke, die der Eisenbahnunfall des Herrn Simons in den Lauf der deutschen Gerechtigkeit gerissen hat, ist noch nicht geschlossen. Die Männer, an die man anfangs gedacht hat, scheinen nicht allzu begierig darauf zu sein, von Leipzig aus letzte Wahrheiten zu verkünden. Der Posten des Reichsgerichtspräsidenten ist nicht grade üppig dotiert — vorausgesetzt, daß man nicht, wie Herr Simons, in die Verlegenheit kommt, zwischen Edmund Aga-Stinnes und Hugo Altbesitz-Stinnes einträgliche Privaturteile zu fällen. Auch die Aussicht, zwischen Hindenburg und seinem Nachfolger einmal als stellvertretender Reichspräsident ein paar Gesetze zu unterzeichnen, lockt nicht jeden.

So kommt es, daß vor der Ernennung noch Zeit zu fleißiger Haus- und Minierarbeit bleibt. Die Bureaukratie wacht ängstlich darüber, daß kein Unbefugter hereinkommt. Im Auswärtigen Amt sind, gottlob, Türen und Fenster wieder dicht versperrt. Die kleidsamern Stellen bleiben den Herren im Hause vorbehalten. Weshalb soll man es in der Justiz anders machen? Gewiß, der Staatssekretär Joël — sichtbares Zeichen, daß es

in der Wilhelmstraße keinen Rassenantisemitismus gibt —, thront zu hoch, als daß er für die sächsischen Niederungen noch in Betracht käme. Das Beamtenbesoldungsgesetz, bewertet den obersten Richter im Reich um 10 000 Mark niedriger als den Hausmeister des Ministeriums. Herr Joël wird also auch weiter in Berlin dafür Sorge tragen, daß Recht rechts bleiben muß. Aber warum in die Ferne schweifen, wo wir im Hause so vortreffliche Ministerialdirektoren haben? An erster Stelle Herrn Bumke, den Leiter der Strafrechtsabteilung Sie wissen nicht, wer Bumke ist? Was für ein Maß von Unbildung! Bumke, das können Sie heute in jeder Zeitungskorrespondenz lesen, ist Bumke: ein Beamter von großer Gesetzeskenntnis, ohne besondere Kennzeichen; in England wäre solch ein Mann sicherlich schon längst an die Spitze des Obersten Gerichtshofes berufen worden.

Nächst Bumke gilt sein Kollege Schlegelberger, der Leiter der wirtschaftsrechtlichen Abteilung im Reichsjustizministerium, als auserlesener Kandidat für Leipzig. Ministerialdirektor Schlegelberger ist weitern Kreisen durch seinen erfolgreichen Widerstand gegen eine baldige Aktienrechtsreform bekannt geworden. Es wäre jedoch verfehlt, daraus Schlüsse allgemeiner Art zu ziehen. Herr Schlegelberger ist vielleicht kein Freund kleiner, wenn auch dringender Reformen, aber er ist ein Reformator großen Stils. Er will nicht weniger als den ganzen Gang der Gesetzgebung und damit, auch wenn ers nicht ausdrücklich sagt, das Wesen der parlamentarischen Verfassung reformieren.

Dabei ist seine Reformidee von bezwingender Einfachheit. Sie lautet: alle Macht dem Reichsjustizministerium. „Man übertrage dem Reichsjustizministerium neben der Rechtspflege als besonderen Aufgabenkreis die Gesetzgebung." Das Reichsjustizministerium soll, nach den Vorschlägen des eben dort beschäftigten Ministerialdirektors Schlegelberger, an allen gesetzgeberischen Arbeiten aller Ministerien von Anfang an beteiligt werden. Widerspricht das Justizministerium der Inangriffnahme oder Fortsetzung einer gesetzgeberischen Arbeit, so soll das Kabinett entscheiden; ebenso bei Verordnungen eines einzelnen Ministeriums. Das Justizministerium bekäme also ein Vetorecht gegenüber allen andern Ministerien, eine Machtfülle wie sonst keine Stelle im Reich. Eine besondere neue Abteilung des Reichsjustizministeriums soll, da es die andern ja wohl nicht schaffen werden, mit dieser famosen Aufgabe betraut werden.

Damit nicht aber ein parlamentarischer Justizminister sich untersteht, die Machtvollkommenheiten der Bureaukratie etwas einzuengen, hat Herr Schlegelberger noch einen glänzenderen Plan. Die Besetzung des Reichsjustizministerpostens soll nämlich „von dem Wechsel der parlamentarischen Regierungen unabhängig" gemacht werden. Mit einem Wort: der Posten des Justizministers soll in eine dauerhafte Beamtenstelle umgewandelt und der politischen Kontrolle des Parlaments entzogen werden. Herr Schlegelberger läßt es offen, ob man nicht besser bei den andern Ministerien ebenso ver-

fährt. Jedenfalls möchte er bei dem Ministerium, bei dem er tätig ist, erst mal den Anfang machen. Daß damit das parlamentarische System auf schlichte Weise erledigt wäre und wir einen uneingeschränkten Beamten-Mussolinismus bekämen, hat dieser scharfsinnige Jurist zufällig nicht bemerkt. Denn Sie müssen wissen, das alles geschieht nicht etwa, weil der Ministerialdirektor Schlegelberger ein Gegner des Parlamentarismus ist und die Weimarer Verfassung umstoßen will, sondern es geschieht nur „zur Rationalisierung der Gesetzgebung."

Noch hübscher ist die Form, in der dieser vorzügliche Beamte eines parlamentarischen Ministeriums seinen Reformplan begründet:

> In seiner ‚Reise nach Konstantinopel' sagt Fritz Reuter: „Mit so'n Ministerium . . . hett dat ungefihr de sülwige Bewandnis as vordem bei uns Jungs up den Turnplatz: einer stiggt up den Swewbom, denn kümmt de anner und sleiht em stracks herunner, denn kümmt de drüdde und sleiht den annern runner, um so geiht das Spill immer wider, recht fix und mit en forschen Gang." Ist es nicht, als wenn hier ein Zeitgenosse über die gegenwärtigen Zustände in Deutschland berichtet und nicht im Jahre 1868 über die Verhältnisse in Griechenland? Wie auf andre Verwaltungen dieses fröhliche Bewegungsspiel wirkt, vermag ich nicht zu burteilen, für ein Rechtspflege- und Gesetzgebungsministerium ist es schlechthin unerträglich.

Herr Schlegelberger ist aber nicht nur ein Mann von Ideen, von Reuter-Zitaten und beschwingtem Geist, er besitzt auch Geschmack. Die Broschüre, in der er diesen Vorstoß gegen den Parlamentarismus unternimmt und den parlamentarischen Justizminister lächerlich macht, wurde auf dem letzten Juristentag in Salzburg stoßweise verteilt. Wenn man aus dem Saal kam, in dem eben der parlamentarische Justizminister Koch die Eröffnungsrede gehalten hatte, konnte man sich gleich gratis und franko in der Schrift des Ministerialdirektor Schlegelberger darüber orientieren, was für Hampelmänner die parlamentarischen Justizminister doch sind, wie wirkungslos und unnütz ihre Arbeit ist und wie herrlich alles wäre, wenn man sie zum Teufel jagte.

Daß Herr Schlegelberger seinen Mannesmut vor republikanischen Fürstenthronen ungestört hat beweisen können, versteht sich. Es ist aber auch nicht bekannt geworden, daß er seither Anstalten getroffen hätte, seine Mitarbeit unter dem scheußlichen parlamentarischen System, das „für die Justiz nicht nur im höchsten Maß irrational, sondern sogar eine schwere Gefahr" bedeutet, freiwillig einzustellen. Oder ist etwa darauf die Kandidatur für Leipzig entstanden? Wir glauben gern, daß Herr Schlegelberger auch dort stille, aber gründliche Arbeit leisten würde, nachdem er sich sogar erboten hat, die Rationalisierung der Gesetzgebung, alias die Beseitigung des Parlamentarismus, „ohne finanzielle Belastung und ohne politische Erregung des Volkes" durchzuführen. Sein Unabhängigkeitssinn gegenüber den Einrichtungen der Republik würde gewiß noch heller leuchten als das Selbstbewußtsein des Herrn Si-

mons. Schlegelberger als Reichsgerichtspräsident und vor allem als Vorsitzender des Staatsgerichtshofs: das könnte nett werden.

Der Staatssekretär geht nicht

Der Versuch, die Beamtenschaft der Ministerien an die politische Zusammensetzung der Regierung anzugleichen und ein bißchen republikanische Personalpolitik zu treiben, scheint jetzt wenigstens an einer Stelle unternommen zu werden. Der Reichsernährungsminister Dietrich-Baden, kein Umstürzler, aber ein taktisch schlauer, resoluter, auf Popularität bedachter Mann, hat es gewagt: er will in sein Ministerium, das seit neun Jahren die Domäne der Deutschnationalen und rechter Zentrumsleute war, etwas frische Luft hereinlassen. An die Stelle des deutschnationalen Staatssekretärs Hoffmann, dessen Genie sich in sehr gemessenen Grenzen hält, soll ein preußischer Zentrumsmann, der Ministerialdirektor Heukamp, treten. Und dazu wird Doktor Baade, der Landwirtschaftsexperte der Sozialdemokratie, vielleicht als Ministerialdirektor ins Ministerium berufen werden.

Um Platz zu schaffen, muß man natürlich oben anfangen. Da Herr Hoffmann nicht merkte oder nicht merken wollte, was vorging, blieb dem Minister Dietrich nicht andres übrig, als ihm einen klaren blauen Brief zu schreiben. Der Staatssekretär sollte, wie es seit Olims Zeiten bei den Chargierten üblich ist, einen Erholungsurlaub einreichen und nicht mehr ins Amt zurückkehren. Herr Hoffmann, ein alter Staatsbeamter, der brav die Ochsentour durchlaufen hat, stellte sich, als ob er noch nie von dieser Form des Abschieds gehört hätte. Mit der Tapferkeit, die in der Republik die Zierde deutschnationaler Beamter ist, schrieb er dem Minister kurz und bündig, daß er weder auf Urlaub gehen, noch seinen Abschied zu nehmen gedächte, da er keinen Grund dafür wüßte.

Auf dieses harmlose Mißverstehen mußte Dietrich nun etwas schwereres Geschütz auffahren. Er lieferte die Begründung für den blauen Brief nach, die für den korrekten Beamten Hoffmann gar nicht einmal so sehr schmeichelhaft war. Der Staatssekretär soll danach zweimal eigenmächtig Zahlungsanweisungen über 5000 Mark ausgestellt haben, die eigentlich der Minister hätte sehen müssen. So jedenfalls reimt man sich in Rechtsblättern den zweiten Ministerbrief zusammen. Zugegeben, daß ein Staatssekretär sich schwerere Vergehen zuschulden kommen lassen kann. Aber wenn die Ministerialbureaukratie Fronde macht, weil sie weiß, daß Hindenburg politische Personalveränderungen dieser Regierung nicht bewilligen will, so muß man wohl schon etwas deutlich werden.

Herr Hoffmann scheint jedoch auch jetzt noch keine Neigung zu haben, sich mit Pension und allem Zubehör zur Disposition stellen zu lassen. Es ist ja nicht der Staat, sondern nur die Republik, die dazu auffordert, und blaue Briefe der Republik gelten anscheinend nicht.

Bemerkungen

Eine Blamage

Rudolf Arnheim ist mit dem Sachsen aus Paris, dem Herrn Georges-Anquetil, noch viel zu freundlich umgegangen. Der sitzt, während ich diese Zeilen schreibe, zur Zeit im Untersuchungsgefängnis zu Paris, weil er in den großen Finanzkrach der ‚Gazette du Franc' verwickelt ist, allwas einen Pleonasmus bedeutet — und im übrigen ediert der Sexualreformer ein Revolverblatt ‚La Rumeur', bei dem wohl die nicht erscheinenden Artikel die kostbarsten genannt werden dürfen. Das weiß in Paris jeder Mensch; der Ruf des Herrn steht fest und schwankt zwischen Polizeispitzel, Pornograph und Revolverjournalist anmutig hin und her. Soweit gut.

Daß aber das spekulativ hingesudelte Zeug eines Mannes, dessen in Brillantine glänzender Bart auf eine größere Pornographiensammlung schließen läßt, bei deren Betrachtung er sicherlich schmatzt, in Deutschland übersetzt, ernst genommen und „Prominenzen" vorgelegt werden kann ... das ist bitter. Von der Ankündigung: „In Frankreich siebenhunderttausend Exemplare abgesetzt" ist sicherlich jedes Wort eine Lüge: Zunächst hat das französische Exportbuch ein ungeheures Hinterland — Südamerika, die Levante — und zweitens ist die Ankündigung der Auflagezahlen auf französischen Buchdeckeln eine erlaubte Reklame, deren Ungenauigkeit nicht unter das Gesetz gegen den unlautern Wettbewerb fällt. Man muß also die Franzosen nicht für so dumm kaufen, wie das Buch ist.

Anquetil ist gleichgültig, ein Presseparasit, wie sie in Frankreich wild wachsen, nur grobes Kaliber, ein halb inoffiziöser Außenseiter, und daher von den feinen Leuten nicht geachtet. Aber der Fall Anquetil in Deutschland ist eine beschämende Sache.

Da ist es nun zwanzig Bahnstunden vom Bahnhof Friedrichstraße nach der Gare du Nord; aber keiner fragt. Da tun sie sich so dick mit dem rapprochement, aber kaum einer gibt sich die Mühe, mehr als Stippvisiten in Frankreich zu machen. Und dann kommt das da heraus.

Als man mich gebeten hat, mich zu dem Buch zu äußern, habe ich das abgelehnt, und ich habe die Ablehnung sehr genau begründet. Aber da war es schon zu spät. Immerhin muß für einen nach Berlin reisenden Franzosen die Vorstellung, daß das Gesudel dieses sechstrangigen Schmierers hohen und allerhöchsten Herrschaften vorgelegt wird, etwas ungemein Belustigendes haben und ihm zeigen, wie auch noch die Abfälle Frankreichs in der Welt voran sind. Siss komisch: vieles von dem, was wirklich gut ist, kommt nicht über Frankreichs Grenzen; der Exportdreck aber wird mikroskopiert, gedeutet und in feinen Schüsseln serviert.

Das Buch ist ein Schmarrn. Nicht etwa, weil es ein Franzose geschrieben hat oder obgleich es ein Franzose geschrieben hat. Sondern weil diese Nummer keine Nummer ist, mit der sich unsereiner unterhält. Wie kann man so blind sein!

Peter Panter

Ein Jahr Provinzkinokritik

Du lebst noch. Drei Mal in der Woche Wiener Wald und Werner Fuetterer, das macht 156 Abende im Jahr und ein gerütteltes Maß Menschenverachtung Jede Notiz liegt vor Dir, fein säuberlich ausgeschnitten aus der Arbeiterzeitung, die Dich vor einem Jahr mit der Filmkritik beauftragte. Einhundertsechsundfünfzig Zettelchen. Das ist nun gewissermaßen die Bilanz, der Ausweis über Dich und — über Die da. Über Dich? Hast Du nicht das unheimliche beängstigende Gefühl, daß Deine Kritiken gegen Ende des ersten Jahres an Schärfe verlieren, daß Du Dich

anpaßt, Rücksichten nimmst, Kompromisse schließt. (So: Manuskript, Regie, Darsteller und alles Übrige können wir nicht anders als mit dem Prädikat „Mist" auszeichnen, die Photographie ist aber so ausgezeichnet, daß wir den Besuch . . .) Provinzkino in einer Stadt über 100 000 Einwohner unterscheidet sich vom hauptstädtischen Capitol, Beba Atrium und Nollendorfplatzkino grade durch vierzehntägige Programmverspätung, sonst ist keine Nuance anders. Eine antiquierte und in Berlin schon wieder fallengelassene Einrichtung findet jetzt in der Provinz neue Heimat: Die Bühnenschau. So hätten wir denn alles zusammen und können unsre Bilanz schließen. Zuunterst, als letzte Kritik und mahnendes Beispiel meiner Überflüssigkeit, liegt eine Attacke gegen „Wolga-Wolga", dem Stenka Rasin-Großfilm aus Oberammergau. So wie Herr Schlettow ihn uns offeriert, habe ich mir den rebellischen Bojaren Stenka Rasin, den russischen Thomas Münzer, schon immer vorgestellt: Parfümiert und mit jenem süßlichen Zynikergesicht, bei dem man zwischen Hanns Heinz Ewers und Pitigrilli schwankt. Erfolg: Um acht Tage verlängert. Pro domo: Da steht nun, vierzig Zeilen, Übel auf Übel registriert, Verlogenheit, Sentimentalität, Edelkitsch, historische Fehler, alles, alles. Und der Erfolg: Die Leser kümmerten sich nicht darum. Von Mund zu Mund ging ein eindringlicheres Geflüster: Das muß man gesehen haben. Und sie besahen sich Herrn Schlettow. Ich danke den Herren von der Kritik. Exit. (Bleibt als erwähnenswertes Plus, daß ein Mann seine Kinokarten nicht zu bezahlen braucht.)

Ein Jahr: „Zirkus", zwei Russenfilme (der dritte ein verunglücktes Experiment), „Das gottlose Mädchen", das Gesicht Greta Garbos, der schon fast vergessene Sowkinofilm „Sühne" (Weißt Du noch, die irrsinnige Klondykegeschichte in der Goldgräberhütte. Zwei Mann und eine Frau. Und ein Wahnsinn), dann noch Victor Mc Laglen, der Bulle aus den „Rivalen", aus „Carmen" und ein neuer amerikanischer Matrosenfilm, der bei uns, notabene, „Blaue Jungens — Blonde Mädchen" heißt. Und der Rest? Ja, der Rest sind hundertundfünfzig Stück, Zähren im Parkett und der Emailblick Willi Fritschs. Fehlanzeige. „Heut spielt der Strauß", und morgen? Morgen beginnt das zweite Jahr.

Da bekommt man in der Provinz einen Rappel. Einen kleinen Spleen. Man glaubt, daß der Stoff auf der Straße liegt, daß die Herren Direktoren nur zuzupacken brauchen. Keiner packt zu, keiner kurbelt, was du da vor dir siehst, Stuckfassaden und behauchte Schottersteine, Alltagsgesichter in Läden und Bureaus. Schicksale, die uns nahe gehen, näher als die österreichischer Waschermadeln und berliner Margarinefabrikanten. Habt ihr schon mal den Film eines deutschen Eisenbahners gesehn, eines Streckenwärters zwischen Berlin und Hannover zum Beispiel? Die Leute haben auch ein Leben und ein Schicksal, ein Stück Liebe und viel Kummer. Und welche Welt ließe sich da photographieren. Schienen, Schienen. Rauhreif, Morgenwind, Nachtkühle, Regen. Züge darüber. Monotonie der Güterwagen. Sehnsuchtszüge. Und Einsamkeit dazwischen.

Oder ein Warenhausmädelfilm (ohne Heirat des Direktors mit der Heldin aus der Trikotagenabteilung). Arbeit, Hatz, Antreiberei. Spitzelwesen, Kontrolle, Überwachung. Kleine Liebe und unsicheres Schwanken. Sehnsucht (und als Korrelat Überstunden). Optisch: Betrieb des Warenhauses, Fahrstühle, Verkauf, Wirbel der Ausverkäufe. Kurbelt den Betrieb an und tischt uns keine geruhsamen Atelieraufnahmen auf!

Oder der Film eines Verkehrspolizisten, eines Bergmanns (Haben wir schon? Ja, am Schluß stellt sich dann heraus, daß der Kumpel in veritas ein Jraf ist.

Das sind heute soziale Filme in Deutschland und Hollywood).

Wenn ein Film mal im Ladenmädchenmilieu spielt, dann hat Herr Richard Eichberg seine ingeniösen Hände dazwischen oder Dina Gralla macht Bibabo und spitzt den Mund und alles ist überzuckert, verlogen, verfälscht. So sehen diese jungen Mädchen gar nicht aus, die Tippsen, Verkäuferinnen, „Privatsekretärinnen", die haben verdammt andre Sorgen und mit der Liebe setzen sie sich zwar sehr leicht auseinander, aber nicht so! Kennt keiner dieser Flimmerkoryphäen solch ein kleines Mädchen, die ihm nun mal genau erzählt, was da eigentlich los ist: Der Chef, die Direktrice, das neue Kleid, der Krach zu Hause, Vorschuß, Lohnabzug, die Schattierungen der Freunde, das bißchen Hast und Angst. Und abends in das Kino . . . (Da zeigt dann Lilian Harvey, wie man das Leben zwingt, garantiert echt bis zum Altar).

Es soll auch Jungens geben, die noch nicht im Mercedes ins Geschäft fahren, Angestellte, kleine Bureauschreiber, Arbeiter, sogar Studenten. Vielleicht leben Die auch, lieben, schlagen sich herum, verzweifeln, beißen sich durch. Vielleicht interessiert uns das sogar . . .! Lassen Sie den Mann doch reden, nehmen Sie ihm den Kollaps nicht übel. Der kommt eben aus der Provinz. Und außerdem ein Jahr Kinokritik . . . (Bedauerndes Achselzucken).

Ich möchte mal so einen Film drehen. *Rudolf Braune*

Briefkurse

Briefe haben manchmal ein merkwürdiges Schicksal. Manche kommen an und manche auch nicht. Die Briefe, die die unglückliche Kaiserin Friedrich an ihre Mutter, die Queen Victoria in den Jahren ihres Lebens in Deutschland gesandt hat, sind richtig angekommen, wohl sehr gegen die Wünsche gewisser Hofkreise. Und erst jetzt, mehr als ein Vierteljahrhundert nach dem Tode der Queen Victoria, hat man sie in England veröffentlicht. Dies gab eine Sensation.

Aus den Zeitungen erfuhr man immer wieder, daß Wilhelm II. Eigentumsrechte an diesen Dokumenten geltend mache, daß er gegen die Veröffentlichung protestieren werde, und was man sonst noch an großen Worten aus Doorn zu hören gewohnt ist. Ein offizieller Schritt allerdings scheint nicht erfolgt zu sein. Das Buch ist in England seit seinem Erscheinen kräftig gekauft worden, die Zeitungen brachten Auszüge, die für Wilhelm grade keine Schmeicheleien waren.

Und dann konnte man vor ein paar Wochen im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel eine Anzeige finden, daß die von dem Right Honourable Sir Frederick Ponsonby herausgegebene Sammlung der Briefe ins Deutsche übertragen und beim Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin, zu bestellen seien. Die Bestellungen auf dieses gewiß sensationelle Buch mögen schon recht zahlreich eingegangen sein, als man vor einigen Tagen mit Erstaunen in den Zeitungen las, daß dieses Buch in Kürze beim Verlag für Kulturpolitik, Berlin, herauskommen werde. Solch Wechsel des Verlages kurz vor Erscheinen eines Buches ist zwar selten, kommt aber vor. Und es bestände auch kein Anlaß zum Staunen, wenn nicht die Anzeigen des Verlages Knaur und des Verlages für Kulturpolitik in einem recht wichtigen Punkte voneinander abgewichen wären. Der Verlag für Kulturpolitik kündigt an, daß die Briefe der Kaiserin Friedrich eingeleitet würden von — wem? — Man faßt sich an den Kopf, aber es ist so, von Kaiser Wilhelm II. Davon war in der Anzeige des Verlages Knaur mit keiner Silbe die Rede, und es konnte wohl auch nicht gut die Rede davon sein. Man wird wohl nicht falsch gehen, wenn man vielmehr vermutet, daß jener Verlagswechsel grade wegen dieser Einleitung vollzogen worden ist.

Man darf nunmehr mit noch größerm Interesse die deutsche Veröffentlichung der Briefe erwarten. Wilhelm wird, weil er ja eine Einleitung dazu schreiben will, sich die Briefe sehr genau angesehen haben. Es finden sich darin nämlich nicht nur wiederholt Hinweise, daß der Kaiser nicht die leiseste Ahnung von der tatsächlichen Lage der Dinge hatte und haben wollte, nicht nur die immer wiederholten Klagen über sein unglaubliches Betragen gegen Vater und Mutter, vor und nach dem Tode Kaiser Friedrichs, — sondern es gibt da auch an vielen Stellen Charakterbilder jenes Herren in Doorn, die wohl nicht geeignet sind, ihm die Liebe und Verehrung seines treulosen Volkes wiederzugewinnen. Zum Beispiel Folgendes wird wohl eines einleitenden Kommentars von Seiner Hand bedürfen:

(11. Oktober 1888.) He — nämlich Er, I. R. persönlich, — is either too lazy and careless, or he does not understand, or he intends to break the 5th Commandment, or he is so blunt of perception and so blind — in his prejudices — that he does not understand how disgraceful is the part he has played, is playing, or is made to play!! He has had a long and careful training and preparation in the Bismarck atmosphere, so that his sense of right and wrong, of gratitude, chevalry, respect, affection for his parents and pity for those who are so stricken has been thoroughly destroyed!

Wir wollen dem Übersetzer nicht vorgreifen, vorausgesetzt, daß der Verlagswechsel den Band nicht überhaupt um einige Seiten dünner gemacht hat. Der Einleiter, der in dem Buch mehr, als ihm lieb sein dürfte, als „green", „rude", „impertinent" und „disagreeable" bezeichnet wird — Charakterisierungen, die die dankbare Nachwelt seiner Mutter nicht vergessen wird —, wird es nicht leicht haben. Er wird, da ihn die ganze Sache wohl schon Einiges gekostet haben dürfte, auch die Kosten der Mühe auf sich nehmen müssen, aus Schwarz auf Weiß Rosa auf Himmelblau zu machen. Man darf auf dieses Kunststückchen gespannt sein.

Albert Lasky

Hauptmanniade

Gerhart Hauptmann, Nationaldichterfürst von Beruf, wurde, der pariser ‚Comoedia' zufolge, neulich von einem dänischen Journalisten interviewt und erklärte diesem unter anderm, daß er den Ex-Kaiser der ihm von den Alliierten zur Last gelegten Untaten für unschuldig halte.

Schön. Das ist eine Privatmeinung, die man dem Schwiegervater einer Königlichen Hoheit, die man sogar dem Ex-Schwiegervater einer Königlichen Hoheit nicht übelnehmen soll. Jeder hat eben seine eigne Anschauung vom Sozialismus, von Krieg und Frieden und vom Manifest der Dreiundneunzig.

Er erklärte jedoch ferner, immer der ‚Comoedia' zufolge: „Wenn man versucht hätte, Wilhelm II. gefangen zu nehmen (es war davon die Rede), so wäre die ganze deutsche Nation aufgestanden, ihren Kaiser zu schützen". Dies, scheint mir, geht ein bißchen weit in der andrerseits verständlichen, blinden Liebe zu fürstlichen Häusern. Selbst wenn man im September 1914 die jedenfalls nur intuitive und durch keine Kenntnisse getrübte Überzeugung hatte, daß Deutschland und sein Kaiser unschuldig in den Krieg gezogen seien, konnte man sich im November 1918 (als davon die Rede war, den Kaiser gefangen zu nehmen) nicht mehr der Tatsache verschließen, daß die „deutsche Nation" ihren heldenmütig fliehenden Kaiser damals kaum gedeckt hätte. Zu diesem Zeitpunkt war, wie man erst kürzlich und festlich auf manchen deutschen Druckseiten lesen konnte, die „deutsche Nation" so etwas wie ein deutsches Volk, zu dem sich in diesen roten Tagen vielleicht auch der ex-schwiegerväterlich-fürstliche Nationaldich-

ter zählte, und das damals durchaus nicht gesinnt war, einigen deutschen Exoten ein paar Millionen Tote zu vergeben.

‚Comoedia' fügte zu den Worten Hauptmanns folgenden Kommentar: „Gibt es auch einen deutschen ‚Meridionalismus'? Gerhart Hauptmann von Tarascon sollte es schwer fallen, glauben zu machen, daß eine Nation einen Herrscher geschützt hätte, der, aufs Höchste bestürzt, im Auto floh." Kurz, richtig und gut.

Möglich ist aber auch, daß der Dichterfürst, seitdem er die hiddenseer Knickerbockers wieder ausgezogen hat, einem — sagen wir — norwegischen Journalisten gegenüber nunmehr eine ursprünglichere Meinung vertritt, falls das Ausland für Hauptmanns Sentenzen überhaupt noch Interesse hat. In Deutschland sollte man die Beschäftigung mit ihm Philologen überlassen und den Stadttheatern, die grade in der Literaturgeschichte beim „Friedensfest" angelangt sind.

Diese Zeit verdient gewiß den Untertitel: „Oder zehn Jahre später".

Leon J. Springer

Das Gesicht der herrschenden Klasse

Man stellt es sich immer noch nicht gemein genug vor und muß erst durch Erlebnisse wie dieses hier es immer wieder genauer sehen lernen.

Im Wartesaal eines Vorstadtbahnhofs. Es ist 23 Grad unter Null, ein winziges Öfchen, um das sich etwa zwanzig Arbeiter gruppiert haben, bringt eine Temperatur von vielleicht zehn Grad minus zustande. Zwei Männer kommen schimpfend an den Ofen. Der eine, dick, George-Grosz-Gesicht, nobel angezogen, Frau mit Pelzmantel. Der andre in Windjacke und Sportmütze, mit Arbeitshänden. Der Dicke hat die Tür zum Wartesaal offen gelassen, der Arbeiter hat ihn deswegen zur Rede gestellt. Der Dicke schimpft: „Halten Sie die Schnauze! Sie haben hier überhaupt nicht mitzureden!" Und dann ein Satz, der die Formel der herrschenden Klasse so rein ausspricht, daß man hochfährt: „Diese Kerle ... zuhause ha'm se keene Kohlen und hier woll'n se am warmen Ofen sitzen!"

Alice Rühle-Gerstel

Sherlock Holmes auf oberbayerisch

Daß nicht nur Amerika, daß auch Bayern das Land der unbeschränkten Möglichkeiten ist, illustriert ein Fall, der das Schöffengericht München-Land in zwei Instanzen beschäftigte. Angeklagt war ein Bauer aus einer kleinen Ortschaft im Erdinger Moos. Der Bauer sollte seinen Feldstadel samt seinem gut versicherten Motorrad angezündet haben, um die Versicherungssumme zu bekommen. Es hatte bei ihm schon 1926 einmal gebrannt, aber das Verfahren gegen ihn wurde damals eingestellt. In dem neuen Fall trug nun der Staatsanwalt alles zusammen, um ihn ans Messer zu liefern. Verlorene Liebesmüh! Der Bauer mußte mangels ausreichender Beweise freigesprochen werden, weil, wie es in der Urteilsbegründung des Erstrichters hieß, „durch das ungeschickte Verhalten des Ortsführers, sowie durch die falsche Vermutung des Sicherheitskommissärs die Ermittlung des Täters erschwert wurde."

Diese beiden, der Bürgermeister und der Gendarm, hatten sich folgendes geleistet:

Am Abend vor dem Brand flüchteten zwei Arbeiter vor einem Regenguß in die offenstehende Scheune des Bauern. Darin sah es nun gar nicht aus wie sonst in Scheunen. Wagen, Karren und Geräte waren nämlich fein säuberlich mit Stroh zugedeckt. Zu ihrer Verwunderung erspähten sie weiter unterm Streu ein Motorrad und dicht daneben eine etwa fünfzig Zentimeter lange Kerze, die friedlich aus dem Strohhaufen herausragte. Neugierig beguckten sie das alles, zogen die Kerze aus dem Haufen und — steckten sie wieder hinein. Sie teilten ihre merkwürdige Entdeckung dem Bürgermeister mit, der mit seinem Kassier kam, sich die Situation besah, die Kerze herauszog, wieder hineinsteckte und meinte: „Da geht heut Nacht no a kloans Feuerl auf!" Im übrigen glaubte er sich zu einer Handlung nicht zuständig. Man ließ alles hübsch beim alten, und der Bürgermeister setzte sich aufs Rad, um ins anderthalb Stunden entfernte Wartenberg zur Gendarmeriestation zu fahren. Er kam gegen zehn Uhr abends dort an und erzählte dem Sicherheitskommissär von dem geplanten Anzünden. Dieser war nun ebenfalls einer sofortigen Aktion abhold. Der in Würden ergraute Mann wollte an diesem Fall endlich seine kriminalistischen Fähigkeiten ins rechte Licht rücken: „Bei dem brennts net vor zwoa nachmittag. Dös is bei sei'm Alten schon so g'wes'n, 1911. Und vor zwoa Jahr bei iahm war's a so. Jedesmal hat's um zwoa rum z'brenna ang'fangt. Wenn ma also geg'n der Fruah zua dort'n san, dawisch'n man grad beim Kerz'n onzündt'n." Als echter Kriminalist bewahrte er die Nerven, legte sich seelenruhig ins Bett und stellte den Wecker auf ein Uhr. Nach Mitternacht rückte er dann mit noch einem Gendarmen los. Schlau wie sie waren, löschten sie ihre Fahrradlichter aus, als sie in die Nähe des Stadels kamen. Sie schickten sich eben an, nun langsam hinzupirschen, da schlugen auch schon die hellen Flammen aus dem Dach.

Im Dorf war die Neuigkeit, daß es heute Nacht brennen würde, allgemein verbreitet. Als der Gendarm den Wirt weckte, empfing ihn dieser mit den klassischen Worten: „So, brennt's schon?" Kein Mensch rührte sich zum Löschen: „Ja mei, dös dama ruhig brenna lass'n, dös hat er selber onzündt, da brauch' ma nix lösch'n." Und der Stadel brannte glücklich bis auf die Grundpfosten nieder.

Nach abermaligem sechsstündigem Verhandeln verkündete das Gericht: Die Berufung des Staatsanwalts wird verworfen. Verdacht gegen den Angeklagten besteht nach wie vor, aber die Verdachtsgründe reichen für einen Schuldspruch nicht aus.

Wilhelm Kristl

Unordnung im Gebüsch

Das Jugendamt Berlin bekam vom Polizeiamt Friedrichshain die folgende Meldung: „Am 18. Mai, abends elfeinhalb Uhr, beobachtete der Polizeihauptwachtmeister K. die Jugendliche Martha R. und den Jugendlichen Karl P., als sie das Gitter des Parks Friedrichshain überstiegen und sich in den Strauch begaben zum Zwecke des Beischlafs. Hierbei wurden die Anlagen beschädigt."

Liebe Weltbühne!

In einer Volksschule im rheinischen Industriegebiet dozierte die Lehrerin über den Wert des Gemeinschaftsgefühls und welchen Nutzen es bringe, wenn die Menschen zusammenhielten. Um nun nachzuprüfen, welchen Eindruck ihre Ausführungen gemacht hatten, gab sie ein dem Lebenskreis der Arbeiterkinder angepaßtes Aufsatzthema: „Warum der Vater im Verband sein muß?" Darauf lieferte eins der kleinen Mädchen folgende Antwort: „Wenn der Vater im Verband ist und er stirbt, dann kann er sich begraben lassen. Und wenn noch etwas übrig bleibt, dann tun sie Kaffee trinken."

Antworten

Kommunist. Sie bitten, Ihren Namen nicht zu veröffentlichen und schreiben: „Es kommt darauf an, die Massen der proletarischen Elemente dem verhängnisvollen Einfluß der ihrem wesentlichen Inhalte nach bürgerlichen SPD zu entziehen. Es kommt heute darauf an, den kommenden Krieg zu verhindern und eine Partei zu schaffen, die wirklich in der Lage ist, diesen Krieg in die proletarische Revolution umzuwandeln. Das ist es, was die Komintern auch will. Aber die von den russischen Fraktionskämpfen übriggebliebenen Leute haben keine internationalen Erfahrungen, sie glauben, daß sie willenlose Parteizentralen in den einzelnen Ländern brauchen, die jederzeit jeden Befehl ausführen werden. Tatsachen sind, daß nur die offizielle Meinung geduldet wird, daß die ernsthaftesten und schwierigsten Probleme nicht diskutiert werden, daß die Leute korrumpiert werden, geistig und materiell. Deshalb bekommen wir nicht die besten intellektuellen Elemente und deshalb sind wir heute nur noch eine Partei mit hunderttausend Mitgliedern. Wo sind die fünfhunderttausend geblieben, die sich in Halle vereinigten und die Hunderttausende, die in den letzten Jahren zur Partei kamen und wieder davonliefen? Selbst der Spartakusbund hatte in seinen besten Zeiten hunderttausend Mitglieder. Wo sind sie alle? Nur ein kleiner Teil befindet sich bei der SPD. Die Taktik ist falsch, Fehler über Fehler wurden gemacht, aber keine Lehren daraus gezogen. Nach 1923 ging es abwärts, aber die Fehler von 1923 durften nicht diskutiert werden, so wenig wie die Fehler von China und andrer verpaßter Gelegenheiten ... Wir haben mehr als vier Jahre geschwiegen, Disziplin gehalten, Disziplin, wie sie keine Gruppe in der Arbeiterbewegung bisher aufbrachte. Jetzt reden wir, weil es sich nicht nur darum handelt, die Partei vom Abgrund zurückzureißen, sondern weil es auch darum geht, die Kräfte der russischen Revolution vor der Zersetzung zu bewahren. Wir haben geschwiegen, weil wir die Hoffnung hatten, die Partei von innen heraus in richtige Bahnen lenken zu können, wir schweigen nicht mehr, weil diese Hoffnung ein Irrtum gewesen ist. Und deshalb irren auch Sie, Wrobel, sich, wenn Sie glauben, daß Ihre richtige und ehrliche Ansprache Leute zur Vernunft bringen könnte, die in jeder Beziehung gewissenlos und dumm sind."

Richter. Sie haben Ihre Kollegen, die Ihr Fachorgan redigieren, freigesprochen und ihnen jene berechtigten Interessen zugebilligt, die uns Redakteuren, die nicht das Glück haben, ein Fachblatt zu leiten, immer versagt bleiben. Leopold Schwarzschild muß es nun auf sich sitzen lassen, ein „rechtsbeugender Literat" zu sein. Da läßt sich nichts machen. Doch mit einigem Interesse hat man erfahren, daß der inhaltlich wie formal gleich ungeschlachte Artikel nicht etwa das Produkt einer besonders hoffnungslosen Stunde eines nebenamtlichen Schriftstellers war, sondern eine Kollektivarbeit, zu der eine Kapazität wie Herr Ebermayer das juristische Gerüst zimmerte, während Herr Bewer den beleidigenden Teil übernahm. So gediegen arbeitet man in einem Fachblatt. Dabei ist den Herren trotzdem ein wichtiger Umstand entgangen. Sie haben übersehen, daß ein Literat kaum jemals in die Verlegenheit kommt, das Recht zu beugen, er sei denn im Hauptberufe Richter. Denn ohne Zweifel hatten die Herren Verfasser dabei an gesatztes, an kodifiziertes Recht gedacht und nicht an jenes Recht im moralischen Sinne, das bekanntlich oben am Himmel wohnt, und das herunterzuholen, durch eine stattliche Paragraphenreihe verwehrt ist. Wir müssen daran festhalten: Rechtsfindung, Rechtsirrtum und Rechtsbeugung sind drei dem Richtertum von Berufes wegen aufs engste verhaftete Begriffe. Sie sind sein Monopol und jeden Außenstehenden verschlossen. Solche Verwaschenheit

sollte in einem so tüchtig redigierten Berufsorgan nicht möglich sein. Es sei denn, man wäre in der angenehmen Lage zu sagen: guter Richter, aber schlechter Literat. Doch hier ist die Jurisprudenz ebenso mäßig wie die schriftstellerische Leistung.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 6. Februar spricht Klaus Hermann über „Gesellschaftskritische Literatur in Sowjet-Rußland" und am 13. Dr. Wagenbach über „Grundsätzliches und heutiger Stand der Bodenreformbewegung.

Kölner Weltbühnenleser werden gebeten, sich zwecks Zusammenschlusses bei J. Kapelner, Im Dom 20, Hansa 96 154, zu melden.

Weltbühnenleser von Zwickau und Umgebung möchten ihre Adresse an Franz Lässig, Planitz, Hermannstraße 27, einsenden.

Weltbühnenleser Frankfurt a. M., die für Zusammenschluß in kleinem Kreis Interesse haben, sollten ihre Adresse unter „Weltbühne", Frankfurt am Main, hauptpostlagernd" angeben.

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich am 20. Februar, 8 Uhr, im Stadtcafé, oben, zur Fortsetzung der Diskussion über den neuen Strafgesetzentwurf.

Gruppe revolutionärer Pazifisten. Sonnabend, 9. Februar, 20 Uhr, öffentliche Kundgebung im Bürgersaal des berliner Rathauses: „Was eint die verschiedenen Richtungen des revolutionären Sozialismus?" Es sprechen: Kurt Hiller, Max Hoelz, Georg Ledebour, Julius Philippson.

Am 9. und 10. März findet in Berlin ein **Internationaler Antifascisten-Kongreß** statt, dessen Vorsitz Henri Barbusse übernommen hat. Die vorläufige Tagesordnung umfaßt folgende Punkte: I. Fascismus — Imperialismus — Kriegsgefahr. II. Fascistischer Terror und Verfolgung nationaler Minderheiten. III. Die soziale Situation in den fascistischen Ländern. IV. Die Mittel des internationalen Kampfes gegen den Fascismus. Anfragen sind zu richten an das Sekretariat Berlin (Siegfried Jacoby, NO 43, Neue Königstraße 20 a).

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu **richten**: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der erlöste Vatikan von Carl v. Ossietzky

Die babylonische Gefangenschaft der heiligen Kirche ist zu Ende. Ein Vertrag zwischen der römischen Kurie und dem Königreich Italien beschließt den seit 1870 bestehenden Zustand, wo Lamarmoras piemonteser Regimenter die Schlüsselsoldaten entwaffneten und den Kirchenstaat besetzten. Pius IX. zog sich unter feierlichen Verwünschungen in den Vatikan zurück, den erst Pius XI. jetzt verlassen wird. Auch gläubige Katholiken haben immer bezweifelt, ob ihr Oberhirt damals richtig gehandelt hat und ob es nicht besser gewesen wäre, mit den Ministern des Königs zu einer Übereinkunft zu gelangen. Wenngleich diese Herren ihre Laufbahn auch fast alle als verschwörerische Carbonari oder als zottige Garibaldianer begonnen hatten, so waren sie damals schon zu fein gebügelten Liberalen verblaßt.

Aber was unter dem grollenden Pio nono noch ein recht fragwürdiges Exempel war, das wurde unter dem verbindlichen Leo zu einer neuen Kraft. Die Priesterwirtschaft des Kirchenstaates stand allerorten in halbkomischer Erinnerung. Liebenswerter erschien die klagende Kirche als die triumphierende, und so ist ihr, alles in allem, die Zeit der Gefangenschaft ganz ausgezeichnet bekommen. Die Ungläubigen pfiffen schon lange nicht mehr das freche Couplet vom letzten Pfaffendarm, an dem der letzte König hängt. Sie waren tolerant geworden und widmeten der Kirche ein rein ästhetisches Vergnügen. Sie betrachteten die römische Kirche als Trägerin einer edlen, alten Kultur und übersahen darüber die Träger ihrer Unkultur, die vielen kleinen Torquemadas, die in Ermangelung größerer Objekte kleinstädtische Schwimmanstalten versiegelten und die Tänzerinnen auf den Stadttheatern zwangen, Strümpfe anzuziehen. Waren die Freigeister versöhnlich geworden, so hatten die Frommen jetzt etwas, das ihre Phantasie kämpferisch erregte. Seltsame Fabeln rankten sich um den „Gefangenen im Vatikan": Schauergeschichten von dem echten Papst, der in unterirdischen Verließen schmachtete, während eine Kreatur der Brüder Freimaurer den Thron Petri innehatte. Solche Ammenmärchen verwirrten zwar einfache Gemüter, aber förderten trotz alledem Peterspfennig und Pilgerfahrten. In seinen „Höhlen des Vatikan" hat sich André Gide mit voltairischem Witz über diese Geschichten lustig gemacht.

Jetzt öffnen sich die Türen des prachtvollen Kerkers. Der Pontifex maximus will nicht länger lokale Sehenswürdigkeit bleiben und rückt zu den Erscheinungen von internationaler Popularität. Diese Zeit ist geheimnislos, und ihre Lieblinge gleiten über die Filmleinwand oder durch die Arena, die Unsicht-

barkeit ist das schlechteste aller Geschäfte; fände Einer heute die Tarnkappe, er würde sie als unverwendbar liegen lassen. Die kostbarsten Dichter schreiben plumpe Sensationen und lassen sich am Punching-ball photographieren. Das gleiche Verlangen nach der Öffentlichkeit, das die Harems sprengt, fremde Barbarenkönige auf die europäischen Rennplätze und den Prinzen von Wales unter arbeitslose Volksmassen treibt, zieht auch den Herrn der katholischen Christenheit aus dem musealen Pomp seines Palastes. Bald wird der heilige Stuhl auf profanen Pirellireifen über die italienischen Chausseen sausen und unvorsichtiges Geflügel totfahren.

Übrigens umfaßt der geplante neue Kirchenstaat nur ein sehr bescheidenes Gebiet innerhalb des römischen Stadtbildes, und die weltliche Macht, die der heilige Vater dort ausüben kann, wird nicht größer sein als die des Königs von Yvetôt. Bedenklich ist, daß dieser Vertrag nicht mit dem alten italienischen Staat, der in innern Angelegenheiten immer recht liberal gewesen ist, abgeschlossen wird, sondern mit dem neuen, der Mussolini heißt. Damit ist das Pontifikat dem Fascismus verkoppelt. Es ist möglich, daß dessen Gebieter heute einen solchen Erfolg sehr notwendig braucht, aber der Papst hat sich damit auch jener Gewalt verbündet, die von allen nichtfascistischen Italienern als usurpatorisch betrachtet wird. Es ist deshalb ganz folgerichtig, daß französische Blätter, die den Fascismus befehden, heute bereits die Forderung erheben, die höchste Würde der Christenheit in Zukunft auch für Nichtitaliener offen zu lassen, damit sie nicht automatisch zu einem Werkzeug italienischer — also fascistischer — Staatspolitik werde.

Die Beziehungen zwischen Consulta und Vatikan waren nicht immer sehr glanzvoll. Mit Schmerzen nur ließ die Kurie Don Sturzo fallen, jenen großen Priester, der eine katholische Volkspartei geschaffen hat, den Mussolini als seinen gefährlichsten Gegenspieler betrachtete und der heute unversöhnt in der Emigration lebt. Der Fascismus ist eine ungeheure, aber auch befristete Macht. Was wird das Papsttum beginnen, wenn sie einmal zusammenbricht? Und was werden die Andern tun, wenn sie Hirtenstab und Rutenbündel als Alliierte finden —?

Mussolinis Politik liebt es, mit der Lösung alter Konflikte zu prunken, mit Lösungen, die durchweg nur auf dem Papier stehen. Es ist auch niemand da, der widerspricht. Diese Lösung der „römischen Frage" soll ein Köder für die katholische Welt sein. Mussolini stellt sich ihr als Befreier ihres geistlichen Oberhauptes vor. Aber er weiß auch, daß er gebraucht wird. Dieser frühere Marxist weiß sehr wohl, daß die politischen Schöpfungen des Katholizismus heute recht fragwürdig geworden sind und daß die klassenmäßigen Gruppierungen auch

jene Gebilde ergreifen, die der Glaube an einen höhern, über menschlichen Einrichtungen thronenden Gedanken geschaffen hat. Man kann der Klugheit der römischen Diplomatie zutrauen, daß sie auch ohne Marxismus zu ähnlichen Erkenntnissen gekommen ist. Zwar hat sie in England und den Vereinigten Staaten viele treibenden Seelen aufgefischt, aber schon der mexikanische Kulturkampf hat sie reicher Einnahmen beraubt. In Europa zählt Frankreich nicht mehr mit, trotz allen Versuchen, eine neue katholische Bewegung zu schaffen. Spaniens Gebieter, der dicke Primo, steht nicht mehr zuverlässig fest, morgen schon können ihn radikale, priesterfeindliche Gewalthaber ablösen. In Italien gibt es nur Benito. Bleiben nur Deutschland und Oesterreich mit den starken politischen Organisationen der Katholiken.

Diese Parteien haben sich im Laufe der letzten Jahre beträchtlich gewandelt, und man braucht nicht anzunehmen, Rom wäre daran unbeteiligt. Des Monsignore Seipel Christlich-Soziale allerdings huschten immer nur auf weichen Filzsohlen über den Boden des republikanischen Laienstaates. Doch jetzt haben sie wieder ihre guten alten Nagelschuhe angezogen, und ein ideenloser Fascismus, ein Fascismus der dummen Kerle, ein Fascismus ohne Mussolini — eine schreckliche Vorstellung! — trampelt alles kaputt. Das heutige Oesterreich gibt das traurige Modell eines Staates, wo die Klerikalen alles zu sagen haben.

Und Deutschland? Man muß die selbstgewollte Blindheit unsrer demokratischen und sozialistischen Republikaner teilen, um nicht zu sehen, wohin die Reise geht. Seit von Konkordat und Schulgesetz gesprochen wird, hat sich das Zentrum langsam aber nicht unauffällig gewandelt. Erzberger ist nicht mehr, und Herrn Doktor Wirth hat die hohe Parteileitung schon lange den demokratischen Schellenbaum entwunden und ihm dafür eine stille Opferkerze in die Hand gedrückt. Mit dem wieselnasigen Herrn Prälaten Kaas aus Trier ist der deutsche Seipel in prima waschechter Schwärze in jene Region eingezogen, wo allein die bessere Politik zusammengekocht wird. Hier haben wir den traditionellen politischen Priester, der sich von den jovialen süddeutschen Kaplanen der alten Zentrumsfraktion durch eine jesuitische Geschliffenheit unterscheidet — eine scharfe biegsame Klinge, im Feuer des Ehrgeizes gehärtet. Der neue Parteiführer hat bei diesen letzten Koalitionsverhandlungen debutiert, und der Neid muß ihm lassen, daß er Wirkungen erreicht hat, deren Bizarrerie selbst in unserm kunterbunten Parlamentarismus durch ihre Eigenart bestrickt. Herr Kaas wandte die Tintenfischtaktik an; schwarze Wolken verdunkelten, was geschah oder nicht geschah, und rundum rieb man sich die hart geprüften Augen. Angeblich war von Herrn Kaas an Herrn Doktor Stresemann ein Angebot ergangen, das Zentrum

würde der Deutschen Volkspartei zwei preußische Ministersitze garantieren. Aber Herr Stresemann hat das nicht so aufgefaßt, der Reichskanzler auch nicht so, und erst nachdem alles verfahren war, eröffnete Herr Doktor Heß den erstaunten Hörern die authentische Auslegung. Unsre aus weltlichen Schulen hervorgegangenen Parlamentarier sind so durchtriebener Kaasuistik nicht gewachsen. Der Herr Prälat aber hat erreicht, was er wollte: das Zentrum zieht sich mit der Empörung des in seinen besten Absichten Mißverstandenen einstweilen zurück. Nicht nur die Große Koalition ist zerplatzt, die Reichsregierung selbst ist jetzt von der Gnade des Zentrums abhängig. Jede geringfügige Abstimmung kann zum Sturz führen. Und in der nächsten Zeit stehen keine Geringfügigkeiten auf der Tagesordnung. Herr Kaas aber zieht sich in sein seligstes Gefilde zurück, nämlich in den Hinterhalt, in jene Ecke, von der aus man graziös ein Bein stellen kann. Wenn das Zentrum in die Regierung zurückkehrt, wird es auf einer andern Seite stehen als bisher. Der vielwissende Theologe wird vollenden, was der bescheidene Laie Wilhelm Marx begonnen.

Es ist töricht, an die katholische Partei die klagende Frage zu richten, wohin das führen soll. Die Sache ist entschieden. Roma locuta, causa finita. Deutschland wird es zuerst zu spüren bekommen. Die liberale Zeit der Kirche ist zu Ende. Der Papst verläßt den Vatikan. Nicht um zu feiern, sondern um zu kämpfen.

Indiens Erhebung

I.

Der sterbende Drache von A. Vasumati

Der Weltkrieg läßt sich in allen seinen Folgen nur langsam übersehen, ihre ganze Tragweite für den Lauf des Weltgeschehens wird erst nach und nach erkennbar. In Europa hat er alle politischen Machtverhältnisse verschoben und das Zentrum der Weltfinanz von London nach New York verlegt. Der Krieg leitete den Niedergang des britischen Imperiums und den Verfall der britischen „prosperity" ein, er stärkte den aufstrebenden amerikanischen Imperialismus so weit, daß es heute wie eine Frage der Zeit erscheint, wann Britannien seinem jungen Gegner jenseits des Ozeans unterliegen wird. Was das siegreiche Frankreich anbelangt, so zeigte ihm der Krieg seinen gefährlichsten Hemmschuh im italienischen Fascismus. Der Krieg zersprengte den machtvollen mitteleuropäischen Block und machte Deutschland zu einem Anhängsel Amerikas. Der Krieg zerstörte den Zarismus und ersetzte ihn durch den ersten proletarischen Staat der Welt.

In Asien führte der Krieg Ereignisse von noch größerer Bedeutung herbei, und die letzten Jahre sahen ihre weitere Ent-

faltung. In Persien und in der Türkei sind neue Regierungssysteme entstanden, beide erfüllt von den neuen Ideen der Zeit. In Afghanistan herrscht weiter das Chaos. Aber wer könnte leugnen, daß dies Land eben durch einen solchen Zustand hindurch gehen muß, um die weitern Phasen zur Verwestlichung zu durchlaufen? China hat sich eben erst aus dem Durcheinander des Bürgerkriegs herausgearbeitet und erfreut sich heute einer Zentralregierung. Wir wissen nicht, wie lange sie bestehen wird und ob sie den Bedürfnissen Chinas ganz entspricht. Aber sicher ist, daß der westliche Kapitalismus in diesem Lande niemals mehr wie früher imstande sein wird, die Lebensinteressen eines ganzen Volkes den Profiten von ein paar Fremden zu opfern. In Indien wird der Kampf für die politische Freiheit schärfer und schärfer, und die Tage der unbestrittenen englischen Oberherrschaft sind zweifellos gezählt.

Asien ist im Aufruhr, ein langer und harter Kampf liegt vor ihm, der noch viele Formen annehmen wird. Heute handelt es sich um einen Kampf für nationale Freiheit, das ist nur der Anfang. Will man auf den Grund der Dinge sehen, so kann man sich nicht einen Augenblick darüber hinwegtäuschen, daß die Wogen des asiatischen Aufruhrs erst dann zum Stillstand kommen werden, wenn die Befreiung aller Unterdrückten vollendet ist.

Für den unterrichteten Europäer ist Indien schon lange nicht mehr das Land der Maharadschahs und Fakire oder Schlangenbeschwörer. Er weiß, daß 90 Prozent der indischen Bevölkerung aus schwerarbeitendem Industrieproletariat oder einer ausgebeuteten Bauernschaft besteht. Er glaubt auch nicht mehr, daß es in Indien nur Paläste, Tempel und Grabmäler der Liebe gibt, sondern außerdem Millionen mehr als armseliger Hütten mit elenden Bewohnern, und er weiß, daß man die Bewohner dieser primitiven Behausungen neben die Unglücklichen von Terra del Jugo stellen muß. Das ganze Leben dieser Ärmsten ist eine Kette von Mühsal und Entbehrungen. Unwillkürlich fragt man sich: was hat sie so lange am Leben gehalten? Was hat ihnen so plötzlich dieses neue Bewußtsein des eignen Elends gebracht und einen Schimmer davon, wie anders alles sein könnte?

Die Antwort auf alle diese Fragen ist ein und dieselbe. Es ist die gleiche Ursache, die auch den Krieg herbeiführte, die Autokratien und Monarchien stürzte und einmal den heute herrschenden Mammonismus stürzen wird.

In Indien, wie überall, ist der Kapitalismus direkt dafür verantwortlich, daß den Unterdrückten der letzte Trost genommen wurde, den sie in dem reichen Gemisch von Überlieferungen, Einrichtungen, Aberglauben und Gesetzen suchten. Diese ganze Welt regelte nicht nur ihr eignes augenblickliches Leben, sondern auch das Leben vieler Millionen vor ihnen und nach ihnen; eben ihre religiöse Welt. Der Kapitalismus hat die jahrhundertealte Gesellschaftsverfassung der Hindus zerstört, die Vorherrschaft der Brahminen-Priester über alle andern Klassen gebrochen Es ist ein ganz neues Leben, dem Indien

heute entgegengeht, und es sieht sich demgemäß vor höchst bedeutsame Fragen gestellt.

Wie überall, so auch in Indien, ist der mächtigste Feind der Unterdrückten der englische Imperialismus. Um jedes Stückchen Fortschritt auf allen Gebieten, das sich Indien erobern will, muß es mit diesem bösartigen Gegner feilschen. Erbitterter Kampf zwischen ihnen beiden ist eine Notwendigkeit, denn es geht um Leben und Tod. Nur einer kann diesen Kampf überleben, nicht beide.

Indien steht heute aber nicht mehr ganz abseits und ist nicht mehr eine ferne Ecke am Ende der Welt. Es gibt dort auch keine Fragen mehr, so verwickelt sie auch auf den ersten Blick erscheinen, die grundsätzlich verschieden von denen der arbeitenden Massen in Europa wären. Denn wir wissen alle, daß der britische Imperialismus heute ja nicht nur die letzte Stütze des alten Geistes der Gewalt ist, sondern auch die Mauer, gegen die Freiheit und Fortschritt anrennen müssen. Indien ist sein wichtigster Stützpunkt, aber gleichzeitig seine Achillesferse.

Das indische Volk wird dem sterbenden Drachen Imperialismus den Todesstoß versetzen. Es ist Zeit, daß Europa sich dessen bewußt wird.

II.

Die Parteien von Ayi Tendulkar

Die wichtigste und einflußreichste politische Organisation in Indien ist der Nationalkongreß. Er erstrebt für Indien „Swaraj" die Selbstverwaltung, er verfolgt dieses Ziel zwar nur mit friedlichen legitimen Mitteln, sein Grundsatz aber lautet: „Völlige Unabhängigkeit ist das politische Ziel des indischen Volkes". Zur Erreichung dieses Ziels hält er es für notwendig, jede Verbindung mit dem Britischen Empire aufzuheben.

In seiner diesjährigen Entschließung hat er dagegen ein Verbleiben im Verbande des Britischen Rechs unter einer Bedingung für tragbar erklärt: Indien muß im Laufe der nächsten zwölf Monate zum Rang eines Dominion erhoben werden, wie Kanada oder die Südafrikanische Union.

Im Kongreß arbeiten verschiedene politische Parteien zusammen, sie billigen die allgemeine Tendenz der Kongreßpolitik, unterscheiden sich aber voneinander in Standpunkt und Taktik.

Die stärkste Partei sind die Swarajisten; sie haben die Majorität im gesetzgebenden Rat inne, üben dadurch einen entscheidenden Einfluß aus und haben als Führer Motilal Nehru, der heute in der indischen Politik den Platz einnimmt, den vor ein paar Jahren C. R. Das hatte.

Die Unabhängigkeitsliga ist viel radikaler, sie bildet den linken Flügel im Kongreß und ist erklärt antiimperialistisch und sozialistisch. Ihre Führer sind Iyengar, der Expräsident des Kongresses, Javaharlal Nehru, Sohn des Motilal, und Subhash Bose. Diese Liga wird sich nur mit vollständiger Unabhängigkeit zufrieden geben unter der Voraussetzung, daß Indien sich ganz von England lossagt, sie verfügt über große Sympathien und hat viele Anhänger in den indischen Freiwilligencorps und bei der gesamten jungen Generation.

Die Cooperations-Partei hat noch die Illusion, daß eine Zusammenarbeit mit der fremden Bureaukratie doch möglich sei. Sie ist die äußerste Rechte und wird von Pandit Malviya und M. R. Jayakar geführt.

Außerhalb des Kongresses steht die Indische Liberale Vereinigung, die verfassungsmäßiges Handeln als einzig vernünftige Methode, einen Fortschritt zu erzielen, ansieht; sie schätzt die Verbindung mit England und arbeitet Hand in Hand mit der britischen Regierung. Unter ihren Führern wären zu nennen: Sir Tejbahadur Sapru, Sir Chimanlal Setlewad und C. Y. Chintamani.

Während diese beiden Körperschaften, der Kongreß und die Liberalen „all-indisch" sind, das heißt für alle Inder offen, schreibt die Moslemiten-Liga religiöse Mitgliedschaft vor und stellt sich die Wahrung der politischen Interessen der indischen Mohammedaner zur Aufgabe. Die Moslemiten stehen einerseits unter dem Einfluß von M. A. Jinnah, der auch der Führer einer kleinen Gruppe abgespaltener Kongreßmitglieder unter dem Namen „Freiheitspartei" ist, andrerseits wirken Doktor Ansari, auch ein Expräsident, und der Maharadschah von Muhamadabad mit. Auch die Brüder Ali übten eine Zeitlang einen gewissen Einfluß bei den Mohammedanern aus, der aber ständig im Abnehmen begriffen ist.

Eine parallele Vereinigung aus ähnlichen Motiven bildet die Hindu-Mahasabha mit Doktor Moonje und Pandit Malviya, die bis zu einem bestimmten Grad feindlich zur Moslem-Liga steht.

Auch die Gewerkschaften bilden eine ausgesprochen politische Organisation; sie fordern die sozialistische Republik. Unter ihren hervorragendsten Mitgliedern wären Joshi, D. Chamanlal und T. C. Goswami zu erwähnen.

Die Arbeiter- und Bauernpartei steht unter dem intellektuellen und ideologischen Einfluß des Auslandes, sie sympathisiert mit dem Kommunismus, zählt aber nur wenige Mitglieder, obwohl einige ihrer Anhänger wie S. Dange und Nimbkar großes Ansehen beim Proletariat Bombays genießen und dort den letzten Textilstreik geleitet haben.

Die Kommunistische Partei ist noch jung und hat kaum ein paar hundert Stimmen.

Schließlich wäre noch die „All Parties Conference" zu erwähnen, welche alle politischen Organisationen vereinigt und kürzlich den indischen Verfassungsentwurf ratifizierte.

Gandhi steht völlig abseits und ganz für sich, er gehört keiner Partei an, aber es gibt kein politisches oder soziales Ereignis von Bedeutung, bei dem nicht Gandhis Hand zu spüren wäre. Die kleine Schar seiner geistigen Anhänger nennt sich „no-changers" und hält auch heute noch an seinem „Non-cooperation-Programm" von 1922 fest. Unter ihnen ist wohl der wichtigste C. Rajgopalachari. Gandhis Einfluß auf den Nationalkongreß und die Gewerkschaften ist ganz unmittelbar und entscheidend. Seine Stellung in Indien ist einzig dastehend und seine Macht über das indische Volk unantastbar.

Bürgerkriegsromantik von Otto Lehmann-Rußbüldt

Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit eröffnete gleich in der ersten Woche dieses Jahres den Krieg gegen den Krieg mit einer Veranstaltung in Frankfurt. Welcher Fortschritt, daß man sich nicht entschuldigte, weil Ausländer sprachen! „Europa" war eine solche Selbstverständlichkeit, daß man es gar nicht betonte. Paneuropäer werden es aber mit Unruhe empfunden haben, daß Russen, und zwar Bolschewiken, auch geladen und erschienen waren.

Der bedeutsamste Augenblick dieser Kundgebung aber war, als der kommunistische Abgeordnete Münzenberg das Wort ergriff: Herzliche Sympathie für solche Bestrebungen, aber was tun Sie, wenn die Kriegstreiber den geschilderten Giftgaskrieg entfesseln? Ohne Generalstreik, ohne bewaffneten Aufstand, ohne „Bürgerkrieg" geht es nicht, denn niemals wird freiwillig die herrschende Klasse die Macht aus der Hand geben.

Soweit Münzenberg. Namens der Frauenliga erklärte die hundertprozentige Enthusiastin Frau Frieda Perlen, daß die Liga zum Generalstreik stehe. Mehr sagte sie nicht. Man merkte allen die innere Unsicherheit an.

Diese Unsicherheit und viele Mißverständnisse entstehen durch nicht genügende Klärung von Grundbegriffen. „Bürgerkrieg . . .!" Jeder schreckt hoch, wenn er dies odiose Wort hört. Dabei müßte es grade dem Marxisten kinderleicht sein, nachzuweisen, daß wir ja schon ständig im Bürgerkrieg leben, und zwar im einseitig geführten, das heißt: das Übergewicht der Bourgeoisie ist so stark, daß sozusagen der Gegner die feindliche Besatzung passiv erduldet. Dieser Gegner, nämlich die wirtschaftlich schwächere Schicht — im Jargon Proletariat genannt, obgleich Sozialisten und Kommunisten gefühlsmäßig darunter mehr die organisierte Industriearbeiterschaft verstehen —, zahlt jeden auferlegten Tribut des Siegers, ob es die Ruhraussperrung ist oder die Kassierung der vierten Eisenbahnklasse.

Also, Münzenberg & Co., den Bürgerkrieg haben wir schon lange. Was Sie meinen, ist Folgendes: Soll man den Gegner durch den bewaffneten Aufstand niederringen?

An sich ist das als Notwehr so berechtigt wie alle Notwehr. Denn immer ist der wirtschaftlich Überlegene der Angreifer, der sich sein Übergewicht durch Gewalt und List verschaffte und es dadurch aufrecht erhält.

Aber zwei Überlegungen sollen doch den Kommunisten einmal hier vorgelegt werden:

Erstens. Man muß sich zunächst klar sein, daß Sozialismus oder Kommunismus durch einen noch so gelungenen bewaffneten Aufstand nicht geschaffen werden können. Man kann durch

Waffengewalt abwehren, man kann niemals dadurch schöpferische Kräfte wecken. Sozialismus ist eine Umschaltung des Kreislaufs der Wirtschaft, damit deren Erträge nicht mehr den Monopolinhabern der Rohstoffe und den Pächtern des Arbeitsertrags zugute kommen, sondern den Produzenten selbst. Das ist eine organisations-technische Aufgabe. Man kann den Pythagoräischen Lehrsatz nicht mit dem Stock klar machen, noch weniger kann man den Sozialismus mit Maschinengewehren aufrichten. Aber diese Einsicht sollte nicht abhalten, sich mit Maschinengewehren zu wehren gegen die Herren der Monopole. Hierbei ist jedoch eine kleine, aber alles entscheidende Voraussetzung nicht zu übersehen. Man kann sich nämlich mit Maschinengewehren nur wehren — wenn man sie hat.

Zweitens. Vor der Frage, ob man sich zum bewaffneten Aufstand entschließen will oder darf, muß man sich klar machen, ob man es kann. Auf diesen Einwand antworten die Kommunisten immer: „Die Waffen holen wir uns — von den Gegnern." Sie denken immer an die Kämpfe um Hagen im März 1920, wo unbewaffnete Arbeiter das Freikorps Lichtschlag entwaffneten und auflösten. Das ist wildeste Romantik, nicht besser als die der Alldeutschen mit ihrem Kampf gegen die ganze Welt. Die Historiker des Marxismus sollen ein Beispiel nennen, wo jemals eine intakte Armee durch bewaffneten Aufstand geschlagen wurde.

Wohl aber sollte der Sozialismus die Gesetze der Strategie zu Ende denken, um den Ausweg zu sehen. Es ist richtig, daß gegen eine große Kanone nur eine noch größere hilft. Oder allgemein: ich muß dem einen Machtmittel ein überlegenes entgegensetzen. Nun hat die Bourgeoisie das Machtmittel der bewaffneten Gewalt unumschränkt, konkurrenzlos, in Händen, und das Proletariat hat nur die irre Hoffnung, es im kritischen Augenblick in seine Hände zu bekommen. Dafür hat aber das Proletariat die überlegenste Waffe der Welt in Händen, die wirtschaftliche Waffe, deshalb die überlegenere, weil erst durch sie die andern Waffen entstehen. Diese hat die Bourgeoisie nicht in Händen. Versteht also das Proletariat diese seine Waffe, die wirtschaftliche Macht, richtig zu handhaben, so dreht sich der bisher einseitig geführte Bürgerkrieg vollkommen um. Wurde er bisher von der Bourgeoisie so einseitig geführt, daß der Gegner gar nicht zur Erscheinung kam, so wird von der Sekunde an, wo die Arbeiterschaft von ihrer konkurrenzlos dastehenden Waffe Gebrauch macht, der Kampf herumgedreht und zuletzt kann die Arbeiterschaft diktieren, wie ihr bisher diktiert wurde.

Jedermann kennt die Voraussetzung dieser Wende in dem schon lange tobenden Bürgerkrieg: die Einigung der Arbeiterschaft. Zu erwägen, wieviel davon erhofft werden darf, ist nicht Zweck dieser Betrachtung, die nur eine Sachlage klarstellen soll.

Protokoll

aufgenommen
in der öffentlichen Sitzung des Amtsgerichts München,
Abteilung Strafgericht,
am Donnerstag, dem 13. Dezember 1928.

P. R. Av 124/28.

Gegenwärtig:
Amtsgerichtspräsident Frank
als Vorsitzender,
Sekretär Bauer
als Urkundsbeamter.

Zur Hauptverhandlung in der Privatklagesache Wührer, Dr. Nikolaus, Oberstudienrat in München

gegen

Tucholsky, Curt, Schriftsteller in Berlin wegen Beleidigung erschienen nach Aufruf der Sache:

1. Privatkläger mit Rechtsanwalt Justizrat Dr. Ernst,
2. für den Angeklagten Rechtsanwalt Dr. Apfel.

Die persönlichen Verhältnisse des Angeklagten wurden aus den Akten festgestellt......

Hierauf wurde der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens vom 30. November 1928 und im Anschluß hieran aus Nr. 41 der Zeitschrift ‚Die Weltbühne' vom 9. Oktober 1928 der Aufsatz „Verhetzte Kinder — ohnmächtige Republik von Ignaz Wrobel" seinem vollen Umfang nach verlesen.

Der Vorsitzende stellte fest, daß die in dem Aufsatz zitierten Stellen in dem Buch „Staatenkunde von Frankreich, Großbritannien und den außereuropäischen Staaten, Geographie für höhere Lehranstalten, achter Teil" tatsächlich enthalten sind.

Der Verteidiger des Angeklagten erklärte für diesen:

Der Angeklagte gibt zu, den Aufsatz geschrieben zu haben.

Hierauf kam nach Besprechung der Sache auf Vorschlag des Vorsitzenden folgender

Vergleich

zustande:

1. Herr Curt Tucholsky erklärt:

Mit dem Aufsatz „Verhetzte Kinder — ohnmächtige Republik" in Nr. 41 der Wochenschrift ‚Die Weltbühne' vom 9. Oktober 1928 wollte ich eine, auf meiner pazifistischen Denkungsart beruhende, ablehnende Kritik des von Herrn Oberstudienrat Dr. Nikolaus Wührer bearbeiteten Dr. Geistbeck'schen Lehrbuches der Geographie für höhere Lehranstalten, 8. Teil, abgeben.

Diese Kritik enthält eine Reihe, die Person des Herrn Dr. Wührer schwer beleidigende Bemerkungen. Ich nehme diese Bemerkungen mit dem Ausdruck des lebhaften Bedauerns unumwunden hiermit zurück.

Ich tue das um so lieber, als sich bei den Verhandlungen herausgestellt hat, daß mir eine Reihe von Mißverständnissen unterlaufen sind.

2. Herr Dr. Tucholsky erklärt weiter:

Ich verpflichte mich, als Buße den Betrag von 2000 RM. an Herrn Justizrat Dr. Ernst in München zu bezahlen; Herr Dr. Ernst gibt den Betrag an den Stadtrat München für Zwecke der Jugendfürsorge weiter.

3. Herr Dr. Tucholsky erklärt weiter:

Ich übernehme die Gerichtskosten und die Kosten des Privatklägers.

4. Herr Dr. Tucholsky erklärt endlich:
Herr Dr. Wührer ist berechtigt, Nr. 1—3 des Vergleichs bis spätestens 15. Februar 1929 in der für amtliche Bekanntmachungen üblichen Form je einmal im Textteil

a) der Wochenschrift ‚Die Weltbühne',
b) der Zeitschrift ‚Das deutsche Philologenblatt',
c) der Zeitschrift ‚Das neue Land'

auf meine Kosten öffentlich bekanntzumachen.

5. Herr Dr. Wührer behält sich das Recht vor, den Vergleich zu widerrufen, wenn die Bedingungen des Vergleichs nicht oder nicht vollständig erfüllt werden.

6. Herr Rechtsanwalt Dr. Apfel behält sich das Recht vor, den Vergleich bis spätestens 31. Dezember 1928 zu widerrufen.

Öffentlich verhandelt.
Amtsgerichtspräsident: gez. Frank, gez. Bauer.

* * *

Verhetzte Kinder — ohnmächtige Republik

von Ignaz Wrobel

Wir lassen hier, unter Wegfall oder Veränderung jener Stellen, die Herrn Dr. Wührer Anlaß zur Klage gegeben haben, den Artikel von Ignaz Wrobel nochmals folgen.

Vor mir liegt:

„Geographie für höhere Lehranstalten" von Dr. Michael Geistbeck und Dr. Alois Geistbeck. Achter Teil. Staatenkunde von Frankreich, Großbritannien und den außereuropäischen Staaten. München und Oldenburg 1925. Sechste Auflage.

„Die Erweiterung des Geographieunterrichts an den höhern Lehranstalten Bayerns", heißt es in der Einleitung, „und die Gestaltung desselben als geographische Staatenkunde, endlich die gewaltigen politisch-geographischen Veränderungen durch den Ausgang des Weltkrieges erheischten erhebliche Ergänzungen und Änderungen der Vorlage. Dieser Aufgabe hat sich Herr Professor Wührer unterzogen, der seine Kraft schon mit der Verabfassung der Heimatkunde des 1. Teiles in den Dienst des Lehrbuches gestellt hatte." Eine deutsche Übersetzung dieses bayerischen Satzes steht noch aus.

Dieses Buch enthält eine Fülle von tatsächlichen Unwahrheiten, die lediglich zu dem Zweck aufgenommen ist, die Wahrheiten der ‚Münchner Neusten Nachrichten' in wehrlose Kinder hineinzupressen. Beispiele:

Eine hervorstechende Eigenschaft des Franzosen ist sein Fleiß und seine Sparsamkeit. Die Folge ist ein allgemeiner Wohlstand. Doch fehlt dem Franzosen der Tätigkeitsdrang und die Unternehmungslust des Deutschen; er strebt nach frühzeitigem Rentnertum. Kennzeichen des französischen Volkes sind aber auch glühender Ehrgeiz und Herrschsucht. Sie haben Frankreichs Schuldenlast vor der Revolution bis zum Staatsbankerott gesteigert, sie haben seine Volkskraft in der Zeit Napoleons erschöpft, sie haben zur Niederlage von Sedan geführt und haben es angetrieben, den Weltkrieg mit allen Mitteln vorzubereiten, aus dem es, aus den schwersten Wunden blutend, lediglich durch fremde Hilfe als „Sieger" hervorgegangen ist.

Es ist nachweislich falsch, daß dem Franzosen Tätigkeitsdrang und Unternehmungslust fehlen; daß ihm „der Tätigkeits-

drang des Deutschen" fehlt, ist ebenso richtig wie die Behauptung, daß der Deutsche nicht die jagdlichen Anlagen eines australischen Buschmanns besitze, sondern eben seine eignen. Wührer muß wissen, was die Franzosen aus ihren Kolonien gemacht haben, ein Faktum, das wir negativ bewerten, jener aber anerkennen müßte. Es ist nicht wahr, daß die Franzosen von „glühendem Ehrgeiz und Herrschsucht" besessen seien. Die schärfsten französischen Nationalisten haben keinerlei Expansivgelüste; es gibt keinen aggressiven Imperialismus in Frankreich. Es ist nicht wahr, daß Frankreich den „Weltkrieg mit allen Mitteln vorbereitet hat" — es hat genau, genau so gerüstet, wie alle europäischen Staaten das getan haben, genau wie England, genau wie Deutschland, genau wie Rußland. Die Schuld am Ausbruch trifft — zum allermindesten — alle Staaten gleichmäßig; ich glaube, daß die deutsch-österreichische Konspiration der letzten vier Wochen vor dem 1. August ein Plus an Schuld trägt. Es ist nicht recht, einem Lande, das für seine nationalen Interessen, die Wührer bei den Deutschen bejaht, so geblutet hat wie Frankreich — es ist nicht recht, diesem Lande heute noch seine Verluste vorzuwerfen, und es ist eine hervorragend deutsche Eigenart, ein weltgeschichtliches Geschehnis dadurch aus der Welt schaffen zu wollen, daß man es in Anführungsstriche setzt. Frankreich ist nicht als „Sieger" aus diesem Kriege hervorgegangen, sondern als Sieger, und Deutschland hat diesen Krieg rechtens verloren.

Vom französischen Kolonialreich:

> Der eigentliche Grund dieses Ausdehnungsstrebens war sowohl das Bedürfnis, die Einbuße an Ruhm und Ansehen, die der Krieg von 1870/71 herbeigeführt hatte, durch große überseeische Unternehmungen wieder wettzumachen . . .

Jacob Burckhardt, im März 1873: „Das erste große Phänomen nach dem Kriege von 1870/71 ist die nochmalige, außerordentliche Steigerung des Erwerbssinnes, weit über das bloße Ausfüllen der Lücken und Verluste hinaus, die Nutzbarmachung und Erweckung unendlich vieler Werte, samt dem sich daran heftenden Schwindel (Gründertum)." Dies zunächst für Deutschland. Von Frankreich aber: „Das Staunen der ganzen Fachwelt erweckt die Zahlungsfähigkeit Frankreichs, das in seiner Niederlage einen Kredit genießt, wie kaum je ein Land im vollen Siege."

> Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die französische Kunst trotz mannigfacher Schwächen tonangebend in der Welt geblieben ist.

Cézanne erhält also auch in Bayern die Note im ganzen befriedigend und darf sich setzen. Aber:

> Es kann aber auch nicht in Abrede gestellt werden, daß Paris mehr als andre Millionenstädte ein Ausgangspunkt sittlicher Zersetzung ist.

„Mehr als andre Millionenstädte" — das ist Berlin. Ich weiß nicht, was München zersetzt — die zahlreichen Eisenbahnschlampereien, die so vielen Menschen den Tod gekostet haben, werden es wohl nicht sein.

Aber ich weiß, daß die bayerischen Schulräte, die dieses Buch haben durchgehen lassen, so viel von Paris verstehen, wie

das Buch wert ist. Möglicherweise „zersetzt" die Kenntnis französischer Kultur den Glauben an die Königlich Bayerische Republik und an die Größe solcher Funktionäre, wie es die Mitglieder der bayerischen Regierung sind — aber zu behaupten, daß der Einfluß der Stadt Paris bis nach München reiche, scheint mir eine leichte Verschiebung der Perspektive zu sein. Bayern tröste sich: es ist noch nicht zersetzt, sondern hat sich seine bundesstaatliche Eigenart bewahrt.

Seit 1688 hat kein Feind mehr britischen Boden betreten. Erst während des Weltkrieges griffen die deutschen Kriegsschiffe zu wiederholten Malen die englischen Küstenstädte an und fielen aus deutschen Kriegs-Luftschiffen Bomben auf englische Städte hernieder.

Was ein Verstoß gegen das Völkerrecht gewesen ist und ein überflüssiges Verbrechen dazu, das aus England den letzten Funken Energie herausgeholt hat.

Von England:

Es fehlte ...

Nun, wo fehlts denn bei denen?

Es fehlte den leitenden Männern der englischen Industrie vielfach eine gründliche technische und wissenschaftliche Durchbildung. Man begnügte sich zu einseitig mit der praktischen Erfahrung.

Wohin kämen wir auch damit —!

Die englische Industrie blieb hinter der deutschen hauptsächlich in den Zweigen zurück, die am meisten auf wissenschaftlicher Forschung aufgebaut sind, so in der Stahlbereitung, in der chemischen Industrie und der Präzisionsmechanik. Ein weiterer Vorteil der jungen deutschen Betriebe war die Verwendung der neusten Maschinen, während die alten englischen Betriebe vielfach noch mit unvollkommenen alten Maschinen arbeiteten.

Daß jedes Volk seine Spezialität hat, in der es besser arbeitet als andre, ist nicht neu. Die Welt ist kein Rennplatz, und England arbeitet nicht besser und nicht schlechter als Deutschland, sonders anders.

Als gefährlichster Nebenbuhler im Bereiche des Handels erschien neben den Vereinigten Staaten das Deutsche Reich. Es war auch tatsächlich im Absatz seiner Industrieerzeugnisse, in Schifffahrt, überseeischem Handel und überseeischer Betätigung England immer nähergerückt und hat ihm in mancher Hinsicht sogar den Rang abgelaufen. Hauptsächlich durch den deutschen und amerikanischen Wettbewerb sah die englische Volkswirtschaft sowohl in der Industrie wie im Handel ihre Vorzugsstellung bedroht.

und fing daher einen Krieg mit den Vereinigten Staaten an — nein —

Der Krieg schien eine geeignete Gelegenheit, die Kraft des einen Konkurrenten zu schwächen. Dies gelang zwar, aber gleichzeitig wuchs die Union England über den Kopf.

Nachweislich falsch. Die Arbeitsmethoden der englischen Industrie, die jüngst Morus so gut geschildert hat, unterscheiden sich allerdings von den deutschen, denen unser Schilderer mit Recht vorgeworfen hat, sie seien „überlackiert" und auf Fassade gestellt. Daß die „Union England über den Kopf wächst", ist für jeden Kenner der Verhältnisse ein Nonsens. Dieser Satz ist überhaupt nicht diskutierbar — man lese nach, was etwa Professor S. Saenger darüber schreibt, der England wirklich kennt, und man wird versucht sein, an der Sorgfalt bayerischer Schulbehörden sanft zu zweifeln.

Gebiete, die durch den Vertrag von Versailles den Deutschen verloren gingen, stehen nach wie vor unter „Deutsch-Südwest-Afrika", tragen also unrichtige Bezeichnungen; eine genaue Beschreibung dieser Gebiete findet sich in der „Geographie Deutschland", Bayern erkennt Versailles nicht an, und die Engländer werden sich schön ärgern.

Auch die Japaner kriegen einen aufs Dach. Hätten sie sich im Kriege nicht gegen Deutschland erklärt — wer weiß, vielleicht hätte sich Bayern für neutral erklärt, aber so...

Mit Japan ist eine neue Großmacht, mitbestimmend in der Weltgeschichte, eingetreten: eine nichtarische und nichtchristliche Macht.

Der Mikado soll ja nicht einmal auf die ‚Münchner Neusten Nachrichten' abonniert sein! eine Macht, die nicht beichten geht, die nicht so garantiert rasserein ist wie die Germanen, hoihotoho mit Zugstiefeln, eine Macht, die zwar nicht direkt aus Juden besteht, aber immerhin... gelb sind diese Kerle... die Araber sind auch gelb... hepp, hepp! gsuffa!

*

Dergleichen steht in einem Lehrbuch der deutschen Republik. Die bayerischen Belange (sprich wie: Melange), die katholische Einflußsphäre, deren Auswirkungen sich jeder anständige und gebildete Katholik schämen sollte, die Hetze zu neuen Kriegen, zur Revanche sind deutlichst zu spüren. Was folgt daraus?

Daraus folgt, daß die hohlen Reden der Reichsminister noch nichts wert sind, solange sie nicht die Macht haben, auf die Länder einzuwirken. Das Reich hat auf Bayern so gut wie gar keinen Einfluß, man vergesse das nicht. Maßgebend ist nicht das zu nichts verpflichtende Gerede der „Spitzen der Behörden" auf der Pressa, nicht das einer solchen Null wie Herr Külz eine ist, selbst die Reden der bessern Leute nützen nichts, weil sie verfliegen. Genf ist Fassade; München ist echt.

Es folgt, zweitens, aus diesem Buch, daß die Befriedung, der Fortschritt und die Pflege eines neuen Geistes zu allererst in den kleinen Zellen zu erfolgen hätte, und grade da erfolgt sie nicht. Die Monstre-Bureaukratie Deutschlands kann uns viel erzählen — maßgeblich ist und bleibt nur, was im Konferenzzimmer der Schulen, in den Provinzialschul-Kollegien, in den Bürgermeistereien und in den Schreibstuben der Güter getrieben wird, und das sieht in der Gesinnung so aus wie dieses von Unrichtigkeiten wimmelnde Buch.

Das Buch steht in der sechsten Auflage. Sechste Auflage heißt nicht: sechstausend Stück, denn wahrscheinlich ist die Zahl der gedruckten Exemplare weitaus höher. Sechste Auflage heißt bei einem Schulbuch überhaupt nicht soundsoviel Stück.

Sondern sechste Auflage bedeutet:

Jahraus, jahrein wird aufnahmefähigen Kindergehirnen ein Lehrstoff eingetrommelt, den sie wahrscheinlich nie wieder vergessen werden und den auszuradieren nur Wenige Gelegenheit und Kraft haben. In diesem Alter prägt sich Gesagtes rasch und kräftig ein; um wie viel mehr erst, wenn es durch die Autorität der Schule gestützt und entsprechend feierlich ex cathedra vorgetragen wird. Dieser Aufsatz erscheint ein Mal.

Jenes Buch steht in der sechsten Auflage. Wann also, so dürfte unsre Rechenaufgabe lauten, haben wir den nächsten Krieg —?

Pazifistische Eltern, die das Unglück haben, ihre Kinder in so eine Verbildungsanstalt schicken zu müssen, dürfen sich dann an die sehr zweischneidige Aufgabe machen, Tag für Tag die Schule zu desavouieren. Hoffentlich tun sies.

So, genau so, ist der Weltkrieg geistig vorbereitet worden. Von Frankreich zu sagen:

> Der äußern Machtstellung entspricht nicht die innere Kraft. So kann der Sieg Frankreichs nur als ein vorübergehender Erfolg seiner Politik betrachtet werden . . .

ist die klare Aufhetzung zur Revanche, um so mehr, wenn hinzugefügt wird, daß die Franzosen nur vierzig Millionen stark sind, die Deutschen aber achtzig Millionen stark seien — eine Zählung, die offenbar alle Deutschen, auch die in fremden Ländern, mitgezählt hat.

Über den großdeutsch-nationalen, klein-bayerischen Gedanken der absoluten Staatssouveränität aber siege der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa.

„Feuer auf den Frack" von Arno Voigt

Herbert Eulenberg ist in der Berufung abermals zu zweihundert Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil er mit Anspielung auf den Kammerherrn von Oldenburg-Januschau von einem „ostelbischen Rüpel" gesprochen hat. Der Vorsitzende der berliner Strafkammer hält das nicht für Wahrheit, sondern für Dichtung, und zwar für beleidigende Dichtung. Darum darf kein Deutscher Herrn v. Oldenburg „Rüpel" nennen. Auch steht es ja nicht fest, ob die Äußerung, der Kaiser dürfe den Reichstag jederzeit durch einen Leutnant und zehn Mann schließen lassen, als Ausfluß rüpelhafter Gesinnung zu bewerten ist. Sie kann nämlich genau so gut der Denkart des Militaristen entspringen, der damit sagen will, daß ihm im Vergleich mit dem Militär das Volk und seine Vertretung etwas durchaus Geringschätziges sind. Dann aber — nicht wahr? — müßte von Oldenburg-Januschau wiederum, gesetzt, er wolle die Tätigkeit des Soldaten charakterisieren, bestimmt Ausdrücke wählen, die der dem Zivil erwiesenen Respektlosigkeit genau entgegengesetzt sind: Worte der Höflichkeit und des Anstands. Erst wenn der Militarist auch über Soldaten in einem Ton spricht, der die absichtlich gezeigte Geringschätzung der zivilen Volksvertretung widerspiegelt, muß man zu dem Resultat kommen, daß er in dem frühern Fall gar nicht aus militaristischem Drang geredet hat. Denn wie könnte er wohl sonst übers Militär genau so verächtlich sprechen? Es muß also bei ihm noch ein andres Motiv vorhanden sein, das nach beiden Richtungen hin die gleiche Auswirkung hat. Nun liegt aber tatsächlich ein unumstößlicher Beweis dafür vor, daß v. Oldenburg auch vor einer Verhöhnung des Soldaten nicht zurückgeschreckt ist. Als nämlich im letzten Kriegsjahr die Wahlrechtsreform immer dringender wurde, hat der nach dem soeben ergangenen Urteil des Gerichts zu Unrecht als „Rüpel" bezeichnete gleiche v. Oldenburg in einer konservativen Parteiversammlung, also vor Bürgern, einmal über Mitglieder der Armee gesprochen, wobei er folgende Worte gebrauchte: „Was

wollten die Sozialdemokraten tun? Das Gros ihrer Wähler stand im Felde und bekam Feuer auf den Frack!"

In einer „Protest" überschriebenen Erwiderung bezeichnete ich es damals als „vollkommen richtig und in der Ordnung, daß v. Oldenburg nicht mit draußen steht, weil er nicht Geist vom Geiste der Frontsoldaten ist". Ich fuhr im Zorn des Frontsoldaten, der jede Sekunde Feuer auf den Frack bekommen konnte, fort: „Denn diesem Manne blieb es vorbehalten, die Qualen und Schmerzen der Soldaten zu ironisieren. Der preußische Kammerherr witzelt über die Wunden und Todesopfer der Soldaten: sie bekamen Feuer auf den Frack. Der Ausdruck ist technisch nicht richtig; denn der Soldat trägt keinen Frack. Er trägt einen zerschlissenen grauen Rock, den er wochenlang nicht vom Leibe bekommt. Dieser Rock ist ein Stück von ihm, ist mit ihm verwachsen. Ich habe Soldaten gesehen, bei denen es schien, als ob der Rock sie trüge. Und was die Beziehungen des Feuers zu diesem Frack anbelangt, so gehen die Granatsplitter, die Schrapnellkugeln und die lodernden Gluten der Flammenwerfer nicht auf den Frack, sondern sie gehen durch den Frack hindurch. Sie prallen nicht an ihm ab wie der Respekt vor den Leiden der Soldaten an dem harten Gemüt des Januschauers, sondern sie vernichten ihn. Ich habe einmal in einem Feldlazarett gesehen, wie ein Soldat sich vor Schmerz so bäumte, daß er fast auf Hinterkopf und Fersen stand. Ihm wurde aus seiner Brustwunde ein Stück Uniformtuch herausgezogen, das durch das Geschoß mit ins Fleisch gerissen war; ein Stück von seinem Frack.

Herr v. Oldenburg aber trägt einen Frack. Er zieht ihn zu festlichen Gelegenheiten an, nachdem er sich gebadet und neue, feine Wäsche angelegt hat. Der Frack gibt Herrn v. Oldenburg etwas Feierliches, Großartiges; der Soldatenfrack bringt Wunden ein. Im feldgrauen Frack kämpft und blutet der, den der festlich Befrackte ironisiert. Er trug einen schmutzigen, stinkigen Frack, der noch einmal „Mein Lenchen . . .!" röchelte; dann mußte er sterben, weil er etwas auf den Frack bekommen hatte."

Die Empörung, die diesen Protest durchzieht, wurzelt in der damaligen Situation. Nebenbei: ich mußte den Brief anonym drucken lassen; weil er sonst nie durchgekommen wäre. Denn der Zensor erlaubte damals wohl einem Herrn v. Oldenburg-Januschau derartige Verspottung der Frontsoldaten, diesen aber nicht die Erwiderung, weil dadurch die Interessen der Front gefährdet werden konnten. Heute sehe ich die Sache viel ruhiger an. Und da erkenne ich, daß v. Oldenburg, der einst im Reichstag das Volk und seine Vertretung im Vergleich zum Militär so verächtlich zu machen suchte, dabei ja gar nicht von innerer Anhänglichkeit an das Soldatische getrieben wurde. Denn ebenderselbe Mann: er spottet ja das andre Mal wieder über Soldaten, und wie! Auch ihr Todesleiden muß ihm dazu herhalten, sich auf ihre Kosten bei seinen Parteifreunden einzuschmeicheln. Daß die aber sämtlich Nichtsoldaten, also Zivilisten waren, geht nicht nur aus dem Charakter der Versammlung hervor, sondern auch daraus, daß es sich um einen konservativen Kreis handelte; denn wer als Konservativer in jener Zeit nur grade humpeln konnte, der war doch selbstverständlich an der Front, nicht wahr?

Einmal ist der Bürgersmann für v. Oldenburg ein Trottel, den der Soldat mit dem kleinen Finger der linken Hand aus seinem Gesetzgebungshaus wirft. Das andre Mal stellt er den Soldaten als armen Wicht hin: er bekommt Feuer auf den Frack und kann deshalb zuhaus nichts machen, wo jetzt das Zivil über ihn triumphieren kann. Was es übrigens auch getan hat; denn, wie ich aus dem mir aufgehobenen Bericht lese, hat der Skribent, der die Oldenburgrede brachte, hinter des Januschauers Spott über die Soldaten in Klammern das Wort „Heiterkeit" gesetzt.

Wer ein Safe mietet, kommt darin um!

von Hans Flesch

Es hat sich etwas ereignet. Ein Attentat auf S. M. das Allerheiligste ist vorgefallen. Flibustier des Jahres 1929 sind in den innersten Tempelhof eingedrungen und haben in den stählernen Strickstrumpf ein Loch gebohrt. S. O. S.: Tresors sind nicht mehr sicher!

Es muß romantisch zugegangen sein; schon der Bericht davon verhilft der Presse zu einem großen Tag. Es klirrt in der Silberkammer, es rauscht im Luftschacht, der Bürgersteig senkt sich. Sollte es gespenstern? Aber nein, man hat drei leere Kognakflaschen am Tatort vorgefunden: die Heroen waren aus Fleisch und Blut. Sie waren vielleicht nicht einmal so gewitzt wie fleißig. Die Arbeitsstadt Berlin hat auf ihrem ureigensten Gebiet eine Niederlage erlitten. Not bricht Eisen und Panzertüren, und mit Harren und Hoffen wird der Keller durchschloffen. Wer ein Safe mietet, kommt darin um.

Das Safe ist die moderne Ausgabe des Strickstrumpfes, des Betteinsatzes und des Topfes mit Dukaten um Mitternacht, unter dem Haselbusch. Das Safe stellt in dem vielverzweigten Wirtschaftsorganismus von heute die letzte Form von Reinkultur dieses Götzendienstes am tauglichsten aller Objekte dar; es ist die altjüngferliche, selbstverbohrt-ängstliche, hämorrhoidale Umgangsform des fromm zitternden Kleinbürgers mit S. M. dem Geld. Die heilige Kirche hat geboten: „Du sollst nicht Zins nehmen"; heute noch haben sie lieber ein paar Groschen in Silber und Bargeld hinter Stech-Schloß und Riegel, voll blinden Gottvertrauens in das heilige Panzerzimmer, als daß sie ihre Güter im Wirtschaftsorganismus pulsieren lassen. Auch diese Religion hat ihren Antichrist gefunden.

Waren es auch Millionenwerte, waren es auch wirkliche Geheimräte, Generalswitwen oder sogar Finanzoberkontrolleursbräute — es bleiben doch immer die Kleinsten von den Kleinen, die in der stählernen Mausefalle gefangen sind. Der Kleinbürger ist klein und ist schwach, man soll mit ihm nicht so streng ins Gericht gehen. Er ist der unbekannte Soldat aller sozialen Umwälzungen, er ist das Opferlamm auf allen Altären der Revolution; von Rechts verstoßen wegen klein, Links nicht aufgenommen wegen klein, wird er zum kleinsten aller Wirtschaftspartikel zerrieben und führt höchstens noch als Intelligenzler, wenn er den Mut der Verzweiflung aufbringt, vor der Masse der Klasseneingeborenen das ephemere Dasein eines unerwünschten Vorkämpfers. Wer kann es ihm übel nehmen, wenn er aus heiliger Scheu und purer Angst, den elektrischen Zitterrochen auch nur zu berühren, unfähig, sich völlig von der Vergangenheit des Besitzes zu trennen, die letzten Überbleibsel des holden Traumes den Halbgöttern, den Banken, von deren Tätigkeit er nur fabulose Vorstellungen haben kann, auf die Knie, ins Safe, legt? In Jedem von uns

ist irgendwo die alte Jungfer versteckt, die sich um alles in der Welt den lachenden Erben nicht mit Haut und Haar überliefern will. Das hängt mit Urtrieben zusammen, seid nicht so streng; mit Mysterienglauben, Bosheit und Geiz. Aber die Bank haftet für nichts.

Die Direktion der Direktion der Diskonto-Gesellschaft, die doch eine besonders feine Direktion, gewissermaßen eine Direktion zum Quadrat sein muß, hat erklärt, sie hafte nur, wenn es nicht zu viel koste. Das heißt, von Rechts wegen könne sie zur Haftung natürlich nicht herangezogen werden, denn es sei von ihr nichts versäumt worden, weder die Obsorge eines ordentlichen Kaufmanns, noch die Wachsamkeit eines ordentlichen Wachhunds; und überhaupt sei sie rückversichert bei der Alliierten und Associierten Allianz, und wenn sie was gäbe, so sei es aus freiem Willen, weil die Direktion so ein gutes Herz habe. Man habe doch gleich 10 000 Mark Prämie ausgesetzt; das macht mit der frühern Prämie zusammen schon 20 000 Mark. Nun, sind wir nicht spendabel? Die Herren Kommittenten müssen doch einsehen, und die „Geschäftsbedingungen" sind ebenso Gesetz wie der Dekalog oder der Katechismus. Aber die Herren Kommittenten lesen eben bekanntlich Kleingedrucktes nicht und würden gut und gern auch ihr Todesurteil als Geschäftsbedingung unterschreiben.

Es ist auch ganz bescheiden zu fragen, wieso von einer Versäumnis „nicht die Rede sein" kann? Montag ließ sich die Tür zum Tresor nicht öffnen, Dienstag hat man an die Direktion gemeldet, und es kam der einschlägige Fachmann. Nichts geschah, was Erfolg hatte; wie zu erwarten war. Auch der Fachmann aus dem Nachbarabschnitt war nicht siegreicher. Mittwoch entschloß man sich. Fünfzehn Stunden lang, in Ausübung allerschwerster Berufspflicht, im Dienste der Bank, haben unglückliche Maurer in die Mauer gebohrt. Wann man auf die Bescherung kam, ist nicht so genau gesagt. Aber erst Donnerstag früh hatten die Morgenblätter ihren fetten Bissen. Und hatten sich nicht schon vier Wochen früher die prächtigen Marmorplatten zu senken begonnen? Die Schmuckverkleidung erzitterte in ihrer ornamentalen Majestät. Zeichen und Wunder? Die Portiersleute schütteln ihr Haupt wie der Raisonneur im alten Lustspiel. Die Bank will nicht haften. Bankleute sind keine Zeichendeuter und Auguren; nur dann, wenn es sich um das gewisse Lächeln handelt. Die Bank will nicht haften. Und zwischen Sonnabend und Donnerstag ist eine lange Frist für Luftpiraten mit Bargeld.

Denn nun erst wird die Götterdämmerung vollständig. Es stellt sich nämlich heraus, daß jemand anders getroffen ist. Das Kapital mag bluten, die Zeche zahlt der Staat, das große Schein-Wir von heute, die Fiktion eines bourgeoisen Kollektivismus, das sich in dieser letzten Bankrotterklärung endgültig zum Krepieren anschickt. Ein schlichter, einfacher Satz in schlichter, einfacher Typographie auf der ersten Seite eines Zeitungsblattes, und mit dem Staat ist es aus. Vorüber. Staat (im Abgehen, bei Seite): „Die Verbrecher sind in der

glücklichen Lage, mit den baren Geldern arbeiten zu können. Sie können damit ihre Verteidigung und Vernebelung in unbeschränkter Weise durchführen und sich mit Hilfe ihrer Geldmittel vor jeder Überraschung sichern. Der Polizei stehen so große Mittel für die Verfolgung nicht zur Verfügung." (Stirbt. Vorhang fällt schnell.)

Zuerst war es der Hohepriester, der das goldene Kalb mit scheelen Augen ansah. Später gab es das Salzregal mit seinen tausend Brüdern. Auch der Polizeistaat, der bei den Rothschilds borgt, ist noch eine plausible Art, eine Brücke zwischen Fürstenherz und Zinsfuß herzustellen. Aber heute macht die Polizei Pleite, weil ihr doch keine Mittel zur Verfügung stehen, und das goldne Kalb ist Fleisch geworden. Und wir? Wir Safelosen? Was steht uns noch zur Verfügung?

Man weiß am Ende nicht, wem man für diesen roten Offenbarungsblitz dankbar sein soll, Gott, dem Kalb, den Piraten oder der Direktion zum Quadrat. Der Verfasser weiß es.

Der Verfasser hat drei Jahre seines jungen Lebens in der Inflationsmühle einer Großbank zugebracht. Nicht immer im Tresor — er säße sonst nicht hier; wer an der Lunge ein wenig schwach ist, überlebt das nicht. Aber wenn die große Parade vor der Bilanz kam, Generalbestandaufnahme, dann hat er oft aushilfsweise in diesem Papierbergwerk gearbeitet. Und unter allen häßlichen, gemeinen, mörderischen Tagen, die er in diesen Jahren erleben mußte, waren das die mörderischesten. Von tausenden vergifteter, vergilbter Wertpapiere flogen die Miasmen des diabolischen Drecks einer mathematischen Unterwelt auf, die er bis dahin nur für eine Rechengröße, nicht für Realität gehalten hatte. Und die gelben Gesichter mit den zuckenden Augen, die hämischen, hüstelnden Münder von den Verdammten, deren Los es war, hier tagaus, tagein, gegen geringe Tresorzulage und bei verkürzter Arbeitszeit, zu sichten, zu zählen, einzusperren und wieder freizulassen, was der Inhalt dieses tödlichen Strickstrumpfes war! Die Direktoren wandelten in unsern Reihen wie die Sklavenhalter.

Wer hat uns geholfen? Der Staat hatte damals schon stillschweigend vor den Kälbern die Waffen gestreckt, wenn auch nicht mit einem so einprägsamen, prägnanten Satz wie jetzt. Wir selbst? Weiß Gott — wären damals plötzlich in dem Luftschacht, durch den ohnehin keine Lüftung kam, mit vorgehaltenen Revolvern die Räuber erschienen, wir hätten sie wie rettende Engel begrüßt, hätten die wertvollen und minder wertvollen Siebensachen „achtlos" hingeschmissen und hätten herausgebrüllt: „Da — habt ihrs! Da — macht euch euren Dreck alleene —"

Denn schließlich ist es ein Räuberhandwerk, sich mit so etwas abzugeben; und Räuber sollen ehrlich sein.

Kant und die Erben von Wolf Zucker

Es gibt kaum einen großen Denker, der bei allem offiziellen Respekt so wenig auf die nicht grade rund um die Akademie angesiedelte Nachwelt gewirkt hat wie Kant. Man nennt ihn groß, weil man ihn nicht versteht, man nennt seine Sprache barock und überladen, weil man ihre großzügige und sinnvolle Architektur nicht übersieht. Voltaire, Rousseau wurden die Heiligen einer großen Revolution, Schopenhauer wenigstens die Zuflucht für malcontente Bourgeois, Nietzsche das gute Gewissen von Geistes-Fascisten — aber den Philosophen Kant, der revolutionärer, kritischer, heroischer war als alle andern zusammen, hat man in Dissertationen, Fachzeitschriften und Seminaren erstickt.

Man sehe sich etwa an, wie einem Studenten, der nicht grade die Philosophie als Wissenschaft studiert so wie andre Kolloidchemie oder Differentialgleichungen, Kant nahegebracht wird. Bekanntlich besteht an der Mehrzahl der deutschen Universitäten für den Studenten der Physik, Chemie, Biologie, Psychologie, Nationalökonomie, und was sonst nach einem überlebten Brauch zur philosophischen Fakultät gerechnet wird, der Zwang, für die Doktorprüfung Philosophie als Nebenfach zu nehmen. Meist geschieht das so, daß der unglückselige Naturwissenschaftler oder Volkswirt, der mit Recht dem, was an der Universität Philosophie heißt, mißtrauisch und fremd gegenübersteht, in den letzten acht Tagen aus einem handlichen Büchlein ein paar Daten zusammenklaubt und im übrigen den Philosophieprofessor einen toleranten Mann sein läßt. Sieht aber der Student in der Philosophie mehr als einen lästigen Zwang zum Auswendiglernen, sucht er sich ernsthaft ein bißchen zu orientieren — was wird ihm geboten? Er kommt in ein Kolleg und möchte etwa einen Eindruck gewinnen, was denn an Kant, den man doch einen großen Philosophen nennt, so bedeutend sei. Er möchte gern, da er die Kritik der reinen Vernunft im Bücherschrank stehen hat, wissen, was er mit diesem Buch anfangen soll. Erfährt er es auf der Universität, erfährt er es durch Festreden, die er kalendermäßig etwa alle fünf bis zehn Jahre zu hören bekommt? Kaum. Er hört etwas von der Überwindung des Rationalismus, ohne sich für Rationalismus interessiert zu haben, er steht hilflos, wie in den meisten Fällen auch seine Lehrer, vor dem „Schematismus der reinen Verstandesbegriffe" und geht dann nach Hause mit der Überzeugung, daß sich vor hundertfünfzig Jahren einmal ein Mann den Kopf zerbrochen hat über Fragen, die sicher sehr schwierig, aber für einen Menschen von heute recht unerheblich sind.

Das liegt aber nicht an Kant. Denn es gibt, außer vielleicht Hegel, kaum einen Denker, der so wie Kant von der konkreten Wirklichkeit ausgegangen ist, der sich so wie Kant darum bemüht hat, in die unübersehbare Vielfältigkeit von geistigen Möglichkeiten eine Ordnung zu bringen. Seine Probleme sind alles andre als mehr oder weniger müßige Spielereien eines trainierten Gehirns, sondern sie sind die Fragen nach den

Bedingungen des geistigen Lebens überhaupt, ob dies sich nun in der Kunst, in der Religion, in der Ethik oder in der Wissenschaft ausdrückt. Denn in der Mitte aller Fragestellungen Kants steht die schöpferische Persönlichkeit. Das ist fast ein banaler Satz. Er ist selbst den Professoren geläufig, aber anstatt von dieser Grundhaltung auszugehen und zu zeigen, welche Bedeutung die schöpferische Persönlichkeit in der Erkenntnis oder der Kunst hat, drücken sie sich vor den möglichen Konsequenzen und diskutieren über die Vollständigkeit der Antinomien, die Entbehrlichkeit eines Dinges an sich, und was sonst der guten Dinge mehr sind, die zwar für eine Spezialwissenschaft sehr interessant und bedeutend, aber für jenen Studenten, der nur wissen wollte, was denn an Kant sei, völlig gleichgültig sind. Denn der möchte ja nur besitzen, was er ererbt von seinen Vätern hat und was diese leider auch nicht besessen haben. Um so schlimmer für die Universität, wenn sie ihm bei diesem Wunsch nicht helfen kann oder will.

Was ist an Kant? Dieser Tage jährt sich sein Todestag zum hundertfünfundzwanzigsten Mal. Was ist Bleibendes an Kants Werk? Er hat, kurz gesagt, nachgewiesen, daß es in jeder geistigen Betätigung, in der Wissenschaft und in der Religion, in der Kunst und in der Ethik, zunächst einmal immer eines Schöpfungsaktes der freien Persönlichkeit bedarf, um nicht nur Leistungen, sondern überhaupt den geistigen Gegenstand selbst zu schaffen. Zum Beispiel in der Erkenntnis: Das Subjekt erkennt und deutet nicht nur einen Gegenstand, den es schon gegeben vorfindet, sondern es bedarf erst einer Aktion des Subjekts, damit es den Gegenstand selbst bekommt. Das, was das Subjekt als Material vorfindet vor jenem Akt, der gleichsam das ständige Neugebären der Wirklichkeit darstellt, ist eine dunkle und heftig diskutierte Angelegenheit, und man sollte sich nicht allzuviel darum kümmern. Das, womit man sich beschäftigt, wenn man irgend etwas erkennen will, ist ja allemal die „Wirklichkeit", die man, weil man sie erklären und vielleicht auch verbessern will, erst selber geschaffen hat. Das gilt, wenn Kant es auch nur für das Erkennen im Allgemeinen nachgewiesen hat, für alle, auch noch so praktischen Wissenschaften. Etwa in der Nationalökonomie: Die Phänomene, die vorgefunden werden, sind etwa Steuerlast, Verelendung, Brotpreis, Kinderarbeit und all die andern wirtschaftlichen Tatsachen. Aber diese Tatsachen genügen nicht, um auf ihnen eine Wissenschaft aufzubauen. Sie müssen erst in einem Netz von Begriffen und Fragestellungen eingefangen werden, damit sie sich zu jenem Ganzen ordnen, das man Weltwirtschaft nennt. Erst wenn solch ein widerspruchsloses Gesamtbild gefunden ist, ordnen sich die Tatsachen rational ein. Jede Wissenschaft stellt ja immer nur einen Teil der gesamten Wirklichkeit dar. In die Wissenschaft von der Wirtschaft gehören also nur die Teile der Wirklichkeit hinein, die für das wirtschaftliche Verhalten der Menschen wichtig sind. Um das zu entscheiden, braucht man aber einen bestimmten Begriffsapparat. Und so kommt man zu der Frage, deren Grundtypus Kant festgelegt hat: Wie ist eine Wissenschaft von der Wirtschaft als einem widerspruchs-

losen Ganzen möglich? Das heißt allgemein: Welche geistigen Voraussetzungen, welche „Kategorien“ brauchen wir, um zu erkennen?

Und dies ist wirklich keine gleichgültige oder nur spezielle Frage mehr. Durch das System Kants ist zum erstenmal die ganz allgemeine Forderung erhoben, daß derjenige, der zu irgend einer Frage des Geistes Stellung nehmen will, zunächst einmal wie einen Passierschein seine „Kategorien“ vorzuweisen habe. Wissenschaft ebenso wie Religion oder Ethik oder Kunst bedeutet, eine Vielfältigkeit als einheitliches Ganzes darzustellen. Die konkrete Wirklichkeit aber ist keine Einheit; unser Denken, beziehungsweise unser religiöses oder ästhetisches Gefühl „macht sie erst dazu“. Und über unsre Mittel bei dieser Arbeit haben wir uns auszuweisen.

Das ist die transzendentale Methode Kants. Und damit ist schon sehr viel anzufangen. Sie enthält ja zugleich wissenschaftliche, moralische und künstlerische Forderungen, Forderungen, die nicht nur den Fachphilosophen angehen, sondern jeden arbeitenden Menschen. Die Forderung ist immer widerspruchslose Wahrheit, freiwilliges Aufsichnehmen der Verantwortlichkeit für alle Mittel, mit der man der Welt handelnd oder erkennend gegenübertritt. Das so oft von Ignoranten — die sich dann gern auf jenes Distichon Schillers berufen — belachte Sittengesetz Kants sagt nichts andres. Wie ist ein sittliches Zusammenleben der Menschen möglich? Dadurch, daß das schöpferische Subjekt das Gesetz frei schafft und es für sich selber für verbindlich erklärt.

Diese Klarheit Kants, diese gerechte Nebeneinanderordnung der verschiednen Sphären des Geistes, diese Verantwortlichkeit im geistigen Verhalten — warum vermittelt die Universität sie nicht ihren Besuchern? Was fängt sie mit Kant an? Nach dem durchschnittlichen Universitätsbetrieb möchte man annehmen, daß es einfach nur ein paar wissenschaftliche Fragen weniger gäbe, wenn Kant nicht gelebt hätte. Da streiten sich „objektiv-realistische“ Auffassung mit „subjektiv-methodologischer“, und die Bücher Kants stehen im Bücherschrank, und es ist alles drin zu lesen. Man hat Kant zu einem wissenschaftlichen Objekt gemacht. Das Volk der Dichter und Denker hat zu einem seiner größten Männer keine Beziehung.

Man hat Kant hundertfach gedeutet und verfälscht. Man hat ihn ins Metaphysische umgebogen, wo er grade die Grenzen der Metaphysik bestimmen wollte, man hat aus ihm einen Aufklärer gemacht, wo er die Grenzen einer naturwissenschaftlichen Erklärung betont hat. Selbstverständlich ist Kant vieldeutig. Aber grade das war auch seine Größe. In ihm war alles nebeneinander, so wie der Mensch niemals rein wissenschaftlich, rein religiös, rein ästhetisch leben kann, sondern stets alles zugleich ist. Und das einzige Gebot ist, die Grenzen zwischen diesen Sphären nicht zu verwischen. Aber das tun Kants Erben. Der „Streit der Fakultäten“ wird wohl noch einmal geschrieben werden müssen.

Der Augiasstall-Engel von Ludwig Marcuse

> So entschloß ich mich, strebend, zögernd, zweifelnd zu einer Arbeit, für deren Art und Maße kein andrer Vergleich paßt als der mit der Heldentat des Herakles in den Ställen des Augias.
>
> *Eduard Engel*

Soeben ist das 41. bis 45. Tausend des ‚Handweisers zur Entwelschung' erschienen, „ein Buch fürs deutsche Leben". Ein strenges Buch, das aus tausend „Wird erschossen!" besteht: „Ich halte die Welscherei in der Tat für sprachlichen Landesverrat und lehne jede Mahnung zur größeren Milde oder auch Höflichkeit ab". Dieser Engel ist der Ober-Staatsanwalt der Puristen.

Welscher sind Leute, die nur „Küchenlatein, Apothekergriechisch, Kellnerfranzösisch, Stallknechtenglisch, Leierkastenitalienisch" reden; also (nach Engel): Goethe; Nietzsche; „der welschende Germanist", „der deutsche Berserker" Röthe; Wilamowitz-Möllendorf; Sombart; Delbrück. Die nationalsten Recken werden hier, als wären sie Republikaner, zum welschenden Gesindel geworfen. Ein deutscher Reichskanzler bekommt eins aufs Dach, weil er im Reichstag von Deutschlands „Désintéressement" sich zu reden erkühnte. Der wackere deutsche Germanist, staatlich anerkanntes Rückgrat des Deutschtums, bekommt eins auf die Finger, denn er ist „ein Deutscher, der sein Leben der Wissenschaft des Deutschen geweiht hat, aber sich und seine Wissenschaft nicht auf deutsch bezeichnen kann". Goethe kreidet der Rache-Engel den „Chapeau" im Werther an; Nietzsche grollt er wegen des „Ressentiment" und verkündet in der Vorrede: „In mein Fremdwörterbuch gehört das nicht". Blättert man dann aber nach, so steht es doch in seinem Fremdwörterbuch. Im Augias-Stall ists eben dunkel, da weiß der Eduard nicht, was der Engel tut.

Eine besondre Schwierigkeit bot unserm Stall-Engel die Auswahl: Was ist deutsch, was ist welsch? Und welches Welsch soll Aufnahme finden in diesem Stallmist-Katalog? Entscheidung in der zweiten Frage: Die in dieses Buch aufgenommenen Welschwörter sind „überflüssig", die fehlenden „nichtsnutzig". Ist also einer ein nationaler Mann, hat aber doch einmal Lust zu einem welschenden Seitensprung, so möge er wenigstens die „Überflüssigen" des „Handweisers" benutzen; nicht die „Nichtsnutzigen", die ihn womöglich in die Gesellschaft so subversiver Elemente wie Wilamowitz und Delbrück bringen. Dagegen darf Worte wie Altar, Drama, Musik, Natur, Religion „jeder noch so saubre Deutschschreiber" ohne Gewissensbisse verwenden. (Ein echter Welscher würde ein Kauderwelsch wie „jeder noch so saubre Deutschschreiber" nie ohne Gewissensbisse hinschreiben.) Auch bei „Faschisten"

stolpert der Säuberer — so rein ist kein Engel: nach einem Anlauf von vier Verdeutschungen stellt er resigniert fest: „Im Alltagsgebrauch wird man eben Faschisten sagen müssen, solange sie so heißen." Keine Sekunde länger natürlich. Welche Weisheit!

Dagegen — und nun schlägt der Engel mit beiden Flügeln um sich — ist das Wort „modern" „allenfalls für rückständige Schneiderinnen notwendig"; das Wort „amüsieren" „verpöbelt, unter Gebildeten absterbend"; das Wort „Ballon" „in der Fachsprache noch beibehalten, aber ohne Näseln"; das Wort „ecco" — Achtung! Kerr! — ein „hochgebildetes Schmockmitbringsel aus Italien". „Feuilletonist" ist durch „Unterblättler", „Brosche" durch „Busen-Schmuck", „Boudoir" durch „Plausche" zu ersetzen. Stundenlang kannst du dich amüsieren!

Weniger harmlos ist dies „Buch fürs deutsche Leben", wenn das Engel-Hirn nicht ausreicht für die Erfassung der Kapazität eines Wortes. So gibt er, beispielsweise, den Lesern „fürs deutsche Leben" von „machiavellistisch" völlig unzureichende Verdeutschungen: „hinterlistig, gewissenlos, treulos, italienisch". Also er gibt die subjektive Wertung eines Gedankengehalts statt des Gehalts selbst. Doch die schönsten Oasen in dieser Verdeutschungswüste sind nun jene Verdeutschungen und Anmerkungen, in denen Eduard Engels Weltanschauung ruchbar wird: „Kommunismus" — „Aufteilung (aller Andern)"; „Anarchie" — „polnischer Reichstag, Sauwirtschaft, Pöbelherrschaft"; „Militarismus" — „Blödlingswort der neidvollen Feinde Deutschlands im Weltkriege für: das unbezwingbare Deutschland"; „Chauvinismus" — „Wort und Sache von Treitschke für Deutschland mit Recht abgelehnt" (und er fragt mit einer Klammer zu seiner Übersetzung „Überdeutschtum": „Gibt es das in dem Lande, wo ein Buch wie dieses nötig ist?") Ein Wort wie „Chauvinist" braucht seiner Meinung nach nicht erklärt zu werden; zu erklären ist nur die Mentalität der Welscher: „Unziemliches welsches Schimpfwort der Unvölkischen für jeden rückhaltlos vaterländischen Mann". Auch die Deutsche Liebe kennen die Welscher nicht; sondern nur „Erotik": „mit der Zeit für jede Dirne angewandt, und ist doch um kein Haarbreit mehr als Geschlechtstrieb... Wer etwas Edleres meint, der sage es auf deutsch." Also etwa: Fortpflanzungstrieb! Man sehe weiter unter Expressionismus und Naturalismus nach, wie die deutsche Kunst den Klauen der Welscher entrissen werden kann.

Dies Buch ist wahrhaftig mehr als ein „Handweiser zur Entwelschung". Es ist die deutsche Sprache im Jägerhemd; mit Hellebarden ausgerüstet gegen Küchenlatein, Apothekergriechisch, Kellnerfranzösisch, Stallknechtenglisch und Leierkastenitalienisch. Der Landknechts-Engel macht Großreine.

Das Ende des deutschen Automobils

Von einem Konstrukteur

In dem Lande, wo das Automobil entstanden ist, in einem Lande, das von der ganzen Welt wegen seines technischen Geistes mit Recht bewundert wird, ist die Automobil-Industrie am Absterben. Jeder nachdenkliche Mensch muß sich fragen, wie es soweit kommen konnte, trotzdem ein riesiger Bedarf an Automobilen vorhanden ist. Es haben deshalb auch die letzten Nachrichten aus der Automobilindustrie überall sensationell gewirkt: 50 Prozent aller in Berlin verkauften Wagen sind Ausländer. Die Aktien der drei berühmtesten Unternehmungen stehen auf 33 bis 51 Prozent. Die Firma Opel gibt ihre Fabrikation auf und es werden dort in Zukunft die Chevrolet-Wagen von General Motors gebaut. Also bis auf zwei oder drei Unternehmungen, die scheinbar noch eine Zukunft haben, verschwindet das deutsche Automobil. Es lohnt sich, einmal die geistige Entwicklung zu skizzieren, die zu dieser Katastrophe geführt hat.

Von den Industriellen wird als Hauptgrund angegeben, daß das Publikum nie das kaufen wollte, was sie hergestellt haben. Das Publikum hatte nicht genug „Takt", um deutsche Wagen zu kaufen, wie sich eine gescheite Annonce von Opel ausdrückte. Also hat auch hier das deutsche Volk den „Dolchstoß" geführt.

Die Geschichte des Niedergangs der Automobil-Industrie beginnt im Kriege. Die große Zeit machte sich in den Automobilfabriken auf verschiedene Weise bemerkbar. Es wurde sehr viel verdient, und die Automobile konnten damals noch als sehr vollkommen bezeichnet werden. Aber bereits 1916 und 1917 hätten die Erfahrungen des Feldes technisch verwertet werden müssen. Es wurden aber kaum Neukonstruktionen durchgeführt, da man ja sowieso alles, was Räder hatte, an das Militär los wurde. In diesen Jahren liegt der Wendepunkt. In den Konstruktionsbureaus riß ein militärischer Ton ein, der sich dadurch kennzeichnete, daß man auch bei besserer Einsicht seinem Vorgesetzten nicht mehr widersprechen durfte. Jetzt hatte man ein herrliches Druckmittel in der Hand, jeden sachlichen Widerspruch mit der Drohung abzuschneiden, daß der Opponierende an die Front geschickt würde. Die tüchtigsten Leute, die sich am wenigsten sagen ließen, meldeten sich freiwillig zum Militär, sie wurden Flugzeugführer, Tankfahrer oder dergleichen, und viele kamen nicht wieder. Von den übrigen wurde ein großer Teil, besonders wenn sie mit Gehaltsforderungen kamen, von ihren Vorgesetzten an die Front befördert und so aus dem Wege geräumt.

Diejenigen, die aus dem Kriege zurückkamen, fanden die guten Plätze besetzt. Nur wer früher die einzelnen Bureaus gekannt hat, weiß, was für eine schlechte Auslese die führenden Werke getroffen haben. Hier liegt der Angelpunkt der ganzen Frage, der allerdings in einer wohl fünfjährigen De-

batte noch nicht ein Mal berührt worden ist. Ein Automobil ist ein Geistesprodukt, und man braucht sich nur die Gehirne anzusehen, in denen es entstanden ist. Ich spreche keine Übertreibung aus, wenn ich sage, daß keiner der Motoren- und Chassis-Konstrukteure, die am Kriegsende in den gehobeneren Stellungen saßen, Auto fahren konnte. Nun ist grade das Automobil eine Maschine, die nur in geringem Umfange am Reißbrett und durch Berechnung gebaut werden kann. Mindestens die halbe Arbeit muß auf der Straße geleistet werden, wo es auch nachher verwendet werden soll, weil die Fahreigenschaften sich niemals rechnerisch voll erfassen lassen.

Es waren besondere Fahringenieure und Fahrmeister vorhanden. Fahringenieur war ein sehr begehrter Posten, da einfachere Rennen und besonders Schönheitskonkurrenzen und andre gesellschaftliche Ereignisse mitgemacht werden mußten. Sie wurden deshalb aus der Familie und der Bekanntschaft der Direktion ausgesucht, und ihre Mitarbeit an der Fortentwicklung des Wagens war gleich Null. Die gefährlicheren Rennen sowie das Einfahren der fertigen Wagen besorgten „wackere Fahrmeister", worunter hervorragend tüchtige Leute waren. Diese kannten bereits 1921 einen großen Teil der Anforderungen, die an einen modernen Wagen gestellt werden mußten und mit denen die Amerikaner ihren Sieg auf dem Weltmarkt errungen haben. Einesteils hüteten sie aber diese Kenntnisse als Geheimnis, um ihre Rennen zu gewinnen, ferner wollte sie auch niemand von ihnen wissen, da sich ein Chefkonstrukteur nicht gern zu einem Fahrmeister herabließ. Den einfachen Konstrukteuren war und ist noch heute der Verkehr mit den Betriebsleuten nach Möglichkeit erschwert.

Während der Inflation wurden die ersten Schatten der amerikanischen Konkurrenz sichtbar. „Sie solle nur komme mit ihre amerikanische Blechkäschte, die don uns nix." Diesen Ausspruch hörte ich mit eignen Ohren von dem Generaldirektor der ältesten Automobilfabrik im Jahre 1921. Der ganze Geist der „Leitung" ist darin enthalten. Maßlose Unterschätzung des Gegners. Völlige Unkenntnis der Schwächen des eignen Fabrikats. Der Mann war aus dem Staatsdienst hervorgegangen, er weiß heute noch nicht, woran er gescheitert ist und wird es auch nicht mehr begreifen. Man sieht daraus, daß man überhaupt ablehnte, sich mit dem amerikanischen Fabrikat zu beschäftigen. Man setzte Amerikaner gleich Ford und Ford gleich „Dreck". Beides war natürlich Unsinn, denn es gab bereits damals im Auslande herrliche Wagen. Ferner hätte auch Ford nicht vierzehn Millionen Wagen derselben Type in fünfzehn Jahren verkaufen können, wenn seine Leistung schlecht gewesen wäre. Der frühere Ford-Wagen und seine Herstellung waren im Gegenteil eine großartige Leistung, deren Bedeutung später noch höher eingeschätzt werden wird. Solche Direktoren wie der oben zitierte saßen überall. Einzelne waren früher gute Automobilbauer gewesen, aber längst überaltert. Andre waren aus andern Berufen herübergewechselt, und besonders tauchten nach großen finanziellen „Transaktionen" die merkwürdigsten Gestalten auf.

Techniker, die die Gefahr erkannten und auch die Fähigkeiten besaßen, für den deutschen Markt das Richtige zu bauen, gab es natürlich auch damals. Aber sie kamen nicht zu Worte. Dabei hätte man in der Inflationszeit für ein paar Pfennige die genialsten Konstrukteure haben können. Aber selbst diese paar Pfennige waren der Industrie zuviel.

Dann kam die Stabilisierung und mit ihr erschienen die ersten amerikanischen Wagen, die vom Publikum mit Begeisterung aufgenommen wurden. Den Automobil-Industriellen imponierten sie noch nicht, dagegen begann man sich für die amerikanische Fabrikation zu interessieren. Das neue Schlagwort lautete „Rationalisierung". Es reisten verschiedene Direktoren nach Amerika, und zwischen andern Sehenswürdigkeiten besahen sie sich auch kurz die dortigen Riesenfabriken. Diese imponierten ihnen schon äußerlich sehr, und man glaubte, wenn man recht viel von den bisher gebauten deutschen Wagen herstellen könnte, müßten sie doch auch endlich mehr gekauft werden. Man begann also das Pferd vom Schwanze her aufzuzäumen und baute irrsinnig teure Anlagen zur Fließ-Fabrikation. Nachher hatte man nichts, was fließen konnte. In Amerika dagegen sind diese Anlagen folgerichtig entstanden, nachdem die Fabrikation genügend groß geworden war.

Der stürmischste Teil jener Periode war vor etwa zwei Jahren abgeschlossen. Danach setzte wieder eine Zeit der fieberhaften Neukonstruktion ein, und zwar machte man sich nun daran, nachdem man lange genug auf die Amerikaner geschimpft hatte, sie möglichst genau zu kopieren. Einige Firmen kopierten nur äußerlich, andre bauten auch innerlich nun ebenso sorgfältig wie die Amerikaner. Die Firma Adler glaubte das Ei des Kolumbus gefunden zu haben; sie sagte sich: wenn wir etwas ebenso Gutes bauen wollen wie die Amerikaner, so bauen wir einfach dasselbe! Sie nahm sich den sehr beliebten Chrysler-Wagen, ließ jede Schraube abzeichnen und danach den Standard 6 bauen. Taktvoller Weise wurde dieser Wagen dann annonciert: „Oft kopiert — nie erreicht!" Die Hauptsache hatte man dabei vergessen, nämlich daß das Kopieren solange dauerte, bis Chrysler zwei neue Modelle herausbrachte.

Es ist schließlich doch erreicht worden, daß die auf der letzten Ausstellung gezeigten deutschen Modelle konstruktiv, oder wenigstens ein Teil davon, den Ausländern gleichwertig waren. Aber es waren wieder absolute Neukonstruktionen, bei denen immer der Verdacht besteht, daß die ersten Käufer die Versuchskaninchen darstellen. Außerdem war es aus wirtschaftlichen Gründen für die Firmen schon zu spät.

Ich muß nun zunächst eine in der Einleitung gemachte Behauptung beweisen, daß nämlich Deutschland einen Hunger nach guten Automobilen hat. Dabei wollen wir den Markt für Wagen mittlerer Preislage schon als verloren betrachten. In Amerika wird aber das Hauptgeschäft in Wagen für 2000 bis 2500 Mark oder nach deutscher Mark-Kaufkraft umgerechnet für 1200 bis 1500 Mark gemacht. Für dieses Geld hätte sich selbstverständlich auch in Deutschland ein guter Wagen bauen

lassen. Ein guter Wagen soll ein solcher sein, in dem man richtig sitzen kann, der bei mittelguter Behandlung und auf schlechten Straßen 30 000 km ohne wesentliche Reparatur fährt, und so fährt, daß man nach 150 km Fahrt noch keine Kopfschmerzen vom Schütteln hat. Von einem solchen Wagen hätten noch in den letzten zwei Jahren vierhunderttausend Stück verkauft werden können.

Es muß auch noch kurz begründet werden, wodurch die Amerikaner ihre Erfolge errungen haben. Jedenfalls nicht durch ihre Bosheit oder durch ihre Kapitalmacht oder durch die Vorliebe des deutschen Publikums für ausländische Sachen. Im Gegenteil, viele Käufer berechnen noch nicht einmal richtig, welche Vorteile sie beim Kauf eines amerikanischen Wagens durch billige und sachgemäße Reparaturen mit kaufen. Alle großen Wirkungen sind durch überlegenen Verstand in Verbindung mit Hingabe an eine Idee erreicht worden. In den Vereinigten Staaten waren eben einige Leute mit Verstand von der Idee besessen, immer bessere Automobile immer billiger zu bauen. Sie haben diese Idee fanatisch durch ganze Jahre verfolgt. Alle Gewinne wurden verwendet, auch die während des Krieges, um die Wagen weiter zu verbessern. Schon 1917 waren daher die amerikanischen Fahrzeuge den unsrigen überlegen.

Unsre Industrie hat die Kriegsgewinne nicht dazu verwendet, um die Wagen und die Fabrikation zu verbessern. Die Inflation konnte von der Automobil-Industrie gut ausgenutzt werden und es wurden auch riesige Gewinne erzielt. Aber man hat sie nicht dazu verwendet, die Produktion zu verbessern. Im Gegenteil, man lieferte schlechteste Qualität und konnte paradoxer Weise bei stärkstem Export sich die ausländischen Märkte verderben.

Es scheint, als ob die deutschen Industriellen der letzten Jahre sich zuviel haben ablenken lassen. Ein Hauptaugenmerk war immer auf irgendwelche Transaktionen gerichtet, die meist darauf hinausliefen, die Zahl der Kleinaktionäre zu vermindern und kurzfristig zu verdienen. Ferner beschäftigten sie sich zuviel damit, die alten herrlichen Zeiten zurückführen zu wollen. Die Folge waren immerwährende Kämpfe um Pfennige an Löhnen und Gehältern, die in Wirklichkeit politische Machtkämpfe waren. Hätte es einen Automobilindustriellen gegeben, der ein Ingenieur großen Formats gewesen wäre und der sich vorgenommen hätte, unter den Verhältnissen, wie sie gegeben sind: ständig steigende Löhne sowie sonstige hohe Lasten — an nichts weiter zu denken als an den Bau eines guten Automobils, er hätte ungeheuren Erfolg gehabt. Ein solcher Mann war aber nicht vorhanden.

Die vorstehenden Ausführungen haben nicht die Absicht, die letzten Ursachen des Niederganges unsrer Automobil-Industrie aufzudecken. Sie sind Beobachtungen, die sich in langer Praxis ergeben haben. Und sie sind eine sehr notwendige Verteidigung der wirklich guten deutschen Automobil-Konstrukteure, die es immer gegeben hat, denen es aber nicht möglich war, ihren Beruf in Deutschland auszuüben.

Bemerkungen

Der französische Sortimenter

Natürlich hat sie auch Flecken, die pariser Sonne. Vom Telephon wollen wir gar nicht erst reden — denn das gibt es nicht. Es gibt Telephonkästen, Drähte, Telephonistinnen, auch merkwürdigerweise Leute, die telephonieren — aber ein Telephon gibt es nicht. (Mit Ausnahme eines einzigen guten automatischen Amts.) Die französische Nation eignet sich nicht zum Telephonieren. Gut. Aber ein wirklich schwarzer, schwerer, dicker Fleck in dieser Sonne —: das ist der französische Buchhändler.

Vorteil: Man kann in jeden Buchladen gehen und an den dort ausgestellten Büchern herumnaschen — meist stehen zu diesem Zweck Kästen vor der Tür, und es wird sehr wenig gestohlen. Einer hat einmal den Versuch gemacht, die stets offene Tür im Winter zu schließen — gleich kamen fünfzig Prozent Kunden weniger hinein. Aber mit diesem Vorteil ist es auch zu Ende.

Nachteile: — der ganze französische Sortimenter ist ein einziger Nachteil. Es gibt wunderbar ausgebildete Spezialisten, die alles wissen und noch mehr — die muß man aber finden. Es gibt Antiquare, die ihre Bücher lieben, wie man Frauen liebt. Wie der Rest seine Geschäfte macht, ist mir unerklärlich. Der Rest ist so:

Du gehst in den Laden und kaufst vom Ladentisch weg — du wirst ausgezeichnet bedient. In dem Augenblick aber, wo du ein Buch verlangst, das nicht am Lager ist oder das der mäßig unterrichtete, weil zu niedrig bezahlte Gehilfe nicht kennt, ist es ratzekahl aus. Der Chef weiß meist ebensowenig Bescheid. Kataloge kennt der französische Buchhändler nicht. Will er auch gar nicht kennen — er ist viel zu faul, um nachzusehen, um sich auch nur die kleine Mühe zu machen, nachzuschlagen, dir etwas Ähnliches zu empfehlen ... „Ah ça ..." Aus.

Die Franzosen sind ungewöhnlich höfliche Leute — Muffligkeit, Ungezogenheit, stumpfe Gleichgültigkeit habe ich nur bei manchen Behörden und in fast allen Buchhandlungen gefunden. Dieses Maß von Interesselosigkeit, das du in französischen Buchläden antriffst, kann nicht überboten werden. Unbekannt, daß der Buchhändler einem etwas besorgen könne; unbekannt die sachdienliche Empfehlung; unbekannt Wissen, Erfahrung, Kundenbehandlung, Höflichkeit und Sachkenntnis — es ist ein Kreuz ...

Am deutschen Sortimenter hat niemand mehr auszusetzen als diejenigen Buchhändler, die ihren Stand lieben und vorwärts bringen wollen, und es ist zweifellos ein Streben zu erkennen, das Buch wirklich wie eine gute Ware in die Kundschaft dringen zu lassen. Die Franzosen, die im Grunde ihres Wesens alles andre sind als Kaufleute, wissen davon nichts. Gegen den deutschen Buchhändler gehalten ist der französische etwas, was neulich der Professor Arnould mit seinem charmantesten Lächeln so ausgedrückt hat: „Eine Papierwarenhandlung."

Auch die Sonne hat Flecke.

Peter Panter

Fremdenfimmel.

Berlin gehört den Fremden — oder wissen Sie das schon? Das Brandenburger Tor, der Dom, die Kaiser-Wilhelm-Gedächniskirche, alles. Früher hat es den Schutzleuten gehört und dem Verschönerungsverein. Jetzt ist es für die Fremden da. Der Berliner darf sich das Brandenburger Tor ansehen. Auch darf er, wenn es entzwei ist, die Reparatur bezahlen. Aber repariert wird es nur für die Fremden, damit sie einen erhebenden Eindruck davontragen. Denn wir sind eine Fremdenstadt und

müssen es den Gästen gemütlich machen.

Wir bauen neue Brücken und freuen uns gewaltig, wenn sie den Fremden gefallen. Ist der Asphalt nicht in Schuß, sind die Straßen zu dunkel, sehen unsre Autodroschken vorsintflutlich aus — ihnen zuliebe wird alles geändert. Wozu brauchen wir das größte Schwimmbad der Welt, das luxuriöseste Café Europas und den tollsten Größenwahn des ganzen Kontinents: damit die Fremden Mund und Nase aufsperren.

Als jüngst am Schlesischen Bahnhof die Verbrecherschlacht entschieden war, hagelte es Proteste. Man verlangte von der Polizei, daß sie „dem immer herausfordernder werdenden Verbrechertum dieser Gegend Einhalt gebiete".

Weshalb? Etwa weil Leben und Eigentum der Einwohner gefährdet waren? Nein!

Sondern: „weil die Nachricht, daß es in Berlin Verbrecherschlachten gibt, auf die Fremden schädlich wirkt". Siebzehn Fremde haben Berlin verlassen. Weitere siebzehn sind erst gar nicht gekommen.

„Die Fremdenindustrie ist bei der Polizei vorstellig geworden. Sie verlangt die sofortige Auflösung der Verbrechervereine."

Die Fremdenindustrie verlangt, die Fremdenindustrie fordert, die Fremdenindustrie wünscht. Die Fremdenindustrie hat einen großen Mund. Früher, als es sie noch nicht gab, kamen mehr Fremde nach Berlin. Die Fremdenindustrie sollte sich weniger um die Fremden kümmern.

Bruno Manuel

Mein Name ist Haas

Statt sich den Kopf zu zerbrechen über Mittel und Wege, wie man neue, noch grauenvollere Massenmorde zwischen den Völkern verhindern kann, diskutiert der Republikanerich „Wehrprobleme" und „Wehrprogramme". Daß unsre Nation von einer andern in der Absicht des Raubens und Mordens überfallen werden wird, sich also „wehren" muß, ist eine Voraussetzung, an deren Selbstverständlichkeit die Herrschaften nicht rütteln lassen, während sie selber, versteht sich, unsagbar friedesam, frei von jeder imperialistischen Regung, in nationaler Hinsicht gradezu Gefäße erzenglischer Demut sind (erzengelhafter ist gemeint, nicht erz-englischer).

So äußert sich auch Herr Republikaner Doktor Ludwig Haas (im ‚Berliner Tageblatt', das sonst schmackhaftere Kost verabreicht) . . . worüber? Aber selbstverständlich über „Demokratie und Wehrpolitik". Dieser Artikel, eine fade Graupensuppe, die Haas übrigens jedes Jahr von neuem serviert — man muß wahrhaftig kein Gourmet sein, um sie ungenießbar zu finden. So belemmert die Demokratenpartei auch ist, es überrascht, spaltenlang über Wahrheiten belehrt zu werden, die schon unter Wilhelm I. jedem Zentrumsmann geläufig waren: daß nämlich ein Zustand, in dem die politische Leitung der militärischen untergeordnet ist, Militarismus und Unheil bedeutet, und daß im Offizierkorps die Bürgerlichen mit den Adligen gleichrangieren müssen — ein Philosophem, dem Haas nicht vergißt erläuternd hinzuzufügen, daß eine Demokratie „armselig" wäre, die „sich in kleinlicher Gehässigkeit gegen alte Geschlechter erschöpft" und die „kein Verständnis hat für die Werte alter Tradition". In der Tat, dem Vositzenden der Demokratischen Reichstagsfraktion müssen auch seine Gegner bezeugen, daß ihm jede Gehässigkeit gegen den nationalistischen Feudaladel fehlt und daß er die alten Traditionen in Ehren hält, sogar die ältesten und idiotischsten, zum Beispiel die traditionelle Theorie: ‚Si! vis pacem, para bellum'.

Wir wundern uns daher gar nicht, daß er bei dieser Gelegenheit zum ypsilonten Male die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht vorschlägt — die

er allerdings beim rechten Namen zu nennen nicht mehr den Mut hat; er zieht vor, das Ding ‚Miliz' zu nennen; damit stößt er seine Leser nicht so vor den Bauch; es wissen nämlich die wenigsten, daß Miliz mit Zwang verbunden ist.

> Die Demokratie betrachtet das Wehrsystem, das uns in Versailles aufgezwungen wurde, nicht als das dem Wesen der Demokratie entsprechende. Ob kleine Armeen hochentwickelter Techniker die Zukunftsarmeen sein werden, vermag heute niemand mit Sicherheit vorauszusagen. Das Wehrideal der Demokratie ist das Volk, das seine Grenzen selbst verteidigt. Die Demokratie fordert deshalb durch Abänderung des Versailler Vertrags die Möglichkeit eines Milizsystems.

„Die Demokratie"? Wenn Herr Haas die Demokratie ist, dann hat die Demokratie tatsächlich seit zehn Jahren nichts dazugelernt. Wenn die Demokratie Haas heißt, dann entspricht ihrem Wesen, daß sie die ihr unterworfenen Menschen nötigt, für einen Dreck zu töten und zu sterben. (Besitzinteressen einer Dynastie, einer Kaste, eines Konsortiums sind ein Dreck!) „Der Wille, seine Grenzen zu verteidigen, muß in einem gesunden Volke lebendig sein." Preußen-Deutschlands Regierungen haben während der letzten hundert Jahre viermal Massenmetzeleien veranstaltet, wollte sagen, Krieg geführt. Bedroht waren die Grenzen des Landes weder 1864 noch 1866 noch 1870 noch 1914. Schon gar nicht 1914; das haben wir miterlebt. Millionen Deutsche sind gefallen, Millionen Deutsche verstümmelt und verschandelt worden, ohne daß der Wille dieses Volkes, „seine Grenzen zu verteidigen", durch einen Feind herausgefordert worden wäre. Die Gründe, weswegen Krieg gemacht wurde, waren völlig andre. Das ist Tatsache; geschichtliche, erweisliche. Aber Herr Haas plärrt weiter die lügenhafteste aller patriotischen Phrasen; er dreht seine Gebetsmühle, dieser alte Lama, als gäbe es jenseits seiner Gedankenlosigkeit keine geistige Welt. Ein unbeirrter Mongole.

Immerhin: ob noch echte Verteidigungskriege in Europa möglich sind, mag eine Streitfrage sein. Es bleibt unfruchtbar, sie mit Herrn Haas zu erörtern. Das sind Dinge des Denkens, nicht des Wissens. Unerträglich aber ist die tiefe Unwissenheit dieses Parlamentariers. Er schreibt:

> Die Demokratie wird dem Gedanken der Kriegsdienstverweigerung nie ein Zugeständnis machen können. Der Wille, seine Grenzen zu verteidigen, muß in einem gesunden Volke lebendig sein.

Ich habe nicht vor, die Idee der Kriegsdienstverweigerung gegen Herrn Haas zu verteidigen; sie ist den Angriffen beachtenswerterer Gegner ausgesetzt: unsrer kommunistischen Halbfreunde; und mit denen unterhalte ich mich darüber bei andrer Gelegenheit. Worum es mir hier geht, ist, zu zeigen, wie wenig Herr Haas von den Dingen weiß, über die er vom hohen Pferd richtet. Er studiert die Friedensbewegung nicht, aber er kritisiert sie. Hätte er sie auch nur oberflächlich studiert, so wüßte er, daß längst Pazifisten älterer Richtung, Demokraten, die, wie er, auf dem Boden der Vaterlandsverteidigung stehen und darum die unbedingte Kriegsdienstverweigerung ablehnen, sich entschlossen haben, sie dort anzuerkennen, ja zu fordern, wo eine Regierung entgegen ihren internationalen Verpflichtungen zum Kriege schreitet. Schon auf dem berliner Weltfriedenskongreß, 1924, hat ein so maßvoller Pazifist wie Hans Wehberg (die Autorität eines Professors an der genfer Völkerbundsuniversität wird vielleicht sogar Herr Haas gelten lassen) sich für die Pflicht zur Dienstverweigerung in einem völkerrechtlich verbotenen Kriege ausgesprochen; im Jahre 1927 hat Politis, der berühmte griechische Völkerrechtler und Völkerbundspolitiker, in seiner Schrift „Les nouvelles Tendances du Droit international" — aber was kümmern Herrn Haas „neue Tendenzen"! — den Individuen empfohlen, „sich zu der Meinung durchzuringen, daß das höhere

Interesse ihres Landes ihnen die gebieterische Pflicht auferlegt, den Gehorsam solchen Befehlen zu verweigern, die das Weltgewissen für verbrecherisch hält"; und 1928 hat der hamburger Völkerrechtslehrer Professor Mendelssohn-Bartholdy in seinen „Europäischen Gesprächen" ausgeführt, nach der Ratifikation des Kelloggpakts würden die Staaten ihre Angehörigen nicht mehr durch eine Kriegserklärung zum Kriegsdienst zwingen können. Der alte demokratische General Berthold v. Deimling hat in einer Rundfrage der ‚Friedenswarte' über Kriegsdienstverweigerung (Oktober-November 1928) die These aufgestellt, die Gesetze eines Landes seien „dazu da, daß sie respektiert werden, (es sei denn, daß sie dem Völkerrecht widersprechen)"; und ein noch leidenschaftlicherer Gegner der grundsätzlichen Kriegsdienstverweigerung, Hellmut v. Gerlach, hat in derselben Enquête erklärt: „Kriegsdienstverweigerung erscheint mir nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht, wenn der eigne Staat einen völkerrechtswidrigen Krieg führt." H. v. Gerlach, rechter Flügelmann des Deutschen Friedenskartells, kennt Fälle, in denen „Erfüllung der Dienstpflicht ein Verbrechen wäre".

Den Demokraten Wehberg, Politis, Mendelssohn-Bartholdy, v. Deimling, v. Gerlach gegenüber vertritt Herr Doktor Haas „die" Demokratie: welche dem Gedanken der Kriegsdienstverweigerung „nie ein Zugeständnis machen" könne, weil ein Volk seine Grenzen verteidigen müsse. Daß man für Verteidigungskriege und gleichwohl für Kriegsdienstverweigerung sein kann, in Fällen nämlich, wo kein Feind die Grenzen der Heimat, sondern eine verbrecherische heimatliche Regierung die Grenzen des Nachbarstaats bedroht — von diesen Differenzierungen der pazifistischen Wissenschaft im letzten Jahrfünft (zwischen genfer Protokoll und Kelloggpakt) hat der große „Wehr"-Politiker der Demokratischen Partei einfach keine Kenntnis. Ungestört durch den Wandel der Dinge und den Fortgang der Geistesgeschichte, tutet er, was er vor fünf, was er vor fünfzehn Jahren getutet hat; er hats nicht nötig, sich weiterzubilden, glaubt er, er meint, patriotisches Moralisieren (in Verbindung mit ein paar sanften Sätzen gegen den Adel) enthebt ihn der Pflicht, zu lesen, zu lernen, zu arbeiten; hier ist, in beispielhafter Vollkommenheit, Hochmut mit Beschränktheit verbunden. Ein Ignorant, der sich mit Brusttönen mausig macht ... in kalter Ferne aller Qual der Kreatur.

Kriegsdienstverweigerung? Pfui; ich bin Demokrat! Angesehene Träger des demokratischen Gedankens wollen sie in bestimmten Fällen gradezu zur Pflicht machen? Kongresse? Debatten? Broschüren? Enquêten? Mein Name ist Haas; ich weiß von nichts.

Kurt Hiller

Der Mensch im Feldwebel

Es war 1915. Typhuslazarett in Flandern. Wir wuschen die hilflosen Kranken vom Kot, die Toten vom Schweiß der letzten Angst sauber. Jede Nacht starben von einer Belegschaft von hundert Patienten rund zehn. Die Koksöfen wurden um zwei Uhr kalt. Dann wurde gefroren. Von draußen schien mondweiß der Schnee, der dick auf den Klostergartenbäumen saß, herein.

Im obersten Stock des Klosters war mein Raum. Sechs Stunden Schlaf. Von acht bis zwei. Ein Bett für vier Mann. Einer löste den andern ab. Das Bett wurde nie kalt. Es gehörte einer breiten blonden Flamin. Sie war Zugeherin auf dem Geflügelmarkt. Ihre Kammer war jetzt Mannschaftsquartier. Requiriert. Ihre Madonnen (auf Postkarten) hingen an der Wand. Sie hatte eine Pflicht: der Ablösung die frisch aufgefüllte Kognakflasche vor das Bett zu stellen. Sie war unsre Wirtin. Wenn der Hannoveraner da war, schlief sie mit ihm. Wir

andern drei waren ihre Söhne. Ihr eigner, echter, lag drüben als belgischer Poilu, bei Menin. Sie strich dem Hannoveraner über die Stirn: „Ihr habt es alle nicht gewollt, meine Kinder, ich weiß es."

Wir waren zwischen Zwanzig und Dreißig. Sie gab uns Zigaretten und Schnaps. Wenn wir von den Toten herauftaumelten, glänzte diese Frau von Vierzig mit den gesunden Zähnen und im Kranz ihres Flachshaars wie Heimat.

Da stolperte eines Tages hinter dem Hannoveraner der Feldwebel B. die Treppe herauf. „Mir ist gemeldet worden, daß Sie die Leute mit Alkohol versorgen. Öffnen Sie den Schrank!" Unsre Wirtin stand breit davor: „Nein!" „Ich lasse Sie auf die Kommandantur bringen!" Der Hannoveraner bebte vor Wut. Der Feldwebel musterte ihn geringschätzig: „Stillgestanden! Kehrt! Raus!"

Wir andern bohrten unten Pfropflöcher in Sargdeckel. Der krumme Tischler im Ort schaffte es nicht mehr. Der Hannoveraner holte uns zum Schlüsselloch. Der Feldwebel lag in den Armen unsrer Wirtin.

Am Abend sagte sie zum Hannoveraner: „Er wird euch nicht mehr stören, meine Kinder. Er soll nur wagen, das Maul aufzumachen. Ich dachte, es ist am wichtigsten, wenn ihr vier sicher seid. Und an den Schnaps ist er auch nicht rangekommen. Hier, stärkt euch!"

Manfred Georg

„Nana" unterm Stadtbahnbogen

Man braucht nicht immer in die großen Filmpaläste zu gehen, wenn man die Premiere eines erstklassigen Films sehen will. „Panzerkreuzer Potemkin" kam, weil alle großen Lichtspieltheater ihn verschmähten, im Apollotheater, „Der schwarze Engel" in Steglitz heraus. Jetzt haben sich alle Ufa-Theater, alle Phoebuspaläste und sogar der sonst so wagemutige Herr Klopfer gegen einen Film mit Händen und Füßen gewehrt, den ich den vorgenannten unbedenklich an die Seite stelle: der Film heißt „Nana", vor vier Jahren von Jean Renoir gedreht und im Verleih des Trianon-Film zu haben.

Man mußte sich in die am Abend so völlig verlassene City wagen, um ihn zu sehen. Unter einem Stadtbahnbogen kurz hinter dem Bahnhof Friedrichstraße hat man ein neues Kino eröffnet, für die paar Provinzler, die sich in dieser Gegend noch vom Nachtleben Berlins enttäuschen lassen, für Studenten und andres anspruchlose Volk. Im Vorraum, der so leer ist wie eine Flußbadeanstalt im Winter, spielt, durch einen Lautsprecher verstärkt, unermüdlich ein Grammophon. Ein Page in blauer Uniform kommt sich zwischen den zur Eröffnung gestifteten Lorbeerkränzen etwas überflüssig vor.

Drinnen ist es dunkel und halbleer. Eine Kapelle, die man zu ihrer Sicherheit unsichtbar angebracht hat, illustriert den Film mit Geige und Klavier. Wenn es traurig zugehen soll, was man daran merkt, daß der Film blau oder dunkelgrün gefärbt ist, wendet sich der Klavierspieler auf seinem Sessel um und greift mächtig in die Register eines Harmoniums. Manchmal tanzen weiße Kreise über die Leinewand, dann ist der Film gerissen, und in dem goldbraunen Dunkel tut nur die Musik ihre Pflicht.

Dann wird es einen Augenblick hell, und dann „Nana", und man vergißt Musik und Stadtbahn. Catherine Heßling spielt die Nana. Ihr Kopf taucht plötzlich hinter einem Wandschirm auf, maskenhaft grell geschminkt, mit unwahrscheinlich schmalen Augen. Und sie kämmt ihre strähnigen schwarzen Haare und lacht. Graf Muffat, Werner Krauß, verneigt sich vor ihr, fasciniert, überwältigt von der Brutalität dieser Körperlichkeit, und doch schon mit Qual. Catherine Hessling macht aus der Nana keine Nutte, keine Halbseidne — vielleicht hätten dann auch die Kur-

fürstendammtheater den Film genommen. Nana ist eine Hure, die babylonische Hure, übermenschlich, tierhaft, mit einem dunklen herzförmigen Mund und sich manchmal explosionsartig weitenden Augen. Sie ist nirgends menschlich rührend, nirgends verspielt; tief ausgeschnittene Fichus und der wie triumphierend herausgesteckte Cul ersetzen ihr die Kothurne.

Catherine Hessling, die wir bisher nur aus der kleinen amüsanten Farce „La petite Lili" kannten, erfüllt nicht die dramatische Forderung, neben der Furcht auch das Mitleid zu erwecken. Aber wir folgen ihrem Hin- und Herhetzen mit solcher Spannung, daß wir die Vorschrift vergessen, das Theater habe eine moralische Anstalt zu sein... Hier ist es nur Theater. Wenn sie plötzlich einen Cancan tanzt, so ist der nicht von Degas, aber von Seurat.

Der ausgezeichnete Regisseur Jean Renoir hat ihr Werner Krauß als Gegenspieler gegeben. Betäubt, schwerfällig, krank steht er vor ihr. Eine überwältigende Szene, wenn sie ihn wie ein Hündchen um ein Stück Praliné betteln läßt. Mach schön! So! Und er sieht sie gequält an — ihr zur Freude hat er seine Kammerherrenuniform angezogen, und dann hebt er langsam seine behandschuhten Hände, krümmt die Finger nach innen, knickt gehorsam in die Knie und hüpft schwer nach ihrer Hand, immer den bittenden Blick auf sie gerichtet.

Es gibt keine Bettszenen, Nacktheiten brauchen nicht gezeigt zu werden. Das Gesicht der Hessling ist nackter in seiner emailhaften Starrheit als alles, was sie sonst zeigen könnte. Und überall bleibt die Regie zurückhaltend, verliert sich nicht ins Malerische, stellt keine impressionistischen Bilder. Jean Renoir könnte ein Sohn Manets, ein Enkel des Velasquez sein.

Dieser Film wird einmal eine gute Reprise abgeben.

Pieter Lastman

Der lachende Reporter

Unter den großen Reportern unsrer Tage, von denen es übrigens nicht allzu viele gibt, nimmt Albert Londres eine besondre Stellung ein. Er hat nicht nur Wissen, Temperament, Beweglichkeit einzusetzen, sondern auch eine leichte, heitere Seelenhaltung. Ja, seine Reise durch den chinesischen Bürgerkrieg — „La Chine en Folie" — ist ein Humoristikum ersten Ranges. Dazu werden ernste Männer die Köpfe schütteln. Aber dieser Albert Londres ist nicht nur ein rasender, sondern auch ein lachender Reporter. Er hat allen andern Vertretern seines eiligen Gewerbes das große gallische Gelächter voraus, das Gelächter des ‚Gargantua' und der ‚Contes drôlatiques', das unbekümmerte fanfarenhelle Lachen. Es gibt heute nicht mehr viele Franzosen, die so lachen können.

Das Lachen dieser Chinareise spielt um viel Zerrüttung und Grauen. Um große und kleine Räuber, um Tschangtsolin und Kulis. Es ist wohl oft nur ein Ausweg, aber es ist tapferer als Klage. Albert Londres kommt nach Shanghai, der Kapitale des internationalen Jobbertums. Diese Stadt entsetzt ihn, aber seine Panik wird zur blendenden satirischen Vision: „Es gibt Städte, wo man Kanonen macht oder Stoffe oder Schinken. In Shanghai macht man Geld. Man sagt nicht: ‚Guten Tag, wie geht es Ihnen?' sondern ‚88,53 — 19,05 — 10,60'. Um hier Millionär zu werden, braucht man nicht lesen zu können, rechnen genügt.". So geht er durch Shanghai, „diese Stadt von einer chinesischen Mutter und einem anglo-amerikanisch-französisch-germanisch-holländisch-italo-japanisch-jüdisch-spanischen Vater", und wie der Refrain eines verrückten Couplets zum Lobe des Geldes begleitet ihn überallhin der Text der Schilder von Shanghai: „Banco, Banking, Bank, Banque..."

Albert Londres ist nicht politisch gestimmt. Aber jeder hei-

tere, unabhängige, autoritätenverachtende Mensch ist ein Stück Revolution. Er findet den chinesischen Wirrwarr unendlich grotesk. „China ist Chaplin", ist seine liebste Formulierung. Er schreibt eine paradoxe Verteidigung zum Preise der Anarchie als des einzigen zusammenhaltenden Elementes, wo alles auseinanderstrebt. Er schildert die lustigsten Kapriolen der Korruption, wenn er den Zorn seiner chinesischen Reisegenossen heraufbeschwört, weil er seine Eisenbahnkarte bezahlt, anstatt dem Kontrolleur einen Dollar in die Hand zu drücken. Aber das Eine sei doch gesagt: so komisch ihm China erscheint, so ernst behandelt er etwaige Analogien in der lieben Heimat. Seine stärkste Leistung ist hier die schwefelfarbene Studie über „Biribi", die militärischen Strafkolonien in Nordafrika, in dem erschütternden Buche „Dante n' avait rien vu", eine Reportage in einem Schreckensgelände des Militarismus — — dem Herrn Kriegsminister gewidmet. Auch dieser Eulenspiegel unter den Zeitungsmännern trägt manchmal eine Stachelpeitsche, und sein Lachen rebelliert.

Es muß den deutschen Leser nachdenklich stimmen, mit welcher Offenherzigkeit dieser Mitarbeiter gutbürgerlicher pariser Blätter das heilige Geld, die heilige Kirche, den heiligen Staat behandeln darf. Seine Bücher wimmeln von politischen und religiösen Blasphemien. Wird drüben das Talent noch immer als eine überparteiliche Köstlichkeit betrachtet? Man könnte in Deutschland viel von diesem freien, anmutigen Kopfe lernen, dessen Bücher, wie ich höre, bald deutsch erscheinen sollen. Sie könnten alles in allem unsre Zeitungsleser ermuntern, an ihre lieben Journale höhere Ansprüche zu stellen. *C. v. O.*

So spricht die Seele deines Volkes

Ihre gekränkte Frauenwürde und Ihren Frauenstolz hätten Sie besser wahren können, wenn Sie, ohne Ihren Bräutigam eines Blickes zu würdigen, das Lokal verlassen und die Verlobung umgehend, per Einschreibebrief, ohne jeden Kommentar, gelöst hätten. Ein solches Verhalten wäre jedenfalls achtungsvoller und vorzuziehen gewesen, wie die Verabreichung einer öffentlichen Ohrfeige, die einer tätlichen Beleidigung gleichkommt.

Sprechsaal der Morgenpost

Liebe Weltbühne!

Premiere des Hellseherfilms „Somnambul". Auf der Leinwand wandelt die mondsüchtige Fabrikantengattin Helga Bingen den Balkon entlang und schießt ihren grausamen Ehemann, der am Schreibtisch sitzt, in den Hinterkopf. Im Publikum erläutert jemand seiner Begleiterin die okkulten Vorgänge folgendermaßen: „Verstehste nich, sie hat wollen nachn Mond schießen, und da ist ihr der Revolver ausjerutscht und sie hat eben den Mann jetroffen."

Antworten

Historiker. Die neuen deutschen Kriegsromane werden Sie kaum lesen, weil sie keine „Dokumente" enthalten. Diese Dokumente holen Sie sich in sogenannten wissenschaftlichen Werken, von denen eines „Der große Krieg" heißt und mit Recht von Herrn Schwarte herausgegeben wird. Da dürfen nun die Schuldigen: Generalärzte, Armeeoberpfarrer und Kriegsgerichtsräte darüber schweigen, was sie angerichtet haben, und dieses Zeug wird dann als „Wissenschaftliches Material" verkauft ... Es ist wertlos, von der ersten bis zur letzten Zeile, und mir scheint, daß hier ein großer Unterlassungsfehler der Pazifisten vorliegt. Warum gibt es eigentlich keine anständige und gute pazifistische Geschichte dieses Krieges? Also kein Roman und keine Anklageschrift, kein Pamphlet: sondern genau, genau das, was die andern ununterbrochen tun: nämlich die historische Verkürzung der Tatsachen. Denn was tun diese schriftstellernden Generale? Sie generalisieren. Einmal muß man ja schließlich aus den Überlegungen heraus, aus den Beteuerungen, aus den Zweifeln — einmal darf der Geschichtsschreiber kalt und nüchtern sagen: „Die deutschen Offiziere im Kriege haben sich den Mannschaften gegenüber schlecht geführt und waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen." Das Urteil wäre gerecht. Warum fällt es keiner —? Wo bleibt die zusammenfassende Geschichte der Untaten aller Militärs, also dieses Krieges?

Rote Fahne. Dir ist groß Heil widerfahren. Du stehst mit der Verunglimpfung deines frühern Hausgottes Trotzki nicht mehr allein da. Da ist in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung' vom 7. Februar das Folgende zu lesen: „Die moskauer Regierung hält es in dem harten Kampfe um ihre Selbsterhaltung für notwendig, den Vorkämpfer der Weltrevolution, dem die Realpolitiker Stalin und Rykow als ‚zu opportunistisch' erscheinen, in eines der Länder abzuschieben, die noch nicht vom Kommunismus beglückt sind. Es wäre unverantwortlicher Leichtsinn, wenn bürgerliche Länder sich entschließen sollten, einem Manne Asylrecht zu geben, gegen dessen wüstes Demagogentum selbst Moskau glaubt, sich schützen zu müssen ... Wer selbst unter dem Druck der russischen politischen Polizei eine illegale demagogische Tätigkeit zu entfalten verstand, der wird es auch in Deutschland fertig bringen, trotz aller Versprechungen für sein Lebensideal und Lebensziel zu wirken: für die bolschewistische Weltrevolution." Da schlagen sich die Richtungen des Kommunismus die Köpfe blutig, wer die reine Lehre verwahrt, wer Orthodoxer, wer Reformist ist, wer die heilige Standarte der Weltrevolution trägt, und keinem ist es bisher gelungen, seine Ansprüche einwandfrei glaubhaft zu machen. Und nun kommt die liebe ‚Deutsche Allgemeine' und fördert die Wahrheit zutage. „Moritz, du bist ein großer Mann, oder es hat eine blinde Sau eine Eichel gefunden", sagt Friedrich von Schiller. Aber, verehrte Kommunisten, graut euch nicht vor dieser Bundesgenossenschaft? Verrät euch nicht dieser Zufallstreffer einer dunklen Ahnungslosigkeit, wo ihr hingeraten seid —?

Wilhelm Uhde. In Nummer 45/1928 haben wir unter dem Titel „Der Untergang der deutschen Malerei" einen Abschnitt aus Ihrem Buch „Picasso et la tradition française" gebracht. Dies Buch hat Ihnen mancherlei deutsche Angriffe eingetragen, auf die Sie hier antworten: „In Zeitungen, einer Zeitschrift und einem Katalog veröffentlicht Herr Paul Ferdinand Schmidt einen Angriff — den der Autor mir nicht einmal zugesandt hat — gegen mein Buch „Picasso et la tradition française", in dem jeder Satz eine Unwahrheit enthält und aus dem er eine Schlußfolgerung zieht, die beleidigend ist. Gegenüber diesem Verfahren darf es genügen, die gröbsten Unrichtigkeiten festzustellen. Mein Buch ist eine Verherrlichung des Werkes Picassos, dessen

gotische und barocke Note ich dem germanischen Genie verwandt empfinde. Der Gegenstand bringt es mit sich, dieses Genie zu definieren und zu rühmen. Es wird ein hohes Kunstideal deutschen Wesens aufgestellt, und seine Realisierungen werden genannt und gepriesen. Es wird dann zum Ausdruck gebracht, daß die heutige deutsche Malerei diesem schon erreichten Ideal nicht entspricht. Ist es da angängig, von „unbedingter Abneigung gegen deutsches Schaffen" zu sprechen? Ist es möglich, jemandem, der von der Großartigkeit seiner Rasse so erfüllt ist, daß er in dem einen modernen Künstler, den er auf der Welt am höchsten stellt, die Merkmale dieser Rasse wiederzufinden glaubt, Verrat vorzuwerfen, weil er Liebermann, Pechstein, Schmidt-Rotluff und Dix ablehnt? Ich liebe Runge und Blechen, über die Herr Paul Ferdinand Schmidt geschrieben hat. Kann man sie und die vorher Genannten zu gleicher Zeit lieben? Wie groß so ein berliner Kunstkritikerherz ist, das bei allem und jedem zu jubeln anfängt, wenn man ihm die Vokabel „deutsch" voransetzt. Meiner „unbedingten Abneigung gegen deutsches Schaffen" setzt Herr Schmidt meine Bewunderung der neuesten französischen Kunst gegenüber. Mein Buch ist sehr reserviert und vielfach absprechend gegenüber den großen Namen der modernen Malerei: Henri Matisse, Derain u. a., andre wieder lobt es, und es schließt mit der Erklärung: „Es ist gewiß, daß die französische Tradition heute nicht auf der Höhe ist." Ist das eine so große Bewunderung? Freilich, ich sage, daß die französische Tradition besteht, und ich füge hinzu, daß wohl auch in der deutschen Seele alte Feuer eines Tages lebendig werden, und daß zwischen ihr und der französischen Tradition einst eine natürliche und grandiose Vereinigung sein wird. „Das ist eine feste, vornehme und schöne Hoffnung". So schließt dieses Buch der „unbedingten Abneigung gegen deutsches Schaffen". Man sollte französische Bücher nicht besprechen, wenn man die Sprache nicht kennt. Soll ich wirklich auf allen Unsinn des Angriffs eingehen? Er ist so leicht zu widerlegen. Ich habe meinen Einfluß an maßgebenden Stellen dazu verwandt, Ausstellungen lebender Deutscher in Paris zu hintertreiben, sagt Herr Schmidt. Die Wahrheit ist, daß ich das eine Mal, als eine kleine Galerie Werke zweier deutscher Maler ausstellen wollte, deren Anblick hier eine alte peinliche Vorstellung davon, was deutsch sei, wiedererweckt hätte, den Rat gab, statt ihrer einen Dritten, Paul Klee, auszustellen. Sonst habe ich deutschen Malern geraten und geholfen, wie ich konnte. Als Freunde mich baten, eine Beckmann-Ausstellung in Paris zu machen, bin ich trotz meiner ablehnenden Stellung gegenüber dieser Kunst tagelang herumgelaufen, um den Widerstand der Kunsthändler zu überwinden, und war glücklich, als ich schließlich eine durch ihren Mut bekannte und geachtete Galerie fand, die sich bereit erklärte, und einen angesehenen Kunstkritiker, der dafür ein würdiges Vorwort schreiben wollte. Wenn man leichtfertig und unberechtigt Jemandem den Vorwurf macht, nicht „fair" gehandelt zu haben, fällt dieser Vorwurf auf den Urheber zurück. „Warum tritt Uhde nicht mit offenem Visier vor einem deutschen Forum auf? Glaubt er sich seines Sieges nur auf pariser Boden sicher?" fragt Herr Schmidt. Wann hat es mir an Mut gefehlt? Habe ich Liebermann in einer französischen oder in einer deutschen Zeitschrift angegriffen? Nein, Herr Schmidt. Der Grund ist ein andrer. Sie können in Deutschland kein gutes und ernstes Buch über Kunst mehr herausbringen, soweit es sich nicht um ganz populäre Künstler handelt. Ignoranten, die nie in Paris waren und die sich par distance über die pariser Malerei unterrichtet haben, durften die lächerlichsten Bücher veröffentlichen, ich aber habe keinen deutschen Verleger gefunden. In Paris konnte ich mir für mein Buch, das in der Liebe und in der Erfahrung von 25 Jahren reifte, in einem Schweigen, das ein einziges Mal durch ein paar stille

Worte über Henri Rousseau unterbrochen wurde, den Verleger aussuchen, und auch für eine englische Ausgabe in New York fand ich einen. Dagegen habe ich bei zwölf bekannten deutschen Verlegern angefragt und eine prinzipielle Absage erhalten. Da habe ich denn die Kritik der heutigen deutschen Malerei, die nur für eine deutsche Ausgabe bestimmt war, in die französische übernommen und habe gut daran getan. Mein Buch war in Paris, obwohl es nicht freundlich ist gegen die bekannten großen Maler, obwohl es den größten Maler, der in dieser Stadt lebt, als germanisch-gotisches Genie verherrlicht, schnell verbreitet, sah seinen Rang anerkannt und erwarb mir neue Freunde zu den alten. Aus Deutschland kam mir Ablehnung, Gleichgültigkeit, Unwahrheit und Verdächtigung."

Sachse. Du betonst, daß die in Nr. 39/1928 erwähnte Staatsgriffelfabrik Steinach, die eine skandalöse Kinderausbeutung betreibt, nicht in Sachsen liegt, sondern im benachbarten Thüringen. Was hier gern nachgetragen werden soll und womit die Ehre des Freistaates Sachsen gerettet wäre. — Aber vergiß nicht, daß es auch bei euch noch genug zu tun gibt!

Münchner Weltbühnenleser melden sich zwecks geselliger Zusammenkünfte schriftlich bei Doktor Klar, Amortstraße 1.

Liga für Menschenrechte. Du schreibst uns: „Seit einer Reihe von Jahren führt die ‚Deutsche Liga für Menschenrechte' einen Kampf für Recht und Gerechtigkeit." Neben dem fast vergessenen Fall Fechenbach hat sie in den letzten Jahren insbesondere den Fall Jakubowski und neuerdings den Fall Bullerjahn aufgerollt. Um diesen Kampf fürs Recht durchzuführen, braucht sie Geldmittel. Postscheckkonto Berlin 212 55 unter dem Stichwort „Für den Kampf ums Recht"

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Unselig sind die Friedfertigen —

von Carl v. Ossietzky

In ein paar Wochen wird der sozialdemokratische Parteitag in Magdeburg über das Wehrprogramm der Partei zu entscheiden haben. Der Ausgang ist nicht unklar. Die Plattform der Opposition wird verworfen, die offizielle Lesart, dieses Kind der Gedankenlosigkeit und des frühern Generalstabsoffiziers Mayr, angenommen werden.

Wehrprogramme haben jetzt gute Konjunktur in Deutschland. Den Sozialisten folgen die Demokraten. Alle wollen die Reichswehr „erfassen", mit „wahrhaft republikanischem Geist durchtränken" und wissen nicht, daß sie schon lange von ihr erfaßt und durchtränkt sind. Die Wehrwölfe rechts blicken lächelnden Auges auf die braven Wehrschafe in schwarz-rot-goldner Wolle und freuen sich auf die Mahlzeit.

Wahrscheinlich wird das sozialistische Wehrprogramm nicht unmittelbare aktuelle Bedeutung gewinnen. Das gestattet schon Herr Groener nicht. Übrigens kommt es auch bei der Sozialdemokratie auf ein paar Thesen mehr oder weniger nicht mehr an. Wenn mal im Reichstag gezetert wird, die Sozis hätten kein Herz fürs Militär, dann wird der Genosse Fraktionsredner auffahren und triumphierend die Magdeburger Beschlüsse schwingen. Geschenkt. Ernst wird es erst, wenn das Vaterland wieder einmal ruft. Dann ist die Partei der Mühe eines neuen Umfalls enthoben, dann ist für diesen Fall schon vorgesorgt, und die Opponierenden sind dann nicht nur eine Minderheit, die niedergestimmt wird, was keine großen Folgen zu haben braucht, sie sind auch Verräter am Vaterland, auf dessen Verteidigung sich die deutsche Sektion der internationalen völkerbefreienden Sozialdemokratie festgelegt hat. Man wird also in Magdeburg sozusagen die Sandhaufen für die kriegsgegnerischen Genossen von 19?? schaufeln.

Die sozialistische Linke steht ganz allein. Die Mehrzahl der Parteiblätter ist ihr verschlossen. In diesem Augenblick helfend, unterstützend, Resonanz schaffend beizuspringen, das wäre die Aufgabe eines lebendigen deutschen Pazifismus. Denn um seine Sache geht es schließlich in Magdeburg. Doch hier beginnt auch die Tragik: der organisierte Pazifismus, der niemals infolge grundsätzlicher und taktischer Fehler ein Ding der Masse gewesen ist, liegt grade jetzt schwer krank. Grade jetzt, wo er nicht nur stehen, sondern auch gehen müßte, kommt er nicht in Frage. Er ist nach der dramatischen Generalversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft vom 10. Februar ins Spital gebracht worden. Die noch verbliebenen Gliedmaßen sind für unbestimmte Zeitdauer eingegipst.

Unselig sind die Friedfertigen — — Sie werden von ihren Feinden niedergeschlagen, von den Staatsanwälten eingebuchtet, von der unwissenden Menge als Schwächlinge ver-

spottet. Aber wenn sie unter sich sind, dann fressen sie sich gegenseitig auf.

Pazifisten untereinander: das ist ein Kapitel für sich. Nachdem die letzten Kongresse mit ihren unerbittlichen Kämpfen ums Rechthaben für den politisch Vollsinnigen bereits die Überschreitung der Grenze des öffentlichen Ärgernisses bedeuteten, führt jetzt eine an sich nicht sehr wichtige administrative Zänkerei dicht an den Kollaps. Die Auseinandersetzung darüber, ob ein Zwangsabonnement auf das ‚Andre Deutschland' empfehlenswert sei oder nicht, hat mit dem Rücktritt fast aller Mitglieder des Präsidiums geendet. Fritz Küster, der Herausgeber des ‚Andern Deutschland' ist siegreich auf dem Blachfeld geblieben, aber rechts und links ist nichts mehr da. Wäre einer der beiden Flügel abgesprungen, man hätte sagen können, daß dies zwar beklagenswert sei, aber in letzter Folge eine Klärung. Hier ist jedoch nicht nur die Rechte — Quidde, Gerlach, Graf Keßler, Oberst Lange — abgezogen, sondern auch die von Helene Stoecker vertretene Linke. Das erinnert fatal genug an die berühmten Reinigungen in der KPD. Man hat den Rock so gründlich gereinigt, daß beide Ärmel dabei abgegangen sind. Die Sieger sind nicht zu beneiden. Schon der letzte Vorstand, das Ergebnis eines Kompromisses zwischen Quidde und Küster, begegnete einer weit verbreiteten Abneigung und kostete mehr als ein Drittel der Mitglieder.

Es ist jammerschade um den deutschen Pazifismus, der mit allen seinen Schwächen doch nicht aus der Geschichte dieser letzten zehn Jahre fortgedacht werden kann. Der Pazifismus ist als Idee nicht in die Massen gedrungen, sondern nur in vereinzelten denaturierten Schlagworten, die von den Herren Parteiführern als ungefährlich, oder im Augenblick sogar nützlich, durchgelassen wurden. Es ist noch in schöner Erinnerung, wie robust Herr Hörsing die pazifistischen Kameraden abgeschoben hat, die ihm in den Anfängen des Reichsbanners unersetzliche Dienste geleistet haben. Zwischen kniffliсher Dogmatik und überlebensgroßer Toleranz schwankend, konnte der Pazifismus nicht mehr die Werbekraft für eine richtige Volksbewegung aufbringen. Ihm fehlte dafür der Raketenblitz, der Trommelwirbel. Alles Temperament schien für die innern Balgereien aufgespeichert zu sein. Die Friedensfreunde brauchen ganz gewiß nicht immer mit dem Palmenwedel herumzufächern, aber daß sie bei jeder Debatte gleich den Tomahawk schwingen, einer den andern bezichtigt, der reinen Lehre nicht teilhaftig zu sein, das wirkt nicht bestrickend auf die, die gewonnen werden sollen, und die zuschauenden Militaristen gar gehen erleichtert ab, sich als die bessern Menschen fühlend.

Seit Jahren ist der organisierte Pazifismus nicht aus den innern Unstimmigkeiten herausgekommen. Die feinen Leute sind sowieso nach Paneuropa abgewandert, wo noch ministerielle Händedrücke ausgeteilt werden. Der gewöhnliche Soldat des Friedens indessen hat höchstens den Polizeigriff am linken Unterarm zu erwarten. Kommt hinzu, daß das Gros auch

der kriegsunlustigsten Bürger sich damit tröstet, in einem vollkommen abgerüsteten Lande zu leben, während die Andern immer scheußlichere Kriegsinstrumente herstellen. Es darf nicht verkannt werden, daß schon aus diesem Grunde der deutsche Pazifismus sehr, sehr ins Hintertreffen geraten ist. Die genfer Abrüstungskomödien fügen ihm mehr Schaden zu, als es seine deutschen Verfolger jemals tun könnten. Und rein agitatorisch ist er in diesem Punkte nicht gut vorgesehen. Wenn seine Redner etwa gefragt werden, ob sie auch Herrn Paul-Boncour für einen aufrichtigen Friedensfreund halten, dann versuchen sie, sich um die peinliche Frage mit ein paar glatten Wendungen herumzuschlängeln. Das schreckt viele ab, die bereit wären, sich überzeugen zu lassen. Hier und in vielen andern Dingen langen weder die alten noch die neuern Formeln aus. Noch ist nichts geschehen, um die Wirklichkeit dieser letzten Jahre konkret zu fassen. Angesichts der Tatsache, daß in Asien und Afrika die Auflehnung gegen die imperialistischen Mächte gewaltig wächst, bedeutet es auch keine Zugkraft mehr, wenn in den Versammlungen wieder und wieder nachgewiesen wird, daß Frieden besser ist als Krieg. Das glauben die Leute auch so. Aber wenn der kommunistische Redner fragt, ob der geschundene chinesische Kuli nicht ein Recht hat, sich zu wehren, ob etwa Abd el Krim nicht ein Recht hatte, zur Empörung aufzurufen, dann serviert der pazifistische Sprecher Humanität oder verweist auf den Völkerbund oder wird ganz einfach grob. Hier muß der deutsche Pazifist noch viel bessere Beziehungen zur Gegenwart finden. Er lebt noch immer stark in der Luft von 1923, wo aller Pazifismus fast nur innenpolitische Aufgabe war.

Es ist das Mißgeschick des alten Pazifismus, wie er etwa von Quidde und Gerlach vertreten wird, daß alles, für was er sich durch lange Jahre eingesetzt hat, sich heute über die verwegenste Erwartung hinaus erfüllt hat, ohne daß der Brandgeruch in der Welt schwächer geworden wäre. Völkerbund, Locarno, Kelloggpakt — wer hätte jemals an solche Möglichkeiten als nahe bevorstehend geglaubt! Aber die Kriegsgefahr ist trotzalledem nicht geringer, sondern eher größer geworden. Aber es ist auch das Mißgeschick der jüngsten, der militantesten Gruppe, die die individuelle Kriegsdienstverweigerung propagiert, daß auch ihre These von der Entwicklung überflogen wird, ehe sie noch richtig Verbreitung gefunden hat. Denn sie setzt die Vorstellung voraus, daß auch der nächste Krieg nicht viel anders sein wird als der vergangene. Wenn im Augenblick der Kriegserklärung kolossale Luftgeschwader über die Grenzen kommen und den Gastod herabschleudern, was bedeutet dann der Ruf: „Ich spiele nicht mit! Ich verweigere!" Es wird alles dem ersten besten Heldenkeller zuströmen, Nationalist und Internationaler, und wenn sich etwa ein gemäßigter und ein militanter Pazifist dort treffen, so können sie ihren Disput in Gottesnamen fortsetzen. Nein, mit der Verweigerung militärischer Dienstleistungen ist es nicht getan. Schon im Frieden müssen die Höllennester ausgenommen werden, wo die Instrumente des Krieges fabriziert werden.

Hätte selbst die Ausrufung des Generalstreiks noch Sinn, wenn die Kriegsgefahr im Verzuge ist, die Blutpropaganda der Presse eingesetzt hat, Gerüchte schwirren und von allen Funkstationen die gleiche Lüge in Millionen von Ohren getutet wird —? Was es zu schaffen gilt, ist eine Industriekontrolle durch die Arbeiterschaft. Die Gewerkschaften selbst müssen gestachelt werden, ihre alten Entschließungen nicht vergilben zu lassen, ja, noch weit darüber hinauszugehen. Denn die schwieriger gewordene Zeit fordert härtere und zugleich diffizilere Mittel.

Es scheint nicht, daß die Gruppe Küsters, die jetzt Alleinherrscherin geworden ist, über stärkere Formeln als die traditionellen verfügt. Sie hat für ihre Arbeit viel Energie und Mut eingesetzt, aber sie ist vornehmlich innenpolitisch engagiert. Ihr Haß gegen den alten und neuen Militarismus, ihr republikanischer Eifer macht sie zu einer Art von radikalisiertem Reichsbanner. Außenpolitisch ist sie ganz von den deutsch-französischen Gegensätzen fasziniert. Sie bemerkt nicht die ungleich größern und schlimmern englisch-russischen, auch nicht, wie die Welt überall nach der Losung „Englisch oder Amerikanisch?" neu Partei nimmt. Die Leute von Hagen sind die eifrigsten Agitatoren, die man sich denken kann Aber sie leben von der Vorstellung, daß es nur eine einzige kriegerische Gefahr in der Welt gibt, die Deutschland heißt. Sie kämpfen gegen einen deutschen Imperialismus, den es nicht mehr gibt und heute nicht geben kann. Deutschlands Rolle in einem künftigen Krieg wird keine eigne, sondern eine Trabantenrolle sein. Der deutsche offene und heimliche Militarismus ist eine innenpolitische Belästigung, seine Pläne sind vorwiegend antirepublikanisch; sein außenpolitisches Ideal ist das des Landsknechts: er will für irgendwen kämpfen und dabei sein Geschäft machen. Die Hagener fechten mit Mühlenflügeln, wenn sie alle Kriegsgefahren in Deutschland und nur in Deutschland suchen. Sie leben, wie so viele Pazifisten, noch ganz in der Stimmung der Tage des Ruhrkampfes und der Schwarzen Reichswehr. Deshalb wirken sie trotz der scharfen Sprache oft so merkwürdig antiquiert.

Vielleicht ist dieser Versuch einer Skizze der pazifistischen Bemühungen schon überholt, weil nach zehn Jahren Nachkriegsarbeit heute alles auseinanderläuft, müde und verdrossen, abgeschreckt von der Aussicht auf neue Verketzerungen und Tumulte. Soll das wirklich das Ende sein? Es wäre traurig, wenn nicht doch noch ein Mal zum Sammeln gerufen würde. Aber dann müßte auch ganz neu angefangen werden, ohne Traditionen, einerlei, ob liberale oder radikale, ohne mitgeschleppte Wolkenkuckucksheimereien. Die Pazifisten sind immer sauber gewesen und oft hervorragend mutig, aber, die Wahrheit zu sagen, noch öfter gradezu bestialisch unbegabt. Es ist schon schlimm genug, als Friedfertiger über das verheißene Erdreich wandeln zu müssen, das einstweilen noch den reißenden Wölfen gehört. Das Unternehmen wird aussichtslos, wenn man noch dazu dumm ist.

„Der christliche General" von Asiaticus

I.

Marschall Feng Yu-Hsiang ist die eigentümlichste Figur und zweifellos die markanteste Persönlichkeit unter den chinesischen Generalen, nicht nur von heute, sondern von Anbeginn der gegenwärtigen Generalsaera, die man mit dem Tode Yuan Schi-Kais beginnen lassen könnte. Schon in seiner Herkunft unterscheidet er sich wesentlich von den andern. Er ist kein ehemaliger Banditenhäuptling, wie Tschang Tso-Lin oder wie sein noch trivialerer Kumpan Tschang Lung-Tschang, der auch als Provinzherrscher von Schantung das Format eines kleinen Banditenhäuptlings beibehielt. Er ist kein Sohn begüterter Stände und aus einer reichen Beamtenfamilie wie Wu Pei-Fu, von dem behauptet wird, daß er nicht nur Gelehrter in militärischen Dingen, sondern auch in der chinesischen klassischen Literatur und Philosophie und sozusagen Dichter im Nebenberuf sei. Er ist auch nicht ein ehemaliger bürgerlicher Revolutionär, der in seiner Jugend zusammen mit Sun Yat-Sen konspirierte und immer danach strebte, ein revolutionärer General zu werden wie Tschiang Kai-Schek. Von Feng Yu-Hsiang kann man wirklich sagen, daß er den Marschallstab im Tornister des einfachen Soldaten trug. Er entstammt einer armen Bauernfamilie aus Anhui, einer noch heute sehr armen und rückständigen Provinz, und ließ sich in seiner Jugend, ebenfalls infolge seiner Armut, als einfacher Soldat der damals kaiserlichen Armee anwerben.

Keiner von den chinesischen Generalen hat den journalistischen und diplomatischen Vertretern der „interessierten und freundschaftlichen Mächte" so viel Kopfzerbrechen bereitet wie Feng Yu-Hsiang. Die Missionsgesellschaften konnten ihn noch zur Zeit, als er einfacher Regimentskommandeur war, als christliche Beute, bekräftigt durch einen regelrechten Taufakt, auf den Schild heben. Die Beute wurde dann etwas anrüchig, als er in kühnem Schwung vom „christlichen" zum „bolschewistischen" General wurde. Da erinnerten sie sich sogar daran, daß er das Christentum schon bei seiner Taufe, die nach chinesischem Brauch auch auf seine Soldaten ausgedehnt werden mußte, verhöhnte, indem er die Truppe etwas summarisch durch die Feuerspritze mit Weihwasser besprengen ließ. Damit taten sie ihm offensichtlich Unrecht. Denn Feng Yu-Hsiang hat auch lange Zeit, nachdem er zum „bolschewistischen" General wurde, Tag für Tag seine neuen Soldaten zu Hunderten getauft, jeden Morgen gottesfürchtige Predigten gehalten und mit den Soldaten Choräle gesungen. Die gelehrigen Missionare haben das auch inzwischen eingesehen, allerdings, nachdem Feng Yu-Hsiang in den letzten Jahren wirkliche und vermeintliche Kommunisten, kämpfende arme Bauern und Arbeiter nach Kräften hinrichten ließ. Sie entdecken ihn jetzt zum zweiten Mal. Sie vergleichen ihn wieder mit Oliver Cromwell, der ebenfalls fest in der Bibel war und die Soldaten, weil sie Hymnen singen, mit Cromwells „Ironsides".

Die betrogenen Betrüger! Sie verstehen sehr wohl, was Feng meinte, als er einem englischen Journalisten, der wie viele andre, ihn nach seiner Beziehung zum Christentum fragte, mit einer Gegenfrage antwortete: Hat man in England gegenwärtig keine andern Sorgen? Sehe ich denn aus, wie ein Christ? — Das war im Jahre 1927, als die Südtruppen auf Schanghai marschierten. Die Zeit hat eben gewechselt. Feng konnte offener reden, ohne Christentum, das übrigens entschieden unmodern geworden ist. Und Geschäfte konnte man trotzdem mit den allerchristlichsten Nationen machen.

Das Reich von Feng Yu-Hsiang ist durchaus von dieser Welt, und zwar der chinesischen, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der dort aufeinanderprallenden Interessen der Großmächte. Diese Berücksichtigung erscheint bei ihm oft plump und grotesk und auch in offensichtlich heuchlerischem Gewande, grade deshalb, weil er nicht ein einfacher Lakai einer fremden Macht ist, sondern ein machthungriger chinesischer General, zu tiefst verwurzelt in seinem bäuerlichen China, der mit allem und jeden gehen und alles benutzen wird, was ihm in seinen Plänen Erfolg versprechen kann. Er ist arbeitsam, zäh, verschlagen, rücksichtslos gegen andre und auch gegen sich selbst, wenn er eine Lehre ziehen soll oder eine politische Wendung machen muß. Er lebt und kleidet sich wie ein Asket, schmiedet und feilt ununterbrochen an seinem Machtinstrument, seiner Armee, die er nicht müde wird zur strengsten Disziplin, zur persönlichen Ergebenheit, zu der schlagfertigsten Einheit, für die sein Befehl alles ist, zusammenzuschweißen. Ein Puritaner aus Berechnung, wirbt er für sich durch Wort und Tat, affichiert er seine Gesten den dumpfen und kleinbäuerlichen Massen, während er ihre Interessen — wenn überhaupt — nur insoweit vertritt, als er sie seinem despotischen Machtziel dienstbar machen kann. Er ist alles, nur kein Revolutionär, aber er horcht mit aller Aufmerksamkeit auf jede neue revolutionäre Regung im Volke, um ihr in Phrasen zu schmeicheln, um sich als ihr Repräsentant zu geben, während er gleichzeitig jede Massenaktivität, die, über seinen Kopf hinweg, auf das eigentliche Ziel zusteuert, mit dem Henkerbeil ahndet.

Er sagte selbst zu einem der russischen Ratgeber im Spätsommer 1927, als er nach dem Bruch mit der Wuhanregierung durch sein Gebiet zurückkehrte: Sowjetrußland will China helfen, aber es wühlt den Grund auf, auf dem wir stehen. Es ist eine Hilfe, die uns in den Kopf schlägt. Man soll einen Hilfsbedürftigen, der am Boden liegt, nicht an den Beinen, sondern unter die Arme greifend hochheben. — Feng wollte für sich Hilfe haben, mit dem China der Arbeiter und Bauern wollte er selber reden.

Er ist ein moderner Taiping, das konservative Sinnbild der gewaltigen Macht der chinesischen Bauernschaft, jener Macht, die noch niedergedrückt ist durch ungeheure Armut und Ausbeutung für eine ganze Welt, durch Finsternis und Aberglauben, im ausländischen und innern Joch, jener Macht, die sich wehrt durch Zähigkeit, Bedürfnislosigkeit, Tücke, pas-

siven Widerstand, — aber die noch nicht das revolutionäre Schwert auf ihre Feinde niedersausen läßt, die noch nicht die brennende Fackel schwingt. Er ist kein Mann des revolutionären Morgen, er wurzelt im gestrigen China. Und im heutigen China vertritt er nur den konservativen Bauer und nicht den revolutionären. Die Losungen der Revolution, die er oft verwendet, sind für ihn nur Politur zur Verhüllung der konservativen Inkarnation, die er darstellt.

So steht er heute da in seinem fünfzigsten Lebensjahr und nach etwa dreißigjähriger militärischer Wirksamkeit.

Seine Entwicklung fällt in die Zeit der chinesischen Revolution, angefangen von der Periode der Errichtung der Republik. Das eigentümliche an ihm ist, daß er nicht stehen blieb und daher auch nicht das zeitliche Geschick jener Generale teilte, die zu Dutzenden in dieser Zeit kamen, emporstiegen und wieder versanken. Er ging mit der Zeit, aber nicht als Pionier, sondern als ihr konservativer Schatten, immer darauf bedacht, zu den Urkräften der gewaltigen geschichtlichen Umwälzung, die China erfaßt hat, engen Kontakt zu halten. Das war auch die gewaltige Überlegenheit, die ihn gegenüber allen andern Generalen auszeichnete, einschließlich Tschiang Kai-Schek, der als Mittler der revolutionären Bestrebungen der Bourgeoisie des Südens, trotz seiner Mittelmäßigkeit, sich zu einem großen Führer emporringen konnte. Feng Yu-Hsiang überragt sie alle als eine Persönlichkeit, die nicht nur passiver Ausdruck bestimmter Zeiterscheinungen ist, sondern als ein aktiver Faktor, der mit ihnen spielt, sie seiner Macht einzuordnen sucht. Aus diesem Grunde konnte und kann er auch bereits über ein Jahrzehnt sich im Schatten der revolutionären Strömungen machtpolitisch als entscheidender Faktor unter den Generalen verwurzeln und gleichzeitig in seinen Provinzen des Nordwestens und überhaupt unter der rückständigen Bauernschaft eine große Popularität erringen, die ihn jetzt auch zu einem Idol dieser Massen werden läßt.

Das ist das Geheimnis seiner Beweglichkeit gegenüber der feudalen Borniertheit Tschang Tso-Lins und Wu Pei-Fus. Er hat den Einen überrumpelt, nachdem er sich mit seiner Hilfe einen Platz eroberte und er hätte auch den andern aufs Haupt geschlagen, wenn sich die japanische Macht nicht schützend vor ihn gestellt hätte. Das und nichts andres ist auch das Geheimnis für sein zeitweiliges Bündnis mit der Sowjet-Union, die für ihn vor allem die benachbarte Großmacht mit einer greifbaren Unterstützung war. Das ist das Geheimnis seines Anschlusses an die Kuo-Min-Tang, die er immer seinen Zielen unterzuordnen suchte, und die er jetzt als Sprungbrett für sich benutzt.

Er vertritt für sie die Macht des Bündnisses der Bourgeoisie mit der konservativen, weil noch nicht zum Kampf erwachten Bauernschaft, er vertritt für sie den aufgeklärten Absolutismus, den sie selbst zwar fürchten, aber doch andrerseits gegenüber der revolutionären Gefahr vom Lande gebrauchen und respektieren mußten. Das ist auch die Wurzel seines gegenwärtigen Aufstiegs als Kriegsminister der Nanking-

Regierung; als der Hegemone unter den übrigen „nationalen" Generalen, der populärste Mann im Lager Nankings, der mit äußerster Geschicklichkeit seine Phrasen den Handlungen der andern als die „Politik des armen Mannes" gegenüberzustellen weiß. Und er ist, in diesem Milieu, mit der festen militärischen Macht hinter sich, mit der breiten Popularität im Volke, nach den niedergeschlagenen Massenkämpfen der Arbeiter und Bauern des Südens, auf der Grundlage der großen nud wachsenden Enttäuschungen mit dem gegenwärtigen Kuo-Min-Tang-Regime — der aussichtsreichste Aspirant auf die pseudo-bonapartistische Diktatur.

Von Oliver Cromwell und dem großen Napoleon trennt ihn nur die „Kleinigkeit", daß während jene die Revolution in der zentralistischen militärischen Macht verwurzelten, nachdem die revolutionären Schlachten siegreich geschlagen waren, nachdem die Hydra des Feudalismus zerstört war, Feng Yu-Hsiang in der in ihm zentralisierten, in ihm verkörperten despotischen Macht gleichzeitig auch die Revolution erblickt. Jene haben das Werk der Revolution mit dem Schwert befestigt, er will von ihr den Namen, die Autorität, den Nimbus, die Diktatur, während er sie um ihren Inhalt betrügen will.

Keiner von den übrigen Generalen besitzt diese Eigentümlichkeit, keiner ist im Volk und seinen Illusionen so tief verwurzelt, keiner kommt in seiner Sprache so dicht an die revolutionäre Grenze heran und keiner ist daher berufen, in seiner Person, in seiner Macht, in seinen Worten und Taten die Rolle des bäuerlichen Chinas in den rückständigen nördlichen und nordwestlichen Provinzen Chinas so kräftig wiederzuspiegeln. Deshalb wird er auch in dem Maße, wie seine Autorität und Popularität unter den Volksmassen wächst, zum Rettungsanker auch für die Bourgeoisie, weil er mehr und mehr als der Einzige erscheint, der den Acheron bändigen kann.

Feng ist von kleinem Format zu immer größerm gewachsen und geworden. Stufe für Stufe konnte er emporsteigen und auch seine Rückschläge waren Etappen zum Sieg, weil er es verstanden hat, den armen Schichten in Stadt und Land und auch den nationalrevolutionären Massen seine Rückschläge als die Rückschläge ihres revolutionären Wollens zu signalisieren. Und wenn er die letzte Stufe erklommen haben wird, für die er sich jahrzehntelang geschult hat, so wird auch Feng Yu-Hsiang erkennen müssen, daß nicht er mit der Revolution, sondern sie mit ihm spielt. Die chinesischen Arbeiter und Bauern werden ihm mit Marx antworten können: „Aber die Revoluiton ist gründlich. Sie ist noch auf der Reise durch das Fegefeuer begriffen. Sie vollbringt ihr Geschäft mit Methode ... jetzt ... vollendet sie die Exekutivgewalt, reduziert sie auf ihren reinsten Ausdruck, isoliert sie, stellt sie sich als einzigen Vorwurf gegenüber, um alle ihre Kräfte der Zerstörung gegen sie zu konzentrieren."

Nicht Oliver Cromwell und nicht Napoleon I., sondern sein Enkel, Napoleon III., ins Chinesische umgesetzt, ist Feng Yu-Hsiangs geschichtliches Vorbild.

Wieder in der Heimat von Alfons Goldschmidt

Im vorigen Jahr veröffentlichte ich ein Buch „Deutschland heute". Ich schilderte in diesem Buch die Heimat, wie ich sie nach jahrelanger Abwesenheit wiederfand. Es war ja nicht alles lieblich, was ich da gesehen und gehört hatte. Dann fuhr ich wieder weg, nach Amerika. Vielleicht, dachte ich unterwegs, wirst du fröhlicher sein können, wenn du zum zweiten Mal zurückkommst. Aber, liebe Freunde und Gegner, ich kann nichts zurücknehmen. Großherzigkeit finde ich auch jetzt nur selten, die Krämpfe und die Kleinlichkeiten sind geblieben, und auch das Auge ist nicht weitersichtig geworden. Je heftiger du das Land liebst, seine Arbeit und seine Duldungen, desto peinlicher wirst du beschnuppert und angespritzt.

Was da in den letzten Wochen passiert ist, das allerdings hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Ich habe ja zu Hause schon Allerlei erlebt. Doch dies ist vorläufig der Gipfel oder die Tiefe. Da es sich weniger um mich als um das Zueinanderkommen von zwei Kontinenten handelt, möchte ich öffentlich davon erzählen.

In Berlin erscheint, als Spätausgabe des sozialdemokratischen Zentralblattes ‚Vorwärts' die Zeitung ‚Der Abend'. Ich wußte wenig von diesem Blatt, aber das Blatt wußte viel von mir. Eines Tags, im Januar dieses Jahres, fragte man mich: „Haben Sie schon den ‚Abend' vom 17. dieses Monats gelesen?" Ich las ihn, und fand darin eine anekdotische Erfindung über den Leiter des moskauer jüdischen Theaters, Alexis Granowski, und meine Person. Irgendwoher gesogen, völlig frei erfunden, eine Sache selbstverständlich, die Goldschmidt, den Moskowiter, packen sollte. Auftretend diese Anekdote mit allem heitern Pomp der Wahrhaftigkeit. Ich schrieb der Redaktion: aber das stimmt ja gar nicht, schon die Zeit, die Ihr angebt, ist grundfalsch. Ich war ja damals in Amerika und konnte daher gar nicht mit Alexis Granowski diese Sache erlebt haben, und Granowski nicht mit mir. Berichtigt das doch freundlichst. Nun, von einer Berichtigung habe ich nichts vernommen. Es sind das so Gepflogenheiten. „Der gläubige und vornehme Alfons Goldschmidt", so dachten sie wohl, wird sich weiter nichts draus machen. Und das hätte er auch nicht, wenn nicht am 5. Februar dieses Jahres in derselben Zeitung eine neue Sache veröffentlicht worden wäre, die allerdings so hanebüchen ist, daß ich mal darüber sprechen muß.

Da war nämlich in der Ausgabe des ‚Berliner Tageblatts' vom 30. Januar dieses Jahres ein Artikel von mir „Wirtschaftsinstitut Latein-Amerika" erschienen, der die Arbeit schilderte, die ich, auf meiner Reise im vorigen Jahr durch neun lateinamerikanische Länder, für eine wirtschaftswissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Annäherung beider Kontinente getan hatte. In diesem Zusammenhang schrieb ich von der Gründung des „Wirtschaftsinstituts Latein-Amerika" in Berlin, mit der ich seit meiner Rückkehr beschäftigt bin. Nun aber

Schluß, meinten sie, das fehlte noch, daß wir diesen Moskowiter in internationaler Kultur machen lassen. Die ist für uns, die Völker befreien wir. Wir werden ihm eins ins Genick stoßen, daß er nicht mehr aufsteht.

Und wieder begingen sie ein Zeitwunder. Sie ließen sich aus Mexiko City so per Expreß meine Prügel schicken, daß ich den Postverwaltungen beider Länder vollste Hochachtung aussprechen muß. Ich glaube, so prompt ist noch niemals ein Brief von drüben in Berlin angelangt. In spanischer Sprache, selbstverständlich, und ich hoffe nur, daß den Kennern dieses schönen Idioms in der Redaktion des ‚Abend' kein Übersetzungsfehler unterlaufen ist. Denn wenn man das Monopol für internationale Kultur hat, muß man auch die Sprachen beherrschen. Die deutsche Sprache natürlich nicht, das ist nicht notwendig, wie aus der Übersetzung hervorgeht.

In dieser Überexpreßzuschrift an den ‚Abend', betitelt: „Latein-Amerika und Prof. Goldschmidt, eine kommunistische Institutsgründung", wird nun folgendes gesagt:

Achtung, Kulturpioniere, der Goldschmidt ist dabei, ein kommunistisches Institut zu gründen. Schon vor sechs Jahren ist er direkt von Moskau nach Mexiko gefahren, wo er den Leuten dummes Zeug vorgebrüllt hat, so daß sie sich die Ohren zuhielten und nicht wiederkamen. Feige, wie er ist, hat er niemals zugegeben, Kommunist zu sein, und als „agent voyageur" des Bolschewismus Latein-Amerika zu bereisen. Er ist ein Täuscher, bemäntelt sich mit antiimperialistischer Neutralität und fängt so die Harmlosen ein. Ihr wißt ja gar nicht, was für ein Hochstapler dieser Goldschmidt ist. Habt Ihr auch nur eine Ahnung davon, daß er ein Telegramm des Präsidenten Calles fabriziert hat? Ihr wißt ferner nicht, daß er in Mexiko wertvolle Bücher erbeutete, also raubte, und daß er als stellenloser Professor aus dem Antiimperialismus Latein-Amerikas sein Geschäftchen macht. Das alles verbricht er im Auftrage Moskaus. Er konspiriert, er fälscht, er raubt, er schwindelt, er ist ein ganz gemeiner Hund. Achtung vor ihm!

Das ist, liebe Weltbühnenleser, doch immerhin allerhand. So habe ich denn dem verantwortlichen Redakteur des ‚Abend', und zwar, gewitzt durch den ersten Mißerfolg, mit Bezugnahme auf Paragraph elf des Reichspressegesetzes, eine Berichtigung geschickt. Was aber tut der Herr? Er veröffentlicht nicht etwa die Berichtigung, sondern ein paar Sätze daraus, und unterstreicht noch die Behauptung, daß ich agent voyageur, das heißt, der Reitknecht des Bolschewismus sei. Ich bleibe also ein bezahlter Agent, auch wenn ich das Gegenteil sage. Ich bleibe Fälscher, Räuber, Konspirator, feiger Kerl, so ungefähr das übelste Subjekt, das augenblicklich in Deutschland sitzt.

Glaubt Ihr wirklich, Herrschaften, daß ich nicht weiß, was gespielt wird, daß ich nicht das Land kenne, wo diese Zuschrift gemacht wurde? Daß ich nicht, auch ohne die postalische Wundertat, wüßte, woher denn dieser böse Wind pfeift? Und glaubt Ihr, Ihr könntet drauflos beleidigen lassen, nur weil Ihr jeden Tag ein Stück Papier zur Verfügung habt?

Ich will Euch sagen, was gespielt wird. Euer ferner Vertrauensmann ist nur ein kleiner Konkurrent, dem die Aktivität fehlt. Deshalb verleumdet er. Er fabriziert diesen Schwindel, um einen Aktiven kaputt zu machen. Dahinter stellt Ihr Euch, Ihr verbreitet und wiederholt Behauptungen, für die Ihr auch nicht die Spur eines Beweises habt. Ohne Euch bei mir zu erkundigen, ob denn diese Schmutzereien auch begründet sind, ohne Dokumente von mir zu verlangen oder Versicherungen, publiziert Ihr drauf los. Kennt Ihr meine Arbeit, wißt Ihr, was ich drüben getan oder nicht getan habe? Ihr wißt es nicht. Trotzdem laßt Ihr öffentlich in Eurem Blatt behaupten, ich hätte nicht Wissenschaft gelehrt, sondern Politik gemacht, und zwar bezahlte Politik. Ihr schämt Euch nicht der kleinlichsten Mittel, versucht mich als „exotischen Professor" zu disqualifizieren, ohne eine Ahnung von der Bedeutung des Lehrstuhls einer Latein-Amerikanischen Universität zu haben. Während Ihr vorgebt, mit Euren Anwürfen Würde und Freiheit des andern Kontinents zu schützen, beleidigt Ihr so die Kulturarbeit drüben. Wir kennen diese impotente Hochnäsigkeit, für die Marburg himmelhoch über Mexiko steht, diese freche Ahnungslosigkeit, die sofort wimmernd zusammenbricht, wenn Ihr auch nur den Boden Latein-Amerikas betretet. Ihr möchtet den Austausch, aber mit dünkelhaften Vorbehalten, und Ihr tut nichts gegen die wirklichen Ausbeuter der Arbeitskraft und der Naturreichtümer in Latein-Amerika, die Ihr gar nicht so fern zu suchen braucht. Ihr unterstützt die Reaktion, die nichts mit der Kulturfreiheit Latein-Amerikas zu tun hat. Ich will Euch sagen, daß die guten Elemente drüben bitter von Euch enttäuscht sind. Die Hoffnungen, die sie auf Euch gesetzt haben, sind nicht erfüllt worden. Das weiß man drüben, und Ihr könnt das auch durch die dicksten Verleumdungen nicht umkehren.

Ich kenne Euch, liebe Freunde. Deshalb ist alles vorhanden, die Dokumente für das Institut, die Dokumente für meine Lehrtätigkeit, von Ämtern und von meinen Studenten. Als kürzlich der mexikanische Gesandte für Moskau, Professor Silva Herzog, der mein Schüler an der National Universität in Mexiko war, mich auf der Durchreise in Berlin besuchte, und den Inhalt jenes Artikels kennen lernte, da schrieb er mir einen Brief, worin die Behauptung, ich hätte in Mexiko wertvolle Bücher „erbeutet", eine niedrige Verleumdung genannt wird, worin ferner alles Andre widerlegt wird, was jener ferne „Gewährsmann" schmutzschleudernd über meine Lehrtätigkeit und über mein Ansehen bei den Mexikanern sagt. Er, Silva Herzog, kenne keine respektable Person in Mexiko, von irgendwelcher Bedeutung, die mich angreifen würde. Auch aus Argentinien steht solch ein Brief zur Verfügung, falls der Zuschreiber meine Tätigkeit als Professor in Argentinien meinen sollte. Dieses Schreiben ist vom 18. November 1922.

Ich habe jetzt 28 Jahre publizistischer Arbeit hinter mir, und mancher Strauß war zu fechten in dieser langen Zeit. Aber niemals in dieser langen Zeit hat irgend jemand, irgend ein Blatt, ein Parlamentarier auf der Tribüne, ein Staatsmann, oder

wer auch immer meine Arbeit kritisierte, derartige Verleumdungen vorgebracht. Sie haben geschimpft und schimpfen noch immer. Sie sollen weiter schimpfen, das ist mir recht. Die schlimme persönliche Verleumdung erfuhr ich erst von Euch, die Ihr Euch Sozialisten nennt. Am 24. April 1927 schrieb Euer Hauptblatt, der ‚Vorwärts': „Denn er (Goldschmidt) ist ein ausgezeichneter Kenner Mexikos in all seiner Vielgestaltigkeit, und vor allem hat er eine große Liebe zu dem einfachen Indio..." Ihr wißt also nicht einmal, was Euer eignes Blatt über mich geschrieben hat, so blind seid Ihr in Eurem Haß. Meint Ihr wirklich, Ihr könntet meine Verbindungsarbeit vernichten? Das könnt Ihr nicht, und die Konkurrenten, die wirklich „Neutralität" nach drüben verpflanzen möchten, werden kein Glück damit haben. Man weiß in Latein-Amerika sehr gut, wo die wahren Freunde in Europa sitzen. Die zumindest wissen es, auf die es schließlich ankommt. Man kennt die schwächliche Schwenkung Eurer Politik, des Kredits von heute wegen. Ich fahre fort in der Arbeit, und wenn auch tausendmal versucht wird, den Namen Humboldt, den Euresgleichen auch verfolgt hat, für die Fahne angeblicher Kulturobjektivität zu mißbrauchen.

Mein Gegner Kurt Eisner von Erich Mühsam

„Das deutsche Volk ist besiegt worden, sein Reich ist zusammengebrochen, und mit einem Mal steht es an der Spitze aller Völker im Ringen um Gerechtigkeit und Vernunft in den öffentlichen Einrichtungen; ein Mann, der ein kümmerliches, reines, ehrenhaftes Leben als hungernder Schriftsteller bisher geführt hat, Kurt Eisner, steht mit einem Mal, bloß weil er ein Mann des Geistes ist, dieser tapfere Jude, moralisch als Haupt Deutschlands da, ungeahnte Kräfte regen sich..." So steht es in einem Briefe, den am 28. November 1918 Gustav Landauer an Fritz Mauthner schrieb, um ihn, den Skeptiker, für die Revolution zu begeistern. („Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen." Rütten & Loening 1929. Ein unendlich reiches Werk, eine Quelle der Leidenschaft, der Lebensmeisterung und der Weisheit.) Am nächsten Tage erklärt sich Landauer in einem Brief an Auguste Hauschner „mit allem, was Eisner grade in den letzten Tagen getan hat, höchlich zufrieden", womit die Veröffentlichung von Gesandtschaftsakten über den Kriegsursprung gemeint war; aber schon am 8. Dezember heißt es bedenklicher in Mitteilungen an Charlotte Landauer: „Das Ministerium ist nicht Eisner, und auch er tut jetzt manches, um die Parteien und die zu ihnen gehörigen Ministerkollegen zu befriedigen, was ich für falsch halte. Die Einberufung des Landtags hat bei allen Revolutionären, auch bei mir, sehr böses Blut gemacht; er selbst wollte es auch nicht, aber er hielt die Konzession für nötig." Das Weihnachtsfest, das gleichzeitig Eisners Ministerkollege Auer im Offizierskasino des Münchener Leiberregiments mit dem Grafen Arco als Gastgeber feierte, verbrachte Kurt Eisner mit Frau und Kindern bei dem Anarchisten Landauer in dessen Häuschen

in Krumbach. Dadurch wurde der durch den Tod Hedwig Lachmanns verwaisten Familie „im Schmerzlichsten geholfen" (an Mauthner, 26. Dezember). Die persönliche Freundschaft schläfert nicht die Kritik ein: „Mit K. E. bin ich im wesentlichen einig", schreibt Landauer am 3. Januar 1919 an Hermann Croissant; „aber was er tut, ist ja nicht er, sondern die Differenz, die übrig bleibt, wenn er die Feinde der Revolution von sich abzieht", und am 12. Januar an Adolf Neumann: „Eisner ist von der Situation und von seiner komplizierten Politik dahin gedrängt worden, die Unpolitischen und Narren unter seinen Freunden, d. h. fast seine einzigen Freunde, zu Feinden zu machen". Tags darauf aber noch härter an Margarete Susmann: „Kurt Eisner hat reinen Geist, reinste Ziele; aber er hat, aus Vorsicht, Klugheit, Humanität und Optimismus, seinen eigenen Weg verlassen und den der Klugheitspolitik gewählt; es hat ihm vor der revolutionären Energie gegraust; zwischen Spartakus und Kompromiß hat er seinen eigenen Weg, den er nicht mit solcher Klarheit erkannt wie ich, verloren, vertagen zu müssen geglaubt. Es rächt sich, daß er so lange Sozialdemokrat gewesen ist; es rächt sich an der ganzen deutschen Revolution, daß die Sozialdemokratie ihr Träger sein muß." Dasselbe Gefühl, daß Eisner doch nicht der Mann sei, der der Revolution den großen Auftrieb zu geben vermöchte, von dem Landauer die Erneuerung des Geistes, die Verwirklichung des Sozialismus erhoffte, klingt dann immer deutlicher, immer resignierter aus den Briefen heraus, bis es am 25. Januar in einem Schreiben an Georg Springer den erbitterten Ausdruck findet: „... und selbst so geisterfüllte Männer wie Kurt Eisner werden in dem Augenblick geistlos, wo sie vom Sozialismus zu reden anfangen."

Zum zehnjährigen Todestage Kurt Eisners, in Erinnerung an einen Mord, der in dem irrenden, schwankenden, abgleitenden Manne den zielklaren, aufrechten, revolutionsentschlossenen Willen einer in Aufruhr geratenen Masse treffen wollte und traf, wollte ich zuerst einem andern Toten der Revolution das Wort lassen, einem, der schon bei Eisners Bestattung berufen gefunden wurde und sich selber berufen fand, ihm den Nachruf zu sprechen. Landauer stand der Person Eisners freundschaftlich nahe, glaubte an seine Eignung für die Aufgabe, zu der der Zusammenbruch des alten Deutschlands rücksichtslos erneuernde Kräfte rief, stellte sich ihm stützend und helfend an die Seite und hoffte noch auf seine revolutionäre Besinnung, als auch ihm schon klar war, daß Eisner hierzu das Amt des Ministerpräsidenten äußerlich wie innerlich von sich tun mußte.

Ich teilte Landauers Meinung gar nicht, trat Eisners Revolutionspolitik von Anfang an schroff entgegen und fand auch zu ihm als Mensch keine Brücke, obwohl die gleichzeitige Freundschaft mit dem an geistiger Bedeutung uns beide hoch überragenden Gustav Landauer, der mit seinen von uns beiden gleichmäßig entschieden abgelehnten Mittlersbemühungen nie nachließ, manche Voraussetzung wenigstens zu einer verstehenden persönlichen Beziehung hätte schaffen können. Doch war

unsre schon zum Jahre 1902 zurückreichende Bekanntschaft, die mich seit Eisners Tätigkeit für die Berliner Freie Volksbühne, seiner Redaktionsführung in Nürnberg, seiner Kritikerzeit an der ‚Münchner Post' und besonders seit dem Ausbruch des Krieges immer wieder mit ihm in Berührung gebracht hatte, nie über die gegenseitige Beobachtung kühler Höflichkeit hinausgelangt. Wohl sprachen wir uns in den ersten Kriegsjahren öfter als vorher, ich kam auch mehrmals in sein Haus, da es ja selbstverständlich war, daß die in München ganz wenigen und sehr vereinsamten offenen Kriegsgegner unter einander Fühlung suchten, doch waren die Gegensätze unsrer Auffassungen schon früh spürbar, da er seine Haltung wesentlich vom Einfluß der Unabhängigen, hauptsächlich Eduard Bernsteins, bestimmen ließ, während ich mit den Revolutionären Internationalisten, besonders Westmeyer in Stuttgart und Knief in Bremen, sympathisierte.

Gegen Ende 1916 besuchten mich einige Jugendgenossen und forderten mich auf, mich zu den Diskussionsabenden einzufinden, die Eisner organisiert hatte und bei denen er im Anschluß an die Kriegsereignisse seine politischen Ansichten entwickelte. Die jungen Leute fanden seine pazifistisch-revolutionären Auffassungen nicht radikal genug und wünschten durch meine Beteiligung eine Kritik zu Worte zu bringen, wie sie sich in ihrem proletarischen Klassengefühl geltend machte. Da in Bayern das Kriegsrecht bedeutend milder gehandhabt wurde als im übrigen Deutschland, die Schutzhaft zum Beispiel überhaupt erst nach der blutigen Niederschlagung der Revolution von der Republik eingeführt wurde, konnten wir ohne große Vorsichtsmaßregeln und kaum spürbar behelligt allwöchentlich zusammenkommen und unsre Meinung recht offen ausdrücken. Die Gegensätze zwischen Eisner und mir traten bald hervor und nahmen im Sommer 1917 bereits scharfe Formen an. Eisner sah in Kerenski nicht nur den Befreier Rußlands, sondern in seiner Kriegspolitik die entscheidende Wendung im Weltkrieg, da nun eine Entente von lauter demokratisch regierten Staaten den vereinten zentraleuropäischen und balkanischen Obrigkeits-Monarchien gegenüberstand und der Ausgang des Krieges, dessen militärischer Teil ja damals jedem Sehenden längst klar sein mußte, die radikale Demokratisierung auch Deutschlands und Oesterreichs herbeiführen müßte. Die deutsche Revolution, die Eisner wünschte und anstrebte, wollte er auf ein Minimalprogramm stellen: Schleunigster Friedensschluß unter Zugrundelegung der Wilsonschen Grundsätze, Ersetzung des stehenden Heeres durch eine Miliz, demokratisch-parlamentarische Verfassungen in Reich und Ländern, verbürgte Einwirkung der Arbeiterorganisationen, vor allen der Gewerkschaften, auf alle gesetzlichen Maßnahmen. In dem Verhalten der russischen Opposition, besonders seit der Durchreise Lenins und Trotzkis durch Deutschland, sah er einfach eine Vorschubleistung für den deutschen Militarismus, die er sogar auf sehr unsaubere Motive zurückführte. Darüber kam es zwischen uns zu außerordentlich erregten Auseinandersetzungen, die nach der Oktoberrevolution, die ich mit höchster Begeisterung, Eisner mit bitterstem Groll aufnahm,

zur völligen Entfremdung und zu meinem Fernbleiben von den Diskussionsabenden führten.

Erst der Januarstreik führte uns wieder zusammen, aber nur zu einer kurzen heftigen Aussprache auf der Straße während eines Demonstrationszuges. Eisner erklärte mir wütend, er werde sich die Führung der Bewegung nicht aus den Händen nehmen lassen; er werde zu verhindern wissen, daß ich mit meinen putschistischen Hetzreden seine Kreise störe. Tatsächlich gab er die Parole aus, daß mir in keiner Versammlung das Wort gegeben werden solle, so daß sich meine Beteiligung an jener Bewegung auf Straßenpropaganda und subversive Betätigung beschränken mußte. Dadurch entging ich dem Schicksal, dem Eisner selbst verfiel: der Verhaftung als Rädelsführer. Man beschränkte sich darauf, mich einige Wochen später in Zwangsaufenthalt zu bringen.

In den ersten Novembertagen kehrte ich nach München zurück; Eisner war schon vorher aus dem Gefängnis entlassen worden. Unsre Begegnungen hatten von jetzt ab nur noch den Charakter von Zusammenstößen. Als er am 9. November im Landtagssaal die neue Regierung vorstellte und Erhard Auer als Innenminister nannte, rief ich ihm von der Tribüne aus zu: „Dann haben wir schon die Gegenrevolution!" Als am selben Tage der Revolutionäre Arbeiterrat mich in seine Mitte kooptierte, wodurch ich „Mitglied der revolutionären Regierung" wurde, weigerte sich Eisner tagelang, seinen Namen unter den Ausweis zu setzen und tat es erst unter gelindem Druck. Ende des Monats stellte ich die erste Organisation auf die Füße, die sich die Bekämpfung der Eisnerschen opportunistischen Konzessionspolitik programmatisch zur Aufgabe stellte, die „Vereinigung revolutionärer Internationalisten", und unsre gegenseitige Bekämpfung ging nun in die Formen erbitterter Feindseligkeit über. Die neue „Vereinigung", der „Revolutionäre Arbeiterrat", dessen Vorsitzender offiziell Eisner noch war, der aber in entschiedener Opposition gegen ihn stand, und der sich eben erst in München konstituierende „Spartakusbund" nahmen in engster Verbindung mit einander den Kampf gegen die Regierung auf, der Kurt Eisner vorstand, und wenn auch als ihre verhaßtesten Exponenten die Sozialdemokraten Auer, Timm und Roßhaupter angegriffen wurden, so verlor doch der Ministerpräsident selber durch sein Lavieren und Paktieren mehr und mehr von der großen und heißen Liebe, die er sich durch seine tapfere persönliche Haltung im Januar und am 7. November bei den Arbeitern erworben hatte. Am schwersten schadete ihm bei ihnen der Schlag, den er am 10. Januar 1919 gegen uns führte, als er, um die gegen den Willen des revolutionären Proletariats angesetzten Wahlen zur Nationalversammlung vor Störungen zu sichern, zwölf der bekanntesten Radikalen verhaften ließ. Eine ungeheure Demonstration vor seinem Ministerium erzwang noch am gleichen Abend unsre Freilassung; Eisners Popularität aber hatte einen schlimmen Stoß erhalten.

Der Ausfall der Wahlen und die Intrigen, die in seiner Abwesenheit während der berner Sozialistenkonferenz seine Mi-

nisterkollegen Auer und Roßhaupter gegen ihn angezettelt hatten, nahmen Eisner in seinem letzten Lebensmonat die Sicherheit des Handelns, auf die er zuerst seine immerhin eigenwillige und von der Ebert-Scheidemann-Taktik sehr vorteilhaft abstechende Politik gestützt hatte. Die Nationalisten wurden frecher und frecher. Aber unser Verlangen, ihnen durch Unterdrückung ihrer reaktionären Presseorgane und Konventikel die Gurgel zuzudrücken, mit Radikalmitteln durchzugreifen, blieb erfolglos. Dagegen ließ Eisner es zu, daß Auer gegen die Kommunisten immer rigoroser vorging, so daß sich die Kluft zwischen ihm und den radikalen Arbeitern dauernd erweiterte. Der „Revolutionäre Arbeiterrat" lud ihn vor, und ich bekam den Auftrag, die Beschwerden zu formulieren, was ich mit äußerster Schärfe tat. Dabei traten dann Gegensätze zutage, die mir und meinen Gesinnungsfreunden völlig klar machten, daß Eisner für unsre aufs Ganze gehenden Ziele gar kein Verständnis hatte. „Was soll eigentlich diese Revolutionsspielerei nach der Revolution noch?" fragte er, worauf ich ihm unter Beifall der Arbeiter die Antwort gab: „Wir sind nicht der Meinung, daß die Revolution damit ihren Zweck erfüllt hat, daß Kurt Eisner Ministerpräsident ist. Entfernen Sie die Konterrevolution aus den Ämtern oder treten Sie ab." Es gab keine Gemeinsamkeit mehr zwischen ihm und der vorwärts drängenden Revolution. Im Rätekongreß, in Versammlungen, in der radikalen Presse steigerten sich die Angriffe gegen die Regierung, ohne Eisner auszunehmen. Zugleich geriet er in das von Verleumdungen und wüster Mordhetze geheizte Kesseltreiben der Monarchisten, die von den Auer nahestehenden Kreisen eher ermutigt als gebremst wurden. So ging Eisner am 21. Februar den Weg zur Eröffnung des Landtags, in der Aktentasche die Kapitulation vor den Feinden der Revolution, seine Demission.

Auf diesem Wege erschoß ihn der jugendliche Offizier Graf Arco, der Weihnachtsgastgeber Erhard Auers. Eisner starb den Märtyrertod des Revolutionärs und gab mit seinem Tode der Revolution, die er resignierend preisgeben wollte, neues Leben. Ich schrieb in meiner Zeitschrift ‚Kain' diese Sätze: „Hier sind dem Ermordeten harte, bittere Worte gesagt worden. Wer aber lesen kann, wird finden, daß sie aus verschmähter Liebe kamen, aus enttäuschter Hoffnung, aus Angst für den Getadelten selbst. Der Mann, der an der Novemberrevolution stärksten, entscheidenden Anteil hatte, der sich vor der Geschichte den Ruhm des Neuerers wie wenige andere erworben hatte, war kein Radikaler. Er war ein aufrechter, tapferer Revolutionsentzünder, ein fanatischer Kämpfer für sein eignes Werk, aber kein Grundmauern-Einreißer. Der erste Akt der Revolution war ihm die Revolution selbst; der dramatische Teil der Historie schien ihm nur noch der Abrundung zu bedürfen, um dann den epischen der evolutionistischen Weiterentwicklung folgen lassen zu können. Sein eigener tragischer Tod hat diesen Traum zerstört. Als Kronzeugen seines eignen Irrtums tragen wir Kurt Eisner zu Grabe, sagen wir ihm bewegt und dankbar, traurig und nachdenklich Lebewohl."

Buenarenser von Eugenio Selke

Manchmal lesen wir hier drüben, was in Europa so über Argentinien gedruckt wird. Wenn man von einiger Spezialliteratur absieht, bleibt herzlich wenig übrig, was erstens Anspruch auf Wahrheit hat und römisch II — wie Pallenberg sagen würde — überhaupt auch nur lesenswert wäre. Nicht nur die sogenannten authentischen Berichte über Argentinien, sondern auch ziemlich alle Filme, die Argentinien behandeln, einschließlich der Superproduktion der U. S. A. („Der Gaucho", „Señorita" etcetera) sind nichts als verschrobene, unwahre Zerrbilder eines Landes und eines Volkes, wie es gar nicht existiert und auch nicht existiert hat.

Es gibt nichts Nüchterneres, nicht Langweiligeres als Buenos Aires. Eine Zweimillionenstadt, die in kulturellen Dingen kaum Anspruch hat, mit Königsberg, Bukarest oder Reval in einem Atem genannt zu werden. Die Großstadt dokumentiert sich natürlich in geschäftlicher Beziehung, in dem Riesenverkehr auf den Straßen, in dem Hochbetrieb der Prostitution. Letztere auf ein paar hundert Meter Straßen zusammengedrängt und so den Anschein erweckend, überall vorherrschend zu sein. Wenn es auch wohl dreihundert öffentliche Häuser in Buenos Aires gibt, so muß man gleichzeitig berücksichtigen, daß es also auch nur dreihundert Prostituierte in diesen gibt, da nach Stadtgesetz immer nur eine Frau in jedem Hause diesen Beruf ausüben kann. Daß, andrerseits, die Polizei hier immer offene Hände hat und von Zuhältern und Dieben gerne und oft Schmiergelder nimmt, läßt sich nicht abstreiten, aber dies ist ja bekanntlich auch in andern Städten so.

Wenn irgend jemand in Europa es aber wagt, einige Wahrheiten über Argentinien im allgemeinen und über die deutsche Kolonie in Buenos Aires im besondern zu schreiben, wie zum Beispiel Frau Alice Schalek in ihren Berichten, so erheben die armen, sich getroffen fühlenden Landsleute unisono Protest. Dann sind sich sogar die wie Hund und Katze lebenden beiden deutschen Zeitungen hier einig. Wenn die etwa dreißigtausend Deutschen hier auch politisch differieren, so stehen sie doch kulturell auf dem gleichen Niveau. Und das ist dasjenige von 1913, wenn wir nicht noch weiter zurückdatieren wollen. Die geistige Kraft der neueinwandernden Intellektuellen zerbricht an dem Spießertum, dem Schema F und dem Dummstolz unsrer Landsleute. Die deutsche Kolonie duldet nichts, was über den Rahmen des täglichen Eseltrotts hinausgeht.

Dem einwandernden Deutschen wird das Leben nicht grade leicht gemacht. Im Gegenteil ... Und wenn es ihm schließlich gelingen sollte, in einer der deutschen Großfirmen unterzukommen, so erhält er ein Gehalt, von dem er kaum leben und seine Wäscherechnung bezahlen kann. Dafür aber muß er auch noch auf Schwarzweiß-rot schwören. Einig, einig, einig sind hier die meisten Deutschen: im Biertrinken, im Spießbürgertum, im Dummstolz. Nur mit dem Unterschied, daß es die Reichen aus Überzeugung sind, während ein Prozentsatz der Abhängigen, der Not gehorchend, mittun muß und schließlich damit aus reiner Gewohnheit fortfährt ...

Fast 85 Prozent der hiesigen Deutschen sind rechts gerichtet, fast noch rechtser als rechts, denn selbst die hier geborenen, noch nicht geschlechtsreifen teutschen Jünglinge, renommieren und saufen für Kaiser und Reich. Daß diese Firma längst liquidiert hat, stört sie nicht weiter. Der „Stahlhelm" blüht und gedeiht in Buenos Aires, man weiß nur nicht wofür und weshalb.

Man kann nicht behaupten, daß die hiesigen Deutschen sich bei den Argentiniern großer Beliebtheit erfreuen. Eher die deutschen Mädchen und Frauen. Denn die Porteños (Buenarenser) haben sehr schnell herausgefunden, daß sie sich sehr leicht — wie sagt man so schön — flirten lassen. Der Gent von Buenos Aires ist von morgens bis morgens darauf bedacht, auf der Straße, im Bureau, in der Straßenbahn dem weiblichen Geschlecht Zoten zuzuflüstern oder unauffällig einen gemeinen Griff zu riskieren. Der Hunger nach dem Weib steht ihm in den Augen, und er versäumt keine Gelegenheit, ihn zu stillen oder aufzureizen. Für eine Frau, die auf sich hält, ist es auf den belebtesten Straßen unmöglich, allein zu gehen, ohne — wörtlich! — auf Schritt und Tritt belästigt zu werden, Gemeinheiten zu hören, Männerhände an ihrem Körper zu fühlen...

Die Argentinierin jedoch hat dies Ansprechen auf der Straße, die offene Begehrlichkeit der Männer gern, würde erschreckt sein, wenn an einem Tage ihr niemand kleine Cochonnerien zuflüstern, niemand versuchen würde, mit ihrem Fleisch in Berührung zu kommen. Das hieße, sie wäre reizlos, häßlich...

Über die argentinische Frau sind viele Märchen im Umlauf. Mag sein, daß der Kern gut ist, aber bei der heutigen Erziehung — soweit man überhaupt von Erziehung sprechen kann — wird sie nur zur Puppe und meist zur käuflichen Puppe dressiert. Geistiges bei den hiesigen Frauen zu suchen, wäre genau so zwecklos wie freie Liebe zu propagieren, wenn diese nicht mit materiellem Vorteil verknüpft ist. Mitgift kennt man in Argentinien kaum, deshalb bemühen sich alle, sich so günstig wie möglich zu verkaufen. Es gibt hier ja relativ wenig Frauen, und so werden die Mädchen von Jugend auf zwangsweise von Männern abgeschlossen, und nur Sonntags vor der Kirche dürfen diese den Mädchen Zoten zuflüstern, ohne daß die Eltern oder Begleiterinnen daran Anstoß nehmen. So werden die jungen Dinger darauf vorbereitet, daß sie eine wertvolle Ware sind. Das Zusammenleben ohne staatliche Konzession ist noch durch keine Polizeivorschriften beschränkt, und so stehen die Frauen vor der Wahl, sich entweder gut zu verheiraten oder besser zu verkaufen und vice versa, wobei der pekuniäre Vorteil immer den Ausschlag geben wird. Da die Argentinier ja von Natur aus stark erotisch veranlagt sind, so sucht der weibliche Teil das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Staatlich konzessionierte Absteigequartiere (Casa Amueblada), die öffentlich ihre moderne hygienische Apparatur anpreisen, erleichtern das ungemein. Wenn eine Argentinierin, einerlei welchen Standes oder ob verheiratet oder nicht, einem ihrer Kavaliere ein Rendezvous bewilligt, so setzt sie als selbstverständlich voraus, daß dies eben in einer Casa amueblada endet, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, wird der prüde oder schüchterne Galan überall lächerlich gemacht. Es ist nicht üblich, sich nur zum harmlosen Flirt zu treffen, denn da lohnt sich das Risiko des Fortschleichens, der Ausreden, des Gesehenwerdens nicht...

Für kulturelle Dinge hat der Argentinier keine Zeit, wenn er auch zu jeder Tageszeit Straßen und Kaffeehäuser füllt. Die Theater bringen fast ausschließlich Revuen oder schlechte Burlesken, in denen möglichst viel nacktes Frauenfleisch gezeigt wird. Dramen sind Luxus, Kunst ist für die Reichen, Bücher, die wohl nirgends so billig sind wie in Argentinien, werden nur gelesen, wenn sie derbe Erotik enthalten. Es gibt natürlich Ausnahmen, aber in der Regel beschränkt sich das Interesse des Buenarensers auf grobe Sexualität, Glückspiel, Sport und Politik, während die Damen in Mode und Glückspielen aufgehen und in der Liebe, wenn sie blanke Münze einbringt und ohne Risiko ist...

Lied der Seeräuberjenny von Ernst Bloch

Kurt Weill und Lotte Lenja mit Gruss!

Ja, etwas Lustiges wollen wir singen. Sie sind die Gäste, genau so saßen die in der Spelunke am Hafen. Und vorndran stand das arme Abwaschmädchen Jenny und sang, wie sie die Gläser wusch. Wann kommt denn dein Schiff, Jenny? muß man fragen. Und die Gäste lachen zu der Antwort von so einer.

Was das Volk zu seiner Arbeit singt, macht immer Spaß. Schlichte treue Weisen aus der Zeit, da noch jeder seine Pflicht tat. Wie war der Inhalt des kleinen Liedchens, das das Abwaschmädchen in der „Dreigroschenoper" sang? „Meine Herrn, heut sehn Sie mich Gläser aufwaschen und ich mache das Bett für jeden und Sie geben mir einen Penny und ich bedanke mich schnell und Sie sehn meine Lumpen und dies lumpige Hotel und Sie wissen nicht, mit wem Sie reden. Aber eines Abends wird ein Geschrei sein am Hafen und man fragt: was ist das für ein Geschrei? — und man wird mich lächeln sehn bei meinen Gläsern und man sagt: was lächelt die dabei? — Und ein Schiff mit acht Segeln und mit fünfzig Kanonen wird liegen am Kai. — Und es werden kommen hundert gen Mittag an Land und werden in den Schatten treten und fangen einen jeglichen vor jeglicher Tür und legen in Ketten und bringen vor mir und fragen: welchen sollen wir töten? — Und an diesem Mittag wird es still sein am Hafen, wenn man fragt, wer wohl sterben muß. Und dann werden Sie mich sagen hören: Alle! Und wenn dann der Kopf fällt, sag ich Hoppla! — Und das Schiff mit acht Segeln und mit fünfzig Kanonen wird entschwinden mit mir." — Das ist das Liedchen der Seeräuberjenny, von Polly an ihrem Hochzeitstag vorgetragen. Ein unschuldiger Scherz, er bringt bei solchen Festen immer Stimmung, und man nimmt die gute Absicht für die Tat. Schade, daß man den wunderschönen Rhythmus, und auch die schmissige Melodie nicht mit hierher setzen kann. Sie geht ins Blut und dürfte sich bei frohen Anlässen als Nationalhymne empfehlen.

Darf man auf Feinheiten im Rhythmus des Viervierteltakts, der so leicht zum Trauermarsch wird, aufmerksam machen, so nebenbei, wie sie selbst nebenbei scheinen. Auch das freche Moll spricht an, das zwischen Chanson und Trauermarsch verbindet, die Gewürze des Harmoniewechsels, die hübsch einschneidende Sekunde bei der Frage: Töten?, die unsäglichen Arpeggien bei „Schiff" und „Segel", der Orgeldreiklang des „Mir", mit dem das Schiff entschwindet. Jazzorchester sitzt auf einer Bühne, die zwischen Bar und Kathedrale ist, und die Musik ist gleichfalls zwischen Bar und Kathedrale, Kathedrale als Bar, ununterscheidbar. Blümchen wachsen aus dem faulsten Operettenzauber, aus Kitzelchansons vor 1900, aus der Herzlichkeit amerikanischer Jazzfabrikate. Ein neuer Volksmond bricht durch die Schmachtfetzen am Dienstmädchen- und Ansichtskartenhimmel. In diesem Schmalz hielt sich eine unsägliche Theologie; wie lehrreich, sie in Aspik zu

setzen! Und hört man nicht Heilsarmeelieder in der Dreigroschenluft um Jenny? den Jesus in der Drehorgel und das Vater unser als Gassenhauer? Vom ganz andern Ende her hatte die Heilsarmee schon Verbindung zur Gasse geschaffen. Ausstellung der Hallelujahmädchen, großer Feuer- und Schwefelgalopp, Herabkunft des Teufels um 11 Uhr, Abfeuern der großen Golgathakanone um Mitternacht: dies erste Programm der Heilsarmee ist schon Jennystil, wenn auch nur demagogisch und mit Zuckerwasser am Ende. Im Weill-Brecht-Land macht sich aber nicht nur die Frömmigkeit gemein, sondern die Blasphemie rechtgläubig. Der himmlische Bräutigam erscheint der Schubertschen Nonne, die hier die Seeräuberjenny ist, als Pirat, und das Hoppla ist so apokalyptisch, wie man nur will.

Wer versteht denn das kleine Liedchen am besten? Die Kinder würden den Finger heben, daß sie es sind; und dann die Mädchen im Elternhaus, und dann die Jungens in der Schule. Auch sie haben ihre unendliche Erzählung, in der sie gesittete Mordbrenner sind; das begleitet und spinnt sich aus auf dem Schulweg, vorm Einschlafen, es kann ein Kriegsschiff „Argo" sein und der Träumer selbst der „Fürstadmiral", verteilt die Welt an sich und die Türkei. Aber so gut kommt in dem kleinen Lied auch das: Zünd an, Zünd an, das Hexenhafte des Weibs auf seine Rechnung. Haben nicht Flintenweiber, Petroleusen zu allen Zeiten die Revolution begleitet und paßt nicht dem Weib die Räuberbraut in jeder bessern Kolportage und dem Leben, das einmal kolportagehaft scharf wird, vorzüglich auf den Leib? Das „Böse", Unterirdische des Weibs, sein geheimes Einverständnis mit der Unterwühlung, die es herbeiruft und erwartet: „Man wird mich lächeln sehn bei meinem Fenster und man sagt: was lächelt die so bös?" — dies Lächeln war schon oft mit dem roten Terror verbunden oder wurde von ihm benutzt. Ein ziemlich grader Weg führt von diesem Lächeln nicht nur zur Senta, die das Bild ruft, oder zur sanften Elsa, die so lange an seiner Sphäre saugt, bis der Retter erscheint, sondern eben auch zu den Hexen, vor denen die gesetzte Christenheit zitterte, ja zum Rebellen-Symbol der Paradiesesschlange, mit der sich Eva so gut versteht. Man wird die Seeräuberjenny weniger verurteilen, wenn man die Rolle des luziferischen Tiers in der Geschichte der Revolutionen und mancher Religionen bedenkt: die Paradiesesschlange ist dann sozusagen die Raupe der Göttin Vernunft. Und die „Seele" nicht zu vergessen, die allemal weiblich ist, das Mädchen Psyche im entsetzlichen Vaterhaus der Welt. Aber eines Tags erscheint, so legten doch frühchristliche Ketzer die Bibel aus, ein Mann Jesus, grade aus der völligen Fremde, wird die Seele holen, schon fühlt sie den Ring am Finger, gegen ihren Vater, die Eltern, die Welt und den Vater aller Dinge. Auch ein Fetzen dieser Verlobung ist im Lied, die Kolportage schneidet mit dem mystischen Piraten manichäische Gegenden.

In Weills Gebet einer Jungfrau sind die Fluchtmotive nicht nur sentimental und die „Frömmigkeit" ist nicht romantisch. Man spürt den unstatischen Hintergrund der Zeit. Vor zehn

Jahren wäre Senta noch nicht als Braut des roten Freibeuters erschienen, auch in Strawinskys „Geschichte vom Soldaten" nicht, die das Original guter Musik aus Abfall, Traum und Lumpen ist. Auch das: „Sie wissen immer noch nicht, wer ich bin" hätte nicht seine süßen und gefährlichen Hintergründe, wäre kein revolutionärer Zustand in der Welt und der unterdrückte Mensch nicht in jedem Sinn auf dem Marsch, sich zu konkretisieren. Die Gäste lachen zwar über Jennys Lied und finden es nett, die Bürger reagieren sich ab und helfen der Dreigroschenoper zu einem Erfolg. Der Kerl der Seeräuberjenny kommt leider nicht als Bote des Schlusses und beschießt die Stadt (was die revolutionäre Logik des Stücks gewesen wäre): es ist dennoch unzuverlässige Musik, dicke Luft im Amüsement, die satte Kunst ist hin, die Substanz erscheint als Dreck, im Abwaschzuber und in dem, was die denkt, die davor steht. Glüh, heilge Flamme, glüh — an Lumpen brennt sie am besten. Schlage doch, gewünschte Stunde, gewünschte Stunde, schlage doch — auch die Seeräuberjenny singt Kantaten, soweit sich von einer so ungebildeten und geschundenen Person überhaupt etwas erwarten läßt.

Warnung vor Selbstmord von Erich Kästner

Diesen Rat will ich Dir geben:
Wenn Du zur Pistole greifst
und den Kopf hinhältst — und kneifst!
kannst Du was von mir erleben.

Weißt wohl wieder mal geläufig,
was die Professoren lehren?
Daß die Guten selten wären
und die Schweinehunde häufig?

Ist die Walze wieder dran,
daß es Arme gibt und Reiche?
Mensch, ich böte Deiner Leiche
noch im Sarge Prügel an!

Laß doch Deine Neuigkeiten!
Laß doch diesen alten Mist!
Daß die Welt zum Schießen ist,
wird kein Konfirmand bestreiten.

Man ist da. Und man bleibt hier!
Möchtest wohl mit Püppchen spielen?
Hast Du wirklich Lust zum Zielen,
ziele bitte nicht nach Dir...

War Dein Plan nicht: irgendwie
alle Menschen gut zu machen?
Morgen wirst Du drüber lachen.
Aber, bessern kann man sie.

Ja, die Bösen und Beschränkten
sind die Meisten und die Stärkern.
Aber spiel nicht den Gekränkten.
Bleib am Leben, sie zu ärgern!

Fachliche Filmkritik von Rudolf Arnheim

Die Leute vom Fach, die Schauspieler, Regisseure, Produktionsleiter und Manuskriptautoren pflegen für die Auslassungen der Filmkritiker jene heitere Resignation bereit zu halten, mit der man sich wappnet, wenn Kinder, Kranke, Greise — Leute, die nichts dafür können, Unsinn reden. Mit Recht? Mit Unrecht? Mit Unrecht sicher einmal insoweit, als die Fachleute glauben, daß dem durchschnittlichen Filmkritiker, der vom Schreibtisch und nicht aus dem Atelier kommt, die nötigsten technischen Vorkenntnisse fehlen. Sie staunen, wenn sie erfahren, daß das, was sie für intime Geheimnisse ihrer Branche halten, auch dem Kritiker geläufig ist, daß er weiß, wie ein Filmmanuskript aussieht, was eine Überblendung ist, daß die Kamera manchmal auf Schienen läuft und daß der Film aus Einzelstreifen zusammengeklebt wird — Dinge, die heute jeder Tertianer beherrscht und die man leicht begreifen kann, ohne daß erst eine jahrelange Bestrahlung mit Quecksilberlicht notwendig wäre. Ein Filmkritiker soll noch ein wenig mehr von der Technik des Films wissen: er soll selbst einmal mit einer Kamera und mit einem Projektionsapparat hantiert, ein entwickeltes Positiv in den Fingern gehabt, ein paar Atelieraufnahmen beigewohnt haben — aber ich denke, es gibt nicht viele Filmkritiker, denen diese primitivsten Vorkenntnisse fehlen. Insoweit also handelt es sich um die übliche Unterschätzung des Nichtfachmannes.

Sehr viel ernster zu nehmen aber sind die Vorwürfe gegen die Inkompetenz der Filmkritiker, wenn sie so lauten: „Da setzt ihr euch in den Zuschauerraum, seht den Film an, beurteilt den Regisseur, die Schauspieler, den Architekten, den Photographen, und habt keine Ahnung, wie der Film zustandegekommen ist! Ihr laßt den Pudowkin einen Platz heraufrücken, weil er in der Mongolei herrliche Landschaften und Typen aufgenommen hat — ja, welchem Regisseur sonst werden denn die Geldmittel zu so einer Expedition bewilligt! Kunststück, den Potemkin-Film zu machen, wenn man über die ganze Stadt Odessa und über die Schwarze-Meer-Flotte verfügen kann. Sie meinen, dieser Chaplinfilm sei nicht gut? Ja wissen Sie nicht, daß damals die Scheidungsgeschichte lief? Sie kreiden mir als Regisseur an, daß die Hauptschauspielerin steif wie ein Stock ist? Habe ich mir die Dame ausgesucht oder hat sie mir der Direktor aus Gründen spezialisierter Menschenliebe aufgedrängt? Sie sagen, ich sei eine schlechte Schauspielerin? Ja meinen Sie, daß unter einem solchen Regisseur...? Das Drehbuch ist gut? Das Drehbuch ist ein Dreck — der Regisseur hat die Einfälle hineingearbeitet! Der Regisseur hat Einfälle? Die sind alle von Jannings selbst. Die Massenszene ist unsorgfältig? Dazu müssen Sie eben wissen, daß der Produktionsleiter mit der Uhr in der Hand hinter mir steht... In meinem Film wirkt die Bildbewegung gezwungen? Ja wissen Sie nicht, daß nur ganz wenige Operateure sich ein derart teures Stativ..." Der Filmkritiker sitzt klein und häß-

sich dabei und kommt nicht zu Worte. Wenn er sich nicht schriftlich verteidigt.

Es geht um die Frage, ob man ein Werk rein als fertiges Endprodukt hinnehmen und als solches würdigen, oder ob man den Entstehungsprozeß mitberücksichtigen, also bedenken soll, ob der Künstler im ungehinderten Vollbesitz seiner Mittel gewesen sei. Diese Frage besteht natürlich für jedes Kunstwerk, aber akut geworden ist sie erst beim Film, und zwar aus vorwiegend wirtschaftlichen Gründen. Die äußern Voraussetzungen für die Arbeit des Malers, Musikers, Dichters sind nicht groß: Hat der Maler Leinwand und Farben, gutes Licht und gute Gesundheit, schaut ihm kein neugieriges altes Weib über die Schulter, so hängt es nur noch von seiner eignen Begabung, Laune, Energie, Konzentrationsfähigkeit ab, ob ein gutes oder ein schlechtes Bild entsteht. Notenpapier, ein ruhiges Zimmer, eine Schreibmaschine, Essen und Trinken — es sind alles erschwingliche Dinge, wenn man an die Herstellungsmittel eines Films denkt. Bücher, Musikstücke, Bilder werden als fertige Produkte und ohne viel Rücksicht auf die Arbeitsbedingungen des Künstlers kritisiert, weil es auf diesen Gebieten die Regel ist, daß man ein Werk nur dann herausbringt, wenn man unbehindert hat arbeiten können. Es gibt Ausnahmefälle, aber selbst wenn so Krasses vorliegt, wie der Unterschied zwischen dem geistig gesunden und dem nervenkranken van Gogh, ist dieser Umstand eigentlich nur für den Experten von Belang, während die Kunstfreunde sagen: Krank oder nicht krank — was taugen die Bilder? Beim Film aber liegt das alles anders.

Da die Herstellungskosten eines Films in die Zehntausende gehen, braucht der Künstler den Kaufmann, und dieser wieder verlangt billige, gut absetzbare Ware. So sieht sich schon der Produktionsleiter gezwungen, Experimente zu vermeiden, mehr auf den Publikumsgeschmack als auf den Kunstwert zu achten. Der Manuskriptschreiber muß nach sensationellen Stoffen, nach wohlschmeckender Handlung suchen, sich nach gangbaren Mustern richten. Der Regisseur muß schnell, möglichst ohne herumzuprobieren, Szene auf Szene herunterdrehen, komplizierende Neuigkeiten vermeiden, kostspielige Dekorationen umgehen, den Launen hochbezahlter Publikumslieblinge nachgeben, damit sie nicht abspringen. Der Schauspieler muß mit gut eingeführten mimischen Mitteln arbeiten, damit er nicht durch Eigenart unliebsames Aufsehen erregt, und sein Leben lang den Typ spielen, den das Publikum an ihm lieben gelernt hat. Oder mindestens meinen die Leute, die zu sagen haben, daß das alles so sein müsse, und das macht hierfür keinen Unterschied.

Der Filmkünstler ist, im Gegensatz zu seinen Kollegen von den andern Fakultäten, so gut wie nie im Vollbesitz seiner Mittel, und so empfindet er es als ungerecht, wenn man ihn nach Leistungen beurteilt, für die andre verantwortlicher sind als er.

Nun ist es zweifellos publizistische Pflicht, diese Zustände in der Filmproduktion öffentlich zu kritisieren. Aber man

sollte diese Aufklärungsarbeit nicht mit der andern, nicht weniger wichtigen Aufgabe des Kritikers, der rein ästhetischen, in einen Topf werfen und vor allem nicht verlangen, daß die ästhetische Kritik immer zugleich auch Atelierkritik sei. Denn diese Forderung ist fast unerfüllbar. Sie verlangte vom Filmkritiker intimste Fühlungnahme mit den Produzenten, er müßte ständig über die innenpolitischen Verhältnisse in den einzelnen Filmgesellschaften informiert sein, so daß er am Premierenabend genau wüßte, unter welchen Bedingungen der Film zustande gekommen ist. Ganz abgesehen davon, daß solche umfassenden Informationen sich nicht ohne große Schwierigkeiten erzielen lassen: — man vergesse nicht, daß es die wichtige Aufgabe des Kritikers ist, das fertige Werk unvoreingenommen zu beurteilen. Wer am Entstehen einer Sache allzu nah beteiligt ist, steht ihr nicht objektiv gegenüber — womit nicht gleich darauf abgezielt wird, daß der Mensch schwach ist, besonders vorn auf der Brust, wo die Brieftasche sitzt. Sondern: Wer den ersten Vorbesprechungen beigewohnt hat, wer dabei war, wie das Manuskript zehnmal umgekrempelt werden mußte, wie verschiedene Besetzungen ausprobiert wurden, wie bei der Aufnahme alles ganz anders wurde, als man vorher gedacht hatte — der verliert notwendig den Blick für das fertige Werk. Der Filmkritiker soll hier als unbefangene Instanz wirken. Wird auch er in den Produktionsprozeß hineingezwungen, so gibt es keine gültige Autorität mehr für gut und böse.

Und es ist auch nicht richtig, daß ohne solche intimen Vorkenntnisse eine produktive Filmkritik nicht möglich sei. Konstatiert der Kritiker öffentlich, die vielen Großaufnahmen der Frau X. hätten dem und dem Film empfindlich geschadet, so kann er die Frage, wer daran schuld sei, offen lassen; und der Regisseur, der die Großaufnahmen nicht gewollt hat, kann den rot angestrichenen Ausschnitt schwingen und zeigen, daß er recht gehabt hat. Schlecht aufgebaute Handlung, unklare Photographie, die Hauptrolle falsch besetzt — der Filmkritiker hält sich an die Resultate, und die Produzenten unter sich wissen dann schon, wer der Sündenbock war. Und im übrigen ist es in vielen Fällen durchaus nicht schwer, rein aus dem Film heraus zu beurteilen, wem die Verantwortung für eine bestimmte Leistung zufällt. Es ist nicht schwer zu sehen, daß im „Göttlichen Weib" die weibliche Hauptrolle schlecht war, weil eine schlechte Regie aus einer guten Schauspielerin nichts zu machen wußte, während zum Beispiel im „Goldrausch" derselbe Effekt den umgekehrten Grund hat. Man erkennt, etwa bei Lubitschens amerikanischen Filmen, trotz der Bindung an schematische Themen in jeder Szene den guten Regisseur („Alt-Heidelberg"!).

Und dies führt schon zu der letzten Frage: Wieweit soll der Filmkritiker nun wirklich fachlich gebildet sein? Hier ist zu sagen, daß die Filmkritiker zwar, wie erwähnt, zumeist ausreichende technische Vorkenntnisse haben, daß sie aber vielfach von diesen Kenntnissen bei der Würdigung eines Films keinen Gebrauch machen. Man pflegt, verführt durch das riesige Publikum, das sich der Film, alle andern Künste über-

flügelnd, rasch geschaffen hat, zu behaupten, der Film sei eine Volkskunst, sei leichter verständlich als die übrigen Künste. In Wirklichkeit steht es mit dem Verständnis für den Film nicht anders als mit dem Kunstverständnis überhaupt: es ist unendlich rar. Allzuviele Filmkritiker sehen, wie das große Publikum auch, am Film nicht viel mehr als das Inhaltliche: Die Handlung, eine etwaige Tendenz, wird gelobt, getadelt, langweilig oder unterhaltsam, verhetzend oder verdienstlich genannt; ein paar Worte der Zensur für die Darsteller, für den Operateur, eine Verlegenheitsfloskel für den Regisseur — Schluß. Da verlohnt es sich schon, wenn der Kritiker sich bei intelligenten Filmkünstlern darüber informiert, worum es ihnen eigentlich geht. Er wird mit Erstaunen hören, daß vielleicht das Publikum, nicht aber der Hersteller mit solchen Kritiken irgend etwas anfangen kann; weil sie nicht zur Sache reden. Fachlich im guten Sinne nenne ich es, wenn der Kritiker darauf zu achten weiß, ob ein Vorgang geschickt oder umständlich, originell oder herkömmlich „in Bilder gesetzt" ist, wenn er sich bei einem Film wie dem „Kampf der Tertia" nicht aus Begeisterung über das ungewöhnlich schöne Thema darüber hinwegsetzt, daß der Film mittelmäßig gemacht ist; sich nicht durch ein oder zwei malerisch photographierte Einzelszenen dahin beruhigt, auch die Machart sei erstklassig. Unfachlich ist es, wenn der Kritiker sich, ohne Gefühl für die Gesetze und Grenzen der filmischen Mittel, aus reiner Freude an sensationellen Neuigkeiten darüber begeistert, daß der Tonfilm kommt oder daß im „Johanna"-Film statt eines Filmstreifens ein Photomatonstreifen geboten wird. Fachlich ist es, der Schauspielerin Elisabeth Bergner an praktischen Beispielen zu beweisen, daß sie photographisch und mimisch Unzureichendes bietet. Unfachlich, bei einem Film wie „Wie Madame befehlen" aus Ärger über die alberne Fabel zu übersehen, wie präzis und dicht Manuskript und Regie sind, wie Adolphe Menjou in jedem Augenblick haargenau das richtige Quantum Mimik liefert. Fachlich, bei einer hübschen Darstellerleistung wie dem „Maxe" von Fritz Kampers in „Somnambul" zu wissen, daß diese Mittel von Jannings stammen. Unfachlich, bei zwei Schauspielerinnen wie Brigitte Helm und Lilian Harvey zu übersehen, daß sie vielleicht die einzigen wären, die wir den Größen von Hollywood entgegenzustellen hätten, wenn nicht Stumpfsinn, Trägheit, Mangel an Geschmack und Blick dies Material ungenutzt ließen; Greta Garbo war in der „Freudlosen Gasse" langweilig und mittelmäßig, und aus Anna Sten wäre eine Lee Parry zu machen gewesen. Und, was mir das Wichtigste zu sein scheint: der fachliche Filmkritiker wertet einen Film, der heute herauskommt, nicht als Einzelleistung. Ist ein Film als ganzer schlecht, so hat der Kritiker nachzuspüren, ob nicht eine einzelne Feinheit darin ist, die einen Fortschritt bedeutet, ein Darsteller, der bei besserer Behandlung Gutes leisten könnte. Er hat zu erkunden, wo der Fehler sitzt und wie er künftig zu vermeiden ist. Er hat zu unterscheiden, was am einzelnen Film typisch für die Gesamtentwicklung ist und was nur ihm zufällig und einmalig

zukommt. Bei dem „Lebenden Leichnam" zum Beispiel wird er es als einen für diesen Film traurigen, aber sonst unsymptomatischen Unfall ansehen, daß die wundervolle Leistung Pudowkins als Fedja blockiert wird von der unglückseligen Maria Jacobini, die — bedauernswert anzuschauen, wie ein durch einen Fabrikschornstein gestürztes Kaninchen — mit gerefftem Mienenspiel die Handlung entlangtreibt; mit beträchtlich lauterer Stimme aber wird er vermerken, daß das russische Stilmittel, durch Zwischenmontierung von Landschaften, steinernen Denkmälern, Kirchenkuppeln die Begebenheiten symbolisch zu umkleiden, hier unter den Händen eines russischen Regisseurs zu einer starren, ärgerlichen Manier wird — eine Gefahr, die, wie man sich bei solchem Beispiel sagen muß, der ganzen russischen Filmkunst drohen könnte. Der Filmkritiker sieht die Filmproduktion der ganzen Welt als eine einheitliche Arbeit, in der jedes einzelne Werk seinen Platz hat. Diesen Platz anzuweisen, ist die Aufgabe des Kritikers. Hunderte von Filmen darf er, als rein industrielle Massenprodukte, unerwähnt lassen, wo aber ein lehrreiches Beispiel, ein lehrreicher Irrtum geliefert wird, da hat er einzuhaken. Denn der Kritiker soll nicht zensieren. Zensuren sind gleichgültig. Er soll steuern helfen.

Die lieben Kinder von Kaspar Hauser

„Moi, je suis le fils à papa!
le fils à papa!
le fils à papa!"

Wie wir hören, hat sich Benvenuto Hauptmann mit Klaus Mann verlobt. Die Hochzeit wird, wie üblich, auf Hiddensee stattfinden.

*

Pamela Wedekind, Erika Mann und Mops Sternheim treten am nächsten Dienstag in einer „Revue zu vieren" auf. Die Herren Eltern sind aus Oesterreich, München und Rührung nach Berlin geeilt.

*

Wie wir hören, hat Klaus Mann einen Roman in zwei Bänden sowie einen Reiseaphorismus begonnen. Die Veröffentlichung des Romans ist Ende des Jahres zu befürchten.

*

Erika Mann ist in Berlin zu ihrer Heirat, Scheidung, Wiederverheiratung und Beerdigung eingetroffen. Die junge Künstlerin wird in dem interessanten Experiment des Herrn Hilpert den Falstaff spielen.

*

Wie wir hören, haben sich Klaus Wedekind, Pamela Mann und Benvenuto Sternheim zusammengetan, um den „Siebzigsten Geburtstag" von Voß zu bearbeiten und ihn, gegebenenfalls, in Hiddensee vorzutanzen.

*

Benvenuto Hauptmann hat sich von Klaus Mann wieder scheiden lassen, weil ihm die normalen Neigungen seiner Frau Braut vor der Heirat nicht bekannt gewesen sind.

*

Carlhans Sternheim sowie das Geschwisterpaar Klaus Mann und Pamela Wedekind haben mit ihrer Schwippschwägerin Erika Mann eine Reise um die Welt angetreten, um von Rabindranath Tagore endgültig ihre verwickelten Familienverhältnisse ordnen zu lassen.

*

General Nobile hat sich auf der Terrasse eines Cafés in Rom, als eine Portion Eis vorübergetragen wurde, erkältet. Wie wir hören, sind Pamela Wedekind, Klausa Mann und Benvenuto Hauptmann an sein Totenbett geeilt.

*

Nachtrag zu unsrer Meldung: Auch Erika Mann ist an das Totenbett geeilt. General Nobile befindet sich auf dem Wege der Besserung; Pamela Wedekind auf dem Wege zum nächsten Telegraphenamt.

*

Klaus Mann hat sich bei Verabfassung seiner hundertsten Reklamenotiz den rechten Arm verstaucht und ist daher für die nächsten Wochen am Reden verhindert.

*

Die lieben Kinder haben Siegfried Wagner zu ihrem Ehrenvorsitzenden gewählt. Der Gefeierte hob in seinem Dankwort hervor, daß die Tragik im Leben August von Goethes in ihm selbst lag sowie in der Unvollkommenheit des damaligen Zustandes der deutschen Presse.

Albert Steinrück von Alfred Polgar

Steinrück: der Name paßte, nach Begriff und Klang, gut zu ihm. Wesentliches von Erscheinung und Art des Mannes schien in diesem Namen wie in einer gut gewählten Chiffre zusammengefaßt.

Er war groß, breit, mächtig. Solchem Äußern entsprach das innere Format. Starke, Herrenmenschen, im Guten und

Schlechten unverrückbare Charaktere, Menschen, die müssen, was sie wollen, Naturen, von denen sich nichts abhandeln läßt, waren seiner Kunst mühelos erreichbar. Wenn er auf die Bühne trat, schien sogleich das Moment eines größten Kraftaufwands, eines größten Widerstands ins Spiel getan... und machte dieses dramatisch, ehe es sich noch so gestaltete. Der Mensch da oben — dies spürte der Zuschauer augenblicks — war nicht zu umgehen, forderte Auseinandersetzung, hatte Krieg in den Falten seines Kleides.

Steinrück war als Darsteller Vereinfacher, sparte mit Ton und Bewegung, suchte seine Figuren auf ihre prägnanteste Formel zu bringen. So, breitflächig und scharfkantig, bekamen sie, ohne Einbuße an Natürlichkeit, ohne Verlust an lebendiger Substanz, einen Zug ins Monumentale. In seinen Bühnengestalten war Hochspannung: des Willens, des Denkens, des Gefühls — die sich der Luft um ihn mitteilte. Er konnte herzbeklemmend schweigen, mit einem Blick aus zugekniffenen, scharf zielenden Augen die Stimmung ins unheimlich Erregende steigern, mit einem langsamen Schließen der Finger zur Faust, einem tiefern Falten des faltigen Gesichts, einem tonlos gesprochenen Satz den Spielmoment bis an den Rand mit Bedrohlichem laden.

Er stand wie ein Baum, breiten Schatten werfend, wuchtig und schwer in der dramatischen Landschaft. Wenn er, gefällt, stürzte, war das erschütternd... nicht nur im mechanischen Sinn.

Unübertrefflich spielte er verhaltene Energie, innere Aktion, die sich durch geringe Zeichen groß verrät, die Ruhe vor dem Sturm, das Ducken vor dem Raubtiersprung. Doch war seine Kunst keineswegs nur im düstern Bezirk heimisch. Es glückten ihm auch komödische Figuren, wenn diese nur größere Maße des Charakters oder des Geistes hatten und in ihrer Art nichts Subalternes. Er hatte Humor, die saftige Heiterkeit eines Mannes, der das Leben als Fiktion durchschaut, aber diese höchst annehmbar findet. Und dem, daß er den Trug verachten muß, die Freude, daß er ihn genießen darf, nicht stört.

Kaum ein paar Tage ist er fort — und schon scheint seine Spur verwischt, fehlt er dem Theater nicht, ist sein Platz ausgefüllt, seine Arbeit von Andern besorgt. Ob die Titanic sank oder ein Fischernachen — mit gleichem gleichmütigem Schlag rollt die Welle drüber hin.

Sir Basil Zaharoff von Arthur Seehof

Wer hat den Namen Basil Zaharoff schon gehört oder gelesen? Wer nicht grade an und mit der Börse zu tun hat, dem wird dieser Name nicht bekannt oder doch mindestens nicht geläufig sein.

Ford, Rothschild, Rockefeller, Morgan, das sind heute sehr bekannte Namen. Und jeder Denkende verbindet mit

diesen Namen einen Begriff. Wer aber ist Zaharoff? Da konnte man vor einigen Wochen in einem stockholmer Blatt lesen: „Wenn der Mann (Zaharoff) einmal stirbt, wird sich etwas ganz Besonderes zeigen: Ford, Rockefeller, Rothschild und der Herzog von Westminster werden plötzlich ihre Kleinheit erkennen. Keiner von ihnen allen ist auch nur annähernd so reich wie Zaharoff."

Sir Basil ist heute fünfundsiebenzig Jahre alt und lebt vornehmlich in Monte Carlo. In Athen geboren, soll er mit zwölf Jahren in Konstantinopel Schnürsenkel verkauft haben, bis er schließlich — ob durch den Verkauf der Schnürsenkel oder durch andre „Geschäfte" ist nicht bekannt — einige Pfund Sterling zusammen hatte. Dann kam Zaharoff durch einen Zufall mit einem Vertreter der englischen Waffenfabrik „Maxim" (heute Vickers-Armstrong) zusammen, und im türkischen Kriegsministerium hatte der Schnürsenkelhändler „sowieso" zu tun — was für einen Spionagedienst er für dieses Ministerium geleistet hat, konnte noch nicht ermittelt werden —, es gelang ihm jedenfalls, den „Maxim"-Vertreter in das türkische Kriegsministerium hineinzubringen und bei einem ganz großen Geschäft mit dabei zu sein. Zaharoff soll damals, kaum zwanzig Jahre alt, eine Million Pfund Sterling „verdient" haben und dann ganz plötzlich aus der Türkei verschwunden sein. Einige Jahre später ist er in Dänemark und Algier und macht Apfelsinengeschäfte. Dann geht er nach Paris. Hier bleibt er drei Jahre. Und schließlich findet man ihn in London. Wo? An der Börse. Er ist der eifrigste Beobachter und Käufer von Waffen- und Munitionsaktien. Und wo Krieg ist, da blüht zwar kein Weizen, aber das Geschäft des Herrn Zaharoff. Durch den spanisch-amerikanischen und durch den russisch-japanischen Krieg verdient er Millionen über Millionen. Und fast noch größere Profite als in diesen Kriegen macht er während der Balkanmetzeleien, an denen seine Agenten nicht ganz unbeteiligt sein sollen. Auch im politischen Leben Griechenlands spielt er heute eine wesentliche Rolle. Einen so tüchtigen Mann konnte natürlich auch der König von England nicht übersehen, und er gab dem Zaharoff was des Zahroffes ist: den Adel. Was für Riesensummen der Adlige im Weltkrieg verdient hat, das ist nur auszurechnen wenn man die Dividenden der wichtigsten westeuropäischen Waffenfabriken zusammenzählt und mehrmals multipliziert, denn diese Waffenfabriken waren zur Zeit des Weltkrieges zu einem sehr großen Teil Sir Basil Zaharoffs Besitz.

Trotz dieser Tatsachen sehen heute gewisse Kreise in Zaharoff lediglich den bestellten Sachwalter englischen Kapitals und englischer Interessen in Frankreich. Andre aber — und

deren Ansicht erscheint uns die Richtige — sehen in ihm einen selbständigen Finanzmann allergrößten Formats.

Zaharoff ist in und durch England groß und reich geworden, das Land aber, in dem er sich nach seinem Aufstieg eine entscheidende wirtschaftliche Vormachtsstellung erobern konnte, ist Frankreich. Und heute ist der englische Baronet französischer Staatsbürger.

Monte Carlo und seine Spielbank sind das Eigentum Zaharoffs, aber auch die Banque de l'Union Parisienne und die Bank von Frankreich (deren Aktien er vor und im Zusammenhang mit der Morganschen Frank-Stabilisierung sehr billig kaufte) stehen unter seinem Einfluß. Die pariser Zeitung der Tardieu, Klotz und Clemenceau, das ‚Echo National', wird von Zaharoff finanziert und kontrolliert. Aber das alles würde ihn noch nicht zu der Macht gemacht haben, die er heute tatsächlich ist. Diese Macht wurde er erst dadurch, daß er es verstand, die Aktienmehrheiten der wichtigsten Waffenfabriken zu erwerben. Heute stehen viele Hunderte von Waffenfabriken in der ganzen Welt, vor allem die großen englischen Werke von Vickers-Armstrong unter seiner Kontrolle. Dann gehören ihm eine ganze Anzahl von Eisenbahnlinien in den verschiedensten Ländern. Und als dieser stille und schlaue Grieche bemerkte, daß es für die kapitalistische Welt noch bedeutendere Aktivposten gibt als Waffenfabriken und Eisenbahnlinien, als er bemerkte, daß das Öl, das Petroleum zu einem entscheidenden Machtfaktor wird, da versäumte er keine Gelegenheit, billig und gut zu kaufen. Die nordamerikanische Standard-Oil-Gruppe weiß ebenso gut wie die englisch-holländische Royal-Dutch-Shell, daß Zaharoff einer ihrer Hauptaktionäre ist. Und Sir Henry Deterding, der Führer der Dutch-Shell, versucht stets in Zaharoffs Gunst zu sein und zu bleiben. Denn dieser „unbekannte" Grieche hält die „Société Générale des Huiles de Pétrole" und ihre Banken, mit vielen Hunderten von Millionen französischer Franken, fest in seiner Hand. Ist Zaharoff heute auch nicht mehr der leitende Geschäftsherr dieser Unternehmungen, sondern nur noch der Vizepräsident, so laufen doch alle Fäden zur Shell- und Standard-Gruppe durch seine Hände. Wenn gewisse Zeitungen bei Verhandlungen zwischen der Shell und der Standard von „orientalischen Zwischenhändlern" sprachen, dann war für Eingeweihte stets klar, daß Zaharoff mit von der Partie war. Und er hatte gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß man ihn kurz als „orientalischen Zwischenhändler" abtat. Das klingt so nebensächlich und wenig sagend ...; und es ist bekanntlich für einen Finanzmann immer von Vorteil, wenn sich die Presse nicht viel mit ihm beschäftigt. Ohne das grelle Licht der Öffentlichkeit lassen sich innerhalb der kapitalistischen Welt besser und leichter Geschäfte machen —; und ganz besonders die Geschäfte, die Zaharoff

liebt und bei denen man, mit Hilfe geriebener Börsenagenten, das verdienen kann, was man verdienen will. Es kommt hierbei stets darauf an, recht still und unbeobachtet im Hintergrund zu bleiben und seine Börsenleute so arbeiten zu lassen, daß im entscheidenden Augenblick nur zuzugreifen ist. Und in diesem Börsenspiel war und ist Zaharoff Meister.

Die Behauptung, daß Zaharoff nicht mehr als Sachwalter großbritannischen Kapitals sei, wird schon dadurch widerlegt, daß es ja grade ein Zaharoffsches Unternehmen, die Banque de l'Union Parisienne, war, die den Einmarsch der Franzosen in das Ruhrgebiet begünstigte und finanzierte. Indem man die wirtschaftlichen Triebkräfte für diesen Einmarsch kurz aufzeigt, das heißt, indem man das Comité des Forges (den französischen Eisen- und Hüttentrust) als den Vater dieses Gedankens benennt und benennen muß, zeigt sich klar, daß Zaharoff respektive seine Bank auch hier, bei der französischen Schwerindustrie Interessen (Aktienpakete) hat. Das Comité des Forges wiederum ist mit der Wall-Street Nummer 23 — mit der Morgangruppe — verbunden. Und nicht nur bei der Morgangruppe, auch bei John Pierpont Morgan junior ist Sir Basil Zaharoff kein Unbekannter. Als der Ruhrkrieg seinem Ende zuging, da war es Zaharoff, der, im Einverständnis mit der französischen und englischen Hochfinanz, nach den Vereinigten Staaten, zu Morgan, fuhr, um die ersten Besprechungen über einen Reparationsplan einzuleiten und zu führen. Und wenn sich heute nordamerikanische und englische Ölinteressen nicht mehr so feindlich gegenüberstehen wie vor Jahren, wenn Deterding gegenwärtig bereit ist, das „gestohlene" russische Petroleum, gemeinsam mit der Standardgruppe, zu kaufen und zu verwerten, so ist auch das zu einem guten Teil das Werk Zaharoffs und — Morgans.

Ob sich Sir Basil gegenwärtig in den vornehmen Räumen des elegantesten pariser Hotels „Georges V." bewegt, oder ob er in seinem Monte Carlo geblieben ist — wir wissen es nicht. Es ist auch gleichgültig. Doch im „Georges V." wird man nicht versäumen, auch Zaharoffs Interessen zu berücksichtigen. Es ist zwar unsre Sache, die dort in Paris verhandelt wird, unsre ureigne Sache, aber wir und die Arbeiterschaft, wir sind für die Herrschaften vom „Georges V." nur Objekt, Rohstoff für Profitmacherei. Und wir werden über unser Schicksal nur das erfahren, was die „Auserwählten", der Hohe Rat der Sachverständigen mitzuteilen für notwendig hält. Es ist doch eine herrliche Sache um die Abschaffung der Geheimdiplomatie. Alles wird öffentlich, coram publico verhandelt — bis auf das Wenige, was das Schicksal ganzer Völker entscheidet. Steht das zur Debatte, dann werden die gutgepolsterten Türen fest geschlossen und sicher bewacht, und die Fenster müssen ja schon wegen der Kälte geschlossen bleiben.

Bemerkungen

Warum Ulitz verhaftet wurde

In der deutschen Presse aller Richtungen ist die Verhaftung des Volksbundführers Ulitz mit großer Erregung behandelt und als schlimmes Präludium zur bevorstehenden genfer Minoritätendebatte gedeutet worden. Man sieht darin sogar ganz allgemein eine an die Adresse Stresemanns gerichtete Provokation des polnischen Außenministers Zaleski. Ist das wirklich so?

Die Art, wie man Ulitz überführen will, ist sehr unsympathisch und das ihm vorgeworfene Vergehen offensichtlich eine Konstruktion der politischen Polizei. Ein Mann in seiner Stellung wird sich nicht so hirnverbrannt benehmen, als hätte er niemals etwas von der Existenz von Lockspitzeln gehört. Aber trotzdem — die politischen Motive dieser wenig sympathischen Aktion haben mit der Außenpolitik nichts zu tun, sie ergeben sich ausschließlich aus der innern Lage Polens und den besonders verworrenen Verhältnissen seiner oberschlesischen Provinz.

Es ist in Deutschland leider nicht bekannt genug, daß der wildeste Gegner des Regimes Pilsudski der berühmte Herr Korfanty ist, dessen Skrupellosigkeit außer jedem Zweifel steht. Pilsudski hat nach seinem Sieg im Sommer 1926 nicht nur die chauvinistische Nationaldemokratische Partei zerschlagen, sondern auch Korfanty selbst aus Warschau verdrängt. Denn der Marschall ist mit allen seinen zutage liegenden Fehlern ein leidenschaftlicher Freund der Sauberkeit und ein Todfeind korrupter Gestalten. Der Noblesse Pilsudskis mußte der tausendfach kompromittierte Korfanty weichen.

Er zog sich nach Oberschlesien zurück, wo er seine frühern Anhänger zum Kampfe gegen Warschau sammelte. Und da erwartete den politischen Bankrotteur eine unerwartete Chance: er fand Verbündete bei den Deutschen, die ihn bis dahin Mörder und Bandit tituliert hatten. Im oberschlesischen Sejm eröffnete die Ulitzpartei mit den Korfantys eine gemeinsame Opposition. Denn unter den Deutschen geben den Ausschlag die Industriellen, die Kapitalisten, die durchaus nicht hellsichtiger sind als ihre beim Reich verbliebenen Klassengenossen. Sie sahen in dem Wiederaufstieg Pilsudskis den Anbruch einer Aera der radikalen Linken, sie sahen den Geldsack von sozialpolitischen Gesetzen bedroht, hielten überhaupt den alten Marschall für einen ganz erschrecklichen Sozialisten. Zwischen Vermögensopfer und Korfanty war ihnen die Wahl leicht. Sie wählten Korfanty.

Die Befürchtungen bezüglich Pilsudskis haben sich nicht erfüllt, aber die Deutschen waren bald in ihre Gegnerschaft hoffnungslos verbissen. Damals, nach Pilsudskis Staatsstreich, war eine günstige Möglichkeit zur Befriedung Oberschlesiens. Aber die Deutschen hatten sich zu den Feinden des Marschalls geschlagen und haben an deren Seite bis heute durchgehalten. Was würde man eigentlich in Deutschland sagen, wenn die dortige polnische Minorität sich mit Hitler und Goebbels verbünden wollte —? Inzwischen sind die Gegensätze in Polnisch-Oberschlesien immer bösartiger geworden; Korfanty ist gewachsen und wird der warschauer Zentralregierung immer lästiger. Um ihn zu isolieren, greift man jetzt zu dem fatalen Mittel, die Loyalität des deutschen Wortführers Ulitz zu verdächtigen. Man will den Ultra-Chauvinisten Korfanty unmöglich machen, indem man nachweist, daß er mit Hochverrätern zusammengeht.

Das ist, wie gesagt, eine sehr faule Methode. Aber der Unverstand des Deutschen Volksbundes hat beigetragen, die Dinge so aberwitzig zu verknäulen. Die

Deutschen haben nicht nur auf das falsche Pferd gesetzt, sondern auch auf das schmutzige.

Silesius

Korrespondenten reisen

Da schicken nun die großen Zeitungen ihre Korrespondenten auf die Reise, und die sollen nach Hause berichten, wie es in Madagaskar, Island, Sibirien und Trans-Ozeanien aussieht. Wie machen sie das —?

Mir ist aufgefallen, daß sie uns mitnichten schreiben, wie es in den Ländern aussieht, die schon so fern sind, daß sie schon wieder gleichgültig sind, sondern sie schildern uns gar nicht das Land —: sie schildern uns bis zur Erschlaffung ihre Reisen und die Schwierigkeit dieses Reisens.

„Mein Kameltreiber hatte fünfzig Pfund ..." — „Als wir in den Zug stiegen, erwarteten wir, daß er nun abginge — er ging aber noch lange nicht ab, sondern ..." — „Die Zugverbindung nach Iskapara ist zur Zeit auf ein kleines Bähnchen angewiesen, das ..." — „Alle Hotels besetzt. Was nun?"

Nun vor allem mal nach Hause fahren und Unterricht nehmen, wie man eigentlich Reisebeschreibungen macht. Das ist ja Zimt.

Es gibt zwei Möglichkeiten:

Die eine bessre ist die, sich einen Mann zu engagieren, der in dem fremden Lande wohnt und es wirklich kennt. Es ist nämlich viel wichtiger, was so einer sagt, der nur jung genug sein oder geblieben sein muß, um nicht alles selbstverständlich zu finden, was ihn da umgibt, und alt genug, um die Bedürfnisse des deutschen Publikums zu kennen; so einer kann, wenn die Zeitung und wir Glück haben, das Land wirklich von innen beschreiben.

Die andre Möglichkeit ist die, einen Künstler wie Arthur Holitscher, oder einen fixen und gewandten Journalisten auf Reisen zu schicken, der im Wirbelwind das fremde Land sieht, sich nicht im Wege steht und kleine Momentbilder entwickelt — das kann, wenn der Mann gut ist und gut schreibt, sehr lustig und manchmal auch aufschlußreich sein: es kommt vor, daß der Fremde tiefer sieht als der durch Gewohnheit Abgestumpfte.

Aber die Kursbuchplackerein sind die Druckerschwärze und unsre Zeit nicht wert. Als ob das heute noch etwas bedeute, um die Welt zu fahren! Das kann jeder Hammel. So einer bringt doch nur seine Koffer wieder nach Hause, die mit neunzig neuen Zetteln vollgepappt sind, und darauf ist er auch noch stolz — aber wir wollen diese Zettel gar nicht lesen. Und wollen auch nicht wissen, daß es in Smyrna üblich ist, dreißig Prozent Trinkgeld zu geben, und daß in San Francisko im Hotel morgens Whisky zum Kaffee serviert wird (in hohlen Bibeln), und daß man in Frankreich nicht mit jedem Zug beliebig weit fahren kann ... dazu schicke ich euch für mein teures Geld auf Reisen?

Um die Deutsche Allgemeine Zeitung zu lesen, muß ich mir die Haare schneiden lassen; um die Elegante Welt zu lesen, gehe ich zum Zahnarzt, und wegen des berliner Lokal-Anzeigers in die kleinen Häuschen. Da wird man doch wohl als langer Abonnent verlangen können, daß die Herren Reisekorrespondenten ... wie —?

Peter Panter

Papismus und Reaktion

Bei Gelegenheit der Unterzeichnung der Urkunden über die Wiederherstellung des Kirchenstaates zwischen Papst und Mussolini ist es wohl angezeigt, das Augenmerk der Öffentlichkeit auf eine scheinbar im letzten Jahrzehnt etwas in Vergessenheit geratene Wahrheit zu lenken: auf die Verbindung zwischen Papismus und Reaktion.

Man braucht bloß die reaktionären Diktaturen in Europa zu betrachten, um festzustellen, daß sie — fast ausnahmslos — in Ländern mit vorwiegender katholischer Bevölkerung oder mit vorwiegendem katholischem Einfluß entstanden sind. In Ungarn,

nicht in Italien, wie man zuweilen fälschlich annimmt, fing die europäische Reaktion an, nannte sie sich selbst „christlicher Kurs". Nahezu gleichzeitig erfolgte der Umschwung in Bayern. Wiederum katholische Kräfte in engster Zusammenarbeit mit militärischer und sozialer Reaktion am Werk.

Wenn wir heute fragen, wie es den fascistischen Banden möglich war, die Gewalt über ein freiheitsliebendes Land wie Italien zu gewinnen, so gehen wir gewiß nicht fehl, wenn wir einen Hauptteil der Schuld auf die abergläubische, religiöse Verdummung legen, in der das Volk, hauptsächlich in Süditalien, in raffinierter Weise festgehalten wird. Der Papst hat Mussolini den Weg geebnet, und Mussolini handelt nur als loyaler Partner, wenn er dem Papst den gebührenden Teil an der Beute in Form der Wiederherstellung des Kirchenstaats und der Klerikalisierung Italiens ausfolgt.

Die nächste Diktatur erfolgt in Spanien. Wiederum sind es die katholischen Kreise, besonders die Geistlichkeit, die die sicherste Stütze des Regimes bilden. Dasselbe gilt von Portugal. In diesem Lande, das sich seit der Vertreibung der Könige eine liberale Laiengesetzgebung gegeben hatte, beginnen unter der Herrschaft der Diktatur die klerikalen Kräfte immer nachdrücklicher ihre Forderungen zu erheben. Ein Teil ist schon erfüllt, in andern Bereichen, so in der Schulgesetzgebung drängt der Katholizismus immer stärker vor.

Der nächste reaktionäre Staatsstreich erfolgte in Polen. Wiederum ein Land mit extrem starkem katholischem Einfluß und dementsprechend geistig zurückgebliebener Bevölkerung. Ebenso wie Kollege Mussolini beeilte sich auch Pilsudski seinen Frieden mit dem Papst zu machen. Wenige Monate nach seinem Putsch erhält der ehemalige Revolutionär bereits den — päpstlichen Segen.

Sein kleiner Gegenspieler, der litauische Woldemaras — wiederum ein Land mit vorherrschendem katholischen Einfluß — will nicht zurückbleiben. Neben Wilna ist es seine Hauptsorge, ein — Konkordat mit dem Papst.

Der letzte Staatsstreich, der von Jugoslavien, scheint dieser Regel zu widersprechen. Aber abgesehen von den besondern Bedingungen, unter denen er erfolgte, verdient eins hervorgehoben zu werden. Der letzte Ministerpräsident, unter dessen Regierung die Vorbereitungen zum Staatsstreich getroffen wurden, war der katholische Priester Koroschetsch, der auch in dem gegenwärtigen Diktaturkabinett einen hervorragenden Platz einnimmt. Und nie hätten sich die Herren Generale zu einem Putsch entschlossen, wenn sie nicht — seit dem Bleder Pakt des Vorjahres — der Unterstützung der großserbischen Politik durch die — katholischen Slowenen (also die Partei Koroschetsch) sicher gewesen wären.

Die Gegenseite soll gewiß nicht in den Fehler Ludendorffs verfallen und so, wie er alle Schuld den Juden und Freimaurern zuschiebt, ihrerseits wieder überall die Hand des Papstes sehen. Anderseits wäre es ein noch größerer Fehler, die offen zutageliegenden Warnungszeichen nicht zu beachten. Seit dem Weltkriege hat der Vatikan zu einer großangelegten Offensive zur Wiedererlangung seiner im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts verlorenen Positionen eingesetzt. Die labilen Verhältnisse, in denen sich die europäische Politik befindet, haben ihm dies ermöglicht und erleichtert. Auf dem Wege zu diesem Ziele muß er notgedrungen mit jenen Gruppen gehen, die seine konservativen Einflüsse im Volke benötigen: das sind eben die reaktionären Regierungen oder wenigstens Tendenzen in allen Ländern. Man muß sich nur auf der Gegenseite dieser Lage der Dinge bewußt sein und dement-

sprechend die Verteidigung der europäischen Laizität einrichten.

Man lasse sich nicht vom Katholizismus täuschen. Er kommt auf Zehenspitzen, aber er versteht es um so nachdrücklicher zu bleiben. Es ist vergeblich, auf demokratische, soziale Kräfte in ihm zu hoffen. In grundsätzlichen Fragen entscheidet doch ausschließlich das Interesse der Kurie. Und da die Kirche glaubt, ohne volle materielle Unabhängigkeit ihre religiöse Mission nicht durchführen zu können, entscheidet letzten Endes die Frage der Kirchengüter. Ein Hauptteil der vatikanischen Politik ist auf Erhaltung und Mehrung der Kirchengüter im Weltmaßstabe gerichtet.

Nicht umsonst ist das Privateigentum als „heilig" erklärt worden. Nicht umsonst hat der Papst Mussolini als den „Mann der Vorsehung" bezeichnet und Lenin als den Antichrist.

Spectator

Der Magistrat fängt Mücken

Der kluge Mann baut vor. Du sollst im Winter nicht des Lenzes vergessen. Eines ist wichtiger als das Andre. Arbeitslosigkeit, Parker Gilberts Zahlengestammel? Das Hauptgesundheitsamt Berlin bereitet einen entscheidenden Schlag vor. Gegen die Grippe? Das Hauptgesundheitsamt fängt Mücken.

„Die nötigen Vorkehrungen müssen getroffen werden, um die in Kellern, Schuppen und Ställen überwinternden Mückenweibchen zu vernichten." Man muß sie im Schlaf überraschen. Seht ihr nichts, hört ihr nichts, nicht einmal das leiseste Summen einer versprengten, halb erfrorenen Mückin? Grade das ist gefährlich. Der Feind wühlt; er schläft, er brütet. Das ist die junge Generation, Mücken-Jahrgang 1902: Maden. Wir lassen sie erst gar nicht ausschlüpfen.

Wir sind fix. Der Mobilmachungsplan ist längst entworfen, die Ersatzkadres stehen abmarschbereit. Ein Wink — und die Mückenabwehrkolonnen brechen aus den Bezirksämtern vor wie apokalyptische Reiter. Keine Angst; es sind garantiert unschädliche, geruchlose Horden. Sie streuen ein Pülverchen in den Kellerchen aus, aber es ist nicht im mindesten feuergefährlich. Die Lebensmittel, bitte, mit einer leichten Papierschicht zu bedecken. Der jüngste Mücken-Tag kostet pro Hausstand und Kolonne eine Reichsmark. So billig ist noch nie gemordet worden.

Ohne Spaß — sicherlich sind Stechmücken nicht die angenehmste Sommerabendmusik. Ich zweifle auch nicht daran, daß in besonders feuchten und warmen Jahren Malariafälle in der Mark vorkommen. Aber so bei zwanzig Grad Kälte von Mücken zu sprechen, das heißt Gott versuchen.

Und was die Terminologie betrifft, den ganzen blutrünstigen Sprachschatz der unheimlich schwarzen Affiche, den feierlichwarnenden, belehrenden, drohlichen Feldwebelzeigefinger, so ist man genötigt, mit Tacitus festzustellen: „Die Deutschen sind ein kriegerisches Volk." Papier über die Lebensmittel gebreitet, ein bißchen in die Luft gepulvert, und der Feind ist vernichtet. Die Mücken sind fort, aber der Schwefel bleibt noch lange in den Kellern. Der Feindbund soll nur wirklich achtgeben. Es ist noch lange nicht abgerüstet. An ihren Plakaten sollst du sie erkennen.

Hans Flesch

Das Mädchen aus Dalarne

In den letzten Jahren sind von Selma Lagerlöf die zwei zusammenhängenden Romane „Der Ring des Generals" und „Charlotte Löwensköld" erschienen, denen sich jetzt als weitere Fortsetzung „Anna, das Mädchen aus Dalarne" zugesellt. Anna gehört zu jenen Armen und Einfältigen, die die Bergpredigt selig preist; einfaches Hausierermädchen, das dem unglücklichen verschrobenen Magister Carl Ekenstedt über den Weg läuft, als er gerade aus törichtem Trotz mit seiner Braut Charlotte Löwen-

sköld gebrochen hat. Scheinbar um nach Gottes Sinn und Gebot zu handeln, in Wahrheit aus schwerstem Geisteshochmut heiratet er Anna, opfert sie seinen religiösen Prätentionen wie man eine Weihkerze opfert und macht das starke gradlinige Geschöpf bedenkenlos unglücklich. Daß er zum Entgelt dafür selbst in Unglück und Schande verkommt, schließlich durch seine frühere Braut von der Straße aufgelesen und als Gestrandeter wieder zu seiner Frau zurückgebracht wird, das versteht sich bei der Lagerlöf von selbst. Wie Anna ihn aufnehmen, was sie aus ihm machen wird, das wissen wir noch nicht und hoffen, es aus einem weitern Band zu erfahren.

Denn wieder hat sich der Zauber bewährt, der von den Büchern der Schwedin ausgeht, der einzigen schreibenden Frau, die nicht trotz ihrer sondern durch ihre Weiblichkeit genial ist. Wieder dichtet sie dies scheinbar sorglose Gemisch aus Saga, Familiengeschichte und eigner Phantasie, und es ist frisch und spannend wie am ersten Tag und wärmt die Herzen, die es nötiger haben als je zuvor. Siebenzig Jahre ist das Fräulein von Marbacka jetzt geworden, und junge Menschen einer veränderten Zeit lesen ihre Bücher, beglückt und mit noch immer der gleichen Ergriffenheit, mit der vor bald vierzig Jahren „Gösta Berling" gelesen wurde.

M. M. Gehrke

Sorgen

Im Briefkasten des Ufa-Magazins werden allwöchentlich alle Fragen beantwortet, die das Publikum zum Thema Film auf dem Herzen hat. Was könnte man da alles fragen! Aus den Antworten in einer einzigen Nummer: Ivan Petrovich ist serbischer Abstammung, unverheiratet, gibt Autogramme und ist ein großer Blumenfreund. Die Telephonnummer von Lien Dyers können wir Ihnen leider nicht bekanntgeben. Ein Ramon Novarro-Buch existiert. Wenn man Filmdiva werden will, braucht man Geld für kostbare Toiletten, gute Schminken, Photos und so weiter. Greta Garbo soll seit April mit John Gilbert verheiratet sein. Keine Kinder (!). Lee Parry ist nicht mit Xenia Desni verwandt. Xenia Desni ist geschieden und hat eine Tochter Tatjana. Maria Jacobini ist eine große Freundin von Rosen und Flieder. Michael Bohnen gibt Autogramme, verheiratet, schwarze Augen, schwarzes Haar. Elizza La Porta, von Gustav Fröhlich entlobt, wohnt Berlin W, Nürnberger Straße 23, bei Adler. Lya de Puttis richtiger Name soll Amalie Manke sein. Evi Eva ist mit dem Rittmeister von Oppen verheiratet, Ossi Oswalda ist von dem Baron Koszian geschieden. Wir werden Lilian Harvey einmal an das fällige Autogramm erinnern. Nein, Lilian Harvey war noch nie mit Richard Eichberg verheiratet. Aber vor Jahren war Lee Parry mit ihm vermählt. Fragen über die Konfession unsrer Stars beantworten wir nicht. Unter einem Autogramm versteht man: eigenhändige Unterschrift.

Chemnitz

Wenn ein Eingeborener von Chemnitz erzählt, spricht er mit besondrer Vorliebe vom „sächsischen Manchester". Chemnitz ist die Stadt der Arbeit, so verkünden es sogar die weisen Leute von der Stadtverwaltung, aber es ist keine Großstadt, trotz seiner fünfunddreißigtausend Einwohner — Republikaner und Juden eingerechnet — und trotz seiner vielen Titelträger. Es ist eine Mittelstadt, der die Kleider vom Großvater allmählich zu klein werden. Die Straßenbahn fährt, wenn sie fährt, schmalspurig, und die meisten Straßen sind eng und krumm. Die Bebauung ist den Bedürfnissen des Mittelalters angepaßt; nächstens bekommt die Stadt aber ein richtiges modernes Hotel.

Die Polizei führt einen heldenmütigen Kampf gegen Ein-

hundertfünfundsiebziger, Automobilisten und Kommunisten. Ab und zu fängt sie auch einen Einbrecher. Von den Frauenzimmern nicht zu reden. Auch im Theater hat Chemnitz es mit der Moral und der Sitte. Jedes Theaterstück wird nach der Abnahme entpolitisiert, enterotisiert und entnarkotisiert. Brecht, Zuckmayer, Toller, Bronnen, Barlach sind im Chemnitzer Stadttheater unbekannt. Uraufführungen werden nach Möglichkeit vermieden.

Ebenso bemerkenswert ist das Konzertleben. Als Klemperer kürzlich in Chemnitz war, um ein Konzert zu dirigieren, ließ er sich erst einmal einen Hornisten aus seiner Kapelle nachkommen, und auch dann noch standen ihm die Haare zu Berge. In der Hauptprobe wurde er so bissig, daß die Leitung der Kapelle gar nicht erst versuchte, ihn um ein Verschen für das „Goldene Buch" zu bitten.

Die siebente Großmacht steht diesem geistigen Leben nicht nach. Getreulich wird in den Morgen- und Abendblättern der braven Bürger nachgekaut, was Vater Hugenberg in seiner berliner Großküche schmackhaft vorbereiten läßt. In der sozialistischen ‚Volksstimme' dagegen ist seit Noskes und Heilmanns Abgang (Heilmann: „Ich gehe zu Hindenburg") ein neuer und den berliner Parteivorstandsgenossen sehr unangenehmer Geist eingezogen.

Richard Rosenbaum

Hohe Politik

„Zwischen ... sind, wie vertraulich im ... schen Landtag mitgeteilt wurde, neue Anschlußverhandlungen im Gange. Nachdem im Jahre 1926 eine Volksabstimmung in ... sich gegen den Anschluß an ... ausgesprochen hatte, hat jetzt nach der Länderkonferenz der Minister ... die Vermittlung übernommen."

China und Japan? England und die Dominions? Nein.

Schaumburg-Lippe und Preußen.

Tollwütige Mediziner

Das Norddeutsche Ärzteblatt zitiert in Nr. 42 aus einem Buch von Reichardt über „Individualitätsbegutachtung" unter dem Titel: „Beachtenswerte Worte für begutachtende Ärzte" folgendes:

Das Wohlwollen der begutachtenden Ärzte muß, nachdem vorher schon das Reichsversorgungsgesetz und die danach arbeitenden Behörden den Kriegsbeschädigten in ihrer wohlwollenden Behandlung aufs äußerste entgegengekommen sind, nicht weiter philanthropisch oder gar sentimental gesteigert werden, sondern muß einfach volkshygienisch orientiert sein. Der Arzt, der Erzieher seines Volkes sein will, muß immer dessen eingedenk sein, daß sein Mitleid zuerst der Gesamtheit des Volkes zu gehören hat und nicht der schweren unbeweglichen Masse der Arbeitsunlustigen, Willensschwächlinge, Psychopathen und antisozialen Elemente.

Es ist keinesfalls Sache des Arztes, aus Mitleid mit dem Antragsteller den gegebenen Gesetzen und den vorliegenden Tatsachen Gewalt anzutun, um seinem armen Patienten zu einem unberechtigten Vorteil zu verhelfen.

Die Gefahr, einem einzelnen zu Begutachtenden einmal unrecht zu tun, ist viel geringer zu veranschlagen, als in fortgesetzter Weise durch unangebrachtes Wohlwollen und ungerechtfertigt hohe Renten ein ganzes Volk zu vergiften, das Rentenbegehren großzuzüchten und die Arbeitsfähigkeit lahmzulegen.

Liebe Weltbühne!

Der berühmte Klaviervirtuose Kalkbrenner war sehr stolz auf sein Adelsprädikat. „Wissen Sie", sagte er eines Tages zu einem Bekannten, „daß der Adel meiner Familie bis zu den Kreuzzügen zurückgeht? Einer meiner Vorfahren hat den Kaiser Barbarossa begleitet."

„Auf dem Klavier?" fragte der andre.

Antworten

Jurist. Sie können da viel um die Todesstrafe herumberaten, es ist eitel Theorie. Die Praxis ist bei den Schießerlassen. Die erlauben nicht nur dem letzten Polizisten, eine Todesstrafe an einem Fliehenden zu vollstrecken, sie befehlen es ihm sogar. Schießt der Polizist nicht, so wird er bestraft. Also schießt er, da er ein Preuße ist, lieber ein Mal zu viel als zu wenig. Das bedeutet, daß im letzten Jahr mehr Leute durch die Polizei hingerichtet worden sind als durch den Scharfrichter, ohne einen andern Urteilsspruch als nach einer blitzschnellen Überlegung im Gehirn eines Subalternen: „Der Hund ist entwischt, ich bin viel zu faul, ihm nachzulaufen, also bekomme ich vielleicht Arrest, also schieße ich." Jedes Staatsrecht fängt da an, wo sich der Staat ihm selbst unterwirft — der Rest ist Paragraphenschusterei. Der Staat unterwirft sich aber nicht, und es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß irgend eine Polizeiverordnung, irgend ein Schießerlaß das Recht brechen darf. Er bricht es. Eine „Schießvorschrift" ist nichts als eine größenwahnsinnige Überschreitung von Polizeikompetenzen und ein Zeichen von Verrohtheit. Befindet sich der Polizist nicht im Zustand der Notwehr, so hat er vielleicht das ius, aber niemals das Recht, einen Menschen zu töten, der seinerseits das Recht hat, davonzulaufen. Fangt ihn — aber mordet nicht.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 20. spricht Carl Groth über „Staat und Jude" und am 27. Alfons Steiniger über „Geltendes und kommendes Sexualstrafrecht".

Ernst Friedrich spricht am Sonntag, dem 24. Februar, abends 8 Uhr, im Herrenhause „Zuchthauslyrik". Näheres in der Beilage.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Im Reichstag nichts Neues von Heinz Pol

Es gibt symptomatische Erscheinungen, die zu Recht bestehen, obwohl bereits Krethi und Plethi sie erkannt haben und diskutieren. Um als Außenseiter zu begreifen, was sich in den letzten Wochen im Reichstag abspielte (und sich noch immer abspielt), genügte es, sich in seine Wandelhalle zu begeben und eine Reihe von prominenten Abgeordneten zu befragen. Von Hugenberg bis Münzenberg bekam man ein stereotypes Achselzucken und mit gewissen Variationen die stereotype Antwort: „So geht es nicht weiter, der Parlamentarismus in Deutschland hat Fiasko gemacht, wir bekommen eine fascistische oder kommunistische Diktatur."

Interessant an dieser Antwort war zweierlei: erstens die Offenheit, mit der die Leute, die es ja wissen müssen, eine Situation klarlegten, wie sie zwar noch nicht besteht, aber doch bestehen könnte und sicherlich auch eines Tages bestehen wird; zweitens war interessant, daß die Vertreter der linken Parteien von der Gefahr einer fascistischen Diktatur sprachen, die der rechten aber von der Gefahr einer kommunistischen Diktatur. Woraus erhellt, daß niemand zu seinen eignen Leuten das Vertrauen hat, daß sie die Dinge, die doch eigentlich nicht mehr so weiter gehen können, von sich aus entscheidend ändern könnten.

Diese letzte vage Hoffnung, nämlich, daß höchstens der Gegner irgend etwas zu tun imstande wäre, was die bestehenden Zustände beenden würde, ist vielleicht die charakteristischste Erscheinung der augenblicklichen Situation.

*

Es wird behauptet, wir hätten in den letzten Wochen im Reichstag eine Krise erlebt. Das ist richtig und falsch. Richtig ist, daß wir eine Krise gehabt haben und noch haben. Falsch ist, daß es sich hierbei um einen besondern Zustand handele. Das Parlament befindet sich vielmehr seit Jahren in einer Dauerkrise nur, man hat das bisher immer wieder auf Monate, mitunter auf ein halbes Jahr, vertuschen können.

Aber nachdem es sich nun selbst in der Wandelhalle des Reichstags allmählich herumgesprochen hat, kann man wohl nicht mehr gut der Öffentlichkeit weismachen, daß Situationen, wie sie sich in diesen letzten Tagen ergeben haben, etwas Anormales in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus darstellen. Der Pessimismus über die Aussichten des parlamentarischen Regimes in Deutschland ist heute bei den Vertretern dieses Regimes noch stärker als beim großen Publikum, dessen Gleichgültigkeit von keinem parlamentarisch regierten Volk der Welt übertroffen werden kann.

Die Fachleute erklären allerdings heute noch, die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber den Vorgängen im Parlament beruhe lediglich auf der fehlenden Kenntnis über die wirkliche Arbeit, die dort geleistet werde, beruhe auf dem

überhaupt mangelnden politischen Sinn des Deutschen. An diesen Behauptungen ist ein Körnchen Wahrheit: Gewiß wird kein Mensch bestreiten, der ein wenig die Dinge kennt, daß im Reichstag auch heute noch sehr ernst und sehr fruchtbringend gearbeitet wird: das ist die Arbeit hinter verschlossenen Türen, in den Ausschüssen.

Aber es ist ja nicht entscheidend, wie gearbeitet, sondern vielmehr, wie regiert wird.

Was sich in den letzten Wochen im Parlament an Tatenlosigkeit ereignete, muß jedem, der ein wenig aufmerksamer zugesehen hat, die erschütternde Erkenntnis beigebracht haben, daß so, wie ihn der kleine Moritz sich vorstellt, der Reichstag auch wirklich ist.

*

Der deutsche Parlamentarismus krankt daran, daß er so gut wie gar keine Persönlichkeiten hat. So macht er die Einäugigen zu Königen. Die Fraktionen des Reichstags besitzen keine Köpfe. Nun, dafür aber einen Überfluß an Brillen, Glatzen und Vollbärten. Und die regieren.

Die letzte Krise im Reichstag ist nicht deshalb hervorgerufen worden, weil die Regierung sich mit dem Zentrum nicht über die Zahl der Ministersitze einigen konnte. Über die Zahl der Sitze war man sich in geheim geführten Besprechungen durchaus einig. Einig war man sich nur nicht, sowohl innerhalb des Zentrums wie innerhalb der Regierung, über die Personen, die die Minister-Portefeuilles bekommen sollten. Denn auch das Zentrum zerfällt in drei sich heftig bekämpfende Fraktiönchen: in die Fraktion der außenpolitisch leicht beschlagenen Brille Kaas, in die Fraktion des Vollbarts Doktor Wirth (mitunter legt er ihn ab), und in die Fraktion des polierten Glatzkopfes Stegerwald. Diese drei Fraktionen konnten den Kuhhandel unter sich nicht befriedigend tätigen, denn natürlich wollte jeder der Häuptlinge Minister werden. Das paßte aber nicht den andern und zum Teil auch nicht den Herren von der Regierung; die wollten vor allen Dingen Wirth nicht. Und so zerplatzte die Sache.

*

Wenn in Frankreich eine neue Regierung gebildet wird, so holt sich der vom Präsidenten der Republik beauftragte Ministerpräsident sein Kabinett zusammen, indem er zu einzelnen ihm genehm und brauchbar erscheinenden Parlamentariern geht und ihnen das Portefeuille anträgt. Ist das Kabinett auf diese Weise gebildet, dann stellt es sich dem Parlament vor und kann von diesem gebilligt oder gestürzt werden. So etwas nennt man parlamentarisches Regime, und es schadet diesem Regime durchaus nicht, wenn, wie in Frankreich, in einem Jahr drei, viermal die Regierung gestürzt wird. Im Gegenteil: nur so, nämlich von Fall zu Fall, kann überhaupt parlamentarisch regiert werden.

Das parlamentarische Regime in Deutschland hat es aber bisher nur mit einer seltenen Begabung verstanden, sich die allerschlechtesten Begleitumstände eines parlamentarischen Systems zu eigen zu machen und alles wirklich Gute als nebensächlich in die Ecke zu stellen.

Wenn man gesehen hat, wie Herr Müller in den letzten Wochen versucht hat, sein Kabinett zu erweitern und zu vergrößern, wie er es peinlich vermied, mit einzelnen wirklich brauchbaren Männern innerhalb des Zentrums und der Volkspartei zu verhandeln, sondern statt dessen ein Versteck- und Intrigenspiel mit den Fraktionen selbst inszenierte, so daß aus dem Wirrwarr der Eitelkeiten, des Ehrgeizes, der Zuständigkeit, des Neides und der persönlichen Ranküne eine Situation entstand, die in keinem Cabaret zu parodieren ist, weil sie die Parodie an sich ist, so wird man es verstehn, daß die vernünftigen Elemente innerhalb des Reichstags — und das sind alle die, welche zur Zeit nicht unbedingt Minister werden wollen und auch nicht Fraktiönchenführer sind — über das, was sich bei ihnen tut, die Achseln zucken und die Diktatur beschwören.

*

Sie wird nicht so schnell kommen. Bestimmt nicht so schnell, wie sie nötig wäre. Tatsächlich kommt dem parlamentarischen Regime, wie wir es jetzt haben, nämlich dieser Bonzenherrschaft innerhalb der Fraktionen, die Gleichgültigkeit der großen Masse zugute, die Krisenmeldungen aus dem Reichstag überschlägt, um sich über das Privatleben des Boxers Schmeling zu informieren.

Man kann es freilich den Leuten nicht übelnehmen, denn leider besitzen wir in Deutschland noch immer keine mutig durchgeführte Parlaments-Reportage, wohl aber eine Berichterstattung, die sich derselben unverständlichen Phraseologie befleißigt, wie sie im Reichstag und innerhalb der Parteien und Fraktionen selbst herrscht, wenn es darum geht, die einfachste Situation vor der Öffentlichkeit zu verschleiern. Keine der doch so gut informierten Zeitungen hat es vermocht oder gewagt, die letzte Reichstagskrise beim Namen zu nennen, nämlich bei den Namen der vier, fünf Abgeordneten, die allein an ihr die Schuld tragen. Hätte man es getan, und würde man es die nächsten zwei, drei Mal auch tun, dann wäre eine grundlegende Änderung unsrer parlamentarischen Sitten und Gebräuche durchaus möglich. Solange die Parlamentsberichterstattung freilich gläubig alles mitmacht, ja durch Geheimniskrämerei noch kompliziert und jeden Rülpser irgendeines Prominenten der Wandelhalle als fettgedruckte Information veröffentlicht, solange man also der Eitelkeit und Wichtigtuerei der Herren Abgeordneten noch Nahrung gibt, statt ihnen mit voller Namensnennung eins auf den Deckel zu geben, wenn sie sich dumm benehmen — solange wird freilich alles so bleiben wie es ist.

*

Nichts Neues im Reichstag. Drinnen zuckt man genau so die Achseln wie draußen. Also haben vielleicht die paar ganz schlauen Männer doch Recht, die auf Grund ihrer langjährigen parlamentarischen Erfahrungen und der zwei Dutzend Krisen, die sie selbst gemacht haben oder die über sie gekommen sind, behaupten, es sei alles gar nicht so schlimm, man sollte solche Dinge überhaupt nicht wichtig nehmen, es arrangiere

sich schließlich alles von selbst, es sei eine Kinderkrankheit, gewisse Geschehnisse im parlamentarischen System allzu wichtig zu nehmen.

Mag alles sein. Nur scheinen mir die Leute, die grade im Augenblick die Situation für durchaus nicht ernster ansehen als gewöhnlich, eins zu übersehen: Man kommt auch im parlamentarischen System auf die Dauer nicht ohne Persönlichkeiten aus. Daß Müller keine ist, darüber braucht man nicht zu diskutieren. Die schärfste Opposition gegen ihn hat sich in den letzten Wochen in den Reihen seiner Partei und seiner Fraktion erhoben. Aber wir haben nicht einmal Persönlichkeiten der Opposition. Die Opposition ist bei uns weiter nichts als der allzu bequeme Nutznießer der Dummheit der andern. Werden die Sozialdemokraten — was sie offenbar vorhaben, allerdings gibt es natürlich auch hier zwei Meinungen — bis zum Ende der Legislaturperiode oder der vorzeitigen Auflösung — in der Regierung bleiben, so werden bei den nächsten Wahlen die Deutschnationalen mindestens die Stimmen wiederbekommen, die sie das vorige Mal verloren haben. Und das Rad wird sich dann von Neuem drehen: dann sind die Sozialdemokraten in der Opposition und bleiben es, ohne wirklich Opposition treiben zu brauchen.

Vielleicht waren diese Erwägungen auch beim Zentrum letzten Endes ausschlaggebend: da man untereinander nicht einig wurde, täuscht man den entzückten Wählern die ent- und geschlossene Phalanx einer verantwortungsbewußten Opposition vor. Wer lacht da? Alle Welt. Denn hintenherum sind schon längst wieder Einigungsverhandlungen im Gange. Der Abwechselung halber hat man die Krise in die nicht ganz so pompöse Wandelhalle des Landtagsgebäudes transportiert. Und vielleicht einigt man sich, angesichts der nur halbernst gemeinten Rücktrittsdrohungen Müllers, doch noch über die Verteilung der Ministersitze. Tout s'arrangera. Das heißt: die Krise wird erst wieder sichtbar, wenn man zu regieren anfangen wird. Dann muß jeder Minister zweimal täglich bei den einzelnen Fraktionen seiner Fraktion herumhorchen, was man über das, was er gelegentlich ausführen will, denkt. Und da kaum einer seiner Fraktionskollegen über eine Meinung verfügt, sondern entweder über gar keine oder gleich über drei, so...

Alle diese Winkeladvokatenkniffe sind eben nur möglich, solange es dem Parlament an Persönlichkeiten gebricht. Zwei, drei braucht jedes parlamentarische System, sowohl Frankreich wie England verfügen heute mindestens über soviel.

Die politischen Köpfe und Persönlichkeiten Deutschlands stehen jedoch heute teils gezwungenermaßen außerhalb des Parlaments, teils in schärfster Frontstellung gegen das ganze Regime. Sie bekämpfen es sowohl von ganz rechts wie von ganz links. Eines Tages wird sich der Parlamentarismus mit diesen Leuten auseinanderzusetzen haben. Und die große Frage ist, wie die Auseinandersetzung durchgeführt wird, und vor allem, wie sie endet.

Ausbreitung der Meineidsseuche von Felix Halle

Die Bestrafung des Meineids im geltenden deutschen Strafgesetzbuch ist eine besonders harte. Das Gesetz versagt generell bei Eiddelikten die mildernden Umstände. Nur in besondern, vom Gesetz engumgrenzten Fällen ist es bei einer Verurteilung möglich, den Verurteilten vor Zuchthausstrafe zu bewahren. Durch die völlig veraltete strafprozessuale und zivilprozessuale Regelung werden zudem innerhalb der deutschen Rechtspflege unzählige überflüssige Eide geschworen. Zum System dieses ausgedehnten Eideszwanges gehört es auch, daß sich die Wahrheitspflicht auf den Gesamtinhalt der Aussage erstreckt, so daß schon eine Unrichtigkeit in einer für die Entscheidung nebensächlichen Frage zu einer Verurteilung wegen Meineides oder Falscheides führen kann. Einen gewissen Schutz gegen allzu zahlreiche Verurteilungen wegen Meineides bildete bis zum Jahre 1924 der Umstand, daß die Schwurgerichte für die Aburteilung von Meineid zuständig waren und daß die Geschworenen sich in zweifelhaften Fällen vielfach weigerten, der von der Staatsanwaltschaft geforderten Verurteilung nachzukommen. Die Verleitung zum Meineide dagegen, die im geltenden Recht besonders weit — als Unternehmen einer Verleitung über den Begriff des Versuchs hinaus auf die ersten Vorbereitungshandlungen — ausgedehnt ist, führte vor den alten, nur mit Berufsrichtern besetzten Strafkammern oder seit der Emminger-Verordnung unter Führung der Berufsrichter in den Schöffengerichten zu Verurteilungen, die dem Rechtsempfinden des Volkes ins Gesicht schlugen. Mit der Beseitigung der Geschworenenbank und ihrer selbständigen Entscheidung über die Schuldfrage ist das letzte Bollwerk gegen Massenverurteilungen wegen Meineids gefallen. Es herrschte während der letzten Jahre in Deutschland eine förmliche Epidemie von Meineidsanklagen und Verurteilungen.

In der Öffentlichkeit, sowohl in den Parlamenten als auch in der Tages- und Fachpresse ist gegen diese überalterten Gesetze und gegen diese Gerichtspraxis lebhaft protestiert worden. Welche Konsequenz hat nun das Reichsjustizministerium aus diesen Beschwerden im Hinblick auf die Strafrechtsreform gezogen? Das Ministerium hat dem Strafrechts-Ausschuß des Reichstags eine neue Unterlage für den elften Abschnitt des besondern Teils des Strafgesetzbuches mit dem Titel „Verletzung der Bekräftigungspflicht oder Eidespflicht" in diesen Tagen zugehen lassen (vgl. Nr. 75 Reichstagsdrucksachen 21. Ausschuß).

Ich lasse eine kurze Zusammenstellung der Strafandrohungen folgen, die für die Verletzung der Bekräftigungs- oder Eidespflicht künftighin in Geltung treten sollen. Schon die erste Strafbestimmung bringt einen neuen Tatbestand, der dem geltenden Recht unbekannt ist. Die wissentlich falsche Bekräftigung der Richtigkeit und Vollständigkeit einer Angabe vor einer zur Entgegennahme einer solchen Bekräftigung zuständigen Behörde wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft (§ 183a E.). In besonders

schweren Fällen ist die Strafe Zuchthaus bis zu zehn Jahren (§ 183 a Abs. 2 E.). Das ist die Höchststrafe für Meineid nach geltendem Recht. Selbst wenn die Angabe in einem Punkte, der für die Sache ohne jede Bedeutung war, unrichtig oder unvollständig ist, bleibt die falsche Bekräftigung nicht straffrei (§ 183 a Abs. 4). Es ist vielmehr in das Ermessen des Gerichts gestellt, von einer Strafe abzusehen.

Bei der Gesetzesanwendung durch stramm reaktionäre Richter von der Art des Herrn in Prenzlau, der bei offenkundiger Verletzung des Gesetzes durch einen geistesverwandten Beschuldigten zur Einstellung des Verfahrens kam, werden nach Inkrafttreten der eben erwähnten Bestimmung Angehörige oder Sympathisierende der Rechtsparteien überhaupt nicht wissentlich falsch bekräftigen können. Proletarier und auch linksgerichtete Journalisten, Politiker, Beamte und sogar ein der äußersten Reaktion mißliebig gewordener Staatsanwalt (Fall Frieders!) werden dagegen selbst bei kleinen und kleinsten Ungenauigkeiten in ihren Angaben bestraft werden.

§ 183 b der Vorlage bestraft die „nichtwissentlich falsche Bekräftigung" mit Gefängnis von einer Woche bis zu zwei Jahren. Auch diese Möglichkeit ins Gefängnis zu kommen ist eine Neuheit des Entwurfs.

Den alten, bewährten „Meineid" enthält der § 184. Diese Bestimmung droht ebenso wie die Vorschriften des geltenden Rechts Zuchthausstrafe von einem Jahre bis zu zehn Jahren an. § 184 a behandelt den „nichtwissentlichen Falscheid" — Tarif: Gefängnis von einer Woche bis zu drei Jahren. § 185 „wissentlich falsche Versicherung auf Pflicht und Gewissen" — Tarif: Gefängnis von einer Woche bis zu drei Jahren. Der „Versuch" der „wissentlich falschen Versicherung auf Pflicht und Gewissen" ist ausdrücklich für strafbar erklärt (§ 185 Abs. 3 E.).

Die nächste Strafbestimmung (§ 185 a E.) enthält die „nichtwissentlich falsche Versicherung auf Pflicht und Gewissen" — Tarif: Gefängnis von einer Woche bis zu einem Jahre oder Geldstrafe. In besonders leichten Fällen ist die Bestrafung oder Nichtbestrafung wiederum in das richterliche Ermessen gestellt (§ 185 a Abs. 3). Eine solche Regelung muß bei der bestehenden Zusammensetzung der Gerichte in Deutschland zu jenen Ergebnissen führen, die auch von demokratischer und sozialdemokratischer Seite in Parlament und Presse scharf kritisiert werden.

Der Reformvorschlag des Reichsjustizministeriums bringt bei der Bestrafung der Auskunftspersonen anstatt einer Verminderung und Einschränkung eine Vermehrung der strafbaren Tatbestände. Auch die Bestrafung der Veranlassung von Auskunftsdelikten wird erweitert . Die „Verleitung zum Meineid" wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft (§ 185 b Abs. 1). Die „Verleitung zur wissentlich falschen Bekräftigung" wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bis zu fünf Jahren bestraft. In besonders schweren Fällen wird die „Verleitung zur falschen Bekräftigung" mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft

(§ 185 b Abs. 2). Die zwei letzten Bestimmungen stellen gegenüber dem geltenden Recht eine Erweiterung dar.

Wer einen andern zur „Abgabe einer wissentlich falschen Versicherung auf Pflicht und Gewissen zu verleiten sucht", wird mit Gefängnis von einer Woche bis zu zwei Jahren bestraft (§ 185 b Abs. 3). Da jede Verleitung einen Versuch darstellt, einen andern zu einer Handlung oder zu einer Unterlassung zu bringen, so stellt die Bestrafung des Versuchs zu einer Verleitung die Bestrafung des Versuchs zu einem Versuch dar.

Mit der „Verleitung zum Meineid" oder zu den andern Auskunftsdelikten sieht aber das Reichsjustizministerium das staatliche Strafbedürfnis noch nicht erfüllt an, und so schafft es einen neuen strafrechtlichen Begriff: „Herbeiführung eines falschen Eides oder einer falschen Bekräftigung."

Wer veranlaßt, daß ein andrer ohne wissentlich zu handeln, vor einer Behörde unter Eid eine unrichtige oder unvollständige Angabe macht, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft (§ 186 Abs. 1).

Wer veranlaßt, daß ein andrer, ohne wissentlich zu handeln, vor einer Behörde unter Bekräftigung eine unrichtige oder unvollständige Angabe macht, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bis zu fünf Jahren bestraft. In besonders schweren Fällen ist die Strafe Zuchthaus bis zu fünf Jahren (§ 186 Abs. 2).

Wer veranlaßt, daß ein andrer, ohne wissentlich zu handeln, einer Behörde unter Versicherung auf Pflicht und Gewissen, eine unrichtige oder unvollständige Angabe macht, wird mit Gefängnis von einer Woche bis zu zwei Jahren bestraft (§ 186 Abs. 3).

Der Versuch der Herbeiführung eines falschen Eides oder einer falschen Bekräftigung in allen drei genannten Fällen ist für strafbar erklärt. Berücksichtigt man, wie weit die Rechtsprechung noch den Begriff des „Veranlassens" auslegen wird, so wird gegenwärtig, in wie ungeheuerlicher Weise der Gesetzgeber hier die Bestrafung einer wirklichen oder nur angenommenen Verursachung einer Aussageverletzung oder falschen Versicherung auszudehnen sucht.

Die gemeingefährlichste Bestimmung aber, die diese Vorlage zur „Reform" der Bestrafung der Eiddelikte enthält, ist in einer Vorschrift vorhanden, die angeblich der Milderung dienen soll — und durch die Anordnung und die Überschrift, unter der sie steht, auch fälschlich für eine Milderung gehalten werden kann. Unter der Bezeichnung „tätige Reue" bestimmt der § 190 Abs. 1:

> Wer eine unrichtige oder unvollständige Angabe bekräftigt hat, wird straffrei, wenn er sie bei einer nachfolgenden Beeidigung seiner Aussage widerruft.

Was bedeutet in der Praxis diese Vorschrift? Wenn ein Zeuge, der bereits seine Angaben bekräftigt hat, merkt, daß der Richter, durch den er vereidigt werden soll, von der Annahme ausgeht, daß die frühere bekräftigte Aussage des Zeugen falsch ist, so steht er vor der Wahl, zu riskieren, einmal

wegen falscher Bekräftigung verfolgt zu werden, und wenn er die bekräftigte Aussage mit seinem Eide deckt, auch noch ein Verfahren wegen Meineids hinzuzubekommen. Andrerseits erhält der Zeuge, wenn er sogar gegen seine innere Überzeugung auf Drängen des Richters und wegen der in Aussicht gestellten Straflosigkeit der frühern Bekräftigung seine falschen Angaben widerruft, die Chance, straffrei und unbehelligt auszugehen.

Das geltende Recht enthält die Bestimmung, daß jeder, der wegen Verletzung der Eidespflicht verurteilt wird, unfähig wird, jemals wieder als Zeuge oder Sachverständiger eidlich vernommen zu werden (§ 161 StGB.). Diese Bestimmung des geltenden Rechts ist viel zu weitgehend. Denn ein Zeuge, der unter besonderer Verstrickung einmal die Unwahrheit gesagt hat, ist darum noch nicht in andern Fällen für sein ganzes Leben als unglaubwürdig anzusehn. Nach dem neuen Vorschlag des Reichsjustizministeriums soll aber ein Zeuge, in ein und demselben Verfahren, nachdem er eingestandenermaßen die Unwahrheit bekräftigt hat, zum Eid in vielen Fällen zum Meineid zugelassen, psychologisch gewissermaßen gedrängt werden. Der § 190 Abs. 1 der Ministerialvorlage muß als eine gesetzliche Verleitung zum Meineid oder als Bestimmung zur Herbeiführung von Meineiden bewertet werden.

In Kürze werden die politischen Parteien zu den Eiddelikten und zu den übrigen Auskunftsdelikten Stellung nehmen müssen. Es wird sich dann zeigen, welche Parteien diese neue Zuchthausvorlage gutheißen oder doch nach einem Scheingefecht hinnehmen werden und von welcher Seite für die Interessen der breitesten Volksschichten auch in der Frage der Einschränkung der Meineidsprozesse ernstlich gekämpft werden wird.

„Der christliche General" von Asiaticus

II.

Das Jahr 1916, denkwürdig durch den fehlgeschlagenen Versuch Yuan Schi-Kais, sich zum Kaiser zu machen, findet Feng Yu-Hsiang bereits als Kommandeur einer Brigade in Szechuan. Er ist schon weit bekannt als guter militärischer Organisator und nicht minder gewandt in militaristischen Intrigen. Auch den ausländischen Vertretungen ist er inzwischen durch sein Christentum aufgefallen. Bezeichnenderweise hat Feng Yu-Hsiang gerade in den Jahren 1911—1913, wo er beim republikanischen Umsturz auch zur Republik hielt, den Weg zum Christentum gefunden. Besonders vertraut war er mit den amerikanischen Missionaren, die sich auch das Verdienst erwarben, seine Seele für das Heil gerettet zu haben. Der damalige Brigadier Feng Yu-Hsiang nahm also bereits seine Umwelt so, wie sie es verdiente. Er erhält noch von Yuan Schi-Kai den Auftrag, die Provinz Szechuan gegen die republikanischen Revolten zu sichern, wozu er als kaiserlicher Vertrauter große Machtbefugnisse erhalten soll. Feng Yu-Hsiang verweigert Yuan Schi-Kai seinen Gehorsam und erklärt sich für die Republik.

Im Kampf zwischen der Tschili- und der Anfu-Clique im Jahre 1920 kämpft er in Honan auf Seiten von Wu Pei-Fu, zeichnet sich aus durch geschickte Manöver, spielt eine wichtige Rolle für die Sicherung des Sieges der Tschili-Clique und lenkt alle Aufmerksamkeit auf sich durch einen kühnen Streich auf einen Geldtransport für die Zenrtalregierung in Peking. Das Geld verwendet er für die Besoldung seiner Truppe mit der durchaus sichern Berechnung, daß ihm auch die Regierung nichts tun könne, wenn er seiner Truppe sicher sei. All das macht ihn reif zur weitern Beförderung. Er wird nach einem kurzen Aufenthalt in Honan militärischer Gouverneur in Schensi, wo er es bereits zu einer Division bringt.

Im Krieg zwischen der Mukden- und der Tschili-Clique 1922 spielt er bereits die entscheidende Rolle, weil seine Division die straffste und geschlossenste militärische Einheit auf Seiten Wu Pei-Fus ist. Mit diesem Ruhm bedeckt, kehrt er nach Honan zurück, nun ein richtiggehender General und gleichzeitig Militärgouverneur dieser Provinz mit etwa dreißig Millionen Einwohnern. Hier wird er aber schon Wu Pei-Fu, seinem Generalissimus, zu selbständig. Er wird deshalb zum Generalinspektor der Truppen von Peking befördert, wodurch er seine Provinz verliert und in Peking nicht die Mittel aufbringen kann, um seine Division zu erhalten. Das war im Jahre 1923, als Tsao-Kun das Kunststück fertigbrachte, das sogenannte Parlament Mitglied für Mitglied mit viel Geld zu bestechen und sich von diesen „Volksvertretern" dann zum Präsidenten der chinesischen Republik ausrufen zu lassen. Feng Yu-Hsiang war das Machtinstrument dazu.

Kaum war Tsao-Kun Präsident, so war einer seiner wichtigsten Schritte, Feng Yu-Hsiang aus der bedrohlichen Nähe zu entfernen. Er kommandierte ihn nach Yehol, einem armen schwach bevölkerten Gebiet der innern Mongolei, mit dem Ausblick auf den mandschurischen Gebirgspaß und die mongolischen Wüsten. Als schwacher Trost wird er, wie in China üblich, zum Marschall ernannt. Feng ruht nicht, paßt sich den neuen Verhältnissen an, dehnt sein Gebiet auf Kansu aus, eine ebenfalls schwach bevölkerte Provinz der innern Mongolei.

Inzwischen kommt der zweite Krieg zwischen Wu Pei-Fu und Tschang Tso-Lin zum Ausbruch. Wu Pei-Fu braucht Feng wieder, und dieser stürmt in Eilmärschen nach Peking. Dort angekommen holt er unerwartet zum Schlag gegen Tsao-Kun aus, umzingelt seinen Palast, setzt ihn fest, jagt seine Regierung auseinander, besetzt die „Verbotene Stadt", deren Schätze er gebrauchen kann. Er erzwingt von dem dort noch ansässigen abgesetzten Kaiser die Verzichtsurkunde auf sein Vermögen und erlaubt ihm, nachdem er ihn aus dem Sitz seiner Vorfahren hinausexpediert hat, in der japanischen Gesandtschaft Zuflucht zu suchen. Feng ist mit einem Schlage zum Machthaber in Peking geworden, Wu Pei-Fu, aufs Haupt geschlagen, muß fliehen, Tschang Tso-Lin, sein neuer Verbündeter, ist nun gleichzeitig sein neuer Rivale. Es wird erzählt, daß Tschang Tso-Lin, der damals unter starker Bedeckung in Peking einzog, um die gemeinsame Regierung zu errichten

und die Grenzen der Macht und vor allem das Maß der Einkünfte mit Feng zu vereinbaren, auf Grund von Berichten seiner Spione nach wenigen Tagen Hals über Kopf wieder aus Peking geflohen sei, um lieber aus einiger Entfernung zu verhandeln. Nachdem so das Bündnis geschlossen wird, läßt Feng in Peking seinen Adjutanten Lu Tschung-Lin zurück, und selbst sitzt er vierundzwanzig Stunden entfernt in Kalgan mit seiner Armee von etwa hunderttausend Mann, die Provinzen Schensi, einen Teil von Tschili mit der Hauptstadt, Kansu und den größten Teil der innern Mongolei beherrschend. Feng tauft seine Armee um in „Kuomintschun", die Armee des Volkes, und lädt Sun Yat-Sen nach Peking ein, um mit ihm den gemeinsamen Feldzug gegen die chinesischen „Militaristen" zu besprechen. Der Tod Sun Yat-Sens unterbricht diese Pläne.

Kurz nachher aber ereignet sich in Schanghai der Ausbruch des großen nationalrevolutionären Kampfes gegen den englischen Imperialismus. Feng steht zwar nicht direkt auf Seiten des nationalrevolutionären Kampfes, läßt aber der Studentenbewegung in Peking freie Hand. Inzwischen organisiert er den Krieg gegen Tschang Tso-Lin, während im Rücken die Gefahr des Wiederaufsteigens der Macht von Wu Pei-Fu im Süden herannaht. Fengs Taktik ist hier zunächst, durch Meutereien im Lager dieser beiden Gegner, durch Abspaltungen und lokale Kriege untereinander, seine Gegner zu schwächen, ohne selbst einzugreifen. Ein aktiver Krieg auf seiner Seite würde die Gefahr der Vereinigung von Tschang Tso-Lin und Wu Pei-Fu und seinen Sturz bedeuten. Feng manövriert sich sehr weitgehend an das Ziel heran, seine Feinde von innen auszuhöhlen, und es gelingt ihm schließlich, unter dem mandschurischen General Kuo Sung-Ling eine große Truppenrevolte gegen Mukden aufzuziehen.

Der Plan scheitert im letzten Augenblick an der japanischen Intervention, und nun weiß Feng, daß es für ihn zunächst kein Entrinnen mehr gibt. Während seine Truppen um Tientsin kämpfen und es auch in einem aufsehenerregenden Bajonettsturmangriff erobern und hinter den Kulissen sich das große Bündnis zwischen Wu Pei-Fu und Tschang Tso-Lin gegen ihn vorbereitet, erklärt Feng Yu-Hsiang der Öffentlichkeit durch ein Zirkulartelegramm, daß er sich völlig aus dem politischen Leben zurückziehen wolle. Er gehöre zum armen Volke, er sei in seiner Jugend Arbeiter gewesen, und wenn er jetzt sehe, wie der Militarismus China vor den Augen der auswärtigen Feinde zerfleische, so wolle er sich wieder in die Versenkung flüchten. Er werde nach Moskau gehen, um dort als Arbeiter sieben Jahre in einer Fabrik zu arbeiten.

Diese Erklärung Fengs, so plump und heuchlerisch sie auch erscheinen mag, war für China eine besonders wichtige politische Manifestation. Durch strenge Führung seiner Truppe und Unterdrückung des Banditentums hatte er sich im Volke den Ruf des „guten" Generals verschafft. Mit seiner Erklärung bekannte er sich zum Kampf der Arbeiter und Bauern gegen die militärischen Despoten Tschang Tso-Lin und Wu Pei-Fu und gegen den Imperialismus. Und während er seine Vor-

bereitungen zur Fahrt nach Moskau traf, vollführte seine Armee einen für chinesische Verhältnisse meisterhaften, geordneten und disziplinierten Rückzug. Die Armee zog sich zurück mit ihrem Kern nach Kansu und nach der innern Mongolei, wo kein General es mit ihr aufnehmen konnte.

Während Feng den Plan für seine Rückkehr schmiedete, wütete der Sturm in Südchina. Die Armee von Kanton bahnte sich den Weg bis nach Hankau und Schanghai, auf den Trümmern zahlreicher Provinzdespotien. Jetzt war wieder der Zeitpunkt Fengs gekommen. Er kehrte zurück, ordnete seine Armee und setzte sich in Eilmärschen in Bewegung, um die Hauptstadt von Schensi, in der seine Truppe sechs Monate unter Belagerung aushielt, zu entsetzen. Auch die Geschichte dieser Belagerung gehört zu den meisterhaftesten Kapiteln der chinesischen Kriegsführung, deren sich nur Feng Yu-Hsiang rühmen kann. Feng Yu-Hsiang, als Sieger gefeiert, zog durch die Provinzen mit seinen Truppen, die diesmal schon keine Hymnen mehr gesungen haben, sondern überall die Losungen der Kuomintang verkündeten, Bauernverbände und Gewerkschaften gründen ließen. Sein Weg führte ihn nach Honan, wohin er nur gelangen konnte, nachdem die dortigen Truppen Tschang Tso-Lins und die Reste der Truppen Wu Pei-Fus vertrieben waren. Seine geschickte Manövrierung bestand nun darin, daß die Südtruppen, die von Hankau aus kamen, die entscheidende Schlacht führen mußten, um ihm den Weg frei zu machen.

So stieß er mit seiner Armee in das Gebiet der Südtruppen, die bereits in zwei große Lager von Nanking und Wuhan gespalten waren. Feng wurde von beiden umbuhlt und von beiden für sich reklamiert. Die ersten, die ihn erreichten, waren die Delegierten von Hankau. Er hörte sich ihre Berichte an, ihre Beschwerden gegen Tschang Tso-Lin und sagte zu allem Ja und Amen. Dann fuhr er von Tscheng Tschou direkt nach Wutschou, wo er wieder mit Tschiang Kai-Schek konferierte. Er brauchte vor allem Verbündete für seinen Kampf gegen Tschang Tso-Lin, für seinen Marsch nach Peking. Tschiang Kai-Schek vertrat die größere militärische Kraft und die Verbindung mit den imperialistischen Mächten, Wuhan hingegen befand sich in schwerer Zerfallskrise. Und so vollführte Feng Yu-Hsiang wieder einen seiner treffsichern Schachzüge, indem er in einem Zirkulartelegramm „An Alle" zur Vereinigung der Kuomintang gegenüber dem auswärtigen Feind und gegenüber dem Militarismus mahnte. Zu diesem Zweck empfahl er der Regierung in Hankau, Borodin nach Hause zu schicken, den exponiertesten Vertretern der hankauer Richtung, zwecks Erholung ins Ausland zu gehen, und dann den beiden Regierungen, sich zu vereinigen.

So hatte er nach und nach seine einstigen Provinzen wieder unter sich vereinigt, diesmal noch erweitert um Honan. Bei dem Feldzug gegen Tschang Tso-Lin (1927) ließ er wiederum die Truppen seiner Verbündeten die ersten Vorstöße machen, schwächte so ihre militärische Macht und verstärkte die Hegemonie seiner Truppen.

Nach London durchgebrannt von Max Hölz

Unter dem Titel „Vom ‚weißen Kreuz' zur roten Fahne" läßt Max Hölz demnächst im Malik-Verlag die Schilderung seines Lebens erscheinen. Es ist ein in seiner Einfachheit sehr eindringliches Buch, das sich nicht nur um ein Ich dreht, sondern Lebensverhältnisse aufzeigt, Beobachtungen, die zur Bereicherung unsrer sozialen Anschauungen beitragen. Man begreift, warum grade dieser Mann ein Führer der Massen werden konnte. Es ist etwas Hexerei um ihn, aber es ist die Hexerei eines graden, unverbildeten Mannes, der sich von keiner Oberfläche bluffen läßt und seine Fragen an die Welt deutlicher und lauter stellt als andre. Seine Haltung vor dem Standgericht, die zähe Energie, mit der er, der geistig und körperlich Bewegliche, das Zuchthaus überwand und sich einen neuen Lebensinhalt bildete, wird ihm über die politischen Dinge hinaus Freunde werben. Wir werden das Buch noch ausführlich würdigen und geben hier mit freundlicher Genehmigung des Verlages ein Stück wieder, das einen unbekannten Hölz zeigt, den armen Proletarierjungen, der sich in der Fremde durchs Dasein hungert.

Obwohl die Landarbeit mir sehr zusagte, hörte ich nicht auf, nach andrer Arbeit zu suchen, bei der ich mehr verdienen konnte.

Doch erst nach zwei Jahren gelang es mir, Arbeit als Hausdiener in einer Gaststätte in Riesa zu bekommen.

Schon nach drei Monaten verließ ich diese Stellung, um den ersten selbständigen Schritt zu tun. Ich beabsichtigte nach Baden-Baden durchzubrennen. Meine Mutter war dort in ihrer Jugend Kammerzofe und erzählte uns Kindern Wunderbares von dieser Stadt, die dadurch zum Inbegriff meiner Träume wurde. Aber meine Groschen reichten nur bis Heidelberg. Dort mußte ich die Fahrt abbrechen und fand Anstellung als Silberputzer im Hotel „Bayrischer Hof".

In dieser Stellung zog ich mir eine schwere Blutvergiftung zu; der ganze Arm sollte amputiert werden. Ich wurde — da ich protestierte — zwangsweise in die Universitätsklinik überführt. Dier Arm wurde gerettet.

Etwa zwei Monate später, nach meiner Wiederherstellung, verließ ich Heidelberg und reiste nach Baden-Baden. In der Villa „Charlotte" fand ich Stellung als Diener bei einem reichen Fabrikanten. Ich hoffte, hier wenigstens ein paar Stunden freie Zeit zu finden, in denen ich mich weiterbilden könnte, um, nachdem ich mir einiges ersparte, vielleicht doch noch einen Beruf zu erlernen. Aber an freie Zeit war nicht zu denken. Ich mußte Teppiche klopfen, den großen Park in Ordnung halten, die Schuhe sämtlicher Hausinsassen putzen, selbst waschen und scheuern, und dann noch täglich mehrere Stunden die gelähmte Frau des Fabrikanten in einem Rollstuhl in den Parkanlagen spazierenfahren.

Nur wenige Monate blieb ich in dieser Stellung und ging dann als Lehrling in ein Automobilgeschäft. Von den ältern Chauffeuren bekam ich soviel Prügel, daß ich mich nicht einmal getraute, mich satt zu essen.

Als es mir dort zu bunt wurde, lief ich weg. Ich wurde Liftboy in der Villa „Pension Luisenhöhe". In der schmucken Uniform mit den blanken Knöpfen kam ich mir ungeheuer wichtig vor, um so mehr, als ich jetzt mit Menschen Berührung hatte, die in einer ganz andern Welt lebten, und für die ganz andre Maßstäbe galten. Ich verdiente sehr gut und konnte mir schon nach einigen Wochen ein Sparkassenbuch anlegen. Mein Guthaben wuchs bald auf etwas über hundert Mark an. Das war für mich ein Vermögen.

In dieser Stellung beging ich gewisse Manöver, die mich noch sehr lange nachher seelisch bedrückten, weil ich sie als Betrug empfand. Die Liftboys, Portiers und Hausdiener in den Hotels und Pensionen machten allgemein Nebengeschäfte mit den Droschkenkutschern: der Kutscher, der von ein- und demselben Portier oder Liftboy recht oft geholt wurde, gab Prozente ab. Diese Provisionen anzunehmen, war aber nicht gestattet.

Als mein Direktor durch einen Zufall davon erfuhr, nahm er mich in sein Bureau und hielt mir eine so eindringliche Strafrede, daß ich mir wie ein ganz großer Verbrecher vorkam. Ich würde mich nicht gewundert haben, wenn er mich auf der Stelle hätte verhaften lassen.

Vor Scham hielt ich es in diesem Hause nicht mehr länger aus und bat um meine Entlassung. Ich hob meine hundertzwanzig Mark von der Sparkasse ab, kaufte mir ein Handköfferchen für meine Wäsche und fuhr ohne irgendwelche Vorbereitungen über Köln-Rotterdam-Hoek van Holland nach London.

Der Wechsel von Baden-Baden nach London war so kraß, daß ich bei meiner Ankunft aus dem Staunen überhaupt nicht herauskam. Dieses Erstaunen muß deutlich auf meinem Gesicht zu lesen gewesen sein, denn sofort hefteten sich ein Dutzend Leute an meine Fersen, boten mir ihre Dienste an und wollten durchaus mein kleines, kaum vier Pfund schweres Handköfferchen tragen. Ein englischer Schutzmann merkte meinen Mangel an großstädtischen Erfahrungen und erbarmte sich meiner. Mit den wenigen Brocken Englisch, die ich als Liftboy in Baden-Baden gelernt hatte, machte ich ihm plausibel, daß ich nach einer bestimmten Straße wollte, in der sich ein deutsches Heim befand.

Der Schutzmann setzte mich in einen Pferdeomnibus und nannte dem Schaffner die Straße. Nach stundenlangem Fahren kam ich glücklich an, merkte aber sehr bald, daß die Straße wohl genau so hieß, wie die, nach der ich wollte, daß es aber dennoch nicht die richtige war; es gab siebenundzwanzig Straßen dieses Namens in London.

Nun zeigte sich wieder ein Policeman als rettender Engel, setzte mich in ein cab, eine zweirädrige Droschke, und endlich erreichte ich mein Ziel: das deutsche, christliche Kellnerheim.

Dort fand ich gute und billige Aufnahme. Man war bemüht, mir so schnell wie möglich eine Arbeit zu beschaffen. Außerdem nahmen sich noch Landsleute meiner an, die schon

länger in London waren, keine Beschäftigung hatten und davon lebten, die neu Ankommenden mit der Riesenstadt bekannt zu machen. Ihr Spürsinn hatte bald heraus, daß ich noch über ein paar Goldstücke verfügte, und sie waren ehrlich bemüht, mir die Ausgabe dieses kleinen Kapitals zu erleichtern.

Sie fuhren tagelang auf meine Kosten mit mir in London herum. Auf einer solchen, sehr interessanten, aber auch aufregenden und ermüdenden Tagestour, landeten wir bei hereinbrechender Dämmerung im großen Hyde-Park. Dort sah ich auf den weiten Rasenflächen sich hin- und herbewegende dunkle Punkte. Meine Frage, ob das Schafe oder andre Tiere seien, die hier frei herumlaufen und grasen dürfen, löste ein unbändiges Gelächter aus. Das sei etwas ganz andres, ich solle das Geheimnis gleich kennenlernen. Meine Begleiter schritten rasch mit mir auf einen der dunklen Punkte zu, und da sah ich zu meiner unbeschreiblichen Überraschung, daß alle diese dunklen Flecke nichts andres waren als Pärchen, die hier ganz ungeniert geschlechtlich verkehrten.

Meine Gelegenheitsfreunde, die aus meinem Benehmen wohl herausgemerkt hatten, daß ich in diesen Dingen noch sehr unerfahren war, legten großen Wert darauf, mich gleich praktisch aufzuklären. Sie fanden in wenigen Minuten fünf Straßenmädchen, die sich für den unglaublichen Preis von 30 bis 50 Pfennigen hingaben.

Ich hatte nicht den Mut, abzulehnen und einzugestehen, daß ich noch dümmer war, als ich meinen Landsleuten erscheinen mußte. Jeder ging mit seinem Mädchen etwas abseits, kaum fünf bis zehn Schritt von den andern entfernt, und erledigte seine persönliche Angelegenheit.

Das war mein erstes sexuelles Erlebnis. Ich benahm mich dabei sehr ungeschickt. Das englische Mädchen, wütend darüber, daß ihre Kolleginnen schon längst wieder neue Freier suchen konnten, gab mir eine Ohrfeige und lief mit höhnischem Lachen davon.

Meine paar Goldstücke waren bald aufgebraucht, und ich mußte ernstlich darangehen, schnellstens eine Beschäftigung zu finden. In einem der vielen tausend londoner Boardinghäuser fand ich eine Anstellung als Küchenjunge. Ich bekam zwei und einen halben Schilling für die Woche, das sind 2,50 Mark, dazu freie Kost und Logis. Die Kost war so reichlich, daß ich dabei bestimmt verhungert wäre, wenn ich die alte, geizige Besitzerin nicht nach Strich und Faden bestohlen hätte. Ich verschlang Brot, Kartoffeln und Pudding, so oft ich es unbemerkt tun konnte. Arbeiten mußte ich für drei, und zwar als Mädchen für alles. Um vier Uhr früh mußte ich aufstehen, in eisiger Kälte draußen vor dem Haus die vielen Stufen scheuern und mit Sandstein überreiben, damit sie nach dem Trockenwerden blendend weiß waren. Danach putzte ich die vielen Messingklinken und Klopfer an den Türen; außerdem zweimal wöchentlich die vielen Fenster des Hauses. Dann mußte ich Kohlen schleppen, Geschirr spülen, Teppiche

klopfen und Schuhe reinigen. Es gab Arbeit über Arbeit, dabei viel Schelte.

Die alte, häßliche, spindeldürre Besitzerin behandelte mich mit verletzender Herablassung und Nichtachtung. Sie hielt es nicht einmal für notwendig, mir das Essen in die Hand zu reichen oder auf den Tisch zu stellen. Ich bekam Mittag für Mittag ein Stück Fleisch, nicht größer als ein Daumen, dazu eine einzige Kartoffel. Diese beiden Delikatessen legte die Alte auf einen Teller und stellte ihn vor mich auf den Fußboden. Ich kam mir vor wie ein Hund, dem das Futter vor die Hütte gesetzt wird. Ein Buch zu lesen oder ein paar Groschen zu sparen, war hier unmöglich.

Ich hielt es begreiflicherweise nicht lange aus, mußte aber noch in einer ganzen Reihe ähnlicher Boardinghäuser schuften und hungern, bis es mir endlich gelang, in dem Vorort Chelsea als Kitchenboy in einem Haushalt von zwei amerikanischen Schwestern Stellung zu erhalten. Hier wurde ich gut behandelt, bekam reichlich zu essen, und es blieben mir auch mehrere Stunden am Tage, über die ich frei verfügen konnte.

Ich kaufte mir englische Bücher, versuchte Zeitungen zu lesen und besuchte, so oft ich konnte, die zahlreichen, prachtvoll ausgestatteten öffentlichen Leseanstalten und Leihbibliotheken.

Die eine der beiden Amerikanerinnen erkannte, daß ich vorwärtsstrebte, Interesse für technische Dinge hatte und eifrig bemüht war, irgendwo unterzukommen, wo ich mich beruflich ausbilden konnte. Sie brachte mich mit dem Direktor eines Londoner Droschkenunternehmens zusammen, der mich als Wagenwäscher anstellte. Es handelte sich um eine Tätigkeit, die nur nachts ausgeübt werden konnte, und für die ich wöchentlich zwölf Mark erhielt. Das war für meine Verhältnisse und meine Ansprüche ein sehr hohes Einkommen.

Auf ein Inserat hin, in dem ein Zivilingenieur in der City einen Schüler für sein Bureau suchte, meldete ich mich und wurde auch angenommen. Von morgens neun Uhr bis nachmittags drei Uhr arbeitete ich mit ihm zusammen, mußte Pausen und kleinere Zeichnungen für Bahnbauten anfertigen, deren Ausführung der Ingenieur für Südamerika übernommen hatte.

In den Spätnachmittags- und Abendstunden besuchte ich das Polytechnikum in Chelsea, bei dessen Lehrern ich viel Verständnis für meine schwierige Lage fand. Besonders ein Lehrer, der Unterricht im Brückenbau erteilte, gab sich mit mir die allergrößte Mühe, als er sah, daß ich das Englische noch nicht genügend beherrschte, um dem Unterricht ungehemmt folgen zu können. Oft setzte er sich neben mich und übersetzte mir die technischen Ausdrücke. Ich war der einzige Deutsche unter den etwa dreißig Schülern.

Bald merkte ich, daß ich mit meinen zwölf Schillingen keine großen Sprünge machen konnte, denn ich mußte davon auch Bücher und Zeichenuntensilien anschaffen. Meine Eltern, die mir meine heimliche Wegreise nicht nachtrugen, taten, was sie konnten, schickten mir ein Reißzeug, Bücher und manch-

mal sogar ein paar Mark. Aber es gab doch Zeiten, in denen ich tagelang ohne Nahrung blieb, weil ich nicht einen Pfennnig Geld besaß. Einmal brach ich auf dem Heimweg vom Bureau auf der Straße zusammen, — ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen. Man trug mich in einen Hausflur. Unter den Menschen, die sich um mich bemühten, war ein Briefträger, der merkte, woran es mir fehlte. In seiner Familie fand ich freundliche Aufnahme, und von da an ging es erheblich besser.

Durch die beiden Amerikanerinnen lernte ich später einen englischen Geistlichen, Reverend Beardmoore, kennen, der eine Zeitlang in Dresden studiert hatte. Er wurde mir ein wahrer Freund. Ich verdanke diesem Manne ungeheuer viel, da er auf jede Weise mein Vorwärtskommen und mein Studium förderte. Er riet mir auch, einem englischen Schwimmklub beizutreten. Ich konnte nicht schwimmen, obwohl ich kaum ein paar Meter von der Elbe entfernt geboren bin und fast sechzehn Jahre lang immer in Dörfern an der Elbe lebte. Nun wollte ich das Versäumte nachholen, um mich nicht gar zu sehr zu blamieren. Ich ging täglich eine Stunde in die sogenannte Serpentine im Hyde-Park baden, und zwar bis in den späten Dezember hinein...

Durch den täglichen und fast ausschließlichen Umgang mit Engländern beherrschte ich nach einigen Monaten die Sprache so weit, daß ich ohne größere Schwierigkeiten dem Unterricht im Polytechnikum folgen konnte.

Nach Ablauf von nicht ganz zwei Jahren mußte ich wegen meiner Militärdienstpflicht nach Deutschland zurück. Ich erfüllte damit zugleich einen dringenden Wunsch der Eltern, die meine „Auslandsreise" nie ganz verschmerzen konnten. Durch meine Schwester hatte ich erfahren, daß die Mutter ohnmächtig auf der Straße zusammengebrochen war, als meine Nachricht eintraf, ich sei nach England gefahren.

Der Kampf um den Alkohol von Ossip Dymow

Vor zehn Jahren wurde die Konstitution der Vereinigten Staaten durch einen neuen Paragraphen bereichert: es wurde verboten, Alkohol herzustellen, zu importieren, zu genießen und zu verkaufen. Dieses Gesetz ist im öffentlichen Leben unter dem Namen „Prohibition" bekannt.

Der Alkohol wurde für außergesetzlich erklärt. De jure und nach dem Gesetz existiert er nicht mehr. Er ist der Feind des Staates und der Konstitution. Er wird gejagt, er wird verfolgt, er wird gefangen genommen. Er hat keine Aufenthaltsberechtigung, keinen Paß, kein Visum, kein Staatssiegel. Er versteckt sich unter der Oberfläche in den Höhlen, aber er denkt nicht, gar nicht daran, das „Haus der Väter" zu verlassen, denn die Väter und die Söhne dieses Landes waren noch gestern so mild und so gastfreundlich zu ihm gewesen. Er hofft noch immer, daß sich alles fügen wird; die bösen Tage werden enden, und das Mißverständnis wird sich aufklären. Mit Zähnen und Krallen kämpft er um sein Leben.

Amerika wurde „trocken" von außen und „naß" von innen; offiziell nüchtern und inoffiziell — besoffen. Ein riesiges Heer von Beamten, Agenten, Detektiven wachte darüber, daß das Konstitutionsgesetz ins Leben trete. Eine vielfach größere Armee von geheimen Branntweinbrennern, „Bootleggers", Kontrabandisten, Kommissionären, Händlern, sogar Dieben und Räubern ist jenseits dieses Gesetzes herangewachsen. Die ganze Masse des amerikanischen Volkes, die ganzen hundertfünf Millionen Menschen haben sich in zwei Lager geteilt, genau wie während des Sezessionskrieges der Norden gegen den Süden. Und die beiden Lager stellen ihre Vorposten auf, haben eigne Kriegsführer, eigne Soldaten, Stäbe, Strategie, Flotte, Helden und Märtyrer. Es wird Krieg geführt, ohne Pause, ohne Frieden, ein eigenartiger Bürgerkrieg, ein Bruderkampf eines und desselben Volkes.

Die Zeit hat sich geändert. Früher waren Anlaß zum Bürgerkrieg: Religion, Politik, Treue zu einer Dynastie; jetzt der Alkohol. Die Fragen des Geistes und des Herzens sind durch die Diktatur des Magens ersetzt. Jetzt kämpft der Bürger gegen den Staat nicht wegen der Frage, wie man denken und an was man glauben soll; er zieht sein Schwert um das, was er zu Mittag trinken soll und ob er überhaupt etwas trinken soll. Man kann sich mit den verschiedenen fraglichen Denkarten versöhnen; man kann sogar Galilei umstellen oder vor dem Scheiterhaufen der Inquisition das Gewissen verdrehen, aber es ist schwer, eine Nation zu zwingen, ihren Magen zu verändern und sich auf einen fremden Appetit umzustellen. „Der Mensch ist, was er ißt"; aber noch mehr: „Der Mensch ist, was er trinkt."

In Amerika ist ein neuer Faktor der Industrie und des Handels entstanden, der alles befestigt und sich ständig entwickelt: illegaler Alkoholhandel. Er ist heutzutage ein Gegenstand des Umsatzes — wie Petroleum, Baumwolle oder Stahl geworden. Für Amerika ist es keine Neuigkeit, mit einer von der Regierung verbotenen Ware zu handeln. Morphium, Haschisch, Kokain, Nikotin — alle diese Gifte sind längst im Privathandel verboten. Jedermann weiß, daß dieses alles in Amerika verkauft wird, und daß man damit gewaltig viel Geld verdient. Die bunte Bevölkerung Amerikas, besonders in den Großstädten, fördert allerhand illegale Berufe. Ist es schon lange her, seit Amerika ein Paradies und ein Asyl für alle Stiefsöhne der andern Kontinente gewesen ist? Die strengen Kampfmittel gegen die Gesetzesübertreter, der Krieg, dann die Visa, haben die Atmosphäre gereinigt. Es wird heute wenig von Kokain und Haschisch gesprochen. Heutzutage scheinen sie weiße unschuldige Pülverchen zu sein, eine Prise Sand im Verhältnis zu dem Gewicht von vielen Millionen Flaschen aller Art und Form, die aus allen Lücken und über alle Grenzen über Land und Meer und sogar durch die Luft hereinkriechen.

In keinem andern Land berührt die Politik so nah das Alltagsleben wie in Amerika. Hier ist die Politik und das Politisieren vom Leben geboren worden, und sie gebären das Leben. Irgendwelche unschuldige Bürgermeisterwahlen ver-

ändern schon das Antlitz und den Charakter einer Stadt. Irgendeine kleine Änderung des Gesetzes ist imstande, den Einen zu ruinieren und den Andern reich zu machen. Alles wird sofort zu Geld, Geschäft, „business" umgewertet. Eine neue Eisenbahnlinie, ein neuer Tarif, eine neue Kundgebung der Zirkulars, ein Verbot oder eine Genehmigung — alles das ist „business", ein neues Bett für den Strom der Millionen, für neue Menschen, neue geizige, zupackende Hände.

Das Prohibitionsgesetz hat wie eine kolossale Maschine das geschäftliche Leben Amerikas umgemischt und in Unruhe versetzt. Dieses Gesetz ist „business" geworden, eine grandiose, unerschöpfliche Geldquelle, die wie ein Geiser jetzt schon nicht Millionen, sondern Milliarden Dollars speit.

In der Umgebung und in den Vorstädten von New York sind alle Keller der kleinen, gemütlichen Häuschen mit Weinflaschen gefüllt, für jeden Geschmack und in jeder Menge zu haben. Die friedfertigen und ganz zuverlässigen Einwohner fabrizieren Wein für sich selbst, für ihre Familie, für die Freunde und Gäste und um ihn en gros, oder wie es sich halt trifft, zu verkaufen — — —

Eine Apotheke zu besitzen, ist ein einträglicher Beruf geworden. Alle Apotheker haben Autos und sind beneidenswerte Heiratskandidaten für die Mädchen und sehr erwünschte Freunde für die Männer geworden. In der Apotheke, wenn Sie es wissen wollen, ist es erlaubt, für Kranke gegen ärztliches Rezept Kognak zu bekommen. Und auf einmal schien eine Epidemie in der großen transozeanischen Republik ausgebrochen zu sein. Alle sind krank geworden! Alle brauchten Kognak, um sich zu kräftigen. Die Ärzte sind gut und schreiben die Rezepte, und die Apotheker, die den Kognak als Arznei auf Lager haben, fordern auch „Apothekerpreise", indem sie Alkohol nach Teelöffeldosen verkaufen.

Irgendwo am Strande eines modernen Kurortes in Breadly Beach oder Sea Gate wird man Ihnen ein wundervolles Haus mit Säulen, Verzierungen und Garagen zeigen und achtungsvoll sagen: „Das ist das Haus des bekannten Bootleggers so und so." Und zu diesem Haus kommt da schon in einem teuern Auto mit Frau und Kindern der Herr Bootlegger selbst angefahren. Ein respektierter Mann, eine ehrbare Familie, die einen guten Beruf ausübt, von dem man sprechen kann, ohne sich zu genieren.

Der Bootlegger wird in der amerikanischen Gesellschaft gar nicht für einen Verbrecher oder dergleichen gehalten. Er ist ein unvermeidliches Mitglied dieser Gesellschaft, ein erwünschter Gast. Er tritt ein, ohne angeklopft zu haben, und wenn er erscheint, strahlt auf allen Gesichtern ein Lächeln.

„Entschuldigen Sie", sagt die Hausfrau, ein höchst wichtiges Gespräch unterbrechend, „mein Bootlegger ist gekommen." Mein Bootlegger, mein Schneider, mein Advokat. Eine Amerikanerin, die auf sich hält, muß „ihren Bootlegger" haben. Das hat Stil, das klingt chic. Der Bootlegger hat seine Klientel. Er ist schwierig. Er würde nicht jedermann empfangen. Man muß eine gute Empfehlung haben, um bei einem

Bootlegger à la mode einzudringen. Man muß die Beziehung zu ihm kultivieren. Die Schauspieler und natürlich die Schauspielerinnen schenken ihm ihre Photos mit rührenden Widmungen. „Wie habe ich gestern gespielt? Wie habe ich gesungen, mein lieber Bootlegger? Saßen Sie bequem in der Loge?"

Dieser elegante Bootlegger mit seinem charmanten Lächeln und Witzen ist Agent einer geheimen Organisation, oft eines mächtigen Trustes, der kolossale Mittel und Beziehungen besitzt und im Kontakt mit Herrschaften dies- und jenseits der Grenze steht. Der Trust oder die Gesellschaften haben ihre eignen Territorien und „Kompetenzen". Manchmal bricht ein Krieg aus um die Eroberung des Marktes.

Das alles ist nicht eine dramatische Phantasie („Broadway"), sondern eine Tatsache aus der alltäglichen Wirklichkeit. Provokation und Verrat, Heroismus und Verräterei, Märtyrertum und Heldentat, Rache und Mut — alles vermischt sich und liegt auf einem Haufen.

Sehr oft tauchen in den Zeitungen solche Nachrichten auf: „Ein Prokurator ermordet"; „der unter dem Pöbel sehr gut bekannte Jack the Bloody oder Mike the Angel ist mit einer Kugel im Herzen aufgefunden worden", „ein Polizist erwürgt vorgefunden", „ein Agent ist mit einem Dolch verwundet worden" etcetera. Von zehn Mordanschlägen sind neun durch Alkoholhandel veranlaßt. Die Stadt Chicago ist in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden. Viel größer als New York, liefert es mit seinen Schlupfwinkeln und Gassen, mit seinen halbdunklen Vorstädten eine ausgezeichnete Unterkunft für allerhand verdächtige Elemente. Von hier ist es nicht weit zur Grenze von den englischen Kolonien, von Kanada, über die der Alkohol eingeschmuggelt wird. Hier im Lande der großen Seen schwebt noch der Geist der alten rothäutigen Einwohner; es leben noch in der Erinnerung die Räubereien und Überfälle des großen Indianerführers „Chicago", nach dessen Namen die Stadt benannt ist. Die Erzählungen von Fennimore Cooper und andern sind nicht vergessen; sie sind in neuen Formen unter dem neuen alkoholfreien Himmel erwacht. Die junge Millionenstadt, welche in einigen zehn Jahren unnatürlich aufgeblüht ist, ist noch immer mit Disteln, Brennesseln und giftigem Menschenunkraut bepflanzt. Hier lauern die Banditen einem Prokurator auf und erschießen ihn. Nicht nur mit dem Revolver, auch mit Maschinengewehren wird geschossen. Ihren Führer, der mit Polizeiagenten in Kampf geraten ist, begraben die Kontrabandisten mit ihm in einem und demselben Sarg. Fünfzehn Autos folgen dieser kaiserlichen Bahre, die mit riesigen Blumensträußen bedeckt ist. Ja, es ist so, denn es ist ja das Haupt einer großen Firma gestorben, der Direktor eines kolossalen Industrieunternehmens, das tausend Leute und deren Familien ernährt hat. Und es ist nicht nur ein Zeichen des Bedauerns, sondern auch eine laute arrogante Demonstration. Das ist der Pöbel Amerikas, der dem Pöbel seine Kraft und seine Macht zeigt.

Der Pöbel, der sozusagen von der Rückschlagskraft des Gesetzes ernährt wird, dringt jetzt nicht nur als ein starkes Element in Industrie, Handel und Sport ein, sondern auch in das Herz der Politik.

Besonders gut war dies während der letzten Präsidentschaftswahlen zu sehn. Es kämpften zwei Kandidaten: Al Smith, der Demokrat und Anhänger des Alkohols, und Hoover, Republikaner und Feind des Weines. Wie bekannt, hat Hoover mit großer Majorität gesiegt. Man darf aber nicht folgern, daß die Bevölkerung Amerikas deshalb „trocken" und Feindin des Weines und sogar des leichten Bieres sei.

Man kann mit Sicherheit behaupten, daß für Hoover Frauen, Farmer, Geistliche und ... alle Bootleggers ihre Stimme abgegeben haben. Die ganze riesige und disziplinierte Organisation, diese trustartige Masse, die an die Wahlurne getreten ist, hat die Stimme für ihren Todfeind abgegeben. Aber dieser Feind ist die Quelle ihres Glücks. Al Smith, der den Alkoholverkauf mehr oder weniger zu legitimieren gedroht hat, hätte ihren Handel, ihr Leben und „Business" untergraben können. Aber was Hoover betrifft, kann man ruhig sein. Der wird das Gesetz schon im Zaum halten! Hinter seinem Rücken wird man wie früher ruhig oder halbruhig leben können. Deshalb — hoch Hoover! Hoch das harte, strenge Prohibitionsgesetz!

Ein bekannter Röntgenologe, der in einem berühmten Hospital in New York arbeitet, sagte mir, daß sein Krankenhaus leer geworden ist. Dort sind Krankheiten, deren Ursache Alkohol war, verschwunden. Aber dafür vergiftet man sich, erblindet und stirbt in den Fabrikvierteln, in den Emigrantenghettos, in abgelegenen Gegenden der Stadt, durch Denaturate, durch allerhand tierische Surrogate. Und in dem ganzen Land ergießt sich Spott und Nichtachtung auf das Gesetz, das schon seit zehn Jahren machtlos oder halbmachtlos ist und von der Mehrzahl im besten Fall als Erpresser hingenommen wird. Die junge Generation wächst in der Nichtachtung des „lächerlichen" Gesetzes heran. Der Regierung strömt ein riesiges Einkommen aus Milliarden Strafgeldern zu. Diejenigen, die nicht gefaßt werden, bereichern sich an Mitbürgern, entreißen ihnen Kontributionen wie die Eroberer dem besiegten Land.

Heuchelei und Lüge werden stärker. Loyalität von außen und Verrat und Arglist im Innern. Aus Aufschneiderei und Protest trinken auch Frauen und Mädchen. Die Gäste kommen zu Besuch und ins Restaurant mit der Flasche in der Seitentasche oder in einem eleganten Damentäschchen. Man gießt sich ins Glas, trinkt mit dem Löffel. Ich beobachtete eine solche Szene in einem teuern Restaurant. Es kamen zwei Damen und ein Herr. Die beiden Damen entnahmen ihrem Täschchen kleine Flacons, gossen sich ein und boten dem Herrn an. Dieser lehnte ab. Da hörte ich: „Warum wollen Sie nicht? Die Männer trinken heutzutage auch."

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Auf dem Nachttisch: Bücher — eine kippelnde Säule; auf dem Bett: Bücher; auf dem Rasiertisch: Bücher; hätte ich ein Töpfchen, so läge Eduard Engel darin — aber ich bin ein feiner Mann und habe kein Töpfchen und keinen Engel. Wer verlegt das nur alles? Wer druckt das? Wer kauft das? Wer liest das —? Warum wird grade dies verlegt und nicht irgend etwas andres? Wonach geht es, o unbegreifliche Lektoren! Da beklagen sie sich, daß die Buchgeschäfte nicht fest sind — verlegen aber pfundweise Bücher, die nicht gehen und nicht gehen können, weil sie mittelmäßig sind: Nichterfolge darf nur ein Genie haben, Talente haben Erfolg zu haben. Heute ist es noch früh, halb zehn Uhr, drei Premieren steigen ohne mich, Lieschen wartet an der Porte Majeure, das ist force Maillot, und der General Pinenlair, dem ich immer für schweres Geld die Grundrisse unserer Panzerkreuzer übergebe, beklopft in seinem Ministerium den Diplomatenschreibtisch mit nervösen Fingern. Alles in Ordnung — lasset uns lesen.

„Redner der Revolution", eine Serie kleiner Bändchen (im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin). Robespierre und Saint-Just und Wilhelm Liebknecht und Karl Liebknecht und Bebel und Saint-Just und Thomas Münzer — jedes Mal ein kleines Bändchen mit ausgewählten Reden. Sehr lehrreich, sehr merkwürdig. Denn abgesehen von dem großen historischen Nutzen, den solche Rückblicke haben, zeigt es sich auch hier, daß eine Rede keine Schreibe ist. Wieviel ist verflogen! Wie muß man rekonstruieren, um zu begreifen, was die Zeitgenossen an diesen fast harmlos scheinenden Berichten so maßlos aufgeregt hat! Und hat man rekonstruiert, dann erkennt man — ist aber nicht erregt. Dies beiseite, darf gesagt werden, daß es fast unerläßlich erscheint, diese Serie sorgfältig zu lesen — die Wiederkehr des ewig Gleichen in wechselnder Terminologie: die reine Leidenschaft Karl Liebknechts und die getrübte Leidenschaft Dantons; das Bürgerpathos und der erwachende vierte Stand — das ist deshalb nützlich zu wissen, um unsere Leute besser zu verstehen. Mit dem, was geschehen ist, kann man nichts beweisen; mit dem, was geschehen ist, kann man sich vieles klar machen. Und das, was banal erscheint, war es nicht immer; wo jetzt Gemeinplätze sind, haben früher einmal Schlösser und Zwingburgen gestanden, und heute fluten die Menschen darüber hinweg und glauben, es sei immer so gewesen, und haben alles vergessen ... und bauen darauf manch neues Bollwerk.

Zum Beispiel Banken. Und wenn die groß geworden sind, so groß, daß sie ein Land überschatten, dann heißt das Land Amerika, und nun wollen wir einmal ein Amerika-Buch begucken, das eigentlich gar keines ist und doch eines ist. Es ist von jenem großen Prosaiker Franz Kafka, auf den immer wieder hinzuweisen das schönste Verdienst Max Brods ist — das Buch heißt „Amerika" (und ist bei Kurt Wolff in München erschienen). Das Werk stammt aus der Zeit vor dem Kriege, Brod sagt in seinem Nachwort, daß es schon viele zarte Lichter des Chaplinschen Humors enthält. Es ist etwas ganz und gar Wunderbares, an innerer Musik und dem Pianissimo der Töne nur noch mit Hamsun zu vergleichen.

Ich habe mich mit dem „Schloß" Kafkas nicht im gleichen Maße befreunden können — es ist das ein Buch, in dem eine „Deutung" der Vorgänge fast unumgänglich nötig erscheint, und weder hat mir die Deutung noch die Handlung gefallen. Hier in „Amerika" aber ist jeder Vorgang Selbstzweck, dichterische Frucht und Blüte schmerzlicher Erkenntnis. Es läuft da ein Band vom Dostojewskischen Idioten über Schwejk zu der Hauptfigur des kleinen Karl — sie wehren sich gegen das Leben nicht, aber sie sind so allein und

siegen noch in den Niederlagen. Was immer wieder an Kafkas Werk zur größten Bewunderung zwingt, ist die Unwiderruflichkeit der Szenen und ihre traumhafte Eindringlichkeit... Da nimmt der Nicht-Held eine Stellung in einem Hotel an, wo man ihn in eine Liftjungenuniform preßt. „Beim Hotelschneider wurde ihm die Liftjungenuniform anprobiert, die äußerlich sehr prächtig mit Goldknöpfen und Goldschnüren ausgestattet war, bei deren Anziehen es Karl aber doch ein wenig schauderte, denn besonders unter den Achseln war das Röckchen kalt, hart und dabei unaustrockenbar naß von dem Schweiß der Liftjungen, die es vor ihm getragen hatten." Dieser unerschütterliche Glaube an die Wahrheit des Geschilderten läßt nie fragen: „Woher wissen Sie das, Kafka?" — die Frage will nicht über die Lippen — es ist wie in der „Schönsten Geschichte der Welt" bei Kipling, wo der Banklehrling eben im Innern fest und sicher weiß, wie die Galeerensklaven einmal gelebt haben ... er ist vielleicht in einem früheren Leben einer gewesen.

Es wimmelt von Formulierungen, die unvergeßlich sind. Von der Justiz: „Die ganze Geschichte konnte er hier nicht erzählen, und wenn es auch möglich gewesen wäre, so schien es doch aussichtslos, ein drohendes Unrecht durch Erzählung eines erlittenen Unrechts abzuwehren." Oder: „Und ohne Rock bist du entlassen worden?" fragte der Polizeimann. „Nun ja", sagte Karl; also auch im Amerika gehörte es zur Art der Behörden, das, was sie sahen, noch eigens zu fragen." So tausendmal.

Am schönsten an diesem großen Werk ist die tiefe Melancholie, die es durchzieht: hier ist der ganz seltene Fall, daß einer „das Leben nicht versteht" und recht hat. Niemals ist das, was da geschieht, ganz auszudeuten; schicksalhaft, wie im Traum, fallen die Bestimmungen, die Gesetze, die Gebräuche auf den Leidenden herunter, der auch nicht fragt; das machen die andern eben so — er also auch. Nie läßt sich der ganze Apparat völlig übersehen; in allen Büchern Kafkas gibt es solch einen ungeheuern, umständlichen, endlosen Apparat, der keine Allegorie ist, sondern Niederschlag des Lebens in einem sieghaft Wehrlosen. Daß Karl jemals den Hoteldirektor selbst erblicken könnte, ist unausdenkbar; es langt allenfalls bis zum Oberkellner, und das ist nun keineswegs komisch gedeutet, sondern tragisch: er weiß nicht... Die leise, bescheidene Art, mit der er die Gesten der ernsten und werktätigen Menschen nachahmt, ohne eigentlich ihren Inhalt zu verstehen oder etwa zu bejahen, erinnert sehr stark an Chaplin; doch ist bei dem eine Ironie dabei, die hier fast ganz fehlt, und beide beschämen die Nachgeahmten. „Amerika" ist eines der schönsten Bücher, die die deutsche Prosa aufzuweisen hat; ich bin mit Max Brod der festen Meinung, daß die Zeit dieses wahren Klassikers der deutschen Prosa noch einmal kommen wird.

Sie meinen, das Buch sei schon vor langer Zeit erschienen? Ich meine, daß es eine Albernheit ist, nur „Neuerscheinungen" zu kaufen — als ob man der Literatur mit der Fixigkeit nahe käme! Wir wollen nicht das Neuste lesen — wir wollen das Beste, das Bunteste, das Amüsanteste lesen. Ja, also Amerika.

Das richtige Amerika sieht nun anders aus, als es bei Kafka visionär erscheint. Wie es aussieht, sagt uns Edgar Ansel Mowrer in seinem „Amerika, Vorbild und Warnung" (bei Ernst Rowohlt zu Berlin erschienen). Das Positive darin erscheint mir nicht so stark wie das andere — Mowrer ist eine helle Intelligenz, die sehr scharf brennt, nicht immer sehr weit leuchtet. Er ist ein europäisierter Amerikaner von höchster Kultur, ein Mann von einer selten umfassenden Bildung — und am besten ist er da, wo er Europa und Amerika vergleicht und Amerika schonungslos schildert. Da ist dieser Hohn, wie er nur unter Verwandten üblich ist — die Ironie der

genauen Kenntnis, das Urteil von innen her. Der berliner Amerika-Taumel hat sich ja zum Glück etwas gelegt, und was in diesem Buch Europen an Provinzialismus vorgeworfen wird, sollten sich unsere Staatsmänner hinter die Ohren schreiben — wenn sie bis dahin nicht alle vor Wichtigkeit geplatzt sind. Die Beschreibungen amerikanischen Lebens sind allerersten Ranges — was fehlt, ist eine Synthese, aber dafür ist es sicherlich viel zu früh. Nicht bei Mowrer fehlt sie — das Land hat sie nicht. Ein Buch, aus dem man viel lernen kann.

Ob die Amerikaner mit ihm einverstanden sind, soll uns nicht kümmern — wir haben sowieso viel zu wenig europäisches Selbstbewußtsein, und ich habe noch nie gehört, daß einer einem Amerikaner einmal freundlich und bestimmt sagt: „Das mag sein, daß dies oder jenes bei Ihnen drüben so ist, wie Sie es sagen. Bei uns ist das eben anders." Dazu gehörte Charakter — denn der Amerikaner will gelobt sein und steinigt seine Tadler. Wir nicht —?

In Deutschland hat sich seit dem wirtschaftlichen Scheinaufschwung ein Optimismus breit gemacht, der an die lärmendsten Ereignisse der Vorkriegszeit erinnert. Es ist schauerlich. Da kommt ein Buch über „Deutschland heute" von Alfons Goldschmidt grade zur rechten Zeit (bei Ernst Rowohlt, Berlin). Es ist das Beste, was über Deutschland seit langen Jahren erschienen ist.

Das Kapitel über Berlin sollte man vielen Journalisten täglich zum Abschreiben geben — denn so ist diese Stadt, Berlin im Schatten, Berlin im Modder, Berlin in Deutschland. Endlich, endlich sagt einmal einer, was wirklich ist: wie diese grauenerregende „Tüchtigkeit", auf die die Leute so stolz sind, peinlich ist und zum großen Teil unproduktiv — wie belastet die falsch hergerichtete Wirtschaft ist, und zwar nicht nur mit Steuern oder dem Dawesplan, wie sie immer klagen — sondern mit sich selbst; wie viel „getätigt" und wie wenig geschafft wird, und was die Seele dieser Stadt angeht, so hat sie wohl schon lange keiner so eingefangen, wie es hier geschieht. „Berlin ist nicht kühn — es ist eine kommandierte Stadt." „Das laßt ihr euch gefallen, scharwenzelt, Großstädter, um den Portier, schreit nicht, fordert nicht. Hinter der zweiten Tür sitzt ein Herzkrampf, ein Trottel, den ihr größenwahnsinnig macht, weil ihr nicht fordert. Noch der Geschäftsführer eines Manschkinos, der gar keine Geschäfte führt, sondern ein armer Junge ist, ängstlich in der Tür steht, ob auch fünf Sesselsitzer kommen, ist Herr über euch. Aber er hat ein Direktionszimmer, er ist also Massenbeherrscher. So sieht der berliner Stolz aus. Das ist keine Disziplin mehr, kein Jachtern ums Brot, das ist Massenschwäche, Wollust des Gelenktseins, Brummeln; Würde ist das nicht." Auch hat Goldschmidt das Unfrohe so gut getroffen, das Glücklose dieser Stadt, die eine Lokomobile ist, die Holz sägt; mit diesem Holz wird sie geheizt. Wunderschön die Schilderungen der deutschen Provinzen, die sich, soweit sie nicht Berlin faul nachahmen, mit Recht verbitten, als „Provinz" angelacht zu werden — wenn sie allerdings so fortfahren, werden sie aufhören, Landschaft zu sein und beginnen, Klein-Berlinchen zu spielen. Und Berlin spielt Klein-New York, und wenn auf dem Kurfürstendamm zwei Amerikaner ihren Koffer abgestellt haben, dann platzt die Stadt vor Stolz. Goldschmidt haßt aus Liebe — das ist der fruchtbarste Haß. Und wenn er sichs nicht manchmal etwas schwer machte mit seinem quellenden, quillenden, fast überreichlich strudelnden Stil, dann wärs noch besser. Ich kann mich nicht besinnen, in den großen Blättern auch nur den Versuch einer Widerlegung seiner Meinungen gefunden zu haben — die kleinen begnügen sich damit, höchst kindlich anzugeben, der Mann litte wohl an Magenverstimmung. Sie wollen in ihrem Juchhe-Optimismus nicht gestört werden. Das Buch ist eine mutige Tat — und wenn die Be-

troffenen maulen ... schließlich hörts ja keiner gern, daß er krank ist, wofür jedoch der Arzt nichts kann. Goldschmidts „Deutschland heute" sagt das zu Ende, was hier oft angedeutet worden ist — es ist in ganzen Kapiteln etwas durchaus Vollkommenes.

Nun wollen wir die Flinte wieder aus dem Korn holen — es gibt auch noch Deutsche guter Prägung, sie heißen ja nicht alle Franz Seldte oder Aros Hugenberg — manche heißen auch Anna Siemsen. Die legt ein kleines Buch vor: „Daheim in Europa" (in der Urania-Verlags-Gesellschaft zu Jena erschienen), ein hübsches Reisebuch. So wohltuend wie ihr Bild dem Titel gegenüber ist der Text: eine gebildete, gütige Frau geht durch Europa, wo sie wirklich zu Hause ist, soweit einer da zu Hause sein kann, wo er nicht geboren ist — und das Allerschönste daran: wie die albernen Grenzen fortfallen. Es gibt voneinander sehr verschiedene Gebiete — aber heute noch an Souveränitätsstaaten zu glauben, dazu muß man wohl Minister sein. Das Buch sollte in keiner Arbeiterbibliothek fehlen — schon wegen der Illustrationen, die wunderhübsch präsentiert werden. Es sind Photos mit guten Unterschriften, die das Bild nicht nur benennen, sondern die es erklären. Es ist für uns nicht neu, aber immer wieder fesselnd, zu sehen, wie fremde Länder einen ganz andern Schein bekommen, wenn man sie marxistisch sieht. Das vertragen sie alle nicht sehr gut ... Manches ist ein ganz klein wenig von außen gesehen, ich empfinde Frankreich etwas anders, aber jeder hat schließlich seine Augen. Was uns immer wieder fehlt, ist der Domela, der sich in fremde Kasten begibt und einen guten Bericht nach Hause bringt. Sehen genügt nicht — man muß eine Weile unter Fremden und mit ihnen leben. Ich weiß aber Anna Siemsen und ihrem Buch kein größeres Kompliment zu machen als das fast Unmögliche von ihr zu fordern. Ja, wenn sie alle so wären wie diese seltene Frau —!

Sind sie aber nicht. Was zum Beispiel die Leiter der Fürsorgeanstalten angeht, so gibt es dort neben Menschen unserer Zeit und Männern mit Herz und Verständnis für die Jugend immer noch alte und junge Majore, die: „Mal ordentlich die Hacken zusammenreißen!" durch den Saal brüllend sich nachher wundern, wenn der Junge vor die Hunde geht. Über diese Fürsorgeanstalten, die ebenso wie die Gefängnisse und Zuchthäuser einer regelmäßigen öffentlichen Kontrolle bedürfen, weil die der Vorgesetzten nie genügt, handelt „Jungen in Not", Berichte von Fürsorgezöglingen, herausgegeben von Peter Martin Lampel (erschienen bei J. M. Spaeth zu Berlin). Das ist nun leider danebengegangen.

Die Berichte, die zum Teil erschütternd und fast immer sehr aufschlußreich sind, diese Berichte ohne Kommentar und Prüfung zu geben, genügt nicht. Das ist allenfalls ein Stück aus der Wirklichkeit, eine einseitige Reportage — aber nun hätte sich der Herausgeber, der doch unter den Jungen gelebt hat, dahinter setzen müssen, um uns zu sagen, was denn an diesen Beschwerden, diesen Klagen, diesen manchmal aufwühlenden Schreien wahr ist. Werden die Jungen geschlagen? Sicherlich. Von wem? Namen nennen! „Herr Lehrer C. . . ." das ist überhaupt nichts. Welche Anstalten sind besonders schlimm? welcher besser? welche gut? Kein Wort. Das Buch ist ein sehr fesselnder erster Teil eines Werkes, das uns fehlt. Als Material brauchbar. Der Text ist mit Bildern des Herausgebers geziert. Was, so sei zu fragen erlaubt, sagte wohl der Betrachter, wenn er ein soziales Werk über die Heimarbeiterinnen vorgelegt bekäme, das mit Bildern von Wennerberg versehen wäre? Damen mit prallen Busen? und gelenkigen Hüften? und blitzenden Schelmenäuglein ? Er sagte, daß dem Herrn Zeichner seine Ver-

liebtheit wohl zu gönnen, daß sie aber nicht ganz am Platze sei. Lackierte Not? Man mag das nicht.

Ein Uhr zehn. Die Premieren sind vorbei, und es sind gar keine Premieren gewesen, sondern „des générales", Generalproben; die pariser Kritiker haben ihre Inserate, padong, Kritiken geschrieben; Lieschen ist längst fluchend nach Hause gemacht und hat sich unterwegs, Rache und Spaßes halber, einen Italiener aufgelesen, dessen Haare wie seine Stiefel glänzen, und nun redet er ihr wohl ein Kind in den Bauch; der General hat sich zu Bett begeben und ist um den Panzerkreuzerplan gekommen, unsern täglichen Landesverrat gib uns heute — nun bin ich müde. Sherlock Holmes liegt noch da (bei Hugo Wille in Berlin erschienen) — der gute, alte Holmes! Seit der flinkere Wallace ihn verdrängt hat, führt er nur noch ein gar bescheidenes Leben — und ist doch so nett! Bei Wallace ist das Verbrechen nur ein Präludium, dann gehts erst richtig los, Falltüren klappen, Dynamitpatronen entzünden sich in dicken Zigarren, Autos fliegen in die Luft und entfalten große Tragflächen besserer Flugzeuge — bei Holmes ist ein Verbrechen begangen, und er klärt es auf und uns mit. Eine trauliche Spannung; man möchte den guten, alten Holmes streicheln — ah, geh doch weg! Was will das gelbe Buch hier? Es ist „List und Leidenschaft" von Beradt (bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen). Da lerne ich vom Wegsehen, daß die Franzosen nach Tisch ihren Kaffee mit Milch trinken, und das Buch ist nix listig, sondern traurig, und was die Leidenschaft angeht, so bringe ich nicht so viel davon auf, um mich durch diesen Wergballen auf Stelzen hindurchzuwürgen halt die Hand vor wenn du gähnst und so kehren wir denn zu Holmessen zurück, dem guten. Ja, ich mach das Licht gleich aus, bloß noch den Schluß von der Geschichte.

„Watson, rufe Scotland Yard an! Wir werden dort nicht ganz unerwartet kommen". Er ergriff den Telephonhörer, mußte aber zu seiner Überraschung feststellen — —"

Bayrische Eigenart, Abt. Th.

Abt. Th.

München, den 13. Februar 1929.

Betreff:

Auftreten der Tänzerin Josefine Baker im Deutschen Theater in München.

Verfügung.

Die Polizeidirektion München erläßt auf Grund Art. 32, Abs. I Ziffer 2 und 3 des Polizeistrafgesetzbuches mit § 15 der Zuständigkeitsverordnung vom 4. Januar 1872 folgende Verfügung:

1. dem Direktor Hans Gruß als Inhaber des Deutschen Theaters in München, Schwanthalerstraße 13, wird zur Auflage gemacht, die Tänzerin Josefine Baker nicht auftreten zu lassen.
2. Gebühren für diese Verfügung bleiben außer Ansatz.

Gründe:

Im Varieté Deutsches Theater in München, Schwanthalerstraße 13, soll ab 16. lfd. Mts. die Tänzerin Josefine Baker in fünf Gastspielen auftreten. Josefine Baker gilt zufolge ihres bisherigen Auftretens als Vertreterin des obszönen Negertanzes. Durch Pressemeldungen wird diese Auffassung bestätigt. Nach einem Artikel im Morgenblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 2. März 1928 ist Baker in Wien nackt, nur von einem Gehänge aus künstlichen Bananen

umgürtet, aufgetreten; der betreffende Berichterstatter sagt u. a.: „Sie tobt sich naiv in einem Taumel von Sinnlichkeit aus, aber in dieses Blut ist pariser Kultur gegossen, Verfeinerungen, Raffinements, Laszivität."

Ein derartiges Auftreten in einem der Allgemeinheit zugänglichem Raum, wie ihn das Deutsche Theater darstellt, ist geeignet, den öffentlichen Anstand und damit die öffentliche Ordnung zu verletzen. In Anwendung des Art. 32 Abs. I Ziffer 2 und 3 P. Str. G. B. in Verbindung mit Ziffer 3 und 4 der Ortspol. Erlaubnis für das Deutsche Theater vom 31. Dezember 1928 mußte daher dem Inhaber des Deutschen Theaters, Direktor Gruß, zur Verhinderung des Auftretens der Josefine Baker eine entsprechende Auflage gemacht werden.

Für die im öffentlichen Interesse getroffene Verfügung war eine Gebühr nach Art. 3 Ziff. 1 des Kostengesetzes nicht zu erheben.

Polizeidirektion
gez. *Mantel.*

Bürger und Edelmann von Harry Kahn

Mit der Freilegung des Individuums durch die Renaissance werden die Bindungen, in denen es bisher schicksalhaft eingespannt war, fragwürdig. Kaste, Stand, Zunft, bisher unsichtbar, unfühlbar den Menschen umschließend, ihn engend aber auch hegend, klammernd aber auch stützend, werden zu greifbaren, spürbaren Mauern, Zielen für Angriff und Ausbruch. Dialektik und Konflikt der Klassen, stets vorhanden, aber bis dahin nur kollektiv empfunden und verfochten, werden vom Individuum aufgenommen und in ihm ausgetragen. Ihre Verlagerung von der soziologischen auf die psychologische Ebene aber macht sie zum Gegenstand der Dichtung. Denn spielte sich bis dahin alles menschliche Schicksal innerhalb des durch den Zufall der Geburt bestimmten gesellschaftlichen Rahmens ab, so wird jetzt das Heraustreten aus diesem Rahmen selbst zum Schicksal. Das Pathos der Deklassierung — in welchem Sinn immer: sei es als Fallen aus dem angeborenen Stand, sei es als Streben nach einem nichtangeborenen — beginnt Substrat großartiger und in ihrem Effekt weit über die Grundkonzeption hinausgreifender Menschengestaltung zu werden, der die gleichlaufende soziale und ökonomische Umschichtung Figur und Farbe liefert. Die Entwicklung der Waffentechnik, das Aufkommen einer starken zentralistischen Königsgewalt zersetzen den Kleinadel, erst wirtschaftlich, dann gesellschaftlich und seelisch, drücken ihn auf, ja unter die Lebensbedingungen von Bürger- und Bauerntum hinab. Der Kontrast zwischen veränderten wirtschaftlichen Voraussetzungen und aufrechterhaltenen gesellschaftlichen Ansprüchen macht den „Ritter" zur „traurigen Gestalt". Don Quijote de la Mancha und Sir John Falstaff, der dünne und der dicke, der verhungerte und der versoffene Edelmann, die beiden Deklassierten par excellence, werden die Monumentaltypen tragikomischen Menschentums. Ein halbes Jahrhundert darauf aber sind die Klassenabgrenzungen schon so labil geworden, daß Molière Cervantes und Shakespeare durch die beiden Gegentypen

Dandin und Jourdain ergänzen kann, Bauer und Bürger „von der traurigen Gestalt", deren Tragikomik ebenfalls aus der Diskrepanz zwischen ihren wirtschaftlichen Voraussetzungen und ihren gesellschaftlichen Ansprüchen, sozusagen aus der Deklassierung nach oben, erwächst.

Kein schlechter Gedanke, in diesen Tagen wildesten Klassenum- und auftriebs die klassischen Figuren des an Tisch und Bett des Bürgers schmarotzenden, heruntergekommenen Edelmanns und des nach Lebens- und Liebesformen schielenden emporgekommenen Bürgers wieder einmal vorzuführen. Ein um so besserer, als der zeitgenössischen Dramatik noch immer — trotz des ausgezeichneten Anlaufs durch Carl Sternheim — keine umfassende und gültige Formung der entsprechenden modernen Typenwelt gelingen will. Wenn die Zeit selbst sich keine Spiegel schafft, so mag man ihr alte vorhalten, deren Glas aus so glänzendem Material und deren Schliff von so handwerkskundigen Meistern hergestellt ist, daß sich in ihnen heute noch die Lächerlichkeiten und Gebrechen einer gar nicht so heftig fortgeschrittenen Menschheit erkennen lassen. Griff und Fassung zu erneuern ist dazu nicht unbedingt nötig; ein bißchen Polieren genügt da meist schon. Nicht jeder literarische Handwerker unsrer Zeit verfügt über genug Takt und Witz, um das kostbare Original so zu behandeln, daß es keine seine Kraft und seinen Glanz gefährdenden Kratzer und Sprünge abkriegt.

Wenn auch nicht alle gleich solch unbegreifliche Pfuscherarbeit liefern wie Hasenclever und Toller. Recht übel haben sie dem Molière mitgespielt. Nicht einmal seine Überschrift haben sie ihm gelassen. Sein „Bourgeois-Gentilhomme" heißt bei ihnen „Bourgeois bleibt Bourgeois", und zum Beweis dieser Titelthese haben sie, nach Reduzierung des ursprünglichen Stücks auf einen kurzen ersten Teil, einen zweiten eigner Faktur angehängt, der den pariser Jourdain in einem berliner Jordan auferstehen und ihn, mit Zylinder und Importe, zwischen Warenhaus und Massagesalon, eine um ein rundes Vierteljahrtausend verjüngte Parallelhandlung erleben läßt. Dieser an sich gar nicht so unebene Einfall soll von Alexis Granowsky stammen. Der hatte vermutlich angenommen, seinen Autoren würde am Schreibtisch so viel einfallen wie ihm auf der Bühne. Diese Annahme war recht leichtfertig, wie sich jetzt herausstellt. Und so ist es selbst der Kunst der Auflockerung von totem und Aufpeitschung von lebendem Material, in der dieser furiose Regisseur wohl kaum seinesgleichen hat, nicht gelungen, das ihm gelieferte Sammelsurium von hergebrachten Revuebildern, altbackenen Kalauern und lahmen Couplets zu mehr als äußerlicher Wirkung zu bringen. Man erfreut sich an mancherlei tänzerischen Massenszenen, Aufzügen, Gruppierungen; an den Dekorations- und Kostüm-Phantasien von Victor Trivas; hin und wieder auch an ein paar Takten Friedrich Holländers; man lacht, viel seltener als sonst, über Pallenberg, der kaum eine Gelegenheit zur Entfaltung seiner tragikomischen Gestaltungskunst findet; man bewundert, wie die Hesterberg mit ihrem nicht umzubringenden Temperament sich

allein von allen deutschen Darstellern in den Rhythmus Granowskys einfügt, wenn auch nicht in den gliederwirbelnden Akrobatenstil, den Gärtner, die einzige springlebendige Säule von verschwundner jüdisch-akademischer Gliederpracht, noch in Reinkultur vorführt; aber man verläßt das Lessingtheater mit einem Kopfschütteln über eine Direktion, die gar nicht merkt, wie sie ihrer selbst spottet und nicht weiß wie, wenn sie mit weiter nichts als einem Aufwand von prominenten Namen das geist- und geschmackverlassene Protzentum der Zeit an den Pranger zu stellen unternimmt.

Aus dem Deutschen Theater geht man auch nicht restlos beglückten Gemüts heraus, denn auch in dessen „Lustigen Weibern von Windsor" wird es nach der Pause recht matt. Aber das ist kaum die Schuld Hilperts, des Regisseurs. Eher die des Bearbeiters Rothe. Aber auch dem kann man eigentlich keinen Strick drehen: ultra Shakespeare nemo obligatur. Der vierte und fünfte Akt des auf Allerhöchsten Befehl verfaßten Spiels vom verliebten Ritter Fettwanst haben nun einmal von Hause aus mehr Füllsel als Fleisch. Man muß schon ein Verdi sein, um es wagen zu können, hier Shakespearen unter die Arme zu greifen. Genug, wenn ein Heutiger, der ohne Musik nachhilft, wenigstens Takt hat. Rothe streicht und zieht geschickt zusammen und gibt dem Text eine, bis auf einige allzu triviale Wendungen, erträglich modernisierte Klangfärbung, die sich nicht schlecht anhört aus dem Munde von Leuten, die in einem aus allen Moden des vorigen Jahrhunderts zusammengeschneiderten Kostüm stecken: Cul de Paris und Krinoline geben sich bei den Damen, Schwalbenschwanz und Stößer bei den Herren ein kunterbuntes und ulkiges Stelldichein. Falstaff gar hat über seinen diskreten Embonpoint einen schwarzen Phantasiesmoking gezogen, in dessen Ausschnitt ein taubengraues Plastron sich bläht und über dessen seidenen Revers die breite Monokelschnur baumelt. Hamlet im Frack: furchtbarer Gedanke. Auch Sir John im Dinnerjackett sei nicht zur Nachahmung empfohlen. Es muß schon von Werner Kraus getragen werden, um einem die Illusion zu lassen. O, wie er es trägt! Wie er mit den kurzen, etwas steifbeinigen Schritten eines zur Gicht neigenden Lebegreises, der bessere und viel, viel gute Tage gesehen hat, über die Bühne stelzt! Wie er sich mit zierlichem obligatem Kratzfuß an die kichernden Bürgerfrauen Höflich und Konstantin heranpirscht, die, ob sie wollen oder nicht, vor den Resten seiner grandseigneurialen Grazie bis ins rote Blut der Roture erschauern! Wie er noch im Nachthemd und in der Wolldecke, aus der das Fieberthermometer lugt, die Würde eines Standes wahrt, den er längst zwischen Schnapphähnen und Hehlern verunziert hat! Wie kameradschaftlich und doch distanziert er mit diesem Galgengelichter umgeht! Schade, daß im „Hosenband" zu Windsor kein Prinz Heinz einkehrt, an dem Wesen und Witz dieses Falstaff sich zu seiner ganzen phosphoreszierenden Glorie entzünden könnte und vor dessen königlicher Bewährung man ihn lieber kapitulieren sähe als vor dem Gelächter der Spießer. Vermutlich hat das auch der

Bearbeiter gefühlt und hat darum Falstaff-Kraus ein melancholisch-resigniertes Schlußwort gegeben, mit dem der geprellte Edelmann sich in halbwegs guter Haltung aus der respektlos gewordenen Bürgerwelt zurückziehen kann.

Dänny Diewer nach Rudyard Kipling

von Arnold Zweig

Einem ermordeten Reichswehrsoldaten zum Gedächtnis

„Was blasen denn die Hörner so?" sprach Posten auf der Wach.
„Dich wegzudrehn, dich wegzudrehn", der Fahnwachtmeister sprach.
„Was siehst du denn so weiß, so weiß?" sprach Posten auf der Wach.
„Ich fürchte, was ich ansehn muß", der Fahnwachtmeister sprach.
Denn sie hängen Dänny Diewer, horch den Trauermarsch und sieh
Das Regiment in Vollkarree, sie henken ihn heut früh;
Sie nahmen ihm die Knöppe schon, die Tressen trennten sie,
Und sie henken Dänny Diewer diesen Morgen.

„Was schnappt das letzte Glied nach Luft?" sprach Posten auf der Wach.
„'s ist bitter kalt, 's ist bitter kalt", der Fahnwachtmeister sprach.
„Was schmeißt den Vordermann dort hin?" spricht Posten auf der Wach.
„Ein Sonnenstich, ein Sonnenstich", der Fahnwachtmeister sprach.
Sie erhängen Dänny Diewer, sie marschieren um ihn rund,
Sieh, da steht schon Dänny Diewer bei sein' Sarge auf dem Grund,
Und er baumelt die Minute als ein feiger Meuchelhund —
Oh, sie hängen Dänny Diewer in den Morgen.

„Sein Bett stand rechterhand an mein'm", sprach Posten auf der Wach.
„Er schläft heut nacht weit weg allein", der Fahnwachtmeister sprach.
„Ich soff sein Bier ein dutzendmal", sprach Posten auf der Wach.
„Jetzt trinkt er bitter Bier allein", der Fahnwachtmeister sprach.
Sie erhängen Dänny Diewer, seinen Platz, den merk du dir,
Er erschoß 'nen Kamrad schlafend, sein Gesicht, nimm voll Visier!
Für neunhundert seiner Heimat und das Regiment ne Zier ...!
Weil sie hängen Dänny Diewer in den Morgen.

„Was das, so schwärzlich gen das Licht?" sprach Posten auf der Wach.
„'s ist Dann, der hart nach Leben ficht", der Fahnwachtmeister sprach.
„Was das, das ihm zu Häupten schrillt?" sprach Posten auf der Wach.
„'s ist Dännys Seel, die rüberwill", der Fahnwachtmeister sprach.
Denn 's ist Schluß mit Dänny Diewer, hörst ja schon das Pfeifenspiel,
Das Regiment in Rotten, und wir schließen an im Kiel;
Och, die Jungrekruten schüttelts; Bier, heut mögen sies nich viel.
Nach dem Henken Dänny Diewers in den Morgen!

Das rote Tuch von Morus

Da können wir, da wollen wir, da müssen wir uns mal ein bißchen überheben. Denn, was in Frankreich an Bolschewistenhetze getrieben wird, ist: „Liga für deutsche Kultur", Jahrgang 1919. Das fängt an mit dem Verbot russischer Filme und mit der Aufhebung von Klubs, die sich den „Potemkin" privatim vorführen lassen wollen. Das geht weiter mit Verhaftungen und jahrelangen Gefängnisstrafen wegen der geringfügigsten Delikte. Wenn es in Frankreich ein einigermaßen gerechtes Wahlrecht gäbe — in einem so aufgespaltenen Parlament kann man nicht einmal den anglo-amerikanischen Einwand des „Zweiparteiensystems" gegen den Proporz machen — säßen wenigstens fünfzig Kommunisten in der Deputiertenkammer. Die elf, die statt dessen als gewählt gelten, erscheinen auch noch als so staatsgefährlich und unbequem, daß man ein paar von ihnen, mindestens aber, als Warnungszeichen, einen unter Verschluß hält.

Doch diese offenen Attacken sind das geringste. Sie sind nur die Spritzer aus einer Flut der kindischsten, täppischsten, niedrigsten Beschimpfungen und Denunziationen, die sich unaufhörlich über ein völlig ahnungsloses Land ergießt. Bolschewismus ist, was einem nicht paßt. Nach diesem Rezept werden die roten Tücher fabriziert, mit denen man morgens und abends die Bevölkerung aufzupeitschen versucht. Die Fabrikanten stehen rechts: die ‚Action Française' ist darin ebenso produktiv wie die Coty-Presse, das ‚Echo de Paris', der ‚Intransigeant' und sogar der ‚Temps' versuchen mit Erfolg, Schritt zu halten.

Der Zweck der Übung ist offenkundig ein innernpolitisches Manöver. Aber gegen wen? fragt man sich. Daß der Kommunismus heute in Frankreich eine Macht ist, die man ernst nehmen muß, glauben die Propagandisten selbst wohl nicht. Daß man damit die Regierung stürzen kann, glauben sie ebensowenig, denn die Regierung tut ja auch fleißig mit. Die Hoffnung, daß man von nun an Herriot und Léon Blum für bolschewistische Zuhälter, Räuber und Mörder halten wird, ist auch ziemlich vage. Doch nur um Geld auszugeben, macht man auch in Frankreich keine Propaganda. Die Unkosten haben schon einen realen Sinn. Die Leute von rechts, die offen eine fascistische Diktatur anstreben oder, wie neuerdings Coty, das Parlament durch ein Plebiszitsystem, wohl weniger nach schweizer als nach napoleonischem Muster ersetzen wollen, bilden sich vielleicht ein, mit der Hetze gegen den Bolschewismus allmählich für sich den Boden sturmreif zu machen.

Wichtiger ist, was die Regierungsleute damit bezwecken. Sie benutzen die Macht, die nach der Zusammensetzung der Kammer, mit oder ohne Poincaré, der rechten Mitte noch auf drei Jahre sicher ist, um in dieser Zeit eine neue Polizeiarmee zu schaffen. Das Beispiel der Schupo weckt Nachahmung. Die Gummiknüppel der so nett aussehenden „Flics" haben sich zwar bisher als völlig ausreichend gegen die bolschewistischen Gespenster erwiesen. Aber was tun wir im „Ernstfall"? Ein

Heer mit allgemeiner Dienstpflicht gegen die Massen zu verwenden, ist in diesen pazifistischen, volksbeglückenden Zeitläuften noch mißlicher als früher. Außerdem kann etwas mehr Heer, ohne Verstoß gegen die Abrüstungsformeln, nichts schaden. Also rüsten wir unser Gendarmeriekorps feldmarschmäßig aus und schaffen wir mobile Schutztruppen gegen den innern Feind.

Und wo Soldaten da sind, muß auch Soldat gespielt werden. Die Kommunisten haben Paris in sieben Sektoren aufgeteilt, um Paris planmäßig zu erobern? Das können wir noch besser. Wozu haben wir auf der Schule von Saint-Cyr die hohe Kriegskunst erlernt? Generalstabsplan gegen Generalstabsplan. Der „Plan Z" soll Paris vom Feinde erretten. Ganz vorsichtig werden die Polizeitruppen Paris räumen und scheinbar den Kommunisten überlassen. Dann aber werden wir, wie schon anno 48 in Berlin der alte Wrangel gemacht hat, von außen her die Stadt umzingeln und als Sieger einziehn. Ein besorgter Volksfreund von rechts, der diesen tiefgründigen Feldzugsplan aufgedeckt hat, wirft die Frage auf, was in der Zwischenzeit mit der armen, schutzlos dem Feinde preisgegebenen Bevölkerung geschehen soll. Dunkle Erinnerungen an die Kommune von 1870 steigen auf: die Stadt kann doch inzwischen in Schutt und Asche gelegt sein, bis die Befreier kommen. Man sieht, daß es für die Generalstäbler der französischen Schupo noch sehr ernste Probleme gibt.

Gewiß fördert in Frankreich, mit mehr Berechtigung als in Deutschland, der Albdruck der Geschichte diese bourgeoisen Phantasien. Schließlich hat ja Paris im Laufe der letzten hundertfünfzig Jahre einiges erlebt, und Revolutionen bedürfen hier keiner Dogmen. Sie werden nicht von eingeschriebenen Parteimitgliedern gemacht, sondern von Menschen und entzünden sich an Menschlichem. Aber gegenwärtig sind die Voraussetzungen für irgend eine revolutionäre Bewegung und erst recht für einen kommunistischen Putsch so ungünstig wie nur möglich. Die Franzosen haben sich nach ihrem militärischen Sieg keinen Siegerschnurrbart aufgezwirbelt: sie leben bescheiden wie immer. Aber nachdem die Beschwernisse der Inflation überraschend leicht behoben sind, hat jeder wieder sein Auskommen. Die Spareinlagen sind, in Goldfrancs, schon so hoch wie vor dem Kriege, und nur die Angst vor langfristigen Kapitalanlagen ist, auch wenn die Steuergesetzgebung nicht noch das ihre hinzutäte, größer als in der Zeit der Russenanleihen. Arbeitslose gibt es nicht. Die zwei bis drei Millionen ausländischer Arbeiter sind nicht zu entbehren. An Facharbeitern ist solch ein Mangel, daß die Automobilfirmen einander die Gelehrten abspenstig machen, indem sie vor den Fabriktoren der Konkurrenz durch Lautsprecher ihre guten Löhne anpreisen. Sozial und wirtschaftlich ist vieles rückständig, aber alles in allem geht es heute doch keinem Lande in Europa besser als Frankreich. Und die wirklichen Bolschewisten in Paris wissen deshalb ganz genau, daß man hier keine Revolutionen machen kann.

Bemerkungen

Arrangierprobe für die große Zeit

In Paris hat man kürzlich bei Einbruch der großen Kälte sogleich eine Verfügung herausgebracht, daß die Pfandhäuser Betten, Decken, Pelze etcetera an die Verpfänder zurückzugeben hätten. In Berlin, wo doch so schrecklich viel sozial geredet wird, ist keine volksfreundliche Maßnahme dieser Art zu verbuchen. Nein, Berlin hat sich nicht ausgezeichnet. Aber was wir hier erleben, diese völlige Hilflosigkeit der professionellen Organisationsmatadore, die Laschheit aller verantwortlichen Instanzen, die Wucherorgie, die sofort neu eingesetzt hat, alles das haben wir schon ein Mal erlebt, nämlich 1914, und deshalb wirkt das, was sich in diesen Wochen zugetragen hat, wie eine kleine Arrangierprobe für die nächste große Zeit.

Man steht wieder um Kohlen und Kartoffeln an ... Es ist nichts da, meine Herrschaften, nächste Woche vielleicht ... Ein paar Theaterbilletts oder ein kräftiger Aufschlag aber sind dennoch imstande, die Geheimspeicher zu öffnen. Es ist wie damals, wo man sich die Butter aufs Brot mit ein paar zugeschobenen Brotkarten erkaufen mußte. Waren werden wieder zurückgehalten und künstliche Teuerung geschaffen. Ersteht ein Glücklicher Kohlen, so fehlt es plötzlich an Transportmitteln. Wieder sieht man die Frauen, wie Lasttiere bepackt, in den Straßen. Große Zeit.

Ob aus Sensationssucht oder aus noch trübern Motiven aber geben Zeitungen die Stichworte für die Händler. Kaum begann die Kälteperiode, so setzte es riesenhafte Überschriften „Kohlenvorräte ausgegangen, Lebensmittelzufuhr bedroht", und jetzt heißt es bereits „Selbst wenn Tauwetter einsetzt, so ist für Wochen nicht zu rechnen ...", und der Groß- und Kleinhandel wäre dumm, wenn er sich diese Signale nicht zunutze machen wollte.

Eine besondere Leistung war die der Stadt Berlin. Täglich gingen Bulletins aus, in welchem Frontabschnitt eine neue Heeresgruppe von Schneeschippern eingesetzt worden war. Und dabei häuften sich überall am Straßenrand Berge schmutzigen Schnees und von Fortschaffung keine Spur. In einer Reihe von Vororten hatte die Wasserversorgung aufgehört, wer sich an die zuständige Stelle wandte, hörte, daß er noch lange nicht an der Reihe wäre. Denn in unsrer Kommune herrschaft das evolutionäre Prinzip. Um aber wenigstens eine Tätigkeit zu zeigen, wird in den von Trockenheit befallenen Häusern grade jetzt das Wassergeld einkassiert. Ich weiß nicht, ob bei Zahlungsverweigerung mit Einstellung der Wasserzufuhr gedroht wird. Jeder Kaufmann, der ähnlich schlecht Vorsorge träfe wie diese Kommune, wäre im Augenblick bankerott.

Unfähigkeit der Behörden, schamloser Wucher, Rücksichtslosigkeit gegen die Wenigbemittelten und fette Zeitungslettern dazu. Es fehlt nur noch der Feind und etwas Gas in der Luft, und alles ist allright!

C. v. O.

Doktor Karl Sonnenschein

Der Katholizismus hat Tauwetter — an allen Ecken und Enden stürzen neue Bäche erdwärts von den hohen Zinnen seiner Führerburgen. Wie sehr wir auch jede Metaphysik des Daseins auszuschalten versuchen, beim Anblick aller vorschießenden Geschäftstüchtigkeit der römischen Kirche, verläßt uns in diesen Tagen doch das unheimliche Gefühl nicht mehr, daß es ein guter Gott doppelt gut mit dem reaktionären Teil seiner kirchenchristlichen Lämmer vorhat. Der Zusammenhang und Sinn hinter den faktischen Zufällen täglich neu eintreffender

Ereignisse innerhalb der weißgelben Reihen ist unbestreitbar. Wenn Mussolini dem Herrn Gasparri Hand und Wange drückt — Herr Kardinal Faulhaber in München endlich und ehrlich zu jenem Runden-Halbgott des ultramontanen Italiens sich niederneigt — und Seipel in Wien an der Spitze der nun restlos verchristlich-sozialisierten Wehrmacht die Demokratie zu faszinieren sucht — dann muß der einzige mutige und soziale deutsche Katholikenführer eben sterben, weil man ihn sonst sicherlich über Nacht wie seinen Freund Don Sturzo einmal zwingen würde, vielleicht auch in England nachzudenken über den wahren Sinn des Evangeliums. Dieser aktivistische und soziale Katholik macht einem noch angesichts seiner rührenden Totenmaske Kopfzerbrechen. Wer war dieser Mensch unter den Millionen Menschen einer immer tätigen Riesenstadt der Arbeit? Von ihm hörte man — und an ihn wies man andre Menschen, trotzdem er ein schärfster geistiger Gegner war, so oft man einfach mit seinen eignen Hilfsmitteln nicht mehr helfen konnte. Und er half immer, wenn es überhaupt noch eine Möglichkeit zur Hilfe gab. Dennoch vermochte man nicht einzusehen, daß hier alles stimmen sollte. Unanstastbar bleibt sicherlich der reine und unbegrenzte Wille dieses Menschen, über die Worte einer Lehre hinaus ein wirkliches Tatchristentum abzuleiten. Erst glaubte man auch hier eben nur bei einem überragenden Menschen die natürliche Gleichung jener Entwicklung ablesen zu können, die man selbst in nächster Nähe so oft verfolgen durfte: Ein geistlicher Aufsichtsmann entdeckt den intelligenten Arbeitersohn und kalkuliert ihn bereits als Kind mit Kosten und Gewinn in das Werk der Kirche ein. Dem aufgeweckten rheinländischen Jungen gefällt dieser Zufallstreffer, und das spätere Studium in Rom an jener jesuitischen Hohenschule gibt ihm genug Raum und Atem, um sich selbst vorerst restlos in ein Räderwerk einzustellen, das in seiner Funktion Staunen erregen kann. Sonderbar bleibt nur, daß ihn jetzt die eignen Freunde den Unorganisatorischen nennen — ihn, den sicherlich grade das organisatorische Entfalten dieser Kirche bis in die Tiefe jener Volksschichtung hinab, aus der er aufgestiegen war, nicht nur anzog — sondern vielmehr besessen machte. Der innere soziale Umbau der katholischen Ordnung in den europäischen Staaten um die Jahhundertwende, voran in den damaligen katholischen Hochburgen Italien — Frankreich — Österreich, findet in diesem betriebsamen Deutschen einen fanatischen Anhänger jener Organisationen des tätigen Hilfsdienstes an der Not des Nächsten, die der Franzose Ozanam unter den härtesten Kämpfen gegen den Willen des feudalreaktionären katholischen Adels eingerichtet hatte. Kaum sind Monate vergangen, seit Karl Sonnenschein als einer der Eifrigsten jene erste internationale katholische Arbeiter- und Vinzenzkonferenz in Köln mitinszenierte — als das wahre und eindeutige Gegenstück zu der roten internationalen Arbeiterhilfe. Der Mensch Sonnenschein ist nicht völlig aufgegangen in jenem Aufgabenkreis, den ihm eine offizielle Kirchenorganisation vielleicht zugedacht hatte. Dem Toten testiert man in der gesamten Parteipresse Herz und Seele als unbefleckt ablieferbar, aber mit keiner einzigen Silbe erwähnt man auch den internationalen Arbeiterinstinkt seines Verstandes.

Es blieb ein ungeheurer Versuch, von einem einzelnen Menschen 1918 unternommen, über die charitative Sekretariatsarbeit am katholischen Studentenwerk hinaus, mitten in jene unterirdischen Kanäle der Großstadt zu gelangen, die bis dahin überhaupt nur von den sozialistischen Parteien als existent aufgeführt wurden. Weil Sonnenschein der Arbeitersohn blieb (immerhin noch

keine allzu schlechte Symbolik für seine Weltanschauung!), der letzten Endes das sinnlose Vorhaben einsah, diese klassenmäßig getrennte Interessenstufung einer Unordnung etwa mit ideellen und predigerhaften Phrasen von der religiösen Sphäre der Gleichheit aufheben zu können, wirkte er in einem persönlichen Fanatismus für die tatsächliche Niederzwingung der Klassenunterschiede durch wirkliche Hilfeleistung am Nächsten und damit durch eine andre Art von Gleichsetzung aller, indem auch der Ausgestoßenste und der größte Gegner seine Hilfe in Anspruch nehmen konnte. So mußte er aber Schritt um Schritt in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu jener Hierarchie geraten, die gleichzeitig bei jedem Schritt und Tritt seit 1918 nichts andres versucht, als den richtigen Anschluß zu finden an die diktatorisch-national-fascistische Welle der neuen europäischen Imperialismen.

Jene Aktion, den geistigen Menschen grade aus dem Arbeiterstande und für den Arbeiterstand mittels einer umfassenden Annäherung aller Volksschichten untereinander herauszuheben, wurde hier am einzigen praktischen katholischen Beispiel zu keiner Lösung der sozialen Frage. Einen ungeheuren Arbeitstorso hinterläßt jener von seiner Idee besessene Mensch, der da glaubte, seine eigne individuelle Selbstopferung ändere nur um einen Strich den kollektiven Starrsinn einer Kirchenordnung in ihrem einseitigen Machtstreben. Sicherlich zeigt uns keine offizielle Statistik und auch keine neue literarische Reportage so eindringlich den wahren Querschnitt durch die Dawesnot eines ausgebeuteten Volkes, wie es die Arbeitsvermittlungskartei des Doktor Sonnenschein wohl demonstrieren könnte. Die tägliche Flut von Hilfesuchenden, die alle diese Riesenlast ausstieß und wieder aufsog, ist jener unbekannte Roman, der einmal geschrieben werden wird.

Aber die ganze Tragik, die uns der Tod dieses Menschen offenbart, liegt nur in dem sichern und erbärmlichen Abgesang, den die „neue" katholische Aktion diesem besten katholischen Aktivisten grade noch gestattet, nachdem er zur rechten Zeit jenes gefährliche Feld eines problematischen Versuchs, die soziale Frage an der Wurzel des Problems eben von unten her zu lösen, sanft und verlassen räumte.

Seit Monaten stand die Frage: Wer war dieser Mann? — ohne dieses Ende voraus zu ahnen — im Mittelpunkt der Überlegungen; immerhin — auch die wirklichste und fundierteste Einsicht in eine umwälzende Änderung und eine neue kollektive Ordnung unsrer heutigen Unordnung wird niemals solche individuellen „Besessenen", die alles, was sie besitzen, in den Dienst einer Idee stellen, entbehren können. Ganz umsonst war auch Doktor Karl Sonnenschein nicht unter uns.

Anton Gantner

Karl II und Anna II

Im zweiten Akt von Leonhard Franks „Karl und Anna" betritt Oskar Homolka die Bühne des Staatlichen Schauspielhauses und versucht der bereits anwesenden Käte Dorsch einzureden, er sei Heinrich George. 1914 in den Krieg, 1918 aus der Gefangenschaft zurück, und dann gleich solche Witze — das ist doch wohl nicht ganz das Richtige! Aber es kommt noch schlimmer: weil Homolka genau Bescheid weiß, wo früher die Chaiselongue stand und daß die Stühle gestrichen werden sollten, schwächt sich das Personengedächtnis der Dorsch, und am Ende glaubt sie den Schwindel.

So müßte sich dem unverbildeten Theaterbesucher, wenn es ihn nur gäbe, das Stück darstellen; und niemand dürfte es ihm verübeln, wenn er dabei aus der Haut führe. Man hat die Novelle „Karl und Anna" als Entschuldigungsgrund für das Drama des gleichen Namens und Autors angeführt. Nichts ist törichter. Wenn jemand so verrückt wäre, sein Haus abzureißen und aus

den Ziegeln ein Dampfschiff zu bauen, würde niemand sagen: „Aber das Haus war doch reizend" — in der Erwartung, das rehabilitierte den steinernen Dampfer.

Leonhard Frank mußte seine wundervolle Novelle zum Glück nicht einreißen, bevor er ein Theaterstück daraus machte. Aber abgesehen hiervon hat er mit dem Erbauer des Dampfschiffs beträchtliche Ähnlichkeit. Es gibt Novellen, aus denen Stücke fabriziert werden können; dann sind es aber selten gute Novellen, eher dramatische Exposés, erzählerisch maskiert. Franks „Karl und Anna" ist eine ungewöhnlich wertvolle Novelle, und die epische Form paßt dem Sujet wie angegossen. Das merkwürdige Geschehen, dieser Männertausch aus Liebe und die zeitweilige Aufrechterhaltung der halb gewollten und halb unbewußten Lüge stellt die höchsten Anforderungen an das Entgegenkommen unsrer Phantasie. Doch es ist ja der Wunsch der Phantasie, mitzuhelfen und auszufüllen. Franks Erzählerkunst, seine feinfühligen, andeutenden Berichte von den seelischen Vorgängen in Karl und Anna, seine unaufdringlichen äußern Motivierungen („Karl und Richard ... waren gleich groß und hatten beide die dunkelgefärbte Gesichtshaut des Metallarbeiters"; „Richard hatte während der acht Tage — nach der Übersiedlung in die Großstadt bis zum Kriegsausbruch — mit keinem Menschen im Viertel ... auch nur gesprochen" usw.) unterstützen den Leser, bis er rückhaltlos mitgeht und mithilft. Im Drama fällt das Wichtigste, die ausführliche und unermüdliche Beschreibung der seelischen Vorgänge, selbstverständlich fort; die äußern Motivierungen schrumpfen zu einer Regieanmerkung zusammen: „Beide sind, wenn einander auch nicht ähnlich, von gleicher Körperlichkeit", und bei der Aufführung ist auch dieser letzte ängstliche Rest von Bemühungen um die Wahrscheinlichkeit fortgeblasen; denn der Regisseur kann sich seine Schauspieler nicht mit dem Metermaß aussuchen. Die Seelenanalyse des Autors und die Phantasie des Lesers sind beseitigt, zwei verschieden große Schauspieler und die Augen des unverbildeten Zuschauers, den es nicht gibt, bleiben übrig.

Neben der psychologischen Unmöglichkeit, aus der Novelle ein Drama zu machen, besteht eine zweite, die sprachliche. In der Novelle „Karl und Anna" wird sehr wenig gesprochen; der Autor übernimmt das schwere Amt des Erklärers. Nicht nur, um das Wichtigste seiner Erzählung, das Unaussprechliche, zu vermitteln, sondern auch, um das Unausgesprochene darzustellen. Seine Figuren sind Proletarier, und es ist ihnen nicht möglich, ihr Liebeswunder zu diskutieren. „Sie sagten nicht viel", berichtet der Romancier Frank von ihnen, „sie hatten nicht das Wort." Er betont diesen Mangel an Mitteilungsgabe wiederholt und übernimmt auch hier das Amt des Berichterstatters.

So sagt er, durch das ganze Buch hindurch, fast alles, was sie fühlen und was sie sagen möchten, an ihrer Statt. Im Drama fällt das, was sie fühlen, ganz fort; und das, was sie sagen möchten — was er aber, da sie es nicht können, in der Novelle, selber sagt — müssen sie nun persönlich vorbringen. Die Dramatisierung zwingt die Beiden zum Reden, und so klingt es auch.

Karl: Aber das ist es ja nicht. Das ist es nicht. Wenn du anders gewesen wärst, Anna, anders, also wenn er mir von einer andern Frau alles so erzählt hätte! Aber von dir, Anna, von dir! . . . Du warst in mir, von allem Anfang an in mir . . . Anfangs hat ers ja nicht gemerkt. Aber auch dann, aber auch später, wie ers vielleicht gemerkt hat, konnt er nicht anders. Hats nicht über sich gebracht! Er mußte reden von dir. Er mußte! Weil eben seine Sehnsucht so bittergroß war.

Anna (tränennaß): Und war doch sonst ein schweigsamer Mann.

Da wir ebensowenig wie Frank wissen, wie Proletarier über so diffizile Erlebnisse sprächen, wenn sie darüber sprächen, obwohl sie, wie gesagt, nicht darüber sprechen, — ist es hoffnungslos, nachzuweisen, daß

Franks unterlegter Text zu ihrem Schweigen unpassend ist. Ich halte ihn dafür. Franks Stiltechnik hat hier drei Mittel: Er läßt die Ärmsten alles dreimal sagen statt einmal; er entbindet sie vom Gebrauch des persönlichen Fürworts („Brauche ja nur an ihn zu denken"); und er gestattet ihnen den Konjunktiv in weitgehendem Maße („Warum sagen Sie, Sie seien mein Mann?").

Es ist demzufolge, abgesehen von ganz sachlichen und ganz leidenschaftlichen Gesprächsstrekken, kein reines Vergnügen, den Dialog anzuhören.

Die Übersetzung seiner Meisternovelle ins Dramatische mißlang Frank, weil sie mißlingen mußte. Erstens riß er dem Werk die Seele aus dem Leibe, das heißt, er warf das Beste fort. Zweitens zwang er die wortkargen Figuren zum Reden, das heißt, er verfälschte das, was übrigblieb. Beides mußte notwendig geschehen, wenn die Dramatisierung erfolgen sollte. Frank ist nur vorzuwerfen, daß er es überhaupt getan hat. Und es ist ihm auch nur vom künstlerischen Standpunkt aus vorzuwerfen, den er dabei verließ, nicht vom pekuniären, den er dabei einnahm.

Weitere Banalisierungen waren nur folgerichtig: vor allem die Umgestaltung des Figuren-Dreiecks zu einem Viereck; die Nachbarin Marie wird zur stillen Anbeterin Richards, und wenn die Anzeichen nicht trügen, wird sie später seine Frau. In der Regieanmerkung wagt Frank noch, den Abschied Karls und Annas als „Hinrichtungsszene" für Richard zu bezeichnen. In Wirklichkeit duftet die Szene bereits nach Hochzeitskuchen.

Man hat dem Regisseur Erich Engel zu Unrecht den Vorwurf gemacht, er dehne das Tempo. Die stummen Szenen sind ja allein die echten, er mußte sie ausbauen. Man hat der Dorsch und Homolka andre Vorwürfe gemacht, doch alle treffen das Stück und nicht die Bemühung der beiden um Dialoge, die nicht gesprochen werden dürften, und um Figuren, die deshalb an allen Ecken und Enden aus bedrucktem Papier sind. George hat die einzige echte Rolle: er hat vorwiegend stummes Spiel. Daß allein er überzeugend wirkt, ist nicht das Verschulden der beiden Mitspieler und nicht das der Regie.

Trotz des Films „Heimkehr": Die Novelle zu verfilmen war, im Prinzip, ein viel aussichtsreicherer Plan, als sie zu dramatisieren.

Erich Kästner

Die Sache Makropulos

Doktor Makropulos braute A. D. 1602 ein Lebens-Elixier für den mißtrauischen Melancholiker Rudolf II., mußte es aber zuvor an seiner sechzehnjährigen Tochter Elina ausprobieren. Sechsmal wurde Elina, die jeweils Namen und Rahmen wechselte und nur ihre Initialen beibehielt, eine gute Vierzigerin, ohne im mindesten zu altern. 1916 heißt sie Emilia Marty und leidet unter dem Aspekt, ewiglich leben zu bleiben und niemalen enden zu dürfen, es sei denn, sie bringe das von Familie zu Familie vererbte, nebenbei eine Anleitung zum Sterben enthaltende Rezept des Vaters in ihre unverwelklichen Hände. Männer und Männchen umgirren und umschwirren die prominente Sängerin und stürzen in den

Fahrstuhlschacht ihrer eisig phosphoreszierenden Seele. Der Dreihundertjährigen graust es vor den Wiederholungen fadester Etappen; ihre Sehnsucht nach einem rechtschaffenen Begräbnis nimmt überhand. Wo gilbt Vaters Rezept nebst dem todspendenden Appendix? Auf irgendeinem Schloß, um dessen Papiere von den Linien Prus und Gregor erbschaftl-huberischerweise gekämpft wird.

Dies die Vorgeschichte zu Leos Janatscheks dreiaktiger Oper „Die Sache Makropulos", deren deutsche Uraufführung Mitte Februar im Opernhaus zu Frankfurt am Main keineswegs vom Intendanten Clemens Krauß, der in der Loge saß, sondern von Josef Krips aus Karlsruhe dirigiert ward. Ich kann mir keine bessere Inszenierung denken. Herrlich war Frau Gentner-Fischer, so darstellerisch wie gesanglich, und Maris Vetra als Vertreter der Partei Gregor erinnerte keinen Augenblick an einen Opernmenschen. Und die Musik? Zunächst ein Vorspiel, in welchem das gesamte Orchester zu tun hat. Ungestüm, von okkulter Luft geschwängert, voller Tränen, voller Seufzer, aufrauschend zu einem Choral, etwas fern und fremd und kalt und — scheinbar — ertüftelt, doch ohne Schrillheiten und ohne Verzwicktes, und dann hat man höllisch aufzupassen, dieweil Akt eins einsetzt und durch brennend-sengende melodramatische Dialoge anstrengt. Das Orchester wird in Gruppen aufgeteilt. Streckenweise könnte die Begleitung einem Spinett übertragen werden. Sie ist Pastell in Moll und Spitzen oder Kaltnadel. Phrasen (die alles andre als Phrasen sind) werden drei-, vier-, fünfmal wiederholt und hierauf ad acta gelegt. Die Musik zwängt sich durch dünne Röhren. Es gluckert und tröpfelt und schwingt schleifend hinauf und herunter. Oder es ist wie Mosaik. Lauter glitzernde Steinchen. Zentimeternd rücken die Streicher an. Das halbe Orchester tacet. Der Mann von der Pauke hockt in der Kantine. Kaum hat man sich an das Stufenhafte gewöhnt, fügt sich das Gewirr zu einer leuchtenden Blume, löst sich, gabelt sich, regt maßlos auf, mürbt die Nerven, verschafft quälerischen Genuß, die Sechzehntel reiten zu wütender Attacke, schließlich erstickt man unter Schlinggewächsen. Dem willigen Hörer dämmert, daß hier aus dem Chaos musiziert wird. Ohne Anlehnung, ohne Schule, ohne Grammatik, ohne Beschwerung, ohne Hemmung, ohne Rücksicht, ohne Mode. Was wie Phrasen wirkte und beim Danachgreifen zerstob, ist sparsamste Dosierung der Instrumente, Scheu vor überflüssigen Noten, Askese, Ignorierung pseudoheiliger Prinzipien. Janatschek hätte vor tausend Jahren kein Quentchen anders geschrieben. Er richtet sich nach keiner Richtung, ist autochthon im Wunderland der Ur-Töne, starr im Gefühl, selbstherrlich im Formalen und rührend ungeschickt in der Wahl des Librettos.

Im zweiten Akt, der seltsamerweise mit einer unhörbar in erbleichende Luft geschrieenen Fermate endet, sitzt man wie auf Nähnadelspitzen. Ein peinigendes Gemengsel aus blauem Dunst

und krasser Realität. Die Zuhörer benutzen jede freie Minute, um sich in die Kommentare zu versenken. Ohne die gedruckte Erläuterung verdummt man restlos. Auf der Bühne steht die Rückfront einer Kulisse aus der Oper „Margarete" und gemahnt an die schundige Lieblichkeit Gounods. Man reiche mir eine Ton-Leiter. Ich will die Wand hoch. Das Wort „plemmplemm" fällt. Von Zigeunern wird gesprochen (gesungen?). Die Musik hütet sich vor Illustrationen und vor Klischees. Trotzdem wogt es zigeunerisch, beziehungsweise plemmplemm. Die Zahl 1871 gibt einen Anhaltspunkt. Es wird geraucht. Jawohl, die Diva zündet schon wieder eine Zigarette an. Es ist auch telephoniert worden. Fern und fremd, eine Fliegende Holländerin von Turandot-Format, ragt die Dame Marty, auf der Jagd nach dem Gegengift begriffen; Gregor und Prus junior und ein apokalyptischer Roué, der sie einst als Eugenia Montez besaß, machen ihr den Hof. Prus senior erschachert eine Liebesnacht, und die steigt zwischen Akt zwei und drei, vermutlich von garstigen Takten kakteenartig umpfercht.

Akt drei offenbart die Einfältigkeit des Menschen. Wie leicht läßt man sich irre- und zu schiefen Urteilen führen! E. M. besitzt, aus der Tasche des Herrn Prus, das erlösende Rezept und schickt sich an, die längst fällige Reise ins Jenseits anzutreten. Da wird gemeldet, daß sich Prus junior erschossen hat. Zum Überfluß taucht der apokalyptische Lustmolch auf, um die von Prus senior mit Erdrosseln bedrohte Vampyreuse zur Hochzeitsreise abzuholen; die Bühne bevölkert sich mit Rechtsanwalt, Bureau-Chef, dessen Tochter und Herrn Gregor; die Schwindlerin soll entlarvt werden, kommt jedoch aller Kriminalistik zuvor, indem sie Papas Elixier aufzeigt, und nach einigen unwesentlichen Arabesken sinkt sie entseelt darnieder. Aber es fällt einem wie Schuppen von den Ohren. Gewiß, der Stoff ist gräßlich und jenseits des Opernreichs. Aber die Musik stammt von einem begnadeten Meister, von einem überragenden Titan. Von einem Löwen in der Wüste, der sich sein Gebrüll selbst zurechtgemacht hat.

Hans Reimann

Jüdische Tiere

Notiz aus dem Amtsblatt der Stadt Berlin vom 6. Januar dieses Jahres: „Der städtischen Kommission für Naturdenkmalspflege sind von zahlreichen Stellen Klagen zugegangen über die Gefährdung der Singvögel in den öffentlichen Anlagen durch das Überhandnehmen wildernder Katzen. Die Katze ist, um verschiedene irrige Ansichten richtigzustellen, ein Tier, das aus Oberägypten stammt und im Mittelalter bei uns eingeführt ist. Es ist also ein fremdes Tier, dessen unbeaufsichtigte Vermehrung Störungen und schwere Schädigungen in der heimischen Natur hervorrufen kann."

Da den Singvögeln bekanntlich auch durch verwilderte, wildernde Menschen Gefahr droht, darf man wohl von dem amtlichen Organ den folgenden Nachtrag erwarten:

„Der Mensch ist, um verschiedene irrige Ansichten richtigzustellen, ein Tier, das aus Innerasien stammt und vor etwa dreitausend Jahren bei uns eingeführt ist. Es ist also ein fremdes Tier, dessen unbeaufsichtigte Vermehrung Störungen und schwere Schädigungen in der heimischen Natur hervorrufen kann."

Camilla Stiemer

Liebe Weltbühne!

Ein sehr erfolgreicher edelkommunistischer Romancier und Dramatiker, Mitglied der Akademie, erzählt in einer Gesellschaft, daß er sich grade einen neuen La Salle-Wagen gekauft habe. Hochachtungsbezeugungen rundum, die sowohl dem Dichter wie dem Automobilisten gelten.

„Und wann werden Sie sich einen Lenin-Wagen anschaffen?" fragte eine mokante Stimme.

Antworten

Berliner. Sie schreiben: „Herr Stadtbaurat Dr. Martin Wagner gibt seit Januar eine Zeitschrift heraus ‚Das Neue Berlin'. Herr Stadtbaurat Wagner kann nämlich nicht nur entwerfen und bauen, sondern auch schreiben und drucken. Ein Mann, der sämtliche Hochbauten Berlins vergibt, hat Machtmittel in der Hand. Um keine Mißdeutung aufkommen zu lassen, wollen wir ganz frei sagen, welche Machtmittel gemeint sind. Denn es soll ja niemand auf die Idee kommen, daß der Inseratenteil gemeint sein könnte, in dem besonders die Firmen vertreten sind, die viele Hauszinssteuer-Bauten in Auftrag hatten, noch haben und haben werden, und die auch mit städtischen Aufträgen reich bedacht sind. Aber das meinen wir natürlich nicht. Auch nicht, daß grade Herr Haberland und Herr Sommerfeld zusammen mit Herrn Tesch und andern Baufirmen in einer Zeitschrift inserieren, in der die ‚Deutsche Bauhütte', diese böse sozialistische Konkurrenz, mit der ‚Bauhütte Berlin' und drei andern Bauhütten, man möchte sagen ‚Arm in Arm' marschieren. Die Sozialisierungs-Befürchtungen der Bauwirtschaft scheinen überwunden zu sein, obwohl Herr Wagner nicht nur für eine städtische Baustoff-Handelsgesellschaft, sondern auch daran arbeitet, die Bauwirtschaft und das Wohnungswesen zu kommunalisieren. Aber das meinen wir ja nicht! Was wir meinen, ist folgendes, und das geht die berliner Presse recht viel an: Ganz still und heimlich hat Herr Wagner, der verantwortliche Baugewaltige, einen Wettbewerb zur Neugestaltung des Alexander-Platzes unter einigen führenden berliner Architekten ausgeschrieben. Die Brüder Luckhardt haben den ersten Preis bekommen. Das Preisgericht hat das Urteil Anfang Februar gefällt. Es war merkwürdig still in den Zeitungen. Nirgends ist das Bild veröffentlicht worden. Warum? Weil es den Brüdern Luckhardt verboten wurde, die Bilder herauszugeben. Von wem verboten? Nun, von Herrn Stadtbaurat Wagner, der sich das Recht vorbehalten hat, das Ergebnis des städtebaulichen und architektonischen Wettbewerbs in seiner bis jetzt vollständig unbekannten Zeitschrift zu veröffentlichen, und zwar das Ergebnis eines Wettbewerbs, für den die Stadtkasse die Mittel zur Verfügung gestellt hat. So etwas macht man nicht als Stadbaurat! Daß natürlich den andern Preisträgern, dem großen Peter Behrens und dem bekannten Industrie-Architekten Schaudt, auch der Maulkorb von Herrn Wagner umgehängt wurde und den andern Preisträgern gleichfalls, gehört in das gleiche Kapitel." Ich gebe dieser Zuschrift Raum, indem ich lebhaft beklage, daß Herr Stadtbaurat Wagner, der hier wiederholt gegen sozialdemokratische Bonzen verteidigt wurde, seine Art gefunden, zum Burgfrieden zu kommen. Eine angenehme Perspektive, wenn das Beispiel Nachahmung findet und jeder Dezernent in Reich, Staat und Kommune sein eignes Blatt aufmacht. Das hat zur Abrundung des deutschen Gesamtbildes noch gefehlt.

Sozialist. Der Diktator Primo de Rivera hat die ganze Artillerie aufgelöst, weil sie nicht parieren wollte. Was haben eure Leute mit der Marine gemacht, die Millionen unnütz verpulvert, verfilmt, verschlampt hat? Sie haben ihr einen Panzerkreuzer dazu geschenkt.

Funkinspektor Stoldt. Sie schreiben uns interessante Dinge über amerikanische Filmvorführungen: In New York ist „Wings" länger als ein Jahr gelaufen; der deutsche Weltkriegsfilm dagegen hielt sich nur vierzehn Tage. Weiter: „Ich habe in jedem amerikanischen Großkriegsfilm die entweder klare oder gut durchschimmernde Antikriegstendenz gefunden. Auch der in Deutschland als deutschfeindlich verrufene Film: The four horsemen (Die apokolyptischen Reiter) mit dem Text des Blasco Ibanez trug eine hervorragende Antikriegstendenz. „Bleibt hier", heißt das Testament des alten, reichen Viehbesitzers, „die Sonne Argentiniens gab Euch beiden das

Wohlergehen, dem Deutschen und dem Franzosen." Sie gehen beide zurück in ihre Geburtsländer, und Europa verschlingt beider Wohlstand, dem Deutschen die drei Söhne, dem Franzosen den einzigen. Erschütternd die Szene des Massenfriedhofes, auf dem der Franzose die Grabstätte seines Sohnes sucht, erschütternd der Anblick des deutschen Ehepaares beim Verlust seines letzten Sohnes." Der heftig bekämpfte Film „Dawn", die Tragödie der Nurse Cavell, lief nicht lange, ohne viel Erfolg, und enthielt nichts, was einen Deutschen empören könnte: „Der junge deutsche Offizier schont in menschlicher Ritterlichkeit die Nurse, die wohl weiß, daß sie unter Todesstrafe den englischen Flieger pflegt. Ein Engländer selbst verrät in niedriger Feigheit das Fluchthilfesystem der Nurse. Der Film ist eine erschütternde Anklage gegen den Militarismus, der die deutschen Offiziere derart unterjocht hält, daß sie das verhängte Todesurteil nicht mehr zurückzunehmen können glauben."

Erich Gottgetreu. Sie haben als gebürtiger Chemnitzer mit Spannung gelesen, was Richard Rosenbaum in Nummer 8 über Ihre Heimatstadt geschrieben hat und zitieren dazu, was Sie aus Weinholds Geschichte der Stadt Chemnitz im Kopf behalten haben: „Schiller und Goethe hatten zwar keine Beziehungen zu Chemnitz, aber ist es nicht, wenn wir Wallensteins Lager lesen, als ob aus dem Hintergrunde die Türme unsrer lieben Heimat erstehen würden?" In der Tat, so ist es.

Hans Sollfrank, München, Theatinerstraße 7, Arco-Palais: Sie schreiben: „In der Nummer 42 vom 16. Oktober 1928 Ihrer Wochenschrift ‚Die Weltbühne' lese ich sehr zu meiner Befremdung auf Seite 613 eine tendenziös abgefaßte Mitteilung über meine Firma. Ich bemerke dazu und stelle richtig: Die Zigarrensorte „Arco Eck" führe ich schon seit 20 Jahren und zählt diese Sorte zu meinen ältesten Hausmarken. Dieser Name ist abgeleitet von dem Geschäftshaus Arco-Palais, Theatinerstraße 7, in welchem sich mein Stammgeschäft befindet. Unter diesem Namen ist dieses Eckhaus in München allgemein bekannt. Ähnliche Namen für Markenartikel, welche Bezug nehmen auf den Sitz des Geschäfts, werden Sie in allen Geschäftszweigen finden, ein Brauch, der sicher schöner ist, als manche schreiende Reklame von heute. Ihre Annahme, daß der Name „Arco Eck" in Beziehung zu der Stelle gebracht werden kann, an der Kurt Eisner ermordet worden ist, beruht auf einer groben Fahrlässigkeit oder vielleicht einem Mangel an Sachkenntnis. Ich darf Sie vielleicht aufklären, daß Kurt Eisner nicht in der Theatinerstraße, sondern in der Promenadestraße, gegenüber der Bayerischen Vereinsbank, ermordet wurde. Kein Münchner wird auf den Gedanken kommen, daß die Sortenbezeichnung „Arco Eck" mit der traurigen Unglücksstelle Kurt Eisners etwas zu tun hat. Ich ersehe in Ihrer Anzeige eine schwere Geschäftsschädigung. Falls Sie die Mitteilung in Ihrer Wochenschrift widerrufen, will ich von weitern Schadensersatzansprüchen absehen, andernfalls Sie die Konsequenzen selbst zu tragen haben." Unsern schönsten Dank für Ihre gütige Richtigstellung und beeilen wir uns, Ihrem Wunsche nachzukommen. Wir ersehen in Ihrem Schreiben den Ausbruch eines neuen Geistes in Bayern und freuen wir uns, daß die Münchner ein Geschäft ablehnen würden, das in seiner Sortenbezeichnung demonstrativ an die traurige Verunglückung Kurt Eisners erinnern wollte. Möge sich an Ihren alten und jungen Hausmarken das heilige Feuer der deutschen Einheit neu entzünden!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Wer wird Hindenburgs Nachfolger?

von Hellmut v. Gerlach

Bei den Erörterungen um Hindenburgs Ehrenmitgliedschaft beim Stahlhelm ist in politischen Kreisen wieder die Frage aufgetaucht: Was wird, wenn Hindenburg aus irgendeinem Grunde eines Tages den Kram satt hat und demissioniert?

Mag sein, daß diese Demission keine Wahrscheinlichkeit bedeutet. Eine Möglichkeit ist sie immerhin. Und für den Republikaner ist die Parole: „Immer in Bereitschaft!" noch nicht die schlechteste.

Wie wird das Schlachtfeld bei der nächsten Präsidentenwahl aussehen?

Sicher ist, daß die Kommunisten beim ersten wie beim zweiten Wahlgang wieder ihren Kandidaten haben werden, obwohl sie genau wissen, daß der Erfolg vielleicht noch geringer als 1925 sein wird. Aber für sie ist ja jede politische Aktion nur Mittel zum Agitationszweck. Zweifelhaft ist, ob Thälmann wieder auf den Schild erhoben werden wird. Er ist allerdings formell rehabilitiert. Aber der Flecke an seiner weißen Weste sind mehr geblieben, als für sein Auftreten in der großen Öffentlichkeit einer Präsidentschaftskampagne ratsam erscheint.

Sicher ist auch, daß der Gegenpol der Kommunisten, die Nationalsozialistische Arbeiterpartei, mit einem eignen Kandidaten auf der Bildfläche erscheinen wird, und zwar natürlich mit Adolf Hitler. Die Nationalsozialisten sind heute entschieden die rührigste Gruppe der Rechten. Dabei mit Geldmitteln so üppig ausgerüstet, daß die Gunst besonder potenter Geldmänner diesen „Sozialisten" sicher sein muß. Da die Hitlerianer zwar anti-demokratisch, aber keineswegs anti-demagogisch gerichtet sind, werden sie auf die herrliche Propagandaangelegenheit nicht verzichten, die ihnen Hitlers Kandidatur darbietet.

Sicher ist schließlich, daß neben andern Sektenhäuptlingen auch Ludendorff als Kandidat von Frau Ludendorffs Gnaden in der Arena erscheinen wird. Selbst auf die Gefahr hin, statt der 500 000 Stimmen von 1925 diesmal höchstens 150 000 zu erhalten.

Fast sicher scheint, daß das Zentrum das nächste Mal als ernsthafter Bewerber ausscheiden wird. Mag sein, daß es sich wider seinen eignen Willen gezwungen sieht, für den ersten Wahlgang einen Kandidaten zu präsentieren. Gern tut es das nicht, weil ihm vor der Stimmenzählung der ihm noch verbliebenen Anhänger graut. Bestimmt reflektiert es nach den Erfahrungen mit der Kandidatur Marx nicht auf den zweiten Wahlgang. Es hat sich überzeugt, daß ein Katholik nicht durchdringt, selbst wenn er offiziell die leidenschaftliche Unterstützung aller republikanischen Parteien findet. Die Erfahrung in Amerika, wo Al Smith nur wegen seiner katholischen Konfession so entscheidend geschlagen wurde, hat das Zentrum in seinem Entschluß zur Abstinenz bei der Präsiden-

tenwahl noch bestärkt. Übrigens verfügt es über keine populäre Persönlichkeit, seitdem die schwankende Haltung Wirths diesem einen großen Teil der frühern Sympathien geraubt hat.

Von einer republikanischen Einheitskandidatur schon für den ersten Wahlgang kann leider nicht die Rede sein. Zeitweise kam der bisherige Reichsgerichtspräsident Simons dafür in Frage. Durch sein Verhalten bei dem Konflikt mit der Reichsregierung hat er sich jedoch die letzten Aussichten verscherzt.

Beim ersten Wahlgang werden daher die Sozialdemokraten wieder ihren Sonderkandidaten präsentieren, und zwar voraussichtlich Otto Braun, der infolge seiner grundsätzlichen Bereitschaft zum Konkordat auch auf eine sehr erkleckliche katholische Stimmenzahl rechnen kann. Manche Sozialdemokraten sähen allerdings an Stelle Brauns lieber Löbe, schon aus geographischen Gründen. Braun als Ostpreuße gilt den Süddeutschen als der typische Preuße und hat deshalb bei ihnen von vornherein mit starken gefühlsmäßigen Widerständen zu kämpfen. Löbe dagegen als Schlesier und zudem als bekanntester Anschlußfreund wird in Süddeutschland mehr als Deutscher denn als Preuße empfunden. Seine unparteiische Präsidentschaftsführung im Reichstag hat ihn außerdem politisch sozusagen neutralisiert.

Die Demokratische Partei denkt nicht daran, wieder mit Hellpach ins Feld zu rücken. Sie will ihren frühern Vorsitzenden Petersen präsentieren, der jetzt als Bürgermeister seine Heimatstadt Hamburg regiert. Sein Nichtpreußentum wird als starker Trumpf für Süddeutschland angesehen. Seine Regierung in Hamburg mit der dortigen Großen Koalition findet dieselbe Zustimmung bei Volkspartei und Sozialdemokratie wie bei seiner eignen Partei. Er hat also in der Tat das Zeug zu einem Kandidaten, auf den sich die Stimmen der Weimarer Koalition zuzüglich der Volkspartei vereinigen könnten. Man hofft deshalb, daß sich die Volkspartei schon im ersten Wahlgang für ihn erklären wird, falls sie nicht das Risiko einer eignen Kandidatur von Kardorff auf sich nehmen will. Auf alle Fälle wäre Petersen ein starker Kandidat der Linken.

Sehr groß ist die Verlegenheit im Lager der Rechten. Man weiß, daß man keinen annähernd so volkstümlichen Mann wie Hindenburg mehr auf Lager hat. Ehrgeizige Zivilisten, Hugenberg an der Spitze, gibt es genug in den Reihen der Partei. Aber keiner würde ziehen. Deshalb ist man eifrigst auf der Ausschau nach einem neuen General.

Der radikale Flügel der Partei denkt an Lettow-Vorbeck. Er ist von dem Nimbus des tapfern Kolonialkriegers umgeben. Und daß er sich aktiv am Kapp-Putsch beteiligt hat, ist in den Augen der Rechtsradikalen eine Nummer mehr für ihn. Die staatsmännischeren Elemente der Partei sehen freilich gerade darin ein absolutes Hindernis.

Sie rechnen mit dem General von Seeckt. Der gibt sich in der Tat gern das Air eines Staatsmannes. Er ist verzehrt von glühendem Ehrgeiz. Alles, was er seit seiner Entlassung aus dem Heeresdienst getan hat, ist planmäßige Vorbereitung

seiner Präsidentschaftskandidatur. Seine für einen General ungewöhnliche Bildung hat ihm bis in die Kreise republikanischer Intellektueller hinein Respekt verschafft. Freilich, populär wie Hindenburg ist er nicht. Immerhin, er wäre ein starker Kandidat der Rechten, und ein sehr gefährlicher Reichspräsident dazu.

Kandidaten sozusagen auf eigne Rechnung und Gefahr sind Geßler und Luther.

Geßler, dessen Kandidatur 1925 besonders eifrig von Katharina von Oheimb (jetzt Frau von Kardorff) betrieben wurde, genießt zwar mancherlei Sympathien beim Zentrum, seitdem er sich zum eifrigen Katholiken zurückentwickelt hat. Sonst aber hat er sich zwischen alle vorhandenen Stühle gesetzt. Die Republikaner trauen ihm nicht mehr, und die Monarchisten trauen ihm noch nicht. Jedenfalls hat er unendlich viel weniger Aussichten, als er selbst denkt.

Eher noch kommt in Frage Luther, der eine ungeheure Betriebsamkeit entwickelt, um sich als den gegebenen Kompromißkandidaten zwischen der gemäßigten Rechten und der gemäßigten Linken zu empfehlen. Der „Bund zur Erneuerung des Reiches" wurde von ihm eigens zu dem Zweck ins Leben gerufen, als Piedestal für seine Präsidentschaftskandidatur zu dienen. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß, wer sich sehr viel bewegt, auch in sehr viele Fettnäpfchen treten kann. Luther hat Beziehungen fast zu allen Lagern. Aber in keinem Lager traut man diesem geölten Aal. Besonderer Gegnerschaft begegnet er bei dem ihm parteimäßig so nahe stehenden Stresemann.

Die Auswahl der Kandidaten oder vielmehr derer, die gern Kandidat sein möchten, ist groß. Um so größer wird der Wirrwarr sein, wenn sich plötzlich die Notwendigkeit einer Neuwahl herausstellen sollte.

Da schon heute als das einzig Sichere anzunehmen ist, daß es beim ersten Wahlgang keine absolute Mehrheit geben wird, so gibt es auch mögliche Kandidaten, die heute öffentlich noch gar nicht genannt werden, dann aber plötzlich vor dem zweiten Wahlgang als deus ex machina erscheinen werden. Nach dem bei uns geltenden Recht gibt es ja nicht etwa eine Stichwahl. Alle Kandidaten können in den zweiten Wahlgang eintreten. Ihnen können sich beliebige neue Bewerber zugesellen.

Als ein solcher Bewerber könnte zum Beispiel der frühere deutsche Botschafter in Tokio, Solf, auftreten, der vor zwei Jahren den Abschied bekam, weil er die Altersgrenze erreicht hatte, obwohl er noch sehr rüstig ist. Solf gehörte zu jenen wenigen maßvollen Vertretern der Kaiserzeit, die es nach der Umwälzung für ihre Pflicht hielten, der Republik ihre Dienste zu widmen. Er ist eine ausgeglichene und ausgleichende Persönlichkeit, die in der Tat als Kompromißkandidat, um die Wahl eines Extremen zu verhindern, vielleicht Aussichten hätte.

Bei den Papstwahlen wie bei den Präsidentschaftswahlen in Frankreich und in Amerika hat man es oft erlebt, daß die

Favoriten der ersten Wahlgänge plötzlich, als keine Mehrheit auf einen Prominenten zu erzielen war, ausgeschaltet wurden zugunsten eines Außenseiters, der dann zur allgemeinen Überraschung durch das Ziel ging. So etwas könnte dies Mal auch in Deutschland passieren.

Übrigens eine vorsorgliche Bemerkung angesichts etwaiger Berichtigungsversuche: Mancher der von mir genannten Persönlichkeiten wird es unangenehm sein, wenn sie zu früh für ihren Geschmack vor die Kulissen geschoben wird. Sie wird darum vielleicht ihre Kandidatur dementieren. Demgegenüber gilt, daß, was noch nicht ist, später trotzdem werden kann. Noch liegen nirgends Bindungen vor. Aber Besprechungen finden eifrigst statt. Auf sie zu achten, ist gut, wenn man nicht durch die Ereignisse peinlich überrascht werden will.

Die Utrechter Sensation von Frans Jordaens

Die Deutschen sind ein Volk, dem die Freiheit das höchste Gut bedeutet, jedenfalls die Freiheit der Andern. Welche Welle der Sympathie begleitete jeweils die Befreiungskämpfe der Griechen, der Iren, der Buren und selbst der Neger. Solche Sympathie kostete nichts, verpflichtete zu nichts und gehörte wohl auch zu den allgemeinen Konkurrenzmethoden. Mit der Unterstützung der flämischen Aktivisten während des Krieges verhielt es sich allerdings etwas anders. Man fand in dem besetzten Gebiet eine kleine Gruppe von Fanatikern vor, die, wenn sie sich öffentlich zeigten, von ihren Landsleuten ausgepfiffen wurden und sich jetzt unter den Bajonetten der Deutschen ganz wohl fühlten. Was man von ihnen erwartete, war sehr unklar; eine Stärkung des pangermanischen Gedankens, jenes Geistesprodukts fossiler Generale, oder eine Sicherung für die phantastischsten Annexionspläne, — das wurde nie genau ausgesprochen. Der Erfolg der Kriegsaufrufe an das flandrische Volk blieb minimal; solange man die ganze Küste evakuierte, die Äcker mit Granattrichtern übersäte, war das Wort „zelfbestuur", Selbstbestimmung, eine leere Phrase.

Und was versprach man den Flamen eigentlich? Sie waren weder damals noch sind sie heute eine unterdrückte Minderheit, die sich ihr Recht erkämpfen muß. Im Gegenteil, sie sind zahlenmäßig die Mehrheit, ihre Sprache ist bei allen Gerichts- und Parlamentsverhandlungen zugelassen, sie haben eigne Schulen, sogar eine eigne Universität, jede Bekanntmachung, jedes Straßenschild muß zweisprachig ausgefertigt sein. Das kann man wohl nicht gut Unterdrückung nennen.

Trotzdem besteht eine Unzufriedenheit der Flamen, die besonders in der letzten Zeit sehr gewachsen ist. Es mag damit zusammenhängen, daß das ganze westliche Belgien, das vorwiegend agrarisch ist, sich der völlig industriell orientierten belgischen Handelspolitik fügen muß; es mag mit den Schwierigkeiten Antwerpens zusammenhängen, das nicht am Meer liegt und mit den holländischen Behörden einen dauernden Kampf gegen die Vernachlässigung der Scheldemündung auszukämpfen hat; und vor allem liegen irrationale Gründe

vor, die aus dem flämischen Belgien eine Art Elsaß machen, das niemals zufriedenzustellen ist. Solange Deutschland Belgien besetzt hielt, fluchte man den Deutschen, jetzt soll die französisch orientierte belgische Regierung an allem Unglück schuld sein, und wenn einmal die Utopie der flämischen Aktivisten, nämlich der Anschluß an Holland, verwirklicht sein wird, so wird die holländische Regierung nichts zu lachen haben — Hans im Schnakenloch.

Tatsächlich spielt man in den Aktivistenkreisen mit dem Gedanken der Schaffung der Groß-Niederlande, eine phantastische Idee, wenn man bedenkt, daß Flandern mit Holland auch nichts verbindet. Nicht einmal die Sprache, denn Flämisch stellt allenfalls eine Art holländisches Platt dar, auch für die Holländer schwer zu verstehen, kaum als Schriftsprache anzusehen. Dazu kommen die scharfen konfessionellen Gegensätze und die Tatsache, daß Holland im Interesse Rotterdams dem Hafen Antwerpen noch mehr Schwierigkeiten machen würde, als es jetzt schon tut. Aber das sieht man auf flämischer Seite noch nicht. Man hört jetzt nur die ermunternden Worte einiger holländischer Nationalisten, deren Organ übrigens grade jenes ‚Utrechtsch Dagblad' ist, das in so sensationeller Weise den angeblichen belgisch-französischen Militärpakt veröffentlichte. Am 23. Januar dieses Jahres wurde in Utrecht der dreihundertfünfzigste Jahrestag der Utrechter Union gefeiert. Und bei dieser Gelegenheit hielt im ‚Allgemeene Nederlandsche Verbond' der utrechter Universitätsprofessor Gerretson den miteingeladenen belgischen Aktivisten folgende Rede: „Berichtet bei euch zu Hause, daß Holland hofft, Flandern werde sein Recht noch innerhalb Belgiens zu wahren wissen. Aber sagt auch mit voller Klarheit, daß, wenn Flandern zum Äußersten getrieben, wovor Gott es bewahren möge, wie unsre Ahnen zu seinem Recht zur Revolution und zur Verteidigung gegen eine eidbrüchige und gesetzesverletzerische Macht greifen müßte, daß dann Holland bei den Flamen der Gegenwart niemals tadeln würde, niemals tadeln könnte, was es in diesen Tagen öffentlich bei seinen holländischen Vorfahren feiert." Diese Rede war wohl deutlich genug, und sie hatte im übrigen auch diplomatische Folgen.

Sicherlich sind die Kreise um das ‚Utrechtsch Dagblad' und den Professor Gerretson in Holland nicht allzuwichtig, immerhin wurden doch auch bei dem feierlichen Einzug des nach zehn Jahren Zuchthaus amnestierten Aktivistenführers Borms holländische Delegationen begrüßt und mit den holländischen Farben gefeiert, in einer Weise, die wohl in keinem Lande ruhig hingenommen werden würde. Da die Aktivistenbewegung in der letzten Zeit stark angewachsen ist, was sich bei den diesjährigen Wahlen bestimmt bemerkbar machen dürfte, so sind solche Kundgebungen ja mehr als das gleichgültige Geschrei einiger Fanatiker.

Über die Interessen Belgiens hinaus aber ist die ganze Bewegung durch die sensationelle Veröffentlichung des angeblichen französisch-belgischen Geheimabkommens wichtig geworden. Man darf wohl heute schon behaupten, daß der ver-

öffentlichte Text bestimmt eine Fälschung, milder gesagt eine sehr freie Interpretation des wirklichen Militärpakts, dessen Existenz schon seit 1920 bekannt ist, darstellt. Zunächst ist die Einbeziehung Englands in den Vertrag in einem Grade unwahrscheinlich, daß man schon deshalb lebhafte Zweifel an der Echtheit des Dokuments haben kann. England soll seine nach dem Kriege mit so viel Mühe wiedererlangte Entscheidungsfreiheit ohne jeden Sinn verschenkt haben? So billig wird in der Politik nicht gehandelt und besonders nicht mit England. Ferner ist der ganze Offensivcharakter des Dokuments derartig vorkriegszeitlich, derartig unmodern und für alle Beteiligten unpraktisch, daß man, wenn das Dokument doch wider alle Erwartung echt sein sollte, an das Werk eines alten Militärs glauben müßte, der mit der Weltkarte in der Hand zwischen Frühstück und Mittagbrot Politik macht. Tatsächlich besteht ein militärisches Abkommen zwischen Belgien und Frankreich, schon im Jahre 1920 wurde das belgische Parlament durch Vandervelde davon unterrichtet, die Erklärungen wurden am 15. November 1927 ergänzt und am 26. Januar 1928 durch den Premierminister Jaspar noch einmal schriftlich niedergelegt. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß im Jahre 1927 ein „militärtechnischer" Zusatz gemacht worden ist; und nach den ganzen Sensationen wird wohl der belgischen Regierung nichts andres übrig bleiben, als das echte Dokument zu veröffentlichen.

Erstaunlich bleibt nur, wie unkritisch die Einzelheiten des veröffentlichten Schriftstücks durch die gesamte deutsche Presse hingenommen worden sind. Die Zahl von 600 000 belgischen Soldaten ist einfach unsinnig. Belgien hat eine Einwohnerzahl von neun Millionen. Wenn man alle wehrfähigen Männer ausbilden wollte, könnte man also gegen 900 000 Mann ausheben. Faktisch aber sind zu keiner Zeit mehr als 80 000 Mann inklusive aller Reservisten unter den Waffen gewesen. De jure besteht in Belgien zwar allgemeine Wehrpflicht, de facto aber hat man gar kein Interesse daran, auch nur jeden dritten Wehrfähigen einzuziehen. Es gibt hunderte von Gründen, die vom Heeresdienst dispensieren, und ihnen wird weitherzig stattgegeben. Denn die Bewaffnungsmöglichkeiten sind auf 80 000 Mann begrenzt, und darüber will man nicht hinausgehen. Ferner kann nach der belgischen Verfassung kein Soldat gezwungen werden, in einem fremden Lande Dienst zu tun, nicht einmal in den belgischen Kolonien. Und da soll sich Belgien ohne jede Notwendigkeit verpflichten, Frankreich bei allen etwa möglichen Kriegen gegen Italien oder Spanien zu begleiten?

Mancherlei Einzelheiten des utrechter Dokumentes wird man wohl auch in dem noch zu veröffentlichenden authentischen wiederfinden. Sicherlich aber werden dann die Erwägungen über einen Krieg gegen Holland fehlen. Grade der Ort der Veröffentlichung zeigt wohl ziemlich klar die Quelle an.

Für Deutschland war das wieder eine Probe. Französische Flieger bewarfen wieder einmal Nürnberg mit Bomben; Einmütigkeit von rechts bis links, und nirgends auch nur ein Zweifel. Platz nehmen zur großen Zeit!

Stresemann als Erzieher von C. v. O.

Wenn die Gerüchte wahr sind, daß Gustav Stresemann, von ernsthaften Rücksichten auf seine Gesundheit bewogen, in absehbarer Zeit den politischen Tummelplatz zu verlassen beabsichtigt, so kann die große Rede, die er vor ein paar Tagen im Esplanade den Würdenträgern seiner Partei gehalten, als ein wahrhaft ideales politisches Testament gelten. Auf den geweihten Teppichen des feudalen Stinnesquartiers, wo sich im Oktober 1923 die Diktaturkandidaten zum Kaffee trafen, hat er eine wahrhaft glänzende Interpretation der parlamentarischen Demokratie und ihrer vernünftigen Handhabung gegeben. Wie er das ABC der Demokratie auseinandersetzte, die Drohungen der reaktionären Gewalten charakterisierte, ohne dabei in billige Panikmacherei zu verfallen, wie er im Vorübergehen mit einem kleinen ironischen Gruß den größenwahnsinnigen Herrn Adenauer tödlich lächerlich machte, das war oft mehr als nur begabt, mehr als talentierte Improvisation, das war wahrhaft weise. Was aber, fragst du, hat die meisterhafte Pädagogik nun genützt? Was ist geschehen, was hat sich geändert —? Die einzige sichtbare Folge, abgesehen von der Versicherung republikanischer Blätter, daß Herr Stresemann ein großer Staatsmann sei, ist eine verwaschene und wortreiche Deklaration, die um keinen Deut besser ist als die Verlautbarungen der andern an der Krise beteiligten Parteien. Während der eifervolle Sittenprediger aber den Politikastern die Köpfe wusch, ihre Kleinheit geißelte, ihnen bewegt zuredete, doch das Vaterland nicht ihren läppischen Fraktionsehrgeizen zu opfern, siehe, da schuf er auch schon ein neues viel ernsteres Hindernis als die von ihm Abgekanzelten, indem er als Voraussetzung für den Eintritt seiner Partei in die Regierung von der Sozialdemokratie die Zustimmung zu einer neuen Finanzpolitik verlangte, die de facto auf die Kosten der arbeitenden Massen gehen muß und von der Partei nicht geschluckt werden kann, wenn sie nicht den letzten Kredit verlieren will. Herr Stresemann ruiniert also, was er angeblich fördern will. Er baut Hindernisse, während er mit der Miene des Schwerarbeiters angeblich welche niederreißt. Deshalb jedoch ist das, was er in seiner Rede gesagt, weder unrichtig noch unwahr. Aber die Wahrheit selbst ist nur ein Mittel, um eine alte Täuschung durch eine neue zu ersetzen. Darum muß man unsrer Demokratie eine so schlechte Prognose stellen: ihren besten Köpfen selbst ist die Wahrheit nur ein Instrument, das man beliebig anwenden und dann wieder ruhig in die Kiste legen kann. Man schöpft aus tiefstem Herzensgrund, man schreckt selbst vor mutigen Offenheiten nicht zurück, verabfolgt die bittere Medizin der Aufrichtigkeit, nur um ein schiefes Parteigeschäft zu decken. Bald muß das Register erschöpft sein. Aber vielleicht wird das Spiel schon vorher zu Ende sein.

„Der christliche General“ von Asiaticus

III.

Nun beginnt die letzte Etappe, die Feng Yu-Hsiang als vollendeten Meister der militaristischen Intrige und gleichzeitig als stärksten militaristischen Machtfaktor wie auch als raffiniertesten Demagogen und sehr redseligen Volkstribunen zeigt. Im Laufe eines halben Jahres begründete er, einer der jüngsten von den Generälen im Lager der Kuomintang, eine eigne Richtung, die heute bereits den linken Flügel in Nanking und auch große Teile der Linken, die außerhalb der Kuomintang stehen, hinter sich sammelt. Auf der letzten Konferenz der Zentralexekutive der Kuomintang in Nanking kam Feng in der Tracht eines einfachen Soldaten mit einem seit Wochen unrasierten Gesicht an und predigte bei allen Militärparaden, bei allen Versammlungen und Demonstrationen seine Solidarität mit dem armen Volke. Das Angebot von Tschiang Kai-Schek, in einem Palast in Nanking zu residieren, wies er in aller Öffentlichkeit zurück mit der Begründung, daß es angesichts der wachsenden Armut der Volksmassen in China für ihn grade genug sei, wenn er ein kahles Stück Boden und eine einfache Matte darüber habe. Während der Konferenz, die immer wieder infolge der scharfen Gegensätze innerhalb der verschiedenen Richtungen auseinanderfiel, mahnte Feng zur Einigkeit. In seinen öffentlichen Reden geißelte er die Korruption und Bureaukratie innerhalb der Kuomintang und predigte das Wort für die Massen, daß nicht nach dem Mitgliedsbuch, sondern nach der Verwirklichung der Prinzipien Sun Yat-Sens die Treue zur Kuomintang bewertet werden müsse. Mit diesem Vorstoß gegen die alten Machtcliquen der Kuomintang, die durch ihr reaktionäres Regime, durch die Hinrichtungen von revolutionären Arbeitern und Bauern und durch das Paktieren mit dem Imperialismus sich immer verhaßter gemacht hatten, gewann er einen großen Teil der Kuomintang. Die Konferenz der Militaristen und Politikanten der Partei bot infolgedessen ein eigenartiges Bild. Feng Yu-Hsiang hielt sie alle unter Druck, ließ die Volksseele gegen sie kochen, denunzierte und schmähte sie fortgesetzt in seinen Reden, sprach von der Not des Volkes und wies auf seine Rivalen als die Hindernisse der Besserung hin.

Nach der Konferenz, die ein völliger moralischer Sieg Fengs wurde, die ihn mit einem Schlage zum Führer des linken Flügels machte, schlossen sich die übrigen militärischen Gruppen im Lager Nankings gegen ihn zusammen. Feng zog sich in seine Provinzen zurück und ließ sie in ihren Schwierigkeiten. Nach Honan zurückgekehrt, ließ er zum Ausgleich einige revolutionäre Bauernführer und angebliche Kommunistenführer hinrichten und forderte seine Armee auf, in der Fahndung nach Kommunisten nicht zu erlahmen und rücksichtslos zu sein.

Nach kurzer Zeit kehrt er in gestärkter Position nach Nanking zurück und wird Kriegsminister. Er leitet nun die Kampagne zur Beschränkung der militärischen Ausgaben und zur Demobilisierung von überflüssigen Truppenteilen. Nur die

disziplinierteśten, militärisch geschultesten und kernigsten Truppen sollen als die „nationale Armee" erhalten werden, womit er vornehmlich seine eignen Truppen meint.

Die Nankingregierung modernisiert kräftig, läßt ein Mausoleum für Sun Yat-Sen bauen und verwandelt große Gebietsteile um das Mausoleum zu öffentlichen Parks. Die Bevölkerung wird dazu aus ihren Hütten und Häusern vertrieben und die Geschädigten verlangen vergebens Entschädigung. Feng wird angerufen und desavouiert die Regierung in einer öffentlichen Rede, erklärt, daß es ein ganz schlechtes Beispiel für die Ehrung Sun Yat-Sens sei, wenn man die armen Leute zu Paaren treibe, und erzwingt Hilfe für sie. Auf einer großen militärischen Parade und gleichzeitigen Versammlung der nankinger Kuomintang fragt er wieder, warum nichts für die armen Volksmassen geschehe. Wenn er die Lage des Volkes sehe und die Unfähigkeit jener, auf die es seine Hoffnung gesetzt habe, so könne er nur in bittere Tränen ausbrechen. Und er weint tatsächlich. Und die Zuhörer weinen auch, wenn der große Marschall weint.

So spielt Feng Yu-Hsiang. Er hat die stärkste militärische Truppe hinter sich, aber er denkt nicht daran, mit ihr jetzt zum Kriege gegen seine Rivalen zu ziehen. Er ist der Propagandist der nationalen Einigkeit, der Politik des armen Mannes, während er die Politik seiner Gegner als die Politik des reichen Mannes denunziert. Er strebt nach der Diktatur, die eine sogenannte „nationale Diktatur" werden soll.

Er ist ein alter Meister in Staatsstreichen. In Peking hat er zwei vollführt. In Nanking ist er selbst Mitglied der Regierung. Aber er versteht, die Verantwortung andern zuzuschieben. Seine Rolle ist dort, die Elemente eines künftigen Staatsstreiches, des größten von allen, die er bisher geplant und unternommen hat, zu pflegen und zu entwickeln. Er spielt dazu mit Volksstimmungen, mit dem Ausdruck der gewaltigen rebellischen Strömungen. Oder er läßt sich von diesen Strömungen treiben und spielt auf den Illusionen der enttäuschten nationalrevolutionären Massen.

* * *

Das Charakterbild Fengs und sein Aufstieg ist nichts andres als die Verkörperung der Geschichte der chinesischen Bauernschaft nicht des Südens, sondern der übergroßen rückständigen Hälfte Chinas im Norden und im Nordwesten während der letzten revolutionären Periode. Es ist die Verkörperung jener überwältigenden reaktionären Last, die dem Norden Chinas bereits im Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts erlaubte, alle revolutionären Erhebungen des Südens, sobald sie in seine Zone gelangten, niederzudrücken. Es ist aber ein Zeichen der Zeit, daß die Geschichtsszene, die Feng Yu-Hsiang gegenwärtig vollführt, bereits die revolutionären Insignien des Südens mit sich trägt, daß der Diktator die Fahne der nationalen Revolution und der Politik des armen Mannes schwingen muß. In Feng Yu-Hsiang vollführt der chinesische Militarismus, der selbst das scheinrevolutionäre Gewand tragen muß, seinen Totentanz.

Die wirkliche Arbeiterpresse von Erik Reger

I.

Eines Vormittags, im Jahre 1921, gingen auf dem Schalker Hüttenwerk in Gelsenkirchen die Arbeiter aus den Betrieben heraus und faßten Posten am Hauptportal. Bald darauf fuhr, mit großen Ballen Papier beladen, ein Lastauto an. Die Arbeiter sprangen auf, rissen die Pakete auseinander und warfen sie in den Fabrikhof. Eine Schaufel Kohlenglut darunter; ein Windstoß; eine Flamme, als wenn es Pulver wäre. Ehe die Pförtner Alarm schlagen konnten, trieben die verkohlten Fetzen der ‚Hüttenzeitung' hoch über den Dächern hin.

Etwa drei Jahre später häuften sich die Beschwerden der Arbeiter, weil die ‚Hüttenzeitung' nicht immer in ausreichender Anzahl geliefert wurde. Es kam wiederholt zu Streitigkeiten, wenn ein Betrieb früher als der andre in ihren Besitz gelangte.

Heute erscheint die ‚Hüttenzeitung', mit 52 Kopfblättern, in einer Auflage von viermalhunderttausend.

*

In dieser Geschichte der Werkszeitungen spiegelt sich nicht nur der Rückschlag, den die Arbeiterbewegung seit 1920 erlitten hat, und nicht nur die Zähigkeit und Zielbewußtheit des Unternehmertums, dessen Erfolge noch bedeutender wären, wenn seine Syndici, im Bestreben, immer den schärfsten Brotgebern zu gefallen, nicht dann und wann eine kapitale Dummheit begingen; es spiegelt sich darin überhaupt unser ganzes politisches Elend.

Merkwürdigerweise befaßt sich, außer der Gewerkschaftspresse, kein Mensch mit jenen periodischen Druckschriften, die von den Fabrikanten, im allgemeinen kostenlos, an die Arbeiterschaft verteilt werden. Die Öffentlichkeit hätte, wenn nicht sozialpolitische, so mindestens kulturelle Motive genug, diese Abart der Publizistik zu kontrollieren. Aber entweder weiß sie nichts von ihrer Existenz, oder sie unterschätzt in unbegreiflicher Ahnungslosigkeit den Effekt.

Niemand in Deutschland kennt den Arbeiter so genau wie der Unternehmer. Die Gewerkschaftssekretäre erklären den Direktoren, der Arbeiter benutze die Werkszeitungen höchstens als Butterbrotpapier oder auch zu weniger appetitlichen Zwecken; aber selbst wenn hinter dieser Behauptung mehr steckte als ein frommer Selbstbetrug — denn wenn es wahr wäre, wozu ereiferten sie sich dann? —, so läge noch eine ungeheure psychologische Fahrlässigkeit vor. Die Unternehmer, nicht die Arbeiterführer, haben es verstanden, den Scheiterhaufen von Schalke produktiv zu machen. Sie wußten, daß es genüge, wenn der Arbeiter die Werkszeitung in die Tasche steckte, wo sie nachher von seiner Frau gefunden werden mußte. Spätestens mit dem Moment, wo das erste Exemplar auf dem Tisch einer Arbeiterwohnung lag, war die Beeinflussung perfekt. Denn bevor der Mann darin seine Stulle einwickelte, hatte es die Frau, hatten es die erwachsenen Kinder gelesen; und daß Frau und Kinder, sei es durch einen Roman, sei es durch Modeberichte, Rätsel oder Werkklatsch, dem auch der Mann leicht zugänglich ist, gefesselt wurden, war die erste Sorge der Redakteure.

Der Arbeiter ist sich natürlich kaum bewußt, daß seine Überzeugung abhängig sein muß von der Art, wie ihm das Weltbild dargestellt wird; und in eben diese Bresche seiner Logik springt die Werkszeitung ein. Sie geniert sich nicht, auf jene Instinkte des Proletariers zu spekulieren, denen die Vorstadtkinos schmeicheln: all die Träume von Schönheit und Mondänität werden mit Wonne genährt, die ganze Atmosphäre der glatten Gesichter und eleganten Gesellschaftstoiletten wird herbeigezaubert. Sie gleitet mit einem sanften Hinweis auf die ewige Ordnung der Dinge an jeder Wirklichkeit vorbei und malt mit

emsiger Beredsamkeit das philosophische oder poetische Abbild: unten aus der Perspektive Spenglers, oben aus der Perspektive der Courths-Mahler. Dabei bemüht sie sich um eine gefällige typographische Anordnung. Sie ist das Magazin des Industrieproleten.

*

Die Schalker ‚Hüttenzeitung' und was sich daraus entwickelt hat, ist der Initiative Väglers entsprungen. Sie wird als Faktor der sogenannten Werksgemeinschaft plakatiert: die Propaganda für diesen idealistischen Artikel, in platonischen Kongreßreden und Zeitungsaufsätzen, die nur die Interessenten lasen, war nicht populär genug. Werksgemeinschaft: das ist die moderne Form der Beherrschung des Kleinen durch den Großen; der bisher durch keine staatliche oder geistige Umwälzung erschütterte Wille, in der Gnadensonne scheinheiliger Phrasen Privilegien aus ererbtem Besitz abzuleiten.

Die Industriellen sind, wo es sich darum handelt, die Machtposition ethisch zu unterbauen, keineswegs geizig oder auch nur genügsam. Auch dieses Experiment des hermetischen Abschlusses der Arbeiter, das sie „Konnex mit dem Betrieb verschaffen" nennen, betreiben sie wissenschaftlich. Vögler hat, unter dem Vorwand technischer Prüfungen, in Düsseldorf eine stahlhelmfreundliche Anstalt gegründet, wo die zukünftigen Betriebsführer, Werkmeister und Leiter der Lehrlingsschulen unterrichtet werden: das „Dinta", Deutsches Institut für technische Arbeiterschulung. Als Protektor fungiert, eine immerhin eigenartige Auffassung von den Pflichten eines Kommunalbeamten, der Oberbürgermeister Doktor Lehr. Im Dinta werden kapitalistisches Ethos, Wandervogelkult, Sportbegeisterung, Religion, Nationalismus und fließendes Band in einem Schmelztiegel durcheinandergerührt. Die Aussichten dieses Seelenfangs sind am besten an der Nervosität abzulesen, womit ihm die Gewerkschaftsbureaukratie gegenübersteht.

Hier im Dinta sitzt nun der Doktor Arnhold, der spiritus rector des größten deutschen Werkszeitungskonzerns. Ehemaliger Offizier, jetzt Ingenieur; äußerlich der Typ des smarten Amerikaners, innerlich Kadett, mit einem Schuß Realpolitik; jeweils auf dem Boden der Tatsachen stehend, wie er sie auffaßt; keine Spur von Ideologie, mit ungewöhnlichem Verstand begabt und in allen Kniffen des Versteckspiels bewandert. Mißtrauisch gegen Kinkerlitzchen, überzeugt von der Wirksamkeit der Brutalität, bezeichnet er seine düsseldorfer Mission schlicht und deutlich als „Menschenbewirtschaftung". Wenn diese Menschenbewirtschaftung in seinen Werkszeitungen noch meistens in Gartenlaubenmanier erscheint, so ist es die Schuld seiner Unterredakteure, denen noch die Übung und vielleicht auch die hundertprozentige Gesinnung fehlt — denn es sind Angestellte, die nach einer mittelmäßigen Tarifgruppe bezahlt werden.

Druck und Expedition wird vom düsseldorfer Industrieverlag besorgt, wo auch der tägliche Unternehmerkatechismus, die ‚Deutsche Bergwerkszeitung', erscheint. Angeschlossen sind über hundert Werke der Hütten-, Maschinen-, Textil-, Bau- und Chemikalienindustrie in Rheinland-Westfalen, Bayern, Mittel- und Ostdeutschland; dazu fast sämtliche Kohlen- und Kalizechen. Über die redaktionelle Organisation sagt der Arnholdsche Geheimprospekt:

„Die Hauptschriftleitung gestaltet den großen Rahmen der Zeitung, während die auf das Werk und seine Angehörigen bezüglichen Beiträge von einem Herrn des Werks selbst nebenamtlich bearbeitet und der Hauptschriftleitung im Dinta zugeführt werden. Um es auch kleinern und mittlern Werken zu ermöglichen, sich an diesem Werkszeitungssystem zu beteiligen, haben wir neben dem reinen Werkszeitungstyp eine Gruppe von Bezirkszeitungen geschaffen... Aus fast 90 Kanälen läuft allwöchentlich der Stoff bei uns ein. Von Wichtigkeit ist für jede einzelne Ausgabe die Lieferung des sogenannten

Werksallerlei, in dessen Reichhaltigkeit die Einführung der Zeitungen bei der Arbeiterschaft wesentlich begründet ist ... Die Werkszeitung setzt das Werk mitten in das Bewußtsein eines jeden seiner Arbeitenden ständig hinein. Sie gruppiert um diesen Kern alles, was für den auf dem Werke Tätigen zum Verständnis der Vorgänge in- und außerhalb seiner Arbeitsstätte erforderlich ist. Unsre Zeitung ist bei mannigfaltigstem Inhalt einfach zu lesen und berücksichtigt die Bedürfnisse des Arbeiters, der nach Erfüllung seiner Tagespflicht für den Feierabend nur nach einer Lektüre greift, die ihn nach Inhalt und Form zu interessieren und anzusprechen vermag ... Die Gesundung setzt voraus, daß die deutsche Wirtschaft nicht ihren Gegnern die Sorge für ihre Arbeiterschaft allein überläßt, sondern sie im Geiste des Dinta selbst in die Hand nimmt. Diese Sorge für die Erweiterung seines Blickwinkels und seiner seelischen Annäherung an Werk und Wirtschaft hat mittels der Werkszeitung zu dem deutschen Arbeiter sichern Zutritt ..."

Das gibt zugleich einen Begriff von dem Deutsch, das in Dintakreisen gesprochen wird. Die kostenlose Abgabe der Zeitung, heißt es dann weiter, sei nicht als Geschenk zu betrachten, sondern bedeute auf lange Sicht ein Mittel zur Erhöhung der Produktion. „Als besonders wirksam hat sich die systematische Bekämpfung der Betriebsunfälle mit Hilfe der Werkszeitung erwiesen. Nach Berechnung der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft Essen ist jeder verhütete ernstliche Unfall gleich viertausend Mark Gewinn zu setzen. Gegen diese Summe ist der Gestehungspreis einer Werkszeitung verschwindend gering."

Der Preis, den die einzelnen Werke für die Dinta-Blätter zu zahlen haben, schwankt je nach der Höhe der Bestellung zwischen acht und zwölf Pfennig für das Stück.

*

Ein paar Überschriften: Divisions-Tagesbefehl 1917; Unter den Fremdenlegionären; Die Rache der Verlassenen; Wie halte ich gute Nachbarschaft?; Politischer Rundfunk; Mutterpflicht und Mutterglück; Das neue Heldenehrenmal in Gustavsburg; Unsere Abteilung Weichenbau; Die Grubenfahrt; Dem deutschen Helden Schlageter, mit ganzseitigem Bild; Wie verarbeite ich einen abgelegten Herrenhut zu einem hübschen Kinderhäubchen? Dazwischen: Jubiläen, mit Photos und faksimilierten Hindenburgbriefen; Familiennachrichten; Vereinsecke; moralische Schlagzeilen: „Geh Sonntag abends früh nach Haus, dann läuft die Montagsschicht gut aus", oder: „Der Mensch ist geboren zum Arbeiten wie der Vogel zum Flug"; Witze; Kochrezepte; „Praktische Winke" für die Hausfrau; Kleine Anzeigen.

Die Notwendigkeit einiger Herren über viele Knechte ist das Leitmotiv. Von Lichtenberg bis Lagarde wird das Zitatenlexikon gewälzt, um zu beweisen, daß die Masse „Führer" brauche, die „die Dinge mit den ewigen Weltgesetzen in Einklang bringen können". Rudolf Herzog dichtet zu Neujahr:

> Schnitz Männer uns aus Eichenholz,
> An Wissen und an Waffen stark,
> Die vor dem Volk als Führer gehn,
> Unnahbar aller Schmach und Schuld,
> Und denen hell im Auge stehn
> Die Adelsbriefe Deiner Huld.

Ungefähr so sagt das der Pfarrer auch, nämlich die Rhein-Ruhr-Handelskammer, nur mit ein bißchen andern Worten, ohne Pathos, aber mit um so echterer Gesinnung: „Die Wirtschaft droht von den sozialen Kräften überrannt zu werden."

Unentwegt werden den Hüttenarbeitern mit der Zehn- bis Zwölfstundenschicht und den Kumpelfrauen, die mit dem achten Kind schwanger gehen, goldene Lebensregeln serviert:

Stets mit Wohlbehagen und frei von aller Hast frühstücken,

häßliche Gedanken verscheuchen und mehr an das Gute und Schöne denken,

sich so lange und so oft es nur eben geht in frischer Luft aufhalten.

Das goldene Zeitalter der Wirtschaft wird folgendermaßen dargestellt:

„Ist also die Summe, die als Dividende heute auf die Kapitalien gezahlt wird, absolut keine Quelle für eine irgendwie auch nur nennenswerte Befriedigung von höheren Lohnansprüchen, so ist es weiterhin auch grundsätzlich abzulehnen, eine Gewinnbeteiligung auf dieser Basis herzustellen, die ohne Gegenleistung erfolgt. Der Arbeiter soll nicht nur einseitig am Gewinn beteiligt werden, er muß auch den Verlust tragen."

Geduldig wie er ist, wird er ihn tragen, wie er ihn schon immer getragen hat, und sich mit diesem Trost zufrieden geben:

„Mag auch der Gabentisch, den wir unsern Lieben herrichten können, noch spärlicher und dürftiger besetzt sein als in den voraufgegangenen Jahren, mag er sogar vielleicht ganz leer bleiben, er hat mit der Weihnachtsfreude, dem Weihnachtslicht doch nur äußerlich etwas zu tun. Er ist gleichsam nur ein Trabant der Feststimmung — und wie oft hat er sie nicht schon durch Enttäuschungen, die er bereitete, arg gestört."

Es ist barmherzig, Hungernde auf die wunderbare Ordnung des Sternenhimmels zu verweisen; denn wie leicht könnten sie sich, im Drang, sich satt zu essen, den Magen verderben. Kein Geld für Weihnachtsgeschenke? Aber sie machen ja nur Ärger und Verdruß. Wie die Sanitätsräte der Großen Zeit: Kein Fleisch? Aber Fleischessen ist überhaupt ungesund. Dagegen:

„Es ist ein Bild voll Zartheit und Kraft, das ich mir jetzt ausmale. Eine Familie um den Tisch versammelt, und der Hausvater liest aus der Bibel den Abendsegen. Mutter hat das Jüngste auf dem Schoß und die Größern Handarbeiten. Wollte Gott, so wäre es in vielen deutschen Häusern. Deutschland, unser herrliches Vaterland, würde es bald spüren."

Dazu dann noch die Kaserne, so hätten wirs wieder geschafft. Aber leider fehlt einstweilen „die Erziehung zum pflichtbewußten Menschen durch das Militär, die früher noch manchen, der Zucht des Elternhauses und des Lehrherrn Entlaufenen auf den rechten Weg brachte, diese strenge, aber gedeihliche Zucht, deren noch heute viele Tausende von schaffensfrohen und tüchtigen, an Ordnung und Sitte gewöhnten Arbeitsleuten der Hand und des Geistes dankbar gedenken."

Das ist Herr Arnhold. Der Arbeiter muß eine deutsche Seele haben, hat Fritz Thyssen gesagt. Missionare an die Front!

II.

Aber grade die großen Unternehmer zeigten Herrn Arnhold die kalte Schulter. Sie sahen nicht ein, weshalb sie sich für ihr Geld nicht selbst einen Redakteur halten sollten. Das Dinta war ihnen unsympathisch; sie betrachteten es als Konkurrenzmanöver. Der Direktor eines Weltkonzerns sagte: wofür der Arnhold die Reklametrompete bläst, das haben wir im Stillen und ohne daß wir die Gewerkschaften aufreizen, schon längst. Herr Arnhold berief eine Konferenz aller Werkszeitungsredakteure: sie machten eine ver-

gnügte Dienstreise nach Jena und lehnten das Dintaprojekt ab. War nicht jeder von ihnen ein Arnhold? Was sollten sie ihre gut dotierten Posten aufs Spiel setzen? Herr Arnhold machte Bittgänge zu den Industriekapitänen: vergebens. Die Krupp, Borsig, Siemens undsoweiter bestanden auf der Herausgabe eigner Blätter.

Soweit diese, wie die ‚Siemens-Bauunion', die ‚Draegerhefte', die Zeiß-, Koppers-, Steinway-, A.E.G.- und Bergmann-Mitteilungen, die ‚Junkers-Nachrichten' oder die ‚Kruppschen Monatshefte', mehr oder minder sensationell aufgemacht, nur Kataloge und technische Kompendien für die Kundschaft darstellen, gehen sie die Öffentlichkeit nichts an. Die meisten Werke bringen aber außerdem noch richtige Werkszeitungen heraus oder verbinden die Zwecke der Propaganda und der Werksgemeinschaft. Da gibt es: die ‚Stollwerk-Post', vorsichtig und rheinisch-neutral; die ‚Blätter vom Hause' der Persilfirma Henkel, eine Art Bayreuther Brevier für Seifenpulver und Scheuersand, völkische Belange und Himmelsschrift; die ‚Spannung', ein A.E.G.-Magazin mit interessanten Photos und ohne literarische Ambitionen; die ‚Osram-Nachrichten', trocken, aber aufschlußreich; die ‚Siemens-Mitteilungen', viel sachliche Details neben dilettantischer Belletristik; die ‚G.N.C.-Monatsschrift' der Brunsviga-Rechenmaschinenfabrik, ein Aufguß von Westermanns Monatsheften; die ‚Kruppschen Mitteilungen', halb reinliches Verordnungsblatt, halb populäre Illustration aus ‚Werkstatt' und ‚Heimat'; das Genrebilder-„Werk" der Vereinigten Stahlwerke, industrielle Hundsveilchen-Romantik; die ‚Erholung' der Bayerschen Farbwerke und die ‚Werkszeitung der Badischen Anilin- und Sodafabrik', beide voll aufdringlicher Bildungsmache; die ‚Brücke' der Firma Jucho — „seid alle deutsch bis in das Mark, erst dann wird Deutschland wieder stark".

So verschieden, je nach der Begabung der Produzenten, das Gesicht dieser Blätter ist, so gemeinsam sind die entscheidenden Züge: die Spekulation auf persönliche Eitelkeiten, die sorgfältige Registrierung der Personalien in Wort und Bild, der billige Schmus um Pensionäre und silberne Hochzeiter, die Ermunterung und Begünstigung der Werkspoeten — denn der Mensch ist anhänglich an denjenigen, der seinen Namen und die darunter gehenden Schreibübungen druckt. Vielfach werden die Beiträge der Werksangehörigen mit ein paar Mark honoriert. Aber auch der dichtende Bruder oder Sohn des Fabrikanten findet seine Unterkunft. Zum Beispiel offenbart Herr Max Jucho in der ‚Brücke' folgendermaßen sein lyrisches Talent:

> Ich glaube an die Liebe
> Zum angestammten Land,
> Sie nähret frische Triebe,
> Wenn Hoffnung neu erstand.
>
> Ein Volk der Arbeit, Denker,
> Es kann nicht untergehn
> Und wird trotz seiner Henker
> Die Prüfung gut bestehn.
>
> Dem Vaterland gib Stärke,
> Zurück die alte Kraft,
> Daß deutsche Art und Wesen
> Wie einst sich Achtung schafft.

Achtung, Selbstkostenverleger! Dem Manne kann geholfen werden.

Es darf ruhig zugegeben werden, daß sich unter den ausgelegten Ködern auch einmal wirklich instruktive Sachen über den Produktionsprozeß, über Gewinn und Verlust von Absatzgebieten fin-

den: Zusammenhänge, deren Kenntnis für den Arbeiter, der in den modernen Riesenbetrieben außer seinem Werkstück und seinen engsten Mitarbeitern kaum was zu sehen kriegt, von eminenter Wichtigkeit ist. Aber das muß erst aus einem Wust tendenziöser Kommentare herausgeschält werden, und dieser Methodik sind die Wenigsten gewachsen, zumal die Tendenz immer in Nebensätzen und hinter einer scheinbar zwingenden Logik verborgen ist.

All die hundert Schlichen des Systems spiegeln sich in den Werkszeitungen. Die Vereinsmeierei: Werkssänger, Werksschachspieler, Werksturner, Werksgottweißwas — irgendwo muß jeder Vorsitzender, Schriftführer oder Kassierer werden können. Die Wohlfahrtspflege: wie treuherzig diese Bilder der verschüchterten Kleinen unterm Werksweihnachtsbaum, die ihr Werkschristkindchen, Groschentrompeten und Dreipfennighampelmänner verlegen zwischen den Fingern drehn. Man muß sich einmal die ‚Siemens-Mitteilungen' oder die ‚Brücke' ansehn, wo die Köpfe seitenweise, wie im Verbrecheralbum, zusammengereiht sind: in den fünfundzwanzig Dienstjahren hat sich zwar auf den Gesichtern der soziale Unterschied von Herkunft und Bildungsgang erhalten, aber im geistigen Ausdruck haben sie sich untereinander vollkommen angeglichen. Überall ist die Stumpfheit des Betriebs, der Fachdünkel, das Strebertum abgezeichnet. Eine erschütternde deutsche Kulturgeschichte.

*

Und nun Borsig. Wer Borsig kennt, wundert sich nicht. Die ‚Borsigzeitung' ist die konsequenteste, offenherzigste und daher originellste Werkszeitung, die es gibt.

Nicht, daß sie gewalttätig wäre. Im Gegenteil, sie ist kulant. Sie ist gekonnt — vom Unternehmerstandpunkt; und niemand erwartet, daß die Unternehmer ihre Klasse verraten. Der Renegat Alfred Striemer, ehemals Redakteur bei den freien Gewerkschaften, leitet sie. Parallele: Stinnes und Lensch bei der ‚DAZ.' Aber Borsig ist mehr Herr im Hause als Stinnes, und Striemer ist ein Arbeiter, kein Schwätzer.

Der abtrünnige Amateursozialist dient den Absichten seines Brotgebers, indem er richtige Arbeitersozialisten in seinem Blatt schreiben läßt. Er spricht sich deutlich aus: „Die Hand, die in der Hosentasche geballt wird, ist bekanntlich sehr viel gefährlicher als die, die wir offen vor uns sehn." Also ermüdet er den Radikalismus, indem er ihn durch die Druckspalten sausen läßt. Das Ventil ist offen — hei, mit welchem Elan die Verdrossenen ihre Meinung sagen. Der Redakteur behält unterdessen seinen Atem; er reguliert nur. Das Resultat ist ähnlich wie beim Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel.

In der Borsigzeitung melden sich alle Unzufriedenen. Da hat man die fuchsschlaue Einrichtung getroffen, daß Verbesserungsvorschläge der Arbeiter prämiiert werden. Die Kommission macht Schwierigkeiten: der Geschädigte darf sich auf der Eselswiese der Werkszeitung tummeln. Die Vertreter der Gewerkschaften legen die Grundsätze ihrer Organisation dar. Der Betriebsdirektor, der Betriebsrat und der einfache Mann führen Diskussionen über Betriebsegoismus und Ressortfanatismus, über Lehrlingserziehung, über den Umgangston der Vorgesetzten, über das Verhältnis der Arbeiter zu den Angestellten. Da schreibt ein Dreher:

„Man will sich einander freudvoll opfern, wo alle Dinge, die bestehn, die guten und die schlechten, gottgewollte Ordnung seien. Daß diesem aber nicht so ist, braucht dem Arbeiter, der seine Lohndüte als Basis seiner Existenz betrachten muß, nicht erst gesagt zu werden, er weiß, daß die Volksgemeinschaft . . . anders aussehen muß als wie die jetzige Ordnung."

Ein andrer:

„Die Ehre des Arbeiters steht im bürgerlichen Leben tief im Kurs ... Schwer empfindet der Arbeiter die Ablehnung einer Forderung, die seine staatsbürgerliche Freiheit betrifft, und die Bestrafung für diese Freiheit, z. B. für die Maifeier. Wenn ein Franzose französisch spricht, dann versteht der deutsche Bürger das sicher besser, als wenn ein deutscher Arbeiter deutsch spricht ... Ich denke an den Ruhreinbruch, ja da hat man den Streik der Arbeiter gradezu bejubelt, da war der Streik eine ehrenvolle Tat. Ist man sich denn gar nicht darüber im klaren, was man Familienvätern und Kämpfern antut, wie tief man ihr Ehrgefühl verletzt, wenn man sie bestrafen will, weil sie Solidarität geübt haben, weil sie ihre staatsbürgerliche Freiheit verteidigt haben? Ganz anders beurteilt das Bürgertum gleiche solidarische Handlungen, wenn sie in ihren Kreisen gemacht werden, z. B. den Ärztestreik ..."

Ein dritter:

„Die Arbeitgeber haben naturgemäß ein Interesse daran, daß zwischen Angestellten und Arbeitern keine dicke Freundschaft entsteht, denn sie brauchen die Angestellten, um durch sie die Arbeiter zu regieren."

Und ein Transportarbeiter:

„Wir wissen es wohl am besten, daß uns bei Borsig nichts geschenkt wird, im besondern nach dem Abbau, wo die Zahl der Hilfsarbeiter viel zu klein geworden ist und man hier und dort rennen muß, um zur Hand zu sein. Wir sind auch die Opfer der Beobachter, denn man sieht uns überall und wenn wir mal Pause machen und ermüdet sind, dann sind sie gleich da und sagen: die faulen Kerle ..."

Das alles darf in dieser Werkszeitung, und zum Teil unwidersprochen, geschrieben werden. Oder der Betriebsdirektor antwortet: nicht aufbrausend, nicht überheblich, sondern mit gut gespieltem Verständnis für Arbeiternot. Theoretisch gibt er alles zu. Praktisch muß leider vorerst alles beim alten bleiben; denn:

„Man muß es wohl aussprechen, um grade unsrer deutschen Arbeiterschaft einen ehrlichen Dienst zu erweisen, daß wohl jetzt die Zeit noch nicht da ist, um Gedanken zu verwirklichen, die vor allem eine disziplinierte, von Verantwortungsbewußtsein durchdrungene, vielseitig, nicht nur einseitig, unterrichtete Arbeiterschaft voraussetzen, die die Folgen ihrer Beschlüsse für den Betrieb und die Wirtschaft in ihrer ganzen Auswirkung zu überblicken vermag."

Zwischendurch schiebt Herr Striemer, um die Gegensätze auszusöhnen, eine Seite Karikaturen ein, in der die Werkstypen vom Direktor bis zum Magazinier mit dem Zeichenstift festgehalten werden. So wird mit den Funken, die ebensogut zur Flamme hätten werden können, eine bengalische Illumination veranstaltet. Der Betrieb ist ruhig, der Profit ungestört. Von den Arbeitern wird der schreibende Kollege beglückwünscht: Da hast dus ihnen gegeben, das stecken sie sich nicht hinter den Spiegel. Aber gewiß, sie stecken es hinter den Spiegel. Es ist eine Trophäe: sie haben den Arbeiter überwunden, indem sie ihm die Halluzination eines Triumphes verschafften.

*

Die Werkzeitungen sind auf gutem Papier gedruckt, größtenteils sogar geheftet, und haben einen Umfang von acht bis zweiunddreißig Seiten. Die Arnholdschen Blätter erscheinen wöchentlich oder vierzehntäglich, die meisten andern monatlich. Gesamtauflage: mehr als eine Million.

Hier, von Arnhold bis Striemer, haben wir die wahrhafte deutsche Arbeiterpresse. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Um so sicherer wirkend.

Wollen wir nicht endlich die Augen aufmachen?

Deutschlands Kulturexport von Wilhelm Uhde

Wir haben in Nummer 7 Wilhelm Uhde das Wort gegeben zur Verteidigung gegen seine deutschen Angreifer, die ihm Verräterei gegen Deutschland vorwerfen, weil er das, was Deutschland der Welt augenblicklich an Kulturwerten zu geben hat, vom Standpunkt eines durch keine Grenzen beengten Europäertums ablehnen zu müssen glaubt. Die Angriffe gegen Uhde sind inzwischen fortgeführt worden. Er setzt hier noch einmal, als Ergänzung zu der persönlich gehaltenen Antwort an seine Gegner, an handgreiflichen Beispielen seinen prinzipiellen Standpunkt auseinander.

Wenn Deutschland heute geistig weder vor Gott, noch vor sich, noch vor der Welt besteht, so liegt die Schuld mit an jenen Elementen, die nie an den Geist, nie an die Kraft und an den Sieg des Geistes glaubten. Die, seelisch unterernährt durch abgestandene Kraftworte und Heldensänge, über das dumme „Deutschland über alles" nicht hinauskamen. Die den umzubringen suchen, der die deutsche Wirklichkeit enttäuscht am deutschen Ideale mißt. Verantwortlich für den Tiefstand des deutschen Geisteslebens sind in zweiter Reihe die Anspruchslosen, die ewig Geschäftigen, stets Zufriedenen, denen es an Qualitätsgefühl fehlt, an Unterscheidung, an Verantwortlichkeit. Wenn man mir nationale Würdelosigkeit vorwirft, weil ich öffentlich die heutige deutsche Malerei für eine wenig erfreuliche Angelegenheit erklärt habe, so sei gesagt, daß ich damit nur das feststellte, worüber alle kompetenten Leute dieser Erde seit langem einig sind. Wenn kein großer Sammler diese Malerei kauft, so liegt das nicht daran, daß man sie nicht genügend kennt, daß böse Leute sie nicht nach Paris kommen lassen wollen, sondern daran, daß andre Leute das Qualitätsgefühl besitzen, das in Deutschland so selten ist. Es wäre nichts gewonnen, wenn man das ordinäre „Frauenbad" von Beckmann in der Stadt ausstellen würde, in der das „bain turc" von Ingres hängt. Wenn man die ausgelaufenen blauen Tuben Pechsteins, die „Südsee" heißen, an Gauguins stiller Köstlichkeit messen könnte oder das haltlose Meergeschmier Noldes an Courbets gehämmerter Wogenpracht. Wenn man im Auslande öffentlich Otto Dix preisgäbe, der mit sächsischer Sachlichkeit sein Elternpaar wie Conciergen darstellt, die gleichzeitig Verbrecher sind. An Noldes Maria aegyptica und an Schmidt-Rotluffs bunten Fratzen würde man in Paris im günstigsten Falle so vorbeigehen wie an den viertausend lauten Unbeträchtlichkeiten der Indépendants. Wenn man nicht die längst vergessene Vokabel „boche" wieder aufnähme für etwas, was armen Irren in der Heimat faustisch, mystisch, dämonisch oder dürerisch erscheint.

Man glaube nicht, daß der Ausländer diese Greuel nicht kennt. Der Liebhaber findet immer, was zu ihm paßt, und viele Leute kommen nach Berlin und sehen sie. Diese Kunst aber, von Liebermann bis Dix, paßt nicht zu der Kunst von Manet bis zu Braque, die die großen Sammler der Welt goutieren. Es wäre ein schwerer Schlag für das Ansehen Deutschlands, wollte man diese Malerei in Paris ausgiebig zeigen. Man stelle Kokoschka aus und immer wieder Klee und einige be-

gabte junge deutsche Maler, die als Einzelfälle sicherlich da sind, man zeige auch Friedrich, Blechen, Runge und was es sonst an Ausgezeichnetem in früheren Zeiten gab.

Aber sonst zeige man das im Auslande, was für das heutige Deutschland charakteristisch ist. Dieses Land, das immer ungeistiger und amerikanischer und immer unkultivierter wird, macht in allem, was Zivilisation, das heißt Komfort, öffentliche Einrichtungen, Innenarchitektur, Badeanstalten, sportliche Anlagen, Theaterwesen anlangt, grandiose Fortschritte, übertrifft bei weitem Frankreich. Hier ist ein weites Gebiet der Demonstration und der Propaganda.

Die Geistigkeit in Deutschland, abgesehen von der Wissenschaft, ist heute geringer geschätzt als je und in den Händen der kleinen Leute. Die wissen nichts und können nichts, sind unermüdlich regsam und bar jedes Gefühls für Qualität. Ihre Vermittlungsversuche zwischen deutschem und französischem Geiste sind subaltern und gefährlich.

Bomben und Blumen von Meridionalis

Ach, so war das . . .

„Ah, c'était comme ça?" sagte die nicht mehr ganz junge, aber auch noch nicht ganz häßliche Dame neben mir, als die deutschen Fliegerbomben in das französische Dorf fuhren, Balken und Steine umherspritzten und ein wüster Schutthaufen zurückblieb, wo ein paar Sekunden vorher noch die Rabitzkopie freundlich anzusehender, liebevoll gepflegter und gehegter Menschenwohnungen gewesen war. Menschentrümmer sah man nicht herumfliegen, nicht einmal herumliegen. Denn die Infanteriekolonne, die in langer Schlange das Dorf durchquerte, bestand nur aus hollywooder Extras, und außerdem war sie beim ersten Ton des Propellersurrens auseinandergestoben. Trotzdem ging dem guten Mädchen neben mir ein Schauer durchs hübsche Gebein, und ihren begehrenswert geröteten Lippen entfuhr ein mehr erstauntes als entsetztes: „Ach, so war das damals?" Immerhin wußte sie jetzt, wie das damals war.

Die kleine südfranzösische Dame machte noch mehr überraschende Erfahrungen vor diesem Film, der „Les Ailes" hieß und der mit den in Berlin gezeigten „Wings" trotz dessen Hugenbergscher Herrichtung noch eine entfernte Ähnlichkeit aufwies. Da ist, zum Beispiel, auf dem Originalstreifen eine grausige Szene mit einem sich heranwälzenden Tank, der die Betonkuppe eines vorgeschobenen deutschen Maschinengewehrpostens zermalmt wie Glas. Diese Szene durften die Berliner natürlich nicht sehen. Meine nette Nachbarin in Nizza preßte sich dabei an mich und belehrte sich und mich: „Tu sais, c'est lourd, ça!" O ja, „das" muß ein ziemliches Gewicht gehabt haben. Das hat, unter anderm, mitgeholfen, einige Offensiven des Herrn Ludendorff zu Brei zu quetschen. Als aber der deutsche Flieger unter eigner Lebensgefahr, was der englische Originaltitel wie die französische Übersetzung mit unparteiischer Noblesse zugab, die Nachricht vom Absturz des amerikani-

schen Fliegers hinter die feindliche Front brachte, äußerte es sich neben mir: „Ah, c'est très chic!" Eine weitere Erfahrung für das französische Fräulein: Allemands waren chic, sie waren auch Menschen und menschenwürdiger Handlungen fähig. Und: nicht die leiseste Mißfallensäußerung wurde in dem Riesensaal laut, wenn den Deutschen, im Film, etwas gelang. Und auch kein noch so winziges Beifallszeichen, wenn die Flieger der Entente die Oberhand gewannen. Sogar die „clairons de l'armistice" verhallten echolos im größten Kino von Nizza.

Es scheint, die Erkenntnis, die sich durch Bücher und Filme jetzt langsam in den Hinterländern verbreitet, wie „das" eigentlich war, ist dem Chauvinismus nicht förderlich, und die Völker erkennen endlich, daß ihr einziger wirklicher Feind nur „das" ist, der Krieg...

Gepanzerter Fasching

Erkennen sie es wirklich?

In Villefranche liegt die halbe Mittelmeerflotte: Schlachtkreuzer, Torpedojäger, Torpedoboote und was sonst zur standesgemäßen Ausstattung einer Seemacht, die etwas auf sich hält, gehört. Einen Panthersprung weit, knapp dreißig Kilometer von Villefranche liegt Ventimiglia. Ein Schuß aus einem der Langrohre des französischen Flaggschiffs, und der italienische Grenzbahnhof ist ein Durcheinander von Mauerresten und Menschenknochen. Aber kein Mensch denkt an so was! Der Vizeadmiral, der hier befehligt, heißt Docteur. Das ist kein Blut- und Eisenbart. Der gibt auf seiner „Provence" charmante Tanztees. Mussolini und Fascismus, Mittelmeerhegemonie und Flottenabkommen verschweben mit den Takten von „Ramona"...

Strategische Dislozierung? Unsinn. Alljährlich, wenn im Kielwasser der Drei Könige Prinz Karneval an der azurnen Küste gelandet ist, wird ein Teil der Flotte von Toulon in die Nähe von Nizza kommandiert. Seit Jahren sind Einheimische und Fremde daran gewöhnt; niemandem fällt es mehr auf, daß einem so heitern Herrn von Staats wegen eine so unheimliche Ehrenwache gestellt wird. Männiglich freut sich auf und über die lustigen Puscheln, die nun in den Straßen erscheinen, rot auf den blauen Matrosenmützen wippend, zur Trikolore ergänzt von den weißen Pompons der Pierrots: ein paar pittoreske Punkte mehr im Tupfen- und Linienbild von Confetti und Coriandoli, sonst nichts. Den braven Jungens ist die Freude zu gönnen, und den erholungsbedürftigen Fremden, die alle Winde der Welt hier zusammenwehen, wird auf diskrete und amüsante Art die maritime Machtfülle des gastlichen Landes vorgeführt. Dem französischen Esprit war es vorbehalten, den finstern Begriff der Flottendemonstration in eine so vergnügliche Form zu bringen.

Und es muß schon ein deutscher Sauertopf sein, der dabei unfrohe Gedanken nicht loswird. Der bei einer so entzückenden Sache, wie es eine Blumenschlacht auf dem Wasser ist, seinen Blick nicht losbringt von dem mürrischen Kriegsgrau, das zwischen den bunten Maskeraden der Pinassen hervorlugt: Schwäne, Drachen, Schmetterlinge, Füllhörner, die einen Regen

von Rosen- und Mimosensträußchen auf die Zuschauer am Ufer niedergehen lassen, von lachenden Jungens und kreischenden Mädels geworfen. Wer denkt da an Handgranaten und Sperrfeuer, an bombardierte Städte und versenkte Tonnage? Wer liest an der Kaserne der Alpenjäger, vor der sich dies fröhliche Gefecht abspielt, die schon abbröckelnden Ruhmeslettern des Regiments: Hartmannsweilerkopf, Somme, Verdun bis hinunter zur Ruhr und Oberschlesien?

„Küsse — Bisse, das reimt sich", dichtete Heinrich von Kleist, der sich, obschon er preußischer Leutnant war, auf die Mysterien des menschlichen Herzens nicht schlecht verstand. Bomben und Blumen — das ist immerhin eine Alliteration.

Mystik des Films von Elie Faure

Einige Kinos zeigen seit zwei oder drei Jahren Vorkriegsfilme. Die lächerliche Mimik der Schauspieler entfesselt wahre Lachstürme. Ich lache wie alle andern. Ich erinnere mich aber, einige von diesen Filmen zu ihrer Entstehungszeit gesehen zu haben. Damals habe ich nicht gelacht, die andern auch nicht. Ich habe mich gefragt, warum?

Dem Theater verdanken wir unsre frühere Erziehung. Durch eine logische Umkehrung unsrer Erziehungsmittel ist es heute der Film, der nicht nur das Theater, sondern auch die Malerei, die Skulptur, den Tanz, die Architektur, ja sogar die Literatur beeinflußt. Durch seine ungeahnte Fähigkeit, den Gesichtsausdruck in seiner ganzen Kraft und Einfachheit und die Körperbewegung wiederzugeben, hat er diesen Bewegungen ihre ursprüngliche Würde zurückgegeben. Indem der Film die mimische Konvention, die Photographie und Theater verlangen, abgeschafft hat, hat er die Dynamik der geheimsten Wirklichkeit enthüllt. Die ungeheuren Schönheiten der Zeitlupe reizen manche Leute noch zum Lachen wie zwanzig Jahre alte Filme. Offenbar entsteht bei ihnen plötzliches Abreißen in ihrem geistigen Gleichgewicht oder vielmehr der Gewohnheiten ihres geistigen Gleichgewichts. Es bedeutet für sie noch eine unerwartete Änderung im Rhythmus, wie er sich in ihren Vorstellungen ausmalt. Der Film befreit uns von unendlich vielen Illusionen, ja selbst Lügen, um uns, je nach unserm Auffassungsvermögen, schnell oder langsam in eine weniger illusionäre Welt zu führen. Er lehrt uns eine neue Sprache, von einem Reichtum und einer Vielseitigkeit, die wir — glaube ich — auch in Zukunft niemals ausschöpfen werden.

Nicht von Äußerlichkeiten und nicht vom Gegenstand erwarten wir im Film unsre Belehrung. Von innen heraus, aus seiner Natur selbst erwarten wir diese Wohltat. Der Film ist der unerschöpfliche Verkünder neuer Übergänge, neuer Nuancen, neuer Harmonien von Tönen und Werten, Bewegungen und Formen, Licht und Schatten. Wenn ein Mann von der geistigen Kraft Lenins voraussah, daß der Film den russischen Geist von heute für die Zukunft festhalten würde, so hat er gewiß damit etwas Ähnliches gemeint. Und grade der russische Film beleuchtet Abgründe blitzartig, die Dostojewski

nur ahnen ließ. Tausend und abertausend Nuancen seelischer Reflexe, von denen man gestern noch nichts geahnt hat, tausend und abertausend Bruchteile von Werten, die durch richtige Beleuchtung hervortreten, tausend und abertausend neue Zwischenräume, die sich plötzlich öffnen, sich langsam entwickeln oder schnell schließen, tausend und abertausend Lichtscheine tauchen auf und verlöschen wieder, verändern sich unaufhörlich, um den Anblick der Landschaft und der Lebewesen zu verändern, tausend und abertausend Erschütterungen der sogenannten leblosen Wesen, die wir früher gar nicht bemerkt haben, fügen sich in jede Sekunde in das ewig zitternde Leben und die Bewegung der Welt.

Ich habe über den Film genau so viele Dummheiten wie andre gesagt. Wir waren lange daran gewöhnt, unsre Ausdrucksweise in bestimmten Formen zu halten, die von der Malerei, der Skulptur, dem Tanz, dem Theater, der Literatur, der Photographie herkamen. Und jeder neigte dazu, den Film an das Gebiet anzugliedern, das ihm bisher am nächsten lag. Die meisten machten also aus dem Film eine Filiale des Theaters, andre gliederten ihn der Musik an, wieder andre den plastischen Künsten. Zu diesen letztern gehörte auch ich Ich glaube übrigens immer noch, daß für den Film, den wir durch Vermittlung der Augen erfassen, wir uns am besten durch die plastischen Künste vorbereiten. Aber das ist auch alles: Der Film ist weder Malerei, noch Skulptur, noch Tanz, noch Literatur, noch Theater, noch Photographie. Er ist der Film. Er hängt von keiner dieser Künste ab, aber er umfaßt sie alle und erhöht durch seine Wirkung ihre Macht.

Es ist selbstverständlich nicht schwer festzustellen, daß die mechanischen Mittel des Films ihn von der Photographie herkommen lassen, wie seine gefühlsmäßigen und sozialen ihn mit dem Theater verbinden, während er in der Literatur Aufgaben findet und ihre Richtung beeinflußt. Aber in der Hauptsache ist der Film die Beherrschung des Raums wie bei den unbeweglichen plastischen Künsten und die Beherrschung der Zeit wie bei der Musik, mit der er durch die rhythmische Entwicklung seiner Themen verwandt ist. Dem Film, der bewegliche Architektur ist, gelingt es zum ersten Mal in der Geschichte, musikalische Empfindungen zu wecken, die sich mit der Zeit decken, indem er visuelle Empfindungen auslöst, die sich mit dem Raum decken. Es ist in der Tat eine Musik, die uns durch das Auge erfaßt.

Wenn man schon von der Malerei sagen konnte, daß sie durch ihre Vorwürfe und ihre eignen Mittel wirksamer als die Skulptur ist, was soll man dann erst vom Film sagen, wo sich automatisch Zeit und Raum vereinigen, um ihre gegenseitige Wirkung zu vervielfachen?

Ich glaube nicht, daß die Entdeckung des Feuers geistig von solcher Wichtigkeit gewesen ist wie die des Films. Angesichts der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Dichtung, der engen Vereinigung des materiellen und des geistigen Weltalls, des Zusammenwirkens von Raum und Zeit, das es möglich macht, späteste Vergangenheit und fernste Zukunft im nahen

Raum zusammenzubringen, dürfen wir da nicht an eine neue Metaphysik glauben oder sogar an eine neue Welt?

Denken wir nur einmal an die Zeitlupe, die uns die Muskelbewegungen eines galoppierenden Pferdes oder Hundes, die Bewegungen eines Boxers oder einer Tänzerin, den feierlichen Flug von Vögeln oder Insekten, die Wellenbewegung des Wassers, das vom Sturm gepeitscht wird, die Wirkung einer Revolverkugel zeigt. Die sichtbare Harmonie ist nur das ewige Suchen nach dem Schwerpunkt. Ein Schlittschuhläufer, eine Libelle tun nichts weiter, als mit ihren Kurvenbewegungen den immer wieder verlorenen Schwerpunkt neu zu suchen und zu finden. Das materielle Weltall enthüllt uns die Gesetze des Geistigen, das im Künstlerischen die ideologische Synthese, den Schwerpunkt seiner Widersprüche und Kämpfe findet.

Die Dynamik des materiellen Weltgeschehens ist die Rechtfertigung des geistigen Dichters, Malers, Musikers, Philosophen — Jesus, Aeschylos, Michelangelo, Montaigne, Shakespeare, Rubens, Rembrandt, Spinoza, Newton, Bach, Lamarck haben mit äußerster Kraftanstrengung versucht, es uns zu lehren. Aber wer hat sie verstanden?

Es zeigt sich immer mehr — und wir verdanken es dem Film —, daß die wissenschaftlichen Theorien der Menge nicht zugänglich sind, daß trotz Literatur, Musik und Malerei wir das wahre Gesicht dieser Welt nur bruchstückweise kennen.

Obwohl wir ganz in der Gegenwart leben, können wir durch den Film in unsre eigne Vergangenheit tauchen. Habt ihr zum Beispiel schon einmal daran gedacht, welche Erschütterung es nach zwanzig Jahren für den „Kid" sein muß, wenn er sich in Handlungen wiedersieht, die in seinem Gedächtnis vollkommen ausgelöscht waren? Könnt ihr euch vorstellen, wie der Anblick dieses frühern Lebens auf ihn wirken muß? Ich wage gar nicht in diese Tiefen zu tauchen. Stellt euch den Anblick der Frau vor, die ihr vor zwanzig Jahren geliebt habt und die ihr jetzt nicht mehr liebt. Oder es fällt euch der Augenblick ein, wo ihr euch vor zwanzig Jahren von ihr trennen mußtet und fast vor Leid gestorben wärt. Stellt euch vor, daß ihr ein hingegangenes Kind wiederseht!

Wenn der Film auch schon die Schwelle des Bewußtseins überschritten hat, so ist er doch kaum in unsre Seele eingedrungen. Ich brauche nur daran zu denken, was er uns noch erschließen wird — aus Mangel an Mut kann ich es beinahe nicht — um ungeheure Vorstellungen von der Erweiterung und Vertiefung unsrer Freuden und unsrer Schmerzen zu haben, bis zu den Perspektiven der Unendlichkeit und Ewigkeit. *Deutsch von Milly Zirker*

Psychotische Montage von Rudolf Arnheim

Am dunkeln Nachthimmel steht gelb und rundlich, alle Wolken sorgsam beiseiteschiebend, das lächelnde Gesicht des Funkregisseurs Alfred Braun, sein mattes Licht ausgießend über alle Sterblichen, ob sie nun wollen oder nicht. Aber das

lächelnde Gesicht ist in Wirklichkeit nur eine optische Täuschung, denn kommt man näher an das Gestirn heran, so bemerkt man, daß seine Oberfläche bedeckt ist von phantastischen Kratern, nach Entwürfen von Thea von Hartburg (Deutsche, tragt deutsche Namen!) in wohlschmeckendem Zuckerguß ausgeführt von Hans Poelzig als Dekoration für eine Filmszene, die Fritz Lang hier im Auftrage der Opelwochenschau dreht: Fritz von Opel landet mit seinem Raketenschiff auf dem Monde, um die dort ansässige Schauspielerin Gerda Maurus zum Weibe zu gewinnen. Als Sittlichkeitssachverständiger wohnt den Aufnahmen der Minister a. D. Külz bei. Er soll im Auftrage Mussolinis darauf halten, daß in den lunarischen Gefilden, die General Nobile durch Aufpflanzung der italienischen Flagge zu einer Filiale des fascistischen Regimes geweiht hat, erotische Bande nur so weit geknüpft werden, als sie der Fortpflanzung dienen. Er gerät hierbei in Konflikt mit dem Abgesandten des Völkerbundes, dem belgischen Ministerpräsidenten van de Velde, der für die Erotisierung der Hochehe eintritt. Schließlich kommt ein Vergleich zustande: Külz drückt in bezug auf die Interieuraufnahmen im Krater Kopernikus ein Auge zu, während sich zum Ausgleich van de Velde verpflichtet, der Tänzerin Mary Wigman durch Polizeiverordnung aufzutragen, in Zukunft nur in wollenen Unterhosen öffentlich aufzutreten. Van de Velde eilt zwecks Erledigung dieser Mission nach Dresden, und zwar läßt er sich vom deutschen Außenminister, dem sogenannten Eisernen Gustav, per Pferdedroschke dorthin kutschieren, da er der Reichsbahn mißtraut. Die Reichsbahndirektion nämlich hat Buster Keaton und Harold Lloyd als künstlerische Beiräte zur Ersinnung neuartiger Eisenbahnunfälle engagiert, und die Beiden haben, da sie sich für den Tonfilm sowieso nicht eignen, willig diese Beamtenkarriere akzeptiert. Mary Wigmann gewährt dem Ministerpräsidenten gnädig eine Audienz und erklärt sich mit dem Dekret ganz einverstanden, zumal sie das vorgeschlagene Kostüm schon selbst für ihr kommendes Programm in Aussicht genommen habe. Um die glückliche Ratifizierung zu feiern, will Frau Wigman eine Lage schmeißen, das geht aber nicht, denn die Brauereien streiken. Die Biersteuer ist erhöht worden, und der bayrische Ministerpräsident Held hat nach einer längeren Inspektionsreise durch das Ausland beschlossen, die europäische Kultur in Bayern einzuführen, und die Vollmilch als Nationalgetränk ausgerufen. Darauf jagt ihn die eingeborne Priesterkaste der Mullahs zum Lande hinaus und verkündet die Weltrevolution, die aber infolge einer bedauerlichen technischen Störung im Sender unterbrochen und dem Ältestenausschuß überwiesen wird. Dieser ist grade damit beschäftigt, ein Gegengewicht gegen den zersetzenden Einfluß der Kriegsromane zu schaffen; er beauftragt den Präsidenten der Dichterakademie, Walter von Molo, mit der ehrenamtlichen Abfassung eines Buches, das geeignet ist, den Krieg in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Der Dichter schreibt in dreijähriger angestrengter Arbeit den gewünschten Roman, über den dann ein amtliches Gutachten von Doktor Thomas Mann eingefordert wird, das dieser mit den Worten beginnen läßt: „Sehr

liebenswert und zierlich in der Tat, bester Herr von Molo, erscheint mir Ihr Büchlein..." Hierauf bringen die Zeitungen aus der Feder des Fabrikanten der Marke Kaffee Hag einen ganzseitigen Protestaufruf, in dem darauf hingewiesen wird, das fragliche Werk des Herrn von Molo sei wegen seines eminenten Nikotingehaltes geeignet, die Volksgesundheit zu untergraben, und es sei die Pflicht jeder deutschen Frau, ausschließlich alkoholfreie Zigaretten zu genießen. Ein Ping-Pong-Duell entspinnt sich, dem die beliebtesten Vertreter des Theaters und des Kunsthandels als Zuschauer beiwohnen. Die Herren vom Kunsthandel müssen leider vor Schluß gehen, weil sie an diesem Abend ihre Verbandssitzung haben. Als Punkt Eins der Tagesordnung steht die Wahl des neuen Vorsitzenden an. Als Jury fungiert Professor Magnus Hirschfeld. Gewählt wird der Boxer Max Schmeling. Schon soll er als Miß Lützowufer zur Schönheitskonkurrenz nach Paris entsandt werden, da wird in der Versammlung die Vermutung laut, es handle sich hier gar nicht um den echten Boxer Schmeling, sondern um eine Fälschung. Prominente Fachleute des Boxsports werden als Experten geladen. Es entspinnt sich zwischen ihnen ein fesselnder Kampf über zehn Runden. Der Boxer Schmeling gibt an, daß er über seine Herkunft nichts sagen könne. Er stamme von einer adligen russischen Dame ab, über deren Namen und Aufenthaltsort er aus begreiflichen Gründen Stillschweigen bewahren müsse. Punkt Zwei der Tagesordnung: Der Geschäftsführer des Verbandes empfiehlt den Mitgliedern mit bewegten Worten, sich auf den Handel mit garantiert unsterblichen Impressionisten zu beschränken, da es eine starke Infektionsgefahr berge, mit einheimischen Kunststilen der Gegenwart wie Expressionismus, Konstruktivismus, Futurismus zu handeln. Diese sterben an einer epidemisch auftretenden Grippe massenhaft dahin, und der Geldmann hat dabei das Nachsehen. Die Beerdigungen reißen gar nicht ab, und der Verein Immertreu sieht sich gezwungen, mit Überstunden und gegen Tauwetter imprägnierten Zylinderhüten zu arbeiten. Am Grabe der sogenannten Neuen Sachlichkeit spricht der Hofprediger Vogel über das Thema: „Du sollst dir kein Bildnis machen." Er vergleicht Otto Dix mit Wilhelm dem Zweiten, wogegen dieser, eine Holzhackeraxt schwingend, protestiert. Mit dieser Axt ist er, nachdem ihm der Reichstagspräsident Löbe gegen die Stimmen der Kommunisten und der Völkischen Asylrecht in Deutschland gewährt hat, nach Berlin geeilt, um dort die Hauptrolle in Schillers „Wilhelm Tell" zu übernehmen, welches Stück in einer dem Tempo der Gegenwart angepaßten Bearbeitung von Gerhart Hauptmann und Peter Martin Lampel unter dem Titel „Affektmord bei Luzern" herausgebracht wird. Das Stück beginnt mit einem längeren Kulturfilm, der die für den Fremdenverkehr verwertbaren Partien der Alpen sowie, in statistischen Übersichten, die ökonomische Lage der schweizer Landwirtschaft beleuchtet. Der alte Attinghausen wird von Max Pallenberg in der Maske des Reichspräsidenten gespielt. Den Rudenz gibt Franz Seldte. Bei der Stelle: „Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe! Ich kenns, ich hab es angeführt in Schlachten!", wird donnernder Beifall bei offenem Vorhang eingelegt.

Am Mikrophon: Anton Kuh. Zum Schluß erscheint als Apotheose eine riesengroße Weltkugel in Gestalt eines Edamer Käses, dem durch ein Türchen Otto Gebühr entsteigt, um, unter Ersetzung der Reichsverfassung durch Günthers „Rassenkunde", den Niedergang der deutschen Kultur durch eine diktatorische Aufnordung einzudämmen.

Ludwig Renn von Carl v. Ossietzky

Es soll hier nicht die Frage aufgeworfen werden, welchen Ursachen die in den letzten Monaten erschienenen Kriegsromane ihre große Beliebtheit verdanken, welche Wandlungen im Bewußtsein ihrer Leser sie erzielt haben und ob ihnen eine Zukunft beschieden ist. Das wäre sehr reizvoll, aber auch sehr schwierig und führte vielleicht zu einigen ketzerischen Folgerungen — — jedenfalls, diese Frage soll uns heute nicht beschäftigen. Wir wollen nur feststellen, daß endlich, zehn Jahre nach der einstweiligen Verriegelung des Schlachthauses, Schriftsteller von Rang und Qualität den Mut gefunden haben, die verlogene Glorіole des Krieges in Dunst aufgehen zu lassen. Nicht mehr ist der Soldat der feldgraue Held, der das Siegesleuchten der Helden Rudolf Herzogs in den Augen, seine harte Pflicht tut und noch Zeit hat, zwischen den Granateneinschlägen, je nach Bildungsgrad entweder Verse aus dem Faust zu murmeln oder die Vorgesetzten durch Aussprüche von volkstümlicher Drastik zu erheitern und ihnen so den Glauben an die unverwüstliche Gesundheit des deutschen Volkstums zu bewahren —, jetzt ist der Soldat der Ärmste der Armen, der Hiob, den kein Gott mehr hört, ein untermenschliches Wesen von Blut und Dreck starrend. Über diesen Büchern steht kein Motto mehr, wie: „Auch der Krieg hat seine Ehren", sie sind ganz und gar das feierliche Verdikt, das ihm die Ehren aberkennt und ihn vor versammelter Menschheit degradiert. Es ist kein Zufall, daß die Autoren der beiden hervorstechendsten Bücher bisher keinen literarischen Namen hatten, der eine davon überhaupt Debütant ist. Die akkreditierten Romanciers haben zu dem Krieg keine Stellung finden können; nur Arnold Zweig hat tapfer die Sperre gebrochen.

Die Bücher von Remarque und Ludwig Renn bieten qualitativ keine Unterschiede; beide wuchsen aus Anschauung und Erlebnis, beide hat die Erinnerung in langen Jahren geformt. Wenn hier dem „Krieg" von Ludwig Renn einige Bemerkungen gewidmet werden, so geschieht es, weil der Verfasser sich eigentlich in allem von dem alltäglichen Typ des Schriftstellers unterscheidet und weil seine Leistung von ihm selbst höchst wahrscheinlich nur als eine einmalige gedacht ist. Es müßte schon ein Wunder geschehen, wenn der Mann, der sich Ludwig Renn nennt, ein zweites Mal den Antrieb fühlte, seine Gestaltungskraft zu spannen. Diese Kriegsjahre waren sein Inhalt, sein Erlebnis. Jetzt ist die Beichte endlich fertig, und das Schriftstellertum fällt wie ein Bürde ab. Erich Maria Remarque hat schon früher geschrieben und veröffentlicht, wenn

auch nichts Beträchtliches, und es wäre fast wider die Natur, wenn er nach seinem Triumph jetzt ruhen wollte. Er ist weltläufiger Großstädter, kennt die Literatur, die Zeitungen. Wenn wir Ludwig Renn mit dem Helden seines Buches identifizieren wollen, so ist er Kleinstädter mit dörflichem Einschlag, von Beruf Tischler. Das Schreiben ist ihm nicht als freundliches Geschenk mitgegeben worden; er hat es sich mühsam erarbeitet. Heute ist er Kommunist, vielleicht Funktionär in einem süddeutschen Nest. Man weiß es nicht.

Er selbst gibt Einblick, wie schwer ihm das Schreiben geworden ist. Schon draußen im Felde versucht er an Ruhetagen die Schilderung eines mitgemachten Gefechtes: „An den Schriftstellern fiel mir auf, wie willkürlich sie die Worte setzten, obwohl es doch eine ganz klare Notwendigkeit gab, wie man die Worte setzen muß, daß nämlich die Worte immer in der Reihenfolge stehen, wie sie der Leser erleben soll, zum Beispiel nicht: eine grüne, über mehrere Kuppen ansteigende Wiese; denn zuerst muß man doch wissen, daß es eine Wiese ist, und daher muß das Wort vorn im Satz stehen. Um mir über das Wichtige klar zu werden, stellte ich mir stets das ganze Bild mit allen Einzelheiten vor, mit Beleuchtung, jedem Geräusch und jeder seelischen Regung. Dann schrieb ich erst und ließ alles weg, was nicht unbedingt notwendig war. Aber dieses Schema nützte für die Darstellung der wichtigsten Dinge gar nichts. Dafür fehlten mir stets die Worte." So primitiv tastet er sich an die Fähigkeit heran, Gesehenes und Gedachtes in Worte umzusetzen, und nur am Schluß der eben zitierten Sätze beunruhigt die Ahnung, daß es jenseits der präzisen Wortwahl eine Intuition gibt, die da Helle hineinwirft, wo das Wort allein die Dunkelheit nicht bezwingen kann.

Aber ist er auch nicht mit Intuition begnadet, so eignet er sich doch eine Ausdrucksform an, in deren holzschnitthafter Härte nichts Visionäres zuckt, die aber ein Gesamtbild von erschütternder Eindringlichkeit schafft. Die Einzelvorgänge sind mit größter Genauigkeit festgehalten; jedes Detail hat die Gewissenhaftigkeit eines Berichterstatters herbeigetragen, den das Bewußtsein, unvollständig zu sein, quälen würde. Es gibt keine gräßliche Verwundung, die er nicht mit der Treue eines alten niederländischen Martyrienmalers schilderte; er findet Abstufungen sogar in dem Geruch verwesender Leichen. Er versucht immer neue Lautmalereien für die Geräusche der großen Kanonaden sowohl wie für die vereinzelter Schrapnells. Ich weiß nicht, ob das auch auf den naturalistisch wirkt, der niemals das satanische Orchester des Krieges erlebt hat, ob es beim Lesen in den Ohren summt dies „Bramm! krapp! rams! päarr!" der kleinern Kaliber, das „Sui — krapp" der Schrapnells, das „Wram — ram" der schweren Einschläge, ob es nicht von dem, der es niemals gehört hat, als Spielerei empfunden wird. Es ist Renns fanatischer Realismus, der auf keine Nuance verzichtet. Gibt er von Gesehenem und Gehörtem das Äußerste, so spart er desto mehr mit dem, was in ihm vorging. Seine Stellung zum Krieg deutet er kaum an. Er ist nacheinander der Gefreite, der Unteroffizier, der Vizefeldwebel Renn, eine ein-

zelne, winzig kleine Funktion im ungeheuern Organismus Krieg. Er fragt nicht viel nach dem Vaterland oder dem Warum dieses Geschehens, aber er weiß: wenn er, das miniaturhafte Teilchen, aus eigner Schuld für einen Augenblick erlahmt, dann wird das den Kameraden nebenan das Leben kosten. Und wenn er von den Kameraden spricht, ihren Wunden, ihrem Sterben, dann fühlt die Kriegsmaschine Ludwig Renn plötzlich, um im nächsten Augenblick wieder zusammenzufahren, wenn ein Kommando oder Signal zum Dienst ruft. Aber man versteht auch, warum die blutige Schande vier Jahre dauern konnte. Es gab so ungezählte Renns an allen Fronten und unter allen Fahnen. Sie fungierten so vorzüglich, weil sie die Menschen liebten, die Menschen um sich in ihrem Elend und Schmutz. Je gewaltiger der Tod Lücken schlug, desto enger schlossen sich die Überlebenden zusammen, fühlten sie die Verantwortung für einander. Es ist grausamer Irrtum, der Wille der Soldaten könnte den Krieg zerschlagen, wenn er einmal da ist. Es gibt dann nur noch Sieg oder Niederlage. Der Krieg kann nur im Frieden bezwungen werden.

Es ist schade, daß Renn den Zusammenbruch nur in ganz knapper episodischer Skizze streift. Sein Thema war der Krieg, und der Zusammenbruch ist wieder ein andres. In kleinsten Andeutungen nur spricht er von dessen Ursachen. Als ewiger Frontsoldat hat er auch die Etappe wenig kennen gelernt. Aber wenn er einmal ganz tendenzlos und unkarikiert einen Oberleutnant schildert, einen höchst strammen Herrn, der vom Stab vorübergehend zur Front kommandiert worden ist, einen organisationswütigen Kompagniedespoten, der zunächst dem Mißbrauch steuert, daß im vordersten Graben jemand Wickelgamaschen trägt, dann hat er auch den Geist beschworen, der das Heer ruiniert hat. Jedoch von diesem Punkte aus die Entwicklung bis zur schließlichen Auflösung zu verfolgen, das unternimmt er nicht. Denn wie selbst diese geduldigsten aller Soldaten rebellisch wurden, wie der Zweifel langsam den schweigenden Dienst zernagte und schließlich Meuterei hochflammte, das ist mit den Mitteln der dokumentarischen Treue nicht mehr zu fassen. Wo sich die Gefühle entzweien, da beginnen die Bezirke der Dichtung. Auch Remarque läßt sein Werk irgendwann im Sommer Achtzehn schließen. Niederlage und Rückkehr mit roten Fahnen bleiben die Kriegsbücher schuldig. Und das ist vielleicht der tiefste Grund, weshalb sie das Publikum so gerne mag.

Ludwig Renn ist heute Kommunist und Soldat der Weltrevolution. Mit einer im Trommelfeuer gestählten Stimme wird er in Versammlungen die apokalyptischen Schrecken der großen Mammondämmerung verkünden. Sein individuelles Werk ist vollbracht, jetzt gehört er wieder der namenlosen Masse an. Er hat, wie Millionen, den Weg durch die gleiche Hölle genommen, aber er hat sie nicht vergessen. Er hat sie klar und scharf, ohne daß ihn das Grauen durcheinandergerüttelt hätte, vermessen und aufgezeichnet. Er ist ihr Geometer, ihr Topograph geworden.

Hotel George V. von Morus

Kinder, macht die Lichter aus, stellt die Schlagsahne fort und rein in den Heldenkeller, denn die Sachverständigen können jeden Augenblick kommen. Wir haben sie zwar nicht eingeladen, aber man kann ja nicht wissen.

Vor ein paar Monaten noch, als es zum ersten Mal hieß, die Reparationskonferenz würde nun doch in Paris stattfinden, haben wirs den Franzmännern selbstverständlich nicht gegönnt. Erstens aus Prinzip, wegen der Gerechtigkeit, zweitens aber wegen der Gefahr, daß sich die biedern Amerikaner in Paris verführen lassen könnten. Eine Kohorte leichtgeschürzter Musen unter Leitung des Oberregisseurs Poincaré sollte die Fremden beim Champagnergelage betören, mit Pertinax und Sauerwein zum Dessert. So hattens die Welschen gewiß vor. Inzwischen ist das Furchtbare geschehen. Der alte Morgan trägt Tag für Tag die Rosette der Ehrenlegion, er hat viele Freunde und eine gutgehende Filiale in Paris. Aber sonst lassen sich nachteilige Folgen des pariser Aufenthalts noch nicht feststellen.

Wo wären die Vorteile, wenn die Experten sich einige Wochen in Berlin ansiedelten? Sie würden bemerken, daß Adlon und Esplanade nicht ganz so neu und komfortabel sind wie das Hotel George V. Doch in den Hotelhallen, in denen John Pierpont Morgan und Owen D. Young wandeln, sieht die Welt erstaunlich gleichmäßig aus, von Sidney bis Stockholm. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sie ihre Studien über die deutsche Wirtschaft mit besonderer Vorliebe am Wedding oder in den Armutsquartieren des berliner Ostens vornehmen werden. Man soll von den Männern, die mit oder ohne Papa an die Spitze von Welttrusts gelangt sind, nicht glauben, daß sie außerhalb ihres Geschäfts vollendete Trottel sind, aber man braucht sie auch nicht gleich aus Ehrfucht vorm Geld für Universalgenies zu halten. Ihre Augen und Ohren unterscheiden sich durchaus nicht von denen ihrer Mitmenschen, und wenn sie in der Eisenbahn sitzen, machen sie dieselben oberflächlichen, treffenden und irrigen Beobachtungen wie andre Reisende auch. Die Dawes-Experten — zum Teil sind es ja dieselben, die jetzt im Hotel George V. tagen — haben sich durchaus nicht geniert, ihre Reiseeindrücke in Deutschland für die Nachwelt aufzuzeichnen.

> „Das Land zwischen Köln und Berlin selbst", heißt es in dem Memoirenbuch des Mister Dawes, „macht im allgemeinen einen toten Eindruck. Nur wenige Fabriken sind voll beschäftigt. Die Bevölkerung sieht sehr niedergeschlagen aus, hierüber war verschiedentlich in unsrer Gesellschaft die Rede. Aber die Fabriken und Gebäude aller Art sind anscheinend in sehr gutem Zustande und entsprechen den modernsten Anforderungen."

Tieferschürfende Beobachtungen wird der Sonderberichterstatter des ‚Arizona Kicker' vom Coupéfenster aus auch nicht machen. Es besteht also wirklich kein Grund, die Weißen Götter nach Deutschland zu locken, um ihnen neue Expreßeindrücke von dem niedergeschlagenen Aussehen der Bevölke-

rung zu vermitteln. Wenn sie den Wunsch haben, nach Berlin zu kommen, wollen wir ihnen nichts vormachen, keine Lichtreklame abblenden und nicht einmal die Neubauprojekte der Schachtschen Reichsbank verheimlichen. Aber wenn sie das Hotel George V. und Frühlingserwachen in Paris vorziehen, sollte man sich nicht aufdrängen.

Eine Reise der Sachverständigen nach Berlin wäre noch um einiges prekärer, nachdem Doktor Schacht die Konferenz drei Wochen lang mit seinen bekannten Jeremiaden traktiert hat. Die Zeit, die darüber verstrichen ist, hat nicht nur die ausländischen Journalisten, sondern auch die Delegierten ungeduldig gemacht. So angenehm ist bei zehn Grad Kälte der Winter selbst im Hotel George V. nicht, daß man deshalb seine Geschäfte in Wallstreet und in der City vernachlässigen muß. Es ist auch nicht wahr, daß das schleppende Tempo der pariser Verhandlungen in der Dawes-Konferenz ein unrühmliches Vorbild hat. Das Dawes-Komitee war zwar offiziell zwölf Wochen zusammen, aber die Hälfte der Zeit war durch politische Verhandlungen mit der Reparationskommission und der französischen Regierung ausgefüllt. Obwohl die deutsche Wirtschaft und die Zahlungsfähigkeit des Reichs damals tatsächlich nicht nur für die Ausländer eine terra incognita war, stand nach einem Monat, bei der Abreise der Experten von Berlin, der Reparationsplan im Grundriß fest. Und nach fünf Wochen war alles wesentliche geregelt. Diesmal ist fast ein Monat mit der Vorrede vertan worden.

Wenn trotzdem den Amerikanern, auf deren Machtwort es zuguterletzt ankommen wird, die Lust noch nicht vergangen ist, so liegt das einfach daran, daß im Hotel George V. das größte und einträglichste Anleihegeschäft ausgeheckt werden soll, das, abgesehen vielleicht von den Kriegsanleihen, jemals zustandegekommen ist. Und dafür setzt sich selbst John Pierpont Morgan ein paar Wochen an den grünen Tisch.

Das Ziel der amerikanischen Delegierten und damit der ganzen Konferenz ist die Auflegung von Reparationsanleihen, deren Provisionen zum großen Teil Herrn Morgan persönlich zugutekommen. Diese Kommerzialisierung der Reparationen, wie es im Fachjargon heißt, macht Morgan auch ohne die Rosette der Ehrenlegion zum natürlichen Verbündeten der Franzosen, die ebenfalls die Kommerzialisierung wollen; weniger aus klaren finanzpolitischen Erwägungen, als aus allgemeinem Mißtrauen gegen Deutschland. Politische Schulden, sagt man sich in Frankreich, zahlen die Deutschen auf die Dauer doch nicht. Wenn man die Reparationsverpflichtungen aber in private Anleihetitel umwandelt und die Schuldscheine auf den Kapitalmarkt bringt, wird Deutschland wahrscheinlich nicht umhin können, die Zinsen dafür pünktlich zu bezahlen. Für welchen besondern Zweck man die Reparationen kommerzialisiert, ist eine sekundäre Frage. Die Hauptsache ist, daß Frankreich nicht mehr der unmittelbare Gläubiger der deutschen Regierung ist, daß es statt der deutschen Reparationsschuldverschreibungen einen Gutschein des Hauses Morgan im Tresor hat und das

Couponschneiden den privaten Anleihegläubigern überlassen kann.

Wahrscheinlich wird der größte Teil der Anleihen, die Morgan auf Grund der Reparationen nach und nach kommerzialisieren soll, gar nicht erst nach Frankreich fließen — zurzeit hat Frankreich aus eignem mehr flüssiges Kapital, als es braucht —, sondern die Anleihen sollen dazu dienen, einen Teil der französischen Kriegsschulden an Amerika vorweg zu bezahlen. Auf diese Weise hoffen die Franzosen, ihre Verpflichtungen an Amerika erheblich zu reduzieren, mindestens aber die Laufzeit dieser Schuld von 60 Jahren auf etwa 40 Jahre herabzusetzen. Um uns kerndeutsch auszudrücken: Die Franzosen wollen ihre Schuldknechtschaft gegenüber Amerika, die bis zum Jahre 1988 dauern soll, schon im Jahre 1965 oder 1970 beenden. Durch diese Transaktion würde sich der Turnus der interalliierten Schulden — 62 Jahre — dem Turnus der Dawes-Obligationen — 37 Jahre — nähern. Etwas ausdehnen müßten die Deutschen ihre Zahlungsverpflichtungen wohl noch immer, aber dafür wären die Alliierten bereit, die Höhe der jährlichen Reparationsleistungen gegenüber den geltenden 2,5 Milliarden Mark um ein paar hundert Millionen zu kürzen.

Da es sich bei dieser Rechnung um feste Summen handelt, deren Größenordnung im Wesentlichen durch die interalliierten Schulden bestimmt ist, können die Reparationsgläubiger auf die Anwendung des Wohlstandsindex verzichten, der nach dem Dawes-Plan schon im nächsten Jahr in Kraft tritt und für Deutschland höchstwahrscheinlich sehr empfindliche zusätzliche Reparationsleistungen zur Folge haben würde. Um Herrn Schacht theoretisch entgegen zu kommen, wird man wohl die Aufhebung des Wohlstandsindex als Entgelt für die Aufgabe des Transferschutzes maskieren. Denn wenigstens die Summen, die die Franzosen und Amerikaner kommerzialisieren wollen, müssen ohne Vorbehalte zum Transfer, das heißt: zur Überweisung ins Ausland, zur Verfügung stehen, sonst wird kein Ausländer Reparationsanleihen zeichnen. Aus dem Anleiheprojekt des Herrn Morgan ergibt sich also zwangsläufig der ganze Reparationsplan und der modus procedendi auf der Konferenz. Daß die Amerikaner und daß auch die Franzosen auf diesem Wege prozedieren und zu einem positiven Ergebnis der Konferenz kommen wollen, ist klar erkennbar. Die Engländer haben, entsprechend ihren eignen Schuldverpflichtungen, ein bescheidenes Mindestprogramm mitgebracht und markieren im übrigen auf der Konferenz nur theoretisch-wissenschaftliches Interesse. Die Italiener und die Belgier suchen für sich kleine Sondervorteile herauszuholen, ohne den Gang der Verhandlungen zu bestimmen. Die japanischen Delegierten denken angestrengt darüber nach, was sie eigentlich auf dieser Konferenz sollen, und warten auf besseres Wetter. Alle ausländischen Delegierten wollen im Hotel George V. die Reparationsverhandlungen zum Abschluß bringen. Wenn Schacht und wenn die deutsche Schwerindustrie ebenfalls zum Abschluß kommen wollen, kann die Konferenz nicht scheitern.

Bemerkungen

Die Geldstrafe

Die deutschen vorläufig unabsetzbaren Richter werden zu hoch bezahlt; die Gehälter für Richter in Deutschland sind zu niedrig. Aber es dürfte nicht unangebracht sein, sich ein Mal zu überlegen, was diese Richter, die ein durchschnittliches Jahreseinkommen von acht- bis elftausend Mark haben, so für Geldstrafen verhängen.

Tausend Mark — zweitausend Mark — achthundert Mark — und das meist ohne die leiseste Prüfung, was der Verdonnerte eigentlich verdient. Die Herren haben, seit der Inflation, den Maßstab für den Wert der Strafgelder völlig verloren — sie verknacken drauf los, ohne sich auch nur im leisesten zu überlegen, was sie damit anrichten, auf diese Weise die verhängten Geldstrafen den Freiheitsstrafen auf das angenehmste annähernd.

Daß Leute, die ein Monatsgehalt von hundertundfünfundzwanzig Mark haben, zu zweihundert, zu dreihundert Mark Geldstrafe verurteilt werden, ist nichts Seltenes; die amüsante Wahl zwischen Haft und: „Richter — zahlen!" läßt ja den Objekten der Justiz immer noch die Möglichkeit offen, die Geldstrafe durch die Tätigkeit jenes Körperteils zu ersetzen, der der Themis wirklich würdig ist.

Es wäre aber nicht ganz abwegig, wenn die Justizminister sich ein Mal die Urteile, die über Geldstrafen ergehen, vorlegen ließen und ihre Beamten darauf aufmerksam machten, daß für die überragende Majorität der arbeitenden Massen hundert Mark etwa vierzehn Tage Arbeit bedeuten und daß kleinere Delikte, die nicht in der reinigenden Atmosphäre der Strafanstalten abgebüßt werden, nicht dazu da sind, die Finanzen der Angeklagten völlig durcheinander zu bringen.

Mit der Verhängung von Geldstrafen wird heute ein sträflicher Unfug getrieben, weil sich kaum einer der Richter überlegt, wie ihn selber solche Geldbuße treffen würde. Wofür werden diese Geldstrafen entrichtet? Für die juristische Belehrung, die der Angeklagte empfangen hat? Für die Erlaubnis, mit beamteten Juristen in Berührung getreten zu sein? Für die Strafverfahren? Dann normiere man die Geldstrafen und setze einen Einheitspreis fest: Eine Mark fünfundneunzig, mit Rabatt.

Meinen es die Richter aber mit der Verhängung der Geldstrafe so ernst wie mit ihren Diskussionen über das eigene Gehalt, dann mögen sie sie in sozialer Weise verhängen und nicht so lotteriemäßig und unüberlegt, wie es heute geschieht.

Ignaz Wrobel

Exterieur der Krise

Auf der Tiergartenseite des Reichstags große Auffahrt der Limousinen und Taxis. Die Herren Abgeordneten kommen ihrer Pflicht nach. Auf der gegenüberliegenden Seite, dort, wo das Tribünenpublikum hineingelassen wird, hängt an der Tür ein Zettel: Wegen Überfüllung geschlossen. „Nichts mehr zu machen", sagt der Portier, „das Haus ist mehr als ausverkauft, in der Wandelhalle treten sie sich auf die Bärte."

Vor vierzehn Tagen zählte ich während einer Sitzung vierzehn Abgeordnete im Plenarsaal, die Redner drohten auf der Tribüne einzuschlafen, ein gelegentliches Glockenläuten des Präsidenten weckte sie auf. Währenddessen tagte die Krise in den Zimmern der Fraktionen und im Restaurant-Saal.

Diesmal aber war es sehr voll. Nur die Volkspartei fehlte, sie lauschte der Rede ihres Parteiführers im Esplanade.

Verhandelt wurde wieder einmal die Panzerkreuzerdenkschrift, vielmehr der Verrat, der mit ihr begangen worden sein soll. Hauptangeklagte: Frau

Antonina Vallentin. Schon vor ihrer Affäre Deutschlands bekannteste Journalistin, obwohl sie kaum schreibt, sondern eigentlich nur Empfänge gibt. Womit man in Deutschland viel mehr erreicht als mit Leitartikeln. Vor allem auch die Aufmerksamkeit der politischen Polizei und der Staatsanwaltschaft, sowie gewisser Instanzen im Reichsministerium des Innern.

Häufiger Gast auf Frau Vallentins Empfängen und Gesellschaften war der deutschnationale Abgeordnete v. Lindeiner-Wildau. Bis zu den Sozialdemokraten geschätzt, weil er geistig weit über dem Durchschnitt seiner Partei- und Fraktionskollegen zu stehen schien. Aber was tut ein Gentleman, der bei Ladies allmonatlich seine Cocktails zu nehmen pflegt? Er läßt sich eine Denunziation über diese Lady überreichen, die von vornherein so dumm ist, daß er sie der Lady als einen Witz hätte vorlesen müssen. Er aber besaß statt Witz nur Nationalbewußtsein, und dies ließ ihn die Denunziation der Staatsanwaltschaft weitergeben.

In der Sitzung, in der dieses verhandelt wurde, blieb der Platz des Gentleman frei. Wenn ich keine Grippe habe, so borge ich mir eine und lasse mich entschuldigen. Dafür sah man die Lady im grünen Kleid in der Wandelhalle, Flanierenderweise, von Sensation umrauscht. Hatte sie vor, den Gentleman zu stellen? Das wäre hübsch geworden...

*

Interview mit einem Sozialdemokraten: „Was meint Müller?" — „Müller wirft mit Bismarckzitaten um sich und meint, nur die Autorität könne hier noch helfen. Das habe schon der Alt-Reichskanzler gesagt und getan. Wir erwarten als nächste Tat von Müller den Erlaß eines Sozialistengesetzes, streng im Sinne seines Herrn Amtsvorgängers."

Interview mit einem Zentrumsmann: „Wie stehts um die werte Krise?" — „Mein Gott, wir verhandeln. Man soll doch bloß nicht immer so ungeduldig sein. Rom wurde auch nicht an einem Tage gebaut, und das Gequatsche mit der Diktatur ist Humbug. Wenn die Zeitungen nicht immer über die Krise schrien, würde hier kein Mensch merken, daß wir eine haben."

Interview mit einem Eingeweihten: „Was wird werden?" — „Meiner Meinung nach kann nur einer die Situation retten, und das ist Braun, der einzige staatsmännische Kopf nicht nur unter den Sozialdemokraten. Braun scheint auch willens zu sein, etwas Ernstliches zu unternehmen. Da man ihn allgemein schätzt und andrerseits Angst vor ihm hat, so wird er vielleicht ein Kompromiß zustande bekommen, das für den Parlamentarismus nicht allzu komprimittierend ist. Im übrigen, vergessen Sie eins nicht: alle Parteien scheuen sich augenblicklich davor, während der Verhandlungen in Paris in der Regierung zu sitzen. Wenns in Paris gut ausgeht — und das ist die immerhin wahrscheinlichere Möglichkeit — kommt die Große Koalition ganz von selbst..."

Tribünen und Plenum leeren sich, der große Tag geht zu Ende. Die Krise bleibt. Müller verhandelt weiter. Stegerwald läuft im Sturmschritt über den roten Teppich.

Jakob Links

Volkstrauertag

Natur heilt Wunden. Ob sie recht daran tut? Wenn sich Wunden schließen, verstummt auch die Anklage. Die „heilkräftige" Natur ist eine gefährliche Verbündete der Reaktion. Es gibt aber noch Ärgeres als das Vergessen. Die Natur ist eine Hehlerin ohnegleichen. Über den Gräbern wachsen Blumen. Blumen und Romane und Gedenkfeiern. Und der Gestank der Kadaver und des Verbrechens wird mit dem Parfüm weihevoller Musik verhüllt. Die Gedenkfeier im Reichstag war ein schönes Konzert mit sechs Musiknum-

mern und einer Rede, die auch melodiös war.

Solche Verklärung ist sicherer als das Vergessenlassen. Denn was man vergißt, das kann im Unterbewußtsein weiter bohren und brennen. Es ist also zweckdienlicher, die Schmerzen zu sublimieren und sie aufzulösen in weihevolle Ruhe und sanfte Wehmut.

Verklärung aber ist das Gegenteil von Erklärung. Sie ist dazu da, um das Bedürfnis nach Erklärung auszulöschen.

Das ist die unheimlich-gefährliche Regenerationskraft der Natur, daß man so schnell vergißt. Und weil Natur so viel Schmerzen lindert, versäumen wir, die Ursachen der Schmerzen auszurotten. Auch der kluge politische Arzt läßt, sie bewußt fördernd, die dumpfen Kräfte der Natur für seine Zwecke arbeiten. Wenn keine Wunde heilen würde, gäbe es keine Waffen mehr.

Béla Balázs

„Bourgeois bleibt Bourgeois" von Ehm Welk

Viele Kritiker von Welks „Kreuzabnahme" (Volksbühne) haben behauptet, den Autor beschäftige in dem Stück die Frage, ob Tolstois christlich milde oder Lenins blutige Bauernbefreiung das Richtige gewesen sei, und er habe seine eigne Frage nicht zu beantworten vermocht. Genau so gut könnten die Schulinspektoren erklären, die Lehrer wüßten, da sie ja die Schüler danach fragten, nicht, wieviel zwei mal zwei sei. Welk ist von Geburt Lehrer und stellt daher gern Fragen, damit andre antworten. Und es ist gewiß kein Fehler, die Arbeiterklasse in ihrem Einmaleins immer wieder zu prüfen. Obwohl die Volkshochschule dafür ein passenderer Ort wäre als die Volksbühne... Welk selber weiß, daß 1927 in Rußland die Maschinengewehre nötiger waren als die christliche Geduld. Die Frage: Tolstoi oder Lenin?, die er diskutieren läßt, ist für ihn keine Frage. Die Alternative Tolstoi-Lenin bewegt Welks Theaterfiguren, nicht ihn selber. Sie gehört der Zeit an, in der das Stück spielt. Eine Kostüm-Frage.

Das wirkliche Diskussionsthema lautet etwa: Können sich die bürgerlichen Intellektuellen, die das Proletariat lieben, bedingungslos an dieses hingeben oder nicht? Und die Antwort lautet, sowohl im ersten Teil („Tolstoi") wie im zweiten („Lenin"): Bourgeois bleibt Bourgeois. Tolstoi, der Trockensozialist, und Nowikow, der Blutkommissar, bleiben Bürger, trotz ihres proletarischen Vorzeichens. Sie bleiben Zugewanderte, obwohl sie sich internationalisieren lassen.

Welk hat nicht eine Tragödie geschrieben, sondern zwei: Tolstois von Selbstzweifeln beschwerter Tod ist Objekt der einen; Nowikows durch Erkenntnis und Müdigkeit herbeigeführter Selbstmord ist Gegenstand der andern. Die „Kreuzabnahme" besteht nicht, wie der Theaterzettel vorgibt, aus zwei Teilen, sondern sie zerfällt in zwei Stücke. Daß in beiden vorwiegend die gleichen Personen auftreten, ist innerlich unnötig, äußerlich störend und täuscht leicht darüber hinweg, daß es sich um zwei Dramen handelt; um Doubletten; um zwei Variationen über das gleiche Thema. Ehm Welk hätte nur eines der beiden Stücke schreiben sollen. Er hoffte, durch die Verdoppelung das Doppelte zu erreichen, und erreichte nur, daß selbst die Kritiker das Thema vor Variationen nicht sahen und daß sie — von der Behauptung des Autors, es handle sich um ein einziges Stück, und von dem falschen Titel des zweiten Teils befeuert — das historische Geprächsthema der Darsteller für die Diskussionsthese des Autors hielten. Und daß ihnen diese entging. Wer eine grüne und eine rote Kiste, die sich im übrigen gleichen, nebeneinander stellt und fragt, was einem daran auffalle, wird zu hören bekommen, die Kisten seien von verschiedener Farbe, nicht, sie seien beide aus Holz. Welks Tragödienhälften ähneln

sich fast in jeder Beziehung, und prompt bemerkt der Zuschauer nichts außer den geringfügigen Unterschieden.

So stößt Welk das Publikum auf die falsche Frage. Aber auch die Antwort auf die richtige Frage, die übersehen wird, ist unzureichend. Bourgeois bleibt Bourgeois! ist hier eine Behauptung, keine Folgerung. Sein Doppelstück ist eine Beispielsammlung, keine Beweiskette. Er treibt Statistik. Aber wenn ein dramatisches Exempel zu Beweiszwecken nicht ausreicht, dann genügen zwei noch viel weniger! Welk gehört zu den sozialistischen Intellektuellen, die das Volk vor den sozialistischen Intellektuellen warnen. Vermutlich ist das heute kaum noch nötig, und vielleicht ist es verkehrt. Wenn es aber nötig und richtig wäre — der „Kreuzabnahme" gelänge diese Warnung nicht. Wer nicht glauben will, wird durch zwei Diskussionstragödien mit gleicher Pointe auch nicht bezwungen.

Denn so etwas muß durch dramatische Anschauung suggeriert werden. Überzeugen kann man nicht, indem man überredet. Welk erreicht nichts weiter, als daß er, günstigenfalls, Tolstois und Nowikows vergebliche Bemühung, Teil der Masse zu werden, nachweist. Auch daß der Autor selber sich zu diesen Menschen zählt, wird klar. Und daß er über alle seinesgleichen so denkt. Doch daß die Zuhörer, die vorher anders als er dachten, plötzlich mit dem Kopf nicken —, das steht nicht zu erwarten.

Damit trift die „Kreuzabnahme" das Geschick fast aller Diskussionsstücke, seien sie nun gut oder schlecht: Andersdenkende denken weiterhin anders, und Gleichgesinnte dachten schon vorher das Gleiche.

Erich Kästner

. . . und der Autor?

In den Fachblättern der Schriftsteller- und Verleger-Verbände wird immer darüber geklagt, daß in Deutschland auch die besten Bücher Auflagezahlen erleben, die, mit ausländischen verglichen, herzlich gering sind Wobei durchaus nicht verkannt werden soll, daß die englische und französische Sprache den Erdkreis beherrschen und die deutsche Literatur im allgemeinen an die Reichsgrenzen geknüpft ist. Aber dennoch ließe sich in Deutschland Besseres erzielen, wenn nicht die Bücherpreise so hoch wären. Doch nicht dem soll hier nachgegangen werden, man darf auch etwas ganz Andres nicht außer Acht lassen. Es ist bei uns sehr wohl möglich und tausend Mal dagewesen, daß ein Buch bei einer Auflage von vielleicht Zehntausend etwa eine Million Mal gelesen worden ist, und zwar auf dem Weg über die Leihbibliotheken. Dieser stattliche Leseerfolg wird dem Autor mit keinem Pfennig honoriert; er ahnt gar nicht, wie er weiter ins Volk dringt, während er seinen bescheidenen Anteil am Geschäft lange verzehrt hat und der Verleger sich kategorisch weigert, neu aufzulegen: „weil das Buch nicht mehr geht . . ." Es geht aber doch, wenn auch in einer für den Verfasser ganz nutzlosen Weise.

Die in Deutschland überall verbreitete Gewohnheit, Bücher aus Leihbibliotheken zu entnehmen, anstatt sie zu kaufen, ist so tief eingewurzelt, daß daran wahrscheinlich auch ein stark herabgesetzter Bücherpreis nichts ändern würde. Es ist aber nicht einzusehen, warum die Autoren darunter leiden sollen. Bei etwas gutem Willen muß es möglich sein, hier Abhilfe zu schaffen, und da es ja auch im Interesse aller Beteiligten liegt, das Risiko des Verlegers möglichst zu verringern, so müßte auch der an einer Neuregelung in gleichem Maße wie der Autor interessiert werden. Ich denke mir das ungefähr so: die Leihbibliothek ist verpflichtet, für die Bücher lebender Autoren eine erhöhte Gebühr von — sagen wir — zehn Pfennigen zu erheben. Diesen Betrag hat sie ohne Abzug an

den Verleger abzuführen, der seinerseits nach einem festzulegenden Modus mit dem Autor abzurechnen hätte. Vielleicht wären für Autor und Verleger je 50 Prozent angemessen. Ob der deutsche Übersetzer ausländischer Werke in ähnlicher Weise berücksichtigt werden soll, wäre gleichfalls zu überlegen. Für die praktische Durchführung dieser Idee gibt es natürlich mehrere Möglichkeiten, die zu erwägen, Sache des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller und der in Frage kommenden Verlegerorganisationen wäre.

Allgemein gilt das deutsche Buch heute als Patient, der unter gefährlicher Blutarmut leidet. Und nächstens soll ihm sogar ein großer Hilfstag gewidmet werden, wie früher für die Waisen oder Kriegsblinden. Es ist zu fürchten, daß es dabei mehr nette Worte über geistige Güter etcetera geben wird als nahrhafte Ratschläge. Hier scheint mir eine praktische Möglichkeit zu sein.

Johannes Bückler

Zu Karl Schefflers sechzigstem Geburtstag

Es sollte eine Gratulation für einen verehrten Schriftsteller werden, der zu mancher Zeit auch Führer gewesen ist und den zu verketzern, weil er heute ruhiger geworden ist, Unverstand wäre. Nein, es ist eine Gratulation zu einem ganzen Leben, zu dem unerhörten Glück, einer Generation angehört zu haben, die voll großer Erscheinungen war, in der alles, auch die Mittelmäßigkeit selbst, noch die Frische des ersten Durchbruchs hatte. Glückliche Kritiker jener Zeit um die Jahrhundertwende, sie brauchten weder zu nörgeln noch auf unfruchtbare Entdeckungsfahrten auszugehen, sie kamen sogar kaum in die Verlegenheit, sich zu blamieren. Sie haben hart gearbeitet und ihre Entwicklung war manchmal mühselig, aber hatten sie sich durchgearbeitet, so dienten sie einer Kunst, die sie trug und hob, und die Fülle der Erscheinungen war kaum zu fassen. Und welch herrliche klare Fronten! Auf der einen Seite Akademikertum, der Hof, die Bureaukratie, das Philistertum; auf der andern Seite Manet, Goya, die deutschen Impressionisten. Die Scheidung war klar, es war eine Freude, dieser Kampf, der kein Bruderkampf war, sondern ein unkomplizierter, nicht durch störende Fragen oder gefährliche Einsichten verwirrt. Heute gibt es nicht eine Künstlererscheinung, die ihre Kritiker, Herolde oder Gegner mehr als vorübergehend beschäftigte. Der Kampf selbst ist schwierig geworden und beginnt zunächst gegen die Nächsten. Die soziale Zerrüttung hat zu tiefen Zweifeln an der Kunst geführt. „Erst Brot, dann Kunst", sagen die Jungen und sind mit schlechtem Gewissen bei der Kunst. Glückliche Generation, die das nicht kannte! Gehört das alles in eine Gratulation? Dixi et salvavi ... Halten zu Gnaden ...

Martin Knutzen

Umstellung bei Krupp

Ja, Krupp hat sich umstellen müssen. Die Werkausstellung zeigt Pflüge, Lastautos, nichtrostenden Stahl für Bestecke und falsche Zähne, Kontrollkassen, Milchentrahmer. Eigentlich lag uns das ja immer am meisten am Herzen, sagen die Prospekte der Firma Krupp. Die Geschützproduktion bildet seit jeher nur einen geringen Teil unsrer Gesamtproduktion, man hat ihre Bedeutung für unsre Firma sehr überschätzt ...

Etwas mehr als die Prospekte verrät eine kleine Episode, die ich dort erlebte, von dem wahren Geist der Firma Krupp. Ich wollte mich gern einer Führung durch den Betrieb anschließen, die ein hoher Beamter für einige Journalisten leitete. Der erklärte mir aber, daß das leider nicht anginge, da Damen das Betreten des Betriebes streng verboten sei. Warum das? Es sei immerhin mit einiger Gefahr verbunden. Man mache niemals eine

Ausnahme. „Eine einzige Frau hat den Fuß in diesen Betrieb gesetzt," sagte er, und senkte seine Stimme zu ehrfürchtigem Flüstern, „das war Ihre Majestät, die Kaiserin." Ich sah mich geschlagen. Jetzt noch auf der Besichtigung zu bestehen, wäre ja gradezu Majestätsbeleidigung gewesen — gleichsam als wollte ich mich mit der „hohen Frau" in eine Reihe stellen! So sagte ich nur: „Ich dachte, daß Sie während des Krieges 30 000 Arbeiterinnen beschäftigt hätten . . ." Er wurde sichtlich verlegen über diese unerwartete Zusammenstellung und sagte verwirrt: „Ja, Natürlich . . . ich meinte nur . . . Damen."

Wie kann man auch an Arbeiterinnen denken, wenn er von der Gefährlichkeit des Betriebes für „Damen" spricht? *Una*

Ein Pannwitz der Reklame

Die Fülle der Fahnen- und Flaggenzeichen verrät in der Anlage zugleich ihr ideales Ziel: Sie stehen nicht als Vertreter einzelner Interessen gegeneinander, vielmehr ergänzen sie sich als Ausdruck einheitlichen Weltbewußtseins. In ihnen leben Triebe und Empfindungen, die aus den edelsten Quellen der Menschennatur schöpfen. Sie sind für uns die eigentlichen Wahrzeichen der Unendlichkeit, und wer sie gesammelt besitzt, der wird aus dem engen Kreis des Alltags zur universalen Höhe herausgehoben. Bedeutet die einzelne Fahne ursprünglich: „In diesem Zeichen wirst du siegen", so verkündet die Vereinigung aller Fahnen den Sieg der großen Weltidee, die über Paneuropa, über Ozeane hinweg in alle Völker hinausgreift. Ohne Selbstüberhebung dürfen wir erklären: Diese Flaggengalerie in vier Albumwerken ist ein Triumph des Menschengeistes, der sich über die Niederungen des Vergänglichen zu einem kosmischen Gipfel aufschwingt, der einen erhabenen Rundblick über Staaten, Völker und welthistorisches Geschehen gewinnt. Die Zeitlichkeit verschwindet, und vor unserm Blick öffnet sich die Ewigkeit. Und wenn die Massary-Zigarette in jeder Packung . .

Lassen Sie sich als Beamter . . .

„Lassen Sie sich denn als Beamter anbrüllen? Wenn mich jemand anbrüllen würde, würde ich ihn einfach wieder anbrüllen!"

Staatsminister a. D. Saemisch
in der Verhandlung gegen Amtsrat Kühne

Die Skala

Zeitungsbericht: „Schmeling wurde von den Massen förmlich erdrückt; Veidt wurde mit freundlichen Zurufen begrüßt; aber von Schlusnus nahm kaum jemand Notiz." Preisfrage: Was wäre mit Einstein geschehen, wenn er mit dem gleichen Dampfer in Cuxhaven gelandet wäre?

Liebe Weltbühne

Leute aus Görlitz fragen per Telephon höflich beim „Eden-Pavillon" an, ob für den Abend noch ein Tisch frei sei. Bescheid: Nichts zu machen! Schon alles besetzt! Eine halbe Stunde später bestellt kategorisch, ebenfalls telephonisch, sozusagen „der Sekretär des Fürsten Bismarck" für seinen Herrn einen Tisch im „Eden-Pavillon". Und Abends sitzen die Görlitzer am besten Tisch und trinken, von den Kellnern mit erlesener Aufmerksamkeit bedient, auf das Wohl der Republik.

Antworten

Morus. Sie schreiben: „Sie werden mir verzeihen, wenn ich einen Artikel bemängle, der an einer oft von mir okkupierten Stelle erschienen ist. Der Aufsatz Arthur Seehofs über Sir Basil Zaharoff in Nummer 8 der ‚Weltbühne' schildert die Laufbahn und die Bedeutung dieses eigenartigsten europäischen Industrie- und Finanzmatadors in den großen Linien (Orient, Paris, London; Waffenfabrikation, Erdöl, Monte Carlo) durchaus richtig. Aber die Einzelangaben, die Seehof nach einer schwedischen Quelle macht, sind fast alle falsch. Zaharoff ist nicht in Athen geboren, sondern in Mughla in Kleinasien. Er hat weder in Dänemark noch in Algier Apfelsinen verkauft. Die Waffenfirma Maxim existierte noch gar nicht, als Zaharoff in die Rüstungsindustrie ging. Er hat nicht in der Zeit der Frankenstabilisierung, sondern während des Krieges einige Anteile der Banque de France besessen. Seine Ölinteressen liegen weder bei der Standard Oil, noch bei der Royal Dutch-Shell, sondern bei der Anglo Persian, und so fort. Da ich grade von dort komme, darf ich noch hinzufügen, daß Sir Basil Zaharoff sich nicht in den Räumen des pariser Hotel George V. bei den Reparationsverhandlungen bewegt, sondern als fast achtzigjähriger Mann ziemlich unbeweglich an der Riviera den Frühling erwartet. Wie die Lebensgeschichte Sir Basil Zaharoffs wirklich im Einzelnen verlaufen ist, was er geschaffen und was er verschuldet hat, ist gewiß nicht leicht zu eruieren. Nachdem ich mehrere Jahre diesen Dingen nachgegangen bin, habe ichs versucht, in einem Buch aufzuzeichnen, das in einigen Wochen bei S. Fischer, Berlin, erscheinen wird. Vielleicht hilft die Schrift, die gleichzeitig auch in Frankreich, in England, in Amerika, in Griechenland und in Schweden herauskommt, die Legenden über den ‚mystery man of Europe' zerstreuen. Die Wahrheit über Zaharoff genügt."

Abstinent. Sie fragen: „Verbirgt sich unter dem Pseudonym Ossip Dymow ein Schriftsteller, der für die Interessen der Alkoholindustrie arbeitet?" Sie habens getroffen. Dymows berühmte Theaterstücke sind in Wirklichkeit von Ferdinand Bruckner, während er selbst ein berüchtigter Bootlegger ist, der stets einen Dolch im Stiefel trägt und selbst in Berlin aus Gewohnheit nur denaturierten Spiritus säuft.

SPD-Mann. Ja, wenn ihr alle so wärt wie das ‚Sächsische Volksblatt' in Zwickau! So mutig! So sauber! So anständig in der Haltung! Über sein politisches Grundprogramm ist sehr zu streiten — über sein Feuilleton, das Walther Victor macht, kann es nur eine Stimme geben. Wäre der ‚Vorwärts' nicht bewußt und absichtlich in muffiger Tiefe gehalten; hätten auch andre so viel Zivilcourage wie die sächsische Gruppe der Partei — es sähe anders um euch aus. Victor ist ein Fanatiker der redaktionellen Arbeit; das merkt man, und die Arbeiter, die ihn lesen, profitieren davon. Wie blinkt das alles! Wie gut ist das formuliert! Wie sorgfältig, wie anständig, wie wirkungsvoll! Es geht also. Der kann. Aber ihr wollt nicht.

„Kamera", Berlin. Du warst inmitten rotsamtner Kinopaläste eine biedre Werkstätte der Filmkunst. Du zeigtest alte Filme, die unwiederbringlich vergangen schienen, von wenig Menschen, für wenig Geld, bei sparsamer Klavierbegleitung. Du sandtest deiner Gemeinde Postkarten, auf denen in hymnischem Stil die Reize des Wochenprogramms geschildert wurden. Nun hast du den Wirt gewechselt, den man sich gern als den freundlichen Mann vorstellte, der immer an der Kasse saß, und man baut dir eine große Orgel ein.

Wer wird nun unsre Kleinen lehren, was von Chaplin, Lubitsch, Stroheim in den Archiven schlummert? Wer wird unsern männlichen Enkeln die Greta Garbo zeigen? Stell mal deine Orgel an ... Requiescas in pace!

Edgar A. Mowrer. Bravo! Nicht alle Journalisten zeigen so viel Haltung, wenn sie mit Ministern zusammenstoßen.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 6. März spricht Doktor Martin Grünberg über „Die Krisis der deutschen Ziviljustiz" und am 20. März Hans Georg Brenner über „Gegenwartsfragen des Theaters".

Berliner Schüler über zwölf Jahren. Die „Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit" veranstaltet für euch ein Preisausschreiben: Wer schreibt den besten Aufsatz über „Waffenloses Heldentum" oder „Wie stelle ich mir einen Friedenshelden vor?" Die ersten fünf Preise sind dreiwöchige Reisen nach London, Norwegen, Paris, England, Tschechoslowakei. Einsendungen, unter Angabe von Adresse, Alter und Schule bis zum 1. April an Elisabeth Bihler, Berlin N 65, Müllerstraße 141 III, Portal II.

Hamburger. Am Mittwoch, dem 13. März, hält Peter Panter in der hamburger Kunstgesellschaft einen Vortrag über „Frankreich heute". Einführungskarten in der Geschäftsstelle Bergstraße 26.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 2. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Gänse und Krieger von Carl v. Ossietzky

Ein hoher preußischer Funktionär hat neulich, als er ein paar Presseleuten das Verbot von Lampels „Giftgas" plausibel machen wollte, gesagt: „Wir können uns das heute nicht erlauben, denn wir leben in einer Stimmung wie vor dem Kapp-Putsch."

Die Iden des März kommen heran, ein von altersher verdächtiges Datum, doppelt belastet durch die Erinnerung an 1920. Zwei Mal war die Deutsche Republik auf der Kippe, zwei Mal haben die deutschen Republikaner das Unheil tatenlos herankommen lassen und höchstens, um sich etwas Bewegung zu machen, nach den Warnern mit Steinen geworfen. Beide Male ist die Republik nicht von ihren Konsuln gerettet worden. Als Lüttwitz von Döberitz heranmarschierte, saßen die Regierenden grade im Theater, und als der eiserne Vorhang fiel, da waren die militärischen Arme des Staates schon zum Andreas gegangen. Kapp ist gescheitert an den Zweifeln, die die hohe Bureaukratie in seine Dauerhaftigkeit setzte, und an dem gewaltigen Streikwillen der Arbeiter. Und als im November 1923 Herr Hitler in München seine Diktatur ausposaunt hatte, da erschien als Retter der Kardinal Michael Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, dem der Wotanskult der Verschworenen bedenklich geworden war, und zwang den Zivilgouverneur von Kahr, an seinen teutonischen Brüdern zur Midgardschlange zu werden.

Diese Erlebnisse sind auch den langmütigsten Republikanern schwer in die Knochen gefahren. Dies Mal passen wir auf, haben sie sichs zugeschworen, dies Mal soll uns der Teufel nicht müßig finden! Und so ist schon seit Wochen auf dem Kapitol des Geschnatters kein Ende.

Was ist eigentlich los? Sichtbar sind einige Landbundunternehmungen, besonders in Holstein; aber dieser Bundschuh wird sich senken, wenn man ihn mit Dukaten vollstopft. Hörbar ist Herr Franz Seldte, der jetzt auf seinen alten Beruf verzichtet, allerdings die Fachausdrücke seiner Branche ins neue Leben hinübergenommen hat. Aber Herr Seldte betreibt nicht den rohen Umsturz, sondern die Verfassungsänderung auf dem Wege des Volksbegehrens. Ein Unterfangen, das vor zwei Monaten noch lachhaft schien, aber heute, dank dem grenzenlosen Versagen der Parlamentsparteien, immer mehr in den Kreis der Wahrscheinlichkeit rückt. Was ist also los? Warum drohen die geflügelten Primadonnen sich die Stimmbänder zu zerreißen?

Niemand weiß genaues. Nicht die Presse, nicht die Politiker, vielleicht die sehr schweigsame preußische Regierung. Aber einer raunt dem andern Unheimliches zu. Im Vorübergehen wird geflüstert, daß „man" in Ostpreußen zum Losschlagen fertig sei. Wer ist „man"?

Das ist, wie gesagt, nicht bekannt. Dennoch werden überall die trübsten Vermutungen ausgetauscht. Es ist wie in jener

Anekdote von Achtundvierzig: ein guter stuttgarter Bürger erscheint in totenstiller Nacht auf dem Amt und fleht um Einschreiten. „Warum denn?" fragt man ihn. „Es ist so ruhig in der Stadt."

Nun ist Wachsamkeit schließlich kein Übel, und es ist zu verstehen, wenn sich nach den Alarmen von 1920 und 23 die Republik nicht mehr ohne weiteres auf die Hoffnung verlassen mag, es müßte auch beim dritten Mal der rettende Gott auf ein Klingelzeichen von Links aus der Maschine steigen. Die Panikstimmung jedoch bietet Verlockung für Nutznießer, und die Republikaner selbst werden schwachmütig vor Figuren, die sich als Helfer anbieten und die sie schleunigst abkomplimentieren müßten. Immer, wenn es der Republik schlecht geht, erscheint der ewig irrende Ritter Arthur Mahraun wie ein Lohengrin oder Lancelot vom See, um die Farben der erwählten Dame an jenes Blech zu heften, das zwar nicht seine tapfere Brust schirmt, wohl aber in unfaßbaren Mengen seinem Munde entströmt. Seine neueste Vorführung nennt er „volks-nationale Aktion", was sich so schwülstig anhört wie alles, was der Orden verlautbart.

Was will der Jungdeutsche Orden heute noch? Sicher zwischen allen schlecht aufgetischten Phrasen ist nur die unbedingt kriegerische Stellung gegen Rußland, den grausen „Bolschew", wie Herr Mahraun sich in einem Poem seiner Frühzeit auszudrücken beliebte. Deshalb plädiert der Orden für deutsch-französische Versöhnung. Die alltägliche Haltung ist noch immer reaktionär und antisemitisch und von der andrer Rechtsbünde kaum zu unterscheiden. Sein Einfluß auf Massen ist seit dem Krach mit Hugenberg wie Schnee vor der Sonne geschmolzen, sein Schrecken für die Linke geschwunden, seitdem die Ordensbrüder zu schießen aufgehört haben. Er ist mit seinem Hochmeister, seinen wunderlichen Ämtern, seinen „Balleien" immer mehr zu einem in Permanenz erklärten Kostümfest geworden, mit allerlei mystagogischem Faxenkram und einer täglich erscheinenden Ballzeitung. Aber hinter Mahraun steht Herr Arnold Rechberg und hinter diesem das Kalikapital, und verschiedene andre mittlere Industrien blicken heute verlangend nach den Ordensbrüdern, denn jeder sieht sich in diesen unsichern Zeiten nach einer Schutzgarde um. Und wer verteidigte wohl den Geldschrank zuverlässiger als eine Leibwache von kleinen Angestellten und Arbeitern? Neuerdings wenden auch ausgesprochen liberal gerichtete Kreise Herrn Mahraun ihre Aufmerksamkeit zu. Wenn der Hochmeister bis dahin nicht wieder zu Hugenberg abgezogen ist, wird man bei den nächsten Wahlen einen merkwürdigen Aufzug erleben. Hier der Romantiker, der für den ständisch gegliederten Staat schwärmt und Ernst M. Arndt zitiert, und neben ihm geölte Geschäftsleute, denen gar nicht nach Mittelalter zumute ist. Wahrscheinlich würde nach errungenem Siege die Börse Butzenscheiben bekommen und der Börsenvorstand einen pompösen Titel aus der Zeit der Hohenstaufen. Weiter würde Ritter Arthurs Einfluß auch nicht reichen.

Viel wichtiger ist nur, daß neuerdings erzählt wird, es habe kürzlich in Magdeburg eine ernsthafte Fühlungnahme zwischen Jungdo und Reichsbanner stattgefunden zwecks engerer Zusammenarbeit. Hierauf allerdings müßte die Leitung des Reichsbanners eine deutliche Antwort geben, ob das wahr ist oder nicht. So viel man auch von seinem Direktorium gewöhnt ist, so wenig möchte man annehmen, daß es sich mit Jungdoleuten an einen Tisch setzt, über den die Schatten der Toten von Mechterstädt fallen. Es wird überhaupt Zeit, diese Panikstimmung mit ihren Dunkelheiten zu beenden. Die Republik hat, wenn es darauf ankommen sollte, noch immer genug Männer zur Verfügung, die als simple Krieger für sie fechten würden; sie braucht nicht den ordensritterlichen Mummenschanz, an dem noch dazu das Blut gemeuchelter Arbeiter klebt. Die Gänse haben lange genug auf dem Kapitol geschnattert. Jetzt mögen sie wieder ins Wasser steigen und ihren Lohengrin nach Hause fahren.

Kelloggiana von Kurt Hiller

I.

Dieser Tage trat, mit seinem Präsidenten, der Außenminister der Vereinigten Staaten ins Privatleben zurück. Bemißt der Ruhm sich nach der Häufigkeit des Genanntwerdens, dann ist, seit vorigem Sommer, Frank B. Kellogg einer der berühmtesten Männer der Welt. Die Idee des Vertrags, der diesen Mann so berühmt gemacht hat, ist nicht die Idee dieses Mannes. Sie gehört vielmehr einem chikagoer Rechtsanwalt: S. O. Levinson (ich kann mir nicht helfen: Levinson), welcher ein Jahrzehnt lang für den Gedanken der Kriegsächtung, „outlawry of war", mit der Leidenschaft des enthusiastischen Privatmannes warb. Er begann am 9. März 1918 mit einem Aufsatz in ‚The New Republic'. Die offizielle Welt seiner Stadt, seines Landes schwieg dazu; oder sie lächelte. Es entstand mit Mühe das, was man „Bewegung" nennt; nicht allzu breit, nicht allzu stürmisch; ihm halfen vor allen: Morrison, Pfarrer und Publizist, ebenfalls zu Chicago; Dewey, Philosophieprofessor in New York, und der Senator Borah; zuletzt auch der Senator Frazier. Daß die offizielle Welt der U.S.A. den Gedanken schließlich adoptierte (nicht komplett einstweilen, aber bemerkenswerterweise doch ohne ihn zu verhunzen), war der Erfolg der Anstrengungen des hartnäckigen humanitären Propagators Borah. Die Erde, leider, ist arm an Borahs; der Typ des kalten Kaffern und Routiniers bleibt in den gesetzgebenden Gremien der verbreitetere. Was Herrn Kellogg anlangt, so liegt mir fern, ihn schlechtzumachen; aber Kelloggs Beziehung zum Kelloggpakt ist keine innigere als die des Gießers zur Bronze — man benennt sie am Ende nicht nach dem Gießer, sondern nach Rodin. „Kelloggpakt" zu sagen, ist eine ungeheure Ungerechtigkeit, eine aufreizende Undankbarkeit; „Borahpakt" ginge an; am gerechtesten wäre, „Levinsonpakt" zu sagen. Das klingt nicht schön; aber noch weit häßlicher ist: die Ehrung des innerlich subalternen Übernehmers einer Idee (oder Unternehmers an einer Idee) auf Kosten ihres Schöpfers.

II.

Die Bedeutung des Levinsonpakts, wollte sagen Kelloggpakts, besteht in zwei Tatsachen. Erstens darin, daß er den Krieg als Mittel der Auseinandersetzung zwischen Staaten ohne Einschränkung verwirft, während die Völkerbundssatzung ihn zuläßt (auch die Locarnopakte lassen ihn zu; jawohl, Locarnioten! Genf und Locarno gestatten unter bestimmten Voraussetzungen nachweislich den Angriffskrieg!); zweitens in der Tatsache, daß außer den Mächten des Völkerbunds die nordamerikanische und die Sowjet-Union, übrigens auch Mexiko und die Türkei Kontrahenten sind, also die gesamte militärische und maritime Macht der Erde hinter diesem Vertrage steht, der Militär und Marine überflüssig machen soll. Der Völkerbund ist nicht wertlos, nicht zwecklos; aber er ist wertarm, zweckarm, schon deshalb, weil er nicht universal ist; der Kelloggpakt ist universal... gesetzt, daß er überall, zum Beispiel auch in Italien, ratifiziert wird. Zu hoffen bleibt, daß die römischen Fascisten sich weniger reaktionär verhalten, als die deutschen Kommunisten sich verhalten haben.

III.

Die kommunistische Fraktion hat im Reichstag, Schulter an Schulter mit Nationalsozialisten, Deutschnationalen und christlich-nationalen Bauern, gegen die Ratifizierung des Kriegsächtungspaktes gestimmt — päpstlicher als der Papst, sturer als Stalin. Warum? Weil der Kelloggpakt nur ein heuchlerisches Mittel der imperialistischen Mächte zur Verschleierung ihrer Kriegsvorbereitungen sei, und weil er in den Massen die gefährliche Illusion erwecke, durch juristische Abmachungen, durch papierne Pakte könne der Krieg aus der Welt geschafft werden. So etwa stands in der ‚Roten Fahne' zu lesen, und so etwa hörten wirs vom Genossen Walter Stöcker. Die alte Walze — und wenn der ganze Schnee verbrennt! Etwa zu gleicher Zeit schloß die Regierung der Sowjet-Union einen „papiernen Pakt" gleichen Inhalts mit Polen, Rumänien, Lettland, Estland, erweckte mithin bei den Massen der russischen Arbeiter und Bauern die „gefährliche Illusion", als sei der von der Westgrenze her der Sowjet-Union drohende Krieg durch „juristische Mittel" zu bannen. Wie skrupellos! Obwohl der Kelloggpakt eine „ungeheure Heuchelei der kapitalistischen Staaten" darstellt, ergriff der Arbeiterstaat die Initiative, ihn mit seinen kapitalistischen Nachbarn noch besonders zu schließen, damit er in Osteuropa auf alle Fälle in Kraft trete. Es kann also mit der Heuchelei und der Illusion nicht gar so schlimm sein. Schließlich arbeitet die Sowjetdiplomatie nicht zum Scherz und nicht zum Zeitvertreib. Was sie tut, wird am Ende einen Sinn haben. Man weiß in Moskau, daß, bei aller Papierenheit von Verträgen, nicht gleichgültig ist, was auf dem Papiere eines Vertrages steht, und daß feierliche Pakte immerhin wohltätige Hemmungen setzen. Hemmungen in den Hirnen warschauer und bukarester Tamerlane, die die Ukraine von Moskau losreißen möchten, sind aber das, was Rußland heute wünscht; denn es muß sich auf lange Zeit hinaus auf den innern Aufbau

konzentrieren und kann keinen Krieg an seinen Grenzen gebrauchen. Darum verzichtet es auch in aller Form auf den revolutionären Angriffskrieg, welcher, an sich, der marxistischen Doktrin nicht widerspräche. Wer behaupten wollte, die Sowjet-Union meine es mit ihrer Unterschrift nicht ehrlich, sie meine es nicht ehrlich mit der Erklärung ihrer Bereitschaft, die Streitigkeiten mit Polen und die mit Rumänien nie anders als durch friedliche Mittel zur Entscheidung zu bringen, der Kelloggschritt Moskaus sei nur ein schlauer Schachzug zu Entlarvungszwecken — der würde der Sowjet-Union keinen Dienst mit solcher Behauptung erweisen. Darf aber die Sowjet-Union mit kapitalistischen Staaten einen ehrlichen Kriegsächtungspakt schließen — warum dann nicht auch kapitalistische Staaten untereinander? Die Theorie der „Heuchelei" ist von einem kindischen Simplismus. Staaten heucheln überhaupt nicht; nur Individuen können heucheln. Klar ist, daß unter den Politikern, Militärs und Wirtschaftsgewaltigen der imperialistischen Mächte Kellogg-Abneigung, Kellogg-Ironie, Kellogg-Zynismus grassieren; aber die Idee hat nun einmal obgesiegt, in diesem Amerika, in dem Geldmacherei und religiöse Aktivität so barock verflochten sind, und durch Amerika dann auch anderwärts. Die wilden Rüstungen deprimieren; ein Beweis für „Heuchelei" der Kelloggpartner sind sie keineswegs. Der Kelloggpakt schließt nicht den Verteidigungskrieg aus; die Rüstungen sind Dokumente des Mißtrauens. (Und der Kolonialpolitik.) Was bedeutet die Ablehnung durch unsre Kommunisten? Daß der strahlende Wahrheits-Baldur den düstern Heuchel-Loki überwand? Dies weniger! Sie bedeutet: Wir Kommunisten verwerfen, daß Deutschland sich verpflichtet, keinen Streit mit dem Ausland anders als durch friedliche Mittel zu entscheiden; wir verwerfen, daß es den Krieg als Mittel verurteilt; wir verwerfen, daß es erklärt, fortan auf ihn als auf ein Werkzeug nationaler Politik verzichten zu wollen. — Nichts andres bedeutet das Nein der kommunistischen Fraktion; denn wir müssen ihr soviel Ernst zutrauen, daß sie einen Gesetzentwurf nur deshalb ablehnt, weil sie ihren Inhalt mißbilligt. Den Inhalt freilich des Kelloggpakts zu mißbilligen, ist, seitens einer Arbeiterpartei, ohne Nuance verrückt. Ich sage das nicht aus Gegnerschaft zum Kommunismus, sondern aus Liebe zu ihm und als unbeirrbarer Freund der Sowjet-Union. Das Nein der KPD ist um so hirnverbrannter, als diese Partei sich damit des Rechtes beraubt hat, eine deutsche Regierung anzuprangern, die gegen den Pakt verstoßen wird. Jede Regierung wird erwidern können: „Wärs nach euch gegangen, hätte Deutschland den Pakt ja gar nicht geschlossen!"

IV.

Wenn Kriegmachen ein internationales Verbrechen ist, müssen die Verfassungen der Nationen dieser Tatsache Rechnung tragen, die Bestimmungen über Kriegserklärung müssen aus ihnen verschwinden, und die Strafgesetzbücher müssen dem Delikt des Landfriedensbruchs das Delikt des Weltfriedensbruchs an die Seite setzen. Schlimm genug, daß die Reichsregierung hier nicht die Initiative ergriffen hat. Dafür ergriffen

wir sie. Wir forderten nicht nur; wir formulierten auch; da wir keine Phraseure sind. Das Friedenskartell reichte der Regierung einen ausgearbeiteten Gesetzentwurf ein, mit Bestimmungen, durch die Artikel 45 Absatz 2 der Reichsverfassung („Kriegserklärung und Friedensschluß erfolgen durch Reichsgesetz") ersetzt werden müsse, und dem Strafrechtsausschuß des Reichstags den Entwurf eines in das neue Strafgesetzbuch einzufügenden Abschnitts über „Störung des Völkerfriedens". Dieser zweite Entwurf, das wird die Leser der ‚Weltbühne' interessieren, deckt sich großenteils mit meinen Vorschlägen in Nummer 46 des vorigen Jahrgangs („Paragraphen, die ich vermisse"). Er fordert, daß bestraft werde:

1. Wer einem ausländischen Staat oder Staatenbund den Krieg erklärt oder im Widerspruch zum Völkerrecht kriegerische Handlungen anordnet oder eröffnet.

2. Wer an völkerrechtswidrigen kriegerischen Handlungen freiwillig teilnimmt.

3. Wer in Versammlungen oder in Druckschriften zum Krieg gegen einen ausländischen Staat oder Staatenbund aufreizt.

4. Wer durch Fälschung oder Verfälschung Schriften, Zeichnungen oder andre Gegenstände in der Absicht herstellt, sie in einer den Völkerfrieden gefährdenden Weise zu verwenden, oder wer wissend, daß sie gefälscht oder verfälscht sind, sie verwendet.

5. Wer einen Deutschen mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt oder mit gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Nachteilen zum Eintritt in eine militärische Organisation oder Formation nötigt oder andre zu einer solchen Nötigung auffordert.

Verbrechen nach Ziffer 1 sind mit der höchsten Freiheitsstrafe zu bedrohen, die das Gesetz kennt.

Wie der Strafrechtsausschuß sich zu dieser Anregung stellen wird, ist zweifelhaft... oder vielmehr gar nicht zweifelhaft, da sie ja weder aus dem Schoße einer Fraktion noch von der amerikanischen Regierung kommt. Zu der andern, der verfassungsrechtlichen Anregung hat sich der Herr Reichskanzler bereits geäußert. In seiner Eröffnung vom 13. Dezember ans Friedenskartell heißt es:

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Reichstag die für eine solche Verfassungsänderung erforderliche qualifizierte Mehrheit nicht vorhanden ist. Die Reichsregierung hält es daher nicht für zweckmäßig, eine so aussichtslose Gesetzesvorlage einzubringen.

Ein vorbildlicher Reichskanzler, dieser Bürger Müller! Er schließt internationale Verträge, durch die eine Verfassungsbestimmung sachlich annulliert wird, und er weigert sich, sie durch Gesetz zu beseitigen. Der Kelloggpakt verbietet die Kriegserklärung, die weimarer Verfassung gestattet sie — das ficht den Wackern nicht an. Er schreckt weniger vor rechtlich-politischen Widersprüchen zurück als vor der Trägheit der Parteien (darunter seiner). Hier aber gilt:

Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Ach, dieser Edle versteht weder noch ergreift er; er tut nichts, wozu Logik und Ethik zwingen; erst wenn das Ausland ihn zwingt, wird er sich bequemen. Und es wird ihn zwingen; denn die Angleichung aller Staatsverfassungen an den Kelloggpakt — diese Idee marschiert. Die sozialistische Internationale beschäftigt sich mit der Frage, und die pazifistische wird ihr ihren nächsten Weltkongreß widmen (in Athen).

V.

Der Skeptiker Leopold Schwarzschild hat unlängst in seiner Wochenschrift, unter der witzigen Marke „Der Hillogg-Pakt", eine satirische Abhandlung veröffentlicht, in der er sich über meine Bemühungen, aufzuzeigen, welche gesetzgeberischen Folgerungen aus dem Vertrag von Paris zu ziehen sind, mit Argumenten mokiert, die einen anarchosyndikalistischen Zigeuner kleiden würden, die aber kaum als Zierde wirken bei einem gut republikanischen Herrn im Pelz, dessen Sport es sonst ist, auf Radikalismen Jagd zu machen. Herr Schwarzschild bekennt, daß meine „juristischen" „Konstruktionen" ihn „ermüden". Statt froh zu sein, daß es links Leute gibt, die nicht einfach oppositionell witzeln und prasseln, sondern gegenständlich-exakt zeigen, wies besser gemacht, oder überhaupt, wies gemacht werden kann, „ermüdet" ihn sowas. „Ermüdet"; tja. Offengestanden, zu den Wunschträumen, die ich bisher träumte, gehörte nicht der: börsenkennerischen Skeptikern Champagner zu kredenzen; ich glaube, ich würde irre an mir, erschiene eines Tages, was ich schriebe, Herrn Schwarzschild kurzweilig; die Feuilletonisierung der politischen Probleme ist seine Sache, nicht meine — aber warum reibt sich der Mann denn just an mir? Warum, zum Beispiel, nicht an dem Vizepräsidenten des belgischen Senats, Henri Lafontaine, dem Präsidenten des Internationalen Verbands der Friedensgesellschaften? Ich bin hier nur Werkzeug einer Weltbewegung; sooft ich vielleicht frondiere — hier handelte und handle ich in überzeugter Solidarität. Die staatsrechtlichen und strafrechtlichen Konsequenzen aus dem Kelloggpakt zu ziehen — in dieser Forderung (bis in Einzelheiten hinein) ist sich die Friedensbewegung einig; kaum in einer Frage so sehr wie grade in dieser. Der französische Historiker Professor Aulard, kurz vor seinem Tode, hat sie als Erster aufgeworfen. An den „Konstruktionen", die den Plauderpolitiker „ermüden", sind in Deutschland Wehberg, v. Gerlach, Gertrud Baer, Paul Oestreich, Werthauer beteiligt; meine Sünde war, in einem Falle den Entwurf zu dichten. Ändern Sie also, Herr Schwarzschild, an Ihrer Satire die Adresse! Sagen Sie statt „Hilloggpakt": „Lafontainoggpakt", „Auloggpakt", „Wehloggpakt", „Gerloggpakt" (und so weiter); das wäre nicht minder gerecht und ebenso geistreich. „Ihre Sorgen, Herr Doktor!" — rufen Sie das gefälligst nicht mir, sondern der Millionenbewegung zu, die, im Kampf gegen das irrsinnigste aller Dogmen, das von der „Unvermeidlichkeit" des Krieges, die Fesselung des blutsäuferischen, giftpestenden Riesen durch Paragraphen . . nicht überschätzt, aber erprobt neben andern Fesselungen.

Windiges aus der deutschen Luftfahrt

von Heinz Jäger

Deutscher Luftkrieg im Ausland

Unsre Tagespresse hat sich daran gewöhnt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, über Luftfahrtfragen mit möglichst wenig Sachkenntnis zu berichten, um dafür mit um so stärkeren Tönen ihren Lesern ins Ohr zu brüllen, die deutsche Luftfahrt müsse eine Sache des ganzen Volkes sein und habe mit Politik überhaupt nichts zu tun; sie sei ein wertvolles Mittel zur Wiedergewinnung deutscher Weltgeltung; das deutsche Zivilflugwesen halte die Spitze unter allen andern. Das hört sich dann so an, als ob diese Himmelsstürmer einen trauten Verein unter sich bilden, die schon wissen, wie sie alles machen müssen und denen eben nichts weiter fehlt, als das Vertrauen der Öffentlichkeit und das notwendige Geld. Bei einem Blick hinter diese Dunstwolken entpuppt sich dieser traute Verein und alle, die dazu gehören wollen, als eine Gesellschaft von Zimmerleuten und Immertreuen, wobei die Rolle der Polizei, die hier zunächst noch die Oberhand hat, dem Reichsverkehrsministerium zufällt.

Nach dem Grundsatz, auf dem die Verkehrspolitik der Deutschen Lufthansa im Ausland aufgebaut ist, soll es für Deutschlands Weltgeltung unbedingt notwendig sein, überall die deutsche Flagge zu zeigen, in diesem Fall die Handelsflagge mit der kleinen Gösch, also überall deutsche Luftlinien mit Flugzeugen deutscher Provenienz zu errichten. Diese Fahnenträgerpolitik stößt begreiflicherweise bei andern Staaten auf Schwierigkeiten. Vor allem in einem Luftverkehrsnetz, bei dem viele kleine und mittlere Staaten zusammengefaßt werden sollen und denen man dann nicht auch die gleichen Rechte in Deutschland gewähren kann, das heißt Luftverkehrslinien unter der Flagge dieser Staaten in Deutschland. Man müßte zwar annehmen, daß es für die deutsche Luftfahrt viel wichtiger ist, Flugzeuge und Flugmotore im Ausland abzusetzen respektive Luftfahrtpersonal dort unterzubringen, ganz gleich, unter welchem Farbanstrich sie dort fliegen, ja, daß es für uns volkswirtschaftlich nur nützlich sein kann, wenn eine derartige Auslandsbetätigung möglichst großen Umfang annimmt, denn dies: die Flugzeuge, die Motore, das Personal sind doch allein die wirklichen Träger der deutschen Flagge. Die Deutsche Lufthansa und die ihr übergeordneten Reichsbehörden denken anders.

Ein bizarrer Fall ereignete sich um die Jahreswende 1926/27 in Griechenland. Unter Mitarbeit deutscher und griechischer Behörden wurde mit Griechenland unter der Regierung Pangalos ein Vorvertrag abgeschlossen, Luftverkehrslinien unter griechischer Flagge auf der Strecke Athen—Smyrna und Saloniki—Smyrna, ferner Belgrad—Saloniki, Athen—Kreta—Kairo zu errichten. Ein Teil der Aktien dieser Gesellschaft sollte in Besitz des Deutschen Reichs und von Junkers gelangen. Die Subventionierung der Strecken und des Flugzeugankaufs sollten Aufgabe der griechischen Regierung sein; als Lieferant der

Flugzeuge war die Firma Junkers vorgesehen, deren athener Vertreter am Vorvertrag mitgewirkt hat.

Es wäre kein schlechtes Geschäft für die deutsche Luftfahrt gewesen, auch ohne die deutsche Flagge. Die Lufthansa wollte jedoch nichts davon wissen; ihr Vertreter, von den deutschen Behörden über dieses Geschäft unterrichtet, ging zu Pangalos und sagte ihm: „Mensch, was machst Du da für blödsinnige Verträge, das machen wir doch viel billiger; wir haben genug überflüssige Flugzeuge in Deutschland, die dich nichts kosten und die wir dir gern zur Verfügung stellen. Und wenn wir dann auch noch unsre Flagge draufmalen dürfen, dann zahlt dir sogar das Deutsche Reich noch einen Teil der Streckensubventionen. Dann kam der griechische Regierungswechsel, bei dem sowohl der ursprüngliche Vorvertrag als auch die Pläne der Lufthansa in den Papierkorb fielen. So sehen wir, wie die deutschen Steuerzahler einen Luftkrieg deutscher Behörden gegen deutsche Behörden in Griechenland finanzieren dürfen.

In Spanien war es ein Jahr später nicht viel anders. Mit Junkers-Flugzeugen und unter Beteiligung dieser Firma wurden dort mit spanischen Subventionen Luftverkehrslinien spanischer Flagge errichtet. Die Lufthansa, die in Deutschland immer wieder betont, sie könne nicht billiger fliegen, als es gegenwärtig geschehe, unterbietet ihren Konkurrenten Junkers, bietet sich der spanischen Regierung billiger an und macht eine Linie eigner Flagge auf, für die der deutsche Steuerzahler wieder den größten Teil der Unkosten bezahlen darf.

In Südamerika wurde das Condor-Syndikat gegründet. Die berliner Leitung des Syndikats steht in Personalunion mit der Deutschen Lufthansa. Die südamerikanische Leitung war klug genug, in Südamerika das Syndikat möglichst als eine nationale brasilianische Angelegenheit hinzustellen und hat dabei die wirklichen deutschen Interessen nur gefördert. Aber die Lufthansa ist eitel und hört sich gern den Ruhm eigner Taten verkünden. Die ernsthaftesten Konkurrenten des Condor-Syndikates sind die französischen Luftverkehrsgesellschaften. Als eine Abordnung dieser Firmen vor kurzer Zeit in Deutschland war, renommierte die Lufthansa mit ihren brasilianischen Erfolgen und packte so richtig nach Herzenslust aus, wie sie die Sache da unten gedreht hatte. Die Franzosen gratulierten und waren entzückt über die guten Tips. Die deutsche Leitung in Brasilien aber flucht über diesen „Dolchstoß".

Den Leuten, die man dorthin schickt, glaubt man alles anbieten zu können, so daß sich ein großer Teil der gut ausgebildeten Verkehrspiloten weigert, nach Brasilien zu gehen. Als Ersatz dafür werden Piloten ausgewählt, die die Sicherheit des Flugverkehrs von der Lust nach Abenteuern noch nicht ganz unterscheiden können. Es ist noch bekannt, daß in diesem Winter ein Dornier-Wal-Flugboot mit vierzehn hervorragenden brasilianischen Technikern und Wirtschaftsführern beim Empfang von Santos-Dumont, als es über dem Schiff „schneidige" Begrüßungskurven drehte, abrutschte und mit

Mann und Maus im Hafen von Rio versank. Dieser Erfolg der deutschen Flagge ist darauf zurückzuführen, daß der Pilot, ein noch nicht voll ausgebildeter Jungflieger Paaschen, nicht im Besitz jener Führungszeugnisse war (C-Schein), die man in Deutschland für die Führung so großer Flugzeuge verlangt.

Jubiläums-Gaben

„Uns geht es ja sooo gut", sagte jüngst der Direktor Wronsky der Deutschen Lufthansa in einer Konferenz. Ja wohl, Euch gehts gut. Ihr werdet nicht entlassen, wenn euer Laden stillsteht. Um bei 22 Millionen Mark Reichszuschuß einige zehntausend Mark zu sparen, setzt ihr einen Teil eurer besten Facharbeiter im Winter auf die Straße, obwohl euer Direktor Milch gesagt hat, man müsse die Facharbeiter unbedingt halten, denn ihre Heranbildung sei mit so teurem Lehrgeld bezahlt worden, und die Neueinstellung und Einarbeitung unkundiger Arbeitskräfte im Frühjahr koste schließlich doch mehr, als man durch Entlassungen ersparen könne. Aber es ging nun grade einmal nicht anders. So? Und was macht ihr denn mit dem „Geheimkonto der Direktion" von 100 000 Mark? Ja, werdet ihr sagen, uns Direktoren genügen die 4000 Mark Monatsgehalt nicht. Deshalb hat sich, anläßlich des zweijährigen Jubiläums der Lufthansa, jeder von uns dreien eine Jubiläumsgabe von 10 000 Mark aus diesem Geheimkonto geben lassen. Denn wofür sollen sonst die 100 000 Mark da sein? Wir sind Wir!

Vergessen, Vergessen ...

Mit der immer schneller fortschreitenden Entwicklung des Luftverkehrs wächst die Bedeutung des Flug-Funkwesens, und man sollte annehmen, daß auf die Ausbildung von Flugzeugfunkern besonders großer Wert gelegt wird. Nach der Auflösung der ehemaligen Sportflug-Gesellschaften und ihrer Ersetzung durch die deutsche Verkehrsfliegerschule, wurde der Flugfunkschule des ehemaligen Sportflugs zugesichert, dort aufgenommen zu werden. Aber die prominenten Führer der Verkehrsfliegerschule, die alle Fliegerei mehr oder weniger nach militärischen Gesichtspunkten betrachten, sind der Ansicht, eine richtige Fliegerausbildung habe eigentlich mit der Funkerei gar nichts zu tun. Die Funkschule wurde mit ihren wertvollen Apparaten (1927) aus ihren alten Räumen vertrieben und konnte dann notdürftig in der staakener Zeppelinhalle (neben Filmateliers) ein kleines Plätzchen finden. Und da blieb sie ein Jahr, von aller Welt, und auch von dem aktenführenden Ministerium vergessen. Die Verkehrsfliegerschule überwies ihr keinen einzigen Schüler, und die Funklehrer, erstklassige Fachleute auf ihrem Gebiet, hatten überhaupt nichts zu tun. Als Ersatz dafür erteilte die Verkehrsfliegerschule in dilettantischer Weise ihren Schülern Selbstunterricht in der Funkerei — und tut dies übrigens heute noch! Die Funklehrer bekamen ihre Gehaltsauszahlungen regelmäßig einen halben Monat zu spät, sie mußten jedesmal bettelnd von Herodes zu Pilatus laufen, und einer dieser Lehrer brach während eines Besuches im Reichs-

verkehrsministerium, als er um sein Gehalt antichambrierte, im Zimmer des Flugfunkreferenten vor Hunger bewußtlos zusammen! Die Folge dieser Vernachlässigung des Funkdienstes zeigte sich in der Tatsache, daß im ausländischen Luftverkehr überall bedeutend bessere Funkpeilresultate erzielt werden als in Deutschland. Erst im Herbst 1928 hat man sich herabgelassen, der Funkschule ein Flugzeug zu überlassen, obwohl sie für eine sorgfältige Arbeit zwei bis drei Maschinen haben müßte.

Industrie-Subventionen

„Die deutsche Flugzeug-Industrie erhält keine Subventionen, sondern wird nur für die Aufträge bezahlt, die vom Reich und von der Lufthansa gegeben werden." Dieser Vers, den die Industrie uns immer wieder vorsingt, stimmt. Die Frage ist dabei, nach welchen Gesichtspunkten die Aufträge erteilt werden, und ob es wirklich nötig ist, für unsern geringen Bedarf an Verkehrs- und Sportflugzeugen ein halbes Dutzend Flugzeugfabriken künstlich am Leben zu erhalten. Gewiß, Firmen wie Junkers, Dornier und Heinkel sind lebensfähig. Aber schon bei Rohrbach wird man skeptisch. Diese Firma ist die anerkannt teuerste Flugzeugfabrik und deshalb überhaupt nicht international konkurrenzfähig. Und trotzdem ist Rohrbach nach wie vor Lieblingskind der Marineleitung, und der Geist des Wehretats ist für die kaufmännische Unfähigkeit dieser Firma wohl mit verantwortlich. Neulich hatte diese Firma allen ihren Angestellten und Arbeitern gekündigt, obwohl noch genügend Aufträge da waren, die fertiggestellt werden mußten. Diese Kündigungen wurden allerdings wieder zurückgezogen; jedenfalls hat jene amtliche Stelle, auf welche mit diesen Kündigungen ein Druck ausgeübt wurde, die notwendigen Mittel inzwischen zur Verfügung gestellt.

Wo steckt eigentlich Herr Rohrbach, von dem man nichts mehr hört und der durch seine Firma als „unerreichbar" angegeben wird? Hoffentlich benutzt er nicht den ihm noch zur Verfügung stehenden Rest an Steuergeldern zu neuen Zeitschriftengründungen. Die Erfahrung mit der inzwischen wieder eingegangenen Zeitschrift ‚Der Flug' hat ihn ja immerhin 55 000 Mark Lehrgeld gekostet, ohne daß der beabsichtigte Zweck der Fachpressekorruption voll erreicht wurde. Oder macht er in Amerika einen neuen Laden auf und überläßt den hiesigen ganz der Marineleitung?

Diese soll dann auch gleich Arado, Focke-Wulf und Albatros erwerben, damit man endlich erfährt, zu welchem Zweck diese Firmen da sind. Albatros leidet nie Subventionsmangel, obwohl feststeht, daß die größte Zahl dieser mit Reichsgeldern gebauten Flugzeuge höchstens reif für ein Flugzeug-Museum ist. Grade im Fall Albatros müßte der Haushaltsausschuß des Reichstags einmal die Frage untersuchen, in welchem Verhältnis die den Flugzeugfirmen gewährten Subventionsgelder zu ihren Leistungen stehen. Wo sind die Abnehmer für Albatros und Arado? Albatros hatte den Auftrag, sogenannte Schlafwagen-Flugzeuge zu bauen. Nach mehrmaligem Umbau dieser Flugzeuge verlangte schließlich das

Reichsverkehrsministerium, das für sein Geld etwas sehen wollte, die Lufthansa solle die Dinger abnehmen. Wenn die Lufthansa die Ausführung dieses allerhöchsten Befehls trotzdem verweigert, so kann man sich diese technischen Mißgeburten halbwegs vorstellen.

Seemannslos

Unter der Bezeichnung „Severa" wurde vor einigen Jahren eine Seeversuchsanstalt gegründet, deren Zweck immer dunkel geblieben ist. Im Untertitel hieß dies Institut „Tochtergesellschaft der Deutschen Lufthansa". Als G. m. b. H. gegründet, besitzt es bei einem Zuschuß von mehreren Millionen pro anno das bescheidene Kapital von fünftausend Mark, dessen Inhaber der Direktor Merkel von der Lufthansa sowie deren Aufsichtsratsvorsitzender v. Stauß und ein Verwandter von ihm gleichen Namens sind. Nun pfeifen aber bereits die Spatzen von den Dächern, daß die Severa nichts andres als eine getarnte Abteilung der Marineleitung ist. Man wußte von ihren Beziehungen zum Lohmann-Konzern; der Reichstag wurde aufmerksam und die Preußische Staatsregierung mißtrauisch. Herr Gröner rechnete damit, daß dies unliebsame Thema im Reichstag zur Sprache kommen könnte. Er wollte dann vor die Volksboten hintreten und sagen: Seht, ich habe dies Geschäft aufgelöst. Also dachte Gröner und sprach zu dem damaligen Verkehrsminister v. Guérard: Wir wollen diese Severa auflösen und, da das Gesellschaftskapital ja sowieso den Hansa-Direktoren gehört, die aufgelöste Firma einfach unter dem Namen: „Deutsche Lufthansa, Abt. Küstenflug", weiterführen. Ein biederer Händedruck der beiden Minister, und die Sache war entschieden. Zwar jammerte der Hansa-Direktor Merkel ein bißchen, weil seine Firma nicht geneigt war, sich mit der Severa unnötig zu identifizieren. Nun besitzt die Lufthansa bereits eine „Abteilung Seeflug", die den von der Hansa betriebenen Luftverkehr über See betreibt und auch die Vorbereitungen für die Eröffnung der transatlantischen Luftlinien durchführt. Zwischen beiden Abteilungen, Küstenflug und Seeflug, bestand kürzlich wieder der Zustand „drohender Kriegsgefahr", als Flugzeuge nötig wurden, um die in der Ostsee vereisten Schiffe aufzusuchen. Die Marineleitung gedachte diese Aufgabe der Küstenflugabteilung zu übertragen. Die Lufthansa schlug Krach, Herr Merkel reiste extra nach Kiel und erreichte schließlich, daß Seeflug und Küstenflug gemeinsam an den Rettungsexpeditionen teilnahmen. Ja, von so edlen Regungen ist unsre Luftfahrt beseelt, daß man sich wütend darum streitet, wer den im Eis eingefrorenen Schiffen Rettung bringen darf! Und nicht etwa, wie vielleicht bösartige Verleumder tuscheln, wegen der recht hohen Kilometergelder, die für diese Flüge gezahlt werden.

Welches ist der Unterschied zwischen Küstenflug- und Seeflug-Abteilung der Lufthansa? Diese Preisfrage kann zugleich als Doktorarbeit für angehende Luftrechtler wärmstens empfohlen werden. Diese müssen sich aber beeilen, denn inzwischen hat der preußische Ministerpräsident Otto Braun verlangt, daß die zwischen Gröner und Guérard getroffene Tar-

nung wieder rückgängig gemacht wird, da er keinesfalls eine noch engere Verquickung zwischen der ehemaligen Severa und der Lufthansa wünscht.

Abteilung M

Ähnliche Kapriolen wurden auch auf dem Flugplatz Johannisthal-Adlershof gemacht. Auf der Adlershofer Seite bestand als besondere Gruppe der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt eine sogenannte Abteilung M. Als beim vorjährigen Luftfahrtetat der sozialistische Abgeordnete Krüger im Haushaltsausschuß die Regierungsvertreter um Auskunft bat, zu welchem Zweck die Abteilung M da sei, bekam er keine Antwort, denn sonst hätten die Behörden darauf aufmerksam machen müssen, daß „M" auch der Anfangsbuchstabe des Wortes Militär ist. So schwieg man lieber. Aber auch hier arbeitet Gröners findige Vernebelungstaktik. Um bei einer erneuten Anfrage sagen zu können: eine solche Abteilung M gibt es nicht mehr, mit diesen Schweinereien haben wir aufgeräumt, wurde diese Abteilung auch aufgelöst, kam auf die Johannisthaler Seite des Flugplatzes und heißt jetzt „Erprobungsabteilung Albatros", zum Unterschied von einer Versuchsabteilung, die Albatros bereits besitzt. Diese „Erprobungsabteilung Albatros" ist zu Lande dasselbe, was an der See die „Küstenflugabteilung der Lufthansa" darstellt. Beide Abteilungen besitzen je etwa dreißig bis vierzig Flugzeuge, manchmal auch mehr.

Aber nicht alle Flugzeuge sind immer in Deutschland . . .

Sexualnot der Gefangenen von Karl Plättner

In den nächsten Tagen erscheint im Mopr-Verlag, Berlin, ein Buch Karl Plättners über die Geschlechtsnot in den Gefängnissen. Ein in sechs Zuchthausjahren gewachsener Protest gegen den heutigen Strafvollzug. Wir werden auf das in vieler Hinsicht beachtenswerte Buch, dem das nachfolgende Stück entnommen ist, noch ausführlich zurückkommen.

Jeder Gefangene wird, sofern sein Geschlechtstrieb normal ist, nach längern vergeblichen Versuchen, den Trieb zu unterdrücken, ihn zu verdrängen, zum Ersatz greifen. Er wird? Nein, er muß! Er muß es, weil er anders nicht den Trieb überwinden kann, und er muß es, weil ihn der Trieb quält und keine Ruhe läßt. Er muß es in der Haft tun, wo ihm das natürliche Liebesobjekt fehlt.

Der christliche Mediziner Maag, der ein Buch gegen Teile der Lehre Freuds geschrieben hat („Geschlechtsleben und seelische Störungen"), schreibt:

Eine Triebäußerung bedeutet an sich nichts andres als ein Verlangen nach Befriedigung, das dem bewußten Ich zur Wahl gestellt wird. Dieses entscheidet nun entweder durch Zu- oder durch Absage. Wird der Triebwunsch gebilligt, so erfolgt die Verwirklichung, er wird zur Tat, wird ausgelebt. Wird er abgelehnt, so verliert sich das Verlangen mehr oder weniger rasch, um erst nach einiger Zeit wiederzukehren. Im Bereiche der Sexualität kann diese Bereitschaft sehr leicht in Selbständigkeit übergehen; der hochgespannte Organreiz zwingt dann die Psyche zur Lösung, zur Be-

jahung, und versetzt sie mehr und mehr in das Verhältnis der Abhängigkeit vom Organ, das in einer krankhaften, fast permanenten Triebspannung beharrt, welcher der Wille nicht mehr widerstehen kann. Damit ist für dieses Teilgebiet der Psyche die Einheit und Suprematie des Ich verlorengegangen. Die Triebleitung liegt jetzt in der Hand des Organes. Das ist das Wesen aller Disziplinlosigkeit. Der immer brennender gewordene Trieb erweist sich als unlenksam. Er hat alle Konstanz, alle Ruhe, Besonnenheit und Zweckmäßigkeit verloren und arbeitet am Ruin des Organismus.

Es hat deshalb wenig Sinn und ist vielmehr im höchsten Maße heuchlerisch, die Selbstbefriedigung abzustreiten, wie es unwahrhaftig ist, die Sexualnot zu leugnen, die in der einen oder in der andern Form doch hervorbricht. Ich schätzte einmal einem Beamten gegenüber die Gefangenen, die sich selbst befriedigen, auf 95 von 100, worauf man mir erklärte, daß man ruhig von 100 Prozent reden könne. Denn die Gefangenen, die sich nicht selbst befriedigten, seien entweder akut krank, impotent oder sie hätten sonstige körperliche Gebrechen, die sie hinderten, zu onanieren. Hirschfeld sagt darüber im ersten Band seiner „Geschlechtskunde":

Daß der Normalsexuelle in eingeschlechtlicher Umgebung — auf Schiffen, im Felde, in Gefangenlagern, in Gefängnissen, kurz überall dort, wo ihm Gelegenheit zum Beischlaf fehlt — vielfach dazu gelangt, sich in größern oder kleinern Abständen „brevi manu" (= kurzerhand) selbst zu befriedigen, meist unter Vorstellung von Personen des andern Geschlechts, ist eine alte und allgemein bekannte Tatsache. Manche drücken dabei das Kopfkissen in die Arme und bedecken es mit liebkosenden Worten und Küssen, andre machen sich aus dem Bettuch eine Art Vagina zurecht. Einer schrieb aus dem Felde: „Früher war meine Frau meine rechte Hand, jetzt ersetzt meine rechte Hand meine Frau."

Mit diesen Feststellungen scheint auch ein kleinerer Teil der Amtsärzte übereinzustimmen, der die Selbstbefriedigung als Zwangssurrogat billigt, es als das „kleinere Übel" bezeichnet, in vielen Fällen dieses Mittel sogar empfiehlt und schlechthin seine Zufriedenheit darüber ausdrückt, wenn die Menschen in Gefangenschaft das Mittel der Selbstbefriedigung anwenden. Das sind aber nur die verständnisvollern Ärzte, die gewiß zaghaft, aber doch immer wieder versuchen, gegen die Bastille einer verknöcherten und menschenfeindlichen Bureaukratie anzurennen. Es sind also tiefer wurzelnde Rücksichten auf die Erhaltung der körperseelischen Gesundheit, wenn Amtsärzte ihre sauersüße Zufriedenheit über die Selbstbefriedigung der Gefangenen äußern und darüber hinaus in Filzsocken in die Salons der Geheimräte schleichen, um diesen etwas über die Sexualnot der Gefangenen ins Ohr zu flüstern. Sie wissen, daß die Geschlechtsorgane, besonders die Geschlechtsdrüsen, die Geschlechtsprodukte erzeugen, die im Kreislauf des Blutes überallhin gelangen, auch in die Gehirnzellen. Wenn nun die Geschlechtsprodukte keinen somatischen Ausfluß haben, müssen sie sozusagen zur Überproduktion führen. Die Sexualstoffe vermehren sich, überladen, überspeichern, ballen sich, legen sozusagen eine chemische Kruste ums Gehirn. Mit andern Worten: die Wirkung der geschlechtlichen Stoffe nimmt übermäßige, ungesunde Formen an. Der Volksmund bezeichnet diesen Zustand (gewöhnlich im Scherz) als „Samenkoller".

Eines Tages erklärte mir ein Mitgefangener folgendes:

Im Sommer 1923 kam ich wegen zu schwerer Arbeit, die ich nicht leisten konnte, in andre Gemeinschaftsräume. Ich bin um diese Zeit magenleidend geworden. Übrigens ist Magenkrankheit bei langjährigen Gefangenen häufig zu finden, jedoch fast nie bei Homosexuellen, die auch in der Haft ihren analogen Verkehr haben. Es muß eine sexuelle Verbindung vorhanden sein, durch die Magenleiden hervorgerufen, anderseits wieder zurückgehalten werden, wenn ich auch nicht enträtseln kann, woran das liegt. Jedenfalls ist es sonderbar, daß ich bei meinen scharfen Beobachtungen fast nur Onanisten mit Magenkrankheiten angetroffen habe. Den Homosexuellen wird auch das gleichmäßige Essen fast nie über; noch nach Jahren ist ihr Appetit ein guter.

Ein andrer Gefangener aus der Strafanstalt W. erklärte mir folgendes:

Ich litt ein ganzes Jahr an Geschwüren: Furunkulose. Eine Krankheit, mit der ich sonst in meinem ganzen Leben nie behaftet gewesen bin. Ich ging zum Arzt, der mir bei dieser Gelegenheit einmal wörtlich den Rat gab, zu onanieren; aber als ich (einige Monate danach) auf 59 Kilogramm (mein normales Gewicht ist 77 Kilogramm) abgemagert war und vergeblich Zulagen erbat, gab er mir die Ermahnung, nicht so stark zu onanieren. Als ich ihn auf diesen Widerspruch aufmerksam machte, verließ er mich wortlos und war empört.

Man muß also den Stoffwechsel im menschlichen Organismus mit den Geschlechtsfunktionen kombinieren; man muß bei den Gefangenen, wenn sie sich körperlich unwohl, unbehaglich und krank fühlen, bei Feststellung der Diagnose die Tatsache der willkürlich ausgeschalteten Geschlechtsfunktionen mit berücksichtigen. Will sagen: der Stoffwechsel ist gestört, wenn Teile von Organen, die ihn mitbewirken und den motorischen Antrieb geben, willkürlich außer Funktion gesetzt sind.

Zur Bekräftigung dieser Feststellungen ist eine Äußerung des Sanitätsrats Dr. Leppmann mir gegenüber in seiner Eigenschaft als Amtspsychiater typisch: Ich klagte ständig über Kopfschmerzen, über bleierne Schwere der Glieder, über Schmerzen in den Lungenflügeln und der Nierengegend, über starke Depressionen, die meine Atemnot begünstigten, über Bronchialkatarrhe und über andre rein körperliche Krankheitserscheinungen. Fast konsternierte mich die folgende Äußerung Leppmanns: Ich zerbreche mir nun schon seit Tagen den Kopf, wie ich mir Ihren Gesamtzustand — dies insbesondere in körperlicher Hinsicht — erklären soll. Sagen Sie mal: sollte nicht doch vieles zurückzuführen sein auf die sexuelle Seite der Dinge? Hier dürfte die Ausschaltung der Geschlechtsfunktionen eine große Rolle spielen. Ich komme sonst beim besten Willen zu keinem befriedigenden Resultat in der Erkenntnis und Beurteilung Ihres Zustandes, in der Diagnose Ihres körperlichen Befindens!

Ich ergänze die Feststellungen Leppmanns mit einem Zitat aus der „Geschlechtskunde" Hirschfelds:

Nicht nur, wer den Menschen dem Leben, auch wer das Leben dem Menschen anpaßt, vermag zu helfen und zu heilen. Führt nicht der eine, bringt uns oft der andre zum Ziel.

Daß jeder Kampf des Körpers gegen einen Krankheitsfeind mit den vielen physikalischen und chemischen Veränderungen, die er, im

Gefolge hat, auf das geschlechtliche Verlangen und Vermögen in hohem Grade einwirken, den feinen körperseelischen Sexualmechanismus stören, Trieb und Widerstand bald steigern, bald schwächen kann, sollte einleuchten, tut es aber in Wirklichkeit nur selten. Man müßte eigentlich eine Krankheit nach der andern durchgehen, um zu erörtern, welchen Einfluß sie auf das Geschlechtsleben haben kann. Es wäre ein gutes Thema für ein eignes Buch.

In der Beurteilung der sexuellen Neurasthenie hebt Freud hervor, daß die sexuelle Unterdrückung „oft in körperliche Symptome konvertiert würde, sich in Atemnot, Zittern, Herzklopfen, Schwindel, Durchfall, Schwitzen und so weiter umsetzt". Und Hirschfeld betont, „daß hysterische Leiden aller Art, Beklemmungszustände, namentlich sogenannte „Herzkrämpfe" mit hochgradigen Beängstigungen, nach längerer Abstinenz nicht zu den Seltenheiten gehören".

Ich ging einmal zu dem Arzt in der Strafanstalt B., um gegen mein Lungen- und Bronchialleiden eine zweckmäßige therapeutische Behandlung zu erfahren. Dabei machte ich auch auf den zu trägen Stoffwechsel aufmerksam und betonte, daß Besserung vielleicht durch eine reichlichere Bewegung im Freien und durch eine bessere Ernährung bewirkt werden könne. Damit hatte ich mich aber „verdächtig" gemacht. Natürlich, ich wollte nur besseres Essen erlangen, wollte mit „solchen Argumentationen nur die Strafübel überwinden"! Und so erklärte mir dieser Amtsmediziner: Das ist auch so eine überspannte Idee, mit der viel Unfug getrieben wird. Sie sollten weniger an Ihre Krankheit denken, dann wird in Ihrem Organismus schon genügend Stoffwechsel zirkulieren. Ich mußte unwillkürlich an die Worte von Casanova denken: „Unter den Händen von Ärzten sterben viel mehr Menschen, als von ihnen geheilt werden. Am Ende wäre die Welt ohne Advokaten und Ärzte weit weniger unglücklich". So ist es. Wenn Geistliche im schwarzen Ornat oder Advokaten in der Zuchthausrobe in den Geschlechtsfunktionen der Menschen nicht den Trieb im Blute erkennen, dann kann man darüber zur Tagesordnung übergehen. Wenn aber ein Arzt die Naturanlagen im Organismus des Menschen nicht sieht und ihre funktionelle Bedeutung ignoriert, dann ist das tragisch. Denn „je mehr die Organe des Körpers sich von der Macht der ‚geheimnisvollen Säfte', die aus den Geschlechtsdrüsen ins Blut übergehen, befreien, um so mehr verfallen sie einer andern Macht, aber nunmehr einer Macht der Zerstörung, die Tod heißt... Es gibt keinen Gefangenen „im modernen deutschen Strafvollzug", der nach länger als einem Jahr Haft nicht magen-, nieren-, herz-, brust-, nerven- und gemütskrank ist. Denn in dieser funktionellen Vernichtungssubstanz kann kein menschliches Leben wachsen, keine körperliche Gesundheit gedeihen. Es ist genug, wenn selbst amtsmedizinisch wahrhaftig vorsichtig und zurückhaltend festgestellt worden ist, daß der Stoffwechsel im menschlichen Organismus, dieser aufbauende Grundfaktor, zerstört, zumindestens gestört ist, wo die Geschlechtsfunktionen gewaltsam und willkürlich ausgeschaltet werden, während dafür physiologisch und psychologisch absolut keine Voraussetzungen vorhanden sind.

Henri Barbusse von Ernst Toller

Nicht Deutung des Lebens und Werkes von Henri Barbusse will ich geben. Was ich geben will, ist das Bekenntnis zu einem Menschen, der Millionen als Sinnbild und Vorbild des revolutionären Dichters erscheint, als Stimme der Wahrheit, als Stimme des Geistes, die, aller Verfolgung zum Trotz, über die Grenzen zu den Völkern dringt.

Ich erinnere mich, wie in den Jahren der großen Schlächterei sein Buch zu uns kam: Das Feuer. Wie es unsre Herzen ergriff, wie es Menschen, die verwirrt und ohnmächtig nicht den Weg fanden im künstlich erzeugten Nebel der Sinne, über alles tiefe Ergreifen hinweg die Schleier von den Augen riß, daß die Fratze der großen Zeit unverhüllt sichtbar ward. Ein Feind war es, der rief: So sieht der Krieg aus, so und nicht anders. Was ihr in den Heeresberichten der Generalstäbe, was ihr in den Feuilletons verschmockter Journalisten lest, ist Lüge. So und nicht anders sieht der Krieg aus: Die frierenden, armseligen, getriebenen Millionen Opfer, die einander zu Krüppeln schießen, die einander morden, die glauben, für Vaterländer zu kämpfen, und die doch nur kämpfen für die erbärmlichen Begierden einer Handvoll von Parasiten in allen Staaten, Opfer, die, wären sie sehend, aufständen und einander brüderlich umarmten oder sich wendeten gegen den wirklichen Feind, wie es ein Mann tat, dessen Stimme auch das Grab des Zuchthauses nicht zum Schweigen brachte: Karl Liebknecht.

Seit jenen Tagen ist uns der Name Barbusse teuer.

Barbusse, geboren am 17. Mai 1875 in Asnières, begann als „reiner" Dichter. Er schrieb Verse, die ihm Ruhm und Ehre eintrugen, aber bald erkannte er, daß niemand das Recht hat, das trostlose Leben von Millionen Menschen mit der phantastischen Gewissenlosigkeit des absoluten Dichters zu behandeln. Auch in ihm wohnte der Blick für die Nüance, auf den der Ästhet so stolz ist, aber er erkannte, daß es Zeiten gibt, in denen es verbrecherisch ist, nur Nüancen zu sehen und zu formen, die das Leben illuminieren, die mit den rosigen Lichtern des Vormorgen, mit den falben Schatten der Dämmerung die unerbittliche und häßliche Klarheit des Alltags verschönen. Aus Verantwortung hörte er auf, ästhetisierender Literat zu sein. Ihm bedeutete Literatur nicht nur spielerisches Bilden, ihm ward sie kämpferische Verpflichtung, weil das Wort, vom Geiste gezeugt, höchstes Mittel ist, auf Menschen zu wirken und die Wege der Verwirklichung zu ebnen. Komme doch keiner und sage, er habe seine Kunst erniedert, das reine Antlitz der Dichtung beschmutzt, dadurch, daß er Parteimann geworden sei. In dieser Zeit, da sich die meisten Intellektuellen vor einfachem Stellungnehmen drücken, hat man vergessen, daß große Werke der Literatur von Parteimännern geschaffen wurden. Waren die religiösen Dichter der griechischen Antike keine Parteimänner im wohlverstandenen Sinne? Waren Walter von der

Vogelweide, Dante, der junge Schiller, Büchner keine Parteimänner? Nicht darauf kommt es an, daß der Dichter Parteimann ist, sondern daß der Parteimann Dichter bleibe.

Auch Barbusse liebt die vielfältige Schönheit der Natur, auch er liebt inbrünstig die Fülle des Lebens, aber ebenso stark lebt in ihm das Wissen um den Tod. Um den Tod, der uns gesetzt ist als kosmisches Schicksal, und um jenen, der an uns verübt wird durch das Verbrechen der Herrschenden. Ja, er wußte und weiß um den Tod, immer wieder wird es spürbar in seinem Werk. Auf ihm lastet die Melancholie des um Menschenhistorie Wissenden, der irdische Grenze und Frist schmerzhaft empfindet. Aber nur wer nahe dem Tod ist, ist nahe dem Leben. Und so ringt er sich in jedem seiner Werke durch zum Dennoch, zum Trotzdem, zum Glauben, daß eine sinnvollere Gesellschaftsordnung, die aufzubauen des Menschen Vernunft kraftvoll genug ist, imstande sein wird, die ungeheuren Leiden der Menschheit auf einen winzigen Bruchteil zu beschränken. Nicht umsonst heißt einer seiner Romane: Klarheit. Klarheit will er vor allem finden, und er glaubt anfangs, die geistigen Menschen, die Intellektuellen, müßten die Berufenen sein. Aber bald sieht er ihre Halbheiten, ihre Torheiten, ihren Selbstbetrug. Sie geben vor, den Krieg zu bekämpfen und wollen seine sozialen Ursachen nicht bekämpfen, sie möchten zum Volk sprechen und sprechen in einer Sprache, die das Volk nicht versteht, ja, sie wenden sich naserümpfend ab von Einfachheit und Vereinfachung, die Barbusse, wie jeder mit ihm verwandte Künstler, bewußt erstrebt. Und weiter sieht er, daß die meisten Intellektuellen im Bodenlosen leben, daß sie nur geringe und oberflächliche Kenntnisse von sozialen Dingen besitzen, daß sie, die glauben, das Sein zu erfassen, nur das Vergangene umtasten. Denn nur was leben wird, ist. Und so wendet er sich von den Intellektuellen ab und findet den Weg zum arbeitenden Volke, zu jener Minderheit des arbeitenden Volkes, die hell, bewußt und gläubig eine neue Ordnung aufbauen will.

Mögen die Intellektuellen, sagt er, die Letzten sein, die begreifen, wie vernünftig und moralisch, wie gewaltig und heilsam die gänzliche Erneuerung ist, die in diesem Augenblick eine Minderheit plant, die darum nicht weniger Geist, nicht weniger Kraft ist. Endlich sieht er Klarheit und Wissen. Das Volk hat die größten Verbrechen als solche erkannt, jene, durch die die Menschheit an Niedrigkeit stirbt und die heißen: nicht verstehen, vergessen, sich täuschen lassen. Es hat alles verstanden, was verstehen heißt. Die Intellektuellen glauben, sie seien ehrlich. Um ehrlich zu sein, muß man wissen. Das Gesetz des Vorrechts beginnt mit dem Ende, man muß mit dem Anfang anfangen.

Aber Barbusse trennt ein Abgrund von jenen sich proletarisch heißenden Schriftstellern, die sich selbst berauschen als kultische Priester des Proletariats, weil sie nicht die Kraft besitzen, die Menschen von heute zu sehen, wie sie sind, und dennoch mit ihnen in einer Front marschieren. Er brand-

markt den Knechtssinn der nicht wachen Proletarier, er brandmarkt ihre Dummheit. Immer wieder ruft er sie auf: Hab Erbarmen, Volk, mit dir! Sei dein Herz, dein Genie, erhebe dich, schüttle ab die niedrige Unterwürfigkeit, die dich mit deinen Leiden zugleich im Innersten gefangen hält. Werde der gewaltige Vernichter und laß die Welt nicht mehr los. Bezwinge die Herde in dir. Ihr, die ihr die Zahl seid, eure Schuld ist, was geschah. Was die Herrschenden getan haben, erkennt es als das, was ihr getan habt, da sie es mit euren Händen taten.

Der Raum fehlt mir, um, was ich sagte, an seinen Werken zu erhärten, von denen die wichtigsten, noch nicht genannten heißen: Die Hölle, Die Kette, Das Messer zwischen den Zähnen, Reden eines Mitkämpfenden. Keines seiner Werke ist klassisch im bürgerlich ästhetischen Sinne zu nennen, seine Werke entstammen einer Periode der Neuschöpfung und chaotischen Umwandlung, nicht einer Periode gesättigter Stille. Sein Stil ist geprägt von den traditionellen Kräften der französischen Literatur und den Mitteln dieser Zeit. Die Gesellschaft, die er beschreibt, lebt für ihn in einem Schacht, den es zu unterminieren gilt. So dringt man in die tieferen Schächte, stößt vor zu den eigentlichen und wahren Quellen. Seine Romane haben nichts gemein mit banal interessanter Handlung, manchmal sind sie beladen mit einer Überlast von Wissensstoff, immer sind sie Ruf und Aufruf, Drohung und Prophetie. Lyrische, epische und dramatische Mittel bindet er aneinander. Er liebt das perspektivisch Fassettierte des Kinematographen.

Wenn er einen Soldaten zeigt, der leidet, so zeigt er nicht ein vereinzeltes Wesen, er zeigt Millionen, die leiden gleich ihm, denn immer strebt er danach, das Kollektive in seinem Werk Stimme werden zu lassen. Im künstlerischen und im polemischen Werk.

Er ist wahrhaft ein revolutionärer Dichter, denn dieses zeichnet den revolutionären Dichter aus: In jedem entscheidenden Augenblick vom Schreibtisch aufzustehen und sich einzusetzen mit der Stimme und mit der Tat gegen Unrecht und Vergewaltigung. Inmitten des chauvinistisch beeinflußten Frankreich schrieb er sein Manifest gegen den Marokko-Krieg; als die bulgarische Reaktion Arbeiter, Sozialisten zu Tausenden einkerkerte und marterte, eilte er dorthin, fuhr von Gefängnis zu Gefängnis und versuchte, das Weltgewissen zu wecken; als ein Giftschwarm von Verleumdungen Sowjetrußland verdunkelte, war er da; im Kampf der kolonialen Völker gegen den Imperialismus gehört er zur Avantgarde.

Wir, die wir Barbusse lieben und grüßen, wollen ihm danken, indem wir die Welt nicht mehr loslassen, wir wollen sie packen und sie aufbauen nach neuem Gesetz. Was jeder Einzelne tut, zählt nicht, und man weiß nicht, was man tut, und trotzdem vollendet sich alles.

Lubitsch, Dupont, Czinner von Rudolf Arnheim

Aus diesem „Patrioten" hätten der Regisseur Ernst Lubitsch und Hans Kräly, der das Manuskript schrieb, einen zündenden Propagandafilm gegen die Monarchie machen können, wenn der grausame Zar seine Grausamkeit ein wenig mehr in glaubwürdigen Regierungsgeschäften investierte und nicht das übliche märchenprinzliche Feriendasein der Filmmonarchen führte, das die Figur allzu entschieden in jene Bezirke harmloser Dichtung versetzt, wo ernsthafte Empörung keinen Boden mehr findet. Wenn zweitens nicht der Mittelpunkt der Handlung in der Schlußszene gewaltsam vom Zaren Jannings weg in des intriganten Patrioten Herz verlegt würde, das angefüllt ist mit allerlei privater Seelenqual. Wenn drittens nicht nach Erledigung des irrsinnigen Zaren ein neuer kreiert würde — eine wenig zeitgemäße Art von happy end! —, bei dessen Anblick man sich sagen muß: Heute bist du noch ein jugendlicher Naiver, aber wer weiß — auch für dich kommen die Jahre des komischen Alten, wo du in geschlossener Kutsche verfolgungswahnsinnig durch die Stadt sausest, begleitet von einem albernen Gefolge bewaffneter Reiter, das, aus Angst vor Attentätern, auf jeden Untertan schießen muß, der sich blicken läßt!

Die Kalesche des Irrsinnigen rast durch ein kindlich gebautes St. Petersburg, dessen Dächer rührend sorglich mit Schnee lackiert sind, und so sagt sich der Zuschauer, wenn die Puppenstube zur Schreckenskammer wird: Der erste Rang ist hoch, und der Zar ist weit! Bis Emil Jannings persönlich auftritt. Da wälzt sich ein Nilpferd durch das Spalier der Wachen; das Gesicht ein hängender grauer Sandsack, zwei böse weiße Augenbälle, die grobe Schublade der Lippen begehrlich vorgeschoben, ein struppiges Sauschwänzlein am Hinterkopf. Die grausige Komik des Wahnsinns weckt in Ernst Lubitsch den großen Lustspielregisseur: wie der Zar fahrig von Wut in Albernheit verfällt, die kindische Verfolgungsangst, die täppische Hilflosigkeit des enthirnten Tieres — da sitzt jedes Motiv. Sobald aber ein düsteres Schicksal seine schwere Hand auf die Handlung legt, nimmt sich Lubitsch respektvoll ein Beispiel und verliert auch seinerseits die Leichtigkeit der Finger. Zu dem Drama fällt ihm wenig mehr ein, soweit er es nicht mit Lustspielmotiven verbrämt: Wenn der Zar seine Mätresse hinausgeworfen hat, so öffnet sich hinter der trostlosen Frau die Tür noch einmal, und der gottverlassene Zar wirft ihr Bologneser Hündchen hinterher, das nun als eine deutlich von Lubitsch ausgesandte humoristische Staffette ein paar hübsche Augenblicke lang zwischen den klobigen Schienen des dramatischen Geschehens einherhoppelt. Unentwegt aber rast das brüllende Untier Jannings durch seinen Käfig, bis der Garten geschlossen wird, bis der Zuschauer nicht mehr genügend Angst vor ihm hat, und wenn gegen Schluß der Vorstellung die Todesfälle kommen, folgt man dem Trauerzug der Handlung mit der unbehaglichen Langeweile, die sich bei Beerdigungen Fernstehender hinter der stillen Teilnahme des Zuschauers zu verbergen pflegt.

*

Sieht man dem Film „Nachtwelt" ein paar Minuten lang zu, so fühlt man sich enttäuscht und glaubt, E. A. Dupont habe da in London für viel Geld mit der konfektionsmäßigen Kameratechnik eines durchschnittlichen Harry-Liedtke-Films ein gleichgültiges Gesellschaftsstück gedreht. Bei einer großen Zahl der Zuschauer, und grade bei vielen Filmfreunden, hält diese Enttäuschung den ganzen Abend lang an, andre wieder verfallen in ein andächtiges Entzücken und folgen gespannt den Vorgängen auf der Leinwand. Das hat folgenden Grund: Dupont zeigt sich hier deutlich als ein Reaktionär. Kaum einmal gibt er in bezug auf Bildeinstellung oder Bildschnitt

einen der virtuosen Einfälle, an die uns die Filmregisseure in den letzten Jahren gewöhnt haben und die wir daher heute mit Filmkunst schlechthin gleichzusetzen geneigt sind. Die Kamera steht vernünftig und gewöhnlich vor den Schauspielern oder folgt ihnen wie ein Hündchen nach und hält ohne viel Bildwechsel lange Szenen fest. Die Leute, die da handeln, stehen am Tisch, sitzen im Stuhl, rauchen Zigaretten, spielen Klavier — das alte Lied. Übertrieben gesagt: Dupont benutzt die Kamera lediglich zum bildlichen Festhalten von Begebenheiten, die sich in einem realen Raum abspielen; arbeitete er nur für einen einzigen Zuschauer, den er in einem halben Meter Entfernung von seinen Schauspielern aufstellen könnte, so daß jede mimische Einzelheit gut zu sehen wäre, so brauchte er nicht zu filmen. Ja er macht sich den Fortschritt von der Abbildung eines Realraums zum eigengesetzlichen bewegten Bild — den mühselig errungenen Erfolg jahrelanger Filmarbeit — so wenig zunutze, daß er, um mehrere Personen im selben Zimmer zu zeigen, mit der Kamera nicht von Einstellung zu Einstellung springt und dem Zuschauer die reizvolle Arbeit überläßt, sich aus geschickt gebotenen Einzelaufnahmen das Ganze des Vorgangs selbst zu bilden, sondern er schwenkt die Kamera vor aller Augen schwindelerregend herum, damit des Zuschauers Blick über alle Wände streife und sich von der soliden Kontinuität der „Dinge an sich" da draußen vor dem Apparat überzeuge. Dies Prinzip geht durch den ganzen Film — ein unintelligentes Prinzip, denn: Sehe ich im Leben zwei Menschen, die, im Abstand von zwei Metern voneinander, vor einer tapezierten Wand stehen, so ist die Tapete nur Folie. Filme ich diese Szene so, daß ich mit dem Apparat vom einen Menschen die Wand entlang zum andern wandre, so ergibt sich: „Von links nach rechts: Er, die Tapete, sie". Der Film schafft da, in gedankenloser Anpassung an die Realität, eine sinnlose Koordination von Hauptsache und Beiwerk. Abgesehen davon, daß dies Prinzip der „geschwenkten Kamera" tatsächlich gar nicht die beabsichtigte Vorstellung eines stabilen, geschlossenen Raumes liefert, sondern die Welt so zeigt, wie man sie vom Sitz eines Karussellpferdes sieht.

Diese Wahrung der räumlichen Kontinuität hat ihre Parallele darin, daß Lubitsch auch den unzerschnittenen Zeit-Ablauf bevorzugt. Wenn in einer prachtvoll gespielten Szene der Chinese Jim seine Verachtung für einen Europäer ausdrückt, so ist das nicht mit einer kurzen charakteristischen Gebärde getan, sondern er sieht an ihm genau so oft wie im Leben geringschätzig herunter, und das ist recht oft. Wenn eine Frau tanzt, ein Hotelgast über einen schmutzigen Teller schimpft, wenn ein Zeitungsartikel studiert, ein Zeuge befragt wird, so geschieht das in extenso. Zum Verzweifeln langweilig? Sehr vielen schien es so.

Manchem aber passierte es auch, daß er, nachdem er eine Weile gelangweilt zugesehen hatte, plötzlich aufmerkte. Da stand etwa ein Mann auf der Projektionswand, der war unschlüssig, aber dies nun nicht auf die gewohnte summarische Weise, sondern in einer ganz breiten Szene spielten seine Augen, seine Gesichtsmuskeln ein wechselndes Spiel, fuhr er sich mit den Fingern um die Westenknöpfe, an den Hals, über die Lippen. Oder das spöttische Lächeln der Anna May Wong tauchte ganz zart in einem Mundwinkel ihres riesig photographierten Gesichts für einen Moment auf, ließ dann viele lange Sekunden auf sich warten, kehrte blitzschnell wieder, diesmal von einer leisen Augendrehung begleitet, und die änderte den Gesamtausdruck um eine leise, aber bestürzend persönliche Schattierung — und nachdem der Zuschauer dies gesehen hatte, schaltete er plötzlich etwas in sich um, schaute den Spielern mit ungewohnter Muße ins Gesicht und auf die Finger, entdeckte auf Schritt und Tritt Herrlichkeiten und freute sich plötzlich, daß jede Szene zu Ende gespielt

wurde und daß der Apparat bequem von vorn in die Gesichter schaute. Er hatte, beeinflußt von dem, was er sonst in Filmen zu sehen gewohnt war, zunächst einen zu groben Raster eingeschaltet gehabt, und so war ihm das Beste durch die Maschen gegangen. Er war gewohnt, daß der Regisseur zur mimischen Motivierung einer Situation sparsame, unkomplizierte Tupfen setzte, mit der Kamera geschickt Gesichter und Geräte für kurze Sekunden antippte, immer grade in dem Augenblick, wo das Objekt sich in der aufschlußreichsten Ansicht bot. Hier gab es nicht Momentaufnahmen, sondern breite Schilderungen, die, im Groben trival erdacht, im Feineren einen ungewöhnlichen Reichtum aufwiesen.

Es ist nur charakteristisch, daß die berliner Ufadirektoren dies Nachtidyll, breit wie Vossens Luise, mit Ungeduld aufnahmen und die Schere zückten. Aber das Fehlen etwa der Szene, in der der beschmutzte Teller von Hand zu Hand, vom Kellner über den Geschäftsführer in die Küche wandert und von der man — in der Überzeugung, dies sei eine zu lange Leitung — nur Anfang und Endpunkt stehen ließ, riß ein empfindliches Loch in den ganzen Film. Kürzungen bedeuten hier nicht Straffung, sondern Verstümmelung, so konsequent, so sicher ist dieser geruhsame Stil.

Dupont gibt eine erstaunliche Leistung, aber die liegt fast ganz in der Kultivierung des Darstellers. Er beschränkt sich auf den Menschen. Gesichter fallen einem ein, wenn man an diesen Film zurückdenkt, auch die schmiegsamen Glieder der Anna May Wong, aber kaum ein Stück Milieu, ein Stück „Nachtwelt". Das riesige Tanzlokal, das man für ein Sündengeld aufgebaut hat, bleibt reine Ortsbezeichnung und gibt keinen Eindruck; aber ein paar schlagend ausgewählte Gesichter charakterisieren ganze Stadtteile.

Dupont steigt mit Haut und Haar in jede Szene, und so dauert es geraume Zeit, bis er wieder aus einer herauskommt; und so sind sie ihm alle gleich liebe Kinder, was nicht sein darf; und so spendet er allerlei wundervolle Zugaben, die nichts zur Sache tun (wie die Schilderung des Apachenlokals, das die Helden nur so als Abstecher besuchen, weil man doch alles einmal gesehen haben muß!). Er ringt seinen Schauspielern eine Lebendigkeit ab, die ihm auf dieser Welt kaum einer nachmacht. Aber dennoch sind die Zuschauer im Recht, die diese konservative Umständlichkeit nicht mehr mitmachen können noch wollen. Nur schade für sie, daß sie das alles versäumen!

*

Spiele nicht mit der Kamera, denn wir könnten geladen sein! Wäre der Film „Fräulein Else" im Stammkino für sechzig Pfennige gelaufen, man wäre schweigend ins Bett gegangen. Ihn aber vor einem geladenen Publikum als große Premiere zu zeigen, ist eine unverständliche Anmaßung. Elisabeth Bergner als Fräulein Else, hilflos und ohne Helfer, schleudert die Gliedmaßen wie jemand, dem es zum Stillstehen zu kalt ist; ein irritierendes Gestammel der Unterarme und der Augenlider; das Gesicht: zwei tote Augen im Gipsverband (abgesehen von einer vom Himmel gestürzten Profilaufnahme — eine Ahnung dessen, was man in Hollywood aus diesem schönen Kopf machen würde). Paul Czinners Regie: ein hysterisches Gewimmel aufgescheuchter Mitmenschen; tückisch verschobenes Mobiliar; Vorkriegsfinsternis der Interieuraufnahmen: endlose Mätzchen, wie auf einen Fliegenleim photographiert und plump mit der Gartenschere geschnitten; große Posten antiquarischer Ansichtskarten aus St. Moritz und dem menschlichen Liebesleben. Schon einer Schauspielerin zuliebe, die von der Bühne soviel Glück verbreitet hat, sollte, nachdem fünf hoffnungslos dilettantische Filme danebengelungen sind, der ärgerliche Unfug abgestellt und Herrn Czinner die Schankkonzession entzogen werden.

Giftgase von Harry Kahn

Peter Martin Lampel ist kein Leisetreter. Immer dröhnt, knallt es bei ihm: Putsch, Verschwörer, Revolte, Giftgas. Die brenzlichsten Materien packt er an; vor keiner stofflichen Verwegenheit schreckt er zurück. Mit dem hochgehobenen Nachthemd eines Halbwüchsigen übertrumpft er die herabgelassenen Bauernhosen Hauptmanns; mit einem Stück gegen den Abtreibungsparagraphen will er nun auf einen Rehfisch anderthalbe setzen. Er scheut sich nicht, die Leute, und, was verdienstlicher ist, die Dinge bei Namen zu nennen. Eine Katze ist für ihn eine Katze, Fürsorge- und Giftgasbetrieb eine Schweinerei, und wenn ein Diktator bei ihm auftritt, so ist er mit dem weißen Schnurrbart und dem blitzenden Einglas des Herrn von Seeckt ausgestattet. An Mut also gebricht es Lampel nicht. Wüßte man nur immer genau, ob es die Bekenner-Kühnheit eines brennenden Herzens ist, das sich empört, oder die Vabanque-Kurage eines kühlen Kopfs, der weiß, was zieht. Möglich, sogar wahrscheinlich, die Menschenseele ist nun mal so komplex, daß eine Mischung aus beidem vorliegt. Sehr möglich, sehr wahrscheinlich, daß der unverhoffte Erfolg von „Revolte im Erziehungshaus", das noch mancherlei echte Herztöne hören ließ, ihm buchstäblich zu Kopf gestiegen ist, aus dem ihm dann die Idee der bühnenmäßigen Verkoppelung der hamburger Phosgenaffäre mit den Diktaturgelüsten des Herrn Hugenberg und seiner mehr oder minder uniformierten Anhänger kam. Schon in dieser Konzeption ist kaum etwas zu spüren von der Glut eines aufgerührten und aufrührerischen Herzens; ihre Ausführung aber ist ganz das Gespinst eines gerissenen, dabei engen Hirns, in dessen beschränktem Raum sich nicht nur die Sachen stoßen, sondern auch die Schlagworte der Zeit zu einem wirren Knäuel häufen. Gedanklich reicht es bei ihm zu geschickter Reportage, handwerklich zu schmissiger Führung einzelner Szenen, aber künstlerisch nicht zur Formung eines Dramas, das die politischen Grundkräfte zu geistig erregendem Kampf widereinandertreibt. Es ist alles subaltern, von unten gesehen, aus der Perspektive der Lokalnotiz. Zeittheater? Nein: Zeitungstheater. Lampel war es vorbehalten, die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, endgültig zu Holzpapier zu verarbeiten; und er hat das bei diesem Stück, das so von 1929 ist, daß es sich mit Leichtigkeit nach 1936 vordatieren ließ, so platt, so nüchtern, so phantasielos getan, daß sogar den Zauberlehrlingen, deren Abrakadabra von der Aktualisierung der Bühne diese pseudodramatische Produktion heraufbeschworen hat, jetzt Angst wird vor den wässrigen Ungeistern, die sie gerufen haben. Caveat Piscator! Wenn er im Herbst zurückkehrt, findet er eine recht veränderte Situation vor: mit dem Petroleum ist es Essig, seit Sir Henry Deterding sich mit den Sowjets geeinigt hat, und das Dessin, das am Nollendorfplatz der dernier cri der Saison war, wird an der Weidendammer Brücke eine Mode von vorgestern geworden sein.

Damit könnte man den Fall Lampel zu den Akten Alexei Tolstoi, Upton Sinclair und Konsorten legen, wenn sich aus ihm

nicht ein Fall Zörgiebel, wenn sich nicht aus „Giftgas über Berlin" ein weit interessanteres politisches Stück des Titels „Zensur über Berlin" entwickelt hätte. Zensur? Nach Artikel 118 der Reichsverfassung auf dem Gebiet der deutschen Republik nicht statthaft. Aber Berlin liegt ja auch in Preußen. Und dieser Freistaat hat noch ein Landrecht aus gut königlicher Zeit. Reichsrecht bricht zwar Landrecht, aber man soll einem deutschen Sozialisten nicht nachsagen können, daß er keinen Sinn für Tradition habe und nicht imstande wäre, mittels eines Polizeigesetzes, das auf das ehrwürdige Alter von 125 Jahren herabsieht, einer kaum zehnjährigen Reichsverfassung ein Schnippchen zu schlagen. Am 1. Junius 1794 erlangte nämlich mit den vielen andern des Carmerschen Kodex auch jener Paragraph 10 II. Teil, Titel 17 Gesetzeskraft, der Herrn Zörgiebel die Handhabe zu seiner kleinen Verfassungsumgehung gibt und also lautet: „Die nöthigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publico oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahren zu treffen, ist das Amt der Polizei". Kein Zweifel, daß nach dem Buchstaben dieses Gesetzes nicht nur Reichstags- und Gerichtsverhandlungen, sondern auch Sportveranstaltungen, ja sogar der ganze Automobilverkehr verboten werden könnte. Denn die Möglichkeit, daß zumindest ein einzelnes „Mitglied" des „Publici" sich dabei in eine Gefahr begibt, die abzuwenden das Amt der Polizei ist, besteht immer. Im allgemeinen spielt die Polizei ja nicht das Prävenire, sondern läßt es ruhig darauf ankommen. Man kennt sogar Fälle, wo sie, rechtzeitig benachrichtigt, Anlaß zum Einschreiten erst gegeben fand, wenn das Kind in den Brunnen gefallen oder die Ehefrau eines mehrfach vorbestraften Rowdys zu Tode geprügelt war. Aber bei einem unliebsamen Theaterstück ergreift sie, gestützt auf einen vermoderten Ukas aus der Zeit, da Ruhe die erste Bürgerpflicht war, spornstreichs die schärfste Präventivmaßnahme, ohne auch nur den Versuch mit einer mildern zu machen: zum Beispiel mit der Abordnung einiger Schutzleute zu der Aufführung, um etwaige Ruhestörer zur Raison oder zur Wache zu bringen. Nach zwei-, dreimaligem Einschreiten wäre dann wohl die Ruhe und Sicherheit keines Staatsbürgers am Schiffbauerdamm mehr gefährdet worden.

Statt dessen wandelt Herr Zörgiebel in den Spuren seines Amtsvorgängers Jagow und verbietet kurzerhand. Warum eigentlich? Ist ihm der törichte Zuruf eines Galeriebesuchers während der geschlossenen Vorstellung so sehr auf die Nerven gegangen oder vielleicht die Figur jenes Sozialisten im Stück, der sich nach einigem Sträuben wieder einmal auf den Boden der Tatsachen und den neuen Machthabern zur Abwürgung des Generalstreiks zur Verfügung stellt? Jedenfalls scheint er die Nerven gründlich verloren zu haben. Denn er merkt anscheinend gar nicht, daß er mit diesem Verbot die Geschäfte der Reaktion besorgt und ein weiteres Stück absägt von dem Ast, auf dem er und seine Genossen sitzen. Landesverrat? Unsinn. In diesem Stück steht nichts, was nicht alle Welt, und besonders die außerdeutsche, längst wüßte. Was die hohen

Herren mit den himbeerroten Streifen und ihre zivilistischen Hintermänner mobil macht, ist etwas ganz Anderes: die pazifistische Wirkung nämlich, die von dem Stück, so schlecht es ist, ausgeht. Solange von den Greueln des Zukunftskriegs nur geredet und geschrieben wurde, drückten sie ein Auge zu. Aber da nun auf der Bühne zu sehen ist, wie Weiber und Kinder, von einem unsichtbaren Würgeengel umkrallt, verkrümmt, hinsinken wie die Fliegen, da klemmt man in der Bendlerstraße das Monokel fester ins Auge und sich selbst so lange hinters Telephon, bis Wilhelmstraße und Alexanderplatz glücklich in Trab gebracht sind. Und der frühere Herr Gewerkschaftssekretär tut ihnen den Gefallen, ein Stück zu verbieten, das den Besuchern der Reichs-Unfallwoche gratis gezeigt werden und einen wahrhaften Kriegsgegner auf den Gedanken bringen müßte, alles zu tun, um der Jugend das wahre Gesicht des Krieges zu zeigen. Photographien von Gasleichen, in die Schulzimmer verteilt, würden ja wohl kaum weniger nützlich zum Schutz und zur Erhaltung der heranwachsenden Generation sein als die Anleitung zum Überschreiten von Fahrdämmen oder die Reichsschundliste des Herrn Külz. Solcher Anschauungsunterricht würde wohl auch den Sprößlingen von Stahlhelmmitgliedern die Lust an künftigen Stahlbädern vergällen. Das aber darf nicht geschehen. Dem deutschen Volke müssen seine mannhaften Ideale bis zum Massengrab erhalten bleiben. Herr Stresemann unterfertigt das Protokoll zur internationalen Verpönung der Giftgase als Kriegsmittel; Mister Churchill schreibt ein Buch, in dem Sätze stehen des Wortlauts, daß der Tod bereit sei, den Überrest der Zivilisation ohne Hoffnung auf eine Wiederherstellung zu zerstören, und meint damit natürlich den Gastod, der in einem Zukunftskrieg ganze Völker vom Erdboden rasieren wird. Aber Herr Zörgiebel leiht dem par nobile fratrum von Militär und Muckertum lieber seine biedere sozialistische Hand zur Verbreitung des geistvernichtenden Giftgases der Zensur, als daß er dem seinem Schutz anvertrauten Publico erlaubte, sich einen heilsamen Schreck vor den Wirkungen der körperzerrüttenden Giftgase zu holen.

Adalbert Matkowsky von S. J.

Am 16. März werden es zwanzig Jahre sein, daß Adalbert Matkowsky, kaum ein Vierteljahr nach seinem fünfzigsten Geburtstag, für immer die Augen geschlossen hat. Kein andrer Schauspieler hat die Herzen, die um die Jahrhundertwende jung waren, so entzündet wie Matkowsky; kein Herz aber zu heißerer Glut, als das des jungen S. J., der, noch nicht zwanzigjährig, aus einem Bewunderer des Künstlers der Freund des Menschen Matkowsky wurde, und der, noch nicht dreißigjährig, dem bewunderten und geliebten Freund den Nachruf schreiben mußte. Aus dieser in der Verhaltenheit ihrer Trauer so erschütternden, aber dabei so hellsichtigen Totenklage mag hier ein Stück folgen.

Nun wird es dunkler sein. Ein Glanz ist erloschen. Ein Mann ist dahin, der dreißig Jahre lang mit der reinen Flamme seiner elementaren Natur das klassische Drama aller Zeiten und Völker durchglüht und durchleuchtet hat. Der mit der lachenden Ruhe der Über-

fülle die Schätze seiner Sinnenschönheit vor Mühselige und Beladene hingestreut hat. Der uns nicht Ebenbilder geschaffen hat, sondern Vorbilder: Menschen voll Mark und Macht, voll Würde und Wucht, voll Adel und Anmut. Darum mußte Matkowsky sich „unnatürlich" nennen lassen; darum, weil er den Realismus der Leidenschaft wichtiger und höher schätzte als den Realismus des täglichen Lebens, weil das Gesetz der innern Wahrheit ihm in unverbrüchlicherer Geltung stand als die materialistische Forderung einer photographischen Ähnlichkeit. Er hatte großen Stil und wußte, was das ist. „Was ist großer Stil? Großer Stil heißt: an allem vorbeigehen, was die Menschen im Grunde genommen interessiert." In diesem Wort des alten Fontane liegt das Geheimnis von Matkowskys „Unzeitgemäßheit" beschlossen.

Wer aussah wie er, der war freilich nicht geeignet, den Spiegel für seine eigene Generation abzugeben. Die Schöpfung hatte ihn verschwenderisch bedacht. Eine volle und doch gut gegliederte Gestalt ohne jede Schwerfälligkeit, eine Gestalt, die das durchdringende, blitzend blaue Auge und die hohe, edle Stirn größer erscheinen ließen, als sie war; die vornübergeneigte Haltung eines immer sprungbereiten Raubtiers; auf starken Schultern ein massiger Kopf mit einem kleinen Munde, aber mit einem breiten, völligen Gesicht, dessen Ebenmäßigkeit stummer Schmerz zum klassischen Typus der tragischen Maske verzerren konnte; ein dunkel gefärbtes Organ, prachtvoll schmetternder Erzklänge fähig und melodischer Cellotöne, die Ernesto Rossis süßen toskanischen Laut zurückzaubern machten: in Wahrheit ein Verein und eine Bildung, auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt, und die er zum Repräsentanten strahlender Ungebrochenheit vorbestimmt hatte. Schranken waren solch einem königlichen Schauspieler nur nach zwei Seiten hin gezogen: zur Gewöhnlichkeit und zur Zerrissenheit. Er wäre im naturalistischen Repertoire selten verwendbar gewesen, und er war weder Hamlet noch Tasso. Wenn dieser Held, dieser wahrhaft heroische Held, schwermütig sein wollte, wurde er weichlich, ja weibisch sentimental; wenn er geistig behende sein wollte, glich er einem tanzenden Bären; und wenn er alles Feinste selber spüren und uns spüren lassen wollte, mußte er notwendig heucheln.

Die Shakespearewelt blieb Matkowskys eigentlichste Sphäre. Hier konnte der Komöde von lachender Lebensbejahung sprühen. Hier erst konnte der Tragöde ungehindert die Kraft entfalten, die Hebbel an Ludwig Loewe rühmte: die Kraft, „gleichsam den roten Hahn aufs Dach zu setzen." Er erwies sich am allergrößten auf der Höhe ausbrechender Affekte. Ungeahnte, unerschöpfliche Hilfen erschlossen sich ihm, wenn die Gluten prasselten, die Wetterschläge krachten. Aber auch hier hielt ein unbeirrbarer Kunstinstinkt sich fern von jedem Kraftmeiertum. Der ganze Bau des Matkowskyschen Othello erbebte in blutiger Pracht, ohne daß Zähne gefletscht, Naturlaute gegurgelt, Tigersprünge aufgeführt und Schlächtergriffe in Anspruch genommen wurden. Dieser Othello! Dieser Othello hätte wie eine Kleistsche Gestalt beschwörend bitten können: „Verwirre mein Gefühl mir nicht!" Daß ihm sein Gefühl verwirrt wurde, war seine Tragik und sein Untergang. Matkowsky gab einen stolzen, arglosen, vertrauensvollen, schamhaften, und er gab den vergifteten, entwurzelten, tobenden und zerkrallenden Othello. Alles an ihm war Großheit und Adligkeit. Wenn er seinen Kopf für Desdemonas Treu verwettete, wenn er sie zu sich herumriß, wenn er einen Stuhl fortstieß, wenn er sich jählings umwendete, wenn er den rechten Arm beschwichtigend aufhob, wenn er ins Zimmer trat und durchs Zimmer schritt: über alledem lag ein Reiz, lag ein Zauber, der Desdemonas Liebe verständlich machte. Ich werde vergessen, das Matkowsky diese Liebe vor dem Senat auch noch übereifrig, fast unkeusch und

jedenfalls sentimental zu erklären suchte. Ich kann nur daran denken, wie namenlos schmerzlich es ist, daß wir Gebärden von dieser Erhabenheit nie mehr sehen, daß wir diese mächtige vox humana nie mehr hören werden. Nachdem Matkowskys Othello ins Herz getroffen war, zerstörte er sich langsam, unaufhaltsam selbst, und jeder weitere Schritt äußerte sich mehr als Weh, denn als Wut. Wenn dieser Othello aber auch zum Glück kein Tiger war, so war er doch ein Löwe, und wenn er vom Löwen auch die Grazie hatte, so hatte er doch nicht minder die Gewalt. „Und dennoch, Jago, wie schade, wie schade!" — das klang wie die Trauer eines Kindes. „Othellos Tagwerk ist getan!" — das klang wie eingehüllt in Melancholie. Aber „Blut, o Jago, Blut!" das klang fürchterlich und ging durch Mark und Bein. Bei solchen Tönen kehrte das alte Chaos wieder und schien doch zugleich besänftigt und geordnet. Das war es, was uns diesen Menschen vor allen teuer, was ihn uns einzig machte: seine chaotisch-lichtvolle Glut, die zeugendzerstörende Gewalt seiner Leidenschaft, eine Urkraft, die Feuer spie und Meere in den Himmel wirbelte.

Das Gebet keiner Jungfrau von Erich Kästner

Ich könnte gleich das Telephon ermorden!
Nun hat er, sagt er, wieder keine Zeit.
Ein ganzer Mensch bin ich nur noch zu zweit.
Ach, eine Hälfte ist aus mir geworden ...

Ich glaube fast, er will mich manchmal kränken.
Es schmeichelt ihm vielleicht, daß er es kann?
Wenn ich dann traurig bin, sieht er mich an,
als würde ich ihm etwas Hübsches schenken.

Daß er mich lieb hat, ist höchst unwahrscheinlich.
Ich habe ihn einmal darnach gefragt.
Das war im Bett. Und er hat nichts gesagt.
Er gab mir Küsse. Denn es war ihm peinlich.

Es wär schon schöner, wenn es schöner wäre
und wenn er mich so liebte, wie ich ihn.
Er liebt mich nicht. Obwohl es erst so schien.
Mein Körper geht bei seinem in die Lehre.

Mama sagt oft, ich möge mich benehmen.
Sie ahnt etwas. Und redet gern von Scham.
Ich wollte alles so, wie alles kam!
Man kann sich doch nicht nur pro forma schämen.

Er ist schon Dreißig und kennt viele Damen.
Er trifft sie manchmal. Und erinnert sich.
Und eines Tages trifft er dann auch mich.
Und grüßt. Und weiß schon nicht mehr meinen Namen.

Zwei Dutzend Kinder möcht ich von ihm haben.
Da lacht er nur und sagt, ich kriegte keins.
Er weiß Bescheid. Und käme wirklich eins,
müßt ich es ja vor der Geburt begraben.

Ich hab ihn lieb und will, daß es so bliebe.
Es bleibt nicht so, und nächstens ist es aus.
Dann weine ich. Und geh nicht aus dem Haus.
Und nehme acht Pfund ab. Das ist die Liebe.

Bemerkungen

Ist das deutsche Buch zu teuer?

So habe ich einmal gefragt, und mein Verleger Rowohlt hat seine Rechnungen aufgemacht und hat geantwortet, Bücher könnten beim besten Willen nicht billiger sein; der Malik-Verlag hat das bestritten... Diese Frage kann man sicherlich auf verschiedene Weise beantworten. Nur auf eine nicht. Nämlich so:

„Es ist unverständlich, daß immer noch zahlreiche Buchhändler den Äußerungen des Publikums, daß die Bücher jetzt zu teuer seien, nicht energisch genug widersprechen, sondern in vielen Fällen gedankenlos oder um dem Kunden gefällig zu sein, dessen Ansicht beistimmen und dem Verlag die Schuld für den zu teuer erscheinenden Preis zuschieben. Erneut sei daher darauf hingewiesen, daß der Sortimenter in erster Linie sich selbst schädigt, wenn er der Kundschaft durch solche Urteile beweist, daß er Pessimist ist und daß ihm die Markt- und Warenkenntnis abgeht.

Daß Werke lebender oder noch geschützter Schriftsteller, besonders wenn sie einen verhältnismäßig kleinen oder schwer zu erfassenden Abnehmerkreis haben und gute Abbildungen enthalten, viel teurer sein müssen als die in großen Auflagen absetzbaren honorarfreien Klassikerausgaben, müßte jedem Buchhändler schon bei Beginn seiner Laufbahn in Fleisch und Blut übergegangen sein.

Ein Vergleich der Herstellungskosten und der Bücherpreise jetzt mit denen vor dem Kriege zeigt, daß unter sonst gleichen Verhältnissen sich die Papierpreise um 70 Prozent, die Buchdrucker- und Buchbinderpreise um rund 140 Prozent erhöht haben, während von 1908 bis 1927 die Ladenpreise um kaum 60 Prozent gestiegen sind.

Bücher sind also in der Tat billig und im Verhältnis weit billiger als vor dem Kriege, und jeder Buchhändler, der recht zu wirken weiß, wird diese Tatsache seinen Kunden immer wieder vor Augen führen und ihnen im Einzelfall auch beweisen können, daß der Verkaufspreis den innern Wert des Buches für den Käufer nie aufwiegt.

Wer als Kaufmann seine eigne Lage der Kundschaft gegenüber pessimistisch beurteilt und in ihren Augen gar seine Ware als nicht vollwertig herabsetzt, wird nie auf Erfolg rechnen können.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Verlegervereins"

Also lautet der Heeresbefehl im ‚Buchhändler-Börsenblatt', und hier eben ist jene Denkungsart, die wir so sehr verabscheuen. Miesmacher werden nicht geduldet — wer weiter denkt, wird erschossen.

Daran vor allen Dingen scheitert eine vernünftige Preisbildung: an der Sturheit der Produzenten, die dem Konsumenten mit Militärstiefeln auf die Zehen trampeln. Es gibt keinen klugen und vernünftigen Sortimenter, der nicht schon über die Frage der Preisbildung des Buches nachgedacht und sich nicht seine Meinung darüber gebildet hätte. Diese Meinung ist diskutierbar. Aber welche niedrige Militärstirn gehört dazu, die Frage mit einem Schnauzbefehl aus der Welt schaffen zu wollen! Der Konsument läßt sich nämlich nicht von irgend einer Statistik leiten, sondern von der realen Notwendigkeit seines Etats, und der muß doch wohl gegen den jetzigen Buchpreis entschieden haben.

In dieser Regimentsparole sind alle Elemente des Neu-Deutschen enthalten:

Unduldsamkeit; Dreistigkeit, wo sie nichts kostet; Unterschätzung des Partners, mit dem man Geschäfte machen will, und jener Zwangsoptimismus, der die große Schnauze mit der Weite des Horizonts verwechselt. Hört ihr den Ton dieser diktierenden Stimme —?

Ich höre ihn. Aus ihr spricht der vergangene Krieg und noch einer.

Peter Panter

Die antisemitische AEG

Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG.) ist von zwei Juden, Emil Rathenau und Felix Deutsch, gegründet und zu Weltbedeutung gebracht worden. Die Tradition der Gründer wurde nach dem Tode Emil Rathenaus von seinem Sohn Walter Rathenau in Gemeinschaft mit Felix Deutsch und Paul Mamroth weiter fortgeführt. Durch den Tod von Walter Rathenau und Felix Deutsch und durch das Ausscheiden Mamroths aus dem Direktorium ist die AEG. ihre alten Führer und anscheinend gleichzeitig auch ihre alte, in der Personalpolitik sehr liberale Tradition losgeworden. In der Elektro-Industrie ist man heute bereits der Ansicht, daß sich das Fehlen einer einheitlichen Führung sowie das Durcheinander-Regieren verschiedener mit dem Unternehmen nicht eng verwachsener Persönlichkeiten recht ungünstig auf die Entwicklung der Gesellschaft bemerkbar macht.

Was den neuen Herrschern der AEG. an kaufmännischer Genialität fehlt, das versuchen sie durch forsche Beamten- und Personalpolitik zu ersetzen. Zunächst ist man daran gegangen, die noch in leitenden Positionen befindlichen Beamten jüdischer Konfession oder Rasse kaltzustellen. Vor ungefähr einem Jahre setzte sich die Direktion aus folgenden Herren zusammen: Felix Deutsch, Paul Mamroth, Philipp Pforr, Heinrich Peierls, James Birnholz, August Elfes, August Pfeffer, Doktor Roos, Heinrich Hirschberg, Anton Weber und Waldemar Petersen. Nach dem Tode von Deutsch und dem Ausscheiden Mamroths befanden sich noch neun Personen im Vorstand, davon waren drei Juden, nämlich Peierls, Birnholz und Hirschberg. Auf Veranlassung des Aufsichtsrats, in dem eine Reihe ausgesprochen antisemitischer und nationalistischer Persönlichkeiten vertreten sind, wurde mit der Nachfolge des verstorbenen Generaldirektors Deutsch ein Direktorium aus vier Köpten gebildet, dem die Herren Geheimrat Bücher, der von der I. G. Farben-Industrie in die AEG. übersiedelte, ferner Elfes, Pfeffer und Petersen angehören. Jetzt begann ein großes Aufräumen in der AEG. Der bisherige Chef der Verwaltungs-Oberleitung, Hirschberg, wurde in seinen Kompetenzen derartig beschränkt, daß er innerhalb des Konzerns nur noch als „Frühstücksdirektor" bezeichnet wird. Nummer zwei: Direktor Birnholz, bisher Chef der Vertriebsabteilungen, ist zum „Sekretär" des General-Direktoriums ernannt worden, der Geschäfte einfädeln und vorbereiten kann; steht man vor dem Abschluß, so muß er hübsch zurücktreten und die offizielle Beendigung der Sache einem „vorgesetzten" Direktorium überlassen. Mit dem Juden Nummer drei, Peierls, der ähnliche Funktionen ausgeübt hat, wurde gleichartig verfahren; von einer aktiven Tätigkeit dieses Herrn hört man innerhalb des AEG.-Konzerns überhaupt nichts mehr. Der Leiter der Übersee-Abteilung, Direktor Adler, und der Sohn des verstorbenen Generaldirektors Felix Deutsch, Doktor Georg Deutsch, sind ebenfalls auf solche Posten gestellt und in ihren Kompetenzen so eingeengt worden, daß ihre Konkurrenz für das autokratisch regierende Direktorium nicht mehr befürchtet zu werden braucht, und daß man sie bei einer sich bietenden günstigen Gelegenheit bequem ausschiffen kann. Daß diese sämtlichen Herren nicht schon an die Luft gesetzt worden sind, liegt wohl in der Hauptsache daran, daß noch langfristige Anstellungsverträge laufen.

In dieser Kaltstellung der jüdischen leitenden Beamten liegt Methode. Am Kopf wird angefangen, um von hier aus den ganzen Betrieb nach konfessionellen oder deutlicher gesagt, politischen Gesichtspunkten umzukrempeln. Die politische Richtung des Direktoriums ist natürlich sehr wohl

bekannt, und schon die Rücksicht auf diese Herren gebietet eine gleichartige Personalpolitik. Ein System, das durch den Personalchef des Hauses, Herrn Sommerlatte, höchst rigoros durchgeführt wird. Die Einstellung von Personal wird nicht mehr, wie früher, nach rein kaufmännischen Prinzipien ohne Beachtung der politischen oder konfessionellen Überzeugung vorgenommen. Damit aber nicht genug: Die noch in den Betrieben vorhandenen jüdischen kleinern und kleinen Angestellten werden ganz rücksichtslos, einer nach dem andern, hinausgedrängt. Sollte jemand den Wunsch haben, Namen von entlassenen jüdischen Angestellten, für deren Verabschiedung nach der eignen Angabe der Personalverwaltung kein besondrer Grund vorlag, kennen zu lernen, so kann jederzeit mit Beweisen gedient werden. An dieser Stelle würde es zu weit führen, Namen aufzuführen, da sonst eine Sondernummer herausgegeben werden müßte.

Wohin die kaufmännische Entwicklung der AEG. führen wird, kann nach knapp einjähriger Dauer des Direktoriums noch nicht übersehen werden. Immerhin ist schon jetzt festzustellen, daß die feinfühlige Börse auf die kaufmännische Genialität des Direktoriums so reagiert hat, daß sie die Aktie der AEG. trotz einer mehrmonatlichen Hausse in Elektrowerten nur wenig höher bewertet als früher. Zu Anfang des Jahres 1928 stellte sich der Kurs der AEG.-Aktie niedrigst auf 150 Prozent, während er sich am Jahresschluß auf etwa 195 Prozent belief. In der gleichen Zeit sind aber Schuckert-Aktien von 165 auf 270 Prozent, Siemens & Halske-Aktien von 260 auf ungefähr 430 Prozent und Bergmann-Aktien von 168 auf etwa 250 Prozent gestiegen. Eine bessere Antwort auf ihr Wirken können die Direktoren der AEG. wirklich nicht erhalten.

Erich W. Abraham

Studento-Analyse

Just in den Tagen, wo die berliner Universität Schauplatz wüster hakenkreuzlerischer Rüpelszenen wird, wo Hitler unter wildem Beifallsgetrampel in die Aula der münchner Hochschule Einzug hält, wo die Studentenausschüsse in Erlangen und Würzburg sich mit Mehrheit für Einführung des Numerus clausus in Deutschland aussprechen, stellt das ‚Berliner Tageblatt' seinen Lesern wieder einmal die „Studentische Jugend von heute" vor: „Was sie taugt, wie sie lebt und was sie leistet!"

Über den ersten Aufsatz, der sich mit der „Mentalität der Besten" befaßt, ist nicht viel zu sagen, da er sich, eingestandenermaßen, auf eine nur in seltenen Exemplaren vorkommende Spezies des Homo sapiens studiosus bezieht und daher für die allgemeinere Betrachtung ausscheidet. Von dem ganzen zweiten Artikel, der sachlich von noch geringerem Interesse sein dürfte als der erste, ist nichts erwähnenswert als die freilich unbezahlbare Überschrift: „Gebt den Mädchen mehr Gesellschaft!" Das ist in der Tat rührend. Wie sich hier Kaffeekränzchen-Tratsch und Demokraten-Ideal sinnig ergänzen, das ist selten so hübsch gesagt worden.

Der dritte Aufsatz stellt eine „Struktur-Analyse der deutschen Studentenschaft" dar und ist von Professor Paul Gast (Hannover). Wie analysiert dieser deutsche Universitätsprofessor?

Es kommen zunächst die rein statistischen Feststellungen, mit denen es wohl seine Richtigkeit hat: „Ein Viertel aller deutschen Studenten entstammt der Schicht der Akademiker, fast drei Viertel gehen aus dem breiten Mittelstand hervor ... aus dem Arbeiterstande kommen nur drei vom Hundert der deutschen Studenten." Das ist wahr, aber nicht neu. Dann beginnt die eigentliche Analyse. Ihr glaubtet bisher, das Gros der deutschen Studentenschaft sei republik-

feindlich, nationalistisch, reaktionär, antisemitisch? Keine Spur. Lauter friedliche Ackerbürger und Sporttreibende: „Neben den mehr oder weniger bekannten wirtschaftlichen und sportlichen Gemeinschaftsinteressen spielen übrigens die politischen und weltanschaulichen an deutschen Hochschulen eine viel bescheidenere Rolle, als die öffentliche Behandlung in Konfliktsfällen vermuten läßt."

Herr Professor Gast scheint — nomen est omen — die letzten zehn Jahre nur Gast-weise in der Studentenschaft Umschau gehalten zu haben. Er lehrt an der Technischen Hochschule in Hannover und weiß nicht einmal mehr, was vor knapp zwei Jahren ebendort seinem Kollegen Lessing widerfahren ist; er doziert in Preußen und kennt nicht den jahrelangen Kampf seines Kultusministers gegen die aufsässigen Studenten; er ist deutscher Hochschullehrer, aber das Schicksal berühmterer Dozenten wie Einstein und Willstädter ist ihm unbekannt. „Der deutsche Student ist durchaus noch heute unpolitisch", schreibt er, „und das ist gut so." Er sieht nicht, daß das, was er für „gut" hält, Deutschlands tiefste Tragik ist, und was er „unpolitisch" nennt, in Wahrheit die Politik der Hugenberg- und Generalanzeiger-Presse ist. Während soeben in die Studentenausschüsse Hitlers Mannen fast durchweg in doppelter und dreifacher Zahl einziehen, glaubt er, innerhalb der Studentenschaft eine „Abneigung vor der schönen Phrase" feststellen zu können. Er will uns ferner glauben machen, „die Arbeit im Hörsaal und Laboratorium stehe für die meisten an erster Stelle", muß aber selbst zugeben, daß dies nicht etwa Ausdruck höchster Arbeitsfreudigkeit oder unbezähmbaren wissenschaftlichen Forschungstriebes sondern in der „prekären Wirtschaftslage" begründet ist.

Über Ausdehnung und Macht der Verbindungen geht der Herr Professor behutsam hinweg: „Neue Formen des Korporationswesens haben sich eingebürgert, aber auch die alten blühen weiter, nicht zuletzt die, welche an den bunten Überlieferungen der Studentenschaften hängen." Mehr weiß er über die Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, Verbände, diese mächtigsten Positionen im deutschen Akademikertum, nicht zu sagen; aber eine Lanze bricht er trotzdem für sie: „Die erzieherische Wirkung, die dem studentischen Korporationswesen ..... nachgerühmt wird, hat sich erhalten." Bis auf den heutigen Tag. Das hat uns Harry Domela gezeigt. Für Herrn Professor Gast aber haben Domela und die Saxoborussen nicht existiert.

Karl Dahl

Albert Frank-Heine

Es existieren militärische Geheimverträge zwischen Frankreich und Belgien. Es ist sicher, daß die Neuorganisierung des belgischen Heeres, der Wiederaufbau des Festungsgürtels von Lüttich, die Eisenbahnbauten, wie zum Beispiel, die Verbindung zwischen Mont-Saint-Martin und Aulange und der große Bahnhof von Latour, von dem in den utrechter Dokumenten nicht die Rede war, mit diesen Geheimverträgen, deren Existenz die belgische Regierung zugibt, in Verbindung stehen. Aber es

kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß es sich bei diesen Dokumenten um eine geschickt gemachte und gut lanzierte Fälschung handelt.

Die deutschen Nationalisten und mit ihnen ein großer Teil der holländischen und deutschen Presse, sind auf einen Abkömmling Heinrich Heines hereingefallen.

Albert-Heinrich Heine stammt mütterlicherseits von dem großen Dichter ab, heißt aber in Wirklichkeit Albert Frank. Er ist der Sohn eines holländischen Juden und einer deutschen Mutter und führte schon vor dem Krieg ein sehr bewegtes Leben. Aus der deutschen Marine desertierte er nach Argentinien. Der Krieg überraschte ihn in England, wo er bald ausgewiesen wird. Er tritt in das belgische Heer ein, wird dort ausgestoßen und kommt 1919 wieder nach Belgien.

Ich lernte ihn an der Universität Brüssel kennen, wo er in unsrer Gruppe sozialistischer Studenten die Rolle des agent provocateur spielte. Am 1. Mai 1919 versuchte er auf dem Großen Platz in Brüssel zwischen uns Unruhen hervorzurufen, indem er uns „im Namen von Karl Liebknecht" gegen die Sozialisten aufhetzen wollte. Auch in der „Clarté"-Gruppe hat er die Rolle des Provocateurs gespielt. Er wurde, nachdem er in unserm Kreis überall Geld zu verteilen versucht hatte, von uns ausgeschlossen und verschwand. Wir erfuhren bald, daß er vorübergehend bei der ‚Action française' gelandet war, aber bald tauchte er wieder in Brüssel als fremdsprachiger Führer der Touristen-Rundfahrtautos auf. 1927 nahm er den Namen Albert-Heinrich Heine an und gab eine deutsche Propagandazeitung heraus, die den Kampf des „Heimatbundes" für Eupen und Malmedy führt.

Das ist der Nachkomme Heinrich Heines, der die europäische Diplomatie so durcheinandergewirbelt hat.

A. Habaru.

Doch noch was Neues im Westen

Kriegsliteratur wird wieder stark verlangt! Die sieben Unbesiegt-Bände. Im Felde unbesiegt Bd. I/III. Auf See unbesiegt. Bd. I/II. In der Luft unbesiegt. Wie wir uns zur Fahne durchschlugen. (Preis je RM. 5.—) verherrlichen zwar nicht den „moralischen Schweinehund", sondern die pflichtgetreuen Kämpfer für Volk und Vaterland. Sie zeichnen den deutschen Soldaten wie er war, nicht wie man ihn nach zehn „Friedens"-Jahren rückschauend sehen möchte. Halten Sie alle Bände stets vorrätig. Holzfrei — Ganzleinen — Wirksame Schutzumschläge. J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4.

Buchhändler-Börsenblatt

Liebe Weltbühne

Versammlungsbericht: „Redner wies zunächst auf die allenthalben hervorsprießenden Anzeichen des Frühlings hin und kam dann auf den ersten Punkt der Tagesordung zu sprechen."

Antworten

Henri Guilbeaux. Einige angesehene deutsche und englische Schriftsteller haben sich jetzt mit einem schönen Appell an die französische Regierung gewandt, Ihnen nicht länger die Rückkehr in die Heimat zu verwehren. Ein paar Jahre vor dem Kriege sind Sie nach Deutschland gekommen, als Literaturmittler, als Künder Rimbauds, als freier Sendbote der Verständigung. Der Stimme des Vaterlandes, die auch Ihren Arm verlangte, haben Sie sich entzogen. Sie wollten nicht auf die Leute schießen, mit denen Sie noch eben über Verlaine oder Bergson disputiert hatten. Sie gaben in der Schweiz ein pazifistisches Blatt heraus und gingen dann in die russische Revolution, Lenin und Trotzki nahe. Ein pariser Kriegsgericht quittierte darüber, grade jetzt vor zehn Jahren, mit einem Todesurteil für den weder körperlich noch geistig Greifbaren. Jetzt leben Sie schon lange wieder in Deutschland als einer jener bei keiner Regierung registrierten Botschafter, die sich die Völker gegenseitig senden. Jeden Tag telephonieren Sie mit der ‚Humanité', deren berliner Vertreter Sie sind. Die Geräusche der Redaktion drängen sich in die Leitung: Schwatzen, Lachen, Stuhlrücken, Klappern der Schreibmaschinen — — Paris. Möge Frankreich endlich großherzig sein und dem Martyrium eines Sohnes ein Ende bereiten, der kein „verlorener" ist, sondern dessen Verbrechen nur darin bestand, Europäer und Kosmopolit gewesen zu sein, als das hüben und drüben noch nicht Mode war.

Dr. Wilhelm Stapel, Hamburg. Sie schreiben in Ihrer Zeitschrift ‚Deutsches Volkstum' über den Prozeß zwischen Herbert Eulenberg und dem Januschauer: ‚Eulenberg weiß offenbar nicht, daß ihm durch die Zitation vors Amtsgericht eine Verachtung angetan worden ist. Hätte man ihn gleich auf gleich behandelt, so hätte er vor die Pistole gemußt." Das ist aber neu. Sind Liebknecht und Luxemburg, Erzberger, Rathenau und die andern vor die Pistole gefordert worden? Nein, Ihr von Rechts habt die Duelle immer mit etwas einseitiger Bewaffnung ausgeführt. Eure Helden haben mit der Pistole hinterm Busch gesteckt und Feuer auf den Frack gegeben, und geistig verschmierte Literaten Ihrer Sorte haben nachher die nötige Weltanschauung dazu geschrieben. Guten Abend.

Pazifist. Sie schreiben: „Ich lese im ‚Stahlhelm' folgendes: ‚Es gibt Pazifisten, denen selbst die jüngste Radikalisierung der Friedensgesellschaft noch nicht genügt und denen selbst die unbedingte Kriegsdienstverweigerung der Schönaich, Küster und Konsorten noch als halbe Maßnahme erscheint. Das sind die Leute von der berüchtigten ‚Weltbühne', in deren neuestem Hefte unter der Überschrift ‚Unselig sind die Friedfertigen —' ein pazifistisches Aktionsprogramm entwickelt wird, das allen Landesverrätereien dieser Gruppe die Krone — oder besser gesagt die Jakobinermütze aufsetzt . . . .' Folgt Zitat jener Sätze, in denen die Industriekontrolle durch die Arbeiterschaft gefordert wird, und dann geht es weiter: ‚Wird die Regierung gegen diesen unerhörten Angriff auf die Lebens- und Verteidigungsfähigkeit des deutschen Staates die notwendigen Maßnahmen ergreifen?' Ob die Regierung dem ‚Stahlhelm' den Gefallen tun wird, weiß ich nicht, aber erstaunlicherweise wird der gleiche Artikel im Blatte Küsters, im ‚Andern Deutschland', auch nicht viel freundlicher glossiert. Es heißt da: ‚Auf den Artikel selber gehen wir nicht ein, — so unsachlich, oberflächlich, kenntnislos und anmaßend-hämisch sind wir bisher nur von der Seite der Stahlhelmer angegriffen worden.' — Mir schwirrt der Kopf bei so viel Widersprüchen. Können Sie mir das erklären? Was soll das?" Ich weiß es nicht. Vielleicht unterhalten sich mal Seldte und Küster darüber.

Walther Nissen. Sie schreiben: „Die katholische Zeitschrift ‚Das neue Reich' bringt in ihrer stets sehr lesenswerten ‚Rundschau' unter der Überschrift „Ein blühendes Geschäft" einen Artikel, der sich mit einem Werbeschreiben der Firma Fromms Act, Berlin, beschäftigt. Die Firma stellt Präservative her. Im natürlichen Bestreben, ihre Ware abzusetzen, erklärt sie werbend, daß ihre Spezialmarken „längst Artikel des täglichen Bedarfs geworden" seien, und daß sich der Umsatz seit 1924 „fast verfünffacht" habe. Das ‚Neue Reich' schreibt hierzu: ‚. . . Das ganze christliche Volk muß sich zur Wehr setzen. Wohl kann die Verhütungsindustrie an die ältere Generation im christlichen Volk nicht herankommen. Aber weite Kreise in der jungen Generation sind schon kirchlichen Mahnungen immer weniger zugänglich, denen bei dem herrschenden Mangel an billigem Wohnraum, an ausreichendem Einkommen und bei der Unmöglichkeit, die Heranwachsenden gesichert unterzubringen, die Stoßkraft naturgemäß fehlen muß . . .'" Wogegen also hätte sich logischerweise das christliche Volk zur Wehr zu setzen: gegen die zu teuren Wohnräume, das unzureichende Einkommen und die Unmöglichkeit, die Heranwachsenden gesichert unterzubringen. Vielleicht, daß diese Parole die „naturgemäße Stoßkraft" — wenn wir dies rauhe Bild frommen Ohren bieten dürfen — aufbrächte, die, wie die Streiter Gottes selbst einsehen, ihre Attacke gegen die Verhütungsmittel nicht haben kann.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Am 18. März spricht für euch Kurt Tucholsky im Künstlerhaus, Bellevue Straße 3, abends 8 Uhr.

Kieler Weltbühnenleser, die sich für Zusammenschluß in kleinern Kreisen interessieren, werden gebeten, sich an „Weltbühnenkreis" Lorentzdamm 5, zu wenden.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

„Das in Waffen starrende Rußland"

von Lothar Persius

Bei der Generalversammlung des Reichsbanners in Hannover sprach der Bundesvorsitzende von dem „in Waffen starrenden Rußland", das sich zur größten Gefahr für Europa, ja für die Welt herausbilde. In der Presse ist häufig die Rede von dem „bis an die Zähne bewaffneten" Rußland. Fabelhafte Dinge erfährt man über den Ausbau der roten Armee und Flotte. So schrieb das ‚Berliner Tageblatt': „Das kommunistische Rußland betreibt den Bau von Panzerkreuzern". Nebenbei: richtig ist, daß Rußland einen alten Panzerkreuzer besitzt, daß es keinen baut, wie überhaupt auf der ganzen Welt, abgesehen von Deutschland, kein Schiff dieses Typs gebaut wird. Auch sonst werden in Rußland keine größern Kriegsschiffe gebaut, nur drei U-Boote. In Vorträgen hört man von einer Drei-Millionen-Kopfstärke des roten Heeres sprechen. Paul Löbe schrieb im ‚Sozialdemokratischen Pressedienst' über „das bedrohliche Anwachsen der russischen Flotte".

Wie stehts in Wirklichkeit um das Sowjetheer und die -flotte? Hatten Briand und Cushendun in Genf recht, als sie behaupteten, ihre Länder hätten gegen die Vorkriegszeit ab-, Rußland aber aufgerüstet? Die Kopfstärke der Heere belief sich 1913 bei Deutschland (Bevölkerungsziffer etwa 70 Millionen) auf 751 115, bei Frankreich (39 Millionen) auf 674 292, bei England (46 Millionen) auf 167 000 (reguläre Armee ohne Indien), und bei Rußland (160 Millionen) auf 1 320 000. 1928 betrugen die Heeresstärken für Deutschland (Einwohnerzahl 63,3 Millionen) 100 000 Mann (freiwillig), für Frankreich (40,7 Millionen) 678 000 (allgemeine Wehrpflicht), bei England (44 Millionen) 153 500 (freiwillig und freiwillige Miliz), und bei Rußland (145 Millionen) 560 000 (allgemeine Wehrpflicht und Miliz). An neuzeitlichen Waffen besitzt Frankreich 2553 Tanks, England 300 und Rußland 200. An Kampfflugzeugen sind vorhanden in Frankreich 1800, in England 1375 und in Rußland? Wie steht es um die Flotte? Ihre Schwäche ist hier bereits — am 11. September 1928 — gekennzeichnet worden. Abgesehen von einigen Torpedobootzerstörern, die aber auch bereits über zehn Jahre alt sind, und zehn ebensolchen U-Booten ist das Material äußerst minderwertig. Was also Heer und Flotte angeht, ergibt sich, daß Rußland keineswegs aufgerüstet hat, im Gegenteil, daß seine militärische Kraft, soweit sie vorstehend behandelt wurde, erheblich schwächer ist als die französische und britische. Anders verhält es sich jedoch mit der Vorbereitung für die aërochemische Kriegführung. Emsige Tätigkeit herrscht auf diesem Gebiet.

Welche Luftstreitkräfte können von Rußland im Krieg eingesetzt werden? Es sind zu untersuchen die Zahl, die Gefechtstüchtigkeit, Aktionsradius, Art der Bomben, Abwurf, Kapazität und ferner die Leistungsfähigkeit der russischen Flugzeugindustrie, Giftgasherstellung, sowie die Fähigkeit Rußlands,

Angriffen aus der Luft Widerstand zu leisten. Vorausgeschickt sei: jeder fachmännisch Gebildete weiß, daß im Zukunftskrieg Infanterie, Kavallerie, Artillerie, sowie Flotten mit all ihren verschiedenen Schiffstypen voraussichtlich keine, jedenfalls nur eine recht untergeordnete Rolle spielen werden. Wer sofort nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen seine Flugzeuge über den Hauptstädten, Industriezentren, Militärausrüstungsplätzen, Kriegs- und Handelshäfen des Gegners erscheinen läßt, braucht keinen Soldaten mehr in Marsch zu setzen, kein Schlachtschiff oder U-Boot auslaufen zu lassen. Auf der andern Seite wird der, welcher „des Segens von oben" teilhaftig wurde, gar nicht mehr in der Lage sein, an so antiquierte militärische Manöver zu denken. Somit wird jede moderne Landesverteidigung alle Energie auf die Luftrüstung verwenden. Das tut Sowjet-Rußland! Der roten Armee und noch mehr der Flotte gebührt infolge ihrer schwachen Ausrüstung und des minderwertigen Waffen- und Schiffsmaterials geringere Beachtung. Anders ists hinsichtlich der Luftstreitkräfte. Der Luftkrieg ist für keinen europäischen Staat so versprechend wie für Rußland. Schon der Weltkrieg spielte sich nicht nur zwischen den Heeren und Flotten ab. Er wies auf den unmittelbaren Kampf gegen die Völker hin. Im Krieg der Zukunft werden hauptsächlich die Völker leiden, deren Länder für die feindliche Luftmacht offen und bequem erreichbar liegen und die somit die geringste Verteidigungsmöglichkeit bieten.

Die Flugstrecke eines modernen Bombenflugzeugs beläuft sich auf rund 1000 Kilometer. Der Aktionsradius beträgt somit etwa 500 Kilometer. Staaten, deren Hauptstädte oder Industriezentren vielleicht nur 500 Kilometer von den Grenzen des Feindes abliegen, sind stark gefährdet. Nächst Deutschland (Berlin = 150 km von der polnischen, 170 von der tschechoslowakischen Grenze und der Ostsee entfernt) steht England am ungünstigsten da. London liegt von Paris wenig mehr als 300 Kilometer ab; von Calais nach London sinds noch nicht 150. Rußlands Reichtum an großen Städten, an Industriezentren, die dicht an seinen Grenzen liegen, ist spärlich. Leningrad und Odessa bilden Ausnahmen. Mit ihrer baldigen Heimsuchung im Kriegsfall wird gerechnet. Leningrad sieht sich von Finnland und Estland aus bedroht, und ebenso Odessa von Rumänien. Das ganze Gebiet des Schwarzen Meeres von Odessa über die Krim und den Kaukasus bis Baku bildet die schwächste Stelle der Sowjet-Union. Rumänien, die Türkei und Persien könnten als Angriffsbasen beträchtliche Rollen spielen für die russischen Hafenstädte, die Kohlendistrikte im Kaukasus und die Petroleumquellen von Baku.

Über die Zahl, Stärke und Organisation der russischen Kampfflugzeuge gehen die Nachrichten weit auseinander. Der Kriegskommissar versteht es, seine modernste Waffe, auf der sich die Hoffnung der Sowjet-Union aufbaut, in Dunkel zu hüllen. Unser Militärwochenblatt spricht von 71 Fliegerstaffeln (die Staffel umfaßt 9 bis 12 Flugzeuge). Stalin äußerte vor kurzem: „Zurzeit besitzt Rußland 1520 Kriegsflug-

zeuge." Und der Kriegsminister Woroschilow: „Unsre Luftflotte entspricht keineswegs den Schilderungen der europäischen Presse, welche, offenbar um unsre Nachbarn zu schrecken, von 1500 oder gar 3000 Apparaten redet." Welcher Russe sagt die Wahrheit, welcher Quelle darf man überhaupt trauen? Keine statistischen Daten über Heere, Flotten und Luftwaffen geben ein zuverlässiges Bild von der Kampfkraft eines Staates. Zahlenangaben lassen sich frisieren. Je nach Wunsch kann man Stärke und Schwäche markieren. Wenn in einer Aufstellung von Kriegsschiffen das gesamte Material enthalten ist, imponiert vielleicht die hohe Zahl. Betrachtet man die einzelnen Schiffe bezüglich ihres Wertes — Konstruktion, Deplacement, Alter, Armierung und Aufstellungsplan der Geschütze, Panzerung, Geschwindigkeit und Aktionsradius — so erkennt man, daß unter Umständen trotz der hohen Ziffer die Gefechtstüchtigkeit der betreffenden Flotte recht gering ist. Ähnlich verhält es sich mit den Luftstreitkräften. Die von einander abweichenden Angaben über die Ziffer der russischen Kampfflugzeuge ist nur erklärbar, wenn man annimmt, daß der Eine sämtliche vorhandenen Apparate zählte, also auch ganz veraltete Typen, Schul- und Versuchsflugzeuge, der Andre hingegen nur wirklich für Frontzwecke verwendbares Material. Als einigermaßen verläßlich dürfen folgende Angaben hingenommen werden, die dem Januarheft der ‚Luftmacht' entnommen sind: 50 Beobachtungsfliegerabteilungen, 25 Jagd- und 15 Bombenfliegerabteilungen. Die Abteilung zu durchschnittlich 10 Flugzeugen gerechnet, gibt das rund 900 Flugzeuge. Nach einigen Fachschriften soll im letzten Jahr viel altes Material abgestoßen sein, so daß die erwähnten 900 Apparate als frontbereit zu gelten hätten.

Es ist zu beachten, daß die Luftmacht eines Landes nicht nur nach der Zahl der Flugzeuge zu beurteilen ist. Eine wichtige Rolle spielt die Luftfahrtindustrie. In britischen Luftfahrkreisen herrscht die Ansicht: wir wollen gar nicht so viel Material aufstapeln, das rasch veraltet. Wertvoller ists, eine ausgedehnte Industrie zu haben, die bei drohender Kriegsgefahr imstande ist, sofort einige Hunderte von Flugzeugen neusten Typs zu liefern. Ähnlich äußern sich russische Flugleute. In der Tat beschäftigt man sich jetzt intensiv mit der Luftindustrie. Während Rußland früher nur ausländisches Material besaß, besonders, soweit es für Kampfzwecke bestimmt ist, französisches und englisches, ist nun seine Industrie in der Lage, alle Bedürfnisse zu befriedigen. Im verflossenen Herbst konnte man sich hiervon auf der Ila überzeugen. Stalin sagte: „Deutschland liefert uns die technischen Grundlagen, doch Rußland baut gegenwärtig seine Flugzeuge in eignen Fabriken". Woroschilow spricht in seinem letzten Jahresbericht Deutschland seinen Dank aus: „Die Fliegerei ist unsre stärkste, bestentwickelte Waffe. Wir haben gute Flugzeuge, gut ausgebildetes Personal, und dank der Hilfe einer fremden Macht" — Deutschlands — „gute Patente und Maschinen für die Herstellung von Motoren und sonstigem Zubehör."

Nicht nur der Bau von Flugapparaten wird gefördert, auch die Vorbereitung des aërochemischen Kriegs. Die Bevölkerung wird unausgesetzt auf seine Möglichkeit hingewiesen. Zahlreiche Luftvereine bestehen. Der größte ist die Ossoaviachim. Diese Organisation umfaßt drei Millionen Mitglieder. Von ihr wurden der Regierung vor kurzem wieder 23 Bomben- und 8 Seeaufklärungsflugzeuge geschenkt. Insgesamt sind durch Sammlungen und Lotterien bereits die Baukosten für 131 Flugzeuge aufgebracht worden. Der Unterricht auf lufttechnischem Gebiet erfolgt schon in den Volksschulen. Dort versucht man die Jugend für die Fliegerei zu interessieren. Im vergangenen Jahr fanden Luftangriffsmanöver auf Leningrad und Kiew statt. Gasalarm gabs. Gasmasken wurden von der Bevölkerung angelegt, die auf Befehl in die Keller wanderte. Die Presse Leningrads schrieb: „In jedem Haushalt sind Gasmasken vorhanden." (Das Stück kostet zwischen sieben und acht Rubel.) Gassichere Unterstände sind an vielen Orten hergestellt. Die Produktion von Giftgasen, überhaupt die Vorbereitung des aërochemischen Kriegs ist in Rußland nächst den Vereinigten Staaten von Nordamerika wohl am weitesten vorangeschritten. Keine Übertreibung dürfte es sein, wenn Stalin behauptete: „Wir werden an Giftgasen keinen Mangel leiden. Unsre Produktion ist so groß, daß binnen zwei Tagen jeder feindliche Angriff zum Stehen gebracht werden kann. Bei der Stärke unsrer Luftrüstung werden wir in wenigen Stunden in der Lage sein, die britischen Naphthaquellen in Persien zu zerstören."

Noch ist zu sprechen über die russischen Verkehrsflugzeuge. Sie sind berufen, nicht nur Zwecken der Aufklärung zu dienen, sondern auch als Angriffsinstrumente. Sie werden Vergaser (mit Giftgas gefüllte Behälter) abwerfen, respektive Giftgase „abregnen" lassen. Der zivile Luftverkehr in Rußland wurde im November 1921 begründet, als Lenin die Statuten der Deruluft ratifizierte. Am 1. Mai 1922 begann der Verkehr mit dem ersten regelmäßigen Flug zwischen Königsberg und Moskau. Rapide breitete sich das Verkehrsflugnetz aus. Heut kann man fast nach allen größern Städten fliegen. Deruluft bedient die Strecken Moskau, Smolensk, Königsberg, Berlin, Leningrad und so weiter. Dobroljot fliegt nach Taschkent, Samarkand, Irkutsk, Jakutsk und so weiter. Das Streckennetz der Dobroljot umfaßt eine tägliche Länge von 11 000 Kilometern. Man hört Ausländer durchweg sehr lobend über den russischen Flugverkehr sprechen. Es wäre leichtsinnig, die russische Luftmacht zu unterschätzen. Sie ist schon heute ohne Zweifel, was Personal und was Material angeht, eine gewaltige Waffe. Aber daß sie, ebenso wie die rote Armee und Flotte im allgemeinen, eine Bedrohung für Europa bildet, vermag nur zu behaupten, wer alle wirtschaftlichen Nöte der Sowjetregierung vergißt, wer nicht erkennt, daß Rußland nur den einen Wunsch hat, in Ruhe gelassen zu werden, oder einer, der mit dem Popanz Kommunismus spießbürgerliche Gemüter schrecken will.

Sonora von Alfons Goldschmidt

Der Kampf gegen die Präsidentschaft Carranzas, unter Führung des Generals Alvaro Obregon, ging vom Staate Sonora, im Nordwesten Mexikos aus. Der Parole nach war es ein Streit um die Souveränität Sonoras, tatsächlich begann aber mit diesem sonoristischen Aufstand die moderne revolutionäre Phase Mexikos. An Obregons Seite kämpften die Yaqui-Indios, die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts unter Führung ihres berühmten Chefs Cajeme die Unabhängigkeit dieses kühnen Stammes mit unvergleichlichem Heroismus gegen das Zentrum Mexikos verteidigt hatten. Die Hilfe der Yaqui-Indios war ein Symbol. Denn dieser Stamm hat sich bis in die letzte Zeit gegen die Belastung und Zerstörung seiner Ackergemeinschaften gewehrt, und er hat auch in der jetzigen Revolution, nach einem kurzen Abschwenken, wieder die Partei derjenigen ergriffen, die für den Indioacker in Mexiko eintreten.

In der Liste der Rebellen von heute findet man viele Kämpfer von damals. Valenzuela, der intellektuelle Führer der Rebellion, unter Obregon Ministerpräsident und unter Calles Gesandter Mexikos in London. Topéte, der Gouverneur von Sonora, Verwandter Obregons und bis vor kurzem Beherrscher der obregonistischen Kammermajorität. Die Generäle Manzo, Escobár und andre mehr. Einige der Kämpfer für die regionale Unabhängigkeit mit der Tendenz zum sozialrevolutionären Fortschritt waren schon früher abtrünnig geworden. De la Huerta, der die antiobregonistische Erhebung in den Jahren 1923 und 1924 leitete, Serrano und Gomez, die sich vor einiger Zeit gegen die Präsidentschaft Calles erhoben, und mancher noch, von dem man nicht gedacht hatte, daß er sich zur Reaktion schlagen würde. Plutarco Elias Calles, zu jener Zeit Divisionsgeneral und später Präsident der Republik, ist heute Kriegsminister der Regierung Portes Gil und leitet die Niederwerfung der sonoristischen Rebellion. Er ist der echten — sonoristischen — Revolution treu geblieben.

Obwohl Valenzuela und seine Leute behaupten, für ein Unabhängigkeits-Ideal zu fechten, ist die heutige sonoristische Bewegung doch nur ein partikularistischer Aufstand mit persönlichen Ambitionen. Daß dieser Aufstand auch Truppen in den Staaten Veracruz, Coahuila, Chihuahua, Sinaloa und in sonstigen Gegenden Mexikos gewonnen hat, nimmt ihm nicht den regionalistisch-persönlichen Charakter. Es ist eine reaktionäre Erhebung mit dem Ziel, eine bestimmte Gruppe, nämlich die Sonoragruppe, zur Herrschaft zu bringen. Der strategische Plan, die Haupthäfen an beiden Küsten Mexikos und die Haupteisenbahnen zu sperren und damit die Blutzufuhr nach dem Zentrum des Landes zu unterbinden, war nicht ohne Klugheit entworfen, aber es fehlte die Voraussetzung des Erfolges, nämlich die Popularität der Bewegung in den Bauern- und Arbeitermassen Mexikos. Diese Massen glauben nicht, daß die Rebellen eins der Hauptideale der nachporfiristischen Revolutionen, die Nichtwiederwählbarkeit des Präsidenten und

die Freiheit der Wahl, verteidigen wollen. Sie haben guten Grund zu diesem Unglauben, auch wenn Valenzuela noch so laut die Regierung Portes Gil beschuldigt, sie sei nur eine Fortsetzung der Regierung Calles und wolle den frühern Außenminister Aaron-Saënz oder sonst einen Favoriten des Callismus auf den Thron bringen, um ihre Kontinuität zu sichern.

Die Dinge liegen einfach so: Valenzuela möchte selbst Präsident werden, Escobár oder Manzo Kriegsminister, Topéte möchte seinen zentralen Einfluß zurückgewinnen, den er nach dem Zusammenbruch der nationalrevolutionären Versuchspartei verloren hat. Roberto Cruz, den Calles nach der Ermordung Obregons, um vor den Obregonisten auch nicht den Schein einer Untersuchungsparteilichkeit aufkommen zu lassen, seines Polizeiinspektorenpostens im Federaldistrikt enthob und mit einem Militärkommando im pazifistischen Staate Sinaloa betraute, ist verärgert wie viele andre auch. Diese Erhebung ist eine Postenjagd. Das ist ihr eigentlicher Grund. Mit den Thesen der mexikanischen Revolution hat sie, abgesehen von den Manifesten, nichts zu tun.

Es heißt, daß auch zwei wichtige Führer der Bauernorganisation, Manrique und Soto y Gama, sich den Sonoristen angeschlossen hätten. Aber die agraristischen Verbände, die Comunidades agrarias, auf denen die Kraft der mexikanischen Ackerrevolution beruht, folgten den Rebellen nicht, von verhältnismäßig kleinen Gruppen abgesehen, die die Gesamttendenz nicht wesentlich ändern können.

Der Erfolg einer mexikanischen Revolution hängt heute noch von der Haltung der Vereinigten Staaten ab. Die haben augenblicklich keinen Grund, die Rebellion zu unterstützen. Der Petroleum-Konflikt ist vorläufig beigelegt, und Morrow, wichtiger Partner des nordamerikanischen Großkapitals, ist Botschafter in Mexiko. In diesem Moment ist der Pakt mit dem Norden, der sonst dem nationalen Unabhängigkeitskampf und der sozialen Revolution Mexikos widerspricht, eine Stütze der Regierung in ihrem Kampf gegen die Reaktion. Ob jedoch bei längerer Dauer des Bürgerkrieges die Haltung Washingtons, die von den Geld- und Produktionsmagnaten bestimmt wird, sich gleich bleibt, das ist eine andre Frage. Jeder Aufstand gegen jede noch so gemäßigte sozialistische Politik in Mexiko ist den Herren nördlich des Rio Bravo gewiß nicht unangenehm.

Eine andre reaktionäre Macht steht jedoch unbedingt auf Seiten der Rebellen, wenn sie auch nicht ihre Sympathie offenbarte. Das ist der Clerus, dem der Gouverneur Topéte gleich nach Beginn des Aufstandes die Kirchentore und Straßen öffnete. Daß der Aufstand ganz kurze Zeit nach der Erschießung und Martyrisierung des Obregonmörders Toral einsetzte, kann kein Zufall sein. Valenzuela, der sich, wie die andern aufständischen Führer, unter den Regierungen Calles und Portes Gil niemals zum katholischen Clerus bekannte, muß doch mit dieser Gefolgschaft gerechnet haben.

Die jetzige Rebellion in Mexiko ist nicht nur von Interesse für die europäischen Geschäftsleute, die Waren nach Mexiko verkaufen wollen. Sie ist von größter Bedeutung für alle die

Organisationen und Einzelnen, die gegen das Vordringen des Fascismus kämpfen. Es ist gar keine Frage, daß der Fascismus, der ja in Amerika schon einige Festungen hat, den ganzen Kontinent gewinnen möchte. Organisatorische Anzeichen gibt es schon genug. Die katholische Kirche steht auf seiten der fascistischen Bewegung. Der Fascismus ist heute am stärksten in den katholischen Ländern Europas und des amerikanischen Kontinents. Wo die katholische Kirche Staatskirche ist oder günstige Konkordate durchsetzt, wird die Politik fascistisch. Mexiko, das Vorland jeder freiheitlichen Bewegung in Amerika, kämpft für uns alle, indem es die Trennung von Kirche und Staat verteidigt.

Die Begründung von Ignaz Wrobel

Vor mir liegt im Namen des Volkes die Begründung zu dem Urteilsspruch gegen George Grosz, angeklagt wegen Gotteslästerung im Jahre 1928 nach Christi Geburt. Landgerichtsdirektor Tölke als Vorsitzender, Landgerichtsrat Krüger als zweiter Richter, zwei Schöffen. Aus den Gründen:

> Nummer 10. Ein am Kreuz hängender, äußerst abgemagerter Christus ist in der allgemein gebräuchlichen Darstellung abgebildet, jedoch mit folgenden Besonderheiten: Das Gesicht ist durch eine Gasmaske verdeckt. An den Füßen befinden sich Soldatenstiefel, durch die die Kreuzesnägel getrieben sind. Die linke Hand ist nicht ans Kreuz genagelt, sondern hält am erhobenen Unterarm ein Kreuz.
>
> Unterschrift: Maul halten und weiterdienen.
>
> Wenn nach alledem wegen der Bilder 2 und 9 eine Schuldfeststellung nicht getroffen werden konnte, so entbehren diese Zeichnungen doch nicht der Bedeutung für die Frage, wie weit in dem dritten der beanstandeten Bilder, nämlich der Christusdarstellung am Kreuz mit Gasmaske und Soldatenstiefeln, der Tatbestand des § 166 StGB. erfüllt ist. Die Anklage erblickt in dieser Abbildung einen Angriff auf eine Einrichtung der christlichen Kirche, nämlich die Christusverehrung. Daß diese als Einrichtung im Sinne des § 166 StGB. zu werten ist, unterliegt keinem Bedenken (vgl. Olshausen a. a. O. § 166 Anm. 12 RGE. 2, 429). Das Gericht erachtet aber auch als erwiesen, daß hier das Tatbestandsmerkmal einer Beschimpfung durch den Angeklagten Grosz vollendet ist. Das ergibt gerade der Zusammenhang mit den beiden Bildern 2 und 9 und die gesamte Tendenz der als „Hintergrund" betitelten Blätter. Denn richtete sich in den beiden vorgenannten Zeichnungen die Satire des Künstlers gegen einzelne Diener der christlichen Kirche und gegen den Gottesbegriff des „heiligen Geistes", so ist hier in Bild 10 unverkennbar Christus selbst als Träger und Symbol jenes christlichen Glaubens, der bereits in den Zeichnungen 2 und 9 ironisiert wurde, das Angriffsobjekt. Bei der Auslegung des in diesem Bilde und seiner Unterschrift verkörperten Gedankens hat das Gericht nach freier Überzeugung zu entscheiden. Es ist dabei als allgemein gültige Auslegungsregel auch der Grundsatz zu erachten, daß, soweit der Wortlaut einer Gedankenäußerung nicht durchaus eindeutig ist, der Sinn der Äußerung aus den Nebenumständen, insbesondere aus dem Zusammenhang, aus dem Zwecke

> und dergleichen zu erforschen ist (vgl. dazu die allgemeinen Ausführungen des Urteils des RG. vom 11. 1. 26, abgedr. in der Jur. Wochenschrift 1928, S. 1225 ff.). Bei Anwendung dieses Grundsatzes sieht sich das Gericht nicht in der Lage, der Auslegung zu folgen, die der Angeklagte Grosz seiner Darstellung gegeben hat. Nach der ganzen Anlage der Zeichnung müssen die Worte der Unterschrift „Maul halten und weiterdienen" nicht als an Christus gerichtet, sondern als von ihm gesprochen aufgefaßt werden. Die starke Wirkung des Bildes beruht zum großen Teil darauf, daß die Christusfigur allein abgebildet ist, ohne jedes Beiwerk von Personen und sonstigen Requisiten, mit denen der Angeklagte auf den beiden andern Bildern verhältnismäßig verschwenderisch umgeht. Neben der Gasmaske und den Soldatenstiefeln lenkt das erhobene Kreuz in der linken Hand des gekreuzigten Christus die Blicke auf sich, jenes Kreuz als Symbol des Glaubens, das in Bild 2 auf der Nase des Priesters balanciert und im Bild 9 ins Wanken geraten ist. Wären auf dem Bilde noch andre Personen gezeichnet oder wären die Gasmaske und die Soldatenstiefel die einzigen Besonderheiten, so würde die Behauptung des Angeklagten, er habe die ans Kreuz geschlagene Menschheit darstellen wollen, an die jene die Unterschrift bildenden Worte gerichtet wurden, noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben. Aber gerade die besonders ins Auge fallende Abweichung von der sonstigen Darstellung des gekreuzigten Christus, nämlich das stark und sichtbar gezeichnete Kreuz in der linken Hand, gibt dem Bild die Wirkung, die es nach der Ansicht des Gerichts auf den Beschauer haben muß: Christus, für seine Lehre ans Kreuz geschlagen, hat für die Menschheit im Kriege, mit dessen Symbolen Gasmaske und Kommißstiefel man ihn bekleidet hat, trotz seines eignen Opfers auch nur den Trost und die Worte „Maul halten und weiterdienen". Das Kreuz in seiner Hand gibt der ganzen Darstellung erst das typische; es wirkt in Verbindung mit den Worten der Unterschrift wie ein Ausrufungszeichen, Christus ruft diese Worte im Zeichen des Kreuzes der Menschheit zu. Es erscheint auch unverständlich, welchen Sinn diese Worte, wenn sie an den sterbenden Christus gerichtet würden, haben sollten. Gewiß verkörpert Christus, wie dem Angeklagten geglaubt werden mag, die ans Kreuz geschlagene Unschuld, die allerdings bei Grosz nicht viel Abweichendes von den Begriffen der Beschränktheit oder der Dummheit hat.

Die Worte „Maul halten und weiterdienen" werden selbstverständlich nicht von dem am Kreuze hängenden Christus gesprochen — wenn überhaupt diese oberlehrerhafte Feststellung von irgendwelchem Werte ist. Denn die Unterschrift, die sich die Richter nicht anders als eine Druckzeile aus den Meggendorfer Blättern vorstellen können (Handwerksbursche zur Wirtin, die ihm eine Wurst eingewickelt hat —), brauchen mit Notwendigkeit von gar niemandem gesprochen zu sein — der Zeichner gibt mit diesem Satz die Melodie des Blattes an, ohne daß ein Sprecher vorhanden zu sein braucht. Ist also schon die Suche nach dem Sprechenden jeder gescheiten Kunstdeutung zuwiderlaufend, so ist, nimmt man überhaupt einen Sprechenden an, Christus sicherlich nicht derjenige, der spricht.

Dem steht entgegen, daß er eine Gasmaske trägt, so daß also die Worte „Maul halten und weiterdienen" nur als dump-

fes Gemurmel, nicht aber als artikulierte Wörter an das Ohr der Außenwelt zu dringen vermöchten, eine Überlegung, die vom seligen Nicolai stammen könnte, den überrationalistischen juristischen Kunstbetrachtern aber wohl recht sein wird. Es ist aber auch dem Sinn des Bildes widersprechend, wenn angenommen wird, Christus spräche. Die gebeugte, gefesselte, mit einer Gasmaske geknebelte Gestalt ist wohl zu allerletzt berufen, einen Befehl zu erteilen — ihre ganze Haltung drückt genau das Gegenteil aus.

Wenn das Gericht hinzufügt: „Es erscheint unverständlich, welchen Sinn diese Worte, wenn sie an den sterbenden Christus gerichtet würden, haben sollten", so begeht es einen doppelten Denkfehler. Es wird damit zunächst unterstellt, als müßten die Worte entweder von Christus gesprochen oder an ihn gerichtet sein, was falsch ist. Die Worte werden von niemand gesprochen und sind leiblich an niemand gerichtet — kein Mund und keine Ohren sind zu konstruieren. Es ist aber auch falsch, daß die Worte, an Christus gerichtet, keinen Sinn ergäben.

Der Sinn, den sie haben, ergibt sich aus der Tendenz der Bildermappe.

Die Worte sind vom Zeichner hinzugefügt, sie werden über den Christus hinweggesprochen, und zwar zur Menschheit, die in den Krieg getrieben wird — unter dem Zeichen des Kreuzes. Der Staats-Christus, dem auf dem Bild nur noch eine Fahne fehlt, damit er komplett ist, ist aufgerichtet, um die Herde der Gläubigen zur Raison, nämlich zur Staatsraison zu bringen — in seinem Namen wird befohlen „Maul halten und weiterdienen", und er selbst fällt unter den Befehl. Der Kriegs-Christus, dem sie auf einem französischen Schlachtfeld das Kreuz weggeschossen haben und der nun, flehend, mit erhobenen Armen und mit wenig Dank an preußische Richter, die ihn schützen, über das Gemorde hinwegschrie — dieser Christus ist

im Sinne des § 166

von der eignen Kirche geschändet worden.

Das und nur das hat George Grosz gezeichnet und empfunden.

Die „ans Kreuz geschlagene Unschuld, die nicht viel Abweichendes von den Begriffen der Beschränktheit oder der Dummheit hat" — das ist der Staatsbürger, der in den beiderseitigen Kirchen diesseits und jenseits der Grenzen für Mord betete — und man wird das fatale Gefühl nicht los, als sei es den Richtern viel mehr auf die Erhaltung dieser rührend dienenden Unschuld als auf den Schutz einer Kirche angekommen, die sich etwas schämen sollte.

Denn eine Landeskirche, die im Kriege so jämmerlich versagt hat, die die Jugend eines ganzen Landes in das Schlachten hineinsegnete; eine Kirche, die kein Wort gegen den Staatsmord fand, sondern ihn im Gegenteil noch propagierte: eine solche Institution hat allen Anlaß, still zu schweigen, wenn aufgezeigt werden soll, wer hier schändet.

Die Begründung der Richter ist unrichtig, ihr Urteilsspruch beruht auf einem Denkfehler. Sie haben das Bild Nummer 10 falsch gedeutet; und es ist nicht etwa „Auffassungssache", sondern diese richterliche Deutung entbehrt jeden Sinnes. Sie arbeiten nicht einmal in ihrer eignen Domäne sauber, wie es sich gehört.

Die Prätention der Kirche aber, die sich wieder heftig rührt, um durch richterlichen Schutz eine rechtens in die Binsen gegangene Autorität schützen zu lassen, ist fehl am Ort. Sie hat ihr Wort Gottes verraten. Uns kann das gleich sein. Sie ist aber am wenigsten von allen legitimiert, die Heiligkeit ihrer Lehre zu verteidigen, an die kein gesunder, zum Soldatendienst gepreßter Mensch glauben kann, wenn sie ihm nicht in der Jugend das Gehirn verbogen haben. Wir wollen auch keinem der Beteiligten den Gefallen tun, an seine sachlichen Absichten zu glauben. Was hier getrieben wird, ist Politik.

Die Kirche, die aus den Inquisitionsprozessen die ihr lieb gewordene Übung hat, den armen Sünder den staatlichen Henkern zuzustoßen und selbst im Hintergrund aufdringlich diskret zu beten, wirft die ihr unbequemen politischen Gegner den Richtern vor; die Justiz stürzt sich mit Wonne auf Leute, die sie sowieso als „Aufrührer" empfindet. Die Kirche hat nach ihren völlig negativen Leistungen im Kriege kein Recht:

- uns ihre Feiertage aufzuzwingen;
- unsern Kindern ihre Lehren aufzuzwingen;
- sich mit Glockengeläute und Gesetzgebung eine Beachtung zu verschaffen, die ihr nicht zukommt;
- sich in allen Bildungsfragen aufzudrängen und in alle Kinderhorte einzudrängen, denn sie repräsentiert nicht das einzige mögliche Weltbild, sondern nur eines, und das noch sehr unvollkommen. Sie versuche zu überzeugen — sie siege im Zeichen des Kreuzes, nicht im Zeichen des Landgerichtsdirektors. Sie schweige.

Wenn heute in allen Ländern mit Konkordaten und politischen Druckmitteln die katholische Kirche eine gradezu unheilvolle Rolle spielt, so ist das die Schuld ihrer Gegner. Die sind schwach; die haben ein schlechtes Gewissen und getrauen sich nie, klar und laut zuzugeben, daß sie vom Fegefeuer nichts mehr wissen wollen, sie demonstrieren nur leise gegen die Kirchensteuer — und wenn die Germanen, die so viel mit den Juden zu kakeln haben, wirklich wüßten, daß der Vatikan sie so nebenbei, mit der linken, rot behandschuhten Hand, regiert: sie wüßten, wo ihr Feind steht. Aber das haben sie nie gewußt.

Gegen eine solche unzureichende Begründung aber ist zu sagen, daß die Kirche unsre Gefühle verletzt; daß die aggressive Politik der Katholiken in Bayern und anderswo geeignet ist, unser Empfinden zu verletzen. Dieser Schutz der Kirche ist ein Angriff auf uns.

Sr. Eminenz dem Herrn Kardinal Faulhaber gewidmet

von Peter Scher

Sie haben ein schlaues Gesicht ...
schlau ist schön ...
aber zu dicht dabei wohnt schon das große Gedröhn
und das andere, Eminenz, das haben Sie leider nicht.
Sie sind ein Mann von sechzig Jahren
und rund — wie aber reimt sich dies:
Man sagt mir jetzt, daß Sie es waren,
der Josephinchen Bakers song verbieten ließ.
Warum?! frag ich, im Tonfall Grocks,
die Sittenhaltung eines Pflocks,
wo man doch, wenns die Kirche braucht,
so oft das Auge kneift, die Hand in Unschuld taucht?

Ich bitte Eure Eminenz —
es naht ja nun husch, husch der Lenz
mit Hopsassa und Ostereiern —
wie stehts da mit der Sittlichkeit in Bayern?
Da tanzt kein holdes Wunder nackt —
da wird ganz anders zugepackt.
Warum verbieten Sie das nicht,
wenn Sie schon mal der Haber sticht?
Es ist so manches faul, Herr Kardinal —
Ist Grazie die gefährlichste der Sünden?
Wie — muß die Hexe an den Pfahl,
daß Sie und Adolf Hitler sich verbünden?
Schluß, Eminenz, hier folge schlicht,
was Otto Julius Bierbaum mir vertraute —
ein knapper sachlicher Bericht,
der mich schon hundertmal erbaute.

Es war zu Rom, im Vatikan,
daß Kardinal Rampolla ihn empfing,
ihn und Frau Gemma, das geliebte Ding —
nun also gut, im Vatikan...
Man plauderte, wie man so muß,
da sprach der Kardinal zu Otto Julius:
Bevor ich Sie zu meinen Büchern führe,
bring ich Madame durch jene Türe
zu einer Dame ... und er tat es.
Kurzum, man ging von Saal zu Saal
und war auf einmal bei Frau Kardinal.

Sie war aus Breslau, Jüdin, sehr belesen.
Das Töchterchen war auch dabei.
Man ist ganz ungeniert gewesen,
man plauderte von mancherlei,
man hat nicht difficil getan —
es fiel nicht weiter auf ... im Vatikan.

Aus, Eminenz — das war Rampolla del Tindaro,
der mit dem allerschönsten Fuchsprofil.
Doch wolln wir friedlich sein, ein jeder kommt ans Ziel —
Sie spieln Tarock — Rampolla spielte Pharo.

Wer das Buch liebt, verbietet es

von Wieland Herzfelde

Was sich am 22. März von Geschäftsanfang bis Ladenschluß in den Buchhandlungen abspielt, genießt das Protektorat einer wohlwollenden Staatsautorität. „Alle in Frage kommenden Behörden haben ihre Unterstützung zugesagt." Da wird sich selbst Goethe freuen, daß er am 22. März gestorben ist.

Was aber werden die Behörden vom 23. März an tun? Etwa, nach russischem Muster, die Postsätze auf die Hälfte herabsetzen, die heute dreißig oder vierzig Pfennig pro Buch betragen? Oder einen Teil des Heeres-Etats an die Dichterakademie abtreten, damit für unser Geld mehr Geist und weniger Gas entwickelt wird. Oder werden sie gar die Hirtsiefer-Verordnung für Buchhandlungen außer Kraft setzen, damit nicht eine Buchhandlung nach der andern durch zu hohe Mieten ruiniert oder — um Bembergseide und Autos Platz zu machen — in tote Seitenstraßen abgedrängt wird.

Das ginge zu weit, das hieße ja, ins freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte eingreifen! Dazu ist der Staat eine viel zu ideale Einrichtung, ein sozusagen platonisches Gebilde. Gas-Tanks, die in Hamburg ein paar hundert Einwohner umlegen — die lassen ihn kalt. Aber Gas auf der Bühne — das gefährdet die Ordnung; also wird Lampels „Giftgas" verboten. Daß Verkäuferinnen in Séparées ihre Gehälter richtig stellen, — nicht zu ändern, bedingt eben die Lage am Arbeitsmarkt. Aber Zeichnungen, die hinter die Kulissen dieser Marktlage führen, die das Licht in den Séparées und Schlafzimmern der herrschenden Klasse anknipsen — die sind unerträglich und verletzen das Schamgefühl normaler Menschen. Also wird „Ecce homo" verboten, „das Gesicht der herrschenden Klasse" beschlagnahmt.

Christliche Pastoren und Priester hetzten zum Krieg, segneten die Waffen. Aber heute an diese christlichen Bräuche erinnern, das muß Gott, der augenblicklich kein Eisen wachsen läßt, natürlich verdrießen und seine Schäflein, soweit sie nicht gefallen sind, verletzen. Also muß wieder einmal durchgegriffen werden: Die Mappen „Gott mit uns", „Hintergrund zu Schwejk" — verboten. Und verboten wird nicht etwa nur an Heinrich Heines Geburtstag, sondern je öfter je lieber. Allein dem Malik-Verlag wurden — außer den erwähnten Werken — noch folgende Druckschriften verboten oder beschlagnahmt:

1916 die „Neue Jugend",
1917 Almanach der Neuen Jugend,
1919 Jedermann sein eigner Fußball,
1920 „Die Pleite",
1923 „Steht auf Prolet" (Gedichte),
1924 „Platz dem Arbeiter" (Jahrbuch),
1925 Die Räuber,
1929 „Abrechnung folgt".

Das bei einem einzigen Verlag. Den Verlagen der revolutionären Arbeiterorganisationen ist noch viel mehr, fast ihre ge-

samte Produktion genommen worden; die Bücher Johannes R. Bechers zum Beispiel fast vollzählig. Der materielle Schaden geht in die Millionen. Dazu hagelt es Geld- und Gefängnisstrafen; vom geistigen Verlust, der sich ja gar nicht messen läßt, ganz zu schweigen.

Der Tag des Buches soll die breitesten Schichten der Bevölkerung für „das Buch" gewinnen. Für welches Buch? Für das der bahnbrechenden Ideen, der um eine gerechtere Zukunft bemühten Gehirne?

Das hieße, die beschlagnahmten Bücher freigeben, den angerichteten Schaden gut-, und die Phrasen, von denen am 22. März alle offiziellen und offiziösen Organe triefen werden, wahrmachen.

Herr, wo denken Sie hin, wir feiern heute den „Tag des behördlich geschützten Buches"!

Ketzereien zum Büchertag von Carl v. Ossietzky

Jetzt ist also auch das deutsche Buch in den großen Kreis derer getreten, für die „etwas getan werden muß", und um etwas zu tun, setzte man unter dem Patronat des Herrn Külz einen „Tag" an. Alle Buchhandlungen werden ihr Unglück schön dekoriert feilbieten, und vom Rednerpult und durchs Mikrophon wird höflichst gebeten werden, das deutsche Buch nicht sterben zu lassen.

Die Frage, wie der deutsche Verlagsbuchhandel in seine heutige miserable Lage gekommen ist, soll hier nicht in ihren letzten wirtschaftlichen Ursachen durchleuchtet werden, was doch schließlich immer auf den Nachweis hinausliefe, daß die Armut von der Powerteeh kommt. Das deutsche Volk ist nachweislich ärmer geworden, seine Lebenshaltung hat sich verschlechtert, sein geistiger Habitus reduziert, aber an der Bücherproduktion sind diese nicht ganz geheimen Tatsachen ziemlich spurlos vorübergegangen. Auf ein Volk, das in breiten Schichten einem heitern Analphabetentum zustrebt und dessen heranwachsende Generation auf leichten Kreppsohlen über den von den Vätern gehäuften Bildungshausrat steigt, kommt ein Büchersturz herab, als wäre jeder einzelne unsrer Mitbürger ein Dichter und ein Denker und jeder dritte Mann ein Studienrat.

Lebenskraft und Unternehmungslust unsres Buchgeschäfts sind gewiß nicht zu verachten, aber in der Grundkalkulation muß da etwas nicht stimmen. Der Appetit nach Geistesfutter wird weit, weit überschätzt, und um ihn zu reizen, greift man zu Mitteln, die wohl vorübergehend begehrlich machen, aber im ganzen die geistigen Aufnahmeorgane abstumpfen.

Hinzu kommt, daß der Verlagsbuchhandel, der sich so willig dem sagenhaften Rhythmus der Zeit anvertraut, nach seiner ganzen Art sehr konservativ ist. Von welch unüberbietbarer komischer Kraft ist nicht dies sein Börsenblatt, wo tummeln sich mehr Irish bulls als dort? Der in Leipzig residierende christliche Buchhandel ist vor allem auf seine Tradition stolz, dazu gesellt sich auch ein geist-politisches Rück-

schrittlertum, das sich kein Stand gestatten sollte, der jene Güter verwaltet, die Vergangenheit und Zukunft verbinden. Für den Daseinskampf ist die Repräsentation des Buchhandels mehr mit Anmaßungen als Ideen gepanzert und in der Propaganda, gelinde gesagt, etwas zurück. Wie steifleinen waren nicht allein diese Aufrufe zum Büchertag! Mit welchem Wortschatz wurde da nicht an einen Menschentyp appelliert, den es überhaupt nicht mehr gibt, vielleicht niemals gegeben hat! Man sehe sich nur dieses unfreudige, einschläfernde Propagandaplakat an mit der welken Goethemaske, das ganz im Geschmack von vor zwanzig Jahren gehalten ist und damals „Nocturno" oder „Totenopfer" geheißen hätte und heute wie eine vor Alter schwarz gewordene Blaue Stunde wirkt.

Sei es. Auch ein besseres Plakat hätte die Frage nicht gelöst, wie dem deutschen Buch zu helfen ist. Denn die Ursache der Krise liegt in der Literatur selbst, und der Verleger ist auch nur Opfer, wenngleich er mit nervösen Experimenten oft verschlimmernd dazwischengreift. Seit der Auflösung des Expressionismus hat sich ein alles-verschlampender Eklektizismus ausgebreitet, der keine Gesetze oder Richtmaße mehr kennt, sondern nur die alles umfassende Liebe, mit der die Herren Buchrezensenten jede halbwegs erfolgreiche Erscheinung begrüßen. Es gibt kaum noch Autoren, die auf den Stolz des eignen Stils, der eignen und selbsterrungenen Form halten. Alles vermischt und vermanscht sich. In einer Saison torkeln in hundert Nachahmungen alle Stilarten der Weltliteratur über den Markt und verscheuchen mit ihren großsprecherischen Bauchbinden das Publikum mehr als daß sie es verlocken. Die Buchkritik der großen Zeitungen hält sich in allem Prinzipiellen durchweg in zornloser Toleranz; eingeengt zwischen Inseratenspalten ergeht sie sich ohne die Mühe einer Begründung in lobenden oder verdonnernden Superlativen. Sie gibt Schlagworte über das Buch, nichts von seinem Inhalt. Im Allgemeinen überwiegt die Neigung zur Überschätzung, und über jedem belletristischen Windei rauschen die Flügelschläge der Ewigkeit.

Schnell sind seit zehn Jahren literarische Moden gekommen und gegangen, und geblieben ist nur ein riesiger unsortierter Bücherhaufen. Grade unter den geistigen Menschen herrscht eine ungeheure Überfressenheit an Literatur, ein Mißtrauen gegen Werdendes, eine spöttisch verneinende Haltung gegen alte Bildungswerte. Und die große Menge der Bücherleser irrt ohne Kompaß und Chronometer im Zauberwald der Neuerscheinungen, faßt wahllos zu, ist bitter enttäuscht, wenn der best seller nicht den heiß gegessenen Superlativen entspricht und schwört es sich zu, sich möglichst von „Modernem" fernzuhalten. Einen Monat später ist der best seller versackt...

Der Erfolg von Büchern wird in Berlin gemacht, von ein paar Blättern und — sagen wir — einem Dutzend Kritikern. Das hat seine ernsten Folgen. Diese Bemerkung ist nicht polemisch, sondern konstatierend, die Entwicklung geht dahin, und die Bannflüche des Herrn Eugen Diederichs werden daran

nichts ändern. Dadurch wird wohl einer Novität zum Durchbruch verholfen, günstigstenfalls eine Mode gestartet, aber für das geistige Gesamtniveau ist gar nichts getan. Wo der kurze Aktionsradius der literarischen Kritik aufhört, taumelt Kunst und Kitsch durcheinander, und kein Instinkt erkennt die Merkmale. Wer sich nur ein paar Tage lang das Börsenblatt des Buchhandels ansieht, der bekommt eine schwache Ahnung davon, wie es um das Lesebedürfnis aussieht und welches Genre bevorzugt wird. Da stößt man auf höchst erfolgreiche Schriftsteller, deren Name selbst besten Kennern und Beobachtern von Neuerscheinungen kaum jemals aufgefallen ist und auf Auflagezahlen, die unsern bekanntesten literarischen Verlegern den Atem rauben können. Wer weiß heute noch von dem Dichter Richard Voß? Aber sein Roman „Zwei Menschen", vor vielleicht fünfundzwanzig Jahren erschienen, hat heute die Riesenauflage von 620 000 erreicht, wovon auf die Zeit seit 1926 allein 77 000 entfällt. Dies nur als Beispiel, wie wenig die Parolen der literarischen Wetterstationen das Publikum wirklich beeinflussen.

Ein breiter Riß zieht sich hin zwischen Literatur und Volk. Der Film hat die Sehnsucht nach Bewegung und Geschehnissen wieder erweckt, die psychologisierende Epoche beendet und die ungezählten „stillen Bücher" auf ewig still gemacht. Die Verleger aber machten aus der Not eine Konjunktur. In schrankenloser Fülle fluteten Abenteurerbücher auf den Markt. Nicht mehr die lieben alten Schmöker von einst mit den knallbunten Deckeln und der Moritat darauf, sondern sehr raffiniert mit den neusten Mitteln der Aufmachung. So ein Goldmannscher Edgar Wallace mit Photomontage sieht von weitem fast aus wie ein Upton Sinclair vom Malik. Der Erfolg des Herrn Wallace in Deutschland ist überhaupt die offensichtliche Niederlage unsrer Romanschreiber. Hier wird der Hunger nach Handlung mit einer rohen Häufung von Sadismen gefüttert, ohne den geringsten Kitzel für die Intelligenz, ohne den geistigen Spaß am „Fall". Aber der Schmöker von einst sieht jetzt aus wie ein richtiges Buch und ist von der verschämten Sünderecke in den vordersten Schaukasten gerückt, neben die pikfeinsten literarischen Erzeugnisse. Der Erfolg egalisiert, Schund steht mit ruhiger Selbstverständlichkeit neben Qualität. Die Distanz ist aufgehoben, es gibt keine Wertmaße mehr.

Der bedrängte Verleger aber braucht Erfolg um jeden Preis. Er bestellt, impft Ideen ein oder was er dafür hält, zwingt einen Autor, der zu Dunkel neigt, hell zu schreiben; er verwirrt ihn, nimmt ihm den persönlichen Zug. Oder er nötigt einen Autor, den ein Zufallserfolg hochgehoben hat, nun weiter auf gleichem Feld zu ackern, er lehnt andre Vorschläge als nicht zugkräftig ab. Er raubt seinen Leuten damit das Recht auf die Entwicklung, nimmt der Literatur den Reiz der Vielfältigkeit, stellt seine genormten Autoren wie gespießte Schmetterlinge nebeneinander. Oder er greift kritiklos auf, was ein Andrer grade mit Erfolg begonnen hat. Der Respekt vor dem Original, vor der Einzigartigkeit einer Leistung ist dahin. Rasende Reportage, Petroleum, Kriegsromane

— eben wars noch neu und eine Idee. Und gleich ist es abgegriffen, durch Dutzende von Nachahmern verkleinert und als Genre verdächtig gemacht. Erreicht ein Buch, neuartig in Form oder Motiv, in ein paar Tagen Beachtung, so heißt es gleich in soundsovielen Verlagskontoren: „So etwas müssen wir auch haben!" In diesem Wort liegt das ganze Unheil des deutschen Buches beschlossen. Die Tätigkeit zahlreicher deutscher Verleger ist nicht mehr als eine geistverlassene Doublettenzucht. Wenn einer einen Einfall hatte, leben sofort zwanzig Konkurrenten davon. Mit dem Vorangehen steht es allerdings schlechter. Es wird erzählt, daß Erich Maria Remarque, ehe er mit seinem Kriegsroman zu Ullstein kam, von drei großen und notablen Verlagen abschlägigen Bescheid erhalten habe, und Ludwig Renn sogar soll bei 16 (sechzehn) Verlagen vergebens angepocht haben.

Dann kam der Dokumentenfimmel. Die literarischen Moden, spekulierte man, vergehen, aber die Wirklichkeit kann uns niemand rauben. So begann die Jagd nach Dokumenten, die diese Wirklichkeit in präzisen kleinen Ausschnitten packten oder nach solchen Büchern, die ein Stückchen Wirklichkeit mit der Zeitlupe bezwungen hatten. Diese Zeitlupenbücher sind schon heute durchweg nicht mehr zu lesen. Denn das Auge will auch die Weite, und wer könnte dauernd durchs Mikroskop blicken? Die Menschen Balzacs und Dostojewskis sind visionär, sie überzeugen von ihrem Leben, ohne durch Unterschrift legitimiert zu sein.

Natürlich haben auch die Dokumentenbücher einigen Nutzen gehabt. Sie haben bestimmte soziale Einblicke gegeben, die uns die Zeitungen versagt haben, weil der Radikalismus gewöhnlich beim lokalen Teil aufhört und dort, wo die härteste Wahrheit am Platze wäre, der vom Verlag vorgeschriebene Sozialoptimismus mildeste Pastellfarben aufträgt. Vor vielen Jahrzehnten hat Gustav Freytag bekanntlich „das deutsche Volk bei der Arbeit aufgesucht", und das Bild, das er mitgebracht hat, haben auch die härtesten Schrubber des Naturalismus nicht ganz abkratzen können. Hier haben ein paar Außenseiter mit Erfolg korrigiert und den melodramatischen Einschlag beseitigt, den das Volksleben in der Literatur niemals ganz verloren hat. Aber sofort wurde daraus ein Kultus des Dokuments, und heute will jeder welche bringen. Als Wieland Herzfelde seinen Harry Domela startete, war es ein Geniestreich. Aber jetzt ist auch diese Sparte schon gründlich ausgewalzt, und es muß einmal mit aller Bescheidenheit vermerkt werden, daß jemand, der mit Erfolg Brieftaschen geklaut hat, deshalb noch nicht der Träger einer schriftstellerischen Sendung zu sein braucht. Auch das Dokument ist ohne Gestaltungskraft nicht denkbar, und es bedeutet eine Täuschung, ungestalte und farbenleere Skripturen zu offerieren, bei denen das „Milieu", das die gutartigen Rezensenten nachher als besonders gelungen ankreiden, von den Verlagslektoren nachträglich in den Bürstenabzug hineingepinselt worden ist. Die Überschätzung von Amateurleistungen führt zur Mißachtung der einfachen Wahrheit, daß auch Schreiben eine

Kunst ist, die gelernt werden muß. Es ist ein schlechtverstandener Kollektivismus, der neuerdings einige unsrer erfolgreich Schaffenden unter ihr Publikum drängt, um es gleichsam am Schöpfungsakt teilnehmen zu lassen. Es ist ein etwas blamabler Vorgang, wenn ein Schriftsteller von der hohen Qualität Jacob Wassermanns einen Schwarm von Teegänsen um sich versammelt und ein Referendum über die weitern Schicksale des Knaben Etzel veranstaltet. Aber vielleicht liegt dahinter doch eine große Hilflosigkeit, der Wunsch nach Vereinigung von Literatur und Gegenwart. Denn nicht nur thematisch ist die Literatur hinter der Zeit geblieben, sondern mehr noch sprachlich. War jemals die Buchsprache so entfernt von der Umgangssprache, ja selbst von der Sprache, die der Gebildete, des Ausdrucks Mächtige in seinen Briefen gebraucht —? Die einzelnen Berufe schon haben ihr eignes Vokabular und ihre eigne Dialektik, sie haben mehr als ihren Jargon, es sind schon fast gültige Sprachen. Das Volk spricht anders als selbst in den lebendigsten Büchern von heute gesprochen wird. Das ist wahr. Aber ebenso wahr ist, daß das Volk wieder von den Büchern nichts wissen will, in denen der Autor sich bemüht hat, die Alltagssprache einzufangen, denn das ist den Leuten dann wieder nicht fein genug.

Das ist ein sehr großes Dilemma, und man ahnt hinter alledem die Götterdämmerung, das Heraufkommen eines neuen Barbarentums, das schrecklich aufräumen wird unter den Werten, an denen wir heute noch hängen. Dem fettgewordenen Geist steht eine harte Abmagerungskur bevor, aber er wird daran nicht sterben, sondern jung und sehnig wieder aufstehen. Heute wird noch die Ablaßglocke geläutet und für den Buchbetrieb die liebe Caritas auf die Beine gebracht. So mag es denn sein, und wer möchte als höflicher Mensch auch Herrn Külz widersprechen? Aber an einem andern Tag, der vielleicht noch sehr fern liegt, wird es keine mildtätige Losung mehr geben. Dann wird es heißen, das zu stoßen, was doch fallen will.

Stammtisch Individueller von Joachim Ringelnatz

Wir sitzen gediegen und ausgewählt
beisammen und spielen Gemütlich.
Wenn einer ernst, lustig, vom Norden erzählt,
Lacht jeder etwas. Und denkt südlich.

Zwei Kellner trotteln durch das Wirtshaus.
Zwischen ihnen steht ein Spiegel.
Sie popeln beide auf Teufelkommraus,
Ein — scheinbar zwei — Schweinigel.

Was wissen die von Brücken, die
Sich selbst für Inseln halten?
Und welche Inseln meinen, sie
Könnten sich selbst verwalten?

Wir wandern alle mit der Zeit
Nach dem spitzen Ende der Tüte.
Höflichkeit und Liebenswürdigkeit
Sind noch längst keine Güte.

Diarrhoe des Gefühls von Erich Kästner

Wenn der Universitätsprofessor Scripture aus Wien im sechsundsechzigsten Band des ‚Archivs für die gesamte Psychologie' jene menschliche Tätigkeit beschreibt, „welche aus einem innern Druck entsteht und welche eine Erleichterung schafft", so meint er damit keineswegs, obwohl man es denken sollte, das Verdauungsfinale. Sondern die Dichtkunst. Diese Definition stammt aus keiner Maßschneiderei: sie ist zu weit und paßt, weil sie nicht paßt, auf Vieles. Sie ist das Resultat einer wissenschaftlichen Rundfrage.

Wer dreißig Lyriker befragt, wie sie dichten, darf sich nicht wundern, wenn er Antworten wie diese erhält: „Oft kamen die Lieder angeflogen, während ich auf dem Rade fuhr und mich schleunigst auf einen Eckstein oder einen Grabenrand setzen mußte, um es festzuhalten (?) ... Oft drängt es mich auch so, daß ich ... irgend ein Blättchen ..., das grade zur Hand ist ...," beichtet einer der Befragten. Sogar der Nichtmediziner weiß da sofort, worum es sich handelt, und wird zu Haferschleimsuppe raten.

Vierzehn Fragen hat der Professor den Herren vorgelegt. Frage 2 lautet: „Wie kommen Sie zu der benutzten Versform?" Frage 5: „Setzen Sie die Anzahl der betonten und unbetonten Silben vorher fest?" Frage 9: „Schreiben Sie einfach, ohne an Rhythmus und Metrik zu denken?" Frage 12: „Wie teilen Sie die einzelnen Zeilen ein?" Und Frage 14: „Warum schreiben Sie Gedichte?" Eulenberg hat geantwortet: „Weil ichs kann."

Die Fragen und Antworten hat der Professor durch einen in seinem besten Sonntagsdeutsch formulierten Satz verbunden: „Den Hauptteil des Folgenden bilden die Beantwortungen dieser Fragen seitens der obengenannten Dichter." Und nun legen die Befragten, diese männlichen, vom Größenwahn befallenen Backfische, gründlich los. Sie reden dem Vollbart ein, daß sie ein intimes Verhältnis mit dem Heiligen Geist hätten und bei der Ausgießung jedesmal doppelte Portionen kriegten. Ernst von Wolzogen renommiert mit dem „seligen Schauer des Entrücktseins". Wildgans schreibt „wie nach einem mystischen Diktat". Ginzkey gerät aus beruflichen Gründen in Trance und dichtet „aus einer Art priesterlichen Dranges heraus". Wille liest „ungedruckte Gedichte im Nachttraum" und verweist im übrigen auf das Bruno-Wille-Buch. Frans Lüdtke, auch „der Dichter des ostmärkischen Herbstes" genannt, schafft in „Wachsuggestion oder Wachhypnose" und wundert sich dann über das, „was da gereift ist". Hermann Bartel arbeitet auch nicht persönlich, sondern „es" dichtet in ihm. Unter „Hingebung an genanntes Es" hat er in sich „etwas von dem Geiste, der tausend Jahre warten kann!!!" Wenn ers nur täte. Statt dessen „treibt er so viel Blüten, wie wohl ein Lenz kann... Nachstehende Verse zum Beispiel sind durch eine Art Blitzlicht entstanden! Sie waren auf dem Papier, ehe ich wußte, was ich schrieb; ich tat weiter nichts, als daß ich einem Gefühl nachgab!

Alles ist Rhythmus — —
Rhythmus ist alles — —
Seele, ist Gefühl für Rhythmus — —
Geist, ist Rhythmus im Gefühl — —"

Da Bartel, wie gesagt, meist gar nicht weiß, was er schreibt, sollte man es ihm noch einmal hingehen lassen. Nur eine etwas weniger blöde Art der Interpunktion könnte er seinem Heiligen Geist beibringen. Joseph Augustus Lux bekennt: „Von mir ist nichts; alles Gute ist Gottes!" Er hat „die Gnade des Himmels offen über sich" und erlebt „eine Empfängnis und Zeugung des Heiligen Geistes! Aber es gibt im Himmel auch einen Engelsturz... Wenn letzterer herrscht, dann ist es immer von Übel!" Drollige Jungens! Wenn sie beim Arbeiten rote Backen kriegen, denken sie schon, der liebe Gott habe geheizt! Georg Bonne kann gleichfalls „auf Wunsch oder mit Willen kaum einen vernünftigen Vers dichten." Die bessern Sachen macht ihm, wie den andern, der Himmel. „Sie wollen in die Werkstatt des Dichters schauen? Da müssen Sie sich schon Flügel aufspannen, um ihn zu begleiten: Bald kommen die Lieder zu mir aufs Fahrrad geflogen, bald zu mir aufs Pferd, oft in der Eisenbahn... und gelegentlich am Schreibtisch — aber immer wenn eins kommt, ist es eine Weihestunde... Warum ich dichte? Fragen Sie meine Lieder! Sie werden Ihnen sagen: ein Kommen und damit waren sie da!" Das Durchfall-Artige seiner Lyrik schildert er besonders anschaulich, wenn er von der Entstehung einer Ode berichtet: „Da hatte ich es so eilig, die Ode, die mich wie ein Sturmwind durchbrauste, niederzulegen, daß ich mir, da ich kein Papier bei mir hatte, meine Manschetten abriß..." Ahornblätter hätte er nehmen sollen.

Emil Uellenberg antwortet auf die Frage, warum er dichte, mit der Gegenfrage, warum dem Bock Hörner wüchsen. Und nur ganz Wenige haben die Rundfrage überhaupt ablehnend beantwortet, so Ricarda Huch, Wilhelm von Scholz, Hugo von Hofmannsthal, Lulu von Strauß und Torney. Münchhausen ließ dem Professor schreiben, er verbitte sich „weitere Belästigungen durch solche unsäglich kindlichen Fragen".

Da die Antworter den Heiligen Geist zum Sekretär haben, wissen sie selber natürlich nicht das Mindeste vom Rhythmischen und Musikalischen. Heinrich Vierordt „denkt an die Versform, wie gesagt, nie". Oskar Wiener kümmert sich „um die Versform noch weniger als um den Inhalt". Dem Hermann Bartel ist das alles „in der Blume des Einfalls schon geboten". Bei Lux besorgt es „die Musik des Himmels". Und so sitzen denn der Herr Professor zum Schluß da und reden, mit Zittern in der Stimme, vom Unbewußten, anstatt den angesammelten Quatsch ins Feuer zu werfen, wo der Ofen am tiefsten ist.

Gibt es etwas Alberneres als diese Grossisten der Intuition? Je unbegabter sie sind, umso mehr prahlen sie mit ihren mystischen Beziehungen. Dabei verwechseln sie offensichtlich eine ganz gemeine Produktionsnervosität mit prophetischem Bauchgrimmen. Wo käme der Heilige Geist hin, wenn er bei jedem Reim persönlich anwesend sein müßte?

Variété von Alfred Polgar

Ein Tanzpaar

Das Tanzpaar bewegt sich äußerst parallel. Gleich groß und gleich gekleidet, sind die zwei Tänzer wie ein Tänzer, durch Doppelspat gesehen. Wenn alle zwei so genau dasselbe tun, ist es, mitsammen, nicht zweimal dasselbe, sondern etwas ganz anderes, neues. Solches Wunder wirkt der Parallelismus. Er beruhigt das Auge und beunruhigt lustvoll das Gefühl. Die optische Beruhigung hat ihre tiefen Gründe, weshalb es einfacher ist, zu sagen, sie versteht sich von selbst. Die Beunruhigung des Gefühls erklärt sich dadurch, daß keinen Menschen, der ein Herz im Leibe hat, das Schicksal der Parallelen, sich erst in der Unendlichkeit schneiden zu dürfen, gleichgültig lassen kann. Gerade deshalb allerdings, weil sie einander nie ganz nahe kommen, sind sie immerzu so schön d'accord: und das gibt jener Beunruhigung des Gefühls den lustvollen Akzent.

Die Gesetze des Parallelismus gelten nicht nur in der gemeinen Raumlehre, sondern ebenso und besonders in der Geometrie der menschlichen Beziehungen. Das Vergnügen am Soldatenwesen erklärt sich, unter anderm, auch dadurch, daß es beim Militär so parallel zugeht, im gleichen Schritt und Tritt.

Bei ihren Evolutionen, die ermüdend und schweißtreibend sind, kommen die zwei Tänzer oft in die Nähe der Kulisse. Aber sie dürfen nicht hinaus. Ich fühle ihren Schmerz mit, wenn sie immer wieder umkehren müssen vor der lockenden Pforte, zurück in die Strapaze, in die Feuerlinie, in den Scheinwerfer, in den magischen Bühnenkreis, aus dem es vor durchgetanzten kontraktlichen zwanzig Minuten kein Entrinnen gibt; wenn sie immer wieder fort müssen von der rettenden Kulisse, hinter der die Ruhe ist, das Entspannen der Glieder und Mienen, das Verschnaufen und die Geborgenheit.

Reck-Turner

Reck ist das schönste Gerät, und die Riesenwelle eine eleganteste, reinste Chiffre für Paarung von Kraft und Grazie. Die Riesenwelle zeigt sehr reizvoll, wie man über den toten Punkt hinüberkommt. Das kann man gebrauchen im Leben, besonders beim Dichten und in der Liebe.

Das leise lederne Knirschen der Reckstange ist: Gesang der Elastizität. Es klingt auch wie: Seufzer der Materie; die sich unterm Griff der Menschenhand biegen und ihr gehorchen muß.

Die ersten Turner, seinerzeit, im Gefilde hoch wohnender Ahnen, waren Turner am Reck, das heißt an dessen Ur-Form, dem wagerechten Baumast.

Diese wunderbaren Reckkünstler im Variété, mit kühnsten Rouladen und Voltigen um und über die drei Stangen und zwischen ihnen durch schwingend, übertreffen die Vorfahren, vom Aesthetischen ganz zu schweigen, an Gelenkigkeit und Schnelligkeit. Dabei haben sie nicht, wie jene, einen opponierbaren Daumen am Fuß, was das Turnen sehr erleichterte.

Einer von den beiden Reck-Künstlern macht den Komiker. Seine Ungeschicklichkeit ist ein Gipfel der Geschicklichkeit. Der ernste Bruder — dem andern böse, wie man einem Kind böse ist, dem man gar nicht böse ist, sondern ganz im Gegenteil — droht dem Komischen mit dem Finger. Dieses winzige Stückchen verlegener Schauspielerei wirkt rührend. Artisten sind redliche Leute und Könner! Es macht immer den Eindruck, als schämten sie sich, wenn sie, ihre schwere Kunst zu würzen, ein bißchen Theater spielen.

Jongleur

Auf welche Stelle seines Körpers die Gummibällchen, die er in die Luft wirft, auch niederfallen ... augenblicks sitzen sie fest wie die Frucht am Ast.

Wie macht er das? Ein tiefes Geheimnis. Löst man es auf in die Elemente: natürliche Begabung, lange Übung, höchstgespannte Aufmerksamkeit, bleibt noch immer ein durchaus unerklärlicher Rest.

Es ist widernatürlich, daß der Ball, der aus ein paar Metern Höhe auf das dünne Stäbchen in Jongleurs Munde fällt, so tut, das heißt: so gar nichts mehr tut, als wäre er in ein Netz gefallen; daß er sein kräftig gereiztes Bedürfnis, davon zu springen, zu rollen, sich um viele eigene Achsen zu drehen, sofort aufgibt, sich und sein innerstes Tempo verleugnet.

Was ist es, das aus dem Leib des Jongleurs durch das Stäbchen in den Ball flitzt, ihn hypnotisiert, lähmt?

Der Meister sagt, daß er, während er auf der Bühne arbeite, nicht an seine Arbeit denke, sondern an tausenderlei andere, ferne Dinge. Da hat man das Wesen des Genies: es kümmert sich um gar nichts, überläßt alles dem Dämon, der schon macht, was zu machen ist.

Immerhin übt der Mann täglich seine fünf, sechs Stunden: Fütterung des Dämons.

Der Jongleur bewundert die Kollegen vom Reck. Er kann es sich durchaus nicht erklären, wie solche Kunst jemals zu erlernen sei. Die Kollegen vom Reck bewundern den Jongleur, und beide den Mann auf dem Drahtseil, der beide bewundert. Das Publikum findet die Darbietungen mäßig, der Direktor das Publikum zwar stupid, aber die Künstler weit überzahlt.

Schacht und Schichau von Morus

Die Hochzeitsreise des Reichsbankpräsidenten

Nach vierwöchigem Titanenkampf im Hotel George V. hat sich Doktor Schacht für achtundvierzig Stunden freigemacht, um in Berlin an der Hochzeit seiner Tochter teilzunehmen. Familienglück ist Privatsache; und wenn man darüber öffentlich ein Wort sagen darf, so ist es nur das Bedauern, daß Doktor Schacht sich im Dienste des Vaterlandes wieder so schnell den Seinen entziehen mußte. Denn da sich im Hotel George V. wenig Gelegenheit dazu bietet, wäre es immerhin nützlich, wenn der Reichsbankpräsident wenigstens am Familientisch, im Zwiegespräch mit seiner Tochter, der Führerin der heidelberger sozialistischen Studentengruppe, sich wieder daran erinnerte, daß es noch andre Ansichten gibt als die Weltanschauung des Herrn Morgan.

Die Franzosen haben aus der Hochzeitsreise des Doktor Schacht ein großes politisches Ereignis gemacht und es so dargestellt, als ob Herr Schacht wie ein preußischer Muschkot in Berlin hätte antreten müssen, um in der Wilhelmstraße Meldung zu erstatten und Befehle zu empfangen. Die Darstellung ist umso merkwürdiger, weil sie sich sonst von den Charaktereigenschaften des Herrn Schacht ein durchaus richtiges Bild machen. Der Irrtum wird wohl aus falschen Analogieschlüssen zwischen dem deutschen Reichsbankpräsidenten und seinem französischen Kollegen Moreau herrühren. Herr Emile Moreau, der Gouverneur der Banque de France, ist nicht nur nach der französischen Bankverfassung unmittelbarer Staatsbeamter, er ist auch durch seine Vergangenheit gewohnt, gouvernemental zu denken und als bescheidener Diener seines Staates aufzutreten. Herr Hjalmar Schacht fühlt sich als Staatsmann, und seine Unabhängigkeit macht vor den Ministerien der Deutschen Republik nicht Halt.

Er hat es deshalb auch nicht für nötig befunden, die berliner Regierungsstellen so auf dem Laufenden zu halten, daß sie auf die pariser Verhandlungen einen wirksamen Einfluß hätten nehmen können. Der Weg des Chiffre-Telegramms, auf dem schon größere Staatsgeheimnisse weitergeleitet worden sind als diese oder jene Redewendung des Mister Owen D. Young, erschien Herrn Schacht als zu indiskret und gefährlich. Er bevorzugte den langsameren Weg des Kuriers, mit dem Erfolg, daß man in Berlin meistens erst orientiert wurde, wenn man in Paris schon vierundzwanzig Stunden weiter war. Die Ressortminister werden daher aus der Unterredung, die ihnen der deutsche Delegierte Schacht während seines berliner Familienaufenthaltes gewährt hat, noch manches Neue erfahren haben. Sie geben sich seitdem einem schönen Optimismus hin, während gleichzeitig die pariser Berichte der deutschen Zeitungen sich immer dunkler bewölken. Man darf zwar vermuten, daß die Gewitterwolken aus demselben Wetterbureau kommen wie der blaue Himmel der Wilhelmstraße, aber vielleicht gehören solche Nuancen zu der Diplomatenkunst, mit

der man im Royal Monceau, dem Sitz der deutschen Delegation, einen besonders effektvollen Triumph vorbereitet.

Bisher freilich ist von den positiven Erfolgen des Herrn Schacht nicht allzuviel zu sehen. Am Ende des ersten Konferenzmonats haben die Amerikaner ihren Koffer aufgemacht und den Plan ausgebreitet, mit dem sie ihre Finanzmacht in Europa stabilisieren wollen. Die Franzosen, die zunächst alles unter politischem und nicht unter wirtschaftlichem Aspekt sehen, haben sich mit klarem Instinkt gegen diesen Vorstoß Morgans aufgelehnt. Die Engländer haben die Bedenken geltend gemacht, die sich aus der natürlichen Rivalität der City gegen Wallstreet ergeben. Nur die Deutschen haben bereitwillig zugestimmt, nachdem man Herrn Schacht zugesagt hatte, daß neben den andern Notenbankpräsidenten als Vertreter Deutschlands der Reichsbankpräsident obligatorisch der Leitung der von Herrn Morgan installierten internationalen Reparationsbank angehören soll. Unter dem Schlagwort „Entpolitisierung" wird von den deutschen Offiziosi plötzlich alles das verherrlicht, was man als Privatisierung und Kommerzialisierung der Reparationsschuld eben noch bitter bekämpft hat. Denn daß die Morgansche Reparationsbank in der Hauptsache dazu geschaffen wird, um die Mobilisierung der Reparationen, das heißt: die Anleihegeschäfte der Amerikaner, leichter durchzuführen, darüber besteht doch wohl kein Zweifel.

Möglicherweise glauben die deutschen Delegierten, daß sie mit diesem Entgegenkommen an Amerika sich die Unterstützung der Herren Young und Morgan beim Endspurt um die Reparationsannuitäten sichern. Aber bis jetzt ist von einer gegenseitigen Hilfe noch nichts spürbar. Die Summen, die man von Deutschland fordert, bewegen sich noch immer auf derselben Höhe, die bereits zu Beginn der Verhandlungen übereinstimmend von französischer und amerikanischer Seite genannt wurde. Und sogar von der Aufhebung des Wohlstandsindex, auf den selbst der ‚Temps', gewiß nicht ohne Instruktion, schon vor Wochen verzichten wollte, ist es merklich still geworden. Zum Bau von Triumphbögen liegt also noch herzlich wenig Anlaß vor.

Subventionen im Notjahr

Am selben Tage, an dem im Reichstag alle Parteien von links bis rechts den großen Sparstrumpf stricken, die Volkspartei Stein und Bein schwört, daß man ohne einen Pfennig neuer Steuern durch Abstriche den Etat bequem ausgleichen könne, legt der volksparteiliche Reichswirtschaftsminister Curtius dem Reichstag einen Gesetzentwurf über die Sanierung des Schichau-Unternehmens vor. Aus Haushaltsmitteln soll das Reich im neuen Etatjahr für die Schichau-Werft einen einmaligen Betrag von 14 Millionen Mark und dazu noch als laufenden Zuschuß 2 340 000 Mark zur Verfügung stellen. Für das nächste Jahr werden abermals 2,34 Millionen notwendig sein, in den folgenden Jahren wird „nach sachverständigem Gutachten" der Zuschuß des Reichs gemindert werden können.

Es ist also fast geschenkt: im Not- und Sparstrumpfjahr

1929 werden nur 16,3 Millionen Mark angefordert, alles in allem kann der Scherz das Reich außer den 18 Millionen, die es bei Schichau bereits zugesetzt hat, noch einige 20 Millionen kosten. Freilich sind das nur zwei Drittel der Gesamtkosten, das letzte Drittel soll Preußen zuschießen. Im Ganzen werden demnach fürs erste kaum 25 Millionen Mark verlangt, eine Summe, die in einem ausgesprochenen Notjahr selbstverständlich keine Rolle spielt.

Wofür die Subventionen verwandt werden sollen und wie man sich die Sanierung im Einzelnen denkt, wird nicht gesagt. Zu so weitgehenden Auskünften fühlt sich die Subventionsabteilung des Reichswirtschaftsministeriums nicht verpflichtet. Wahrscheinlich weiß sies selber nicht, und wenn sies wüßte: das Regieren würde doch gar keinen Spaß machen, wenn man nicht in den Ministerialbureaus den Industrieorganisator spielen könnte. Statt eines Sanierungsplans, wie ihn jede Bank vor der Bereitstellung so großer Mittel einfordern würde, erklärt das Reichswirtschaftsministerium nur, daß „bei der völligen Unübersehbarkeit der wirtschaftlichen Entwicklung des Unternehmens" in den nächsten Jahren noch Zuschüsse notwendig sein werden. Nette Geschäftsprinzipien.

Natürlich ist die Subventionierung der Schichau-Werft — von einer Sanierung kann man ja nach diesem Gesetzentwurf nicht reden — kein Geschäft, sondern eine nationale Tat. Zwar gehört die Schichau-Werft der schwedischen Familie Carlson, und von den vier Direktoren sind drei Ausländer. Zwar würde man die drei- bis viertausend Arbeiter, die noch bei Schichau in Elbing herumstehen, mit einigen Millionen Mark auch anderweitig unterbringen können. Aber Schichau besitzt außer der elbinger Werft auch noch eine Werftanlage in Danzig und — haben Sie noch nicht gehört? Wenn das Reich und Preußen nicht die 25 Millionen hergeben, dann kaufen morgen die Polen die danziger Schichau-Werft, und der deutsche Osten ist verloren.

Allerdings ließe sich denken, daß die Polen, heimtückisch wie sie sind, sich den Ankauf sparen und einfach auf der deutschen Schichau-Werft in Danzig ihre Kriegsflotte in Auftrag geben. Wenn sie es vorziehen würden, die Schiffe auf deutschem Boden in Elbing zu bauen, würde man es ihnen wohl auch nicht abschlagen, denn die Schichau-Werft hat Tradition: die elbinger Anlagen haben vor dem Kriege in der Hauptsache auch nur dazu gedient, russische Torpedoboote zu bauen. Aber selbst wenn die Polen noch bösartiger wären und sich in den Kopf gesetzt hätten, ihre Dreadnoughts mitten an der deutschen Küste, etwa auf dem stettiner Vulcan, bauen zu lassen, so würde morgen der Vulcan, der eben mit Staatssubventionen stillgelegt worden ist, mit Staatssubventionen wieder eröffnet werden.

Doch bei der üppigen Finanzlage des Reichs sind solche Überlegungen ohne Bedeutung. Die Subventionsgewinne, die die Schwerindustrie wittert, der Unternehmerehrgeiz der Geheimräte und die nationale Phrase sind jedenfalls die stärkeren Argumente.

Bemerkungen

An Insassen der Marmelade

Im Januar 1900 ließ die Dominikanische Republik (Mitte und Osten der Insel Haiti bilden ihr Territorium) Briefmarken herstellen, zum Werte von ¼ Centavo bis 1 Peso, die, im Steindruck der Hamilton Bank Note Company, New York, die Karte der Insel zeigten. Auf dieser Karte war das Dominikanische Gebiet erheblich zu groß, das Gebiet der Republik Haiti erheblich zu klein geraten. Wegen der Ungenauigkeit der Zeichnung legte die Regierung von Haiti Beschwerde bei der dominikanischen ein; der Satz Marken wurde daraufhin eingezogen, die Bestände wurden verbrannt. — Dies ist keine philatelistische, sondern eine philosophische Anekdote; denn, gesetzt, Haitis Protest wäre fruchtlos geblieben und die Regierung in Port-au-Prince hätte deshalb der Regierung in Santo Domingo den Krieg erklärt — wäre dieser Krieg ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg gewesen? Die Dominikaner hätten es leicht gehabt, zu versichern, sie seien angegriffen worden; aber auch die Haitianer hätten nicht gezögert, zu beweisen, daß sie sich in der Verteidigung befänden; war doch durch die herausfordernde Verzeichnung der Landkarte ihr Besitzstand immerhin in effigie verkürzt. Symbolischer Raub — dem der reale mit Notwendigkeit folgen würde. Der Krieg also: eine Abwehr; wenn ein Angriff, dann zumindest ein provozierter! (Die Locarnopakte stellen den „provozierten" Angriffskrieg dem Verteidigungskriege gleich.)

Der vor 29 Jahren glücklicherweise vermiedene Briefmarkenkrieg zwischen der Dominikanischen Republik und Haiti beweist wie die unlängst ebenso glücklich vermiedenen Kriege Bulgarien/Griechenland und Bolivien/Paraguay, daß eine Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg oder gar zwischen provoziertem und unprovoziertem Angriff wohl in der Theorie, nicht in der Praxis möglich ist und daß es die Schwäche des, wenn auch noch so bedeutsamen Kelloggpaktes bleibt, auf dieser vertrackten Unterscheidung zu beruhen — zwar nicht in seinem Wortlaut, aber seinem Sinne und seinen authentischen Kommentaren nach. Der Kelloggpakt ist ein Schlüssel, der das Tor des ewigen Friedens einstweilen nicht öffnet; gewiß! Gewiß, jede Angreiferregierung wird „Abwehr" lügen ... oder nicht einmal lügen, sondern glauben.

Wir Linkspazifisten, die englischen und die deutschen vorneweg, haben schon vor einem Jahrzehnt auf die prinzipielle Lächerlichkeit einer prinzipiellen Unterscheidung zwischen „Angriffs"- und „Verteidigungs"krieg hingewiesen; und wer uns, just uns, heut darüber aufklären und reinen Wein einschenken möchte, der kommt ganz erheblich zu spät. Aber einsehen, was der Verständige hier einsehen muß, heißt nicht, dem Fortschritt die Anerkennung versagen, der darin liegt, daß Staaten, die noch gestern mit Selbstverständlichkeit das Recht für sich in Anspruch nahmen, ihre Interessen oder ihre angebliche Ehre durch Massenmord zu verfechten, heute einander feierlich in Rechtsformen zusichern, auf den Krieg als Werkzeug nationaler Politik zu verzichten. Man ist kein naiver Hans, wenn man die Kennerskepsis nicht mitmacht, die auch vor diesem geschichtlichen Ereignis keine andre Mimik findet als die der überlegnen Augenfältchen. Rom ist nicht an Einem Tage gebaut worden; hier ist ein Anfang; sind unter den Partnern des Pakts Heuchler, so würden wirs immerhin mit einer Heuchelei zu tun haben, zu der sich noch vor wenigen Jahren kein Staatsmann verpflichtet gefühlt hätte; das Wort des Franzosen bleibt wahr: daß die Heuchelei die Verbeu-

gung ist, die das Laster vor der Tugend macht. Nur mehr, mehr, mehr solcher Verbeugungen!

Eine unerhört sympathische Verbeugung machte, zum Beispiel, der Erziehungsminister Frankreichs. Er verordnete, daß der Text des Kelloggpakts in allen Elementarschulen vorgelesen und erklärt werde. Fünfundzwanzigtausend Exemplare gelangten zu diesem Zwecke zur Verteilung. Rüstet Frankreich ab? Nein. An den Schulen den Pakt lehren und abrüsten wäre das Richtige; aber wird nicht abgerüstet, dann ist den Pakt lehren und nicht abrüsten besser als: weder den Pakt lehren noch abrüsten. Lieber Evolution als nicht einmal sie!

Übrigens sollte der Revolutionär doch auch bedenken: Bricht trotz des Pakts der Krieg aus (von beiden Seiten natürlich „Verteidigungskrieg"), dann wird das für die Bourgeoisie der beteiligten Länder, und nicht der beteiligten bloß, eine in den Augen der Massen ungleich größere und objektiv gefährlichere Blamage sein, als es je vor dem Pakt eine war. Ein Regime, das den Frieden feierlich gelobt hat und den Krieg macht, ist kompromittiert — selbst bei schlichtesten Menschen. „Der Kapitalismus schafft es nicht", urteilen die. So wird der Kriegsächtungspakt, gerade falls er, wie wir fürchten, nicht stichhält, zum Instrument der Revolutionierung; er muß von den Revolutionären nur richtig gehandhabt werden. Um eine etwas komplizierte Maschine zu bedienen, darf man freilich kein Tölpel sein.

Kurt Hiller

Stern und Wagen

Der General de Saint-Just hat einen Alarmschrei ausgestoßen, der den übelwollenden Abgeordneten zum Trotz im ganzen Lande vernommen werden muß.

Auf allgemeines Verlangen hatte Herr Paul-Boncour seinen glänzenden Monolog wieder rezitiert, mit dem er seit Jahren die lebhaftesten Erfolge erzielt. Nachdem er bestätigt hatte, daß die Zeit der Reden vergangen und der Augenblick des Handelns gekommen sei und daß es sich just darum handle, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen, verkündete er, es sei sein brennender Wunsch, „den Wagen des Friedens an den blendenden Stern des unsterblichen Frankreich anzuketten"... Diese kühne Auffassung wird endlich den alten Wagen, dieses abgedroschene Gefährt parlamentarischer Beredsamkeit, aus dem Bereiche der Ausbrüche des Vulkans bringen, auf dem er seit seiner Herstellung herumgegondelt. Ich vermute, daß das Projekt Paul-Boncour einer Kommission überwiesen wird...

Dieses Bild, das den ehrwürdigsten militärischen Traditionen widerspricht (werden Sterne nicht reglementarisch hergestellt, um an die Kleider der Generale angeheftet zu werden?), hatte den tapfern General de Saint-Just schon sehr erhitzt. Überdies hatte er den Schmerz, den Kriegsminister zur Tribüne steigen zu sehen, der dort in einem jener Anfälle von Zerstreutheit, die ihn so oft befallen, erklärte, er sei ein leidenschaftlicher Freund des Friedens.

Da erhob der brave General de Saint-Just seine Hände zum Himmel mit einer verzweiflungsvollen Gebärde, und mit Grabes- und Prophetenstimme rief er: „Frankreich ist das einzige Land, das abgerüstet hat. Wir haben keine Armee mehr! Wir haben keine Armee mehr!"

Das war nicht sehr höflich, und leider war es auch die Wahrheit

Der tapfere General de Saint-Just ist von jener Art der Entmutigung befallen, die man den Pessimismus der Pensionierten nennen könnte. Ein durchgefallener Abgeordneter wird Ihnen sagen: „Es gibt kein Parlament mehr... Man muß an unsern Institutionen verzweifeln"... Ein entlassener Unterpräfekt wird den Tiefstand der Verwaltung

beklagen ... Seit Herr Klotz nicht mehr Ehrenfinanzminister ist, teilt er mit Bitterkeit Untersuchungsrichtern und Psychiatern seiner Umgebung mit: „Es gibt keinen Kredit mehr in Frankreich" ... Und so ergeht es dem tapfern General, der in die Mitte einfacher Abgeordneter geraten ist, das heißt einer Mannschaft, wo ihm nicht einmal das Recht zugestanden wird, jemand erschießen zu lassen, und der verzweifelnd ausruft: „Wir haben keine Armee mehr!"

Aber nein, Herr General, wir haben immer noch eine Armee. Eine Armee in einem Lande, das ist der Luxus der Armen, der Stolz der Bescheidenen. Die Armee sichert ihre Armut, hält sie geknechtet in ihrer Bescheidenheit. Wir werden immer Arme unter uns haben, dies sind die Worte der Heiligen Schrift, folglich werden wir auch stets Militär haben.

Wir werden eine Armee haben, solange wir erzittern beim Klang der Trommeln, beim Lärm der Fanfaren und bei der Lüge der meuchelnden Worte.

Wir werden eine Armee haben, solange uns Kalbsfelle, Messing und Galonen bleiben, Redner zum reden, und Dummköpfe zum zuhören. Nun wird es gleichfalls stets Dummköpfe unter uns geben.

Hüten Sie sich, Herr General, einen unbändigen Stolz in uns wachzurufen durch Ihre Erklärung, Frankreich hätte sich, der Weltzivilisation um Jahrhunderte voraus, stark und stolz genug gefühlt, um seine Armee abzuschaffen.

Unsre Enttäuschung wäre nachher zu groß, wenn wir bei Ausbruch des nächsten letzten Krieges den Kommandanten Paul-Boncour erklären hörten, man müsse den Stern des Ruhmes an den Wagen des ewigen Frankreich anheften.

Denn dies ist ein Gefährt, das auf seinem Wege schon zuviel Unheil angerichtet hat.

Georges de la Fouchardière
L'Oeuvre vom 4. März

Ein Kind im Reichstag

Als wir durch die Drehtür durch waren, stand da ein sehr großer Mann mit einer bunten Soldatenmütze, der war böse zu uns, und ich dachte, er müßte einen Orden umhaben, er hatte aber keinen um. Er sagte, hier dürften wir nicht ablegen, das sei bloß für die Minister. Da legten wir eben oben ab. Die Treppen waren mit dicken, großen Teppichen belegt, und darauf stand ganz durcheinandergeschnörkelt D R, das war das Monogramm. Die Stufen waren so niedrig, daß man immer zwei nehmen wollte, aber es gingen viele Männer in schwarzen Anzügen mit uns herauf, und die nahmen immer bloß eine, das sah sehr feierlich aus. Die Treppen und die Gänge waren alle viel zu breit und sahen an der Decke aus wie Kloster Chorin. Auf den Geländern saßen meistens dicke Frauen aus Marmor, die hielten einen Schleier hoch, und daneben standen Garderobenständer, die sahen so aus, als ob im Mittelalter die Ritter dahinter vorgeschossen hätten. Wir kamen in ein großes Zimmer, da durften wir bloß aus Versehen rein, da wird beraten, wieviel Geld das Land ausgeben darf. An der Wand war eine große Schlacht gemalt mit Bismarck und Kaiser Wilhelm, und daneben hing eine große Landkarte Ostpreußen einst und jetzt. Als wir wieder auf den Gang kamen, klingelte es, und viele Männer mit einer Mappe unterm Arm kamen gegangen. Wir kamen in einen großen Saal, das war der Wandelgang, da wurde gewandelt, aber es standen viele Marmorsäulen im Weg, wie beim Brandenburger Tor, wo die Autos so schlecht durchkönnen. Über einer Tür hing eine große schwarzrotgoldne Fahne, und davor stand das Denkmal Kaiser Wilhelms des Ersten. Das ist zu schwer zum Wegtransportieren, sagt Vater, und deswegen müssen die Abgeordneten alle drum rum wandeln. Neben dem Denkmal

standen große Schalen, da konnte man die Zigaretten drin ausdrücken. Die Lampen waren an den Schwänzen von Adlern aus Bronze befestigt, und in dem Restaurant, wo wir auch hineinkamen, war ein großer Adler an die Decke gemalt, und der Kronleuchter war an seinem Hals. Hier aßen viele Lehrer Mittag, mit Servietten vorgebunden. Manche hatten einen Bart. Das Büfett war in eine kleine Burg aus Holz eingebaut, mit Türmchen und Schießscharten. Als es klingelte, gingen wir in einen großen Saal, da war es wie in einem Konzert, bloß lauter. Den größten Stuhl mit Mustern aus Holz auf der Lehne hatte ein alter Mann; der durfte aber nichts reden, sondern bloß klingeln, und davor stand ein dicker Mann mit einer Uhrkette, der hatte die Hände in den Hosentaschen und redete vom Geld. Die Leute, die im Parkett saßen, durften dazwischenreden, das war sehr unhöflich, der dicke Mann mußte dann schreien, damit er zu verstehen war, und hinterher trank er Wasser. Nebenan saß ein Mann mit einer blauen Brille und einer kleinen Unterlippe, der sah aus wie unser Deutschlehrer, wenn er Religion gibt, aber es war der Reichskanzler. Neben ihm saßen die Minister, die hatten hinten auf der Lehne einen schwarzen Adler. Plötzlich beugte sich der eine Minister zu dem Reichskanzler und sagte was zu ihm, und ich dachte, ob das wohl morgen in der Zeitung steht. Der dicke Mann auf dem Pult schrie, es wäre eine ernste Stunde, aber die Leute im Parkett schrieben alle auf Papier, und manche gingen auch raus. Der dicke Mann sagte, man muß sparsam sein, da dachte ich, nun könnten wir auch bald gehen, und wir gingen auch. Unten stand wieder der Mann in Uniform und sah uns böse an, aber ich nahm meine Mütze nicht ab, weil ich dachte, hier komme ich doch nicht noch mal her.

Charles Movie

Razzia

Morgens vier Uhr im münchner Hauptbahnhof. Der Tag hat grade die Augen aufgetan, die Putzfrauen verlassen mit Eimern und Bürsten soeben die beiden Säle, die Hälfte der elektrischen Lampen ist ausgedreht, viele müde Köpfe liegen noch schlafend auf den langen Tischen.

Plötzlich — Stille, Pause, Änderung — ein orientierendes Geflüster rauscht von Tisch zu Tisch, an einigen Tischen des zweiten Saales erheben sich einige der „femmes de la rue", die schon längst begriffen haben, welche Pfeife da pfeift, raffen blitzschnell ihren Kram zusammen, lassen das bezahlte Essen, über das sie sich soeben erst mit großem Hunger neigten, voller Wut und Trauer stehen und entweichen durch die noch nicht umzingelten Türen.

Die Beamten der Razzia beweisen keinerlei Fanatismus, ihr vor dem Bahnhof stehendes Lastauto zu füllen. Die Türen des zweiten Saales stehen sperrangelweit offen, wer fliehen will, kann es tun. Nur diejenigen, die ruhig sitzen bleiben auf ihren Stühlen, müssen das Recht ihrer Gelassenheit einwandfrei nachweisen.

An meinem Tisch sitzt ein Herr, der nicht grade bürgerlich aussieht, ein bißchen exzentrisch. Er liest in einem englischen Buch. Eine große, weiße, schöne Treibhausnelke blüht im Knopfloch seines Rockes. Im rechten Auge steckt ein blaßblaues Monocle. Die Beamten betrachten ihn eine Sekunde länger als die anderen, gehen jedoch dann vorüber — bis auf den letzten. Lautlos wie ein Leisetreter, hämisch wie ein Machtbefugter, zähe wie ein Pflichtbesessener tritt dieser hinter den Rücken des Herrn mit Nelke und Monocle, zückt einen photographieüberklebten Ausweis, sagt scharf und hastig: „Kriminalpolizei!"

Wenn er nun geglaubt hat, den Herrn mit diesem einzigen Wort zusammenklappen zu können wie ein Kartenhaus, so sieht

er sich blamabel betrogen. Der Herr dreht den Kopf über die Schulter, sein blaßblaues Monocle erhöht den Zorn des Beamten: „Wenig erfreut!"

Dialog:

„Haben Sie einen Paß?"

„Bitte."

„Haben Sie eine Eisenbahnfahrkarte?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Wozu?"

„Sie müssen aber doch eine haben!"

„Wieso? Ich fahre um acht Uhr mit dem Flugzeug ab."

„Haben Sie eine Bescheinigung?"

„Nein, die hole ich mir vorher, um sieben Uhr!"

„Das kann jeder sagen!"

„Wahrscheinlich fällt es nicht jedem ein!"

„Wissen Sie denn nicht, daß der Aufenthalt im Wartesaal nur mit Fahrkarte erlaubt ist?"

„Wer hat das bestimmt?"

„Die Bahnpolizei!"

„Ich denke, Sie sind von der Kriminalpolizei?"

„Bin ich auch!"

„Da haben Sie doch nur die Pässe zu prüfen, sonst nichts!"

„Über meine Vorschriften brauche ich mich ja mit Ihnen nicht zu streiten?"

„Habe ich Sie vielleicht zum Gespräch aufgefordert?"

Allgemeines Lächeln. Der Beamte entschließt sich zur Flucht. Der Herr redet ihn aber noch einmal an.

„Darf ich nicht auch einmal fragen?"

„Wenn es schnell geht."

„Bis jetzt schien es Ihnen nicht eilig zu sein!"

„Bitte!!"

„Das hier ist doch ein Restaurant, nicht wahr?"

„Allerdings!"

„Sehen Sie da vorne die Türen? Alle Türen stehen weit offen. Einladung zum Eintritt. Kein Beamter und kein Schild: Eintritt verboten! Woher soll man also wissen, daß man sich hier nicht aufhalten darf, sagen Sie mir das bitte!"

„Ja — — eigentlich haben Sie ja Recht, Nachlässigkeit der Bahnpolizei, muß Schilder anbringen!"

„Vielleicht sind Sie so freundlich, das der Bahnpolizei auszurichten, nicht wahr!"

Dem Beamten fällt nichts mehr ein, die Logik des Herrn erschlug seine Paragraphen, stumm wendet er sich hinweg, das blaßblaue Monocle, die geschickten Worte und das Lächeln der Umsitzenden war nicht mehr zu ertragen.

Mit ihm ist der unheilvolle Schatten aus den nun ganz hell gewordenen Räumen gewichen. Das Bier strömt wieder aus den Hähnen, die Lieder steigen wieder aus den Kehlen, Gabeln, Messer und Löffel vollführen wieder ihr klirrendes Konzert, die Kellner flitzen, alles nachholend, wieselhaft umher; langsam, scheu, mit vorsichtig umherblickenden Augen nähern sich die entflohenen „femmes de la rue" wieder ihren Tischen und beendigen ihre unterbrochene Mahlzeit, insofern sie von den Kellnern in der Zwischenzeit

nicht hinweggeräumt worden ist. Durch die offenen Türen pfeifen die Sirenen der ersten Eisenbahnzüge. *Hermann Linden*

Die Not der jungen Tänzer

Überall und immer gingen und gehen Kunstwerke und Künstler zugrunde. Mögen auch Außenseiter hier treuherzig an die rettende Bestimmung glauben — wer innerhalb der Kunstwelt steht, der weiß, daß ihre Werte im Kampf untergehen können wie alle andern. Es gibt sogar einen ganzen Kunstzweig, der notorisch dem Untergang ausgeliefert ist.

Der junge Kunsttanz steht, nachdem er endlich angefangen hat, sich aus dem Nebel diverser Ideologien und Schulrichtungen herauszukristallisieren, ratlos da. Er ist obdachlos, er ist ein Fremder, der sich nicht ausweisen kann. Ein Dichter hat die mannigfaltigsten Sprungbretter, Zeitschriften allen Formats, aller Niveaus. Der bildende Künstler kann sich einen Platz in den häufigen Kunstausstellungen dieser oder jener Schattierung erringen. Für den Dramatiker existiert die Sprechbühne. Wo aber findet der Tänzer seine Stätte?

Das Ballett der Opernbühne nivelliert das Menschenmaterial, um es der Idee eines Leiters unterzuordnen. Das Persönliche wie das Unpersönliche wird gleicherweise zur Assimilation gezwungen. Kabarett, Kino und Revue verlangen sensationelle Wirkungen und sind dem Wesen des eigentlichen Tanzes fremd und feindlich. Solche Betätigungen erlauben dem Tänzer zu leben, nicht aber dem Tanz.

Wer tanzt heute öffentlich? Derjenige, der es sich leisten kann. Und die es sich leisten können, sind meistens dazu berufen, die Tanzbewegung zu diskreditieren, das Publikum grade in dem Augenblick unmutig zu machen, wo es gewonnen werden soll. Die Agenturen stehen nur den Prominenten zur Verfügung, und deshalb sieht es heute beinahe so aus, als ob wir nur drei oder vier wirkliche Tänzer hätten und keinen ernstzunehmenden tänzerischen Nachwuchs. Das Publikum ist an der Tanzbewegung bald irre geworden. Und das, obwohl klare und eigentümliche Begabungen vorhanden sind. Die junge Tänzergeneration ist der neuartigen schwierigen Situation praktisch und materiell nicht gewachsen. Das ist der Grund, warum die Bewegung zu stocken scheint.

Als der erste Nachwuchs in die Welt hinausgeschleudert wurde, stellte sich heraus, daß die tänzerische Erziehung in der Schule nicht grade verantwortungsvoll gehandhabt worden war. Es fehlte jede Rücksicht auf das weitere Fortkommen der Schüler. Der Markt wurde überschwemmt von jungen Kräften, die sich wirtschaftlich nicht anders zu helfen wußten als durch Lehrbetätigung. Die einzige Schule, in der man mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen versucht, ist die „Schule für den Bühnentanz" von Terpis. Aber andrerseits soll man den wenigen wirklichen Persönlichkeiten, auf die es doch am meisten ankommt, die Möglichkeit zu verschaffen suchen, auch ihre persönliche Kunst zur Geltung zu bringen. Diese Aufgabe fällt offiziell nicht den Schulen zu. Man muß bedenken, daß die begabtesten Kinder nicht immer die bravsten sind, oft von ihrer Ziehmutter abspringen oder von ihr ausgestoßen werden. Sollen diese lose in der Welt herumirrenden Begabungen von den Provinztheatern und Kabaretts verschlungen, wieder ausgespien, herumgetrieben werden, bis sie ermatten und verzweifeln?

Sollte es nicht möglich sein, einen Verband zu schaffen, der, sich selber tragend, regelmäßige Aufführungen veranstaltete, wie es beispielsweise die Vereinigung „Junge Bühne" getan hat. Jede Hilfe, moralische oder organisatorische, seitens erfahrener und bewährter Persönlichkeiten kann der Jugend selbstverständlich willkommen sein, insofern sie nicht das Odium einer bestimmten Richtung mit sich bringt. Auf

alle Fälle sollten die jungen Tänzer aller Richtungen und Schulen, mit oder ohne fremde Hilfe, sich vereinigen, um den Anschluß an die Welt zu erreichen.

Alexander Levitân

München 1929

München, 8. März. Die Palastdame Exzellenz Gräfin Franziska Maria Anna Adelheid Karoline von Soden in München, geb. Freiin von Aretin, Ehrendame des bayerischen Theresienordens und des souveränen Malteserritterordens, die Witwe des 1922 gestorbenen früheren Reichsrats und Staatsministers des Innern Doktor Maximilian Grafen von Soden-Fraunhofen und Mutter des Oberregierungsrats bei der Münchner Polizeidirektion August Grafen von Soden-Fraunhofen und des Kabinettschefs des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, Joseph Maria Grafen von Soden-Fraunhofen, feiert den 80. Geburtstag. *Fränkischer Kurier*

Ein Sexualreformator

Im letzten ‚Türmer'-Heft tobt eine heftige Diskussion für und wider Lindsey. Es hagelt Vorschläge. Ein extrem praktischer Herr namens Doktor Bodinus aus Bielefeld beantwortet die Frage, ob der geistig arbeitende Student bis zum fünfundzwanzigsten Jahre ohne schwere Kämpfe in sexualibus absolut enthaltsam leben könne, mit einem strikten Ja, wenn folgende Regeln befolgt würden:

1. Mach dich frei vom Tabak in allen Formen
2. Mach dich frei vom Alkohol in allen Formen.
3. Mach dich frei vom Fleischgenuß in allen Formen.
4. Arbeite in den Ferien dich körperlich aus als Landarbeiter.

Dann heißt es wörtlich:

„Iß morgens und abends deine rohen Haferflocken mit Milch und Rübenkraut und des Mittags Pellkartoffeln mit Salat und Gemüse und dann noch etwas Obst — und du und Deutschland werden genesen — genesen von der Stickluft und der Schwüle, die heute weiteste Kreise der jungen Studenten in furchtbare Fesseln schlägt!"

Nachdem Doktor Bodinus dann seinen mit Milch und Pellkartoffeln großgezogenen Studenten die Bibel ans Herz gelegt hat, schließt er wie folgt:

„Und dann noch etwas: Du, Vater Staat: Gib uns endlich das gute deutsche Bodenrecht wieder und laß die Arbeitslosen kleine Häuschen bauen, damit die Studenten, die ernst ihre Studien vollenden, auch sofort von dir ein Nest bekommen, um dann sich einer ernsten Familiengründung hinzugeben. Dann wachsen Akademikerkinder wieder in Hülle und Fülle auf im Garten, im Sandhaufen zum Wohle Deutschlands und unseres Planeten."

Wieder ein Beweis dafür, daß man seine sinnlichen Triebe nicht zu lange verdrängen soll. Sie steigen zu Kopf.

Gattamelata

Liebe Weltbühne!

Auf einer Gesellschaft erzählt ein alter Major: „Neulich bemerkt mein Junge auf einer Fahrradtour von Berlin nach Potsdam vor sich auf der Landstraße einen Wagen, den er natürlich sofort als die Karosse Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin X. erkennt. Mein Junge, nicht faul, rast wie ein Wilder, um den Wagen einzuholen, und als ihm das gelungen ist, fährt er mit hängender Zunge dicht hinterher. Nach einer Viertelstunde ungefähr dreht Ihre Durchlaucht, die Prinzessin, sich um und sagt: ‚Na, Junge, kannst Du noch?' Sehen Sie, da hat der Junge doch was fürs ganze Leben!"

Antworten

W. G. in Bottrop. Sie schreiben uns zu Kurt Hillers „Rede vor roten Studenten" ganz in seinem Sinn: „Kann das Proletariat wirklich warten, bis ein alles verheerender Krieg beginnt? Die Frage stellen, heißt sie verneinen." Und nun schlagen Sie als Mittel zur Ballung der roten Kräfte, ohne Krieg und ohne Revolution, das „Ausschreiben des Amtes eines Diktators" vor; Bestellung eines Diktators auf gut demokratischem Wege, durch allgemeine geheime Wahl. Sie haben das Vertrauen, daß „eine linke Persönlichkeit zu diktatorischen Befugnissen käme" und daß diese Persönlichkeit dann „mit ein paar handfesten Mitarbeitern" alle jene außen-, innen-, wirtschafts- und kulturpolitischen Forderungen erfüllen werde, für die „die besten Köpfe der Linksbewegung" sich seit langem einsetzen. — Zu lächeln wäre hier billig. Zwischen den feindlichen Prinzipien Diktatur und Demokratie stellt die Wahldiktatur immerhin eine verhältnismäßig originelle Zwischenstufe dar. Die Murrer von rechts hätten, was sie begehren: den Diktator; die Demokraten den Stimmzettel; wir linken Murrer die Verwirklichung unseres sachlichen Programms — — — wenn, ja, wenn es eine Garantie gäbe, daß die Mehrheit der Nation sich für den linken Kandidaten entscheidet! Im Lenz 1925 wählte sie, das wissen Sie, den heute amtierenden Reichspräsidenten. Gewiß, damals fehlte ein linker Gegenkandidat von Profil. Aber würde bei der Wahl Ihres Diktators einer vorhanden sein? Würde die Linke, sonst so zerrissen, just in dieser Personenfrage sich einigen? Wir fürchten, der allen Beteiligten genehme Kompromißkandidat zwischen Thomas Mann und Thälmann würde sich nur schwer ermitteln lassen.

Hans Beckers. Sie haben bei Oldenburg in Leipzig eine Broschüre erscheinen lassen: „Wie ich zum Tode verurteilt wurde", nämlich mit Köbes und Reichspietsch zusammen, die dann von der Marineleitung ermordet worden sind — das war weder ein Gerichtsurteil noch sonst etwas Juristisches. Der Kriegsgerichtsrat Dobring, den Ignaz Wrobel in der Vorrede zu ihrem Büchlein charakterisiert hat, ist heute noch in republikanischen Diensten, wahrscheinlich als Traditionsrichter. Sie aber, Ex-Matrose Beckers, schlagen vor, die Republik solle von der Pension des Herrn Scheer, seines Zeichens Admiral, die Hinterbliebenen von Köbes und Reichpietsch entschädigen. Eher aber ruft sie den 9. November zum Nationalfeiertag aus, eher verjagt sie die Richter, die den Vorwurf durchgehen lassen, dieses Reich sei auf Verrat und Meuterei aufgebaut. Denn die Republikaner haben nur eine Angst: nicht für so national gehalten zu werden wie die Rechtsparteien. Bald wird deren Tadel keinen Anlaß mehr finden ...

Lehrer aus Erfurt. Sie möchten gern manchmal über Sonntag ins Grüne machen, aber das preußische Landrecht von 1794 billigt Ihnen kein Weekend zu. Der Schulrat hat Veranlassung, Sie an Ihre „Residenzpflicht" zu mahnen: „Heiligenstadt, den 4. Juli 1928. An alle Schulen des Schulaufsichtskreises Heiligenstadt. Residenzpflicht der Lehrer und Lehrerinnen. Ich habe Veranlassung, auf die Residenzpflicht der Lehrer und Lehrerinnen, der Hilfslehrer und Hilfslehrerinnen besonders aufmerksam zu machen. Die Lehrer und Lehrerinnen dürfen nach dem allgemeinen Landrecht ihren Wohnort (über Nacht) nicht ohne Genehmigung der vorgesetzten Behörde verlassen. Die Herren Schulleiter der zwei- und mehrklassigen Schulen haben mir über die Verletzung der Residenzpflicht der Lehrer und Lehrerinnen usw. zu berichten. Der Schulrat." Sie brauchen Erholung nach sechs Tagen Schulstubendienst? Nun, zu Hause, wo der Schulrat wohnt, ist auch gute Luft!

Russischer Matrose. Sie glaubten bis jetzt, den Bemühungen Ihrer Kameraden vom Eisbrecher Krassin sei die Rettung der Nobile-Gruppe zu danken? Lassen Sie sich einmal aus dem Katholischen ins Russische übersetzen, was unter dem Titel: „Wem verdankt die Nobile-Gruppe ihre Rettung?" im ‚Katholischen Sonntagsblatt' vom 10. März steht: „Durch P. Gianfranceschi, der als Kaplan des Generals Nobile bei der Nordpol-Expedition weilte, erfahren wir, daß man die Rettung der überlebenden Mannschaft der Fürbitte der hl. Theresia vom Kinde Jesu zu verdanken habe. Am 8. Juli, als die Not aufs höchste stieg, begann man eine dreitägige Andacht zu ihr. Am dritten Tag schon nahte die Hilfe und am zwölften waren alle Verlassenen auf dem Dampfer Krassin in Sicherheit." Wie ungerecht es im Himmel und auf Erden zugeht! Die heilige Therese, die bloß die Anregung gegeben hat, wird gefeiert, und die Krassinleute, die doch schließlich die Hauptarbeit gehabt haben, gehen leer aus. Und, so darf man wohl fragen, warum bedient sich die Heilige ausgerechnet der Ungläubigen für ihr frommes Werk? Immerhin, den Tip mit der dreitägigen Andacht sollte man sich merken.

Schüler. Vor zwanzig Jahren waren die Lehrer Schreckgestalten aus einem Guß. Heute lesen sie Eduard Spranger, die Fachzeitschriften sind voll von „schulischer Einfühlsamkeit" und „Schöpfertum des Jungmenschen" und „pädologischer Seelsorge", und wenn es ernst wird, sind sie die Stehkragengreise von früher. Ein einigermaßen moderner Lehrer sollte, selbst wenn die Jungens einmal über die Stränge schlagen, weniger den Polizisten als den Samariter spielen, wieviel mehr, wenn sie ehrlich und vernünftig ihre Meinung sagen. Da gibt der Sozialistische Schülerbund eine kleine Zeitschrift ‚Der Schulkampf' heraus, die ungewöhnlich vernünftig und zweckmäßig gemacht ist. Der ‚Schulkampf' brachte in Heft 3 eine Resolution der berliner Mommsenprimaner, in der sie sich in völlig einwandfreier Form dagegen verwehren, daß ihnen der Schularzt einen einstündigen Vortrag über das Sexualproblem halte, nachdem die Schule zwölf Jahre lang im Unterricht peinlichst die Behandlung solcher Dinge vermieden habe. Weiter bringt das Heft ein paar Anekdoten über die Lehrtätigkeit eines Oberlehrers derselben Anstalt, skandalöse Dinge, die für jeden, der sich seiner Schulzeit zu erinnern weiß, den Stempel der Echtheit tragen. An derselben Schule bekamen die Abiturienten als Aufsatzthema: „Invictis victi victuri!", und der Direktor stellte einen Nachttopf im Prüfraum auf, damit die Prüflinge nicht draußen Verrat trieben. Daß solche Dinge öffentlich angeprangert werden, ist der selbstverständliche und wichtige Zweck einer Schülerzeitschrift. Nur so wird die Abwehr möglich, die sich der einzelne Schüler nicht leisten darf, und ein Schuldirektor, aus dessen Anstalt solches berichtet wird, hat die Pflicht, sich sehr ausführlich zu rechtfertigen. Stattdessen hat der Mann die Stirn, sich auf die Hinterbeine zu stellen und den Belagerungszustand zu verhängen: Er sagt die Abiturientenfeier ab und verweigert den Prüflingen die Abgangszeugnisse! Er ist zu fein, sich zu verteidigen. Er ist nur seiner Behörde Rechenschaft schuldig. Wir hoffen, der tapfere ‚Schulkampf' wird Sieger bleiben und seine Reinigungsaktion fortsetzen. Er kann eine wichtige Waffe sein gegen den unverständigen Hochmut empfindlicher Schulfeldwebel, denen ihr studentischer Ehrenkomment wichtiger ist als das Wohl ihrer Schutzbefohlenen. Schüler sind keine Engel und keine vollkommenen Menschen, — aber deswegen ist der Mann ja angestellt! (Der ‚Schulkampf' ist zu beziehen Berlin-Neukölln, Pannierstraße 21. Am 20. März um 8½ Uhr abends, veranstaltet der Sozialistische Schülerbund im Werner-Siemens-Gymnasium, Hohenstaufenstraße 47 [UBahn: Viktoria-Luise-Platz] eine Kundgebung

gegen Abitur, Zensuren und Prüfungen; in der Diskussion sprechen unter andern Arnold Zweig, Leo Lania und Kurt Hiller.)

Mannheimer. Am 27. März spricht Kurt Tucholsky im Apollosaal um 8 Uhr über Frankreich.

Italiener. Wo er recht hat, hat er recht. Euer Mussolini hat die Kriegsfilme für ganz Italien verboten. „In diesen Filmen finden sich manchmal todesdüstere Szenen, die auf das Publikum sehr peinlich wirken und seinen patriotischen Geist niederdrücken, insbesondere wirken sie so auf Frauen und junge Leute... In andern Szenen wieder sieht man humoristische Szenen, die sich nicht mit der militärischen Disziplin vertragen." Bravo! Denn wohin kämen wir, wenn die zukünftigen Soldatenhämmel ihr Schicksal auch wirklich vor Augen sähen! Der Krieg ist eine schöne Sache, das Vaterland auch, der Ruhm auch. Aber so genau wollen wir es gar nicht wissen, und es genügt völlig, die Fahnen herauszuhängen und „Giovinezza!" zu brüllen. Wie der Krieg wirklich aussieht, daß er mitunter — Signorina, gehn Sie bitte einmal hinaus! — peinlich wirkt... das braucht ihr noch nicht zu wissen, das bekommt ihr erst in der nächsten Klasse. Ihr erfahrt es immer noch früh genug, wenn ihr nach Luft röchelnd am Boden liegt.

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich Mittwoch, den 20. März, abends 8 Uhr, im Stadtcafé, Am Postplatz, 1. Etage.

Wiener Weltbühnenleser treffen sich jeden zweiten und vierten Montag im Schwedencafé, Schwedenplatz, erster Stock. Erste Zusammenkunft am 25. März um 8 Uhr.

Stuttgarter Weltbühnenleser treffen sich am 22. März, 8 Uhr abends, im Café Fürstenhof, 2. Stock, Nebenlokal. Thema des Abends: „Die Krankheit der deutschen Linken — das Führerproblem"

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Das Grab des bekannten Soldaten

von Carl v. Ossietzky

In der französischen Kammer war neulich große Aufregung, weil in rheinischen Kasernen während der großen Kälteperiode zwei- bis dreihundert Soldaten infolge schlechter Unterbringung elendiglich zugrunde gegangen sind. Eine traurige Tatsache, die sehr gegen die Wachsamkeit des ausgezeichneten Mathematikprofessors Painlevé spricht, aber auch gegen gewisse deutsche Propagandisten, die es so darstellen, als ob jeder kleine Poilu am Rhein ein Paschadasein führte. Schon die verruchte „schwarze Schmach" wurde vornehmlich von armen verprügelten Teufeln repräsentiert.

Hell flammte die Empörung in Frankreich auf, um ebenso schnell in Nationaltrauer umzuschwenken, nicht um die zweihundertfünfzig am Frosttod Dahingegangenen, sondern um den großen Marschall. Der Sieger der größten Schlacht aller Zeiten, der Schlacht von den belgischen Dünen bis zu den lothringischen Tannen, Ferdinand Foch, liegt mit feierlichem Pomp gebahrt am Triumphbogen, der große Soldat neben dem kleinen, das Idol neben dem Symbol. Der Berühmte, nahe den Achtzig, ehrengesättigt, langsam verdämmert, und der Andre, der aus einem namenlosen Leben frühzeitig in eine namenlose Unsterblichkeit hinübergehen mußte. Wenn sich ein Dichter fände, der das nächtliche Geflüster dieser beiden Seelen erlauschte! What price glory? Der unbekannte Soldat kann mehr darüber erzählen als sein bekannter Chef.

*

Das zu sagen, ist berechtigt, wer den Krieg über alles verabscheut. Wer, wie die deutschen Nationalisten, ihn heiß bejaht, darf den Marschall weder lästern noch verkleinern, nur weil er schließlich die deutschen Feldherrn besiegt hat. Es ist ein törichter Einwand zu sagen, Foch hätte einfach „Glück" gehabt. Bei allen großen Kriegsherrn der Geschichte war der Glaube an ihr Glück ein nicht unbeträchtlicher Teil vom Geheimnis ihrer Erfolge; erst wenn sie ihren Stern sinken fühlten, sanken sie selbst und verloren die Fähigkeit, zu fascinieren und mitzureißen. Es gibt keinen bedeutenden Militärtheoretiker, der nicht dem Kriegsglück eine beachtliche Bedeutung zuwiese. Die französische Revolution köpfte ihre unglücklichen Generale und belebte damit stark die moralischen Potenzen der Truppenführer, die auf ihrer Degenspitze das Schicksal Frankreichs trugen, und Friedrich der Große hatte eine fast abergläubische Angst vor Offizieren, die nicht „Fortune" hatten. Der Glaube an den Stern ist gradezu die seelische Voraussetzung dieses absurden Berufes. Wer ihn nicht hat, mag seine Uniform noch so martialisch tragen: er ist der geborene Zivilist.

Noch törichter ist bei Militaristen der Einwurf, Foch wäre ein „Blutsäufer" gewesen. Als ob unsre Generale ausschließlich Limonade verschüttet hätten! Es gibt zum Beispiel einen

General, der bei Ypern kommandiert hat und dem vornehmlich die Schuld zufällt, daß bei uns die Jahrgänge 1893 bis 1897 so dünn vertreten sind. Foch hatte die Besessenheit seines Berufes; er glaubte an den Angriffselan als Radikallösung für alles. Im entscheidenden Augenblick konnte er, der berühmte Theoretiker und alte Lehrer der Kriegskunst, sich merkwürdig primitiv ausdrücken. Jean de Pierrefeu schildert in seinem „Plutarch hat gelogen", dieser glänzenden Satire auf die Strategie, wie Foch im März 1918 vor dem Interalliierten Rat von Doullens, der über die Frage des einheitlichen Oberkommandos entscheiden sollte, seine Ideen entwickelte. Er betonte immer wieder, es gebe nur hartnäckigen Willen zum Widerstand und Vertrauen. „Der Sieg ist ein Sack, den man mit Faustschlägen bearbeitet!" rief er und machte dazu die entsprechenden Bewegungen. Das ist gewiß sehr naiv gedacht und gesprochen. Aber wann wäre jemals die hohe Strategie, wenn sie die fürs Publikum bestimmten literarischen Flausen läßt, anspruchsvoller gewesen? Ein großer Teil der deutschen Presse hat sich in den Nekrologen für Foch wieder einmal abscheulich blamiert. In zehn Jahren hat man noch nicht gelernt, die Niederlage mit Anstand zu tragen. Es gilt den Krieg zu beseitigen. Mit dem kläffenden Neid auf den Sieger ist gar nichts getan.

Wie es auch mit dem Genie des Marschalls Foch bestellt gewesen sein mag, den beiden Ganzgöttern des deutschen Generalstabs und ihren ungezählten Halbgöttern hatte er jedenfalls die wichtige Erkenntnis voraus, daß im Krieg der Militär sich auf sein Fach beschränken muß, dagegen das bürgerliche Element nicht einfach als Nichtigkeit oder als Belästigung ausgeschaltet werden darf. Bei den Alliierten haben die Politiker immer ihre Autorität gegenüber den Generalen gewahrt. „Weil die deutsche Kriegerkaste mit ihrem Geist und ihren Ansprüchen alles beherrschen konnte, weil sie von der bürgerlichen Mitarbeit nur das durchaus Unerläßliche angenommen hat, ist sie besiegt worden durch Völker, bei denen das Zivilgesetz vorherrschte," sagt Jean de Pierrefeu. Der alte Foch war am Verhandlungstisch gewiß ein ungemütlicher Gegner und so oft er sich auch mit Clemenceau raufte, nie wäre es ihm eingefallen, in dessen Bereiche einzubrechen und sich Funktionen anzumaßen, die ihm nicht zukamen. Bei Ludendorff dagegen war man immer im Zweifel, ob er mehr an seine Aufgabe als Feldherr dachte oder an seine Pläne für die innenpolitische Diktatur.

*

Foch hat die größte Armee der Weltgeschichte geführt und die größte Schlacht geschlagen. Dennoch stirbt er als ein Überholter. In diesen zehn Jahren haben sich die Kriegsmittel so sehr verändert, daß in einem kommenden Krieg nichts mehr an die Formen des letzten erinnern wird. Foch, der unser Zeitgenosse war, steht trotzdem Hannibal näher als dem Generalissimus der Zukunft. Es wird dann nicht mehr Sieger und Besiegte geben, sondern nur noch Tod und Zerstörung. Ferdinand Foch war: der letzte Sieger.

Was eint uns?

Rede vor revolutionären Pazifisten von Kurt Hiller

Genossen!

„Sozialist" nennt sich mancher. Aber er ist es darum noch nicht. Wir wollen Politiker nicht nach dem Namen beurteilen, den sie sich geben, sondern nach ihren Taten, oder noch genauer: nach der Gesinnung, die aus ihren Taten spricht. Zu untersuchen, was die verschiedenen, unter dem Namen „Sozialismus" auftretenden Richtungen etwa eine, wäre müßig. Nicht, was die, die sich Sozialisten nennen, sondern was die, die wirklich Sozialisten sind, trotz allem Trennenden eint, interessiert uns, herauszupräparieren. Sozialist sein aber heißt: revolutionärer Sozialist sein.

Welches der wissenschaftliche Sinn des Wortes „Revolution" ist und wie sich Revolution von Reform unterscheidet, darüber hat mit einprägsamer Knappheit Klassisches, wie ich glaube, Ferdinand Lassalle in seiner berühmten Rede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" gesagt, jener Verteidigungsrede, die er am 16. Januar 1863 vor dem berliner Kriminalgericht hielt. Lasalle sprach:

> Revolution heißt Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets dann eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt — auf die Mittel kommt es dabei gar nicht an —, ein ganz neues Prinzip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird. Reform dagegen tritt dann ein, wenn das Prinzip des bestehenden Zustandes beibehalten und nur zu mildern oder konsequenteˀn und gerechtern Folgerungen entwickelt wird. Auf die Mittel kommt es wiederum dabei nicht an. Eine Reform kann sich durch Insurrektion und Blutvergießen durchsetzen und eine Revolution im größten Frieden.

Damit hat Lassalle natürlich nicht behauptet, daß die Durchsetzung einer Revolution im größten Frieden die Regel und das Wahrscheinliche sei; er hat lediglich das Mißverständnis zurückgewiesen, daß Heugabel und Bajonett, modern gesprochen: Handgranate und Maschinengewehr, das seien, wodurch Revolution sich, ihrem Wesen nach, von Reform unterscheide. Ein Reformist kann Gewaltmensch sein (denken Sie an Typen wie Noske und Hörsing); und Revolutionär ist man nicht deshalb, weil man zur Änderung sozialer Zustände Gewalt anwendet, sondern deshalb, weil man diese Zustände von Grund aus beseitigen, das bestehende Prinzip aufheben, ein neues an seine Stelle setzen will; weil man die Bestrebungen, unter Aufrechterhaltung des alten Prinzips nur reformierend an den Zuständen herumzuflicken, als unzulänglich verwirft.

Fassen wir „revolutionär" so, dann reicht, wie ich glaube, die Front revolutionärer Sozialisten in Deutschland bis hinein in die Linke der Sozialdemokratischen Partei. Diese Front ist aber keine; denn sie ist in acht bis neun Richtungen zerspalten; täglich lesen wir, hören wir, sagen wir, was die Richtungen trennt. Man muß das wissen, aber es führt zu nichts. Was eint sie? Vielleicht führt es zu etwas, sich das klarzumachen.

Zunächst eint diese Sozialisten ihr revolutionärer Wille.

Die Not... ist nicht dazu da, verewigt zu werden. Aber wir erkennen, daß man ihr kein Ende macht durch Paktieren

mit denen, die ihre Verursacher sind. Man macht ihr ein Ende durch hartnäckigen, zähen, planmäßigen Kampf gegen die Verursacher. Der Zweckverband mit ihnen, um kleine Vorteile herauszuschlagen, korrumpiert. Man schlägt auf diese Art nicht einmal die kleinen Vorteile heraus. Koalitionen mit dem linken Flügel der Bourgeoisie könnten in bestimmten Situationen nur dann zum Nutzen des Proletariats ausschlagen, wenn die schärfsten, kühnsten, reinsten, unbeirrbarsten Vertreter des Sozialismus hineingingen. Da, wie die Erfahrung zeigt, grade die lauesten, flauesten, fragwürdigsten, anpassungsfähigsten hineingehen, ist Koalition heute gleich Verrat. Diese Erkenntnis eint uns.

Uns eint die ironische Bewertung der bürgerlichen Demokratie. Eine formale staatsrechtliche Gleichheit ist keine Gleichheit, wenn sie auf realer wirtschaftlicher Ungleichheit beruht. Die Presse, der Film, der Rundfunk, die Schule, die Universitäten, die Justiz — alles, mit geringen Ausnahmen, monopolisiert oder doch kontrolliert von der Macht, die es zu entthronen gilt. Sie verhindert, daß es Gleiche sind, die am Wahltag wählen. Die „Demokratie" unter der Herrschaft des Kapitalismus ist ein Schwindel — ganz abgesehen von der Frage, ob Demokratismus als System der Gesetzgeberauslese der politischen Weisheit letzter Schluß ist.

Die kapitalistische Scheindemokratie durchschauen heißt aber nicht, verzichten, ihre Einrichtungen als Werkzeuge der Revolutionierung zu benutzen. Die Tribüne des Parlaments verschmähen, wie die anarchistischen und anarchoiden Gruppen fordern, bedeutet nichts andres als: das Proletariat im Kampf für seine Befreiung um eine Waffe ärmer machen. Die revolutionären Entscheidungen werden schwerlich in den Parlamenten fallen; aber auch in den Parlamenten werden sie vorbereitet. Keine Gelegenheit, das herrschende Regime zu kompromittieren, keine Gelegenheit, es zu entlarven, keine Gelegenheit, es zu zersetzen, darf verpaßt werden. Der Fascismus weiß, warum er die Parlamente schließt; warum er, wo ihm das einstweilen zu gewagt scheint, sie durch Ausstoßung der Opposition entmannt. Schließt die Opposition sich selbst aus, so besorgt sie die Geschäfte des Fascismus: die herrschenden Mächte werden den unbequemsten öffentlichen Kritiker ihrer Dummheiten und Halunkereien auf bequemste Art los. Die Revolution erfolgt nicht durch Stimmzettel; aber die Partei der Revolution gehört ins Parlament, und zwar hat sie alle Ursache, sich dort nicht durch Irgendwen, sondern durch ihre stärksten Sachkenner und Talente vertreten zu lassen. Übrigens kann eine so kluge wie entschiedene Opposition durch geschickte Ausnutzung der Gegensätze innerhalb der Bürgerdemokratie auch bereits in vorrevolutionären Zeiten manches für die Unterdrückten tun. Im parlamentarisch-politischen Tageskampf läßt sich zwar das Gute, nämlich die sozialistische Gesellschaft, nicht erreichen, aber das Schlimmste verhüten; und das ist nicht wertlos. Vor allem hält in Perioden revolutionärer Windstille der Tageskampf,

obgleich es bei ihm immer nur um Einzelreformen geht, den revolutionären Funken lebendig.

Darauf kommt es an. Uns eint die Überzeugung, daß die besitzende Klasse sich nicht durch Parlamentsbeschluß, sich nicht friedlich, sich nicht widerstandslos entthronen und enteignen lassen wird; daß die Revolution daher auf Gewalt kaum wird verzichten können. Gewalt ist nicht der Sinn der Revolution, und man wird, als Humanitär, auch in kritischsten geschichtlichen Epochen für ein Minimum an Gewalt eintreten; aber man wird als Politiker der sozialistischen Verwirklichung vor Gewalt nicht zurückscheuen. Absoluter Pazifismus ist ein konterrevolutionäres Prinzip. Auch diese Erkenntnis eint uns.

Der Krieg selbst, die scheußlichste aller Institutionen dieser barbarischen „Ordnung", dürfte sich kaum durch friedliche Mittel vernichten lassen. Zwar sind Prophezeiungen billig und kindlich, sowohl positive wie negative; und die Theorie von der „Unvermeidlichkeit" eines neuen Weltkriegs ist, wenn ein Sozialist sie ausspricht, nicht weniger dumm und nicht weniger gefährlich, als wenn ein Nationalist sie ausspricht; aber was uns eint, ist der Unglaube an die Fähigkeit des Kapitalismus, den Krieg abzuschaffen. Zum Kapitalismus gehört der Imperialismus wie das Gebiß zum Tiger; und dies Gebiß wird immer wieder zuschnappen. Will man das verhindern, dann muß man den Tiger erlegen. Wir glauben, daß am Ende allein die Erhebung der proletarischen Massen den Krieg vereiteln wird. Diese Erhebung, die wohlvorbereitet sein will, kann kriegerischen Charakter annehmen. Uns eint die Bereitschaft, den Teufel mit Beelzebub zu vertreiben.

Uns eint die Verwerfung der Kolonialpolitik. Uns eint der Wille zur Ablehnung jedes Groschens für Heer und Flotte dieses Staats. (Auf einen Zwischenruf:) Jawohl, dieses Staats; nämlich des kapitalistischen. Wenn ein sozialistischer Staat oder ein Staat mit beginnendem, aufkeimendem Sozialismus von den kapitalistischen Staaten, die ihn umgeben, bedrängt und angegriffen wird, weil sie den Keim sozialistischer Kultur in dem jungen Arbeiterstaat ersticken wollen, dann hat er das Recht, ja die Pflicht, sich gegen den Angriff der kapitalistischen Umwelt mit allen Mitteln zu wehren, selbst mit militärischen. — Uns eint der Wille, mit der Revolution der Wirtschaft im Sinne sozialistischer Freiheit eine Revolution der nichtwirtschaftlichen Lebensgebiete, mit dem Klassenkampf einen Kulturkampf zu verbinden. Uns eint eine der herrschenden Muckermoral entgegengesetzte, natürliche, gleichsam antike Auffassung vom Geschlechtsleben. Uns einen Zielvorstellungen über Strafrecht und Strafvollzug, über Erziehung und Unterricht. Uns eint die Stellung zur Kirche: welche durch transzendente Vorspiegelungen ihre Schäflein ablenkt vom Kampf ums irdische Glück, um Gerechtigkeit und Freiheit für die eigne Klasse; zu jener Kirche, die, als getreueste Helferin des Kapitalismus und Nationalismus, ihre Aufgabe wesentlich darin sieht, aus den Menschen demütige, geduldige, willige Sklaven der Machthaber zu machen, den Rebellentrotz in der Brust zu brechen. Für diese Funktion wird die Kirche vom

kapitalistischen Staate gut bezahlt. Diejenigen Theologen, die ihr eine andre, eine der Ideenwelt ihres Gründers gemäße, eine humanitäre, sozialistische Funktion geben wollen, bilden ein ehrenwertes, aber einflußloses Häuflein.

Selbstverständlich sind wir ferner einig in den speziellen proletarisch-politischen Forderungen: über Lohn, Arbeitszeit, Arbeiterschutz, Arbeiterbildung, Streikrecht, Arbeitslosenrecht, Steuern, Zölle, Miete; und vor allem eint uns das klare sozialistische Ziel: Überführung des großen Agrarbesitzes, der Bergwerke, der großen Industrien, des Großhandels, der Banken, der Mietskasernen ins Eigentum der Gesellschaft der Arbeitenden; allmähliche Aufhebung der Klassen — dadurch, daß der Ertrag aller Arbeit der Gesamtheit zugutekommt, statt, wie bisher, einer „Ober"schicht von Raffern und Erben; Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, von Völkern durch Völker; internationale Planwirtschaft, kontrolliert mittels eines internationalen Rätesystems; dadurch Reduzierung der Wirtschaftskrisen auf ein Minimum und Beseitigung der ökonomischen Ursachen des Krieges.

Dies alles, Genossen, eint die verschiedenen Richtungen des revolutionären Sozialismus; und mir scheint, es wiegt ungleich schwerer, als das, was sie trennt. Was sie eint, ist ein gewaltiges Material an Erkenntnissen, Willensinhalten, Zielsetzungen, Abgrenzungen; was sie trennt, sind Fragen der theoretischen Ableitung des Ziels (ob materialistisch, ob rationalistisch), Fragen der Tagestaktik und der Organisation.

Wichtiger als die Ableitung eines großen politischen Kampfziels ist sein Gegenstand; was besagen die kleinen taktischen Differenzen, wenn über die große strategische Linie Übereinstimmung herrscht — nämlich über die gleichzeitige Ablehnung von Reformismus und Anarchismus: und ob die revolutionären Arbeiterparteien der einzelnen Länder etwas fester oder etwas loser an die internationale Zentralstelle geknüpft sind, ob sie ihre Politik um einige Grade abhängiger oder weniger abhängig von dieser Zentrale gestalten sollen — an einer Meinungsverschiedenheit so großer Tragweite, aber so kleinen Kalibers darf die Einigung doch nicht scheitern.

Auf die Einigung aber kommt es an. Die Fülle dessen, was uns inhaltlich eint, verpflichtet uns zur formenden Tat. Die Zerspaltenheit der Bewegung lähmt. Es wäre falsch, mit der Arbeit am Zusammenschluß zu warten, bis der Fascismus sie uns aufzwingt. Der Fascismus ist eine Gefahr, die auch in Deutschland droht. Wir müssen ihr zuvorkommen. Die Massen dürsten nach einer revolutionär-sozialistischen Einheitsbewegung. Es ist wahr, daß sie nicht in Diskussionen und Konferenzen, sondern in Aktionen, in Massenaktionen geschaffen werden wird. Aber damit Aktionen möglich und wirksam werden sollen, müssen ihnen Diskussionen und Konferenzen vorangehn. Die Einheit wächst nicht von selbst; sie will erarbeitet sein.

Sie muß erarbeitet werden. Grade wir kleinen, freiern Gruppen haben besondere Möglichkeiten und mit den Möglichkeiten die besondere Pflicht, an der Einheit zu arbeiten.

Einigkeit ist nicht in allem denkbar; wo die intellektuelle Ausbildung des Individuums, die Selbständigkeit des Denkens einen Grad erreicht hat wie bei den Menschen unsrer Zeit und unsres Erdteils, sind Differenzen auch zwischen Zielgleichen unvermeidlich. Aus Liebe zum Ziel muß die Zucht aufgebracht werden, Zwistigkeiten über nicht Entscheidendes einzuschmelzen in den Feuerstrom der Eintracht, wo Einigkeit herrscht über das Entscheidende. Die revolutionär-sozialistische Einheitsbewegung wird lebensfähig und lebenstüchtig nur sein können durch das, was man „innere Demokratie" nennt. Der Entschluß zu ihr sollte nicht so schwer sein. Er wäre ein Vertrag der Richtungen untereinander auf Gegenseitigkeit; er gäbe den selbständigen Köpfen in der Bewegung soviel Rechte wie Pflichten. Die Unterschätzung der Masse ist dumm; aber die Unterschätzung des Geistes rächt sich. Das Martyrium der Persönlichkeiten ist nicht der Weg einer revolutionären Partei, zu Erfolgen zu kommen.

Die Massen dürsten nach einer revolutionär-sozialistischen Einheitsbewegung, und mancher revolutionäre Sozialist außerhalb der Parteien sehnt sich nach einer Partei, in der er — disziplinvoll, aber mit freier Stirn, nicht geduckt — würde arbeiten können. Die Zusammenfassung aller im Sinne des Sozialismus revolutionären Kräfte Deutschlands ist möglich; und da sie möglich ist, ist sie erforderlich. Denn gelingt sie nicht, dann triumphiert der Kapitalismus mit seinen Trabanten Nationalismus und Klerikalismus auf Generationen hinaus; gelingt sie, dann besteht noch für das Geschlecht der Lebenden Aussicht, die Epoche unfruchtbarer revolutionistelnder Marktschreierei zu verlassen und einzutreten in die Epoche der Revolution.

Chemischer Parademarsch von Alfred Kolmar

Das deutsche Credo enthält den Hauptsatz, daß unsre chemische Industrie in der Welt ihres Gleichen nicht habe. Wer an der Führerschaft Deutschlands auf diesem Gebiet zu zweifeln wagt, gilt entweder als Ignorant oder als mießmachender Verräter, der absichtlich die unerreichbaren Leistungen deutschen Geistes herabsetzt. Der weitaus größte Teil der deutschen Tages- und Wirtschaftspresse ist auf die Allweisheit der I. G. Farbenindustrie eingeschworen, allerdings nicht ganz so unbedingt auf ihre Allgüte. Ehe man ihr dieses göttliche Attribut zuerkennen wird, muß sie erst noch die Dividenden erheblich erhöhen. Dann wird sie weise sein und gut.

Es ist zu befürchten, daß dieses blinde Vertrauen schon in absehbarer Zeit ähnlich enttäuscht werden wird, wie dies auf andern Gebieten in den letzten Jahren nicht eben selten der Fall gewesen ist. Die Berichte über die weltwirtschaftliche Stellung unsrer chemischen Industrie sind heute schon durchweg „auf Glanz" aufgemacht, um darüber hinwegzutäuschen, daß wir von Jahr zu Jahr an Boden verlieren. Diese Entwicklung ist nur natürlich. Die heute noch unbestreitbar starke, wenn auch nicht mehr überragende deutsche Position

am Chemikalienmarkt der Welt beruht auf der Tatsache, daß unsrer Industrie im Lauf von etwa fünf Jahrzehnten zwei „große Würfe" gelangen: der eine brachte die Großproduktion an Kohlenteerfarbstoffen, der andre die Luftstickstoffbindung nach Haber-Bosch. Auf diesen beiden Hauptgebieten stehen wir aber schon lange nicht mehr allein. Die deutschen Farbenpatente wurden während des Krieges beschlagnahmt. Das war Pech. Aber die nähern Umstände dieser Fortnahme von Patenten, die in ihren Grundlagen doch nicht mehr lange als solche zu halten gewesen wären, schaffen nicht die Tatsache aus der Welt, daß die „Andern" sie eben haben, daß England, Amerika und Frankreich — aus eigner Wissenschaft auch die Schweiz — in den letzten Jahren starke und immer stärker werdende Farbenindustrien entwickeln konnten, die heute schon mit sehr großen Mengen am Weltmarkt erscheinen. Die Stickstoffbindung nach originalen oder dem deutschen Grundverfahren ähnlichen Prozessen — Casale und Fauser in Italien, Claude in Frankreich — hat heute bereits einen solchen Umfang angenommen, daß ein so genauer Kenner der Verhältnisse wie der Engländer Sir David Milne-Watson die Tatsache der Überproduktion kürzlich ohne Einschränkung konstatieren konnte.

Hier liegt das große Fragezeichen für die deutsche chemische Industrie, aber nicht nur für diese allein, sondern für die gesamte deutsche Wirtschaft. Die deutsche chemische Großindustrie, repräsentiert durch die I. G., hat ihr ganzes technisches und finanzielles Programm seit Jahr und Tag derart einseitig auf eine dauernde und rapide Steigerung der Produktion an Luftstickstoffverbindungen zugeschnitten, daß eine scharfe Unterbrechung dieser aufsteigenden Linie zu ganz unabsehbaren Folgen führen muß. Sie steht und fällt mit der wenigstens annähernden Durchführung ihres Stickstoffprogramms. Die Welle kann heute bei uns nur in dieser einen Richtung laufen. Ein Herumwerfen ließe sie brechen. In den andern Ländern sind die Verhältnisse weitaus gesünder. Die dortigen Stickstoffwerke stellen nicht annähernd in dem gleichen Maße den Kern der ganzen chemischen Industrie dar, wie dies bei uns der Fall ist. Geht unser Export an Stickstoffverbindungen, der im Jahre 1928 ziemlich genau den dritten Teil unsrer Produktion ausgemacht hat, nennenswert zurück (in Prozenten des Weltverbrauchs ausgedrückt ist dies bereits in den letzten Jahren der Fall gewesen), so wird die Industrie nicht die Produktion einschränken, sondern zunächst mit allen Mitteln den Versuch machen, die deutsche Landwirtschaft zu einer noch stärkern Verwendung dieser Materialien zu veranlassen als wir sie heute schon haben. Was bedeutet das für uns?

Das bedeutet, daß jeder einzelne Deutsche an die Stickstoffproduzenten eine noch höhere Abgabe zu leisten haben wird, als dies schon heute der Fall ist. Wir haben im Jahre 1928 rund 800 000 Tonnen Reinstickstoff produziert. Hiervon haben wir etwa 270 000 Tonnen ausgeführt. Es verblieben also im Inlande etwa 530 000 Tonnen. Diese stellen bei den heu-

tigen Verkaufspreisen einen Wert von rund 500 Millionen Mark dar. An dieser Summe sind mindestens 200 Millionen Mark verdient worden, wahrscheinlich mehr, das sind drei Mark pro Kopf der Bevölkerung.

Diese drei Mark wären zu tragen, sie wären den Herren vom Stickstoff und Salpeter zu gönnen, wenn durch ihre Hergabe eine entsprechende Steigerung der Ertragsfähigkeit unsres landwirtschaftlich bestellten Bodens bewirkt würde. Wie sehen aber die Dinge in Wirklichkeit aus? Die amtlichen Angaben über die Entwicklung unsrer Hektarerträge geben hierüber eine gradezu erschütternde Auskunft. Es wurden nämlich in Deutschland geerntet (pro Hektar in Doppelzentnern):

	Roggen	Weizen	Hafer	Gerste	Kartoffeln
Durchschnitt 1901—1912	17,1	20,1	18,6	19,5	132,4
Durchschnitt 1924—1927	14,6	18,1	16,9	17,6	130,8

Die Ernteerträgnisse sind also, obwohl wir in den seit Kriegsschluß vergangenen Jahren einige Millionen Tonnen Stickstoff in Form der Verbindungen, die uns die deutschen Syndikate liefern, in den Boden gesteckt und hierfür ungeheure Beträge aufgewendet haben, nicht nur nicht gestiegen, sondern durchweg zurückgegangen und dies zum Teil sehr beträchtlich. Dabei wurden in der obigen Berechnung die fünf ersten Nachkriegsjahre mit ihren besonders schlechten Bedingungen ganz außer acht gelassen. Wenn das die nationale Leistung unsrer Industrie ist, auf die sie besonders stolz ist, dann sind die drei Mark, die ihr jeder Deutsche gegenwärtig im Jahr dafür zu zahlen hat, daß sie am Kilo Stickstoff ihre vierzig Prozent verdient, verspielt und vertan.

Es wird Zeit, daß sich die Öffentlichkeit stärker für diese Dinge interessiert. Jahraus, jahrein hat man uns erzählt, daß die deutsche Chemie unsre Wirtschaft dadurch gerettet habe, daß sie ihr die Luftstickstoffverbindungen für Düngezwecke zur Verfügung stellte. Sie „rettet" jetzt unentwegt weiter, aber unsre Ernteerträge sinken, die Böden werden übersäuert — und was entsteht? Es entsteht die „Notlage der Landwirtschaft".

Selbstverständlich geht es der Landwirtschaft schlechter als vor dem Kriege. Das hat allgemeine Gründe, die bekannt genug sind, und es hat den besondern Grund, auf welchen oben hingewiesen wurde: eben den Rückgang der Hektarerträge. Es macht schon etwas aus, ob im Durchschnitt mehrerer Jahre mit einigermaßen normaler Witterung pro Hektar bei gleichem Arbeitsaufwand, aber höhern Unkosten statt 1700 Kilo nur 1460 Kilo Roggen geerntet wurden. Die Folge ist, daß die Schutzzollbestrebungen der Agrarier, denen ja die heutigen Zölle noch lange nicht hoch genug sind, um ein wichtiges Argument bereichert werden. Die Folge ist fernerhin, daß wir für Brot und Mehl beträchtlich höhere Preise zu zahlen haben, als dies an sich notwendig ist. Denn, wäre unsre Eigenproduktion an Getreide größer, so würde die Innehaltung oder gar die weitere Erhöhung des Preisniveaus selbstverständlich entsprechend schwieriger werden. Solange aber

durch unser viel gepriesenes „Stickstoffwunder" unsre Landwirtschaft mit einer erheblichen Ausgabe belastet wird, deren Rentabilität zum mindesten noch des Beweises bedarf, aus den oben wiedergegebenen Ziffern aber keineswegs abgeleitet werden kann, wird sie stets ein höchst bequemes Argument in der Hand haben, um ihre Notlage und ihr Schutzbedürfnis darzutun.

Die Stickstoffindustrie selbst argumentiert so, daß ohne die Verwendung der riesigen Stickstoffquantitäten in den deutschen Böden der Rückgang der Erträgnisse noch viel stärker gewesen wäre. Das läßt sich natürlich nicht beweisen. Man kann nur sagen, daß in andern Ländern mit wesentlich geringerm Verbrauch an Luftstickstoffverbindungen der Rückgang, soweit er überhaupt vorhanden ist, bei weitem nicht die Dimensionen angenommen hat wie bei uns. Aber es kommt gar nicht auf die Frage an, was gewesen wäre, wenn... Wir haben uns nur an die Tatsache zu halten, daß der ganze wissenschaftliche, wirtschaftliche und nationale Klamauk, der seit Jahren um den Luftstickstoff gemacht wird, den Rückgang unsrer Ernteerträgnisse zwar der Öffentlichkeit gegenüber verschleiert hat, daß aber dieser Rückgang eingetreten ist. Eine objektive Prüfung des Tatbestandes in großem Rahmen ist dringend erforderlich. Die Wirkungsziffern, welche bisher für die einzelnen Düngemittel der Luftstickstoffindustrie bekanntgegeben worden sind, stehen im krassesten Widerspruch zu unsern tatsächlichen Ernteerträgnissen. Sie stammen fast alle von interessierter Seite und sind zum großen Teil schon deshalb wertlos. Es ist Aufgabe des Staates, diese eminent wichtige Frage wirklich objektiv zu prüfen. Diese Prüfung muß über Böden ausgedehnt werden, die umfangreich und ihrer Qualität nach verschieden genug sind, um einen Überblick zu gestatten. Es muß allerdings daran gezweifelt werden, daß der preußische Staat an einer derartigen Prüfung ein objektives Interesse hat, da er selbst über die Hibernia an der Stickstoffproduktion von Mont Cenis interessiert ist, welche ähnliche Produkte liefert wie die I. G. und die Montanindustrie. Auch Bayern scheint sich zur Wahrung seiner besondern Interessen an einem Stickstoffwerk, das an der untern Isar entstehen soll, beteiligen zu wollen. Von diesen Ländern ist also eine unbedingte Objektivität nicht mehr recht zu erwarten. Es bleibt das Reich, dessen Aufgabe die erforderliche Prüfung ja eigentlich wäre. Daß man sich aber hierzu entschließen wird, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen mehr als unwahrscheinlich.

Inzwischen kann die chemische Industrie ihre blendenden nationalen Leistungen weiterhin im Stechschritt vorführen. Der Boden hat zu verarbeiten, was sie liefert. Wir haben zu bezahlen, was sie der Landwirtschaft hierfür abnimmt. Die Großaktionäre der I. G. aber, unter ihnen und nicht zuletzt der verflossene Kronprinz, tagen im „Farbenparlament", und die Presse freut sich darüber, wie zurückhaltend und vorsichtig die Herren die Lage beurteilen. Sie haben wahrlich allen Grund dazu.

„Polizei und ...“ von Ignaz Wrobel

Nach einer berliner Straßendemonstration.

Ein Mann: „Die verfluchten Grünen! Ihr habt mein Kind ermordet! Ihr habt mein Kind ermordet!“

Die Grünen: „Der Mann muß sofort festgestellt werden! Er hat Ihr zu uns gesagt — er hat Sie zu sagen!“

Wahre Geschichte

Als ich noch im Flügelkleide leider nicht in die Mädchenschule ging, da spielten die Kinderchen des öfteren auf Straßen, Höfen und Anlagen, in Tordurchgängen und in der Stube: „Polizist und Betrunkener“. Das lehrreiche Spiel endete gewöhnlich damit, daß der Betrunkene, der hervorragend zu torkeln hatte, auf die „Wache“ gebracht und dort mit wüsten Faustschlägen in den Arrest gestoßen wurde. Seltsam, was die kindliche Phantasie nicht alles ersinnt —!

Da hat sich nun also Verschiedenes geändert. Unsere Kleinen spielen dergleichen nicht mehr, das Spiel müßte auch heute anders heißen, etwa „Landespolizei in Sachsen“ oder „Reichswehr in Thüringen“ — aber die Kinder haben anderes zu tun, und der Ruf der Polizei hat sich wesentlich gebessert. Die Polizei auch —?

Sie will es uns glauben machen. Dazu hat sie vor allem einmal das Dunkel etwas gelichtet, das unter dem Seligen um sie gelagert hat — sie wußte damals, wie gut, wie nötig, wie wichtig dieses Dunkel gewesen ist. Heute weiß man schon ein wenig mehr über die Polizei; ja es soll sogar einige Republikaner geben, die ihre Rechte und Pflichten der Polizei gegenüber auch kennen. Daß die Polizei allerdings das Abzeichen der Kriminalbeamten den Leuten dauernd zur Kenntnis bringt, ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich tut sie so, damit es niemand fälscht ... Und daher weiß niemand, ob ein echter Kriminalbeamter in die Wohnung kommt oder ein nachgemachter ... doch, man merkts am feinen Ton. Kurz: es gibt heute etwas wie eine Propaganda für die Polizei, das Wort „Volkspolizei“ ist gefallen, was sich wohl auf die Vorbereitungen der Polizei für den Bürgerkrieg bezieht — und um Interesse und Verständnis für die Aufgaben der Polizei zu vermehren, hat der Staatssekretär im preußischen Ministerium des Innern, Herr Abegg, eine Sammlung herausgegeben „Polizei in Einzeldarstellungen“ (erschienen bei Gersbach & Sohn zu Berlin).

Mir liegen drei Bände vor: „Polizei und Politik“, „Polizei und Sitte“, „Polizei und Verbrechen“.

Herr Abegg ist ein vernünftiger und klar denkender Mann. Er hat immer wieder bewiesen, daß er das Gute will, er hat, natürlich vergeblich, gegen den grotesken Wahnsinn der polizeilichen Verordnungswut gekämpft, und er gibt sich, scheints, Mühe, die Polizei wenigstens einigermaßen dienen und nicht herrschen zu lassen. Daß er nicht für alles verantwortlich zu machen ist, was da geschieht, weiß jeder Kenner — es gibt eben Reformen, die auf dem Wege der Evolution niemals zu erreichen sind. Wenigstens nicht in Deutschland. Wenn aber die ganze Sammlung der Polizeibücher so sein sollte wie diese drei Bände, dann ist sie nicht sehr schön. Die sind so:

Das Kapitel „Polizei und Politik" hat Herr Weiß bearbeitet, der Vize-Polizeipräsident von Berlin. Ich weiß nicht, warum ich immer lachen muß, wenn ich an den Mann denke — aber ich muß. Also dieses Büchlein geht an. Es ist sehr sorgfältig gearbeitet, es hat ein ganz brillantes Illustrations-Material und hält sich politisch wenigstens einigermaßen neutral. Ganz ohne Schönheitsflecken geht ja so etwas nie ab. Jurowski heißt „der Mörder des Zaren" — aber es gibt nur einen „Feldwebel Klapproth". Nun, mir ists recht, wenn unter der bösesten Fresse, die wir seit langem gesehen haben, „Feldwebel" steht — es deckt sich. Manchmal geht die Neutralität Weißens etwas weit. „Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die am 15. Januar 1919 in der Nähe des Eden-Hotels zu Berlin, dem damaligen Standquartier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, in viehischer Roheit niedergeschlagen wurden" — von wem, Herr Doktor? „Erst", schreiben Sie, „erst mordete man Arbeiterführer..." wer, Herr Doktor? Justav mußte damals zwar bleiben — aber es wäre hübsch gewesen, wenn Sie ausführlich erzählt hätten, wie es alles gewesen ist. Es sind auch echt polizeiliche Schwupper in dem Buch. Ich finde es einfach unanständig, heute, wo die Strafprozeßreform vor der Tür droht, einem politischen Abenteurer, der sicherlich nichts taugt, seine Homosexualität aufs Konto zu setzen. „Mit einem Laufjungen, den er für sein Bureau annimmt, tritt er in geschlechtliche Beziehungen." Wäre es ein Laufmädel gewesen, so hätten Sie das nicht geschrieben — denn ich lese nichts davon, daß der Mann seine Stellung als Arbeitgeber mißbraucht habe. Homosexualität ist kein Delikt, Herr Vizepräsident — das Strafgesetzbuch macht sie nur dazu. Und da sie hier nicht zur Sache gehört, hätten Sie es fortlassen dürfen. Was Sie aber nicht hätten fortlassen sollen, ist dieses: Da haben Sie im Jahre 1921 einen Spanier und eine Spanierin in Berlin erwischt, die den spanischen Ministerpräsidenten Dato ermordet haben, eine Tat, die einwandfrei, auch von Ihnen, als politisches Delikt bezeichnet wird. Seite 153: „Daß den politisch Verfolgten ein Asylrecht im Ausland gebührt, d. h. daß sie von dort nicht dem verfolgenden Staat ausgeliefert zu werden brauchen, diesen Grundsatz des modernen Völkerrechts..." Ach? Und diese beiden spanischen Revolutionäre sind nach Spanien ausgeliefert worden! Natürlich nicht von der politischen Polizei, das weiß ich wohl — aber erstens ist nicht klar, welche Rolle die in dieser Sache dem Auswärtigen Amt gegenüber gespielt hat, und zweitens hätten Sie sagen müssen, daß man sie ausgeliefert hat. Darin ist Deutschland stets besonders schuftig gewesen.

Aus dem Buch geht hervor, was wir wußten, daß es schlimmere Einrichtungen gibt als die politische Polizei Preußens, wenn auch dort Dinge vorgekommen sind, wie die Erschießung des Arbeiterführers Sylt, die nicht zu den Ruhmesblättern dieser Institution gehören. An Schlauheit, Macht, Einfluß und gefährlicher Skrupellosigkeit ist diese Polizei mit der politischen Polizei der lateinischen Länder nicht zu vergleichen. Und das ist gut so.

Im ganzen also ist das Buch ein kleiner Fortschritt, aber

so hört es auf: „Die heutige politische Polizei macht von solchen eigenen Nachrichtenorganen im Auslande keinen Gebrauch, da sie diese Einrichtung für entbehrlich hält. Der Grund für diese gewandelte Auffassung: Im gegenwärtigen Preußen wird den Staatsfeinden mit einem solchen Maß von Rechtlichkeit und Menschlichkeit begegnet, daß überhaupt nur selten ein politischer Verbrecher ins Ausland flüchtet." Warum ich nur immer lachen muß, wenn ich an den Herrn Weiß denke... aber ich muß.

Laß man. Er ist der Schlimmste nicht. Der Schlimmste kommt erst. Das ist der p. Heindl, auf den ich neulich hingewiesen habe: als auf einen Schädling der Kriminalistik. Der hat „Polizei und Verbrechen" geschrieben, und so ist es auch.

Hier hat er sich etwas gemäßigt — so roh wie in seinen großen Wälzern ist er dies Mal nicht. Aber es reicht auch so für sechs Personen und ein Kind. Ich bin gar kein Waschlappen, und ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß man in der Berufsarbeit des kriminalistischen Alltags nicht grade in lyrischen Tönen von den Verbrechern spricht — auch ein sehr hartes Wort rutscht da wohl hinaus. Aber das schreibt man nicht. Ich halte den Hohn, die schnoddrige Tonart dieses Heindl für unerträglich — wer ist der Mann, daß er sich herausnehmen darf, über Leute, die gesellschaftsschädliche Handlungen begangen haben, zu witzeln? Wer er ist? Aber ein mittelmäßiges Gehirn; niemals hätte er an die Stelle rücken dürfen, an die er gekommen ist. Er ist der typische Subalterne, der gut Bescheid weiß, der weiß, wo alles liegt, und wie man es alles macht — und der auch nicht den Schimmer einer Ahnung von Kriminalistik hat. Diesmal ist er schlau zu Werke gegangen.

Das Buch enthält eine Menge Photographien von Ermordeten. Ein Teil der Aufnahmen ist instruktiv, bei einem andern Teil wird man ein etwas saures Gefühl nicht los. Soweit gut. An diese Photographien nun, die in bunter Reihenfolge Opfer von Morden, Totschlägen, Unglücksfällen und Selbstmorden zeigen, knüpft der Schädling der Kriminalistik erneut „die Bitte an unsere Leser, in diesem nahen Endkampf zwischen der sogenannten ‚klassischen Rechtsstrafe' und der von uns im ‚Berufsverbrecher' verfochtenen ‚Sicherungsstrafe' unsern Standpunkt zu unterstützen. Nur dann kann erreicht werden, daß auch ein anderer Kampf befriedigend endet: der Kampf zwischen Polizei und Verbrechen."

Und hier darf Herr Abegg gefragt werden:

Das deckt er —? Diesen Mißbrauch amtlichen Materials zur Propagierung einer höchst umstrittenen, höchst gefährlichen Strafrechts-... sagen wir, Idee — deckt er? Ich habe Briefe von Strafrechtspraktikern bekommen, die mir die Hand gedrückt haben, weil ich über Heindl ausgesagt habe, was zu sagen war. Der Mann ist deshalb eine so immense Gefahr, weil er den guten Willen der anständigen Beamten, die in der Strafvollzugspflege arbeiten, sabotiert; weil sich der roheste, der letzte, der übelste Sadistenlümmel auf ihn berufen kann und sagen darf: „Seht ihr! Natürlich behandele ich diese

Kerls schlecht! Der Ministerialrat Heindl sagts ja auch — und das ist gewiß ein großer Kriminalist!" Das ist er mitnichten. Sondern er ist das typische Beispiel dafür, daß Fachkenntnisse allein noch gar nichts sind und daß eben für eine höhere Stellung jene „universitas" nötig ist, die Heindl nicht einmal dem Namen nach kennt. Die Daktyloskopie — die kennt er. Und wenn wiederum ich die Fingerabdrücke dieses Schreibers auf einem Papier sehe, dann weiß ich Bescheid. Die Theorie von der Sicherheitsverwahrung ist ein Wahnsinn und eine ungeheure politische Gefahr, die auszuschalten ist, sobald sie auftaucht. Sie darf nicht im geheimen über das Land verhängt werden.

Lasset uns freundlichere Töne anschlagen, lieben Freunde, — da ist das dritte Bändchen „Polizei und Sitte". Vom Geheimen Sanitätsrat Doktor Albert Moll.

Da muß etwas ganz Lustiges vor sich gegangen sein. „Nachwort. Leider sind einige Druckfehler durch die Schuld des Verlegers... stehen geblieben und ebenso einige Bilder hineingekommen, die ich nicht für unbedingt notwendig halte. Der Verlag hat zu meinem tiefsten Bedauern seinerzeit sich für berechtigt gehalten, das Buch ohne meine Imprimatur auszudrucken." Abgesehen davon, daß „Imprimatur" kein Substantiv ist, sondern eine Verbalform, die also nur Neutrum sein kann: die Bilder sind allerdings finster. Ihr braucht euch das Ding nicht zu kaufen — das kennt ihr alles schon von Eduard Fuchs her; dies hier ist eine Sammlung von höchst kitschigen, dummen und albernen Halb-Pornographien, die deshalb so komisch wirken, weil sie für eine Geilheit berechnet sind, die Gott sei Dank immer mehr abstirbt. Der Sport tötet das — hier gespenstert noch der Mann durch die Seiten, der mit dem Operngucker das Damenbad beobachtet... Die Bildunterschriften sind noch schlimmer als bei Fuchs, der auch alles rational ausdeuten will, und hier haben sie auch glücklich wieder Beardsley hineingenommen, weil der doch so, verstehen Sie, also, nicht wahr... also so einer ist das! Ein paar Nutten werden „Moderne Demimondainen" genannt, es ist die Welt, wie sie sich in der Landsberger Straße spiegelt, ich habe das nicht gern. George Grosz hat ein paar Unterschriften hingedonnert bekommen, die schlicht albern zu nennen sind, und was an braver Bürgererotik zu sehen ist, steht eben nicht in Anführungsstrichen da, sondern höchst ernsthaft. Mit den Bildern ist kein Staat zu machen.

Mit dem Text aber auch nicht. Moll ist ein sehr kenntnisreicher Mann, er tritt auch an vielen Stellen des Buches für eine liberalere Gestaltung des Sexual-Strafrechts ein — aber die richtige Liebe ist das nicht. Daß er so einen herrlichen preußischen Satz prägt wie: „Die gegenwärtige Strafbestimmung des § 175 ist für die Polizei selbst eine große Belästigung" soll ihm nicht angekreidet werden, niemand kann aus seiner Haut heraus, und nächstens werden wir noch den Henker bedauern, weil er immer so früh aufstehen muß. Aber trotzdem ich doch weiß, daß so ein kleines Büchlein nun nicht das Weiseste vom Weisesten sein kann —: ich werde ein pein-

liches Gefühl nicht los. Was ist es ...? Ja ... lassen Sie mich noch mal schmecken — also es schmeckt ... jetzt hab ichs.

Es schmeckt nach 1890. Es ist eine Generationenfrage — aber das da ist nicht mehr unsre Sexualität, deren Form sich ja dauernd wandelt. Es ist ein Aberglaube der betreffenden Professoren, zu glauben, die jeweilige Epoche sei die letzte Formung der Geschlechtsbeziehungen — sie stellt immer nur eine Epoche dar, und in zwanzig oder fünfzig Jahren sieht das dann anders aus. In allem, was Moll schreibt und sagt und tut, ist noch so viel Schummer und Halbdunkel und eine ganz, ganz leise, fast unmerkliche Spekulation, ob wir das auch alles ja hübsch unheimlich finden — Kinder, ein Puff ist doch keine Prärie! Ein Bordell und der Masochismus und die Zuhälter und die Voyeure ... das sind Erscheinungen, die man medizinisch ansehen kann und, was alle die Herren Einzeldarsteller der Polizei überhaupt nicht tun, soziologisch; aber romantisch? Moll schwafelt nicht, er schreibt sogar diesen recht trocknen Polizeistil, der da glaubt, er habe eine Sache eingefangen, wenn er sie mit der etwas verqueren Grammatik des Gerichtsprotokolls ins „Amtliche" übersetzt, ihm so den Ludergeruch der Sünde nehmend — Moll ist nicht Edschmid. Aber er ist eben doch von gestern; es ist nicht viel mit ihm. Ich weiß nicht, ob er gestern ein gar so großer Mann gewesen ist — heute ist er gewiß ein kleiner. „Man soll nicht etwa glauben, daß in der Ehe Aufrichtigkeit der beiden Gatten gegeneinander identisch ist mit vollkommener seelischer und körperlicher Entblößung. So ist es eine Tatsache, daß sich wohl die meisten Eheleute überhaupt niemals vollkommen nackend sehen, und daß selbst bei dem intimsten Liebesakt die Dunkelheit der Beleuchtung vorgezogen wird. Aber die Tatsache, daß heute die Sitten erheblich geändert sind, ist nicht zu bestreiten, und daß in der Unterhaltung junger Männer und Mädchen manches erlaubt ist, was früher vollkommen unzulässig war, ist nicht zu bestreiten." Das ist Gesinnungsbier, helles Lagerbräu. Ich bin für Wein. Franz Blei hat einmal auf das schönste dargetan, daß der Mord unter den Menschen dann aufhören würde, wenn der Mörder ausgelacht wird! Das ist gar kein Paradoxon: er meinte natürlich die geistige Überwindung der Mordtat, die darin liegt, daß der, der einen Mord begehen will, einsieht: es ist ja in höherm Sinne sinnlos, was ich hier tun will — es ändert ja nichts, ob der lebt oder nicht! Und so etwas Ähnliches liegt auch hier vor. Diese durch die unendliche Schuld der Kirche anerzogene Fixierung der Geschlechtsteile ... also grade das schaffen wir ab, indem wir den sportlichen Körper als ganzen sehen — ja, die Frau hat schöne Hüften — na und? Ja, sie hat einen zu dicken Popo — na und? Ich weiß, daß Moll wie alle Spezialisten sein Gebiet überwertig ansieht, sonst könnte ers nicht beackern; ich weiß, daß sich dieses Buch mit der „Sitte" befaßt, also nicht über den Anbau von Teltower Rübchen sprechen kann ... und doch ist ein fataler Dunst darin von der alten Friedrichstraße, von gestern, von vorgestern ... ein paar Bilder zeigen das deutlich, was ich meine. Es sind Photos aus einem Bor-

dell: ein unendlich trauriges, mäßig möbliertes Zimmer, mit einem breiten Bett, darauf sitzt ein Teddybär, am Bett ist ein langer Spiegel — und man möchte weinen, wenn man das sieht! Es ist so melancholisch — aus so einem Topf sollte man trinken? So viel Durst kann es ja gar nicht geben.

Grade, weil das neue Strafgesetz drohend über unsern Köpfen hängt, brauchen wir andre Darstellungen dieser Materie. In der die Polizei übrigens fast immer wie der Ochse im Porzellanladen wirkt: mit tödlich sicherm Instinkt den Falschen erwischend, am Richtigen vorbeiwandelnd, plumpfingrig, ungeschickt, ahnungslos — es ist ein Kreuz. Die grauenhaften Folgen der Rechtsprechung des Reichsgerichtspräsidenten Herrn Joel, nein, nicht: Herr Simons! Herr Joel; die gradezu sträflich gemeinen Auffassungen von der „Unsittlichkeit des unehelichen Verkehrs"; der Hexenhammer-Wahnsinn, der in der Auslegung des § 175 waltet; die Dummheit, mit der der Gonorrhoe dadurch Vorschub geleistet wird, daß auch heute, nach dem neuen Gesetz, der Verkauf von Schutzmitteln sehr eingeschränkt bleibt, statt daß man überall Automaten mit Präservativs zuläßt, worüber nur jemand grinsen kann, der noch nie in einer Hautklinik gewesen ist —: alles das ist vom Zentrum ins Zentrum geschossen. Es wirft schon in diesem Buch seine Schatten vorauf; übrigens macht Moll fast immer auf die Doppelschneidigkeit dieser Gesetzesbestimmungen aufmerksam. Die öffentliche Anpreisung von Gummi also ist verboten; aber das neue Strafgesetz ist aus nichts anderm. Wie nun nicht mehr nötig sein soll, daß öffentliches Ärgernis erregt ist, sondern wie es schon genügen soll, daß die Handlung geeignet ist, öffentliches Ärgernis zu erregen — ihr kriegt ein schönes Strafgesetz! Aber jeder bekommt das Gesetz, das er verdient. Wenn ihr schweigt, haben die Dunkelmänner-Kommissionen mit Herrn Kahl an der Spitze recht, und ihr seid die Dummen.

Ja, nun habe ich also aus den Photographien von „Severing als Subjekt und Objekt der preußischen Polizei" und Fingerabdrücken und „Behördlich nicht beanstandete Aktaufnahme" gelernt, so viel ich daraus lernen konnte. Sehr viel wars nicht. Immerhin: die Polizei modernisiert sich.

Sie lasse sich gesagt sein:

Die besten Einzeldarstellungen der Polizei sind ihre Beamten.

Bayern im Lichte der neuen Zeit

Polizeistrafgesetzbuch für Bayern

Neubearbeitet von Dr. h. c. Hermann Schmitt
Staatsrat im bayr. Staatsministerium der Justiz
Achte Auflage.
C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung
München 1927

Seite 73 Art. 50a

Personen, welche durch fortgesetztes häusliches Zusammenleben in außerehelicher Geschlechtsverbindung zu öffentlichem Ärgernisse

Veranlassung geben, werden an Geld bis zu einhundertfünfzig Reichsmark oder mit Haft bis zu acht Tagen, im Wiederholungsfalle an Geld bis zu einhundertfünfzig Reichsmark oder mit Haft bestraft und sind durch die Polizeibehörde voneinander zu trennen.

Das Konkubinat ist nur vom Gesichtspunkt einer Verfehlung gegen die öffentliche Ordnung mit Strafe belegt und grade mit Rücksicht hierauf das Tatbestandsmerkmal der Veranlassung des öffentlichen Ärgernisses aufgenommen; das anstößige Verhältnis muß also in die Öffentlichkeit treten, d. h. einer unbestimmten Anzahl von Personen, im Gegensatz zu einem individuell begrenzten Personenkreise bekannt werden. Es ist aber nicht erforderlich, daß das Zusammenleben bei dritten Personen tatsächlich Ärgernis erregt hat und daß besondere Umstände vorliegen, durch welche die Aufmerksamkeit auf die Beschuldigten gelenkt wird; das Verhältnis soll nur derart bekannt geworden sein, daß eine unbestimmte Anzahl von Menschen Veranlassung finden kann, daran Ärgernis zu nehmen.

Die Annahme des häuslichen Zusammenlebens bemißt sich nach den Umständen des einzelnen Falles und ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß die Beschuldigten eine im engeren Sinne gemeinschaftliche Wohnung nicht haben, sondern in verschiedenen Zimmern oder selbst in verschiedenen Stockwerken desselben Hauses wohnen. Auch ein mit seiner Ehefrau zusammenwohnender Ehemann kann mit einer andern Frauensperson im Konkubinat leben. Gleichgültig ist, ob das Zusammenleben schon von Anfang an und ausschließlich die Unterhaltung einer außerehelichen Geschlechtsverbindung zum Zwecke hatte. Erforderlich ist das Wohnen in dem nämlichen Hause, nicht aber das tägliche oder auch nur regelmäßige Übernachten in diesem. Der Feststellung einzelner Beischlafakte bedarf es nicht. Ebensowenig setzt der Begriff der außerehelichen Geschlechtsverbindung nur normalen Geschlechtsverkehr voraus; vielmehr genügen auch abnorme oder perverse Akte der geschlechtlichen Befriedigung.

Theaterkritik in der Provinz von C. A. Bobol

Vor kurzem las man in einem Provinzblatt, sozusagen als Gruß zum Beginn der Spielzeit, eine Plauderei, die angeblich „Erlauschtes aus einem Stadttheater" wiedererzählte. Nach der Methode „Einer sagts dem andern" wurde berichtet, wie das Stadtparlament den Theateretat beanstandet, wie der Oberbürgermeister den Intendanten zur Sparsamkeit ermahnt und ihm rät, auf keinen Fall mit seinen Stücken Anstoß zu erregen, wie der Indendant den Darstellern, die sich zögernd einverstanden erklären, die Gagen verkürzt und die Spielleiter auffordert, nur ja für Unterhaltung zu sorgen. Dem Bürgermeister gefällt das neu aufgezogene Theater ausgezeichnet. Die Presse aber murrt und tadelt. Der Bürgermeister hörts, gibt sich einen Ruck und sagt: „Das werden wir gleich haben!" Er läßt den Verleger ans Telephon rufen und meldet ihm: „Guten Tag, Herr X., ich rufe Sie wegen der heute in Ihren Blättern erschienenen Kritiken an, die sind für die Entwicklung unsres Theaters sehr schädlich und gefährden seinen Bestand. Ich hoffe, daß Sie in Zukunft im Interesse unsres Theaters referieren lassen werden. Andernfalls müßte ich mich gezwungen sehen . . ." Der Verleger katzbuckelt und ist außer sich vor Erstaunen, daß so etwas vorkommen könnte. Er kauft sich gleich den Redakteur. Wer die „blödsinnige Theaterkritik" geschrieben habe, fährt er ihn an, über die schon „einige hundert Beschwerden" eingelaufen seien. „Ich nehme an", schließt er seine Rede, „daß Sie in unserm Geschäftsinteresse die daraus nötigen Folgerungen ziehen werden, andernfalls wäre ich gezwungen, Sie wegen geschäftsschädigenden Verhaltens abzubauen!"

*

Die Unabhängigkeit der Kritik ist sicher ihre stärkste und wichtigste Position. Sie bleibt in der Provinz so lange unangetastet, wie der Kritiker sich im Rahmen gewisser Direktiven hält, die zwar nie deutlich ausgesprochen, aber überall angedeutet werden. Überschreitet er diese Grenzen, so fährt schwerstes Geschütz gegen ihn auf, und durch Mittel soll er zu Fall gebracht werden, die man sonst nur aus dem schärfsten Konkurrenzkampf kennt. Man scheut sich nicht, den unbequemen Kritiker durch Vernichtung seiner Existenz unschädlich zu machen. Haben diese Intrigen Erfolg, so kann von einer Unabhängigkeit der Kritik natürlich keine Rede mehr sein.

In solchen Fällen werden Motive aufgedeckt, die gewöhnlich durch Kulturphrasen verschleiert sind. Auch in den subventionierten städtischen Theatern geht es nicht in erster Linie um die Kunst. Die Theaterleiter müssen und wollen zunächst auf eine gewisse Wirtschaftlichkeit hinarbeiten. Oberbürgermeister und Kunstdezernenten, die wahrscheinlich tüchtige Verwaltungsbeamte sind, aber ebenso wahrscheinlich nichts von Kunst verstehen, sind vor allen Dingen an der Ausbalancierung des Etats interessiert. Sie gründen und fördern „ihr" Theater, weil das Bestehen eines solchen Instituts Ansehen bringt. Alles andre müssen sie dem Intendanten überlassen. Und wie es Leuten zu ergehen pflegt, die in Amt und Würden sitzen: Wenn ihnen etwas schief geht, so suchen sie die Schuld einem Sündenbock aufzuwälzen. Die Umstände, die beschränkten Mittel müssen herhalten. Das meiste aber wird dem relativ wehrlosen Publikum aufgebürdet. Das Publikum zeigt nicht genügend Interesse, es ist indolent, ohne Sinn für die Kunst. Der Existenzkampf der Provinztheater ist gewiß nicht leicht. Aber Theater und Publikum haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen; denn sie versagen beide gleich häufig. Wenn das Publikum lieber leichte Stücke sieht als schwere, so kann das auch an der Tatsache liegen, daß das Theater sich der Aufgabe, ein bedeutendes Werk bedeutend darzustellen, nicht gewachsen zeigt, während ihm ein anspruchsloses Stück hübsch gelingt. Es bleibt also zu vermuten, daß die Trägheit der menschlichen Natur sich auch auf das Theater erstreckt. Dem Publikum kann man seine Schwächen nicht ernstlich nachrechnen; denn es ist seiner Natur nach kein Wesen, das bestimmte Forderungen stellt und einem bestimmten Ziele zustrebt. Erst ein Führer kann ihm Sinn und Gehalt nahebringen und ihm Wege und Ziele weisen. Er muß allerdings dabei bedenken, daß aus der Fülle der Möglichkeiten für jedes Publikum nur eine geeignete Auswahl sich realisieren läßt. Kritik und Theater fänden hier im Grunde eine gemeinsame Aufgabe. In der Praxis aber ist es nicht selbstverständlich, auf bedingungslose Erfüllung der künstlerischen Aufgabe zu dringen. Die leitende Idee, deren Suggestivkraft der Durchschnittskritiker unterliegt, ist, nichts zu äußern, was der Wirtschaftlichkeit des Theaters Abbruch tun könnte. Es gilt, das Publikum auf jede Weise ins Theater zu ziehen. Die Stadtverwaltung droht, das Theater zu schließen, wenn es nicht fleißiger besucht wird. Der Kritiker darf nicht „schärfer" schreiben, sonst geht kein Mensch mehr ins Theater, befürchtet er, und mit ihm befürchten es die Auguren. Ein Fehlschlag wird nie als eigner Fehler verbucht. Kaum je wird ein Theaterleiter seiner Stellung enthoben, weil er seiner künstlerischen Aufgabe nicht gewachsen ist. Aber es geschieht sehr häufig, daß er gehen muß, weil er zu viel verwirtschaftet.

Der Kritiker hätte hier eine dankbare Aufgabe. Er hat dazu die nötige Distanz. Er fühlt im Zuschauerraum die Vibrationen, die vom Publikum ausstrahlen. Er muß im voraus empfinden können, was das Publikum braucht, wenn es einmal, nach richtiger Gewöhnung, anspruchsvoller geworden ist. Grade in der Provinz ist seine Arbeit ein Werk für die Zukunft.

Die Erfüllung dieser Aufgabe scheitert in der Provinz zunächst

an den Kritikern selbst. Diese Tatsache hat wiederum einen ernsten wirtschaftlichen Hintergrund. Die Theaterkritik gehört nämlich nicht zu den Sparten, für die der Verlag große Summen auswirft. Der Theaterkritiker in der Provinz wird sehr schlecht bezahlt. Es ist sehr selten, daß ein Fachmann Kritiken schreibt; denn er könnte davon nicht leben. Wenn jemand Theaterkritiken schreibt, so tut er es im Nebenberuf. Im allgemeinen rekrutieren sich die nebenberuflichen Theaterkritiker der Provinz aus den Kreisen der Oberlehrer. Es sind vielfach verständige Leute, die mancherlei über ein Stück zu sagen wissen. Zum Theater haben sie indes meist keine wirkliche Beziehung. Gewöhnlich gilt ihnen mehr das reine Bild und der ausgeklügelte Effekt, den sie mit dem „Einfall" verwechseln. Diese Leute ermüden bald in dem scharfen Kampfe, den der Kritiker, wenn er durchgreifend wirken will, führen muß. Sie haben ihren Beruf, und es wird ihnen auf die Dauer lästig, sich all den Schwierigkeiten und Anfeindungen, die das Nebenamt mit sich bringt, auszusetzen.

Weit gefährlicher aber sind die Lokalredakteure, die im Nebenamt die Theaterberichterstattung übernehmen müssen. Ihre Unwissenheit ist ebenso groß wie die Fadenscheinigkeit ihrer Motive. Ihr Stil und ihre Anschauungen bilden ein unentwirrbares Kuddelmuddel. Mancherlei Gesichtspunkte bestimmen ihr Lob und ihren Tadel. Nur die theatermäßigen fehlen, und deshalb bleibt ihr Urteil stets zufällig und haftet an Nebensächlichem. Sie entdecken dicht unterm Schnürboden eine schadhafte Stelle an der Dekoration. Sie wissen sogar, daß es in frühern Jahrhunderten keine elektrische Beleuchtung gab und stellen entsprechende Verstöße fest. Aber was an schauspielerischer Aktion zwischen Himmel und Erde vorgeht, das ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Das Schema ihres Urteils zeichnet sich etwa so: Anfänger und Gäste ohne berühmte Namen betrachte man mit Mißtrauen. Der Fremde verdient Beachtung, wenn er in der Stadt bleibt. Im übrigen: je größer die Rolle, desto besser die Leistung. Bei alledem fällt persönliche Sympathie oder Antipathie sehr ins Gewicht. Bühnenleiter und Regisseure umgibt ein Nimbus, der sie vor einer abfälligen Beurteilung ziemlich sicherstellt. Da man sie nicht auf der Bühne sieht, weiß man nicht, was sie überhaupt zu tun haben. Man erwähnt sie kurz und lobt sie. Wenn etwas nicht in Ordnung ist, so muß der Schauspieler es ausbaden. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Regisseur, der von den Grundregeln seines Faches nicht einmal eine Ahnung hatte und der durch seine Unfähigkeit die Schauspieler entsetzlich quälte, jahrelang gute Besprechungen hatte und, dank der Gunst des Bühnenleiters, immer wieder Regie führen durfte. Bis sich einer fand, der den Kopf ins Feuer hielt und den Zustand aufdeckte. Im Nu war die ganze Meute mobilisiert: das Theater, das Rathaus, die Presse, alle brachen sie eine Lanze für die gekränkte Unschuld. Und besonders auffallend war die hämische Bereitwilligkeit der rezensierenden Lokalredakteure, die ungeschickten Pamphlete des Angegriffenen zu veröffentlichen und mit vieldeutigen Überschriften zu versehen, die Erwiderungen aber so lange zurückzuhalten, bis eine volle Wirkung nicht mehr zu erwarten war. Immerhin wurde durch die Polemik erreicht, daß der Regisseur seinen Abschied bekam.

Diese Kritiker pflegen eine ungemeine Betriebsamkeit für das Theater zu entfalten. Sie nehmen das Theater zwar nicht ernst, aber sie nehmen es wichtig. Von ganzem Herzen kosten sie die Würde und das Ansehen aus, das einem verständnisvollen, klugen Theaterkritiker zukäme. Sie fühlen sich als Beschützer, als Protektoren des Theaters. In den Theaterausschüssen spielen sie eine große Rolle. Das Wohl der Stadt, ihr Ansehen, ihre „aufstrebende Tendenz" gilt es zu fördern, und über das Wohl der Stadt haben die Behörden und diese Art von Theaterenthusiasten ihre eigentümliche Meinung. Der maßgebende, wirtschaftliche Gesichtspunkt wirkt sich zum Beispiel

so aus, daß ein Sittlichkeitsapostel, der im Schauspiel jedes freie Wort rügt, in der Operette weit schlimmere Zoten unbeanstandet durchgehen läßt, weil die Operette das Geschäft macht. Der Patriotismus löst sich in seine Atome auf und wird zu Lokalpatriotismus. Hinter der Stadtgrenze ist feindliches Ausland. Kritische Betrachtungen über das heimische Theater in Zeitungen der Nachbarorte gelten als Verräterei.

*

Das Theater bemüht sich, die Presse für sich zu gewinnen. Man bestellt gelegentlich Kritiker aufs Bureau oder besucht sie, empfängt sie mit einem Wortschwall, kündet ihnen Verworrenes über die schwere Not der Zeit im allgemeinen und die schwere Not des Theaters im besondern und erklärt alle Mißstände aus der „Kulturlosigkeit" unsres Zeitalters. En gros zieht man die Sache als Presseempfang auf. Es gibt Zigarren, Bowle und gutes Essen. Die Pressechefs der Stadt stoßen jovial mit jedem an und gewinnen dadurch die „guten Beziehungen" zur Presse, um derentwillen sie angestellt sind. Der Intendant hält eine Rede. Er dehnt die Vokale und liebkost sie mehrere Male mit den Lippen, ehe er sie an die Volksversammlung entläßt. Ein älterer Herr flötet ihm zu: „Sie sind ein großer Verführer!" In der Diskussion wird bemängelt, daß ein junger Kapellmeister beim Dirigieren mit den Armen fuchtelte und daß die Lieblingsoper einiger Herren trotz vieler Versprechungen noch nicht aufgeführt sei. Bei der Bowle wird der Intendant vertraulich. Er schwatzt über die Gagen der Prominenten, über die schlechten Eigenschaften derer, die ein neues Engagement haben, und macht hämische Bemerkungen über andre Bühnen. Eine Posse also, bei der niemand wagt, etwas Wichtiges vorzubringen. Auf widerspenstigere Kritiker macht man Chefredakteur und Verleger aufmerksam, die Verständnis haben für das „gemeine Wohl".

Manchmal aber findet sich jemand, der bei seiner Meinung beharrt, daß zur Beurteilung von Kunst nur künstlerische Maßstäbe in Betracht kommen. Er ist weit entfernt davon, einen l'art pour l'art-Standpunkt zu verteidigen. Die Kunst hat ihre Aufgabe ganz zu erfüllen, und sie hat sie ungestört von äußern Einflüssen und Erwägungen zu erfüllen. Ein Kritiker mit solchen Anschauungen wird es für seine Pflicht halten, offen zu reden, ohne Rücksicht auf sich und auf andre.

Einen solchen Unverbesserlichen sucht man bei erster Gelegenheit zu erledigen. Alle „Gutgesinnten" tun sich zu einer Meute zusammen. Das Rathaus schreit auf in sittlicher Entrüstung und entzieht ihm die Referentenkarten. Man wendet sich an seinen Chefredakteur und an den Verleger. Man scheut sich nicht, den albernsten Klatsch und die erbärmlichsten Verdächtigungen zu verbreiten, um ihn „unmöglich zu machen". Und die Zeitung hält ihm die bekannte „Nibelungentreue". Hatte sie bisher die Berichte mit Vergnügen abgedruckt, weil das Publikum Interesse zeigte für die offene Auseinandersetzung, so kommen ihr nun Bedenken. Man könnte dies oder jenes verderben, wenn man die Machthaber kränkt. Ein Irgendetwas, das mit dem Theater gar nicht in Zusammenhang steht. Man meint schließlich, die Polemik sei Privatsache des Kritikers, und überläßt ihn seinem Schicksal. Es gibt keine üblern Leisetreter als die mehr oder weniger bürgerlichen Provinzzeitungen. In tausend Verwandlungen ist der Buchdrucker Aslaksen wieder auferstanden. Ein bißchen Krakeel gehört zum guten Ton, solange es sich um Nebensächliches handelt. Aber in den Kernpunkten sind sie zahm. Nur keine prinzipielle Gegnerschaft! Nur keine Entscheidungen! Das könnte zu Unannehmlichkeiten führen.

So sieht die Freiheit und Unabhängigkeit der Kritik in der Provinz aus.

Gottfried Benn oder Die Grenze der Literatur

von Wolf Zucker

Gottfried Benn, Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in der Gneisenaustraße, daneben Dichter und kritischer Essaist, braucht nicht vorgestellt zu werden. In allen Geschichten der modernen Literatur wird er fast als ein Führer genannt, obwohl er nur sehr sparsam veröffentlicht. Jetzt liegt ein neuer Band von ihm vor: Gesammelte Prosa (Gustav Kiepenheuer Verlag). Und dieser Band, der neben 133 Seiten erzählender Prosa 95 Seiten der bissigsten, zerquältesten, blasphemischsten Bemerkungen zur Kultur der Gegenwart enthält, kann als Schlüssel zum Wesen Gottfried Benns und zugleich zum Wesen eines bestimmten Geistestypus gewertet werden. Gottfried Benn darf für seine Spritzen und Salben ein breiteres Publikum fordern als für seine höchst esoterischen Schriften, aber als Typus bestimmter neurologischer Reaktionen, als Experiment eines seltenen aber nichtsdestoweniger allgemeingültigen Lebensgefühls, nämlich des hymnischen, ist er von allgemeinstem Interesse.

Wie eine kabbalistische Geheimschrift muß sein Buch von hinten gelesen werden. Was findet man? „Epilog und Lyrisches Ich" heißt der letzte Aufsatz. Autobiographisches, ein junger Psychiater, der das Interesse am Einzelnen verlor, der Hautarzt wurde, weil dabei die Individualität des Kranken, auf die einzugehen ihm quälend ist, bedeutungslos bleibt. Abgleiten in das „Glück des Namenlos", in den Zustand, da es keine Entfremdung mehr zwischen Subjekt und Objekt gibt, in das schrankenlose Assoziieren; Heranholen von vergangenheitsschweren Bildern, von verborgensten Fachausdrücken der Mythologie und der ärztlichen Kunst, um den Rausch der „morphischen" Stunde zu erlangen. Psychiatrisch gesprochen: Introvertiertheit, schizoide Depersonalisation —, das sind sehr schöne Worte.

Aber mit der psychiatrischen Einordnung ist wenig gewonnen. Benn bekennt sich ja bewußt, vielleicht zu bewußt, zu diesem Typus, ohne deshalb zu meinen, daß seine Assoziationsreihen, die sich von den Südseeinseln bis zur Akropolis, vom Levkoienzweig bis zur tertiären luetischen Erweichung erstrecken, reine Privatsache seien. Sondern er läßt seine Bücher erscheinen, zwar ohne Hoffnung auf Resonanz hinausgesandt, aber doch jedermann zugänglich.

Das ist schwer zu verstehen. Am leichtesten noch in den kritischen Aufsätzen. Blättern wir den Band weiter nach vorn. Der Aufsatz „Summa Summarum", zuerst in der ‚Weltbühne' erschienen: ein herrlich pathetisches Ausspeien vor der sogenannten Arbeit des Künstlers für die Gemeinschaft. Interviews, Umfragen wie: „In welchem Kapitel lassen Sie ihn im allgemeinen ihr das Du anbieten?", Ehrenplatz in der Akademie? „Nein, ich will weiter meine Tripper spritzen, zwanzig Mark in der Tasche, keine Zahnschmerzen, keine Hühneraugen, der Rest ist schon Gemeinschaft, und der weiche ich aus . . . Gedicht

ist die unbesoldete Arbeit des Geistes, der fond perdu, eine Art Aktion am Sandsack: einseitig, ergebnislos und ohne Partner —: evoë!" Dazu dann als Gegenstück die imaginäre Ansprache eines imaginären Oberbürgermeisters Böß an den Dichter Döblin, in der er ihm unter Berufung auf die Trümmer Babylons und griechische Vasenfragmente eine Staatsanstellung, Gehaltsklasse XII mit Zulagen, anbietet; ein Bekenntnis gegen die Technik, gegen den Rekord, allein für den Geist. Weiter rückt Benn, da er die antinomiale Struktur nicht nur des Lebens, sondern auch der „reinen" Wissenschaft durchschaut, mit blasphemischem Spott von der Medizin, seinem Broterwerb, ab. „Medizinische Krise", das ist nicht nur das hilflose Herumraten eines manchmal erfolgreichen Handwerks, sondern bei Benn die Bankerotterklärung unsres ganzen begrifflichen Denkens.

Aber was dann, wenn nicht Begriff? Hier erhebt das hymnische Ich mit seinem Versuch, eine chaotische Totalität in seltenen „Kongestionen" zu erleben, seinen Anspruch. Und alle erzählende Prosa Benns hat die Absicht, solche Totalitätserlebnisse zu zeigen und die Mittel zu ihrer Erlangung vor dem Geist zu rechtfertigen. Benns Held, der Nervenarzt Rönne, verliert jede Beziehung zur gegenständlichen Welt. Das ist der Inhalt, vielfach gezeigt, immer wieder variiert. Aber dieses Verlieren in einem Nichts ist das Totalitätserlebnis, coincidentia oppositorum.

Nun aber ist eines merkwürdig: Der Auflösungsprozeß wird überzeugend und eindringlich dargestellt, aber doch dargestellt an einer konkret gegenständlichen Welt. Und fast ist die Feststellung, nicht mehr teilzuhaben an jener Welt, ein liebevolles Bedauern. Der Arzt Rönne will manchmal sich Positionen erobern, die die andern Menschen so bedenkenlos, so zufrieden in ihrem Einerseits-Andrerseits halten. Und wenn dann solche Position umrissen wird, ist sie neiderregend diesseitig, stofflich und begrenzt. Etwa ein Jäger: „Er scheute sich nicht, durch grüne Joppe und Hornknöpfe Aufschluß über sein Gewerbe jedem Vorübergehenden zu geben. Er war wetterhart und gebräunt und einen kräftigen Schluck zum zweiten Frühstück, jawohl die Herren, und noch einmal! Er erzählte in einem größeren Kreise von dem Sechserbock, wie er den Drilling an die Backe nahm, und das Silberkorn flimmerte in der Kimme... er nickte bedächtig, schüttelte mit dem Kopf und sprach starken Atems in die rauhe Morgenluft... Nun erkrankte ihm vollends sein Kind; an einem Frühlingsmorgen, das junge Geschöpf! Er schluchzte mit seinem Weibe; aber mit dem kurzen Daumen des Broterwerbers strich er sich durch den Bart, den Schmerz zu meistern..."

Seltsam, daß so etwas Benn gelingen kann: Der kurze Daumen des Broterwerbers ist so dinglich und einmalig, wie soll es von ihm einen Weg „in Fernen, in Reiche" geben? Er ist dem Hymnischen so diametral entgegen gerichtet, so freundlich, — die nächtliche Stunde, der Flug durch Äonen kann nicht erfüllter sein.

Aber Benn wagt den Flug doch. Er verliert das Interesse an der verbalen Konstruktion, weil sie ja Handlung und Fortgang gibt; auch die Adjektive, die nur eine Konkretheit romantisch-zärtlich umflimmern, müssen verschwinden. Bleiben darf nur das Substantiv, trächtig von Inhalt und Assoziation, manchmal sich mildernd durch eine adverbiale Figur. Dieser Flug führt bis an die Grenze des Wortsinns, aber vielleicht schon über die Grenzen der Literatur hinaus. Benn verlangt vom Leser eine assoziative Mitarbeit, die ebenso intensiv sein mag wie die Anteilnahme eines Gläubigen bei einer Methodistenversammlung. Aber auch ebenso gesetzlos, unkontrollierbar und gestaltlos. Die Gedichte Benns sind ekstatische Konfessionen, immer wieder erschütternd durch die Intensität, mit der sie jenes chaotische Ursehen fassen und halten wollen. Aber im Grunde ist ihre Aufzeichnung doch ein monomaner Akt, einsam, ergebnislos und ohne Partner —: evoë!

Jener Maler bei Balzac, der sein Meisterwerk in unermüdlicher Arbeit durch ein phantastisches Liniengewirr auflöst und zerstört, wäre für Benn keine abschreckende Figur. Eher eine Art Vorbild. Unendliche Regression, Zerstörung der Dinglichkeit, Einklammerung aller Inhalte —: letzte und einzig konsequente Herauftreibung des Expressionismus, die Grenze der Literatur.

Jack Hylton von Hans Reimann

Hylton wird stark überschätzt. Er ist gut — gewiß. Aber zur Begeisterung liegt kein Anlaß vor. Mit geschlossenen Augen und unter Ignorierung des Etiketts kann ein leidlich bewanderter Grammophonist mit Bestimmtheit sagen: „Das ist eine Hylton-Aufnahme". Bei Whiteman kann er es auch. Infolge gewisser Geistreichigkeiten und Stilisierungen. Die Film-Leute in Hollywood haben sogenannte gagmen. Das sind Männer, die Einfälle beizusteuern kontraktlich verpflichtet werden. Whiteman arbeitet mit einem Stab von gagmen. Seine Gagmänner strotzen von gag. Es ist nicht nötig, daß er sämtliche Einfälle selber hat. Hauptsache ist, daß er weiß, wo ein Einfall hingehört. Hylton hat dem großen Kollegen allerhand abgeguckt. Erreichen wird er ihn schwerlich. Bei Whitemans Aufnahmen freut man sich der aufsteigenden Linie. Er wächst von Monat zu Monat, seine Platten werden immer kultivierter und intelligenter; ja sie rühren bisweilen an Literatur. „Chloë", die letzte Electrola-Platte Whitemans (EH 221), im Aufbau der „Madonna" ähnlich, teils bizarr, teils ergreifend, lasse man nach Hyltons Paraphrase über „Ich küsse Ihre Hand, Madame" (EH 240) laufen, und man wird der Armseligkeit Hyltons inne werden. Ich merke bei ihm keinen Fortschritt. Er fiedelt und bläst und ist munter und unbekümmert und lockt vernickelte Strahlen aus seiner trefflichen Truppe. Doch es fehlt jener kleine Stich, die künstlerische Meschuggenheit, eine sanfte Intimität mit Iazzyntha, der Göttin moderner Musik.

Ich greife willkürlich neunzehn Platten Hyltons heraus, spiele sie hintereinander und beklage das Resultat: die älteste ist weder besser noch schlechter als die jüngste. Wäre die älteste ideal und in jeder Beziehung unüberbietbar — schön. Leider ist sie ebenso mittelmäßig-nett wie die neueste.

Hylton erscheint bei der Electrola (Whiteman seit einiger Zeit bei Columbia). EG 122 („One smile"), eine sympathische Melodie, könnte von heute sein. Sehr hübsch. Die Schlager (oft auf klassischer Basis wie das bekannte „Ice cream", einfach aus „Zampa" genommen) haben ein Gemeinsames: drei variierte Strophen. Und in dem Variieren zeigt sich die Qualität des Orchesters. Etté schmettert die drei Strophen halt herunter, wechselt die Besetzung, gibt die mitpfeifbare Stimme bald den Tenor-Saxophonen, bald den Streichern oder den Bässen und bildet sich ein, das Seine getan zu haben. Whiteman geht mitunter so weit, daß er die Melodie ausspart und lediglich im Rhythmus andeutet oder in Arabesken auflockert oder ein Moderato witzig in Presto umkippt. Hylton spritzt und sprüht Metall-Fäden, stöpselt die Blasinstrumente zu, hat fidele Laune oder heuchelt sie, läßt keinen Millimeter ungenutzt verstreichen und räumt dem Flügelmann einen lieblichen Acker ein. Im Variété vergißt er, was variété bedeutet, und exekutiert Nummern, die einander im Tempo wie im Bau gleichen wie die Straßenbahnwagen. Auf der Platte ist er wesentlich reifer und abwechslungsreicher. Hat man ihn dirigieren gesehen, ist man geneigt, ihn für einen relativ goldigen Kerl zu halten, der aus lauter Übermut herumhupft. Der Übermut entpuppt sich beim zweiten Anhören Hyltons als Routine. In der Garderobe der „Scala" sprach ich ihn vor seinem Auftreten. Finstern Angesichts warf er sich in Gala. Fröhlichen Gemüts amtieren seine Leute. EG. 140 ist eine flotte Sache. EG. 307 ist eine flotte Sache. EG. 310 ist eine flotte Sache. EG. 399 ist eine flotte Sache. Es sind durchweg flotte Sachen. Die Begleitung könnte von einem Ozeandampfer stammen. Die Kolben arbeiten. Ja, es kolbt. Es kolbt und hackt und schüttert. Das alte, ehrliche Hmtata auf neusachlich.

Auf „The selfish giant" und „The three bears", die vor Gershwins „Rhapsodie in blue" gen Deutschland drangen, bin ich hineingeschliddert. Wohl spürte ich den Richard Wagner heraus, aber nicht die hohle Mache. EG. 577 („Muddy water") gelang über Erwarten glücklich, EG. 653 war begeisternd trotz abgestumpfter Effekte (als sei Jemand mit Löschpapier drüber gekrochen), EG. 663 strahlte vor Metall und glänzte durch magischen Refrain-Gesang, EG. 678 verkletterte sich zu schwindelnder Höhe (die wirklich scharmant abgewandelte „Miß Annabelle Lee"), EG. 740 („Persische Rose") bildet schlechthin den Gipfelpunkt in Hyltons Produktion (geschmackvollste Verquickung von Kimball-Orgel mit Saxophonitis), EG. 781 (Krausz' entzückender Tango „Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären", eine solide und rassige Arbeit) spornte ihn zu einer Höchstleistung an. Auf die „Begleitung" legte er — wie stets — zu wenig Gewicht. Nie war sie Maßarbeit. Bequem von der Stange gekauft. Offenbar hat er keinen Sinn dafür. Offenbar ist er zu primitiv, zu grob, zu robust, zu bäuerisch.

Ich weiß, ich gehe zu streng mit ihm ins Gericht. Eine Hylton-Platte dauert, beide Seiten, zweimal dreieinhalb Minuten. In diesen sieben Minuten liefert er — konzentriert — sein Bestes. Sein Personal ist Das, was er selbst ist. Orchestermitglieder sind Ton in Töpfers Hand. Der Dirigent hinwiederum ist Ton in eines höhern Töpfers Hand. Hylton töpfert von der Leber weg. Wenn er ein Deutscher wäre, würde er zweifellos unentwegt Rheinlieder blasen lassen. Mit Inbrunst kniet er sich ins Gemüt hinein. Er hat einen Hang zu künstlicher Sonne und zu grünen Reben und zu unorganischen Kinkerlitzchen. Er kann keß sein. Er kann Leuchtkugeln zum Steigen bringen, die den ganzen Salat beleuchten. Er hat Sinn für Komik und hat Sinn für Synkopen, also für Synkomikopen. Wir wollen nichts gegen ihn haben. Denn er ist ahnungslos. Ein verdorbener Simpel, der aus Wollust musiziert. Allmonatlich schleudert die Electrola seine Platten auf den Markt. EG. 843 und EG. 850 sind um kein Haar wertvoller

als die Anfänge. Er hat nichts zugelernt. Wird er zulernen? Machen wir ihn nicht befangen. Er duftet nach ländlichem Asphalt, nach städtischer Scholle. Eine Kreuzung aus Etté und Whiteman. Von dem einen hat er die Doofheit, von dem andern die Gerissenheit. Vielleicht gar keine üble Mischung.

In seinen Paraphrasen enthüllt er sich schonungslos. Es sind keine Paraphrasen, sondern Quatschereien. Beim „Glühwürmchen" Paul Linckes hat er nicht einmal das Original kapiert. Und wenn er seine Orchestermitglieder auf Tour um den Erdball schickt, gelingt ihnen Ungarn ebensowenig wie Schottland. Parodien für die Galerie; unter Verkennung der Basis. Und das herrliche „Ol'man river" wird unter seinen plumpen Händen ganz und gar verstümmelt. EG. 983 bedeutet sogar einen Abstieg. In der zweiten Hälfte sind bescheidene Ansätze vorhanden; der Rest ist Gekreisch und Geräusch ohne Sinn. Eine halblaute Nadel genügt. Starkton-Nadeln potenzieren das Nichts. Keine Stelle, wo man albern lächelt. Keine Stelle, wo einem das Herz überfließt. In billigstem Fett gebackene Pfannkuchen ohne Füllung. Hart und kalt. Ab und zu reißt er seine Mannen hoch, als gelte es, die Gralsburg zu stürmen. Dann erweist sich, daß es eine Patjomkinsche Burg war, und daß das Hochreißen nichts auf sich hatte: ein Übergang von der zweiten zur dritten Strophe. EG. 1068 (mit einer faden, abgestandenen, deprimierenden Rückseite namens „Ukulele") hat einen verheißungsvollen Beginn und ist überhaupt mit diskreteren Mitteln gezeugt. Legt man jedoch nach den Hylton-Platten eine Whiteman-Platte auf (beispielsweise die unwahrscheinlich süße Columbia 4951: „Get out and get under the moon" und „Constantinople"), so wird einem klar: Whiteman hat Nerven — Hylton hat einen gesunden Magen; Whiteman hat Kultiviertheit — Hylton hat Freude am Krach; Whiteman liebt das Delikate — Hylton liebt das Sousaphon; Whiteman ist zum Genießen — Hylton ist zum Tanzen.

Whiteman ist Alfred Polgar — Hylton ist Gustav Hochstetter.

Madonnengesichter von Joachim Ringelnatz

Schwer zu ertragen
Ist Dummheit, wenn sie verschlagen
Ist oder sich überhebt.
Aber im Grunde der Dummheit lebt
Das wehrlos Naive.
Der Dummheit schöne Tiefe

Ist kein Loch.
Hat sie doch
Keinen richtigen Rand
Wie etwa Löcher in Strumpf, Flöte, Sand.

Huren, sich einsam zur Weihnacht berauschend;
Wassermädchen, den Gästen lauschend;
Mägde, die wartend vorm Haus stehn,
Können ergreifend schön aussehn.

Je mehr Verzicht
Aus der Dummheit spricht,
Desto tiefer neigt
Desto höher steigt
Sie. — Warum zagte der Dichter
Vor dem Titel „Madonnengesichter"?

Arma virumque . . . von Harry Kahn

Waffen und Männer besingen: damit wird es ja nun wohl Matthäi am Letzten sein. „Siegreich woll'n wir Frankreich vergasen", — das hört sich, auch ohne den überzähligen Versfuß, nicht sehr tyrtäisch an; und zur Abfassung einer Phenylcarbylaminchlorid-Epopöe wird sich, schon aus Mangel an einschlägigen Kenntnissen, schwerlich ein Vergil finden. Man darf annehmen, daß das einzige literarische Erzeugnis des „nächsten letzten Kriegs" die Verlustliste sein wird, sofern man nicht vorziehen wird, zwecks Zeit- und Papierersparnis bloß eine Liste der Überlebenden herauszugeben. Waffentat und Männerkampf, schon heute kaum mehr als romantische Metaphern, werden morgen, vor der infernalischen Realität des integralen Maschinen- und Chemikalienkriegs, nicht einmal mehr das sein. Vor fünfunddreißig Jahren hat Bernhard Shaw auf seine Weise „Arms and the Man" besungen, sein Spottlied auf „Heldentod" und „Schlachtenruhm" gepfiffen. Man hielt es grade gut genug für einen Operettentext und betete begeisterten Auges und gekrümmten Rückgrats weiter die Operettentenöre an, die forsche Kavallerieattacken ritten und Arien vom „trocknen Pulver" und dem „Feld der Ehre" schmetterten, bis das Pulver losging und die rote Saat auf besagtem Feld aufging. Es mußten erst zwölf Millionen Leichen in allen Fluren und Fluten des Planeten verfault sein, ehe sich die Menschheit die Frage vorlegte: „What price glory?"

Wenn dem Iren Shaw der Ruhm zukommt, zum ersten Mal und als dergleichen noch für himmelschreiende Ketzerei galt — die immerhin keinen kaiserlichen Zörgiebel mobil machte — von der Bühne hohnlachend auf die Fragwürdigkeit der militärischen Phraseologie hingewiesen zu haben, so gebührt den Amerikanern Anderson und Stallings das Verdienst der direkten Fragestellung nach Wert oder Unwert des staatlich organisierten und kirchlich sanktionierten Massenmords. Warum der Deutsche Zuckmayer, der doch vom eignen Fronterlebnis her kein Freund des Kriegs und kein Feind handfester Ausdrucksweise ist, den feigen Filmverleihern folgte, die jene aufpeitschende rhetorische Frage des Originaltitels zu „Rivalen" verbessert, vielmehr: verwässert haben, das ist nicht einzusehen. Die Spuren von Konstanzens Verhalten konnten ihn eher ermuntern als erschrecken. Jedenfalls läßt das den Verdacht aufkommen, daß er auch im Text dem Etappenidyll mit seinem massiv-goldenen Soldatenhumor eine verbreiternde Vorliebe, dem Grausen des Schützengrabens dagegen eine mildernde Stiefväterlichkeit zugewandt habe. An wem es aber auch liegen mag: einer der beiden ersten Akte ist bestimmt zuviel und nur dazu da, dem verstorbenen Freiherrn von Schlicht ausgiebigere Gelegenheit zu einer fröhlichen Urständ in Khaki zu geben. Die simplen Vorgänge des Stücks sind ja aus dem großartigen Film bekannt, der, nach (nicht vor) ihm gedreht, bahnbrechend wurde für den in seinen Wirkungen immerhin höchst erfreulichen Geschäftspazifismus

Hollywoods: das Geraufe der beiden Allerwelts-Reisläufer Flagg und Quirt um Etappenbudikers Töchterlein und dessen auf fünfhundert Franken normierte Virginität. Der Film ist, sportlich zu reden, um Klassen besser als das Stück; nicht bloß weil er die beiden Kampfhähne zu vollerem Leben rundet und den Kampfhandlungen zu dem ihnen gebührenden Akzent verhilft, sondern in der Hauptsache darum, weil der Horizont der Herren Anderson und Stallings nicht weit genug, ihre Gestaltungsfähigkeit nicht dichterisch genug ist, um die Gewalt des Kriegserlebnisses in Worte umzusetzen. Hier hätte der mit dem Preis des größten Kriegsdramatikers der Weltliteratur gekrönte deutsche Poet allerhand tun müssen, um den Titel eines „Bearbeiters" auch zu verdienen. Aber er hat sich damit begnügt, die Schnauze von Tommy Atkins' Bluts- und Kampfbruder in die Form zu bringen, in der der Schnabel von Orje Schulze gewachsen wäre, wenn er als „Schorsch" bei den hessischen Hundertsiebzehnern (genannt „die Viehmörder") gestanden hätte. Vielleicht hätte auch Piscator mancherlei dazu tun können — durch Verdichtung von Szene und Tempo, durch psychologisch stärkere Konturierung der Hauptfiguren —, daß das Stück einen geistigeren Hintergrund erhielt, für den man gern die Baukastenhäuserchen und den Landkartenprospekt Nehers im szenischen Fond drangegeben haben würde. Ganz zu schweigen von dem Schlußeffekt des diesmal vertikal über die Bühne laufenden Bands, dessen trotz aller Abgekämpftheit mit dem üblichen Song wieder zur Schlachtbank marschierender Soldatenhaufen die Herzen aller Heimkrieger höher schlagen lassen und so grade dem entgegenarbeiten muß, was zumindest dem militanten Pazifisten vom Nollendorfplatz doch wohl zunächst am eignen Herzen liegt. Im Großen und Ganzen aber hat er gute Arbeit getan und gezeigt, daß er nicht nur anders kann, sondern daß er überhaupt etwas kann und weder politische noch technische Mätzchen nötig hat. Vor allem kann er besetzen: Albers den Quirt zu geben war nach dessen Leistung in „Verbrecher" kein allzukühnes Wagnis, aber doch ein ausgezeichneter Griff; Kortner und die Bard ergaben sich allerdings bereits durch ihre äußere Ähnlichkeit mit MacLaglen und der del Rio. Denen kommen beide recht wenig gleich in der innern Deckung mit ihren Rollen, aber besser ist das ganze Trio in Berlin sicher nicht und auch anderwärts schwerlich auf Bühne und Beine zu stellen, mit welch letzteren übrigens Maria Bard sicherer und abwechslungsreicher agiert als mit ihrem meist in stereotyper Mimik befangenen Gesicht. Neben dem ulkigen Bressart und dem deftigen Speelmans bot die beste Charge Kalser.

Der am Tag darauf als Regisseur im Berliner Theater ziemlich versagte. Seine „Helden" litten — trotz Valetti und Gülstorff — unter Fehlbesetzungen und Stilschwankungen. Er konnte sich nicht entscheiden zwischen Posse und Lustspiel, wo ein aufs Ganze gehender und sehender Spielleiter wohl ein Drittes, nämlich entschlossene Groteske gegeben haben würde. Schade: grade in diesem Augenblick

wäre es von besonderer Bedeutung gewesen, dieses immer noch höchst „erquickliche Stück" zu einem vollen Erfolg zu führen. Denn von „Helden" bis zu „Rivalen" — das ist wie ein abgeschlossenes Kapitel Kulturgeschichte. Was sich zwischen den Pritschenschlägen der Verulkung von Waffenhandwerk und -handwerkern und dem Keulenschlag der Frage nach dem Wert ihres Ruhms vollendet, das ist nichts mehr und nichts weniger als der Abgesang, das Satyrspiel zu der heroisierenden Literatur vom Männermord für König und Vaterland.

Schöne Künste von Morus

Der Fall Moufang

Arbeitslosendebatten jucken. Auch wenn man gar nicht erst daran denkt, wie es den zweieinhalb Millionen Menschen geht, die heute mit ihrer Familie von hundert Mark Arbeitslosenunterstützung den Monat leben müssen, und nur die volkswirtschaftlichen und steuerlichen Folgen dieses Zustandes erörtert: es ist doch so, als ob man zu lange neben ungewaschenen Leuten gesessen hat.

Zum Glück hat die öffentliche Debatte dieser scheußlich proletarischen Dinge nur achtundvierzig Stunden gedauert, und gleich hernach haben wir wieder in reinen und edleren Problemen baden können. Daß Bruno Walter um jeden Preis in Berlin gehalten werden soll, ist gewiß erfreulicher zu hören, und auch die musikalisch Uninteressierten können mit Eifer die Frage diskutieren, ob ein Dirigent nach göttlichem und menschlichem Recht für sieben Monate hundertfünfzigtausend Mark bekommen darf. Wahrscheinlich verdient Herr Walter mit dem Einüben und der Wiedergabe mehr als sämtliche Komponisten, deren Werke er uns vorspielt, zusammengenommen während eines Jahres verdient haben. Aber es ist nicht recht einzusehen, weshalb sich grade die Hornbrillen darüber so erregen, wenn Kunststars Stargagen bekommen. Solange eine erhebliche Anzahl von Bank- und Industriedirektoren, die meistens gar keine Stars sind, sondern nur Glück und Konnexion gehabt haben, Hunderttausende im Jahr verdienen, sollte man nicht gleich die Contenance verlieren, wenn auch ein Kunstmensch einmal unter die Großverdiener gerät. Zumal einer, der das höhere Gehalt seinem Haus leicht wieder einbringt.

Aber ein bißchen gelbgrüner Neid ist noch immer besser, als wenn die Kunstleute anfangen, unter der Devise „Alle für Einen" Solidarität zu mimen. Dann wirds schlimm. Denn man gutachtet und protestelt ja nicht nur über Kunstdinge, sondern über Fragen und Vorgänge, von denen die Protestanten keine Ahnung haben und nicht einmal den Versuch machen, sich vorher zu informieren.

Ein Musterbeispiel dafür bietet die Affäre des Herrn Moufang. Der Direktor der Staatlichen Berliner Porzellanmanufaktur, Moufang, ein süddeutscher Zentrumsmann, also einer Menschengattung angehörig, die auch in Preußen nicht grade bösartigen Verfolgungen ausgesetzt ist, wird eines Tages vom Handelsministerium entlassen. Die Verabschiedung spielt

sich in den honnettesten Formen ab: das Ministerium schützt Gesundheitsrücksichten vor und bemüht sich, den Abgang so unauffällig wie möglich zu machen. Als die Presse aufmerksam wird, gibt man zu, Unregelmäßigkeiten seien vorgekommen. Darauf große Empörung. Ein Mann wie Moufang, der mindestens ein Dutzend neuer Porzellanmodelle beschafft hat, soll Unregelmäßigkeiten begangen haben? Nimmermehr! Bureaukratische Schikanen stecken dahinter, nichts weiter. Das Ministerium prüft und untersucht monatelang, sehr sorgfältig. Moufang gibt zu, daß er üble Dinge auf dem Kerbholz hat, akzeptiert die fristlose Entlassung ohne Pension und ist froh, daß man ihn vom Staatsanwalt verschont. Aber privatim setzt er eine Rettungsaktion in Bewegung, und schon ist der flammende Protest da. Die Unterschriftenliste geht herum, alle setzen sie ahnungslos ihren Namen darunter: der alte Liebermann und Slevogt, Bruno Paul und Orlik, Oskar Kaufmann und César Klein, Georg Kolbe, die Käthe Kollwitz und ein paar Dutzend andrer Prominente. In allen Gazetten erstrahlt die Lobeshymne auf Moufang:

> Nachdem nun durch plötzlichen Eingriff der Aufsichtsbehörde eine weitere fruchtbare Tätigkeit des bewährten Leiters unterbunden werden soll, sehen sich die Unterzeichneten gedrängt, auf die Gefahr hinzuweisen, daß die staatliche Manufaktur wiederum der frühern Bedeutungslosigkeit verfällt. Es muß unbedingt ein Zustand geschaffen werden, der im Betriebe der Manufaktur die künstlerische und technische Leistungsfähigkeit über die Erfüllung bureaukratischer Formalien stellt.

Nach solchem Alarm bleibt dem Handelsminister Schreiber nichts andres übrig, als auszupacken und vor dem Landtag darzulegen, welche bureaukratischen Formalien Herr Moufang vergessen hat zu erfüllen: er hat, bei 30 000 Mark Gehalt, sich vertragswidrig 25 000 Mark Spesen gemacht; während er rücksichtslos Arbeiter heraussetzte, seinem Bruder für eine Sinekure 10 000 Mark zugeschanzt, Brief und Akten gefälscht, nachträglich Belege und Quittungen angefertigt, auf Staatskosten Privatbücher drucken lassen und, um dabei noch den erfolgreichen Kaufmann zu markieren, Defizitbilanzen in Gewinnabrechnungen umfrisiert. Obwohl das Ministerium reichlich lange mit der vollen Wahrheit hinterm Berge gehalten hat, hätte es doch wohl dem Präsidenten der Akademie oder dem Direktor der Kunsthochschule rechtzeitig Auskunft gegeben und ihnen die Blamage erspart. Aber keiner der vierzig Protestler ist offenbar auf die Idee gekommen, das Ministerium anzutelephonieren und sich auch einmal bei der Gegenseite über die Meriten des Herrn Moufang zu erkundigen.

Es wäre sehr verfehlt, den Reinfall auf Konto Kunst und Weltfremdheit zu schieben. Was hier Maler, Bildhauer und Architekten veranstaltet haben, hat im Grunde genommen mit Kunst überhaupt nichts zu tun. Es ist nur ein Spezialfall der deutschen Vereinsmeierei. Wenn ein Apfelsinengrossist wegen einer Prügelei in Haft genommen wird, dann protestiert der Reichsverband der Apfelsinengrossisten, weil der deutsche Südfruchthandel in Gefahr ist. Und wenn ein Kunstgewerbler die krummsten Geldmanipulationen macht, dann ist die Kunst

und das „Emporblühen des deutschen keramischen Gewerbes" in Gefahr. Den Dreh kennen wir. Man sollte auf jede Unterschrift zahlungskräftiger Aufrufer eine Proteststeuer von 100 Mark erheben; dann werden sie sichs vielleicht durchlesen, bevor sie ihren Namne druntersetzen.

Abteilung Brandenburg

Die hübschen Dinge, die Heinz Jäger kürzlich in der ‚Weltbühne' über die deutsche Luftfahrt berichtet hat, finden auch im Reichsetat ihren Niederschlag. Das Verkehrsministerium, dem die Beherrschung der Lüfte anvertraut ist, ist zwar mit Zahlen etwas karg; es liebt nicht, das deutsche Volk und womöglich das Ausland mit unnützen Spezialangaben zu beunruhigen. Aber dafür ist die Summe, die unter dem Strich steht, um so vielsagender. Die „allgemeinen Bewilligungen auf dem Gebiet der Luftfahrt" sollen im neuen Etatjahr von 24 auf 43 Millionen gesteigert werden. Ein kühner Sprung, würdig eines Tirpitz.

Der Admiral des Luftozeans, dem diese Millionen unterstehen, ist der Ministerialdirektor Brandenburg. Man hat schon viel von ihm rühmen hören, und seine Autorität kennt keine Grenzen. Das System Brandenburg regiert unumschränkt, wer sich ihm, in der Verwaltung und in der Industrie, nicht fügt, ist erledigt. Wer aber einmal Gnade vor seinen Augen gefunden hat, dem ist geholfen, denn die 43 Millionen sind in Wirklichkeit ein einziger Subventionsfonds, aus dem die Motoren- und die Flugzeugindustrie, Konstrukteure und Unternehmer gespeist werden. Von Brandenburg hängen selbst die Nationalheiligen von Friedrichshafen ab. Ohne Brandenburg gibt es keinen Aufstieg, weder für ein Zeppelinluftschiff, noch für eine Flugzeugfabrik.

Brandenburg ist selbstverständlich nur Fachmann, die Politik ist seinem Herzen fremd. Daher kommen denn in seiner Ministerialabteilung die merkwürdigsten Zufälligkeiten vor. Im vorigen Rechnungsjahr wurden beispielsweise vom Reichsverkehrsministerium auch die Automobilklubs subventioniert. Die beiden vornehmen schwarz-weiß-roten Klubs, der Allgemeine Deutsche Automobil-Klub und der Automobilklub für Deutschland erhielten vom Reich, ohne daß der Reichstag oder gar die Öffentlichkeit davon unterrichtet wurde, eine Subvention von 400 000 Mark. Als man nun bei der Rechnungslegung sich danach erkundigte, weshalb — wenn schon, denn schon — nicht auch der unter republikanischer Flagge fahrende Deutsche Automobilklub sein Scherflein abbekommen habe, gab Ministerialdirektor Brandenburg die treffende Antwort: weil die Herren vom Deutschen Automobilklub nicht bei uns vorstellig geworden sind.

So sparsam und gerecht geht es im Bereich des Herrn Brandenburg zu. Kühne Träumer haben sich einmal der Erwartung hingegeben, daß unter einer sozialdemokratischen Regierung für einen so vortrefflichen Ministerialdirektor kein Platz wäre. Aber man soll eben nicht träumen. Hie gut Brandenburg allewege!

Bemerkungen

Anonyme Briefe

Lieber Rudolf Leonhard!

Ich habe keinen schlechten Schreck bekommen, als das dicke Paket angekommen ist: ein Stück! ich soll ein Stück lesen —! Wenn Sie wüßten, wie das ist... aber Sie wissen es, denn Sie sind jahrelang Lektor im Verlag der „Schmiede" gewesen, die Ihre Arbeit nie verdient hat. Die Beschwerlichkeit, zweihundert Schreibmaschinenseiten zu durchackern; die Langeweile; die Schwierigkeit, ein Land fremder Phantasie mit eignen Gedanken zu bevölkern — denn dies allein ist: lesen; die etwas resignierte Geste, mit der man das Ganze zuklappt — und dann der saugende Blick des Autors: wie hat es dir gefallen? wie ist es mit mir? bin ich nicht ein begabtes Kind? die fade Lüge, die man dann sagen muß ... es ist nicht sehr heiter.

Sie haben ein ausgezeichnetes Theaterstück geschrieben, Rudolf Leonhard.

Es heißt „Anonyme Briefe" — und es zeigt, wie eine ganze Stadt unter den Hagelschauer jener kleinen gefalteten Zettel gerät, die, sobald sie der Postbote ins Haus bringt, keine Zettel mehr sind — sondern Briefe. Wie Firmen durch sie ins Wanken geraten; wie Bettgeheimnisse öffentlich werden, den Voyeurs einen kräftigen Sexualschauer nach dem andern über den Rükken jagend und Neid, Neid; wie sich die Spitzen der Gesellschaft waidwund in die Löcher des Privatlebens verkriechen, und wie sich nun endlich — als Krönung des Ganzen — das Gericht mit breitem Hintern auf den Unflat setzt. Der Verteidiger will Karriere machen, der Vorsitzende ersauft im Wust der §§, der Staatsanwalt donnert, die Polizei macht sich mausig — und richtig, ein Angeklagter ist auch noch da. Aber der wird so nebenbei freigesprochen, nachdem sich der Witz der Juristen an ihm geübt hat — und wenn er sich nachher umbringt, so ist dies allenfalls eine Aktennotiz und nicht einmal das. Ein Selbstmord? Z.d.A.

Sie zeigen uns den Schreiber dieser Briefe nicht — wir hören ihn nur; in drei wundervollen, filmischen Szenen hören wir seine Stimme und sehen nur einmal den Schatten seines Kopfes und sehen seine schreibende Hand.

Man wird Ihr Stück mit den „Verbrechern" vergleichen — aber ich halte es für bedeutend besser; Sie werden vielleicht in den Verdacht kommen, Herr Bruckner zu sein, und ich weiß nicht, ob Sie es sind. Daß aber diese wirbelnde Tragikomödie der „Anonymen Briefe" viele gute Aufführungen verdient, das weiß ich gewiß, und wenn Sie nach der hundertsten Ihren Freunden ein Abendessen geben, dann schreiben Sie ein weingeflecktes Kärtchen an

Ihren

Peter Panter

Anno Zwanzigneun

Wir sind gewohnt, siebenundzwanzig zu sagen, und deshalb ist es uns sympathischer als zwanzigsieben. Den Franzosen, Engländern, Italienern ist zwanzigsieben sympathischer; aber nicht allein, weil sie es gewohnt sind, sondern weil es besser, praktischer, logischer ist.

Warum fällt dem Deutschen jede geringste Konzession an den internationalen Geist so schwer? Es wäre ein liebenswürdiger Akt, wenn Deutschland sich der überall im Auslande üblichen Zählweise anschließen würde. Es wäre aber auch ein nationaler volksfreundlicher Akt, der in das tägliche Leben eines jeden Menschen eine kleine Erleichterung bringen würde. Nicht nur in den Buchhaltungen, an den Börsen, auf den Märkten, bei den Lotterien herrscht die Zahl; jederzeit und überall, bei

Arm und Reich, bei Bauern und Städtern, Bürgern und Arbeitern, im größten wie im kleinsten Betrieb arbeiten Zahlen in den Gehirnen. Ein kleines bißchen Kraft und Anstrengung würde gespart, wenn beim Hören und Notieren, beim Sagen und Schreiben die im Ausland übliche Zählweise üblich wäre. Wenn der Deutsche die Zahl 27 schreibt, wie er sie spricht, muß er, entgegen seiner sonstigen Schreibweise, von rechts nach links schreiben. Oder er muß in umgekehrter Reihenfolge schreiben, als er spricht. Da steckt ein ausgefallener Unsinn. Noch unsinniger und verwickelter wird die Sache bei größern Zahlen. Wenn man statt zwanzigsieben oder zwanzigundsieben siebenundzwanzig sagt, also mit den Einern anfängt und die Zehner hinten spricht, so verlangt die einfachste Folgerichtigkeit, daß bei 427 die Hunderter nach den Zehnern erscheinen und nicht plötzlich vor den Einern.

Besonders unangenehm macht sich die Zahlenwurstelei bei der Betätigung der neuen Selbstanschluß-Telephonapparate bemerkbar. Ist die Zahl 16 427 einzustellen, so muß ein paar Mal gegen die Sprechweise und gegen die Logik gedacht und gehandelt werden.

Übrigens ist der Deutsche nicht der alleinige Sünder auf diesem Gebiet. Die Zahlen von 10 bis 20 sind auch in andern Sprachen dunkle, unverständliche Kapitel. Besonders Italien exzelliert durch eine groteske Eigenwilligkeit. Auf italienisch zählt man ausgerechnet bis 16 wie auf deutsch, ab 17 wie auf französisch — also fünfzehn, sechszehn, zehnsieben, zehnacht und so weiter! Immerhin sind die praktischen Schwierigkeiten bei diesen niedrigen Zahlen noch nicht sehr groß. Deutschland treibt den Unsinn über zwanzig hinaus bis in die hohen, also anstrengendern Zahlen hinein. Deutschland in der Welt voran!

Werner Ackermann

Pädagogik und Klassenkampf

„Nicht die Pädagogik baut das Erziehungswesen, sondern die Politik. Nicht Ethik und Philosophie bestimmen das Ziel der Erziehung, nach allgemein gültigen Wertungen, sondern die herrschende Klasse nach ihren Machtzielen". Dieses schreibt Siegfried Bernfeld in seinem Buch: „Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf" (Laubsche Verlagsbuchhandlung). Und was in diesem kleinen Meisterwerk der wissenschaftlichen Prosa außerdem noch geschrieben steht, ist Zeugnis und Warnungsruf eines bedeutenden Gelehrten und Erziehers.

Regt sich bei euch ein Mißtrauen gegen die „Einseitigkeit der Parteipolitiker", gegen die Pauschalanwendung allgemeiner Thesen, die a priori-Überzeugungen entspringen, wenn es bei Bernfeld etwa heißt: „Alles kommt vom Klassenkampf"? Bitte, hier spricht ein Fachmann ersten Ranges, der nicht mit der Idee zum Gegenstand seiner Untersuchung, sondern durch die Untersuchung zur Idee gekommen ist. Hier werden die einzelnen, konkreten Erscheinungen des heutigen Erziehungswesens sachlich und genau analysiert. Mit der unerbittlichen Genauigkeit und mit dem unaufhaltsamen logischen Folgerungszwang eines wirklichen wissenschaftlichen Gewissens wird hier gebohrt bis zur Wurzel. Und siehe: die Wurzel heißt Klassenkampf. Dafür kann niemand.

Wer da noch glaubt, die Schule sollte und könnte unpolitisch sein, wer da noch glaubt, das Problem der Jugenderziehung könnte und müßte als rein pädagogische Frage lokal behandelt werden, wer wissen will, wie Gesinnung gezüchtet und vorbereitet wird, wer jene bitterste Paradoxie der Klassengegensätze verstehen will, verstehen, wieso kleinbürgerliche Proletarier und Intellektuelle gegen ihre eignen wirtschaftlichen Interessen sich ideologisch mit dem Kapitalismus und dem Imperialismus verbinden

können, wer den Fascismus begreifen will — der lese das Buch des Pädagogen Doktor Bernfeld. Aber vor allem lese es jeder optimistisch-demokratische Fortschrittler, dem es nicht einleuchtet, daß die Gefahr der Reaktion durch die modernen Schulreformen nicht gemildert wird, daß sie im Gegenteil grade hier ruht!

Hier droht eine Verschleierungsgefahr auch von denen, die es am besten meinen. Denn man ist modern und geneigt, alles, was neu ist, als Fortschritt, als revolutionäre Errungenschaft zu begrüßen. Jedoch der Fortschritt der Waffentechnik etwa vermehrt nur die Macht der über die Waffen verfügenden herrschenden Klasse. Und auch ein wirklicher Fortschritt in den Erziehungsmethoden läßt noch die Frage offen, für und gegen wen erzogen wird. Eine Schießwaffe kann man schließlich auch umdrehen, Geist und Seele hingegen lassen sich nicht mehr so leicht umdrehen, wenn sie einmal erzogen und gebildet und auf ein Ziel gerichtet sind.

Am gefährlichsten ist dabei, daß die modernsten Schulreformen und Jugendorganisationen zuweilen einen fast sozialen Anschein haben und durch die Illusion der Freiheit nicht bloß Reformistenherzen davon überzeugen, daß man es herrlich weit gebracht habe, sondern, was viel schlimmer ist, den natürlichen Rebellendrang der Jugendopposition ablenken und abreagieren lassen. Man spielt und sportet Kommunismus im Jugendlager und hat sich moralisch erfrischt! Es ist unheimlich zu sehen, wie selbst ein an sich wirklich revolutionärer Erziehungsgedanke in der Hand des bürgerlichen Kapitals und des Staates einem Funktionswechsel unterliegt und sich umgekehrt auswirkt.

Dies alles ist in dem Buche Bernfelds mit einer stählernen Beweisführung und in einer wunderbar hartgeprägten, hellen Sprache dargelegt. Facit: man kann nicht wirkliche, soziale Fortschritte machen auf „einem Gebiet". Keine Erziehung kann zum Sozialismus führen — hingegen der Sozialismus zu einer wirklichen Erziehung.

Béla Balázs

Der Prix Goncourt

Jedes Jahr setzt der Prix Goncourt den französischen Literaturbetrieb in fieberhafte Erregung. Ein Buch, das sonst in der Überproduktion an Romanen unbeachtet versunken wäre, kommt von heute auf morgen zu einer Auflage von achtzigtausend Exemplaren.

Seit fünfundzwanzig Jahren versammeln sich die zehn Mitglieder der Académie Goncourt einmal jährlich und bestimmen während eines Frühstücks „das beste in diesem Jahre erschienene dichterische Werk".

Als die Goncourts ihre Akademie und ihren Preis gründeten, wollten sie damit den reaktionären Geist der Académie Française bekämpfen. Aber in einem Vierteljahrhundert wird man alt, besonders als Akademiker — die Académie Goncourt vertritt heute den Vorkriegsgeist. Der tragische Humorist Courteline, alt und krank, nimmt an ihren Arbeiten keinen Anteil mehr. Die übrigen haften mehr oder weniger an der naturalistischen Tradition und sind Männer von gestern. Und Léon Daudet, der Führer der royalistischen Bewegung, läßt sein Urteil dermaßen von der Politik beeinflussen, daß er vor einigen Jahren erklärt hat, nie würde der Prix Goncourt an Werke erteilt werden, die ein gewisses „jüdisches, deutschfreundliches, antifranzösisches" Verlagshaus herausgebe.

Es mutet seltsam an, daß einem solchen Areopag das Urteil über Werke zusteht, die aus der Kriegs- oder Nachkriegsgeneration stammen, und daß dies Urteil einen solchen Einfluß ausübt. Vielleicht weil in fünfundzwanzig Jahren wertvolle Schriftsteller wie Pergaud, Alphonse de Châteaubriant, Bar-

busse, Duhamel, Proust, Maran preisgekrönt worden sind? Dagegen ist zu sagen, daß oft mittelmäßige Schriftsteller ausgezeichnet worden sind, für die dieser Erfolg ein flüchtiger, einmaliger Rausch blieb. Der Prix Goncourt ist nichts als ein großes Reklame-Unternehmen, das zur Verschlechterung der literarischen Produktion beiträgt.

Die Verleger bereiten sich für den Prix Goncourt ebenso vor wie die Rennstallbesitzer für den Grand Prix und die Fahrradfabriken für die Tour de France. Lange vorher wird ausgewählt, wer zum Wettbewerb präsentiert werden soll. Zur geeigneten Zeit veröffentlicht man die Werke, kurbelt die Reklame an, setzt die Kritik in Bewegung, und dann beginnt die geheime Drahtzieherei. Es ist eine regelrechte Wahlcampagne. Die Voraussagen beginnen zwei Monate vor der Wahl, wenn grade erst die gröbsten Aussonderungen getroffen werden. Schließlich hat dann jeder Verlag einen oder zwei Vorzugskandidaten parat, und in der Regel ist das Wahlresultat tagelang, bevor die Zehn überhaupt zusammengetreten sind, in sämtlichen Redaktionen bekannt. Voriges Jahr belauschte der Romanschriftsteller und Pamphletist Pierre Dominique am Telephon eine Unterhaltung, in der einer der Akademiker dem Verleger Maurice Bedels mitteilte, daß dieser sechs Stimmen erhalten würde. Und er erhielt sie. Und in diesem Jahre hatten die Messageries Hachette schon fünf Tage vorher die Nachricht, daß Maurice Constantin-Weyer der Preisträger sein werde.

Sobald der Preis zugesprochen ist, stürzen sich die Interviewer und Geschäftsleute auf den Verleger und den Schriftsteller. Der Buchstreifen mit der Bezeichnung Prix Goncourt, der schon lange vorher fertig ist, garantiert für eine sehr hohe Auflage und für die Übersetzung in zahlreiche Sprachen. Vor einigen Jahren gab es Prozesse unter den Verlegern, weil einige unter ihnen sich nicht gescheut hatten, auf den Streifen eines nicht gekrönten Buches mit sehr großen Lettern Prix Goncourt zu drucken und dahinter in winzigem Druck „mit vier von zehn Stimmen".

Am 5. Dezember, vormittags um zwölf Uhr, verkündete Gaston Chérau den im ersten Stock des Restaurants Drouant versammelten Journalisten, daß Constantin-Weyer, Verfasser von „Ein Mann neigt sich über seine Vergangenheit", der Prix Goncourt zugesprochen worden sei. Eine Stunde später erwarben zwei Amerikaner die Übersetzungsrechte für die Vereinigten Staaten. In der folgenden Woche signierte der Preisgekrönte in einer Buchhandlung Hunderte von Exemplaren seines Buches mit seinem Namen.

Der Prix Goncourt wirkt unheilvoller als jeder andre, weil er die größte Autorität genießt. Er fördert den Reklamerummel im Verlagswesen und den Snob im Leser. Das ist eine allbekannte Wahrheit, von der die meisten Zeitungen freimütig reden. Das Publikum billigt die Zeitungsartikel, applaudiert der Satire auf der Bühne, aber das ist auch alles. Man tut nichts, um diese Sphäre der Geschäftstüchtigkeit zu beseitigen, die so verderblich für die moderne französische Literatur ist.

A. Habaru

Der Untergang der Angelsachsen

Ein englischer Professor glaubt, die Angelsachsen seien eine untergehende Rasse und bahnbrechender Ideen nicht mehr fähig. Er ist zu dieser Erkenntnis auf den Bällen des verflossenen Winters gelangt. Auf den Bällen des verflossenen Winters durfte, gemäß einer beschränkten Verordnung, ab acht Uhr kein Tabak und ab zehn kein Alkohol mehr verabfolgt werden. Und die Herren Angelsachsen lassen sich das gefallen. Keiner fährt aus der Haut. Keiner rennt den irrsinnigen Paragraphen um. Schweigend trinken sie ihr Sodawasser,

lutschen Pfefferminz und kommen sich bei dieser damenhaften Beschäftigung kein bißchen albern vor.

Das ist gewiß ein trauriges Zeichen.

Aber besagter Professor entdeckte noch mehr. Ihm war erlaubt, eine sich selbst überlassene Schulklasse heimlich zu belauschen. Und was er hier zu sehen bekam, entmutigte ihn ganz. Obwohl die Jungens unbeaufsichtigt waren, saßen sie mustergültig und mit gefalteter Seele da. Niemand stand Kopf. Niemand wetzte über Bänke. Niemand vertobakte einen andern. Alle waren grauenhaft gesittet. Und das gab dem Professor zu denken Anlaß.

Dies sei aufs Haar das Benehmen untergehender Völker, meint er. Die Zahmheit und Schlafmützigkeit der Kinder. Die Laschheit und Unterwürfigkeit der Erwachsenen. Kein Aufbegehren gegen Bevormundung und Unterdrückung. Kein Fiduz zu tollen Streichen. Auch das Ballen der Hände zur Faust, auch diese bescheidene und zu nichts verpflichtende Geste bringen sie nicht mehr fertig. Sie haben Sirup in den Adern und im Gehirn weichen Zwieback. So sollen sich auch die Chucunaque-Indianer benommen haben, ehe sie in die ewigen Jagdgründe tauchten.

Über kurz oder lang, so behauptet der Professor, werden auch die Angelsachsen daran glauben müssen, aus dem einfachen Grunde, weil eine gesunde Rasse nicht Schindluder mit sich treiben läßt. Eine gesunde Rasse hat Elan.

Soll er doch mal nach dem Kontinent herüberkommen und sich bei einer verwandten Rasse genauer umsehen. Was die für weichen Zwieback im Gehirn hat! Sie rutscht vor ihren pensionsberechtigten Bonzen auf den Knien. Sie läßt sich von erwählten Diätenempfängern an der Nase herumführen, opfert davongelaufenen Herrschaften nach Strich und Faden und geht selber vor die Hunde. Sie wird gerupft und ausgenommen; ist lammfromm, unterwürfig und pfeift auf dem letzten Loch.

Bloß den Professor, der das als Zeichen des Unterganges deutet, den hat sie nicht.

Bruno Manuel

Ein London-Buch

Ein Engländer nimmt immer mit einem gewissen Schreck ein Buch in die Hand, das ein Ausländer über England geschrieben hat. Daß ein Ausländer nicht aus Geschäftsgründen, sondern nur zum Vergnügen nach England reist, ist wahrhaft erstaunlich. Die Bücher, die solche Reisende über England schreiben, sind fast immer interessant, schon darum, weil sie selten sind. Eins von den besten hat Moritz geschrieben mit seiner Schilderung von dem London des achtzehnten Jahrhunderts und dem köstlichen Bericht seiner Fußreise, die er von London durch Windsor und Oxford zu den Gipfeln und Höhlen von Derbyshire gemacht hat.

Wolf Zucker ist nicht so weit gewandert. Vielleicht hat er keine Gelegenheit dazu gehabt, vielleicht hat er London so überwältigend gefunden, daß er keine Lust verspürte, den Rocksaum dieser großen Stadt loszulassen. Dafür ist er nur zu loben Es bedarf der Geduld und eines ruhigen Gemütes, auch nur ein wenig in die Geheimnisse von London einzudringen, cette ville aux joues de santé rose, au coeur de charbon noir. Zucker hat es mit Erfolg getan, weil er noch etwas von der Einfachheit eines Kindes und der kindlichen Fähigkeit zum Erstaunen besitzt.

Als ich zum ersten Mal in Italien war und über den Tiber fuhr, war ich so erschrocken, daß der Fluß wirklich gelb war, daß dieses Gefühl alle andern Eindrücke meines Besuches überragte. Wolf Zucker hatte das gleiche Erlebnis, als er sah, daß die londoner Bobbies wirklich so sind, wie man sie im Film oder in londoner Witzblättern zu

sehen bekommt. In solchen Augenblicken ist er am stärksten, wenn er ganz unaufdringlich über das in die Augen Springende schreibt, wobei es ihm dann nicht völlig gelingt, sein Erstaunen zu verbergen.

Die Lektüre dieses kleinen Buches (erschienen im Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald) hat mir plötzlich Heimweh nach den Parks, den Märkten und Schiffen und den Gesichtern von London gemacht, und ich hoffe, daß eines Tages Wolf Zucker sein eignes Buch wieder lesen und auf eine plötzliche Laune hin einen Zug nach England besteigen und die Schauplätze seiner einstigen Liebe besuchen wird. Wenn er das tut, wird er neue Herrlichkeiten entdecken, so die Architektur von Bloomsbury, die Wunder der Untergrundbahn, die schüchterne Schönheit der City- und Inselkirchen, und der alte Zauber wird sich so wenig verringert haben, daß man nicht erstaunt zu sein braucht, wenn Zucker selbst einmal, wie der Held eines seiner Kapitel in der großen Stadt für immer untertaucht.

Eric Walter White

Konjunktur

„Heinrich Lilienfein: Die feurige Wolke.

Ein Kriegsroman, in dem die Seelenkämpfe eines evangelischen Pfarrers geschildert werden.... Sein Bemühen, das Kriegsgeschehen mit der Christusnachfolge in Einklang zu bringen, bringt ihn in psychologische Konflikte...

Wir bitten, das neu erwachte Interesse an Kriegsbüchern zu rühriger Verwendung für diesen gedankentiefen Roman auszunützen."

So inseriert der ehrwürdige Verlag Cotta. Börsenblatt.

Der Feldkurat Otto Katz hat die psychologischen Konflikte anders gelöst.

Ein Genußmensch

Der sächsische Staatsanwalt Huschke VII hatte einen leichten Stich ins Perverse. Als vermögender Mann und Junggeselle konnte er sich jedes Jahr den Luxus einer Auslandsreise gestatten.

Das letzte Mal war er in Ägypten.

Wie es des Landes der Brauch ist, wurde ihm dort vom eignen Vater des Mädchens — nicht zu glauben! — eine dreizehnjährige Fellachenschönheit rekommandiert.

Huschke VII, der wie gesagt einen leichten Stich hatte, schäkerte mit dem Mädchen, sagte in der Art sächsischer Wildlinge: „Kratz mich, beiß mich, gib m'r Diernam'!" und freute sich seines ungehörigen Lebens.

Den eigentlichen Höhepunkt erlebte er aber doch erst, als er in Kairo auf der Hotelterrasse bei einem Schälchen Eiskaffee behaglich in dem zu diesem Zweck mitgenommenen deutschen Strafgesetzbuch nachlas, welcher Delikte er sich nach heimischem Recht schuldig gemacht haben würde. Mit Wonne packte er sich an Hand des Gesetzes ein imaginäres Höchstmaß auf, seufzte wohlig unter der süßen Qual... es war Gottverdimmich ein gradezu wollüstiger Kitzel... dann schnippte er leichtfertig mit den Fingern und sagte vergnügt: „Andre Länder, andre Sitten!"

Peter Scher

Antworten

Republikaner. In der „B. Z. am Mittag' war vor ein paar Tagen zu lesen, daß der frühere Kronprinz eine Aufführung von „Kalkutta, 4. Mai" im Staatlichen Schillertheater besucht habe und während des Zwischenaktes auf die Bühne gegangen sei, um den Schauspielern „Dank und Bewunderung" auszusprechen. „Damit hat der Kronprinz sich als Bewunderer der Jeßnerschen Theaterführung erklärt und steht damit in schroffem Gegensatz zu völkischen und nationalen Kreisen, die in Jeßner das republikanische Theater bekämpfen," fügt die ‚B. Z.' hinzu. Damit hätte also das republikanische Theater endlich hohe Protektion und jetzt kann nichts mehr passieren. Wir finden den privaten Kunstgeschmack des Bürgers Hohenzollern herzlich gleichgültig. Wenn der Lieferant seines roten Mercedeswagens mit seinem Kunden dicke tut, mags durchgehen. Aber die Kanzlei der Staatstheater sollte ihr Glück für sich behalten und uns nicht durch die Presse zum Mitfreuen auffordern.

Arthur Seehof. Zu der Antwort von Morus in Nummer 10 haben Sie zu bemerken: „Ich räume von vornherein ein, daß Morus, nach jahrelangen Studien, die Einzelheiten aus dem Leben Zaharoffs besser kennt als ich. Ich habe bei meiner Darstellung aber nicht nur eine schwedische, sondern auch französische, griechische und deutsche Quellen benutzt. Trifft tatsächlich zu, was Morus sagt, daß die Ölinteressen Zaharoffs bei der Anglo-Persian Oil Co. liegen, dann wird die ganze Sache nicht klarer, sondern im Gegenteil, noch mysteriöser. Die Anglo-Persian, die allerdings in vielen Dingen mit der Royal Dutch-Shell zusammenarbeitet, ohne mit ihr offiziell verbunden zu sein (zum Beispiel in den ganz unklaren Verschachtelungen und Kombinationen der „United British Oil Fields of Trinidad" und „United British West India Petroleum Syndicate"), ist, das wird Morus zugeben, vornehmlich ein, durch das englische Schatzamt kontrolliertes Unternehmen der britischen Admiralität. Ist Zaharoff entscheidend bei der Anglo-Persian beteiligt, dann ist er also auch in der Lage, der englischen Militärmacht und damit der englischen Regierung mehr oder weniger ins Handwerk zu pfuschen. Und der Ruhreinmarsch der Franzosen bekommt so noch einige andre englische Schlaglichter. Hoffentlich hat Morus während seiner vieljährigen Studien für sein Buch über Zaharoff auch versucht, das Tun des in London lebenden Armeniers Calouste Sarkis Gulbenkians zu klären. Dieser Mann, der als ein „Talleyrand auf dem Petroleumgebiete" gilt und sich der besondern Freundschaft Deterdings erfreut und auch in den Zaharoffschen Unternehmungen kein Unbekannter ist, hat oftmals (zum Beispiel bei Verhandlungen mit der Türkischen Petroleum-Gesellschaft) die Interessen der Royal Dutch-Shell und der Anglo-Persian vertreten. Und wenn ich geschrieben habe, daß die Royal Dutch-Shell (und die Standard Oil) Zaharoff zu ihren Aktionären zählt, so ist damit keineswegs gesagt, daß er die Aktienpakete dieser Firmen persönlich in Händen hat, er verfügt über genug Mittelsmänner, kleine und große Gulbenkians, um einen Aktienbesitz vollkommen verdecken zu können. Ich danke Morus für die verschiedenen Richtigstellungen — aber in der Ölfrage scheinen die Dinge auch durch ihn noch nicht vollkommen geklärt zu sein. Man muß den Spuren des Öl-Talleyrands weiter nachjagen. Und dann erscheint mir nicht ganz verständlich, was Morus über den Zaharoffschen Besitz an Banque de France-Aktien schreibt. Warum soll er so wertvolle Papiere wie die Aktien der Bank von Frankreich losgeschlagen haben? Vielleicht hat er sie persönlich nicht mehr in Händen, aber das heißt meines Erachtens noch lange nicht, daß er sie persönlich nicht mehr hat."

R. D., Köln. Sie verweisen auf einen Ausschnitt aus der sozialdemokratischen ‚Rheinischen Zeitung', worin einige dumme Bemerkungen über Lampels „Giftgas" stehen. Und dann: „Konjunkturliteratentum vom Geist und Stil radikaler Stunkblätter vom Schlage der ‚Weltbühne'!" Die ‚Rheinische Zeitung', deren Oberherr der in jeder Hinsicht trockene Herr Sollmann ist, betrachtet sich gern als Nachfolgerin jener ‚Neuen Rheinischen Zeitung' von Achtundvierzig, in deren Redaktion Karl Marx und Freiligrath saßen. Sie wurde von ihren Gegnern als ausgesprochenes „radikales Stunkblatt" betrachtet, weil sie die Ruhe in den liberal-demokratischen Froschtümpeln störte. Die ‚Kreuzzeitung' jammerte in jenen Tagen über die „Chimborassofrechheit" des Blattes, und schließlich verhinderte die Obrigkeit durch Verbot jeden weitern lästigen Stunk. Freiligrath richtete zum Abschied eine schwungvolle Deklamation gegen die „Westkalmücken", die sie aus dem Hause vertrieben hatten. Daß die Kalmücken allerdings später sogar die Redaktion übernehmen würden, davon ahnte auch der seherische Dichter nichts.

Richard Gothe. Sie haben auf dem Diskussionsabend der Liga für Menschenrechte am 18. März zu dem Vortrag von Kurt Tucholsky gesprochen. Bitte melden Sie sich doch einmal bei uns!

Skeptiker. Nein, auch wir finden den Mord im Hause Stollberg nicht so sehr interessant. Viel beachtlicher als das Drum und Dran einer zerrütteten Familie ist das Vorhandensein von Dum-Dum-Geschossen. Warum? Eine Zeitung schreibt: zur Verwendung bei der Hirschjagd. Da lachen doch die Hirsche. Hält man die eingekerbten Patronen für den innern Feind vorrätig? Für Heloten, die nicht parieren wollen? Die Herren Sonderberichterstatter werden gebeten, den melodramatischen Schwafel etwas zu lassen und einmal diesen Dingen nachzugehen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,
den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1929
einzuzahlen, da am 3. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Hugenberg an Babbitt von Carl v. Ossietzky

Es gibt keine ausschließlich nationale Politik mehr. Es gibt keine Politik mehr, die den Begriff „Nation" selbstherrlich in den Mittelpunkt stellen darf. Falls das zu beweisen noch notwendig war, so ist es jetzt — nicht ganz freiwillig und unter Vermeidung größerer Öffentlichkeit — Herrn Geheimrat Alfred Hugenberg gelungen. Ein Vorgang, der nicht ohne Spaß ist. Herr Hugenberg würde einiges darum geben, wenn er die Sache ungeschehen machen könnte.

Er hat in USA ein Schreiben verbreitet, um die Bürger jener freien demokratischen Republik über die revolutionären Ausschweifungen der jungen deutschen Schwester aufzuklären. Nach Herrn Hugenberg treibt sie Buhlschaft mit radikalen Marxisten, und nicht einmal dem russischen Bolschewismus würde ihre Kammer verschlossen sein. Deshalb, sagt Herr Hugenberg, dürfen die moralischen Amerikaner dieses Lotterbett nicht finanzieren. Nur die Deutschnationalen sind des Vertrauens von Wallstreet würdig. Die werden den Mammon von Übersee solide anlegen und die deutsche Republik vor russischer Infektion schützen.

Herr Hugenberg hat, wie alle sittlichen Rigoristen, übertrieben. Herr Doktor Hilferding, zum Beispiel, ist viel russenfeindlicher als manche der Granden, die um den Thron des allerhöchsten Alfred herumstehen. In dieser Sphäre sind noch lange nicht alle Hoffnungen auf ein deutsch-russisches Militärbündnis erstorben. Ja, es gibt sogar wetterfeste Nationalisten, die Trotzki einzig aus dem Grunde nicht hereinlassen möchten, weil Stalin das übelnehmen könnte.

Die Linkspresse vergilt Herrn Hugenberg seine Liebenswürdigkeit mit Zinsen und ruft aus voller Lunge: Verrat an deutschen Interessen! Verrat an der deutschen Währung! Landesverrat zwiefach! Die Empörung ist verständlich, weniger die praktische Folgerung. Gewiß, man darf der Hugenbergpresse nicht die Bösartigkeit vergessen, mit der sie Persönlichkeiten denunziert, die nicht stupide nationalistisch denken, nicht den Heißhunger, mit der der kleinste Pinscher in der Zimmerstraße nach den Waden ganz harmloser Locarnisten schnappt. Es soll zwar ein Verbrechen sein, Machenschaften der Reichswehr so laut zu kritisieren, daß es im Auslande gehört wird. Aber es ist statthaft — nicht wahr? — den Auslandskredit einer mißliebigen deutschen Regierung zu ruinieren. Hugenbergs Blätter donnern zwei Mal täglich gegen die sogenannte Tributkonferenz, auf der Amerika bekanntlich die Hauptrolle spielt, jedoch ihr oberster Chef biedert sich drüben heimlich an und läßt durchblicken, er werde schon mit sich reden lassen. Nur der Bande, die augenblicklich regiert, möge Amerika steife Ohren zeigen. Denn die ist den Pump nicht wert.

Das ist ohne Zweifel ein recht kräftiges Stück. Doch ist mit Aufregung und moralischer Entrüstung nicht viel ge-

tan. Viel wichtiger ist die Feststellung, daß es eben orthodoxe nationale Prinzipien praktisch nicht mehr gibt und heute überhaupt nicht mehr geben kann. Keine intransigente Nationalistenpartei könnte mehr als drei Tage mit ihrem eingefrorenen Programmbuchstaben regieren. Der Fall Hugenberg zeigt sogar, daß eine Partei ihre nationalistischen Prinzipien schon flexibel machen muß, ehe sie zur Regierung kommt. Keine große Partei in einem der entscheidenden Länder appelliert, wenn sie sich der Machtergreifung nahe fühlt, ausschließlich mehr an das eigne Volk, sondern an die ganze Welt. Sie sucht überall Verwandtschaft und Anlehnung. Diesem Zustand, der schon lange vorhanden ist, müßte endlich öffentliche Anerkennung verschafft werden. Das würde die politischen Manieren erheblich bessern, die vergiftende nationale Gesinnungsspitzelei einschränken.

In allen politischen Lagern greifen die Parteien über die Grenzen des Landes. Die kommunistischen Sektionen sind offen internationalistisch; jeder weiß, daß sie ihre Direktiven von Moskau empfangen. Auch die Sozialdemokraten sind international organisiert, ebenso wie die Gewerkschaften, die auf gleicher Linie halten. Das Zentrum wird geistig, und sehr oft auch taktisch, von Rom bestimmt. Die Autorität der Kirchenfürsten ist wiederhergestellt. Soll man deswegen über „Ultramontanismus" jammern? Mir scheint, es ist ein klares Verhältnis und nur die Verdunkelungen sind verwerflich. Die übernatiolistischen Hitlermannen wieder schwärmen für Mussolini, und die Seufzer der deutschen Brüder in Südtirol stören sie nicht. Sogar die liberale Demokratie hat, der Not der Zeit folgend, übernationale Beziehungen angebahnt. Wir können heute ganz gut von einer demokratischen Internationale Lloyd George — Erich Koch — Daladier sprechen. Die englischen Liberalen, die neuen Aufschwung erhoffen, werben offenkundig um die Sympathien der Gesinnungsfreunde aller Länder, und unsre Deutschnationalen fühlen sich jeder Reaktion artverwandt. Jeder weiße Henker auf der Welt kann auf deutschnationalen Beifall rechnen. Die Richter Saccos und Vanzettis fanden ihre hitzigsten Verbündeten auf der deutschen Rechten.

Es hat in diesen Jahren keine schwierige Situation gegeben, wo nicht alle deutschen Parteien Ausschau nach Sukkurs im Ausland gehalten hätten. Wie gern würde nicht Herr Seldte mit jenen Moskauern paktieren, deren deutsche Brut er abwürgen möchte! Und sein Widerpart, Herr Mahraun, möchte am liebsten unter dem Geschmetter französischer Clairons Rußland siegreich schlagen. Bei Lord d'Abernon haben die Vertreter aller bürgerlichen Gruppen antichambriert; dieser kluge alte Herr hat den Deutschen, ohne ihnen Ersatz zu bieten, das „Gott strafe England!" gründlich abgewöhnt. Und es ist auch ein holder Irrtum anzunehmen, daß man bei Herrn Krestinski ausschließlich Herrn Thälmann und seine Transportarbeiter anträfe. Die Bourgeoisie, die sich dort gern einfindet, kommt nicht nur der kulinarischen Reize wegen und hält sich nicht nur so tüchtig ran, um den ökonomischen Zusammenbruch der Sowjets zu beschleunigen — die Tafel hat auch

ihre politischen Lockungen. Zugegeben, daß diese Bankettverbrüderungen nicht allzuviel bedeuten und oft auch politische Indigestionen hinterlassen, keine politische Gruppe kann sich mehr Isolation leisten. Auch die nationalen Ultras können von den Vertrauensvoten ihres Clans allein nicht mehr leben. Eine Wahlniederlage der englischen Konservation wird überall von der Reaktion als übles Omen empfunden werden. Eine Enttäuschung der englischen Liberalen dagegen in Deutschland und Frankreich den Glauben an die Zukunft der liberalen Demokratie niederdrücken. Die Zeit des nationalen Kleinbetriebs geht in Europa zu Ende.

Man muß das offen aussprechen. Denn noch tun die meisten Parteien schamhaft. Zwar möchten die Demokraten augenblicklich Herrn Hugenberg am liebsten auf dem Hausvogteiplatz als Hochverräter guillotinieren. Aber vielleicht sehr bald, wenn die Krise der pariser Reparationskonferenz offensichtlich wird, dann werden sie das gleiche Schicksal jenen im eignen Lager androhen, die nicht geneigt sind, in Herrn Schacht den idealen Unterhändler zu sehen. Wenn nicht alles trügt, droht in den Reparationsdingen wieder jene nationale Einheitsfront auszubrechen, die seit 1914 die Mutter aller Torheiten gewesen ist. Wie vor sechs, sieben Jahren, wie in der verhängnisvollen Ära zwischen Spaa und Locarno, sendet man wieder Hilferufe an England und Amerika, bettelt man wieder vor verstopften Ohren um Sekundantendienste. Das ist nicht national würdelos. National würdelos ist nur, sich mit dem französischen Auffassungen auseinanderzusetzen, den Hauptgegner verstehen zu lernen. Als ob es einen andern Weg gäbe, zur Verständigung zu kommen! Das nationale Pharisäertum hat Unglück über Unglück herbeigeführt, und heute steht es ganz und gar gegen die Entwicklung. Seine Lebensbedingungen sind eingetrocknet, es ist nicht mehr als eine schäbige Pose.

Deshalb muß man auch Herrn Hugenberg mildernde Umstände zuerkennen, wenn er einem unaufschiebbaren Faktum seine heimliche Reverenz gemacht hat. Ist es auch mit seiner moralischen Legitimation dazu schlecht bestellt, so wirkt doch die vollkommene Ungeschicklichkeit seines Unternehmens beinahe versöhnend. Er suchte das Bündnis des amerikanischen Spießers, spekulierte auf dessen Bolschewikenfurcht. Er wollte Babbitts Herz rühren, indem er ihm seine in den Preisgefechten gegen den Bolschewismus errungenen Diplome überlebensgroß vorführte. Aber er vergaß dabei, daß es Babbitt heute gar nicht mehr so wild zu Mute ist, sondern daß ihn die Vorstellungen von riesenhaften Rußlandgeschäften fascinieren. Von Herbert Hoover wird erhofft, daß er, über alle Phrasen hinweg, Moskau dem amerikanischen Kapital öffnet. Die Babbitts lechzen gradezu nach einem gehörigen Job mit dem roten Drachen, und da kommt der deutsche Geheimrat mit dem Blechkragen dazwischen und will ihm das deutsche Schwert tief ins Gekröse bohren. Einen schlechtern Augenblick konnte sich Herr Hugenberg für seine Offerte nicht aussuchen. Die Aktion ist so dumm, daß sie beinahe idealistisch wirkt.

„Unser Hindenburg“ von Ernst Funke

„Ich habe seit meiner Kadettenzeit keine andern als militärische Bücher gelesen", also sprach Hindenburg. Da ging das deutsche Volk hin und wählte ihn. Denn es hatte es satt, immer als Volk der Dichter und Denker zu gelten. Es wollte endlich von einem Mann regiert sein, dessen Gehirn nicht so sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt war. Schließlich, nicht wahr, hatte man ja mit dem gebildeten Wilhelm keine guten Erfahrungen gemacht. Und außerdem ist doch mit jedem Amt nebst Gehalt und Pension auch der Verstand verbunden.

Unser Landesvater waltet nun also seit bald vier Jahren seines Amtes. „Kein Wort gegen Hindenburg!" ist die Parole der allergrößten Koalition von Hitler bis Hilferding. Vor seinem weißen Haar erbleicht sozusagen jeder freche Mund. „Unser Hindenburg" ist eingegangen in des deutschen Knaben Lesebuch und in den durch keinen Versailler Friedensvertrag gefesselten deutschen Sprachschatz. In der Siegesallee des deutschen Wesens steht sein Denkmal mit der Inschrift: „Durchhalten, aushalten, Maul halten!"

Wilhelms Nachfolger darf Alles! Wenn er heute hinginge und dem Herrlichsten von Allen nach Doorn eine Ergebenheitsadresse schickte (à propos: was hat er ihm eigentlich zum siebzigsten Geburtstag telegraphiert?): so würde sein getreuer Kanzler Müller zunächst dies als den gegebenen Anlaß betrachten, endlich die Große Koalition zu schaffen: Sodann würde dieser prächtige Prokurist für seinen Chef Zeugnis ablegen, daß er noch nie, auch nicht mit der kleinen Zehe, den Boden der Republik verlassen habe; im übrigen aber das Ganze ein Mißverständnis sei, das, wie wir von zuständiger Stelle hören, unzweifelhaft Gegner des Panzerkreuzers A aufgebracht hätten. Und die ‚Vorwärts'-Gouvernante würde den „politisierenden Literaten" eine wehrprogrammatische Rede halten, wie sehr sie durch derartigen Caféhausschwatz das Ansehen der Demokratie schädigten! — Satire, Übertreibung, Unsinn? Nein, tiefere Bedeutung! Man sehe nur, wie über allen Wipfeln des blühenden deutschen Blätterwaldes Ruh ist, wenn der Schirmherr der Republik hindurchspaziert und dabei andächtig dem Lied vom guten Stahlhelm-Kameraden lauscht.

Seit dem Tage, an dem das ihn begehrende Volk „Unsern Hindenburg" zum Reichspräsidenten machte, ist jede Kritik an ihm verstummt. Man knurrte nur manchmal, hat aber nie zornig losgebellt. Schließlich hatte ja der ‚Vorwärts' immer viel größere Sorgen. In den andern freundnachbarlichen Zeitungspalästen sagt man sich: „Gott, ein Achtziger . . .!" Kurz, The grand old man in der Wilhelm-Straße durfte alle Ausritte in den Tiergarten der Politik ohne Zügel unternehmen. Fürstenabfindungs-Brief, Kronprinzensohn in der Reichswehr, Tannenberg-Rede, Stahlhelm-Mitgliedschaft: alles Selbstverständlichkeiten eines Republik-Präsidenten.

Als im wichtigen Jahre 1924 der Linksblock in Frankreich siegte, sprachen die Mannen Herriots: „Du, alter Reaktionär

Millerand, verschwinde!" Und Millerand ging und wurde wieder Rechtsanwalt. Als im Jahre 1928 in Deutschland der Wahlausfall den Ruck nach links zeigte, klopfte unter den sozialistisch gestärkten Hemdbrüsten vor Wonne das Herz fast zum Zerspringen, daß der „beste Mann der deutschen Sozialdemokratie" — Ihr wißt, es ist Herr Hermann Müller! — aus der Hand des vom Rechtsblock dem Volke präsentierten Präsidenten Hindenburg den Auftrag zur Kabinettsbildung empfing.

Demokratie, so sagt man, erheischt Respekt vor dem Willen des Volkes. Der Präsident, so schwabbelt es weiter über dem demokratischen Vollbart, sei der vom Volk erwählte Repräsentant. Es sei also grade für einen Verfechter der Demokratie „im höchsten Maße inopportun", eine von der Volksmehrheit erkorene Vertrauensperson zu bekritteln. Man habe sie gewählt, und damit basta! Man müsse es tragen fünf Jahr. (Und den Mann dann wiederwählen!) Hat er, der kaiserliche Feldmarschall, nicht den Eid auf die republikanische Verfassung geleistet? Ei, ja doch! Er hat es getan! An jenem Maientag des Heilsjahres 1925 sagte er, nachdem er beschworen hatte, die Verfassung zu wahren: „Das ist der tiefste Sinn der Verfassung, auf die ich mich soeben durch mein Manneswort feierlich verpflichtet habe..." Welches ist der tiefste Sinn der Verfassung? Nun, Ehrenmitglied des Stahlhelmbundes zu bleiben, der im September 1928 also das Maul voll nahm: „Wir hassen mit ganzer Seele den augenblicklichen Staatsaufbau, seine Form, seinen Inhalt, sein Werden und Wesen." Folglich darf der Präsident der deutschen Republik sich als Ehrenmitglied nicht diesen Zielen entziehen und es kann dem feierlichen Manneswort keinen Abbruch tun, wenn jener „Stahlhelm", dessen Ehrenmitglied und Dekorationsschild man doch ist, die große Posaune bläst: „Wir bekennen aber frei und offen unsern heiligen Glauben, daß der starke Staat unsrer Sehnsucht nach Erkämpfung der deutschen Freiheit überstrahlt sein wird von dem Glanz der deutschen Kaiserkrone, damit sich ruhmvolle Vergangenheit und ruhmvolle Zukunft über die jetzige Trostlosigkeit hinweg die Hände reichen."

Was tun nun unsre biedern Demo- und Sozialpatrioten? Sie ziehen die phrygische Mütze tief über Augen und Ohren, um ja nicht den Stahlhelm auf dem Kopfe des allverehrten Herrn Reichspräsidenten zu sehen und nicht zu hören, wie man Allerhöchsten Orts wiederholt und sehr geräuschvoll auf dem Boden der Republik etwas ausrutscht. Man zittert, wenn die strammen Ratgeber des Alten Herrn — Doktor Meißner und Hindenburg junior —, so oft es ihnen grade in den Kram paßt, über das parlamentarische Gewimmel die Peitsche schwingen: Wenn jetzt nicht gekuscht wird, geht „Unser Hindenburg"! Dann raunt es ganz verstört in allen Wandelgängen der öffentlichen Meinung: So, jetzt haben wir die Staatskrise! Hat man es schon einmal auf den Versuch ankommen lassen, ob der keineswegs so ehrgeizlose Major von Hindenburg, der Schatten des Titanen, die einmal errungene Machtposition wirklich so ohne weiteres aufgeben würde? Ebensowenig wie der Herr Papa sich von den nach ihrem eignen Eingeständnis an dem

Sturz der Republik arbeitenden Stahlhelmfreunden getrennt hat. Er hat es ja nicht nötig.

„Wie selten, mein Sokrates, kommst Du ... Je mehr ich allmählich absterbe für die Reizungen der körperlichen Lust, um so stärker macht sich andrerseits das Verlangen nach geistig anregender Unterhaltung und die Freude daran geltend ..." Diese Unterhaltung zwischen dem alten Kephalos und Sokrates wurde vermutlich kürzlich aus Platons Staat dem Alten Herrn in der Wilhelmstraße vorgelesen; vielleicht gar von dem immer zum Witzeln aufgelegten und bei dem greisen Exzellenzherrn sehr beliebten Ministerialdirektor Doktor Zechlin, worauf sich Hindenburg gleich bereit erklärte zu einer Unterhaltung mit dem Herrn Schnapsfabrikanten Seldte („Proleten-Ausschank") und dessen Sozius im militärischen Geschäft, dem Oberstleutnant Düsterberg.

Die Herren reichten sich, streng nach dem Wortlaut der Stahlhelmbotschaft, „über die jetzige Trostlosigkeit hinweg die Hände", schlugen die Hacken zusammen, daß es auf dem Boden der Verfassung nur so knallte, und während ihre Augen mit deutscher Treue ineinander ruhten, sahen sie gleichzeitig im Hintergrund die „deutsche Freiheit überstrahlt von dem Glanze der deutschen Kaiserkrone". Dem Alten Herrn fiel hörbar ein Stein vom Herzen. Nun wußte er, daß der Deutschen Republik keine Gefahr drohe, und daß er getrost Ehrenmitglied des Stahlhelms bleiben könne. Man schied geziemend schlicht und herzlich voneinander. Zwei Tage später sprach Düsterberg zu Halle: „Ich hasse diesen Staatsaufbau ..."

„In der Jugend herrscht die Anschauung, im Alter das Denken vor", meint Schopenhauer; üble Erfahrungen bewogen ihn vermutlich, hinzuzufügen: „Die Meisten freilich, als welche stumpf waren, werden im höhern Alter mehr und mehr zu Automaten: sie denken und tun immer dasselbe, und kein äußerer Eindruck vermag mehr etwas daran zu ändern oder etwas Neues aus ihnen hervorzurufen. Zu solchen Greisen zu reden, ist wie in den Sand zu schreiben: der Eindruck verlischt fast unmittelbar darauf." Sollten sich unsre Zionswächter, die doch in den politikfreien Stunden ganz der Philosophie ergeben sind, von diesen Erkenntnissen leiten lassen? Sind sie deshalb dem achtzigjährigen Reichspräsidenten gegenüber so nachsichtig? Das wäre eine Niedertracht, Schopenhauers bissige Zeichnung des geistesschwachen Greises auch für Hindenburg gelten zu lassen! Wir sind eher dafür, ihm gegenüber nicht den geringsten derartigen Milderungsgrund gelten zu lassen, sondern ihn körperlich und geistig so voll zu nehmen, wie „Unser Hindenburg" eben ist! Als Wilhelm noch frisch, fromm, fröhlich, aber nicht frei regierte, war immer Kritik wach. Man riskierte manchmal eine Lippe gegen den angestammten Monarchen, die schon aller Achtung wert war. Hunderte verhedderten sich jährlich in den Schlingen des Paragraphen 95. Ebert, der Sattlergeselle, wurde mit Behagen durch den Kot gezogen und nach schwarzweißroter Herzensart geärgert. Aber an Hindenburg, dem Stahlhelm-Mitglied, Kritik üben? Nein, Kinder: Das wäre zu viel verlangt!

Wer bezahlt die Judenhetze? von Paul v. Schoenaich

Jede Partei oder Gesellschaft ist auf die Dauer nur lebensfähig, wenn sie von einer bestimmten weltanschaulichen, politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Idee getragen wird. Diese Idee kann national oder international oder auch gemischt sein. In jedem Falle werden die Hauptträger der Idee klar erkennbar sein.

Bei allen internationalen Ideen werden die stärkern Gruppen die schwächern, wenn nötig, unterstützen. Niemand wird etwas dabei finden, wenn der italienische Fascismus die Fascisten andrer Länder unterstützt, ebenso der russische Kommunismus die andern Kommunisten. Die Pazifisten in Inflationsländern wären zerrieben worden, wenn sie nicht aus Festwährungsländern unterstützt worden wären. Daß die Deutschnationalen in der Hauptsache von den Großagrariern und Großindustriellen, die Volkspartei von Handelskreisen und die Sozialdemokraten von den straff organisierten Massen der Industriearbeiter getragen werden, ist ohne weiteres klar.

Die Einzigen, bei denen die Verhältnisse ganz undurchsichtig sind, sind die Antisemiten aller Schattierungen. Die Idee, die sie vertreten, ist so blöde, daß sie davon allein auf die Dauer nicht leben könnten. Dabei sind sie springlebendig, trotzdem sie innerlich gespalten sind. Eine Feststellung, wer eigentlich die Drahtzieher sind, liegt durchaus im Interesse unsrer innerstaatlichen Gesundung.

Wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, alljährlich in sechzig bis achtzig verschiedenen öffentlichen Versammlungen in allen Teilen Deutschlands spricht, bekommt man allmählich ein gewisses Fingerspitzengefühl. Ich will versuchen, den Beweis zu erbringen, wer die Drahtzieher sind, schicke aber voraus, daß es nur ein mehr oder weniger lückenhafter Indizienbeweis wird, und ich hoffe, daß die Leser dieser Zeilen weitere Indizien hinzufügen werden.

Meine Beobachtungen beschränken sich nicht nur auf die Reden, die antisemitische Gegner in meinen Versammlungen gehalten haben, sondern auch auf ganz zwanglose Unterhaltungen mit einigen von ihnen nach den Versammlungen.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch stand die Judenhetze auf geschichtlichem Boden. Es handelte sich um den üblichen Versuch der verunglückten alten Machthaber, Prügelknaben für die eignen Taten zu finden. Der Hauptträger dieser Richtung war der völkische ehemalige Reichstagsabgeordnete Henning, der als politischer Referent im preußischen Kriegsministerium sich als schwer mitschuldig fühlte. Diese Richtung hat heute ziemlich abgewirtschaftet, weil der Zusammenbruch mehr als zehn Jahre zurückliegt. Sie lebt noch innerhalb der Deutschnationalen, die sich als Schutztruppe der Hohenzollern fühlen, für deren Regierungssünden sie laufend Prügelknaben brauchen.

Bei den vielen Spaltungen innerhalb der verschiedenen antisemitischen Gruppen spielt persönlicher Führerehrgeiz eine sehr große Rolle. Auch Reichstagsmandate mit hohen Diäten und Freifahrkarten sind ein begehrter Artikel. Unter den

Massen der Gefolgschaft habe ich viele gefunden, für die Führerstellen nicht in Frage kommen, die aber innerlich ehrlich von der Güte ihrer Idee überzeugt sind. Den Rassenfanatikern unter ihnen schwebt so etwas ähnliches vor, wie das, was man in der landwirtschaftlichen Saatzucht das Herauszüchten reiner Linien nennt. Dazu kommt eine große Zahl aufrichtig sozial denkender Menschen, die enttäuscht über die geringen Erfolge bisheriger Linksregierungen sich versuchsweise einer andern Partei angeschlossen haben. Besonders zugkräftig für sie ist zum Beispiel eine Persönlichkeit wie der frühere völkische Reichstagsabgeordnete von Gräfe, der nicht nur die soziale Phrase im Munde führt, der auf seinem Gut Goldebee auch sozial handelt. Die Arbeiterwohnungen in Goldebee sind einfach vorbildlich. Zugkräftig ist auch ein Mann wie der Abgeordnete Feder, der sich bemüht, für seine politischen Forderungen auch die wissenschaftliche Begründung zu finden. Seine Ideen sind denen Silvio Gesells verwandt, nur schürft er nicht ganz so tief wie der Führer der Freigeldleute.

An diese ehrlich überzeugten Männer hat sich dann die große Schar derer herankristallisiert, die sich nur dort wohl fühlen, wo es Radau gibt. Alle diese Gruppen sind heute ziemlich bedeutungslos gegenüber den Hitlerschen Nationalsozialisten. Nach dem Gesetz der Schwerkraft findet ein laufender Wechsel aus den andern Gruppen zu ihnen statt. Für den Nichteingeweihten ist es kaum mehr möglich zu sagen, ob Hitler mit Ludendorff noch einig ist oder nicht, ob dieser Führer in diesem oder jener Führer in jenem Lager steht. Ich würde sagen, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, wenn ich nicht von der persönlichen Ehrenhaftigkeit vieler der Herren fest überzeugt wäre.

Das für den Indizienbeweis, den ich führen will, wichtige ist, daß die Nationalsozialisten seit etwa einem Jahr, also seit der Zeit, wo eine Linksorientierung des deutschen Volkes sichtbar geworden ist, fabelhaft rührig sind. In jeder meiner Versammlungen spricht ein Nationalsozialist. Überall, wo es gewaltsame Störungen gibt, stecken sie dahinter. Sie selbst halten mehr öffentliche Versammlungen ab als die großen politischen Parteien. Sogar in Mittelstädten unterhalten sie besoldete Parteisekretäre, und für die große berliner Hitler-Versammlung hatte man Arbeitslose aus allen Teilen Deutschlands zusammengetrommelt. Das alles kostet ungeheuer viel Geld und kann von der sichtbaren Organisation unmöglich allein getragen werden.

Welcher Geldgeber aber hat ein Interesse daran, die Nationalsozialisten zu unterstützen? Nach ihren Reden sind sie ebenso antikapitalistisch gerichtet wie die Kommunisten. Sie greifen die Sozialdemokratie an, weil sie sich angeblich von den Kapitalisten hätten einseifen lassen. Geldliche Unterstützungen pflegen aber doch nur diejenigen zu geben, die Geld haben. Man fragt also staunend, ob irgendein wahnsinnig gewordener Kapitalist etwa die eignen Mörder unterstützt. Solche Wahnsinnssymptome könnten auf die Dauer kaum geheim bleiben.

Ich kann danach nur annehmen, daß eine Stelle die Bewegung unterstützt, die genau weiß, daß vom Reden bis zum Handeln immer noch ein großer Schritt ist. Dieser Stelle kann aber auch nicht allein die Lust, solche Reden zu hören, Triebfeder sein, sondern sie muß irgendwelche andre, nicht leicht erkennbare Zwecke verfolgen.

Wo ist diese Stelle zu suchen? Vielleicht geben die nationalsozialistischen Reden selbst einen Fingerzeig. Der rote Faden aller ihrer Reden ist immer etwa folgender: wir bekämpfen nicht das Industrie- und Agrarkapital, sondern nur das Leihkapital, also nach ihrer Meinung das Börsenkapital, und das sei eben ganz in Judenhänden. Ich brauche den Unsinn nicht klar zu machen, aber die Leute selber sind fest davon überzeugt, was sie schwätzen. Daß heute Bank-, Industrie-, Agrar-, Hausbesitz- und Börsenkapital ineinanderfließen, geht über ihren Horizont. Daß von allen diesen Kapitalien nur ein verschwindend kleiner Teil von Juden geleitet wird, ebenso.

Nun sollte man glauben, daß, wenn sie auch nur einen bestimmten Teil der Kapitalisten bekämpfen, so müßten jedenfalls zwischen ihnen und den andern antikapitalistischen Gruppen gewisse Sympathien bestehen. Weit gefehlt. Sowie ein Nationalsozialist sein Sprüchlein hergesagt hat, tritt automatisch ein Sozialdemokrat oder ein Kommunist auf und läßt kein gutes Haar an ihm.

Diese Feindschaft erklärt sich einfach dadurch, daß es den Nationalsozialisten durch ihre ultraantikapitalistischen Reden gelungen ist, Zwietracht in die Reihen der Arbeiter zu tragen. Das Paktieren sozialdemokratischer Führer mit bürgerlichen Parteien hat die Massen der sozialdemokratischen Arbeiter stark verschnupft, den Boden für die Zwietracht also geackert. Dieselbe Taktik des Hetzens der Arbeitermassen gegen die sozialdemokratischen Führer verfolgen aber auch die Kommunisten. Der Kampf der Nationalsozialisten, Sozialdemokraten und Kommunisten untereinander ist einfach ein Kampf um die Gefolgschaft der antikapitalistischen Arbeitermassen. Nach alledem behaupte ich, daß die Nationalsozialisten von den Industriekreisen unterstützt werden, die ein Interesse daran haben, Zwietracht in die antikapitalistischen Gewerkschaften zu tragen. An der Judenhetze selbst liegt diesen Leuten vermutlich gar nichts, sie ist nur der Schleier, hinter dem die wahren Ziele verborgen werden.

Ich bin der festen Überzeugung, daß die Mehrzahl der Nationalsozialisten selbst nicht weiß, zu welchen Zwecken sie mißbraucht werden.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, fest davon überzeugt ist, daß die Zukunftswirtschaft weder dem reinen Kapitalismus noch dem reinen Sozialismus, sondern einer Synthese beider, etwa im Sinne von Walter Rathenaus Planwirtschaft, gehören wird, der muß neben dem freien Unternehmungsgeist auch starke, innerlich einige Gewerkschaften wünschen. Daß in eine solche gesunde Wirtschaft der ekelhafte und innerlich verlogene Antisemitismus nicht paßt, muß auch der Blindeste erkennen. Ihn zu entlarven, sollen diese Zeilen beitragen.

Sterbliche Menschen — unsterbliche Phrasen

von Béla Balázs

Am 27. Dezember 1923 zogen sizilianische Fischer den Leichnam des Schiffsleutnants Du Plessis de Grenédan aus den kalten Wellen. Er war Kommandant der „Dixmuide" gewesen, jenes lenkbaren Luftschiffes, das mit seiner ganzen Besatzung an der nordafrikanischen Küste untergegangen ist. Sein Leichnam wurde mit der Trikolore bedeckt, sein Sarg mit Kränzen, und die nähern Umstände seines Todes wurden bedeckt und verdeckt mit den schönsten Phrasen. „Er starb den Heldentod für sein Vaterland!" rief der Marineminister mit tränenumflorter Stimme in den Saal, „entheiligt sein Andenken nicht mit kleinlichen Zweifeln und Gezänk." Da mußte man schweigen.

Nun gab es trotzdem so kleinliche, unpatriotische Nörgler, die später die Geschichte dieses Heldentodes auf Grund authentischer Dokumente aufdeckten. Hört sie, denn sie sind lehrreich.

Die „Dixmuide" war seinerzeit ein Zeppelin gewesen und hieß „L. 72". Als diese Kriegsbeute wieder in Betrieb gesetzt werden sollte, schrieb der Schiffsleutnant Du Plessis, einer der anerkannt besten Fachleute für Luftschiffahrt, einen Artikel in der ‚Revue Mensuelle d'Aeronautique', in dem er nachwies, daß dieser Zeppelintypus nur für kurze Gefechtsmanöver, aber nicht für lange Fahrten, zu welchen man den umgetauften Zeppelin benützen wolle, brauchbar sei.

Auf diesen Artikel hin wurde Du Plessis zum Kommandanten eben desselben Luftschiffs ernannt und bekam den Befehl, den Dauerrekord zu schlagen!

Kommt Euch das unlogisch vor? Und ist es doch nicht im geringsten. Es hatte sich ja erwiesen, daß Du Plessis die Schwächen der „Dixmuide" besser als irgend einer kennt. Wer wäre denn berufener gewesen, sein Kommando zu übernehmen, als dieser ausgezeichnete, wenn auch etwas unbequeme Fachmann?

Du Plessis stieg mit der „Dixmuide" am 25. September auf und blieb bis zum 30. September in der Luft. Er hat den Rekord mit 119 Stunden geschlagen. Du Plessis war Soldat und Befehl ist Befehl.

Er hat über diesen Flug pflichtgemäß Bericht erstattet. Dieser Rapport, im ‚Le Journal' vom 8. Januar erschienen, ist ein Muster der Fachkenntnis und der ernsten Gewissenhaftigkeit. Er meldet, daß solch ein Flug nicht zu wiederholen sei, denn seine ganze Mannschaft sei schwer krank geworden. Das Luftschiff habe übrigens ernste Havarien erlitten, es hänge vornüber und müsse repariert werden. Im übrigen könne es den Winterstürmen der nordafrikanischen Küste auf keinen Fall Widerstand leisten. Es wäre nur einem glücklichen Zufall zuzuschreiben gewesen, daß die „Dixmuide" diesmal . . .

Die „Dixmuide" wurde nicht repariert. Das hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen, da Du Plessis am 19. Dezember schon den Befehl bekam, mit ihr wieder aufzusteigen.

Drei Tage vorher bekam die Admiralität von dem meteorologischen Institut der Universität von Algier ein Telegramm mit folgendem Wortlaut: „Großer Sturm im Lyoner Golf mit Richtung nach den nordafrikanischen Küsten."

Die Admiralität in der Rue Royal hat dieses Telegramm bekommen. Aber unterwegs nach der Luftschiffstation ist das Telegramm seltsamer Weise verlorengegangen. Man hat es erst gefunden, als Du Plessis mit der vornüberhängenden „Dixmuide" bereits aufgestiegen war.

In der letzten Nacht vom 19. zum 20. Dezember brach ein Sturm los, wie er schon lange nicht dagewesen war. Die Admiralität wurde sofort avisiert. Aber erst am 21. Dezember ließ sie per Radio den Befehl an die „Dixmuide" ergehen, niederzusteigen.

Doch die „Dixmuide" war zu dieser Stunde kein lenkbares Luftschiff mehr und wurde von dem Sturm weit über jeden möglichen Ankerplatz hinweggeschleudert.

Am 22. Dezember in der Nacht kam noch ein Radio: „Dixmuide über Wasser. Hilfe. Hilfe. Hilfe." Am 23. Dezember bekam die englische Admiralität die Meldung aus Malta, daß die „Dixmuide" in der Nähe explodierte. Das wurde der französischen Admiralität natürlich sofort mitgeteilt. Worauf diese mit der noch vom Kriege her wohlbekannten Methode dementierte und in offiziellen Communiqés zu melden wußte, daß die „Dixmuide" am 23. Dezember über Gabés, am 24. Dezember über Tatahonine in bestem Wohlbefinden hinweggeflogen sei, um dann in der Wüste irgendwo glücklich niederzusteigen. Am 26. Dezember sagte Herr Raiberti, Marineminister, in der Kammer, von Interpellationen bedrängt, jene wunderbaren Worte, die man in den Schulbüchern der Rhetorik verewigen wird: „Hat man die „Dixmuide" noch nicht gefunden? Das ist nur ein Beweis dafür, wie groß Frankreich ist. Seid nicht besorgt um diese Mannschaft. Die ist von jener Rasse der Franzosen, deren Schicksal über dem Tode steht."

Es ist schwer zu glauben. Aber diese herrlichen Worte sind in allen französischen Zeitungen erschienen.

Am 27. Dezember aber waren die sizilianischen Fischer so taktlos, die Leiche des Kommandanten Du Plessis zu finden.

Ein Pech! Man wollte ja seinen Tod nur noch vier Tage lang verheimlichen. Nur noch vier Tage, und das große Geschäft wäre gemacht worden. Denn ... Denn!!

Denn hier ist die Lösung des Geheimnisses. Warum wurde dieser brave Offizier in den selbstprophezeiten Tod geschickt? Hatte er einen Feind bei der hohen Admiralität? Vielleicht eine dunkle und tragische Liebesgeschichte? Oh, so romantisch sind wir schon lange nicht. Es galt keine Frau. Es galt viel mehr: ein großes Geschäft. Es war nämlich ein ständiger Luftverkehr zwischen Frankreich und Algier geplant, welchen sechs lenkbare Luftschiffe unterhalten sollten. Bevor aber diese Milliardenbestellung an die „Luftschiffahrt A.-G." ergehen

konnte, mußte ein Beweis für die Möglichkeit dieses Verkehrs geliefert werden, und zwar noch vor dem 1. Januar, damit besagte Milliarden in das Budget von 1924 noch aufgenommen werden könnten!

Darum war keine Zeit zur Reparatur der „Dixmuide".

Darum wurde der erste Fachmann zum Kommandanten bestellt.

Darum bekam er trotz des ausgesprochenen Sturms keinen Befehl zum Niedersteigen.

Darum mußte er sterben.

Darum wollte man seinen Tod bis nach Neujahr verheimlichen.

So fiel Du Plessis für sein Vaterland. Dafür bekam er auch Grabreden, wie sie ein einfacher Schiffsleutnant nur selten bekommt. Herr Raiberti, der sicherlich nichts mit den Geschäften der „Luftschiffahrt A.-G." zu tun hat, sagte den Matrosen, den Kameraden jener ertrunkenen zweiundfünfzig, dies: „Ihr seid die Zeugen ihres und eures eignen Heldentums. Doch eure Verwegenheit, die keine Gefahren kennt, macht es uns zur Pflicht, euch vor eurer eignen Kühnheit zu schützen, auf euch zu achten, euch zu behüten, wie unsre eignen Kinder."

Ist das nicht wirklich wunderschön? Wer wagte darauf etwas zu erwidern?

Geburtenregelung

I.

Prophylaxe oder Operation? von Hans Lehfeldt

Als vor wenigen Monaten Margaret Sanger, die amerikanische Vorkämpferin für Geburtenregelung, nach Berlin kam, um mit den deutschen Ärzten Fühlung zu nehmen, besuchten sie nur einige Ärztinnen im Hotel Adlon. Wenn sie nächstens ihren Besuch wiederholen wird, kann sie mit einer Organisation verhandeln. Denn inzwischen hat sich das deutsche Komitee der Ärzte für Geburtenregelung gebildet. Auf dem sehr weiten Wege, der zum Siege führen soll, sind die ersten Etappen, freilich nur die allerersten, im Sturm genommen, aber dies mit einem Elan, der für die Zukunft Hoffnungen erwecken darf.

Noch bis vor kurzer Zeit war eine sachgemäße Geburtenregelung fast unmöglich. Nur über Hintertreppen, durch getarnte Inserate und größtenteils durch Kurpfuscher mußte diese für die Volksgesundheit so wichtige Arbeit verrichtet werden. Dem Fabrikanten und demjenigen, der empfängnisverhütende Mittel vertreibt, droht der § 184 des Strafgesetzes mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu tausend Mark:

> Wer Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publikum ankündigt oder anpreist ...

Dazu ist zu bemerken, daß von der geltenden Rechtsprechung unter Gegenständen zu unzüchtigem Gebrauch sämtliche anti-

konzeptionellen Mittel verstanden werden, denn sie dienen zum Beischlaf, und dieser ist, wenn unehelich, unzüchtig, sogar unter Verlobten.

Den Arzt bedroht weit schlimmer als die öffentliche Rechtsprechung das ärztliche Ehrengericht. Die Standesordnung für Deutschland, auf die alle Ärzte verpflichtet sind und nach denen die Ärztekammern und Ehrengerichte entscheiden, erklärt die Verabfolgung konzeptionsverhütender Mittel für nicht vereinbar mit der Würde des ärztlichen Standes. Dem Arzt, der wegen eines solchen „Vergehens" vor ein Ehrengericht gestellt oder gar von ihm verurteilt wird, droht der gesellschaftlich-kollegiale Boykott, und was das grade im ärztlichen Berufe bedeutet, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

Die erste Bresche in diese seltsame Rechtsgebarung schlug die großberliner Ärztekammer, die vor kurzer Zeit mit einer knappen Mehrheit den erwähnten Artikel der Standesordnung aufhob. Fortan darf also ein berliner Arzt, der es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, eine hilfesuchende Frau darin unterstützen, daß sie nur dann schwanger wird, wenn sie selber es will. In Berlin verstößt das nicht mehr gegen die Standesehre, aber in allen andern deutschen Städten ist alles noch beim alten. So schwebt zurzeit vor der thüringer Ärztekammer ein ehrengerichtliches Verfahren gegen einen Arzt wegen „gewerbsmäßiger Schwangerschaftsverhütung". Wohlgemerkt: Schwangerschaftsverhütung, nicht etwa Abtreibung!

Das deutsche Komitee für Geburtenregelung hat jetzt seinen ersten Ärztekurs in Berlin abgehalten. Ein vielversprechender Anfang. Selten wurde in einer Tagung so viel Wichtiges gesagt, so wenig mit Phrasen herumgeworfen. Die Hauptvorträge waren inhalts- und aufschlußreich, und die Diskussion stand infolge der äußerst geschickten Leitung auf beachtlicher Höhe.

Wie steht es mit der Geburtenregelung in Deutschland? Die Schwierigkeiten, die sich der Frage entgegenstellen, sind am besten von zwei Gesichtspunkten aus zusammenzufassen. Es sind auf der einen Seite die allgemeinen Hemmungen, die heute noch ein großer Teil der Gesellschaft dieser Frage entgegenbringt, auf der andern Seite die Schwierigkeiten, die die Natur selbst uns am Körper der Frau zu überwinden gibt.

Denn selbst von der rein medizinischen Seite ist das Problem noch nicht völlig gelöst. Geburtenregelung bedeutet ja nicht definitive Unfruchtbarmachung, sondern das Ziel ist, daß nur dann Kinder erzeugt werden sollen, wenn sie den Eltern erwünscht kommen. Die meisten Mittel, die von Laien angewandt werden, sind entweder untauglich, weil unzuverlässig, oder gesundheitsschädlich. Das ideale Mittel, das noch nicht gefunden ist, müßte absolut sicher vor ungewollter Empfängnis schützen und völlig unschädlich sein. Besonders dürfte es die Fruchtbarkeit der Frau nicht für die Dauer schädigen, damit nicht, wenn die Ehegatten später einmal ein Kind wünschen, die Empfängnisverhütung als eine unwiderrufliche

Sterilisierung gewirkt hat. Eine weitere Forderung, die an ein empfängnisverhütendes Mittel gestellt werden muß, ist, daß es den Genuß beim Geschlechtsverkehr nicht beeinträchtige und auch nicht unästhetisch sei. Ein Schutzmittel, das diesen Anforderungen nicht genügt, wird von den meisten abgelehnt, zum mindesten nicht konsequent angewendet werden. Ein Mittel, das alle diese Forderungen erfüllt, kennen wir heute noch nicht.

Eine Frau für dauernd unfruchtbar zu machen, gelingt heute durch eine verhältnismäßig kleine Operation, aber es ist dann ein unwiederbringlicher Zustand geschaffen, und das widerspricht dem Sinn der Geburtenregelung. Die Sterilisierung auf Zeit dagegen ist noch immer ein nicht völlig gelöstes Problem, so erfreulich auch die bisherigen Erfolge sind: Mit den besten Methoden erzielten amerikanische und deutsche Ärzte immerhin bis zu 97 Prozent Erfolg.

Soweit die medizinische Seite. Für Deutschland steht im Augenblick die allgemeine Seite der Frage weit mehr im Vordergrund. Denn was nützen die besten Methoden zur Geburtenregelung, wenn den, der sie anwendet, Ehrabschneidung und gesellschaftlicher Boykott, wenn nicht noch Schlimmeres bedroht? Was nützen sie ferner, wenn sie den meisten überhaupt nicht bekannt sind, wenn sogar die meisten Ärzte recht wenig über sie wissen, da ja an Universitäten so gut wie nichts darüber gesagt wird. Hier ist in Deutschland noch viel mehr Arbeit zu leisten als auf dem rein medizinischen Gebiet. Auch die pekuniäre Seite der Frage spielt eine große Rolle. Wer soll die Empfängnisverhütung bei den Ärmsten bezahlen, bei denen, wo sie grade am meisten Not tut? Es ist anzunehmen, daß die von der Ärztetagung gefaßte Entschließung von den Krankenkassen angenommen werden wird. In dieser Entschließung wird angeregt, daß „die Krankenkassen ihren Mitgliedern und deren Angehörigen Präventiv-Mittel zur Verhütung ungewollter Schwangerschaft auf ärztliche Verordnung kostenlos gewähren und Organisationen, die eine Sexualberatung ausüben, unterstützen sollen." Nicht nur die Krankenkassen, sondern die ganze Allgemeinheit hat das größte Interesse daran, daß diese Maßnahmen durchgeführt werden. Es ist der einzige Weg, auf dem der Abtreibungsseuche abzuhelfen ist. Man schätzt die Zahl der Abtreibungen in Deutschland auf jährlich eine Million. Zehntausende erliegen jedes Jahr den Folgen dieser Eingriffe. Dies ist Beweis genug, daß selbst die drakonischen Maßnahmen, mit der unsre heutige Gesetzgebung die Abtreibung verfolgt, die Frauen nicht abhalten, eine Schwangerschaft, die sie nicht wünschen, zu beseitigen. Selbst bei Schwangerschaftsunterbrechungen, die nach allen Regeln der Kunst wegen Erkrankung von ärztlicher Seite ausgeführt werden, bleiben schädliche Folgen nicht immer aus. Die Schwangerschaftsunterbrechung ist eine Operation, und jede Operation hat ihr Risiko.

Ist es da nicht einfacher und würdiger, Prophylaxe zu treiben, wie das ja bei der Bekämpfung andrer Seuchen jetzt so üblich geworden ist? Sollte man nicht die ungewollte Schwan-

gerschaft lieber verhüten als die Mutter wider Willen, die sich trotz ärztlichen Rates oft nicht davon abbringen läßt, den Gefahren der Abtreibung, der Krankheit und dem Tod auszusetzen?

II.

Ein liberaler Professor und der § 218

von Hans Ludwig

In einem der letzten Jahrgänge des Archivs für Kriminologie, dessen Herausgeber der der ‚Weltbühne' bereits bekannte Herr Robert Heindl ist, beschäftigt sich der Professor des Strafrechts an der Universität Berlin, James Goldschmidt, mit dem § 218. Seine Abhandlung gibt einen erschütternden Einblick in die Psyche eines deutschen Strafrechtsprofessors.

Die Einleitung befaßt sich mit der Geschichte des Abtreibungsverbotes: „In dem ältern canonischen Recht hat wohl die Unterscheidung von foetus animatus und inanimatus eine wichtige Rolle gespielt. Danach soll der männliche foetus erst mit dem vierzigsten, der weibliche sogar erst mit dem dreißigsten Tage nach der Empfängnis eine anima rationalis erhalten. Aber das spätere canonische Recht hat diese Unterscheidung längst aufgegeben."

„Die Abtreibung in den ersten Schwangerschaftsmonaten straflos zu lassen, versucht also längst überwundenes Recht wieder geltend zu machen," schlußfolgert der Professor. Nach ihm geht also die Intelligenz mit der Zeit. Altertum ganz unethisch, Mittelalter halb und halb und Neuzeit vollkommen. Leider stimmt das nicht, Herr Professor.

Aber hören wir ihn weiter:

> Wenn also nach meiner Überzeugung alle Gründe, die man für die Aufhebung der Strafbestimmungen gegen die Abtreibung geltend gemacht hat, versagen, so muß umgekehrt positiv behauptet werden, daß die Aufhebung der Strafbestimmungen gegen die Abtreibung, insbesondere im gegenwärtigen Augenblick, in Deutschland unter gar keinen Umständen empfohlen werden kann.

Und der Ausspruch Camilla Jellineks — aber wir wollen zitieren, wie er zitiert:

> Camilla Jellinek versteigt sich schließlich zu der Hyperbel, daß Freigabe der Abtreibung die Schwangere oft vor Selbstmord bewahren würde. Selbstmord sei aber entschieden nicht gesünder als Abtreibung. Ich möchte Camilla Jellinek mit einer Variante aus Maria Stuart antworten: Sinne auf ein andres Mittel, die Schwangere zu retten, denn die Abtreibung ist ein ungerechtes Mittel. Und es gibt andre Mittel, muß andre geben.
>
> Ich erhebe hier Anklage, daß die soziale Republik nichts getan hat, die Verheißung ihrer Verfassung Artikel 119: „Kinderreiche Familien haben Anspruch auf ausgleichende Fürsorge und die Mutterschaft hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates", zu verwirklichen. Auch eine Erfüllung der Verheißung des Artikels 121 der Reichsverfassung; daß unehelichen Kindern die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Stellung wie den ehelichen zukommen, wird unabwendbar sein.

Hier aber stoppt er und ist erschreckt über seine eigne ketzerische Anschauung und schwenkt schnell ein:

> Ich meine damit natürlich keine vollkommene Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen, denn diese Forderung ließe sich, wie Theodor Geiger in seinem lesenswerten Buch: „Das uneheliche Kind und seine Mutter im Recht des neuen Staates" am Schluß richtig bemerkt, einfacher dahin fassen: „Die Ehe ist abzuschaffen." Wohl aber denke ich an eine Nachprüfung der Berechtigung der exceptio plurium sowie der Zulässigkeit einmaliger Abfindung etcetera.

Das Argument, daß ja ein empfängnisverhütendes Mittel auch schon eine Art von Abtreibung sei, bestätigt er im weitern Verlauf seiner Abhandlung gern. Eine Beseitigung der Strafbarkeit der Schwangerschaftsunterbrechung empfiehlt Herr Professor Goldschmidt für Deutschland also nicht, ja es ist ihm sogar unverständlich, daß man grade gegenwärtig die Aufhebung des Abtreibungsparagraphen beantragt, wo doch noch kurz vor Kriegsende dem Reichstag ein Gesetz gegen die Verhinderung der Geburten vorgelegen habe.

Und nun kommt der Strafrechtslehrer zu einem ganz verblüffenden Schluß:

> Die sozialistische Weltanschauung ist doch sonst nicht geneigt, die Interessen der Gesamtheit dem Selbstbestimmungsrecht des Individuums zu opfern. Ich glaube, es liegt so: die sozialistischen Parteien haben sich früher mit Vorliebe zum Träger von Ideen gemacht, die im Widerspruch zu den herrschenden Vorurteilen standen. Eine Remissenz an diese Zeit ist es, daß sie jetzt für die Beseitigung des Abtreibungsparagraphen eintreten zu sollen glauben.

Und das ist unter den Professoren, die unsre jungen Juristen ausbilden, noch einer der liberalsten... Fragt nicht nach den andern, fragt nicht nach der Zukunft!

Kameradschaftsehe von Goethe

Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen hervortat, behauptete, eine jede Ehe solle nur für fünf Jahre geschlossen werden. Es sei, sagte er, dies eine schöne, ungrade, heilige Zahl, und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennenzülernen, einige Kinder heranzubringen, sich zu entzweien und, was das Schönste sei, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: „Wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwei, drei Jahre wenigstens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Teil daran gelegen sein, das Verhältnis länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, je mehr man sich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja selbst der unzufriedene Teil würde durch ein solches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände sich aufs Angenehmste überrascht, wenn man nach verlaufnem Termin erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sei."

Wahlverwandtschaften, zehntes Kapitel

Pazifistische Kriegspropaganda

von Karl Hugo Sclutius

„Albert spricht es aus: ‚Der Krieg hat uns für alles verdorben'." So läßt Erich Maria Remarque seinen Helden Paul Bäumer sprechen, Seite 97 von „Im Westen nichts Neues". Ein gutes Buch, ein erschütterndes Buch, ein lustiges Buch. Kaum hat Albert den Satz ausgesprochen, der Erich Maria Remarques Beweissatz ist, diesen tiefgründigen, dem Leser bis auf den Grund des Hirnkastens einleuchtenden Satz; kaum hat uns die unendliche Trostlosigkeit des Wahrworts das Herz in angenehmes Flattern versetzt, so kommt die große Szene: Die Kriegsfreiwilligen begrobsen den Unteroffizier-Briefträger Himmelstoß, der sie beim Ersatzbataillon brutalisiert hat, beschimpfen ihn, brutalisieren ihn ihrerseits und beschämen ihn noch dazu und legen ihn herein. Eine höhere Gerechtigkeit in Gestalt des Kompagnieführers hilft ihnen dabei. Dann spielen sie im Hühnerstall, der als Arrest fungiert, Skat. Dann gehen sie Gänse stehlen. Three man in a boat mit blutigen Kulissen. Oder Tom Sawyer von Mark Twain. Oder Lausbubengeschichten. Oder was ihr wollt, — aber nur kein Anti-Kriegsbuch, wie es aus den tausend Schlünden pazifistischer Reklame herausbrüllt. Pazifismus? Wir liegen schief! Wir liegen jetzt schon so lange schief im Schlaf unsrer falsch herum aufgemachten Propaganda, daß wir eines Tages mit krummen Knochen übel erwachen werden.

„Der Krieg hat uns für alles verdorben." Verdammte Lüge. Wenn irgendwo die Diskussion über den Krieg anhebt — besonders als sie in der ‚Vossischen Zeitung' über Remarques Buch anhob — so quillt den Dreißigjährigen a tempo der Mund über: „Wo wart Ihr denn damals? Rotzbuben, Hosenzipfelträger, Ihr seid doch noch in die Sexta gegangen, als wir schon ... Piff ... wir Kriegsgeneration!" Eine gefährliche Lüge. Sie fühlt sich so wenig „für das Leben verdorben", die Generation der „Langemarkkämpfer", daß ihr die Brust vor Stolz gebläht ist. Ob pazifistisch, ob bellizistisch, das ist wurst, auf beiden Seiten der Barriere das Gleiche — sie ist die Generation, die über Krieg und Frieden und über den Rest zu entscheiden hat. Denn sie hat in ihrer Jugend das gewaltige Erlebnis erlitten, das sie über die Nachgeborenen erhebt, bis ... nun bis der nächste Krieg den Enkeln ebensoviel Feuerschlünde der Erkenntnis öffnet. Nein, lieber, talentierter, kluger Erich Maria, so herum gehts nicht. Ein Bucherfolg, sorgenlose Tage, frischer Ruhm — ich gratuliere. Aber Pazifismus? Kriegspropaganda! Einer muß es Ihnen sagen.

Ihnen und den andern. Denn Sie sind es nicht allein. Keineswegs. Upton Sinclairs Jimmy Higgins, John dos Passos' Drei Soldaten, Georg van der Vrings Soldat Suhren, Ludwig Renns Krieg, und dann The Big Parade, Rivalen, Wings. Immer dasselbe. Macht Zwischentitel: Nie wieder Krieg!, erzählt von weggerissenen Gesichtsfassaden, laßt Rekruten sich anmachen und Hauptleute irrsinnig werden, wälzt Euch in

Blut, Eiter, Knochensplittern und frischen Gräbern. Ihr meint, Ihr wolltet oder könntet künftige Generationen vom Krieg abhalten? Noch ein Schrittchen und wir sind wieder bei Hermann Bahrs Kriegssegen oder dort, wo Thomas Mann schrieb: „Als sittliche Wesen aber — ja als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgend eine Weise ersehnt, ... wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung, ... Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung, ... was die Dichter begeisterte, war Krieg an sich selbst, als Heimsuchung, als sittliche Not." Das war 1914. Von Sieg wollte Thomas Mann nichts wissen, trotz des Vormarsches bis in den Wald von Fontainebleau. „Unbesorgt! Wir stehen am Anfang, wir werden um keine Prüfung betrogen sein." Der Schriftsteller, der das Ohr der Nation hat, schrieb es, und wie dankte ihm die Nation! Das war doch kein „Wir werden sie dreschen" eines lausbübischen Prinz-Generals. Sondern die sittliche Begier nach Pein, Schmerz, Wunden, Tod. Masochismus? Ich will mich nicht auf analytische Deutungen einlassen. Sondern feststellen: wir werden gleich wieder dort sein.

Wir sind unruhig und schauen nach dem Feind aus. Polen ist nicht schlecht, aber noch nicht das richtige. Dittmanns Wehrprogramm fängt es schon begabter an. Er weist mit erhobenem Finger auf den fascistischen und den bolschewistischen Imperialismus hin. Allerdings, die Nation ist auch hier nicht einig. Das war anders, als August Bebel von der Knarre sprach, die er gegen die russischen Unterdrücker tragen wollte. Vielleicht bringt Paul Levi das Heil, wenn er das Ende bourgeoiser Herrschaft im Kaffeesatz des nächsten Kriegs sieht? Vielleicht kann man, da nun einmal Zwietracht Deutschlands Erbe, zwei Parolen koppeln? Vertrauen wir dem Gott der Schlachten! Er wird uns im rechten Augenblick das rechte Losungswort schenken.

Inzwischen muß die Stimmung vorbereitet werden. Nach dem Krieg war es literarisch-verlegerisches Axiom: Nicht davon reden, es langweilt die Leute. Was bedeutete das? War es Scham? Wenn das Kind übereilig getollt hat und schließlich die Vase zerhauen ist, so setzt es sich still in die Ecke: reden wir nicht mehr davon. Wenn es Scham war darüber, daß der nationale Aufschwung alles zerbrochen und bedreckt hatte, nun, so ist man wieder schamlos geworden. Das Nötigste geleimt und aufgewischt, zehn Jahre nach dem großen Übermut vergnügt es den Kleinen, sich an seinen Jugendstreichen zu erfreuen. Zur Stelle sind die alerten Schriftsteller, ihm zu dieser Freude zu verhelfen, die Kriegsliteratur erobert das Herz des Volkes. Nicht mit dem Roten Kampfflieger ist das zu machen, das Kriegsbuch trägt kein eisernes Kreuz am Deckel, es lügt nicht über Blut und Tod hinweg — auch das ist versucht worden, aber es war ein untaugliches Mittel —, nein mit dem Schrecken und Grauen der Wahrheit werden die Menschen, die jungen vor allem, für den Krieg erobert. Der Feldzug um die Seelen ist im Gang, kaum begonnen, ist er schon gewonnen.

Muß man beweisen? Wäre es nicht die Überzeugung aller Gutgesinnten, daß dies pazifistische Literatur sei, hätte nicht selbst die kluge ehrliche Frankfurterin in ihrer Polemik mit der Voß um die Priorität des Verdienstes es heftig beteuert, es würde nicht des Beweises wert erscheinen. Nun aber...

Der Gefreite Ludwig Renn wird nach hinten zur Regimentstischlerei kommandiert.

Ich stand starr. Ich sollte von meiner Gruppe fort?

„Es wird Ihnen schwer?" sagte Fabian. „Würden Sie es denn vorziehen, hier vorn in der Gefahr zu bleiben, anstatt hinten in Sicherheit zu sein?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

Braver Gefreiter! Wer fühlte nicht mit dir, wem schlüge nicht das Herz höher, wenn du in die Schlacht ziehst, wem sänke nicht der Mut, mußt du Druckpunkt nehmen. Und bist du gar von Fabian geführt, dieser Seele von Mensch, diesem Frontoffizier par excellence, heiter im Gefecht, schwermütig im Quartier, Mutter seiner Soldaten, furchtbar jedem Ungerechten, wer wollte nicht mit dir marschieren!

„Nun, wie ist's Ihnen?"

„Gut, Herr Oberarzt!"

„Erzählen Sie noch etwas vom Sturm! War das nicht schrecklich?"

„Nein, es war herrlich, wie die vorstürmten, alle, — die vorher im Tunnel klagten! Einer hat gesagt — ich hörte es im Vorübergehen —, es wäre ihm gleich, ob er gefangen würde. Und der ist vorgerannt und hingestürzt. Wahrscheinlich tot."

„Aber das ist doch nicht herrlich?"

„Doch, Herr Oberarzt, wie sie auf einmal alle Angst verloren hatten! Daß es sie gepackt hatte und sie angriffen, das war unvergleichlich schön."

Keine Literatur, kalter, nackter Report eines Ungebildeten.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen," sagte Lamm ernst.

Habe ich wieder etwas versäumt? dachte ich.

Er blieb stehen. Es war dunkel.

„Du bist wegen Auszeichnung vorm Feind zum Vizefeldwebel befördert. — Hier habe ich dir mein Portepee mitgebracht und ein paar Knöpfe — es sind freilich nur Gefreitenknöpfe."

Ich wollte ihm danken, aber war denn das nicht zuviel? Ich hatte doch die Stellung hier, die wichtigste in der ganzen Division!

„Freust du dich denn nicht?"

„Doch, doch, aber — ihr macht mich nur eingebildet."

Dieser Lamm, Einjähriger, als der Krieg ausbricht, den alle verachten, weil er kein Kommando herausbringt, der nicht einmal Gefreiter geworden ist und der das Militär haßt, — und nach den ersten Tagen der Offensive kann ihn Fabian, der gute Leutnant, zum Eisernen Kreuz eingeben. Am Ende aber ist er selber Leutnant und Kompanieführer, tapfer, streng und gütig, einer, der zwischen zwei Feuerüberfällen seinen Mannschaften die Eisernen Kreuze in die Granattrichter bringt. Fällt er nicht schließlich? Nun, es gibt keinen schönern Tod, als vor dem Feind erschlagen.

Ist das vom Reichswehrministerium subventioniert? Wieso? Erstens ist das Reichswehrministerium dazu nicht gescheit genug; und dann gehen gute Sachen von allein. Wir Pazifisten machen uns den nächsten Krieg selber, dazu brauchen wir Gröner und Heye nicht und am wenigsten Oertzen.

Renns „Krieg", das ist das anständige, simple, kunstlose von den beiden neuen Büchern, die so viel Lärm machen. Während Remarque — ein hervorragender Reißer! Diese Wunderkorporalschaft, die wegen der künstlerischen Einheit inmitten der Ernte des Todes bis zum letzten Kapitel am Leben bleibt, während ringsum die Kameraden dahinsinken, das ist Roland mit den Paladinen im Tal von Roncevalles. Soll man sagen, es sei verlogen? Aber nein. Nur, es ist Kriegspropaganda. Die letzten zwanzig Seiten allerdings sind kitschig und darum minder wirkungsvoll. Aber sonst — glänzende Kriegspropaganda. Worauf beruht aller Dichtererfolg? Auf Identifizierung. Man denke an die Affäre mit dem Schinder Himmelstoß. Jeder Mensch hat seinen Himmelstoß, zu Wasser und zu Land, in Krieg und Frieden. Und hier dieser dreifach gesteigerte Sieg über das böse Prinzip. Erst die Prügel beim Abschied von der Garnison. Dann die offene Auflehnung, als der Unteroffizier ins Feld kommt. Endlich aber! Szene: Trichterfeld. Der Artillerieschleier rückt nach hinten, der Feind greift an.

> Ich sehe Himmelstoß nicht mehr. Rasch springe ich in den Unterstand zurück und finde ihn, wie er in der Ecke liegt, mit einem kleinen Streifschuß, und den Verwundeten simuliert. Sein Gesicht ist wie verprügelt. Er hat einen Angstkoller, er ist ja auch noch neu hier. Aber es macht mich rasend, daß der junge Ersatz draußen ist und er hier.
>
> „Raus!" fauche ich.
>
> Er rührt sich nicht, die Lippen zittern, der Schnurrbart bebt.
>
> „Raus!" wiederhole ich.
>
> Er zieht die Beine an, drückt sich an die Wand und bleckt die Zähne wie ein Köter.
>
> Ich fasse ihn am Arm und will ihn hochreißen. Er quäkt auf. Da gehen meine Nerven durch. Ich habe ihn am Hals, schüttle ihn wie einen Sack, daß der Kopf hin und her fliegt, und schreie ihm ins Gesicht: „Du Lump, willst du raus — du Hund, du Schinder, du willst dich drücken?" Er verglast, ich schleudre seinen Kopf gegen die Wand. „Du Vieh." — Ich trete ihm in die Rippen — „du Schwein" — ich stoße ihn vorwärts mit dem Kopf vorn hinaus.

Nun aber gar, wenn der kriegsfreiwillige Unteroffizier Mittelstädt dem Landsturmmann Kantorek all das vorbetet, was früher der Studienrat Kantorek dem Unterprimaner Mittelstädt vorgebetet hat. Wenn er ihm mitten im Schleifen sagt: „Landsturmmann Kantorek, wir haben das Glück, in einer großen Zeit zu leben, da müssen wir alle uns zusammenreißen und auch einmal das Bittere überwinden."

Lustig ist das! Zwerchfellerschütternd. Und erfüllt den Leser mit nichts als Heiterkeit. Zeigt mir den Mann, gar den

Knaben, der hier nicht innig die Identifizierung ersehnte und mit ihr den Krieg, der die Rangeinteilung umdreht, der ihn erhöht, den andern erniedrigt, der den Untergebenen zum Vorgesetzten seines Vorgesetzten macht. Wollt Ihr wieder eineinhalb Millionen Kriegsfreiwillige? Reiht den Remarque den Schulbibliotheken ein, und Ihr werdet sie haben. Nehmt noch dazu den Mißerfolg, den der Oberleutnant vom hohen Stab im Graben erleidet und das pantagruelische Fressen in dem verlassenen Proviantamt, den warmherzigen Alleskönner Katczinsky, das Bad nach den Wochen des Ungewaschenseins und nun gar die französischen Weiber dort, jenseits des Kanals, den die Wundergruppe mit dem Kommißbrot in hochgehaltener Hand nachts durchschwimmt, — nichts als erfüllte Wunschträume. Kriegspropaganda, Kriegspropaganda.

Schildern denn Bücher und Filme Falsches, lügen sie? Mehr oder weniger künden sie alle Wahrheit. Und echter als Renn kann man kaum schildern. Die Freude an diesem Sport (Krieg genannt) muß gar nichts mit Imperialismus und Nationalismus, mit Eroberungssucht und Vaterlandsliebe zu tun haben. Darum war es so verblödet, was Vaterlandspartei und Unterrichtsoffiziere taten, als sie den Soldaten erzählten, Belgien, Kurland, die Gruben von Longwy und Briey und die flandrische Küste müßten annektiert werden, Deutschland könne ohne sie nicht leben. Ein braver Soldat tut freudig seine Pflicht, weil Krieg der feinste aller Sports ist. Wer es nicht wußte, diese Kriegsliteratur sagt es ihm. Aber man hat es schon vorher gewußt. Man holt Dich heraus aus all der Unerquicklichkeit des Alltags, entbindet Dich der Pflicht, zu denken und Entschlüsse zu fassen, nährt Dich, kleidet Dich, sorgt für Deine Familie, gibt Dir ein nebelhaftes, aber großartiges Ziel, stellt die höchsten Anforderungen an Deine in Fabrik und Bureau mißhandelte Physis, lobt Dich, zeichnet Dich aus und gibt Dir — das Abenteuer. Mensch, was willst Du mehr?

Haie Westhus, einer von Remarques braven Soldaten, will „bei den Preußen bleiben und kapitulieren".

> „Haie, du hast glatt einen Vogel," sage ich.
>
> Er fragt gemütlich zurück: „Hast du schon mal Torf gestochen? Probiers mal!" Damit zieht er seinen Löffel aus dem Stiefelschaft und langt in Alberts Eßnapf.
>
> „Schlimmer als Schanzen in der Champagne kann's auch nicht sein", erwidere ich.
>
> Haie kaut und grinst: „Dauert aber länger, kannst dich auch nicht drücken."
>
> „Aber Mensch, zu Hause ist es doch besser, Haie."
>
> „Teils, teils", sagt er . . .

Bravo Remarque! So ist es. Und zu dem Vergnügen am Kriegssport kommt die unbezahlbare Zugabe des Schimpfens auf den Krieg und die Illusion, der Friede sei das Paradies, „zu Hause" sei es „gut". „In der Heimat, in der Heimat . . ."

Hier schenkte der Dichter seiner Gestalt einen lichten Augenblick. Wir haben doch jetzt schon zehn Jahre Frieden,

fünf Jahre „normale" Verhältnisse. Wir brauchen gar nicht des edlen Literaten Thomas Mann Ekel vor der cancanierenden Gesittung. Wir kennen uns wieder aus in Kohlengruben, auf Rübenfeldern, in Textilfabriken, auf Kontorstühlen. In uns wühlt es: Gebt uns das Abenteuer! Mit dem großen Ziel — noch besser. Aber das Abenteuer an sich wäre schon genug. Nur weg mit diesem Alltag. Was sagt beim Ausrücken Ludwig Renn, kein Überschwenglicher, kein Militarist, kein Hurrapatriot: „Bin ich nicht glücklich daran, einen Krieg zu erleben? Es ist doch irgend eine Loslösung. Wie schlimm für die, deren Jugend ohne das vergeht!"

„Es ist doch irgend eine Loslösung." Die Jugend von 1930 wird nichts andres sagen. Wenn ihr nicht die Parole grade zuwider läuft. Wofür gesorgt werden wird. Hat sie es bisher nicht gewußt, so ist diese Literatur gekommen, um es ihr bewußt zu machen, wie schön „irgend eine Loslösung" vom Frieden ist. Die Pazifisten liegen schief.

Die pazifistische Argumentation ist von Anfang an den falschen Weg gegangen, als sie „unsre Helden im Felde" kurzweg übersetzte in „unsre Märtyrer im Felde", — eins so falsch wie das andre. Über beidem schwebt die altväterliche Vorstellung von den „Lieben daheim", die Strümpfe strickend und Charpie zupfend warm in der Stube sitzen, während Mann und Sohn in finstrer Mitternacht vor dem Feind Wache schieben. Nach dreißig Feldmonaten, die wechselvoll kühl und schwül, erheiternd und erregend verlaufen waren, kam ich für drei Tage in das hungernde Wien, sah in Ottakring nachmittags um sechs Uhr die Proletarierfrauen vor den Bäckerläden Schlange stehen, damit sie morgens um acht kein Mehl bekämen. Ich liquidierte den Krieg, dem ich hier, wie von Seeckt sagt, „ins blutunterlaufene Auge" gesehen hatte, aber nicht, wie er, durchs Scherenfernrohr. Die Pazifisten liegen schief, wenn sie die Schrecken des Schützengrabens sprechen lassen. Was war mit Lederstrumpf? Was mit Winnetou und Old Shatterhand? Was mit Robinson? Gefahr schreckt nicht, Gefahr reizt. „Im Westen nichts Neues" wird auf keinem Weihnachtstisch pfadfindender Knaben fehlen. Sie werden nächstes Jahr, wenn nicht zum Stahlhelm, doch zu Reichsbanner oder Rot-Front gehen. „Trommeln und Pfeifen, — Kriegerischer Klang — . . ."

Ein feines Sportbuch. Und ein feiner Sport, den das Buch preist. Ein teurer Sport, das wäre eine Einwendung. Selbst mit dem Elend der Frauen und Kinder noch nicht voll bezahlt. Europas Proletariat zahlt noch heute dafür und wird lange dafür bezahlen. Mit niedrigen Löhnen, mit Arbeitslosigkeit, mit Wohnungsnot, mit Obdachlosigkeit. Ein feiner Sport, vier Jahre Müßiggang, gepfeffert und papriziert mit Zynismus, Verwilderung, Huren, Plünderung, Schlemmerei, Hunger und Durst, mit Schmutz und Schwelgen, mit Gefahr und Erschöpfung, mit dem Reiz des Todes und des Tötens — zu teuer bezahlt. Mit romantischer Literatur ist die Propaganda gegen den Krieg nicht zu machen. Romantik ist immer für den Krieg. Nur mit der Vernunft. Und Vernunft ist unromantisch.

Ein Streik wird friedlich beigelegt von Heinz Pol

Von Heinz Pol erscheint in den nächsten Tagen ein politischer Roman „Entweder—Oder" (Carl Schünemann Verlag, Bremen), in dessen Mittelpunkt die Gestalt eines linksradikalen Arbeiterführers steht, der an seiner Partei und an den politischen Verhältnissen Deutschlands zugrunde geht. Ein Roman aus dem Reichstag: manches bekannte Gesicht taucht auf, aber es ist trotzdem keiner jener Schlüsselromane, die die Schubfächer privater Dinge öffnen. Aber es ist ein Schlüssel zum Verständnis unsrer immer krisenhafter werdenden Innenpolitik, dargeboten von einem scharfen Beobachter mit einem fühlenden Herzen. Möge das folgende Stück, das besonders Sprache und Milieu des Buches charakterisiert, dem ersten Roman Heinz Pols viele Freunde werben!

Der Kanzler hatte den beiden Freunden nachgesehen: „Mein Sekretär erzählte mir heute morgen, daß man in der Russischen Botschaft die ganze Nacht über fieberhaft tätig war. Ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, was da beraten und beschlossen wurde."

Lattorff setzte eine gleichgültige Miene auf: „Nichts einfacher als das. In zwei Stunden bekomme ich die Berichte. Wir haben fast alle Telegramme aufgefangen, die von der Botschaft heute nacht abgeschickt wurden. Der Überwachungsdienst auf der Post arbeitet jetzt großartig. Es fehlt, glaube ich, nur noch der portugiesische Chiffrenschlüssel, alle übrigen haben wir."

„Gut, wir werden sehen", erwiderte der Kanzler, der organisierte Spionagebetriebe nicht liebte, plötzlich uninteressiert: „Kommen Sie gleich mit herauf, in fünf Minuten beginnt der Kabinettsrat. Wir müssen sehr schnell zu einem Entschluß kommen."

„Aha, der neue Kurs", rief Klemm lauernd, „jetzt geht es wohl um Biegen oder Brechen? Sozusagen die ‚Politik des Entweder-Oder', die wir solange gefordert haben."

„Nein, nein!" Der Kanzler hob abwehrend beide Arme wie ein Priester, der die Absolution verweigert. „So primitiv kann man selbst in Deutschland nicht mehr sein. ‚Entweder-Oder': von dieser häßlichen Alternative spricht man zwar, aber man darf sie nie ausführen. Sie ist viel zu pathetisch geworden."

„Also die Politik der stets offenen Hintertür?" fragte Klemm ahnungslos weiter.

„Wie grob ist — verzeihen Sie — auch dieser Vergleich! Es gibt ja nicht nur eine Tür, sondern unzählige, eigentlich nur noch Türen, und jeder kennt und benutzt sie. Die Geheimpolitik spielt in Wahrheit heute eine viel kleinere Rolle als die offen sichtbare Politik. Denn —" hier lächelte der Kanzler auf seine unmerkliche Art, „mit ihr allein kann man nichts mehr erreichen: der Intrigant wird vielmehr heute von der Taktik des offenen Naiven einfach übers Ohr gehauen. Man muß sowohl ehrlich wie unehrlich sein. Unter uns, Herr Klemm, beides sind ja nur Begriffe, jederzeit auswechselbar; in der Realität existiert ebensowenig Ehrlichkeit wie Unehrlich-

keit. Man muß also auch sowohl naiv sein wie intrigant; sowohl fähig sein, seine soi-disant ‚Weltanschauung' bis aufs Messer zu verteidigen, als auch willens, sie umzubiegen, ja ganz zu verleugnen, wenn die Umstände es verlangen."

„Man könnte nicht grade behaupten, daß das sehr moralisch ist, was Sie da als höchste Staatskunst empfehlen", bemerkte Klemm etwas atemlos. Er liebte es, selbst im kleinsten Kreise von den hohen sittlichen Aufgaben und idealen Zielen des Staatsmannes zu sprechen, der sich seiner Mission stets bewußt sein müsse...

Der Kanzler sprach immer, wenn er mit Klemm zusammen war, in diesem Ton. Es bereitete ihm ungeheures Vergnügen, zwei Tage später seine Ansichten und Randglossen in den Klemmschen Blättern in irgendeiner nach außen hin meist kaum erkennbaren Form wiederzufinden.

Er eilte mit Lattorff hinauf in den hohen, kleinen schmalen Saal, an dessen Tür zwei Reichstagsdiener ein kleines weißes Schild befestigen. ‚Kabinettsrat' stand darauf, niemand durfte es jetzt wagen zu stören.

„Meine Herren", sagte Lattorff, „aus den Nachrichten, die aus den verschiedenen Industriegebieten des Reichs heute vormittag hier eingelaufen sind, kann man ohne Optimismus schließen, daß die Gefahr eines Generalstreiks vermieden wurde. Die Durchsuchung der kommunistischen Fraktionsräume und die Veröffentlichung des Materials in der gestrigen Sitzung hat — so scheint es — die Initiative bedeutend gelähmt. Die sozialistischen und christlichen Gewerkschaften sind durch die Enthüllungen blamiert, sie werden jetzt unmöglich länger mit den Kommunisten zusammengehen."

Der Kanzler unterbrach höflich. „Vielleicht gibt es auch noch einige andre Gründe, Herr Kollege", sagte er mit einer kleinen Kopfwendung. „Sie werden es gleich erfahren. Das Wort hat der Herr Wirtschaftsminister!"

Der Wirtschaftsminister raffte kurzsichtig seine Papiere zusammen. Er nahm insofern eine besondere Stellung im politischen Leben ein, als er, was allgemein bekannt war, der Mann mit den meisten Aufsichtsratsposten war, von denen er nur einige wenige niedergelegt hatte, als er zum Minister ernannt wurde. (In der Sanderschen Broschüre waren ihm allein elf Seiten gewidmet.) Nebenbei hielt er sich für einen großen Politiker und war sehr stolz auf ein Wort, das er vor Jahren einmal als Abgeordneter in einer nicht offiziellen Rede gesprochen hatte. „Es kann durchaus unmoralisch sein", hatte er damals gesagt, „Lügen, wenn sie erst im Bewußtsein einer Nation wie ein ‚Rocher de bronce' stabilisiert sind, aufdecken zu wollen. Wem nützt man damit? Der Wahrheit? Ist eine fromme Lüge für die Nation nicht nützlicher als eine ketzerische Wahrheit, die eine Revolution herbeiführen kann?"

Kein Wunder, daß er der Lieblingsminister des Kanzlers war. „Meine Herren Kollegen", sagte er jetzt, „das vor zwei Tagen abgeschlossene Lieferungsabkommen der Ruhr- und Kaliindustrie mit Rußland wird, von allem andern abgesehen, eine weitere Ausdehnung des Streiks und der kommunistischen

Wühlarbeit im Keime ersticken. Nichts ist den Russen jetzt unerwünschter als eine Verzögerung in der Belieferung. Sie brauchen für ihre chinesischen, indischen und persischen Aktionen dringend Stahl und Eisen, für ihre Getreideprovinzen im Innern Kalidünger. Ich habe unter der Hand von den russischen Unterhändlern die Zusicherung erhalten, daß noch heute von Moskau aus die Bewegung hier abgeblasen werden wird. Mit einem Wort: Moskau ist gezwungen, gegen unsre Moskowiter vorzugehen. Eine bessere Situation konnten wir gar nicht erwischen."

„Das Wort hat der Herr Reichsfinanzminister."

Der war weiter nichts als ein etwas ängstlicher Beamter, der mit einer subalternen Zähigkeit, die allerdings immer als die stärkste sich erwies, seine Karriere gemacht hatte. „Um Gotteswillen, meine Herren Kollegen", rief er, „seien Sie bitte nicht allzu optimistisch, wir dürfen den Bogen nicht überspannen, grade weil wir jetzt so sehr im Vorteil sind. Wir sind es übrigens nur scheinbar. Heute nacht fand eine geheime Sitzung des Industrieverbandes statt, zu der auch einer meiner Staatssekretäre geladen war. Ich kann Ihnen versichern, meine Herren, daß leider Gottes das aufs Wort stimmt, was gestern da gesagt wurde. Es wurde nämlich einstimmig festgestellt, daß die Industrie die russischen Aufträge bitter nötig hat, ja daß sie ruiniert ist, wenn Moskau aus irgendeinem Grunde diese Aufträge annullieren sollte. Der Zweihundertmillionen-Mark-Kredit, den wir der Industrie jetzt zur Ankurbelung des Russengeschäfts geben müssen, ist unter Umständen vollkommen verloren. Auch moralisch brauchen wir dringend einen glatten Verlauf des Geschäfts, um den Druck zu verstärken, den wir auf Paris, Rom und Warschau ausüben wollen, damit wir zu vernünftigeren Zollsätzen gelangen. Was machen wir, wenn die moskauer Zentrale trotz des unterzeichneten Lieferungsabkommens und des zugesagten Kredits den Streik nicht abblasen läßt? Wenn wir jetzt zu forsch vorgehen, erreichen wir vielleicht grade die umgekehrte Wirkung und nützen niemandem, am wenigsten der Ruhr- und Kaliindustrie, der der Russenkredit sowieso zu gering ist. Sie verlangt das Dreifache. Wir können in eine furchtbare Zwickmühle geraten. Ich muß Ihnen aus diesem Grunde gestehen, daß ich die Haussuchung sehr bedauere. Ich hätte ihr nicht zugestimmt, wenn ich bei der Sitzung, die darüber beschloß, anwesend gewesen wäre ..."

Der Kanzler erreichte mühelos ein Kompromiß: man würde im Parlament und nach außen hin sehr friedlich und versöhnlich reden und handeln, die Streiks so schnell als möglich abwürgen. „Im übrigen wird Ihnen der Herr Arbeitsminister morgen oder übermorgen Näheres über diese Dinge berichten."

„Aha, Einigungsverhandlungen mit den Gewerkschaften!" rief der Finanzminister. „Vortrefflich! Dann bricht die ganze Aktion von allein zusammen, ohne daß wir direkt etwas getan hätten."

Der Kanzler lächelte: „Man soll nie direkt etwas tun, wenn man jemand an der Hand hat, der es einem erledigen kann."

Der liebe Gott in Frankreich von Peter Panter

Wie verschieden ist es doch so im menschlichen Leben —!

Bringt in Deutschland jemand die Gedankenvorstellungen der Kirche mit dem Humor in nähern Zusammenhang, dann finden sich nicht nur etliche Domdechanten, sondern noch mehr Richter, die aus einem politischen Diktaturparagraphen — dem 166 — herausinterpretieren, was man nur wünscht. In Frankreich gibt es doch immerhin dieselbe katholische Kirche, über den Erdkreis hinweg, aber da sieht es nun so aus:

In den „Deux-Anes' steigt eine der kleinen Revuen, über die wir uns schon manchmal unterhalten haben. Siebentes Bild: „Restaurant zum bekränzten Bürzel". Und weil ja in den feinen Hotels die Speisen feierlich dargebracht werden, dort also nicht gegessen, sondern ein Essen zelebriert wird, so sehen wir nunmehr ein ganzes Diner auf eine recht absonderliche Weise serviert.

Vor dem Altar der Office steht der Maître d'Hotel, er macht viele kleine Verbeugungen und ruft mit modulierender Stimme die Speisen aus. „Le Potage de la Vierge Printanière" — und Frauenstimmen aus der Küche respondieren: „. . . printanière —!" die Gäste nehmen keine Abendmahlzeit ein, sondern ein Abendmahl, der zweite Kellner schwenkt den Salatkorb wie eine Räucherpfanne, die Musik spielt Gounod-Bach, und es ist — wie die Prospekte der Beerdigungsinstitute sagen — eine Mahlzeit erster Klasse. Der Ober nennt die Gäste „Nos fidèles", was gleichzeitig treu und gläubig heißt — alles geht sehr schnell, und wenn es vorbei ist, dann singt der Chor der Kellner:

„Avé — avé — avez-vous bien diné?"

und alles lacht und klatscht. In den Zeitungen kein böses Wort. Im Publikum kein fader Jude, dem plötzlich das böse Gewissen schlägt und der pogromängstlich „geschmakkkkklos" murmelt, denn es geht nichts über den Katholizismus gebildet aufgeklärter Juden — kein frommer Abgeordneter, der nun aber neue Gesetze gegen Schmutz und Schund fordert . . . nichts.

Eine andre Rasse, gewiß. Damit ist noch nicht bewiesen, daß es in lateinischen Ländern mit dem Humor anders ist als bei uns, gewiß.

Aber glaubt doch ja nicht, daß es, alle Leichtigkeit des französischen Humors zugegeben, hier immer so gewesen ist. Die Kirche hat das Land einmal beherrscht. Und mit dem Patriotismus könnte man sich die gleiche Szene kaum ausdenken — da gäbe es Krach. Mit der Kirche aber . . .

Die hat eben — trotz allem — in Frankreich zum mindesten nicht die Macht, das öffentliche Leben so zu knebeln, wie sie das lautlos in Deutschland tut, wo alles kuscht, wenn sie bimmelt, und wo kein Mensch auf unsre Empfindungen Rücksicht nimmt, auf uns, deren Gefühle verletzt werden, wenn ein Pfaffe von der Kanzel herunter zum Mord hetzt. „Avévous bien diné?" Wenn man die deutsche Zentrumsherrschaft mitansieht, kann man nur sagen: Mahlzeit!

Gewisse Ehepaare von Erich Kästner

Ob sie nun gehen, sitzen oder liegen,
sie sind zu zweit.
Man sprach sich aus. Man hat sich ausgeschwiegen.
Es ist soweit.

Das Haar wird dünner, und die Haut wird gelber,
von Jahr zu Jahr.
Man kennt den andern besser als sich selber.
Der Fall liegt klar.

Man spricht durch Schweigen. Und man schweigt mit Worten.
Der Mund läuft leer.
Die Schweigsamkeit besteht aus neunzehn Sorten,
(wenn nicht aus mehr.)

Vom Anblick ihrer Seelen und Krawatten
wurden sie bös.
Sie sind wie Grammophone mit drei Platten.
Das macht nervös.

Wie oft sah man einander beim Betrügen
voll ins Gesicht!
Man kann zur Not das eigne Herz belügen,
das andre nicht.

Sie lebten feig und wurden unansehnlich.
Jetzt sind sie echt.
Sie sind einander zum Erschrecken ähnlich.
Und das mit Recht.

Sie wurden stumpf wie Tiere hinterm Gitter.
Sie flohen nie.
Und manchmal steht vorm Käfige ein Dritter.
Der ärgert sie.

Nachts liegen sie gefangen in den Betten
und stöhnen sacht,
während ihr Traum aus Bett und Kissen Ketten
und Särge macht.

Sie mögen gehen, sitzen oder liegen,
sie sind zu zweit.
Man sprach sich aus. Man hat sich ausgeschwiegen
Nun ist es Zeit . . .

Bergs „Wozzeck“ von Joachim Beck

In neuerer Zeit hat kaum ein Musikwerk heftigern und berechtigtern Meinungskampf entfesselt als Alban Bergs „Wozzeck“, uraufgeführt an der berliner Staatsoper im Dezember 1925. Jetzt, da es im Spielplan wiedererschienen ist, erwächst der Anlaß, erwächst die Pflicht, das Urteil von damals zu überprüfen.

Die Verblüffung begann, lange vor der Uraufführung, bei der ersten Pressenotiz: Georg Büchners „Wozzeck“ als Oper! Das widerstritt allen bisherigen Erfahrungen: ein Libretto war charakterisiert durch seinen dichterischen Unwert; in jüngerer Zeit war es zwar anspruchsvoller geworden, aber doch immer „Opern“buch geblieben: gefühlsseliger als das Drama, unproblematischer und wortknapper, um dem Musikstrom breiten Raum zu lassen. Hier sollte zum ersten Mal eine ausgeführte, kunstvollkommene Bilderfolge benutzt werden, eine menschliche Begebenheit, so einfach wie eine Schauermeldung aus der Lokalchronik zwar, doch so sicher in ihrer Eigenart und Intimität erfaßt, so erbarmungslos in der Lebensdarstellung, daß man sich fragen mußte: was kann die schönheitliche, großlinige, seelenkündende, doch eben nicht sehr charakterdeutliche Musik noch dazu tun? Vermag sie einen inhaltreichen Dialog zu steigern? Ein feinpsychologisches Geflecht bloßzulegen und zu erhellen?

Der Wozzeck-Stoff schreit nicht nach den Tönen, möchte man argumentieren, er verträgt sie vielleicht und findet in ihnen ein erwärmendes, verschönendes Komplement. Zugegeben auch: Wozzeck, der empfindungsvolle, Natur und Mitmensch erlebende Wozzeck, erschließt der Musik einige Zugänge. Vor seinem erregten Blick verschwimmen die Konturen der Welt: das ist wahrhafte Phantastik (nicht etwa die bloße Irrealität), und das hat tatsächlich in Alban Bergs Oper seine Vertiefung gefunden.

Der Komponist tat indessen noch viel mehr. Er rückte kühnlich die Grenzen der Tonkunst weit hinaus: bisher hatte alle unverschminkte Wirklichkeit, zumal die drückende, todestraurige Armleutewelt aller Musikgestaltung gespottet. Solange die Musik idealisierenden, verklärenden Zielen zustrebte — von den frühklassischen Zeiten an bis zu Richard Strauß, der noch Salomes Sexualgreuel übergoldet — mußte das auch so sein.

Berg erst schafft die unbedingte Ausdrucksoper, die unversöhnliche, furchtbar schreckliche Ausdrucksoper. Das Grundproblem, ob er damit nicht das Wesen der Musik verfälscht, ob deren Ausdruck nicht grade die Schönheit ist, muß hier unerörtert bleiben. Diese Entscheidung steht spätern Geschlechtern zu. Die übrigen Künste jedenfalls haben, in einem Rekordtempo, den Riesenweg vorweggenommen, der zwischen Idealismus und Naturalismus in ihren reinsten Formen liegt. Das Gemeinsame von Goethes Iphigenie und Strindbergs Gespenstersonate ...? Und welcher Prophet dürfte sich rühmen,

vor einem Jahrhundert diese literarische Entwicklungslinie vorausgesagt zu haben?

Wenn die Musik bisher der Inbegriff alles Schönen und Erhabenen war, so entthront jetzt Alban Berg das Schöne zugunsten des Charakteristischen und Naturalistischen. Er entdeckt in vollem Umfange den ästhetischen Reiz des Häßlichen und schiebt es in den Vordergrund. Um es auch musikalisch mit Inhalt zu versehen, bedient er sich ganz folgerichtig der Atonalität: der unbefriedeten, schmerzenden Kakophonie, der Klangspannung ohne Entspannung.

Ehe man nicht die Atonalität — das große, fast unlösbare Problem unsrer Tage — beweisen oder leugnen kann, angefangen von der physikalischen Grundlage bis hinauf zum Weltanschaulichen, werden lediglich subjektive, unmaßgebliche Eindrücke für oder gegen sie sprechen. Als „schön" hört sie wohl auch nicht ihr heftigster Verfechter, aber wahr mag sie sein und wahrhaftig, überredsam für das an sie gewöhnte Ohr. Und wahr, nicht schön möchte ja auch Alban Berg sein.

Wenn man die geschichtliche Tonalität als urtümlich und einzig möglich empfindet, wird man sagen müssen, daß Berg gegen den Musikgeist arbeitet. In gewisser Hinsicht ist das nicht nur Hypothese: wer auf die singende, in der Zeit ruhende Menschenstimme verzichtet, verzichtet auf ein musikalisches Hauptelement. Berg tut dies jedoch nicht ohne Fug; der Gesang, sagt er sich wahrscheinlich, ist die Sprache der Vögel, nicht die des Menschen. Ausschließlich das Orchester, das überpersönliche Orchester, soll dem gehobnen, temperierten Klange dienen.

Verdis „Otello", an sich, im vierten Akt, ein Gipfel der Opernkunst, bedeutet gegenüber Shakespeare eine Verkitschung — die Zünftigen werden sich darüber entsetzen, der Literat indessen und jeder, der vom Drama herkommt, empfindet es so. Die Töne sind gewiß nicht süßlich und gefühlflach, aber süß und schön: dem Geist der Musik entsprechend, nicht dem des komplizierteren, ernsteren Dramas. Bei Alban Berg, dem intellektuellen Künstler eines intellektuellen Zeitalters, kehrt sich das Verhältnis um.

Das tut sachlich keinen Schaden. Büchners Wozzeck, das eindrucksvolle sprachgewaltige Drama, das in seiner Geballtheit unsern Expressionisten ein unerreichtes Muster ist, das Drama eines Weichmütigen, Gedrückten, Armen, der vom Lebensgenuß ausgeschlossen bleibt, weil er geistbeladen ist, behält in der Veroperung seine tragische Wucht, in bezug auf die Geschehnisse sowohl wie auf die Charaktere. Herbe Klänge steigen auf, Sekunden und Quarten reiben sich; die Atonalität herrscht und doch neigt sich diese Musik manchmal sachte dem chromatischen, harmonieerweiterten Spätwagner zu. Da mildert sich wieder der Klang und der Eindruck. Doch gebietet ja der düstere Stoff, dem Ausdruck zuliebe das Äußerste zu wagen, das Entlegenste zusammenzusetzen, ja bis ins Geräuschhafte vorzustoßen, wo die Musik kaum noch ihren Namen verdient.

Alban Berg wagt sich weit. Er stellt nicht nur das Gro-

teske grotesk dar; auch andres unterliegt diesem verhäßlichenden Trieb, musikalisch ausgedrückt: dem Tonalitätsverfall. Ein verzerrter Soldatenmarsch, eine verzerrte Ballpolka seien genannt. Wer wills dem Tonkünstler verbieten?

Das dramatische Begebnis, mag es auch effekt- und zeitungsmäßig aussehen, wird doch vom Dichter im einzelnen so genau verfolgt und abgetastet, daß die Worte auch in der Veroperung unbedingt verständlich bleiben müssen. Bei Berg begreift man sie ausnahmslos. Er bevorzugt das Sprechmäßige, daneben das Deklamatorische und nur zeitweise das Gesangsmäßige. Immer ist seine Musik der Natur, dem Tonfall, der Sprechlogik aufs feinste abgelauscht. In der klassischen Oper waren die Vorgänge, bestenfalls, so allgemein, grobzügig und schon aus der Szene begreifbar, daß der Text ruhig ertrinken durfte.

Das Orchester, bei Berg mehr denn je Träger des tondramatischen Geschehens, spielt formgebundene Stücke alter Prägung: da gibt es Passacaglien, Fugen, Rondi, Rhapsodien, Suiten, Phantasien, Variationen. Eine Notwendigkeit? Nicht eigentlich. Eine Hilfskonstruktion, um die programmatische Opernmusik auf den Rang der absoluten zu heben. Mittelbar wird jedoch auch das zu einem Vorzug des „Wozzeck". Die Form drängt sich nicht auf, umspannt aber die Theaterszene mit einer einzigen Inspirationsklammer, mit einem einzigen Erlebniszuge, zerbröckelt selten in Kleinigkeiten, wie das sonst in handlungsreichen Stücken zu geschehen pflegt.

Wir halten jetzt an der Grenze von Form und Inhalt: der Inhalt schafft ja ganz zwangsläufig die Form; er kann aber auch für sich betrachtet werden, hinsichtlich seiner Wirkungsgewalt. Berg hat an Büchner ein starkes Sujet, er entzündet sich daran und beseelt die Partitur in effektsicherer, feinbewußter Weise. Wer diese Art von Musik grundsätzlich anerkennt, dem muß sie hier bei Berg in ihrer Neuheit gradezu genial erscheinen.

Ob sie es zu innerst ist? Unmöglich, das zu beweisen. Denn die Musik, eine Empfindungskunst, stützt sich auf individuelle, vielleicht trügerische Wahrnehmungen. Ich jedenfalls spürte diesmal durch ganze Szenen hindurch einen gewaltigen Tiefenriß. Und wo die Ergriffenheit einmal aussetzt, da gestaltet doch immer ein kluger Kopf. In diesem konzentrierten Opernwerk ist keine Langeweile, kein Versager. Witz, Technik, Einfühlung helfen über die tondramatisch unergiebigen Partien hinweg, die keinen Aufschwung gestatten.

Alban Berg schafft bedächtig (opus 7!) doch zielbestimmt: bewußt ein Künstler fortgeschrittener Läufte. Bewußt schon zum Teil die Atonalität als Folge unsrer musikmechanistischen Erschöpfung, bewußt vor allem die Ausnutzung unsres modernen Orchesters mit seinen Teilungen in ein Haupt-, Kammer- und Bühnenkontingent, bewußt ein langgezogenes Instrumental-Unisono vom hauchfeinen Pianissimo bis zum berstenden Forte, bewußt ein Verstummen jeglichen Tönens bei offener Szene (von Schreker freilich schon vorgeahnt). Der Instrumentalkörper — riesengroß und beim Anblick angsterregend — wird,

gemäß den Erkenntnissen der Gegenwart, mit allem Können, allem Raffinement, behandelt; zusammengelegte, vereinzelte, gedämpfte Stimmen überdecken rätselreich die Materialität des Klanges. Und immer wieder lassen melodische, rhythmische, akkordliche Neuwendungen den Hörer aufmerken.

Einprägsame, bedeutungsvolle Momente gibt es zahlreich. Wir nennen nur einige ganze Szenen von prophetischer Kraft, einer freilich schon vorgedichteten und nun in Tönen wiederaufglühenden Kraft: Wozzeck und sein Kamerad schneiden Stöcke auf der Heide, da erscheint ihnen ein Fanal am Himmel und strahlt im Orchester aus in abwärtswallenden Sekunden — ähnlich schon bei Strauß, bei Schönberg, darum aber nicht weniger wirkungsstark. Ergreifend Marie mit ihrem Hurenkind, wie sie es einwiegt, wie sie besinnlich erschauert. Und wie Selbstekel sie später packt und sie aufschreit im Gebet. Grandios die Tanzbilder; Sümpfe der Häßlichkeit, wenn die Proleten ihr Halli-hallo in die Nacht brüllen, wenn Bandonion und verstimmte Geigen ihre Freude aussingen, die ein Schmerz ist; wenn das Klavier bedrohlich in Wozzecks Mordmiasmen hineinpatzt. Das Gebrumm schlafgeängstigter Soldaten geht als Raunen durch die Luft und drückt auf den Hörer wie ein Alb.

Der Mord, überhaupt die Tatsächlichkeit, bringt im Tondrama keine musikalische Steigerung. Man muß sich hier der Diskretion des Komponisten freuen, so wie an komischen Stellen seines Instrumentenhumors (des Geigenrutschers zu einem apoplektischen Hauptmannsbein). Aber in den Sterbeszenen sprießt neben dem Kraß-Gegebenen eine stille, ausschöpfende, unsentimentale Lyrik auf: am Teich, wenn Wozzeck gurgelnd hineinsinkt, wenn das Wasser ganz leise mit aufsteigenden Chromatismen „ruft", dann bänglich verstummt. Rührend zum Schluß der Kontrast ringelreihender Gassenkinder — Klangbilder von konziser Wucht.

Ist dieser „Wozzeck" nun zukunftsträchtig und stilschöpferisch? Beim ersten Hören verneinte ich es, alle Andern mit mir. Und in der Tat, der Opernkomponist wird sich wieder freundlichere, ungeistigere Vorwürfe suchen und sie noch freundlicher, ungeistiger durchgestalten. Darüber hinaus läßt sich jedoch eine andre Zukunftsmusik denken: rissig wie ein Menschenschrei, gänzlich ungewinnend, von einer naturwissenschaftlichen Beobachtungsstrenge, die nicht vergoldet. Alban Berg, milde aller Kreatur zugeneigt, wäre dann ein Ausgangspunkt, während er zugleich, historisch betrachtet, als Endpunkt erscheint. Zum Mignon-Ideal zurückkehren können wir nicht mehr; der fruchtbare Punkt liegt einstweilen zwischen reiner Schönheit und reinem Ausdruck.

Wer da glaubt, daß sich die künstlerischen Anschauungen und Formen von heute: die kurzen, verzerrenden Lineamente, die auch diesen „Wozzeck" kennzeichnen, aus einer übersteigerten, naturfernen Kultur ergeben, der mag sie ablehnen. Aber eine Musikphilosophie, und sei sie die richtigste, vermag doch die besondere Kraft eines Werkes kaum zu beeinträchtigen. Wer das „innere Ohr" hat, wird die Gefühlsintensität dieses fragenreichen und dennoch meisterhaften Tondramas erhorchen.

Weltbank oder Völkerbank? von Hans Heymann

Der alte Plan der Völkerbank ist neuerdings in merkwürdig verwandelter Gestalt, und zwar ohne Namhaftmachung seines jetzigen Urhebers wieder aufgetaucht. Im Jahre 1920 wurde er meines Wissens zuerst im Zusammenhang mit der Reparationsfrage von mir entwickelt. Walter Rathenau, damals Aufbauminister, der sich lebhaft für diesen Plan einer möglichst zwanglosen wirtschaftlichen Regelung durch ein überstaatliches Organ interessierte, rief mich Ende 1921 zu sich, um persönlich näher von mir informiert zu werden. Die Regelung der Sachlieferungen lag ihm damals hauptsächlich am Herzen. Er versprach sich wohl auch von dieser Idee eine gewisse Reinigung der weltpolitischen Atmosphäre und forderte mich deshalb auf, ein kurzgefaßtes Memorandum für die damals schon geplanten internationalen Konferenzen selbständig zu entwerfen und schließlich als Material für die Verhandlungen der Kreditkommission zur Verfügung der deutschen Delegation für die Konferenz von Genua zu stellen. Zur weitern Begründung dieser Schrift von ihm angeregt, veröffentlichte ich dann im Frühjahr 1922 eine Arbeit „Die Völkerbank" (Ernst Rowohlt Verlag, 1922 auch ins Russische „Bank Narodoff" und Englische übersetzt), die zugleich als Material für die Diskussion in den Kreditverhandlungen der genueser Konferenz dienen sollte.

In der Tat wurde der nach manchen Richtungen schon sehr weit ausgreifende Plan der Völkerbank, wie mir Rathenau später sagte, in der Kreditkommission besprochen, doch war die Weltlage damals leider für die konkrete Behandlung solcher Ideen noch nicht reif.

Ist man doch auch jetzt noch, fast ein Jahrzehnt später, keineswegs einig darüber, ob es sich um ein wirklich durchführbares Projekt oder nur um einen kühnen Traum handelt, den die machthungrigen Vertreter der internationalen Finanz entworfen haben, um ein neues autonomes Zentralorgan für die weltwirtschaftliche Geld- und Güterzirkulation zu schaffen.

Ein Vergleich des damaligen und des heutigen Programms zeigt frappante Anklänge. Gegenüber den mannigfach auftauchenden Zweifeln dürfte heute mehr als jemals der bekannte Ausspruch Disraelis angebracht sein: „The secret of success is constancy of purpose", den ich als Motto meiner Arbeit voranstellte, um ein im Geiste des Weltsolidarismus ausgebautes Werk zu fordern, das der Wiederbelebung der stockenden Weltwirtschaft gute Dienste leisten sollte.

Mein Programm gründete sich auf die Ausführung folgender Punkte:

1. Das Währungsproblem,
2. Gründung der Völkerbank,
3. Die Grenzen des Völkerbank-Kredits,

4. Kurzfristige Kredite der Völkerbank,
5. Langfristige Kredite der Völkerbank,
6. Aufbaubanken,
7. Das Reparationsproblem.

Also, wie man sieht, nicht weniger, sondern eher noch mehr als gegenwärtig wieder auf dem Programm der Weltbank stehen.

Es ist begreiflich, daß die Mehrzahl der Zeitgenossen, mit Ausnahme der Sozialisten, die für die Idee einer wahren Völkerbank 1921 eingetreten waren, den Vorschlag als Utopie ansahen. Aber es gab doch auch einzelne weiterblickende Kritiker, nach deren Überzeugung der Entwicklungsgang dieser Idee noch nicht abgeschlossen war.

Im Frühsommer 1922 starb Rathenau und mit ihm manche Hoffnung des Weltsolidarismus.

Als im Jahre 1924/25, also nach der Stabilisierung, der Ruf nach Auslandskrediten in Deutschland lebhafter als je erhoben wurde und England von uns als rettender Engel angesehen, ja als das Schlaraffenland für Auslandskredite förmlich bestürmt wurde, kamen von Neuem die Ideen internationaler Emissionsinstitute zur Diskussion. England hatte nämlich Besseres zu tun, als der deutschen Industrie mit langfristigen Krediten unter die Arme zu greifen. Statt dessen kargte es nicht mit guten Ratschlägen. MacKenna sagte mir damals in London: „You must first set your financial house in order." Und bald darauf begann die Zeit der englischen Kreditsperre. Aber auch die Ordnung der deutschen Finanzen brachte nicht den ersehnten Kreditzustrom aus England, das seine Mittel für andre Zwecke nötiger brauchte, und erst später wurde der amerikanische Goldstrom erschlossen.

Als Jakob Goldschmidt meinem 1925 im ‚Berliner Tageblatt' veröffentlichten Artikel über „Auslandskredite" damals impulsiv zustimmte, machte ich ihm den Vorschlag, er solle doch mit der ihm eignen Unternehmungskraft die Gründung einer Völkerbank in die Wege leiten, — er hatte grad in Amsterdam ein internationales Bankenkonsortium zustande gebracht. Der Individualist Goldschmidt schwor aber auf die Leistungsfähigkeit der großen Banken und erklärte sich als Gegner einer neuen zwischenstaatlichen Organisation, die ad hoc zu gründen wäre.

Für ein finanzielles Zusammenwirken der europäischen Länder war indessen die Stimmung bereits günstiger geworden, und als ich am 18. Januar 1926 im ‚Berliner Tageblatt' den Plan einer „Europabank" für die Weltwirtschaftskonferenz herausbrachte, wurde er sofort in viele Sprachen übersetzt und in fast allen Ländern veröffentlicht. Die ‚New Yorker Staatszeitung' schrieb mit großen Lettern sogar von der bevorstehenden Gründung dieses Institutes und hielt mich für den Gründer. Sie irrte sich aber. Sollte es nun keinem Ge-

ringern als Morgan selbst vorbehalten bleiben, die Gründung einer Völkerbank in die Hand zu nehmen? Er wird doch nicht etwa den Spuren seines Landsmannes Vanderlip folgen, der die „American Bank of Europe" außerhalb Europas ins Leben treten lassen wollte?

Über die Größe des Kapitals, über die man sich bereits geeinigt haben soll, fehlt es allerdings noch an einer zuverlässigen Angabe. Ich hatte seiner Zeit „Etwa hundert Millionen Werteinheiten des als Standort gewählten Landes" in Vorschlag gebracht, ohne freilich daran zu denken, daß neben den Ländern private und öffentliche Banken als Gründer erscheinen sollten. Der Prospekt, der den Völkern demnächst zur Kenntnisnahme vorgelegt werden wird, ist leider noch nicht erschienen, doch fehlt es nicht an dem Hinweis auf ein großzügiges System internationaler Zusammenarbeit, das unter Umständen zur Erschließung wirtschaftlich zurückgebliebener Länder führen könnte. Ich hatte es früher unternommen, als Musterbeispiel nach dieser Richtung hin die russische Volkswirtschaft zu behandeln. Jetzt sind wir wohl noch nicht reif für eine solche unparteiische Stellungnahme gegenüber der Sowjetunion, die sich nur zögernd zu Konzessionen in der Richtung einer Art Vorkriegsschuldenregulierung entschließen kann.

Den Kern der Weltbank bildet bis auf Weiteres doch die Verwaltung der deutschen Reparationsgelder und ihre Verteilung unter die Gläubiger, sowie die Regelung der Transferfragen und die Mobilisierung der Annuitäten.

Selbst der Name dieser Reparationsbank steht noch nicht fest. Der Völkerbund wird jedenfalls ihrer Gründung fernstehen. Auch im Kreise der Gläubigerstaaten dürfte es noch manche Widerstände geben.

Wann wird die Weltbank das Licht erblicken? Mit welchem Programm wird sie beginnen, mit welchem enden? Wird sie dereinst eine Weltnotenbank mit eignen internationalen Zahlungsmitteln werden?

Wenn von diesem Mittelpunkt aus das Zuleitungssystem des Weltkredits reguliert wird, dann wird man wohl hoffen dürfen, daß dem freien Tauschverkehr endlich freie Bahn geschaffen werden wird, daß mit einheitlich regulierten Zahlungsmitteln die Produkte gegen die Produkte ausgetauscht werden können, wie dies einst Proudhon bei Errichtung seiner Pariser Volksbank vorschwebte: Les produits s'échangent contre les produits!

Es ist ein weiter Weg von Proudhons Volksbank zur Regelung der internationalen Güterzirkulation durch eine Völkerbank. Es wäre eine Ironie des Schicksals, wenn die größten Kapitalmächte der Gegenwart im Gedränge der Reparationsnöte zu einem solchen Werk den Grundstein legen müßten.

Bemerkungen

Franz Seldte gastiert in Wien

Die wiener Zeitung ‚Der Abend' hatte sich anläßlich des zehnjährigen Gründungsfestes des Stahlhelms den Spaß gemacht, das intelligente Antlitz Franz Seldtes seinen Lesern vorzusetzen mit der Unterschrift „Zehn Jahre Stahlhelm. Franz Seldte, der Führer dieser Mordbande". Ob der Verfasser dieser Bildunterschrift dabei an den Führer des berliner Stahlhelms, Herrn von Stefani dachte, der für den Mord an den Vorwärtsparlamentären verantwortlich ist oder an Kapitän Ehrhardt, der längere Zeit Führer des Jungstahlhelms war, oder ob er bloß die blutigen Zusammenstöße mit tödlichem Ausgang im Sinn hatte, die der Stahlhelm in allen Ecken und Enden des Reichs in einer solchen Fülle provozierte, daß die Nachrichten darüber Bände füllen — dies alles ist unbekannt. Fest steht bloß die Tatsache, daß der verantwortliche Schriftleiter der Zeitung vor dem Untersuchungsrichter den Namen des Verfassers der Notiz bekanntgab, als Herr Seldte den berufsmäßigen Rechtsfreund aller Hakenkreuzmörder in Wien, den Doktor Walter Riehl, beauftragte, die Zeitung wegen des Ausdrucks „Mörderbande" auf Ehrenbeleidigung zu verklagen.

Nach dem oesterreichischen Presse-Strafrecht gibt es geistreicherweise einen verantwortlichen Schriftleiter, der es deshalb ist, weil er nicht verantwortlich ist. Verantwortlich ist natürlich der wirkliche Urheber der Straftat. Gegen diesen muß vor dem Schwurgericht verhandelt werden, sofern die Strafhandlung durch die Presse begangen wurde. So hätte jetzt also der tapfere Likörfabrikant die Strafverfolgung des dem Gericht bekannten Urhebers der beleidigenden Äußerung verlangen müssen. Das Gericht hätte eine Schwurgerichtsverhandlung anberaumen müssen, und die Geschworenen hätten, wenn der Angeklagte, wie er dies angekündigt hatte, den Wahrheitsbeweis antrat, über die Frage entscheiden müssen, ob der Stahlhelm als Mordbande anzusehen ist oder nicht.

Hätte . . .

Vor dieser Entscheidung lief Herr Seldte glattwegs davon. Fällt ihm nicht ein, sich vor schlappen oesterreichischen Geschworenen zu verantworten. Trotz Freispruch des Pöffl. Denn diese Verhandlung wäre nicht vor dem Landesgericht II, wo die burgenländischen Geschworenen zuhause sind, durchgeführt worden, sondern vielmehr vor dem Landesgericht I, wo wiener Geschworene zu Recht sitzen. So lief er davon und begnügte sich mit der Strafverfolgung des „Verantwortlichen", der natürlich nicht wegen Beleidigung vor dem Schwurgericht, sondern nur wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge vor dem Bezirksgericht zu fünfzig Schilling Geldstrafe verurteilt werden konnte.

Schade. Der gerichtsordnungsmäßige Nachweis der wahren Qualitäten des Stahlhelms hätte sicherlich sehr interessiert. Seldte wartet offenbar, bis man in Oesterreich gesinnungstüchtig genug ist, um nach fascistischem Recht zu judizieren. Und wir hatten uns schon so gefreut . . .!

Bruno Frei

Denkmäler überall

Kriegerdenk- und Ehrenmäler gehörten stets zu den notwendigen Folgeerscheinungen menschlicher Kriege — auch der verlorenen. Der weite, unablässig mit Blut getränkte Weg von den Triumphbogen und Ehrensäulen römischer Imperatoren bis herunter zu den verunglückten Imitationen, mit denen die Hohenzollern, die Wittelsbacher und ihre Ableger um die Gunst der Nachwelt gebuhlt haben, bis zur Siegesallee, dem Völkerschlachtdenkmal und den unzähligen Siegesengeln mit Lorbeerkränzen, den sterbenden oder betenden

Soldaten und den in neuster Zeit üblich gewordenen übereinandergetürmten Blöcken mit Stahlhelm und Adler — dieser Blutweg ist seiner ganzen Länge nach derart mit konventionellen Geschmacklosigkeiten überpflastert worden, daß man allen beteiligten Nationen verzweifelt zurufen möchte: Haltet ein! Es ist genug!

Und das vor allen andern besonders laut unsrer deutschen Nation.

Welche Stadt, welches Städtchen und welche kleinste Ortschaft hat nicht seinen Steinbau „zum ewigen Ruhm und Gedenken" der Gefallenen? Genügen denn die Massengräber und Kriegerfriedhöfe in Belgien und Frankreich nicht? Oder glaubt man, die deutliche und sittliche Mahnung jener zahllosen schlichten Holzkreuze bei uns durch Engel-, Lorbeer- und Stahlhelmkitsch vervollständigen zu müssen?

Wie weit man selbst von dieser Absicht entfernt ist, beweisen die Inschriften grade jener Denk- und Ehrenmäler, denen alldeutsche Kreise besondere Bedeutung zumessen. Das „Wehe dem Besiegten!" am Sockel des U-Boot-Ehrenmals in der kieler Föhrde ist seiner versteckten Tendenz wegen noch raffiniert zu nennen, wenn man es mit dem nur zu deutlich zweideutigen „Wir werden auferstehen!" am münchner Kriegerdenkmal vor dem Armeemuseum vergleicht. Wir werden auferstehen ... und im Hintergrund des im Stil neuzeitlicher Bedürfnisanstalten erbauten Denkmals verdolmetschen rudimentäre, an neusten amerikanischen Langrohrgeschützen gemessen ungemein lächerliche, verzierte Kanonenrohre das Bibelwort auf bajuvarisch.

Vor solchen Hünengräbern im Geschmack der laufenden Saison, a conto-Arbeiten mittelmäßiger, erfindungsarmer und moralisch unbeschwerter Kunsthandwerker und Akademieprofessoren, dürfen heute noch ehemalige hohe Herrschaften jenen Ungeist abreagieren, der in ihren oder ihrer Väter Weltkriegsproklamationen längst ein für die denkende Nachwelt ausreichendes Denkmal gefunden hat! Wenn sich Tote im Grab umwenden können, so müssen das Hunderttausende unsrer Gefallenen bis zur Raserei getan haben, denn was auf diese Art an den meisten von ihnen „ihres Andenkens wegen" verübt wird, ist eine Schande. Könnten sie zu uns sprechen, die Vielen, die nach Quälerei und schwerem Leiden den süßen Tod fürs Vaterland starben, sie hätten bestimmt nur die eine Antwort: Wir pfeifen auf Denkmäler! Wollt ihr aber wirklich etwas für uns tun, dann sorgt für unsre alten, hilflosen Mütter, für unsre Frauen und Kinder!

Davon wollen die Herren mit dem Denkmalsfimmel freilich nichts hören. Und man muß es, schon als erste deutsche Großtat der jüngsten Zeit anerkennen, daß in einem kleinern Orte Reichsbanner und Stahlhelm gemeinsam, auf eine Anregung des Reichsbanners hin, übereinkamen, statt eines Kriegerdenkmals ein Hinterbliebenenheim zu errichten — mit einem kleinen Denkmal davor freilich ... Immerhin: die Vernunft marschiert.

Und noch etwas für Optimisten. Die deutschen Frontkämpfer-Verbände haben einmütig beschlossen, in Berka bei Weimar, in einem dazu zur Verfügung gestellten Hain, ein Ehrenmal für das ganze Reich zu bauen. Vielleicht setzt dieser unionistische Beschluß einen Punkt hinter die Denkmalsseuche. Und wie möchte man sich ein solches Denkmal wünschen? Etwa so:

In einem großen Hain im schönen Thüringer Land könnte auf einem Hügel ein bescheidnes Holzkreuz stehen — wie auf den Gräbern drüben in Belgien und Frankreich — und als Inschrift, wenn es schon ein Bibelspruch sein muß: Herr, vergib uns unsre Schuld! Oder auch: Du sollst nicht töten! Und dahinter könnte sich ein großes, helles Gebäude mit geräumigen Fenstern erheben. Dort würden die Kinder zu Hause

sein, deren erster, schwächlicher Keim während der kurzen, aufreibenden Spanne eines Feldurlaubs von zermürbten und ausgehungerten Männern und Frauen gezeugt worden ist. Man würde sie nun gesund ernähren und kleiden und würde ihnen Männer und Frauen zu Lehrern geben, die das Erlebnis des Weltkriegs in seiner schamlosen Abgründigkeit begriffen haben und die Kinder zu einem verantwortungsvollen Leben erziehen können. Das wäre ein Ehrenmal!

Träume eines Optimisten . . .

Skeptiker und Pessimisten werden zu der beträchtlichen Summe, die zwischen Tannenberg und Köln, zwischen Kiel und München bereits für Denkmalsgelder verpulvert worden ist, einen weiteren Posten, den von Berka, schon jetzt hinzuzählen.

Johannes Meinicke

Bassermann über Theater

„In bezug auf das künstlerische Niveau kann man wohl kaum von einer Theaterkrise sprechen: Welche Fülle von guten Schauspielern und Regisseuren haben wir! Ich für meinen Teil beklage auch keineswegs das Fehlen ständiger Ensembles. Im Gegenteil bietet das Engagieren nur für bestimmte Rollen oder Stücke größere Möglichkeiten, den geeigneten Schauspieler heranzuziehen, während man bei einem Ensemble mit den vorhandenen Kräften manövrieren muß. Bedenklicher aber erscheint mir die innere Aushöhlung des Theaters durch das Konjunkturstück. Diese Monotonie des Saisonschlagers ist auch für den Schauspieler selbst nicht ohne Gefahr."

„Haben Sie die vielzitierte Beeinträchtigung des Schauspielers durch den Regisseur erfahren?"

„Ich weiß, es gibt Stars, die ihre eigenen Regisseure sind. Aber noch unverständlicher erscheinen mir die Regisseure, für die das Theater nur ein Experimentierobjekt und der Schauspieler eine Marionettenfigur ist. Ich glaube, daß grade die Russen, etwa Granowsky, hier zum großen Teil die Manieriertheit und die schauspielerischen Exaltationen verschuldet haben, die, um nur eine praktische Auswirkung zu nennen, auch die oft beklagte Abwanderung des Publikums ins Kino zur Folge gehabt hat."

„Welcher Regisseur ist denn für Sie, vom Standpunkt des Schauspielers aus, vorbildlich?"

„Unbedingt Reinhardt. Er hat jene intuitive Art der Regieführung, die jeden gedanklichen Einfall sofort in eine praktische theatralische Handlung umsetzt. Er kann dem Schauspieler jede seiner Rollen genau 'vormachen'. Andre Regisseure, zum Beispiel Brahm, gehören dagegen zu den negativen Kritikern, die beim Schauspieler wohl einen Fehler wegradieren, ihm aber dafür keinen Ersatz aus Eignem geben können. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß Theaterkritiker meistens schlechte Regisseure sind: Sie haben zu viele Möglichkeiten und zu wenig Notwendigkeit. Ich habe nur einen einzigen Kritiker gekannt, der gleichzeitig auch ein hervorragender Regisseur war, den verstorbenen Paul Lindau."

„. . . . Und die moderne Sachlichkeit?"

„Ist eine etwas anspruchsvolle Bezeichnung für unsern guten alten Realismus. Man liest jetzt immer von dem wundervoll lebensechten Spiel der Russen, das uns als Vorbild dienen solle. Dabei erinnere ich mich, daß um die Jahrhundertwende Stanislawski und die andern Russen bei uns in die Schule gegangen sind, um überhaupt erst wirklich Theater zu erlernen. Merkwürdig auch, wie schnell sich all die verschiedenen „Ismen" im Theater verbraucht haben."

„Aber Sie selber haben doch einst den ersten expressionistischen Pfeil auf das deutsche Theaterpublikum abgeschossen!"

„Mich interessierte bei jener Tell-Aufführung die Regieführung von Jeßner und ganz besonders auch das Zusammenspiel mit Kortner, einem unglaublich star-

ken und leidenschaftlich entflammten Darsteller."

„Bedingt nicht in erster Linie das heutige Starsystem den künstlerischen Niedergang unseres Theaters?"

„Man macht sich reichlich übertriebene Vorstellungen von der Bedeutung des Stars für das Theater. Für die Oper und den Film mag das vielleicht zutreffen. Beim Theater liegen die Dinge ganz anders. Nein, aber eine andre Gefahr sehe ich, nämlich für den Schauspieler, der irgend einen Star kopiert. Es wird heute in Deutschland nur zu viel gebergnert, gepallenbergt und vielleicht auch gebassermannt. Ich erinnere mich, daß ich selbst jahrelang innere Hemmungen vor der Rolle des „Baumeisters Solneß" hatte, so sehr hatte mich die Gestaltung dieser Rolle durch Engel beeinflußt."

„Und nun noch ein Wort über den Film?"

„Ich liebe ihn unbeschreiblich. Er ist auch für den Schauspieler die beste Schule zur Selbstdisziplin und zur Präzision. Der Film duldet keine Verwischungen des Spiels, jede Bewegung muß klar herausgearbeitet werden und so einfach wie möglich sein. Es ist gut, wenn man sich selbst hin und wieder im Bilde sieht: man begreift dann erst seine darstellerischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten."

Hans Wesemann

Ein paar Tausend zu viel

Unter dieser Überschrift wird berichtet, daß die Strandfischer an der Ostsee sich in furchtbarer Not befinden und daß in den Uferdörfern viele Menschen Hunger leiden. Die Fischer haben sich an die Regierung gewandt, und die Regierung hat ihnen bewiesen, daß ihr Ruin durch die Konkurrenz der kapitalstarken Großfischereien bedingt und unabwendbar sei, die Regierung hat sogar noch ein Übriges getan, indem sie den Leuten mitteilte, daß auch das industriearme Hinterland der Ostseeküste nicht imstande sei, den paar tausend Ruinierten Arbeit und Verdienst zu geben; insofern wäre ja nun wirklich Alles in bester Ordnung. Die Regierung lieh den Fischern ihr Ohr und ihre Weisheit, aller Koalitionssorgen ungeachtet.

Der demokratische Abgeordnete Lemmer erfuhr von der Not der Fischer und leitete, gemeinsam mit der ‚Vossischen Zeitung', eine private Unterstützungsaktion ein; Herr Lemmer ist noch jung, und es hängt ihm noch kein Vollbart über das Herze, Gott seis gedankt!

Aber den Fischern muß doch gesagt werden, daß sie ihre Sache grundverkehrt aufgezogen haben. Damals, als nach dem Kapp-Putsch eine ziemliche Masse Heldenjugend in Arbeit und Verdienst gesetzt werden sollte — damals nahmen schmucke Leutnants die Sache in die Hand. Ich habe das bei Freunden auf dem Lande miterlebt. Etwa so:

„. . . 'statten . . Llleunant Etzetz vom Stabe des Bajohns Pengpeng! Wollte mah 'horsamst fragen, wieviel von unsern Leuten auf Ihrem Gut eingestellt werden könn!"

Ablehnung bedauerte er höflich aber bestimmt ablehnen zu müssen.

„Keinen? Müssense sich nochmal überlegen, lieber Herr! Ganz bedeutende Ehrensache das! Vaterländisches Interesse schreibt da Handlungsweise quasi vor! Außerdem — die prachtvollen, primaprima kriegsgemäß ausgerüsteten Jungs geben ihre Waffen nur gegen Arbeit ab!"

Ihr lieben guten Strandfischer, vielleicht pinselt ihr eure Kähne mit gegen Feindessicht schützenden Farben an, nennt eure Angelruten Enterhaken und eure Fischreusen spanische Reiter. Vielleicht hißt ihr ein paar Wimpel mit Totenköpfen drauf und fahrt unter Zelebrierung heldischer Gesänge an den Ufern hin und her. Vielleicht laßt ihr jeweils zehn der Euren einem Elften hohe militärische Ehren erweisen. Und gelingt es euch außerdem noch, zu verheimlichen,

daß ihr keiner Fliege ein Leid zu tun fähig seid, vermögt ihr gar zu beeiden, daß ihr mit wehenden Fahnen auf den Grund des Meeres sinken werdet, ehe ihr eure Ausrüstung abliefert — dann gibt man euch am Ende doch noch im Tausch für eure Boote einiges Siedlungsland.

Hans Sebald

Die akademische Bildung

„Ich muß gestehen, daß ich die ‚Erinnerungen einer Respektlosen' mit Widerstreben in die Hand genommen habe, denn respektlose Menschen sind mir ein Greuel. Der Titel kann leicht irreführen. Die von glühender Liebe für ihre deutsch-oesterreichische Heimat beseelte Verfasserin hat nur die Achtung vor den wiener Hofkreisen verloren, und das mit Recht. Was sie über sie berichtet, ist hochinteressant. Sie versteht scharf zu beobachten und brillant zu schildern. An der Hand ihrer Ausführungen werden wir noch einmal gepackt von den ungeheuren Erlebnissen des Weltkrieges und erkennen klar, wie uns die drei großen internationalen Gruppen: Juden, Jesuiten und Demokraten ins Elend geführt haben. Man legt das Buch aus der Hand mit dem Gelöbnis: ihnen soll Zeit meines Lebens mein Kampf gelten.

Professor Ludwig Plate, Jena"

Fortschritt

1876 schreibt Richard Wagner als Vorbemerkung des Rheingold-Textbuches: „Um die richtige Wirkung des szenischen Bildes zu gewinnen, muß die Beleuchtung des Zuschauerraums notwendig soweit vermindert werden, daß während des Aufzuges das Textbuch unmöglich nachzulesen sein kann. Es wird daher, sobald der Deutlichkeit der dramatischen Darstellung noch mißtraut werden sollte, geraten, sich entweder mit dem ganzen Textbuche vor der Aufführung oder mit den Teilen desselben zwischen den Aufzügen bekannt zu machen." — 1928, während der Aufführung der „Ägyptischen Helena" in der Münchner Oper, bleibt auf Wunsch der Autoren Strauß und Hofmannsthal der Zuschauerraum halb erleuchtet. Grund: die Autoren selbst mißtrauen der Deutlichkeit der dramatischen Wirkung ihres Werks. Das Publikum soll also die Möglichkeit haben, während der Aufführung das Textbuch mitlesen zu können, was auch reichlich geschieht.

Matthias Klostermaier

Fingerübungen

Katholisches Brautpaar!

Du rüstest zur Hochzeit. Denkst Du auch daran, daß zu einem schönen Heim und zu einer guten Aussteuer die Reife der Seele gehört? Dann komme doch zu den EXERZITIEN, welche in Fürstenried bei München für Brautleute gehalten werden!

Katholische Braut! Deine Exerzitien sind vom 7. bis 11. März.

Katholischer Bräutigam! Deine Exerzitien sind vom 22. bis 26. April.

Die Kurse beginnen am Abend des ersten und enden am Morgen des letzten Tages. Verpflegung 10, Einzelzimmer 12 Mk. (ohne Heizungszuschlag).

Meldet Euch bald beim Exerzitienhaus Fürstenried, München 49, Tel. 72 114.

Antworten

Lothar Persius. Sie schreiben: „Der Vizeadmiral a. D. Kahlert wirft mir in einem Artikel ‚Der zerbrochene Dreizack', erschienen im ‚Deutschenspiegel' am 22. Februar, vor, die öffentliche Meinung bezüglich des neuen Panzerschiffs irregeführt zu haben. (Im Aufsatz der ‚Weltbühne', Nr. 2, XXV. Jahrgang.) Er greift mich an, weil die Tendenz meiner Ausführungen gewesen wäre, den Bau des Panzerschiffs als militärischen Unsinn darzustellen. Letzteres stimmt, ich halte den Bau des Schiffes für einen grandiosen Blödsinn, und befinde mich mit dieser abfälligen Kritik in bester Gesellschaft. Der Vorwurf ‚Irreführung der öffentlichen Meinung' jedoch scheint mir ein wenig sorglos. Ich habe zahllose englische, französische, amerikanische und andre Stimmen angeführt, die sich sämtlich gegen den Bau von Panzerschiffen wenden. Mit eignem Urteil hielt ich zurück. Will nun Herr Kahlert allen den fremden Admiralen vorwerfen, sie hätten die öffentliche Meinung irregeführt? Herr Kahlert sagt, ich müßte doch wissen, daß der Vertrag von Washington verböte, Panzerschiffe zu bauen. Gewiß weiß ich das, aber auch, daß viele Seemächte, nämlich die kleinern, die grade für uns zum Vergleich herangezogen werden müßten, auch keine Panzerschiffe bauen, obgleich sie es doch dürfen. Ferner weiß ich, daß die großen Seemächte, die am Washingtoner Vertrag beteiligt sind, gewiß 10 000 Tonnen ‚versteckte' Panzerschiffe bauen würden, falls sie sich etwas von dem Typ versprächen. Sie bauen aber 10 000-Tonnenkreuzer, von denen sie hoffen, daß diese sehr schnellen — 33 Knoten — Schiffe im Handelskrieg ersprießliche Dienste leisten werden. Mit ihren 26 Seemeilen Geschwindigkeit wird die „Preußen" von keinerlei Nutzen sein. Herr Kahlert verteidigt ihre Konstruktion. Mag er, es gibt eben Leute, die für einen ‚entoutcas' schwärmen. Ich gehöre nicht zu ihnen, weil ich an den unseligen ‚Blücher' denke, und nicht glaube, daß Deutschland allein die genialen Schiffbaumeister gepachtet hat."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne. Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Boris und Seipel von Carl v. Ossietzky

Der König von Bulgarien ist nach Deutschland gekommen, um wegen eines Ohrenleidens Spezialärzte zu konsultieren. Es ist nicht bekannt, welcher Art das Übel ist. Ob er es sich zugezogen hat, weil er die Ohren zu lange verstopft hielt gegen die Klagen seines Volkes oder ob sie schließlich wund geworden sind beim Anhören des unsäglichen Jammers.

Die Organe der Republik begrüßen den König mit jener Gemessenheit, die Prokonsuln gut ansteht, wenn sie einer Krone die notwendige gesellschaftliche Hochachtung zollen müssen. Der König, erfahren wir, ist ein sehr liebenswürdiger Herr, einfach in Auftreten und Lebensweise. Er hat es sehr schwer zu Hause bei Politikern, die noch an autochthonen Ausdrucksformen hängen. Er kann eine Lokomotive führen, und das ist sein größter Spaß. Ein guter König.

Aber gleichzeitig mit dem Herrn aus Bulgarien gastieren ein paar seiner Untertanen in Berlin mit einer Ausstellung, die „Bulgariens Blutstrom" heißt und Bilder und Zahlen enthält, schreckliche Zeugnisse eines Regimes entfesselter Parteisucht. Seit Jahren wütet der Henker in Bulgarien, seit Jahren sind die konstitutionellen Garantien, die sich auf dem Papier nicht schlechter ausnehmen als die einer Republik, praktisch so gut wie nicht mehr da, und wo die Justiz zögert, hilft der Meuchelmord weiter.

In der bulgarischen Verfassung befindet sich ein § 61, der wohl als Überbleibsel der Türkenzeit zu erklären ist, aber trotzdem seinen eignen Klang hat: „Jeder Sklave, gleich welchen Geschlechts, welcher Religion und welcher Nationalität, wird frei, sobald er bulgarisches Territorium betritt." Schön gesagt. Und es gibt auch einen so wahrhaft musikalischen Satz wie den im § 73: „Es dürfen unter keinem Vorwand und gleichgültig welcher Benennung Sondergerichte oder Untersuchungskommissionen gebildet werden." Vielleicht um dieses löbliche Prinzip nicht zu verletzen, hat der politische Mord in Bulgarien solche Virtuosität erreicht. Du stehst in einer dichtgedrängten Menschenmenge, plötzlich ein Klick, etwas pfeift am Ohr vorbei, und einer deiner Vordermänner sinkt still zusammen. Das Blut verläuft im Sande wie die Untersuchung.

Doch wäre es ungerecht, mit Maßen zu messen, die nicht angebracht sind. Denn dieses Volk hat mehr und schlimmer gelitten als viele andre. Ausgeblutet in den zwei Balkankriegen, wird es durch eine verfehlte Spekulation seiner Regierung in den Weltkrieg gestoßen. An der Salonikifront bricht seine Armee zusammen und eröffnet damit die Katastrophen der Mittelmächte. Die Friedensbedingungen sind

hart, lange verhalten sich die Sieger ganz einsichtslos. Jenseits der Grenze brennt Mazedonien, das Ziel sehnsüchtiger Patrioten, und dessen innerer Zwiespalt wird oft genug in Sofia ausgetragen. Ein begabter Bauerndespot, Stambuliski, will der Reformator werden. Er übernimmt sich, wird von seinen Feinden gestürzt und, wie ein wildes Tier, im Dickicht erlegt. Dann beginnt das „liberale System" Zankoff — Liaptscheff, und wir sind in der Gegenwart. Über einer breiten, bedächtigen Bauernnation erhebt sich die schmale Säule städtischen Bürgertums — Intellektuelle, die im Ausland geistigen Hochmut, Offiziere, die auf fremden Kriegsschulen Volksverachtung gelernt haben. Ein lächerliches Häuflein, das herrschende Klasse spielt. Tyrannis einer dünnen Minorität. Ausnahmezustand, Füsilierungen, Folter und Mord.

König Boris zeigte zunächst bessere Erkenntnis als seine Generale und Minister. Was es mit dem bolschewistischen Schrecken auf sich hat, das wird ein Mitglied der geschäftskundigen Familie Koburg am besten wissen. Der König suchte die Exzesse des „liberalen Kurses" einzudämmen. Nicht einmal Anschläge auf seine Person, nicht einmal das abscheuliche Dynamitattentat in der Kathedrale, das vielen unschuldigen Menschen das Leben kostete, trübte seine Einsicht. Er war sogar für die Begnadigung jener Männer, die man als Urheber jenes Attentats hingerichtet hat. Die Kommunistenangst seines Kabinetts konnte ihn nicht hindern, prüfende Blicke nach Moskau zu richten.

Das war 1925. Seitdem hat sich Liaptscheff dem Fascismus verbündet; Bulgarien bildet heute ein beachtliches Stück im fascistischen Block Europas. Der König aber ist sehr ruhig geworden. Man hört nichts mehr von Versuchen, seine Meinung zur Geltung zu bringen. Er wird von Reisenden als ein sehr freundlicher und vielunterrichteter Herr geschildert, der etwas einsam und ohne großen Aufwand lebt. Wenn er guter Laune ist, fährt er seine Lokomotive spazieren.

Es ist vielleicht nicht artig, einem Gaste Deutschlands vorzuführen, wie es bei ihm zu Haus aussieht. Aber König Boris hat bisher weder an seiner Rechtlichkeit noch an seiner Begabung zweifeln lassen. Auch daß er als Regent so streng sein Incognito wahrt, mag einem Zweck dienen. Vielleicht hofft er, das blutige Regime werde sich endlich müde laufen und damit eine gradweise Entbarbarisierung möglich werden.

Kann er es, nach allem, was geschah, noch hoffen? Es wäre töricht, etwa von dem armen Victor Emanuel zu verlangen, er möge seinem Duce Einhalt gebieten. Aber Boris ist bessern Formats und Liaptscheff kein Mussolini. Und wenn schon einmal ein König fiele . . . im Kampfe gegen die Quäler seines Volkes —? Aber er würde gar nicht fallen. Die Koburger haben noch immer bessere Schutzengel gehabt als andre

Dynastien, und, von den höhern Mächten abgesehen, hätte Boris alle Menschen für sich, die den weißen Schrecken verabscheuen.

*

Ein wiener Pressephoto zeigt den Herrn Prälaten Ignaz Seipel, wie er mit dem Lächeln der Entspannung nach seiner Demission das Ministerium verläßt. Er bekundet damit jene Heiterkeit, die so typisch ist für die geschlagenen Feldherrn unsrer Zeit. Herr Seipel ist ein Besiegter des innern Kriegs, obgleich er das Feld vor der Entscheidung verlassen hat.

Er war der einzige Staatsmann, der das neue Oesterreich wirklich repräsentiert hat. Der Seelenhirt wurde der berufene Wächter der großen Herde Staat, in der zwangläufig die Wölfe mit den Schafen blöken. Auch wenn der Hirte selbst schließlich wölfische Züge annahm, jetzt, wo er gegangen, bleibt ein großes Vacuum.

Es gibt Politiker, die ihr Ministeramt als orthodoxe Parteimenschen betreten und nachher milde und weitherzig werden. Und es gibt andre, die ganz tolerant beginnen und sich im Laufe der Zeit zu giftigen Doktrinären entwickeln. Es ist sehr merkwürdig, daß die erstere Sorte fast immer von den Sozialisten beliefert wird, letztere von Bürgerlichen. Der Priester Seipel, den Christlich-Sozialen zugehörig, stand am Ausgang des franzisko-josephinischen Ära im Gefolge des klerikalen Pazifisten Lammasch, der, in vielem Friedrich Wilhelm Förster ähnlich, durch seinen dunklen Stern dazu bestimmt war, das Haus Habsburg zu retten, als es schon fast gar nicht mehr da war. Seipel war in seinen Anfängen das Muster des politischen Geistlichen, nachsichtig und biegsam, der Mann der unendlichen Geduld, der das bittere Werk der Sanierung Oesterreichs endlich in Genf erreichte. Eine geringere Intelligenz und weniger ausgebildete Selbstzucht wäre wohl in den demütigenden Situationen dieser Jahre vor Kummer und Wut geborsten.

Doch dann, in den innern Auseinandersetzungen, wird aus dem verbindlichen Weltpriester ein sich verhärtender und verengender Parteikrieger. Aus dem sozial denkenden Kleriker ein bösartiger Bekämpfer des Sozialismus. Aus dem Retter des Staates dessen Gefahr. Gewiß sind die Gegensätze nicht gering. In Wien haben die Kapitalisten ewig streitsüchtige Kleinbürger gegen die rote Stadtverwaltung aufgeputscht. In der Provinz gärt es dumpf gegen die gottlose Hauptstadt. In Tirol und Graz schilt man es Verschwendung, daß für die Arbeiterschaft anständige Wohnungen gebaut werden. Es gibt keine Mittelparteien, den Zusammenprall abzuschwächen; die Großdeutschen zählen schon heute nicht mit. Faktisch besteht in Oesterreich das Zweiparteiensystem. Seipel nutzt dessen unbestreitbare Vorteile nicht aus, es wird in seiner Hand zum Bürgerkriegssystem. Er verschanzt sich hinter der übelsten

Reaktion, päppelt die Schwarzgelben und verschmäht nicht einmal Konzessionen an die dümmsten Gassenantisemiten. Manchmal erscheint dieser kluge, geschliffene Kopf kaum besser als die münchner Dorfpolitiker. Dann kommt die Entladung des 15. Juli 1927. Nicht Seipel, Otto Bauer verhindert das weitere Blutvergießen.

Eine allgemeine Ermattungspause nachher verstreicht ungenützt. Im Gegenteil, der Bundeskanzler pumpt den lächerlichen Popanz der Heimatwehren auf. Durch Hintertüren schleicht der Fascismus ein und stellt auch heute noch Oesterreich vor eine recht ungewisse Zukunft.

Wenn Ignaz Seipel jetzt unerwartet den Kampfplatz verläßt, so liegt das nicht nur an gewissen Schwierigkeiten in der eignen Partei. Die wirkliche Ursache ist in dem gewaltigen Anwachsen der Kirchenaustrittsbewegung zu suchen. Dieser Priester mit dem Panzerhemd unter der Soutane mochte im Klassenkampf des Bürgertums eine starke weltliche Attraktion gewesen sein, eine geistliche war er nicht. Er mochte die Versammlungen füllen, die Kirchen hat er geleert, die ungezählten kleinen Leute, ohne die der Katholizismus nicht leben kann, in Massen vertrieben. Ein lehrreiches Exempel: macht eine klerikale Partei allzu rabiat reaktionäre Politik, so fällt das Odium auf die Kirche zurück. Diese Erfahrung aus dem Fall Seipel sei dem deutschen Zentrum und dem Herrn Prälaten Kaas angelegentlichst zum Nachdenken empfohlen.

Die Sache mit Borah von Johannes Bückler

Die vielberedete Fälscheraffäre Orloff und Genossen wäre vielleicht gar nicht so interessant, wenn sie nicht die Möglichkeit gäbe, im Detail einige Symptome jener Spionagepest zu studieren, die von den Geheimkanzleien der großen Mächte im Verborgenen auf die Menschheit losgelassen wird. Wie groß der Absatz an gestohlenen echten und falschen diplomatischen Dokumenten noch immer ist, geht daraus hervor, daß sich bestimmte Personen und Cliquen Zeit ihres Lebens mit diesem einträglichen Geschäft befassen. Auch im Falle des Senators Borah, den sich die Firma Orloff als Objekt ausgesucht hat, datieren die Beschuldigungen nicht von heute und gestern, sie lassen sich gut anderthalb Jahre zurückverfolgen.

Borah, heute ein Mann von vierundsechzig Jahren, stammt aus Idaho, welchen Staat er im amerikanischen Senat vertritt. Dort ist er einer der einflußreichsten Männer und als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses eine öffentliche Macht. Als Senator bezieht er ein Gehalt von nur 7500 Dollars. Nach Ansicht gut orientierter Amerikaner könnte er mit Leichtigkeit seine 200 000 Dollars jährlich verdienen, wenn er mit dem großen Rufe, den er sich als Staatsmann erworben, auf seine politische Tätigkeit verzichten und sich wieder als Anwalt niederlassen wollte, so wie es Hughes und Lansing nicht zum Schaden ihres Bankkontos getan haben.

Borah ist kein Imperialist. Er hat Wilsons Europapolitik bekämpft. Er hat die Idee der Kriegsächtung aus pazifistischen Konventikeln in die große Politik getragen. Er hat immer bremsend eingegriffen, wenn das hundertprozentige Patriotentum Unheil anzurichten drohte. Und er hat auch von Anfang an im Senat für die diplomatische Anerkennung Sowjetrußlands plaidiert.

Ein Politiker wie Borah, der sehr oft den Eigenbrötler spielt und seiner persönlichen Rauheit wenig Zwang antut, hat gewiß viele Feinde. Aber nicht einer davon traut ihm Bestechlichkeit zu.

Vor etwa anderthalb Jahren tauchten zum ersten Mal, aus Mexiko kommend, Dokumente auf, die Senator Borah der Bestechung bezichtigten, und die behaupteten, daß Sowjetrußland im nordamerikanisch-mexikanischen Ölstreit seine Hand im Spiele habe. Diese Dokumente erschienen in der Hearstpresse, worauf diese von der gesamten übrigen Presse aufs heftigste angegriffen wurde, denn niemand glaubte auch nur einen Augenblick an die Echtheit der Papiere. Unter der Leitung des Senators David Reed setzte der Senat einen Untersuchungsausschuß ein, der den Ursprung der Fälschungen nachweisen sollte. Der von diesem Ausschuß erstattete Bericht weist zwar einwandfrei nach, daß es sich um Fälschungen handelt, es gelang aber nicht, die Hersteller zu ermitteln.

Das war vor etwa einem Jahre. Grade als sich der Untersuchungsausschuß auflösen wollte, waren inzwischen neue Papiere, die sogenannten pariser Borahdokumente, aufgetaucht. Diese waren dem Senat von einem ungenannt gebliebenen, in Paris lebenden Amerikaner in photographischer Kopie übergeben worden. Der Ausschuß blieb also gleich bei der Arbeit.

Von diesen Dokumenten wußte bis zum 10. Januar dieses Jahres die Öffentlichkeit nichts. An diesem Datum wurden sie von dem Ausschuß veröffentlicht und als Fälschung gebrandmarkt. Sie sollten wiederum beweisen, daß die Senatoren Borah und Norris von der Sowjetregierung je 100 000 Dollars als Bestechung erhalten hätten. Die Denkschrift des Untersuchungsausschusses enthält außer einem Verhör der beiden angeschuldigten Senatoren einen Schriftwechsel zwischen dem in Paris lebenden amerikanischen Rechtsanwalt Malone und Tschitscherin, ein Schreiben des damaligen russischen Botschafters in Paris, Rakowski, an eine pariser Bank, das die Überweisung des Geldes verfügt, und zwei Quittungen über je 100 000 Dollars, eine gezeichnet „Borah", die andre „Malone" für Norris. Zwei oder drei Briefe, absolut harmlosen Inhalts, sind von dem Ausschuß als echt anerkannt worden, alles andre ist gefälscht. Der Ausschuß hat während eines ganzen Jahres einen Agenten in Paris mit der Untersuchung beschäftigt, Senator Reed ist im vergangenen Sommer selbst dort gewesen. Trotzdem ist es auch hier wieder nicht gelungen, die Fälscher zu ermitteln, auch die Originale waren nicht aufzutreiben.

Bei der Veröffentlichung dieser Denkschrift erinnerte sich der in Berlin lebende amerikanische Journalist Hubert R.

Knickerbocker plötzlich an einen geheimnisvollen Besuch, den er im Oktober vorigen Jahres gehabt hatte und der ihm damals belanglos vorgekommen war. Ein russischer Journalist war bei ihm gewesen und hatte erzählt, er kenne einen frühern Agenten von der G.P.U., der belastende Dokumente über eine bekannte amerikanische Persönlichkeit besitze. Dem Amerikaner schien das sehr unwahrscheinlich, er wußte auch, daß seine Zeitung kein Interesse für derartige Skandalgeschichten hatte. Als er im Januar den Bericht las, ahnte er Zusammenhänge, konnte aber den Russen nicht mehr erreichen, da dieser weder Namen noch Adresse angegeben hatte. Im Februar erschien der Russe wieder und bot dies Mal ein Interview mit der Tochter Rasputins an. Auch das interessierte Herrn Knickerbocker nicht, wohl aber fragte er jetzt nach dem angeblichen Mann von der G.P.U. Der Russe behauptete, ihn nicht von Person zu kennen, er kenne nur einen gemeinsamen Bekannten, einen gewissen Baron Küster, Sohn eines frühern russischen Senators. Baron Küster hatte bis vor kurzem ein Bierlokal im berliner Westen, jetzt ist er Inhaber eines Massagesalons.

Küster brachte dann Herrn Knickerbocker mit dem Agenten zusammen, der sich als „Pawlonowski" ausgab. Er behauptete, Dokumente über Borah zu haben, wollte diese aber nur gegen vorherige Bezahlung herausgeben. Er bot sie dann schließlich auch gegen eine Anzahlung an. Der Amerikaner ließ sich darauf nicht ein, er wollte zuerst sehen, dann zahlen. Pawlonowski verlangte eine Anzahlung von zweihundertfünfzig Mark und wollte als Pfand seinen Paß geben, der aber auf den Namen „Sumarakow" lautete, unter welchem Namen er in der G.P.U. gearbeitet haben wollte. Der Amerikaner läßt sich auch hierauf nicht ein, er bietet schließlich hundert Mark und verlangt dafür die Dokumente auf einen Tag zur Ansicht und als Pfand beide Pässe des Sumarakow alias Pawlonowski. Er erhält dann schließlich ein sichtbar gefälschtes Schreiben von Trilliser, dem Leiter der Außenabteilung der G.P.U. in Moskau, an einen kleinen russischen Konsulatsbeamten, der wegen Diebstahls entlassen worden war.

Am gleichen Abend wurde in Herrn Knickerbockers Zeitungsbureau eingebrochen, sämtliche Schreibtische gewaltsam geöffnet, alles durchwühlt, aber nichts genommen. Knickerbocker, der einen Zusammenhang zwischen den Lieferanten des Schriftstückes und den Einbrechern vermutete, erstattete dem Polizeipräsidium Bericht. Er verabredete dort, weitere Dokumente herauszulocken. Es gelang ihm, ein zweites, übrigens auch recht belangloses Stück auf einen Tag zu bekommen, von dem die Politische Polizei gern ein Photo haben wollte.

Da Knickerbocker fürchtete, von den Russen beobachtet zu werden, ging er sehr sorgfältig vor. Er nahm das Dokument mit in seine Wohnung, in deren Nähe ein Beamter der Politischen Polizei in einem Restaurant wartete, bis das Dienstmädchen Knickerbockers dort eine Flasche Bier holte und ihm dabei das Dokument übergab. In dreiviertel Stunden war es im

Polizeipräsidium photographiert, wieder in der Wirtschaft und auf dem Wege über eine zweite Flasche Bier wieder bei Knickerbocker.

Auf Grund des Photos hatte die Polizei, der die Fälscherbande seit langem bekannt ist, sofort Verdacht auf Orloff. Außerdem hatte ein zweiter Kriminalbeamter Sumarakow verfolgt, der von Knickerbocker direkt zu Orloff gegangen war.

Für die endgültige Überlassung der Dokumente verlangte Sumarakow zweitausend Mark. Knickerbocker bedeutete ihm, daß er für eine solche Summe nur ein wirklich interessantes Dokument gebrauchen könne, worauf dann endlich ein drittes Schriftstück kam, das in der Tat eine geschickte Fälschung war.

Es war ein Brief der Dritten Internationale, gezeichnet „Bosse", der ungefähr folgenden Inhalt hatte: Senator Borah hat von den Sowjets Geld erhalten. Es kann sein, daß das eines Tages einmal bekannt wird, was Absender und Empfänger gleich unangenehm wäre. Die pariser Dokumente sind daher von der G.P.U. eigens zu dem Zweck angefertigt, um sie selbst als Fälschungen in die Welt zu setzen, damit später, wenn einmal die echten bekannt werden sollten, es niemand mehr glaubt.

Dieses Schreiben, das Sumarakow in das Bureau Knickerbockers brachte, wurde, während die beiden über einen Preis von achttausend Mark verhandelten, in einem Nebenzimmer in einer Minute unter vorher aufgestellten Apparaten photographiert und dann zurückgegeben. Danach konnte die ganze Bande, Sumarakow alias Pawlonowski, Orloff, Gumanski etcetera verhaftet werden. Übrigens hat sich die hiesige amerikanische Botschaft jetzt mit Senator Reed, der zurzeit in Italien weilt, in Verbindung gesetzt, um, wenn möglich, die Zusammenhänge zwischen den pariser und den berliner Fälschern aufzudecken. Solche Zusammenhänge sind sehr wahrscheinlich.

Schon vor ein paar Jahren bei der Affäre des ominösen Sinowjewbriefes, hat Tschitscherin, gestützt auf Aussagen des berüchtigten Drushelowski, der zur Untersuchung der Sache nach Berlin gekommen war, als Hersteller des Briefes drei Personen genannt, die heute in die neue Fälschergeschichte verwickelt sind, darunter den auch jetzt schwer belasteten Gumanski. Nach den russischen Gerichtsprotokollen lautet diese Stelle des Verhörs Drushelowskis folgendermaßen: Drushelowski führt seine Aussage auf die Mitteilungen eines gewissen Tschentoschnykow, eines Verwandten des ehemaligen russischen Senators Bellegarde, zurück. „Senator Bellegarde konnte gut englisch. Er kannte den englischen Botschafter in Berlin, Lord d'Abernon. Tschentoschnykow sagte mir, daß Bellegarde und Gumanski den Sinowjewbrief in seiner Wohnung aufgesetzt hätten, und daß Bellegarde dafür 80 Pfund bezogen hätte. Beide haben in englischem Sold gestanden, und das Dokument ist im Auftrag der englischen Gegenspionage entstanden."

Fälschungen dieser Art haben in den letzten Jahren wiederholt eine bedenklich große Rolle gespielt. Lassen wir

Herrn Frank-Heine und die utrechter Dokumente über einen angeblichen französisch-englisch-belgischen Kriegspakt beiseite — wie verhängnisvoll ist nicht dieser gefälschte Sinowjewbrief für das Kabinett Macdonald geworden, und wie fatal zweideutig haben sich in dieser Affäre nicht bestimmte Stellen des Foreign Office verhalten! Es besteht kein Zweifel, daß heute, wo es angeblich keine Geheimdiplomatie mehr gibt, die Methoden der Herren Diplomaten dennoch geeignet sind, das Gewerbe der Fälscher und Spione zu ermuntern. Der englische Intelligence Service ebenso wie das pariser Deuxième Bureau sorgen in idealer Konkurrenz mit den Kreaturen der G.P.U. dafür, daß das in unzähligen Kolportageromanen heroisch vergoldete Abenteurertum nicht ausstirbt.

Die Wirklichkeit ist weniger reizvoll. Eine Frage drängt sich immer wieder auf: wer gibt etwas auf Gestalten wie Drushelowski, den sein Schicksal endlich in Moskau erreichte, oder jenen Schreck, der dem Reichsgericht in die Hände gefallen ist? Dieser ehemalige zaristische Staatsrat Orloff und sein Helfer Sumarakow, der in seinem bewegten Leben auch der Tscheka gedient hat, haben aber ihren Umgang nicht nur in der politischen Unterwelt gehabt. Sie sind ganz bestimmt nicht nur mit dem frühern englischen Botschafter Lord d'Abernon bekannt gewesen, sie haben auch zu den höchsten deutschen Stellen gute Beziehungen unterhalten. Unwidersprochen konnte der ‚Lokal-anzeiger' behaupten, sie hätten den Staatskommissar für die öffentliche Ordnung mit Material versehen! Es ist auch bekannt, daß Orloff den gefälschten französisch-tschechischen Geheimvertrag, auf den das ‚Berliner Tageblatt' im Frühjahr 1924 hereingefallen ist und dessen Veröffentlichung dem schwerkranken tschechischen Botschafter Tusar den letzten Stoß gegeben hat, zuerst dem Auswärtigen Amt angeboten hatte.

Welches Schicksal die Firma Orloff vor dem deutschen Gericht erwarten wird, ist ungewiß. Vielleicht werden die Herren auf einige gewissen Amtsstellen erwiesene Gefälligkeiten trumpfen, und man wird dem lauten Prozeß den stillen Schub über die Grenze vorziehen. Und auch über die Auftraggeber wird nichts verlauten. Cui bono? muß man in solchen dunklen Fällen fragen. Die Kompromittierung weltbekannter amerikanischer Staatsmänner, die einer Verständigung mit Moskau wohlgeneigt sind, hätte ohne Zweifel im Interesse der englischen Konservativen gelegen, die in zweifelhafte Wahlen gehen und ganz gewiß auch dies Mal ein rettendes Wunder wie den Sinowjewbrief gebrauchen könnten. Aber selbst wenn die Sache besser geklappt und wenn die Wachsamkeit eines amerikanischen Journalisten nicht aufklärend eingegriffen hätte — die beiden Senatoren, die ruiniert werden sollten, stehen im Ansehen ihrer Landsleute zu hoch, als daß auf sie auch nur ein Schatten hätte fallen können. Und das setzt diese Winkelverschwörung russischer Gauner nachträglich in ein beinahe tragikomisches Licht.

Oberleutnant Schulz von Alfred Apfel

Rechtsanwalt Professor Grimm hat dem Preußischen Landtag den Antrag unterbreitet, die Begnadigung, zumindest aber einen alsbaldigen Strafaufschub zugunsten seines Mandanten, des Oberleutnants a. D. Paul Schulz, zu beschließen. Der Rechtsausschuß des Preußenparlamentes wird in diesen Tagen in einer Sondersitzung darüber beraten.

Der Kampf um Schulz hat nun Erscheinungen gezeitigt, die eine öffentliche Erörterung, und zwar grade in der ‚Weltbühne', erfordern. Die ‚Weltbühne' deckte in jahrelanger scharfer Kampagne auf, daß unser Heer durch die sogenannte Schwarze Reichswehr sich illegal vergrößert hatte und daß die illegale Truppe eine mittelalterlich anmutende Eigenjustiz ausübte, die selbst vor Fememorden nicht zurückschreckte, vor Tötungen solcher Personen, die als Verräter überführt oder verdächtigt waren. Auf der Grundlage dieser Eigenjustiz entstand auch die Tat, die von dem Außerordentlichen Schwurgericht bei dem Landgericht III in Berlin vom 11. bis 16. März 1927 abgeurteilt wurde: Die Ermordung des Feldwebels Wilms, der seinen Kameraden des Verrates der geheimen Truppe an die Kommunisten verdächtig erschien. Zu den Angeklagten gehörte Oberleutnant Paul Schulz. Dieser war Leiter der Zentralstelle der geheimen Arbeitskommandos gewesen, deren sich das Wehrkreiskommando III (Berlin) als Mittelsstelle bediente. Einige Tage vor der Urteilsverkündung erschien in der ‚Weltbühne' (Nummer 12 vom 22. März 1927) der Artikel von Berthold Jacob: „Plaidoyer für Schulz". Die Tendenz ergibt sich aus folgenden Sätzen:

> Ja, wir plaidieren für den berüchtigten Häuptling der Feme. Die ‚Weltbühne', auf deren Blättern die ersten Mordanklagen gegen die Männer erhoben wurden, die heute in Moabit zum ersten Male vor strengen Richtern stehen, spricht für die Femeмörder ...
>
> Wir plaidieren für Schulz, weil er nicht der Letztverantwortliche ist. Wir wollen so wenig, daß ihm Unrecht geschieht, wie wir es Andern gegenüber wünschen. Ihm soll sein Recht werden, auf die Gefahr hin, daß hohe Offiziere der Reichswehr sein Geschick teilen.

Der Artikel enthält dann einige Sätze, die den vielerörterten „Weltbühnenprozeß" hervorgerufen haben. Es hieß da:

> Schulz hat den Anspruch auf den ordentlichen Richter. Aber Der soll nicht außer Acht lassen, daß der Oberleutnant nur erteilte Befehle ausgeführt hat und daß man neben ihn auf die Anklagebank mindestens den Hauptmann X. und den Oberst Y., wahrscheinlich aber auch der Oberst von Z. und den General NN. setzen müßte.

In diesem letzten Satz erblickte der Reichswehrminister Doktor Geßler eine Beleidigung der damals namentlich benannten Offiziere und stellte als ihr amtlicher Vorgesetzter Strafantrag. Das Gerichtsverfahren, das unter starker Anteilnahme der Öffentlichkeit durchgeführt wurde, endete mit der Verurteilung des Autors und des verantwortlichen Redakteurs, Carl v. Ossietzky zu Gefängnisstrafen. In der zweiten Instanz wurde auf Geldstrafe erkannt. Das Verfahren versandete in den Wellen der Amnestie des Jahres 1928.

Der juristische Kampf im Weltbühnenprozeß drehte sich um folgendes: Die Angeklagten gaben zu, mit dem angeführten Satz Angriffe gegen die betreffenden Offiziere gerichtet zu haben. Sie hätten die moralische Mitschuld der Offiziere geißeln wollen, die ihre Aufsichtspflicht fahrlässig verletzten, indem sie von den ihnen untergebenen Führern der Arbeitskommandos und von Schulz die Geheimhaltung der illegalen Truppen verlangten, sich aber nicht darum kümmerten, wie diese Geheimhaltung durchzuführen gewesen sei. Das Gericht las jedoch den Vorwurf der kriminellen Mitschuld aus dem zitierten Satz heraus und erklärte, daß der Beweis in dieser Hinsicht mißglückt sei (übrigens auch gar nicht angetreten war).

Die Sensation dieses Prozesses war die Vernehmung des Oberleutnants Schulz. Dieser war inzwischen auf Grund eines Indizienbeweises im Wilmsprozeß zum Tode verurteilt worden. Einige Tage vor seiner Vernehmung hatte das Reichsgericht seine Revision verworfen. Schulz machte einen beherrschten, würdigen Eindruck. Niemand zweifelte daran, daß er Dinge hätte sagen können, die den „beleidigten" Reichswehroffizieren zum mindesten recht peinlich gewesen wären, ja, es erschien nicht ausgeschlossen, daß er durch restlose Bekundung seinen Kopf hätte retten können, der damals noch recht wackelig saß. Er nutzte aber die Chance, vielleicht zum letzten Male in aller Öffentlichkeit sich zu entlasten, nicht aus, nannte keine Hintermänner und nahm alles auf die eigne, dem Henker verfallene Kappe.

Schulz wurde dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Die Amnestie des Vorjahres wandelte die Strafe in siebeneinhalb Jahre Gefängnis um, von denen noch vier zu verbüßen sind. Schulz ließ nun einen Wiederaufnahmeantrag einreichen, der kürzlich durch die Erste Strafkammer des Landgerichts III abgelehnt wurde. Beschwerde beim Kammergericht ist eingelegt worden. Dieser Beschluß der genannten Strafkammer vom 9. Januar 1929 enthüllt nun eine Reihe von Merkwürdigkeiten, deren Bedeutung allerdings nur richtig eingeschätzt werden kann, wenn man sich immer wieder vor Augen hält, daß die Vertreter der Reichswehr in den verschiedenen Femeprozessen kein Wort für die fanden, die man hatte schuldig werden lassen. Besonders im Weltbühnenprozeß hatte die Reichswehr jede moralische Mitschuld mit Empörung zurückgewiesen.

Aus dem Ablehnungsbeschluß ergibt sich zunächst, daß der Generaloberst von Seeckt an den Verteidiger am 22. September 1928 folgendes Schreiben gerichtet hat:

Ohne eine genaue Kenntnis der Zusammenhänge und volle Inrechnungstellung der außergewöhnlichen Verhältnisse des Jahres 1923 lassen sich keine Urteile über die sog. „Schwarze Reichswehr" und die sog. „Fememorde" fällen. Da diese Grundlagen zu einer gerechten Beurteilung im Jahre 1928 nicht vorhanden sind und im ordentlichen Strafverfahren unmöglich geschaffen werden können, müssen sich Fehlurteile ergeben. Den Angeklagten wird in höherm Sinne nicht ihr Recht.

Die dem B.A. oder A.A. gestellten Aufgaben lagen bei ihrer Aufstellung zweifellos im Interesse der Landesverteidigung.

Die Landesverteidigung mußte nach meinem Dafürhalten im Jahre 1923 für besonders bedroht gehalten werden, und zwar besonders im Osten.

Die Geheimhaltung der Maßnahmen zur Landesverteidigung lag im dringenden Staatsinteresse. Ob dies allen Angehörigen der B.A. und A.A. bekanntgegeben worden ist, entzieht sich meiner Beurteilung; doch muß eine solche Bekanntgabe als wahrscheinlich angenommen werden.

Ein ordentliches und normales Mittel, Verräter unschädlich zu machen, gab es nicht. Die Angehörigen der B.A. konnten der Auffassung sein, daß die Unschädlichmachung eines Verräters in vaterländischem Interesse läge. Beim Fehlen eines andern Motivs kann daher als Motiv der Tat Vaterlandsliebe angenommen werden.

Euer Hochwohlgeboren ermächtige ich, von meiner vorstehenden Stellungnahme der Preußischen Staatsregierung und den sonst zuständigen Stellen gegenüber Gebrauch zu machen, jedoch nicht sie der Presse zur Veröffentlichung zu übergeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
gez. von Seeckt.

(B.A. = Beschaffungsabteilung. A.A. = Arbeitsabteilung)

Es darf daran erinnert werden, daß Herr von Seeckt es seinerzeit abgelehnt hat, sich der Klage gegen die ‚Weltbühne' anzuschließen. Er hat sich wohl gesagt: Wenn Schulz schuldig ist, bin ich es mit. Denn warum sollte bei der Verteilung der Verantwortlichkeit für die Eigenjustiz grade bei Schulz Halt gemacht werden?

Aber weiter erfahren wir aus dem Beschluß, daß sich auch Freiherr von Hammerstein, der Heeressachverständige im Wilmsprozeß und in vielen andern ähnlichen Verfahren, neuerdings zum Wort gemeldet und seiner Ansicht Ausdruck gegeben hat, daß gegen Schulz ein Fehlurteil ergangen sei. Ich möchte gerne die Gesichter der Staatsanwälte und Richter beim Landgericht III sehen, wenn sie jetzt, nachdem sie Zeugen davon waren, wie Herr von Hammerstein und die übrigen Vertreter der Reichswehr die Angeklagten vor Gericht glatt fallen ließen, in zwei zu den Wiederaufnahmeakten eingereichten Schreiben des Generals vom 1. Februar 1928 und vom 27. September 1928 folgende Stellen lesen:

Gegen Schulz ist ein Indizienbeweis geführt worden, er war nur ein Teil in der Beweiserhebung eines Riesenprozesses. Ich wäre in der Lage gewesen, als militärischer Sachverständiger den einzelnen Beweispunkten wesentliche Einwände entgegenzustellen, ich bin hierzu aber nicht gehört worden. Ich habe die Gelegenheit, von mir aus Stellung zu nehmen, nicht gesucht, weil ich nach dem ganzen Verlauf der Beweisaufnahme eine Verurteilung des Oberleutnant a. D. Schulz nicht für möglich gehalten habe.

Ich habe mich nach schärfster Gewissensprüfung als Mensch und als Offizier für verpflichtet gehalten, hiervon Meldung zu machen und die Bitte auszusprechen, von meiner Meldung zur Förderung des Wiederaufnahmeverfahrens Gebrauch zu machen.

Für die Begründung des Wiederaufnahmeverfahrens biete ich folgende Argumente zur Widerlegung des Indizienbeweises an:

1. Feststellung, daß Schulz von seinen Untergebenen (Klapproth, Fahlbusch, Büsching) ebenso hintergangen und getäuscht worden ist, wie Buchrucker und Schulz ihrerseits das Wehrkreiskommando über ihre politische Ansichten getäuscht haben.

   Beweis:

   Gutachten des unterzeichneten Sachverständigen über die Tätigkeit des Schulz.

2. Der Indizienbeweis stützt sich auf ein aus dem Wehrkreiskommando nach Rathenow geführtes Telephongespräch.

   Beweis:

   Gutachten des unterzeichneten Sachverständigen, daß es nicht sicher und nicht einmal absolut wahrscheinlich ist, daß Schulz dieses Telephongespräch geführt hat. Der Beweis ergibt sich aus meiner Kenntnis des Bureaubetriebes im Wehrkreiskommando III.

3. Der Indizienbeweis unterstellt, daß das Zusammenwirken mehrerer Stellen bei Ausführung der Mordexpedition beweist, daß ein leitender Kopf die Unternehmungen angestiftet und dirigiert haben muß, und dies müßte nach Lage der Kommandoverhältnisse Schulz gewesen sein.

   Beweis:

   Gutachten des unterzeichneten Sachverständigen.

Die Schlußfolgerung, Schulz müsse der Anstifter und geheime Leiter gewesen sein, beruht auf Unkenntnis der personellen Fähigkeiten und Verhältnisse. Eine Verabredung der eigentlichen Mörder allein war unter den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen möglich und genügte, um den glatten Verlauf der Mordunternehmung möglich zu machen. . . .

. . . Ich habe als militärischer Sachverständiger aus meiner Kenntnis der gesamten Prozeßmaterie die Überzeugung gewonnen, daß die schwerwiegendsten Indizien gegen Schulz auf irrtümlichen Vorstellungen von dem damaligen militärischen Dienstbetrieb im Wehrkreiskommando beruhen. Ich hielt mich deshalb für verpflichtet, die Begründung dieser meiner Auffassung zur Förderung des Wiederaufnahmeverfahrens darzulegen und bitte gehorsamst, meinen Bericht in diesem Sinne zu verwerten.

gez. v. Hammerstein, Obert.

Dem Juristen stehen die Haare zu Berge, wenn er sich die Konsequenzen ausmalt, die sich daraus ergeben, wenn ein Sachverständiger, also ein Gehilfe des Gerichts bei der Urteilsfindung, zumal ein Sachverständiger, der soviel reden konnte wie er wollte und als Heeresautorität besonders respektiert wurde, hinterdrein das Urteil in solcher Weise schilt. Aber lassen wir diese Bedenken beiseite und stellen wir einfach fest, daß die Reichswehr jetzt endlich ihrer Pflicht genügt und sich vor Schulz stellt. Sie an diese Pflicht zu erinnern, war doch der Zweck des „Plaidoyers für Schulz".

Schließlich sei noch von zwei Schreiben Kenntnis genommen, die, was man gleichfalls durch den Ablehnungsbeschluß erfährt, der Reichswehrminister Gröner an den Preußischen Justizminister Dr. Schmidt gerichtet hat:

Der Reichswehrminister — 17. September 1928.
Nr. 6922/28 W.

Sehr verehrter Herr Kollege!

Rechtsanwalt Dr. Grimm hat mir mit der Vorlage seines Rechtsgutachtens in der Strafsache gegen den Oberleutnant a. D. Paul Schulz die Abschrift eines zu Ihren Händen an die preußische Staats-

regierung gerichteten Gnadengesuchs übersandt und mich gebeten, dieses Gesuch zu unterstützen.

Ich habe mich entschlossen, dieser Bitte zu entsprechen.

Die übereinstimmenden Beurteilungen der ehemaligen Vorgesetzten des Schulz geben mir die Überzeugung, daß es sich bei ihm um einen im Felde verdienten, charakterlich gefestigten Menschen handelt, der — wenn er gefehlt hat — dies sicher nicht aus verbrecherischen und eigennützigen Motiven getan hat.

Das Rechtsgutachten des Rechtsanwalts Grimm läßt mir die Schlüssigkeit der Beweisführung im Urteil des außerordentlichen Schwurgerichts vom 26. März 1927, soweit es sich um die Frage der Anstiftung durch Schulz handelt, zweifelhaft erscheinen.

Die Bedenken, die der mit der Materie völlig vertraute Chef des Stabes des Wehrkreiskommandos III und militärische Sachverständige im Wilms-Prozeß, Oberst Freiherr v. Hammerstein, mir zu dem Urteil gemeldet hat, habe ich Ihrem Ministerium durch mein Schreiben vom 3. Februar 1928 Nr. 976/28g. W. übermittelt. Nachdem mir die zusammenhängende Darstellung aller gegen das Urteil möglichen Gegengründe vorgelegen hat, kann ich die Ansicht des Obersten v. Hammerstein, daß das Urteil bei der Beurteilung der militärischen Verhältnisse fehlgegangen ist, auch von mir aus bestätigen.

Ich bin aus diesen Gründen der Meinung, daß der Oberleutnant Schulz gegenüber den andern in der gleichen Sache verurteilten Personen eine Sonderbehandlung verdient und es dem Geiste des Amnestiegesetzes vom 14. Juli 1928 entsprechen würde, wenn die ihm verbliebene Reststrafe auf dem Gnadenwege erlassen würde.

Ich wäre für eine Mitteilung Ihrer Entschließung dankbar und bin mit dem Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung

Ihr sehr ergebener

gez. Groener.

Der Reichswehrminister. Berlin, 10. Dezember 1928.

Sehr verehrter Herr Kollege!

Wie ich höre, wird in den nächsten Wochen über den Fall des Oberleutnants a. D. Paul Schulz entschieden werden.

Ich halte mich daher für verpflichtet, nochmals auf mein Schreiben vom 17. September 1928 hinzuweisen und dabei zum Ausdruck zu bringen, daß sich in der Zwischenzeit die in diesem Schreiben geäußerten Bedenken bei mir noch verstärkt haben.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung

Ihr sehr ergebener

gez. Groener.

Und zum Schluß seien noch ein paar Sätze wiedergegeben, die die Strafkammer in ihren Ablehnungsbescheid einfügt, weil sie in klassischer Form die Notlage der Gerichte bei der Beurteilung politischer und historischer Tatbestände kennzeichnen:

Die wahre Schwierigkeit liegt darin, daß die Gerichte nach dem Gesetz gezwungen sind, Vorgänge der Geschichte mit dem Maßstab von Gesetzesbestimmungen, welche für normale Zeiten bestimmt sind, zu bewerten. Solche Erkenntnisse werden immer in einzelnen Teilen des Volkes Mißfallen erregen und das Ansehen der Gerichte gefährden. Jeder, der die großen politischen Prozesse der Nachkriegszeit verfolgt hat — es sei nur an die in Leipzig verhandelten sogenannten Kriegsverbrecherprozesse oder an den Magdeburger Prozeß erinnert, in welchem der Nachweis für einen angeblichen Hochverrat des frühern Reichspräsidenten geführt wurde — hat diese Beobachtung machen können. Ob diese Erscheinung als notwendige

Folge der Betonung der unwandelbaren Gerechtigkeit und des Rechtsfriedens gegenüber den wechselvollen Machtverhältnissen und Zeitläuften in den Kauf genommen werden soll, ist eine Frage der Güterabwägung, über die nur der Gesetzgeber zu entscheiden hat. Man erschwert sich aber den klaren Blick für die Zusammenhänge, wenn man glaubt, die Schwierigkeiten anderswo, sei es auf militärtechnischem oder juristischem Gebiet, suchen zu müssen.

Die flandersche Not von Werner Hegemann

In der pariser ‚Revue des Deux Mondes' veröffentlicht ein Graf Kokowtzow wieder einen Aufsatz über das „Kinderelend in Sowjet-Rußland", und die darin enthaltenen grauenhaften Einzelheiten sind auch wieder von der deutschen Presse übernommen worden. Mit Recht; auf solche Schrecken kann nicht oft genug hingewiesen werden. Falsch ist nur, daran vorschnelle politische Schlußfolgerungen zu knüpfen und zu vergessen, daß andre, sehr blühende Länder in ähnlicher oder weniger schwieriger Lage ebenso Schlimmes oder Schlimmeres erlebt haben wie Sowjetrußland. Die Sowjetpresse mag recht haben, wenn sie behauptet: „Die verwahrloste Jugend ist unsere furchtbarste Wunde". Aber Graf Kokowtzow ist vorschnell, wenn er glauben machen möchte, diese russische Not sei unverhältnismäßig groß oder „etwas, was man in keinem andern zivilisierten Lande der Welt findet". Im Gegenteil muß dem aufmerksamen Betrachter die russische Kindernot, grauenhaft wie sie ist, doch unverhältnismäßig viel kleiner erscheinen als unlängst die belgische zur Zeit einer ähnlichen wirtschaftlichen und politischen Krisis.

Die russische Kommission zur Verbesserung des Lebens der verwahrlosten Kinder, eine Abteilung des Zentral-Exekutivkomitees, schätzte die Zahl der heimatlosen Kinder im September 1926 auf 600 000 und die ‚Iswestia' vom 2. März 1926 gab sie mit 400 000 an. Die Sowjet-Enzyklopädie vom Jahre 1927 gibt ihre Ziffer als 334 000. So berichtet Kokowtzow und fügt hinzu: „Unparteiische Beobachter jedoch meinen, daß die Zahl in die Millionen geht". Ein wirklich unparteiischer Beobachter für die Verhältnisse in Belgien in den drei Jahrzehnten nach der Revolution von 1830 war der berliner Universitätsprofessor V. A. Huber, ein Mann, der zwar politisch im äußersten rechten Lager stand, der sich aber trotzdem durch Scharfblick und vornehme Unparteilichkeit auszeichnete. Er schilderte im Jahre 1855 aus eigner Anschauung und auf Grund der öffentlichen Statistik den furchtbaren Pauperismus, infolge dessen „in ganz Belgien die Zahl der Almosenempfänger in den letzten fünfundzwanzig Jahren um 20 Prozent zugenommen" habe, so daß „man 1848 in Ostflandern 36 Almosenempfänger auf 100 Einwohner rechnete, und daß dies Verhältnis, trotz mancher seitdem begonnenen und zum Teil gewiß an sich nicht unwirksamen, aber längere Zeit erfordernden Maßregeln sich kaum wesentlich geändert haben dürfte". Dann veröffentlichte Professor Huber von dem belgischen Kinderelend folgende ergreifende Schilderung, die überraschend mit dem übereinstimmt, was wir aus Rußland zu hören gewohnt sind:

„Die Zahl der Vagabunden unter achtzehn Jahren betrug 1847

in beiden Flandern nicht weniger als 225 894, und darunter waren 174 588 Kinder unter zwölf Jahren — und das bei einer Bevölkerung von kaum anderthalb Millionen. Seit der Zeit aber hat sich die Lage der Dinge auch in dieser Beziehung verhältnismäßig nur wenig gebessert. Das Folgende, was ich fast wörtlich einer zuverlässigen Quelle über die Zustände des Jahre 1850 entlehne, gibt dürren Zahlen erst das rechte, entsetzliche Leben. Durch Hunger und Kälte aus ihrer Heimat, ihrem elterlichen Hause (wenn sie ein solches je kannten) vertrieben, bilden diese Kinder eine nomadische Bevölkerung und werden fortwährend von einem Depot (eine Art Armenhaus; W. H.) zum andern hin- und hergeworfen. Sie gehören fast alle der ländlichen Bevölkerung an, die Mehrzahl steht in dem Alter von 10—15 Jahren; zwei Drittel sind Knaben. Einige ziehen mit ihren Eltern, die Mehrzahl, darunter sehr viele Waisen, treibt sich ganz allein umher. Die meisten werfen sich nach Ostende, wenn sie der Landstreicherei einmal satt oder durch Krankheit unfähig geworden sind, die fortzusetzen. Sie wissen, daß sie von dort durch die Gensdarmerie nach Brügge geschafft werden, während man sie hier nicht zum Tor hereinläßt, wenn sie ohne solches Geleit sich einstellen, so daß man die Unerfahrenen oft scharenweise vor den Toren von Brügge umherliegen sieht. Auf dem offiziellen Wege über Ostende eingebracht, werden sie dagegen ein paar Wochen in dem Detentionshause zu Brügge verpflegt und dann mit Schub nach ihrer Heimatsgemeinde gebracht. Nach einigen Wochen oder Monaten begeben sie sich wieder auf Landstreicherei, um binnen kurzer Zeit denselben Kreislauf wieder durchzumachen. So finden sich dann unter diesen Kindern viele, die in Zeit von zwei Jahren fünfzehn bis sechzehn Mal den Durchgang durch das Depot in Brügge gemacht haben."

Wenn man oberflächlich rechnet, daß das heutige Rußland hundert Mal soviel Einwohner hat wie Belgien 1847, dann müßte die Zahl der notleidenden russischen Kinder heute 22½ Millionen betragen, um sich mit der Zahl der notleidenden Kinder Belgiens vergleichen zu können. Selbst die sowjetfeindlichsten Kritiker haben derartig hohe Zahlen auch entfernt noch nicht anzudeuten gewagt.

Überraschend ist die Verwandtschaft zwischen den Ursachen des namenlosen Elends in Rußland und in Belgien. Graf Kokowtzow behauptet zwar: „Aus dem sowjetistischen Beweismaterial geht hervor, daß dieses Unheil die Folge der Sowjetherrschaft ist und durch diese sich weiter ausbreitet. Das Elend hat seinen Grund in dem durch den Kommunismus bedingten wirtschaftlichen Ruin und der Verarmung des Volkes, in der Lahmlegung der Privatinitiative, in einer Diktatur, die, was die Moral, die Familie und Freiheit anbetrifft, sich auf Prinzipien stützt, die den Auffassungen aller zivilisierten Länder widersprechen." Aber aus dieser Behauptung des Grafen überzeugt ohne weiteres nur der darin enthaltene Satz: „Das Elend kommt von der Verarmung des Volkes", was gleichbedeutend ist mit der tiefen Weisheit Onkel Bräsigs: „Die Armut kommt von der Powerteh." Professor Huber konnte von

Belgien Verständigeres berichten; er fand die Ursache der Not in dem unvermeidlichen Übergange von einer veralteten zu einer neuen Wirtschaftsform und gab damit vielleicht auch eine einleuchtende Erklärung für die Notlage in Rußland. Das um 1850 sprichwörtlich gewordene „flandersche Elend" nannte Huber einen „Pauperismus, der vielleicht außer in Irland und einem Teil Schlesiens nicht seinesgleichen hat". Es würde sich lohnen, einmal die herrlichen Zeiten im englischen Irland und im preußischen Schlesien (zur Zeit der Hauptmannschen Weber) zu vergleichen mit der Not im heutigen Rußland, das dabei vielleicht recht günstig abschneiden könnte. Dabei war die Not Belgiens erstaunlicherweise kein Hinderungsgrund für die Tatsache, „daß Belgien als Ganzes seit seiner Emanzipation sich einer sehr gedeihlichen Entwicklung erfreuen soll", was sogar der stockkonservative Professor Huber nicht zu bezweifeln wagte, obgleich ihm der „belgische Konstitutionalismus" höchst peinlich war.

Die Erklärung, die Huber für das Nebeneinander von wirtschaftlichem Aufschwung und tiefer Not zu geben verstand, klingt zwar nicht so abenteuerlich wie die Erklärung, die man heute oft für die russische Not vorgesetzt bekommt. (So schrieb neulich in Wien der Universitätsprofessor Wilhelm Schmidt in ‚Schönere Zukunft', Januar 1929: „Es ist also Wirklichkeit in Rußland, daß die letzten, aber auch die allerletzten Bindungen der Familie aufgehoben sind... Das Ehepaar oder das Weib, das sich seines Kindes entledigen will, kann das mit der größten Leichtigkeit tun, indem es das neugeborne Kind auf die Drehscheibe legt, die am Eingang der staatlichen Kinderanstalten funktioniert. Von dort wird es von einer Person hineingenommen, erhält eine Nummer, und damit ist es von seinen Eltern losgelöst und in die große Schar der ‚Staatskinder' eingereiht. Ein nicht schlechter Kenner Sowjetrußlands behauptet, daß bereits 80 Prozent aller Kinder aus Sowjetkreisen so ‚behandelt' werden. Dann ist das Sowjetideal verwirklicht: diese Kinder sind nicht mehr Kinder einer Individualfamilie, sie sind Kinder aller Welt.") Wenn aber vor fünfundsiebzig Jahren auch Professor Huber nicht ähnlich gruselige Dinge aus Belgien berichten konnte, so setzt doch manches von dem, was er sagte, in Erstaunen, weil es gradezu wie auf die heutigen russischen Verhältnisse gemünzt scheint. Oder hat man nicht genug von dem Fatalismus und der Lethargie der angeblich halbasiatischen Russen gehört, um sich wundern zu dürfen, daß der tiefernste Professor Huber ausgerechnet von den Belgiern schrieb: „Es ist ein sehr gutartiges, innerhalb gewisser Grenzen und auf gewohnten Wegen lenksames, aber darüber hinaus aus Stumpfheit und Schlaffheit eigensinniges Geschlecht." Und paßt nicht vielleicht das Folgende auch auf Rußland?: „Die Ursache dieses Elends in Flandern ist sehr einfach: Mißverhältnis zwischen dem Ertrag der Arbeit und den Kosten des Lebensunterhalts. Die Ursachen dieses Mißverhältnisses sind in Flandern jedenfalls weder Unfähigkeit oder Unwilligkeit zur Arbeit, noch zu hohe Ansprüche hinsichtlich des Lebensunterhalts. Im Gegenteil ist der gänzliche

Mangel an dem Bedürfnis und Wunsch einer bessern Lebensart eine Hauptursache des Elends, weil dadurch ein Hauptmotiv zu kräftigen Anstrengungen wegfällt. Die wenn auch sehr langsame, doch ausharrende Arbeitsamkeit der armen Leute kann sie aber nicht vor solchem Elend bewahren, weil die einzige Arbeit, die sie verrichten, infolge des verminderten Absatzes und der zunehmenden Anzahl Arbeitsuchender zu schlecht bezahlt wird. Zur Ergreifung neuer Erwerbszweige oder zu einer wirksamen Betreibung der bisherigen können sie sich aber nicht entschließen. Es fehlen ihnen dazu nicht nur die materiellen Mittel und die Fertigkeit, sondern auch die sittliche und intellektuelle Energie und Beweglichkeit". Auch das Folgende paßt mutatis mutandis einigermaßen auf Rußland: „Flanderns handwerksmäßige Produktion konnte die Konkurrenz mit der englischen Fabrikproduktion nicht aushalten, ... es bedurfte kaum noch einiger außerordentlich schlechter Jahre, der Kartoffelseuche und so weiter, um das Massenelend zu erzeugen." Und vielleicht paßt auch die folgende Anerkennung, die Professor Huber gerechterweise den Belgiern zollen mußte, auf das heute ähnlich leidende Rußland. Er schreibt: „Man kann nun weder der Regierung, noch dem tüchtigen, aber hier wie überall eine unendlich kleine Minorität bildenden Teil der höhern Stände irgend vorwerfen, daß nichts zur Abhilfe geschehen sei. Im Gegenteil ist in keinem Lande so viel und mit so viel Einsicht und Energie getan worden, um die soziale Krankheit des Pauperismus zu überwinden, als wenigstens in den letzten zehn Jahren in Belgien." Vielleicht wird sich auch Rußland den neuen Verhältnissen anpassen, wie Huber damals als zuverlässiger Prophet von Belgien prophezeite; er schrieb: „Nach allem, was ich sehe und höre, hat die Sache dennoch eine solche Wendung genommen, daß über kurz oder lang in Flandern die Leinenindustrie ebenso betrieben werden wird wie in England. Mit andern Worten, die bisher relativ selbständigen Spinner und Weber werden Lohnarbeiter der größern Unternehmer sein, die zum Teil mit Subventionen von Seiten der Regierung sogenannte ateliers d'enseignement und so weiter begründet haben." Allerdings bedienten sich die Belgier zur Rettung aus ihrer Not rücksichtslos aller verfügbaren Mittel, gleichviel ob es Kapitalisten oder die mächtigen karitativen Gesellschaften der katholischen Kirche waren, die sich dabei zur Verfügung stellten. Den Übergang zu ähnlicher Realpolitik bemerkt man ja bereits auch in Rußland.

Diese Betrachtung schloß Huber mit einem seiner treffenden Seitenhiebe guten alten Stils, die eines Mirabeau père würdig sind, und Hubers Betrachtung sollte manchem Kritiker Sowjetrußlands zu denken geben. Er schrieb: „Wer diese Änderung in Belgien als unbedingt verderblich beklagt, wird jedenfalls ganz im Sinne unsrer vermeintlich absolut konservativen Doktrinen, sowie gewisser aristokratischer oder pietistischer Antipathien handeln ... Ich meines Ortes bin kein Freund der Fabrik, des großen Kapitals, der Dampfmaschine; aber ich nehme die Sache, wie sie unter gegebenen und unab-

änderlichen Umständen einmal ist. Und da ist nicht zu zweifeln, daß zunächst diese abhängigen Arbeiter einen höhern Lohn erhalten als die bisherigen handwerksmäßigen Arbeiter, so daß es nur an ihnen liegen würde, ihre ganze Lebenshaltung etwas höher zu stellen als bisher — wenn nur eine Bürgschaft vorhanden wäre, daß der Preis ihrer Arbeit mindestens auf derselben Höhe bleiben wird. Aber daran wird in Flandern so wenig als in England zu denken sein. Der belgischen Fabrikindustrie wird auch hinsichtlich der Zustände ihrer Arbeiter keine der Gefahren und Leiden erspart sein, mit welchen die englische seit zwei Menschenaltern ringt, ohne ein, wenn auch seit einigen Jahren langsames, doch stetiges Anwachsen des Pauperismus hindern zu können."

Huber liebt noch schärfere Ablehnung des verlogenen Konservativismus seiner Parteigenossen; darum schickt er der Buchausgabe seiner Briefe unter anderm folgenden Satz voraus: „So entsage man endlich diesem unfruchtbaren, kleinlichen, feigen, kindischen Keifen und Zappeln impotenter, dürrer, negativ konservativer Doktrin oder Antipathie gegen Riesenmächte der Zeit."

Die grauenhafte „flandersche Not" der vierziger und fünfziger Jahre ist überwunden worden, trotz des damals bei allen Herrschern so anrüchigen belgischen Konstitutionalismus, der namentlich dem König der Belgier noch verhaßter war als dem berliner Professor Huber. Am 25. März 1850 schrieb Leopold von Belgien an seine Nichte, seine „liebste Victoria", Königin von England: „Auf dem Festlande hält sich jedermann für fähig, an der Spitze der Regierung zu stehen; es gibt kein politisches Maß, und der Erfolg einiger Buchhändler, Doktoren oder Advokaten usw. verdreht allen denen den Kopf, die sich in ähnlicher Lage befinden — man hält alles für möglich. Wenn Sie in Betracht ziehen, daß ein Bankbrüchiger wie Ledru-Rollin sechs Monate lang mit fast absoluter Macht über Frankreich geherrscht hat, nur weil er sich die Macht angemaßt hat, so können Sie sich vorstellen, wieviel Tausende, selbst Arbeiter, Köche, Bühnenmenschen usw. daran denken, zum Regieren ihrer Mitbürger berufen zu sein, da sie von ihren eigenen Verdiensten überzeugt sind." Und Leopold dachte dabei nicht an Rußland, sondern an Frankreich und Belgien; und dann machte er noch über die Republik (Frankreich) die beliebte Prophezeiung konservativer Impotenz, von der man hoffen muß, daß wenigstens ihr letzter Schlußsatz heute für das republikanische Deutschland und vielleicht auch für Sowjetrußland weniger falsch sein möge, als sie damals für Frankreich war, als der schlechte Prophet Leopold vom Kongostaat kurz vor dem Staatsstreich Napoleons behauptete: „Die leitenden Persönlichkeiten dieser Republik sind keine Schwärmer, sie haben kein andres Ziel, als in die Höhe zu kommen und sich zu bereichern; alles übrige ist Humbug ... Niemals hat sich ein Volk in einer schlechteren und hilfloseren Lage befunden; die zahllosen Parteien, die sich nicht einigen wollen, machen alle Lösungen unmöglich, und die Republik wird aus diesem Grunde erhalten bleiben."

Schiebung und Höllenmaschine

von Werner Ackermann

Die Deutschen tun immer so stolz mit ihrem reinen Schild; sie renommieren so gern mit dem Märchen vom ehrlichen deutschen Bürger und vom unbestechlichen deutschen Beamten; sie protzen mit ihrer Gesellschaftsmoral, die jede Käuflichkeit voll Abscheu verwirft; sie blicken mit tiefer Verachtung auf die Balkanvölker hinab, denn in der allgemeinen Bestechlichkeit offenbart sich ihnen klar die Minderwertigkeit des südlichen Charakters. Wie verhält sich die Sache in Wirklichkeit? Im Balkan wird die Bestechung offen betrieben — nach festem Tarif. In Deutschland wird sie in eine Wolke arroganter Heuchelei gehüllt — und die Heimlichkeit wird zu riesigen Überforderungen ausgenutzt.

Selbstverständlich sind die Nutznießer der Korruption die Besitzenden. Den Übrigen ist es nicht nur unmöglich, sich dieselben Vorteile zu verschaffen, sondern sie werden auch direkt benachteiligt. Die Bevorzugungen der Bessergestellten gehen in irgend einer Form immer auf Kosten der Besitzenden. Entweder ist nachher „nichts mehr da" oder „es ist leider nichts zu machen" oder „Sie müssen noch warten, Sie sind noch lange nicht dran!" Bei diesem Warten kann man die Wut kriegen. Und wenn man die Wut zehn Jahre lang in sich reingefressen hat — und dazu tagtäglich: morgens: Hoffnung, mittags: Geduld, abends: Enttäuschung — dann platzen schließlich mal die Nerven! Das ist die ganz natürliche Grundlage des Langkopp-Prozesses.

Wie entsteht dieses gemeine, zermürbende, ewige Warten? Wohl arbeiten die Behörden jeglicher Kompetenz mit einer an Unverschämtheit grenzenden Schwerfälligkeit; wohl haben grade die Beamten einer Abwicklungsstelle begreifliches Interesse an der künstlich verlangsamten Methode, an der zeitlupenmäßigen Erledigung des Aktenmaterials. Aber das erklärt noch lange nicht genügend die ungeheuerliche Verschleppung, die grade beim Reichsentschädigungsamt seit vielen Jahren zur Erscheinung gekommen ist.

Die Lösung ist einfach; auch das Gegenteil von Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Die Geduldigen, die Gläubigen, die Demütigen, die Ängstlichen und vor allem die Besitzlosen, die Machtlosen, die Ohnmächtigen kommen zuletzt dran. Zu allerletzt. Immer wieder schieben sich andre in die Reihenfolge ein, immer wieder werden Andre vorgezogen, vorgeschoben, immer wieder entschließen sich Andre, das letzte, das unlautere Mittel zu benutzen. Zwangsweise. Da sind Angestellte, die bereit sind, ihr Los durch eine kleine Gefälligkeit zu verbessern. Eine neue Art Zuhälter macht Bombengeschäfte. Beziehungen spielen eine große Rolle. Gutgläubige zahlen Vorschüsse, ohne zu wissen, ob der Einsatz jemals herauskommt. Zero. Achselzucken. „Noch etwas Geduld. Ihre Sache ist herausgesucht und wird bevorzugt behandelt." Wieder Zero. Immer wieder Zero. Hier und da ist irgend ein andrer, der gewinnt. Ein Riesenschwindel blüht. Die Höllenmaschine ist

Temperamentsache. Unzählige Höllenmaschinen ticken in den Herzen.

Vorsichtige oder Mittellose zahlen keine Vorschüsse. Sie versprechen Prozente. Es bildet sich eine Kette von Verdienern. Selbst höhere Staatsbeamte scheuen sich nicht, den Schlepper für „einflußreiche Personen" zu spielen. Ich habe in nächster Nähe einen solchen Fall erleben müssen. Ein alter Herr von siebenundsiebzig Jahren, dessen schwer erarbeitetes Lebenswerk im Ausland restlos vernichtet wurde, sollte noch 20 000 Mark bekommen. Als Strafe für zu große Ehrlichkeit war ihm eine ganz ungerechte, miserable Entschädigung zugesprochen worden. Mit der Hartnäckigkeit des Auslandsdeutschen hatte er an dem närrischen Glauben festgehalten, daß der deutsche Staat ein Herz habe und das Recht schützen würde. Da er absolut nichts mehr besaß und zu neuer Arbeit nicht mehr fähig war, richtete sich seine ganze Hoffnung auf die Entschädigung. Sie sollte ihm und seiner Frau einen ganz bescheidenen Lebensabend sichern. Aber schließlich merkte er, daß der Staat andre Sorgen hatte, als seine Sorgen. Diese Erkenntnis und die ständige Ungewißheit zerbrachen seine letzte Kraft. Erschöpft, krank, enttäuscht, verbittert — so wartete er Jahr für Jahr auf die Erledigung seines Falles, und jede kleine Schikane der Behörden regte ihn maßlos auf. Die Proteste seiner Frau interessierten die Behörden wenig. Es schien keinen Ausweg aus der Lage zu geben.

Da fand sich plötzlich in der Bekanntschaft ein Herr, der eine Dame kannte — nein, er kannte sie nicht einmal — also ein Herr, der von einer Dame wußte, die früher beim Reichsentschädigungsamt angestellt war und jetzt „Fälle bearbeitete". Die könnte hier helfen! Denn sie kannte natürlich den Betrieb ganz genau und wußte Bescheid, wie die Sache zu machen war. Unter dem Mantel der Freundschaft bot der Herr, ein angesehener Staatsbeamter in Vertrauensstellung, seine Vermittlung an. In drei Wochen könnte das bare Geld auf dem Tisch liegen! Ohne solche gute Verbindung würde die Erledigung noch unabsehbar lange dauern. Daran war nicht zu zweifeln. Nur zehn Prozent der erzielten Summe verlangte der gute Freund. „Aus Freundschaft", denn sonst kostete es mehr. Und die frühere Dame vom Entschädigungsamt beanspruchte fünf Prozent. Das bekäme sie immer.

Was sollte man machen? Die Sache hatte schon so unendlich lange gedauert. Die Nerven machten nicht mehr mit. Also gut. Es war ja auch anscheinend üblich.

Man mußte dankbar sein. Vollmachten und eine Zession wurden unterschrieben. Notarielle Beglaubigung. Groß blühte die Hoffnung auf.

Und was geschah? Nichts. Drei Wochen — drei Monate — sechs Monate. Natürlich können nicht Alle auf einmal bevorzugt behandelt werden. Auch sind nicht alle guten Beziehungen so wirksam, wie es die Beteiligten sich wünschen. Schließlich handelte es sich ja auch nur um einen kleinen, uninteressanten Fall, um einen kleinen, uninteressanten Greis, um ein kleines, uninteressantes Vermögen. Wo es an die Mil-

lionen geht, setzen sich die hohen Referenten selber mit großem Eifer und ganzer Autorität für Beschleunigungen ein, ja, sie sorgen, sorgen dafür — eine kleine hübsche Aufmerksamkeit —, daß die Entschädigungen pünktlich am Geburtstag des reichen Villenbesitzers präsentiert werden. Und sorgen noch für andre Dinge, von denen ein ander Mal zu sprechen sein wird.

Also: ein langes halbes Jahr ging dahin. Es fraß an der Gesundheit, an den Nerven des alten Ehepaars. Aber schließlich kam eines Tages die Entschädigung. Sicherlich um keinen Tag früher als bei normalem Verlauf. Es war eine Schiebung auf der Stelle gewesen. Schon so lange war die Angelegenheit überfällig, und eigentlich sollte ja auch das Alter berücksichtigt werden. Rücksicht? Ja, Kuchen! Der Siebenundsiebzigjährige erhielt Schuldverschreibungen, die über zehn Jahre laufen, also erst im Jahre 1939 eingelöst werden! Trotzdem der gute Freund ausdrücklich bar Geld vorgegaukelt hatte, gab es nichts, als eine Eintragung ins Schuldbuch; durch ein besonderes Raffinement überschritt nämlich der Betrag die Grenze der Barauszahlung um fünfzig Mark. So arbeitet der Staat. Für deutsche Behörden ist das Publikum ein Feind.

Vorsichtigerweise hatte der gute Freund seine zehn Prozent eigenmächtig von den ihm ausgehändigten Schuldscheinen abgezogen. Wer alte Leute kennt, weiß, wie schwer sie unter solchen kleinen Betrügereien leiden. Das Reichsentschädigungsamt geht das natürlich nichts an. Es reagiert nicht, obwohl es unter Einschreiben Kenntnis von dem grassierenden Schiebertum erhalten hat.

Diese kleine Darstellung illustriert die Ursachen, die zu großen Wirkungen führen können — wenn die Höllenmaschine wirklich einmal losgeht.

Berliner Operndebakel von Klaus Pringsheim

Durch Bruno Walter war die Städtische Oper die erste in Berlin geworden. Weil sie das nicht bleiben durfte, geht er. Zwei Jahre lang hat er sich immer wieder halten lassen. Nun ist es unwiderruflich. Ein taktischer Mißgriff der Behörde hat endlich genügt, sein definitives Nein auszulösen. Auch die Verhandlungen, die in den letzten Wochen mit einiger Fieberhaftigkeit und unter ungewöhnlich lebhafter Anteilnahme der Öffentlichkeit geführt wurden, alle Beratungen und Besprechungen, immer mit dem Blick in eine bessere Opernzukunft, waren nur noch ein äußerster Versuch, der Entscheidung, zu der die Situation drängte, auszuweichen. Mit Walters Rücktritt vollendet sich das Schicksal der Städtischen Oper.

Ziel der staatlichen Kunstpolitik war von Anbeginn: das Opernmonopol des Staats wiederherzustellen; das Mittel, ans Ziel zu gelangen: die Unterwerfung der Stadtoper. „Es handelt sich um die Ambition der Preußenregierung, einen verlorenen Machtposten (des wilhelminischen Absolutismus) zurückzugewinnen; um den Widerstand der Hohenzollern-Vergangenheit gegen die deutsche Gegenwart." Das stand in der ‚Weltbühne' vom 15. März 1927. Die Phasen des Kampfes sind hier geschildert und, soweit es noch zu warnen gab, prophezeit worden; nur der Zweck aller Unheilsprophezeiung — ihre Erfüllung abzuwenden — hat sich leider nicht erreichen lassen.

Es war ein Kampf selbstverständlich nur mit den allerfriedlichsten Waffen. Im Spiel der Kräfte, auf das es bekanntlich allein ankommt, waren diese so sicher auf das Ziel eingestellt, daß im kritischen Augenblick kein Versagen zu befürchten war. Aber leichtes Spiel wird trotzdem auch in Zukunft der Staat wohl nicht haben. Bedrohlich dringt aus deutschen Ländern und Ländchen die Kunde, daß die ländlichen Steuerzahler sich mehr und mehr dem Zwang widersetzen, den Theaterluxus der verflossenen Residenzen zu finanzieren. Die diversen Landtage werden es immer schwerer haben, solchem Widerstand wirksam zu begegnen. Paralysiert wird er zum Teil noch durch die Ohnmacht der Städte, aus eignen Mitteln die Theater weiter zu betreiben. Die Stadt Berlin aber ist nicht ohnmächtig. Durch die Gründung der Städtischen Oper hat sie ihren Willen kundgetan, aus eigner Macht der Reichshauptstadt eine repräsentative Oper zu geben. Damit ist die Staatsoper überflüssig geworden.

Nur die alte Staatsoper, die „Lindenoper", steht in Frage; die „Republikoper" hat ihr besonderes Gesicht, und sie hat als Volksbildungsinstitut eine Funktion, die zweifellos in den Bereich der staatlichen Kulturaufgaben gehört und die von der Städtischen Oper nicht nebenher erfüllt werden könnte. Doch stärker nicht nur als die drei berliner Opernhäuser durch Intendantengemeinschaft, auch stärker als die beiden Staatsopern durch Wirtschafts- und Verwaltungsgemeinschaft, sind Stadt- und Lindenoper durch Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Aufgabe und Gemeinsamkeit des künstlerischen Arbeitsgebiets verbunden. Das ist neuerdings in den Debatten über die Erneuerung und künftige Gestaltung ihrer „Arbeitsgemeinschaft" deutlich zutage getreten.

Mit dem heimlichen Ziel „Fusion" war die Arbeitsgemeinschaft — nur auf staatliches, nicht auf städtisches Betreiben — geschlossen worden; aber sie erfüllt ihren Zweck: eine Fassade zu bilden, hinter der die Überzähligkeit des einen Partners, des staatlichen, sich verbergen, die Unselbständigkeit des andern, des städtischen, sich stabilisieren läßt. Das städtische Unternehmen ist zu seinem Unheil in diese Gemeinschaft verstrickt worden; sie hat den gleichmäßigen Aufstieg vereitelt, der ihm, immer höher, unter Walters Führung bestimmt war. Aber Walters Tragik ist es, daß er sichtbar nun just in dem Augenblick scheitern mußte, da er eine letzte Anstrengung unternahm, jetzt auf dem Weg der Gemeinschaft die Hindernisse zu überwinden, die diese ihm in den Weg gelegt hat. Heraus aus dem Zustand lähmender Halbheit, aus der Konfusion „Arbeitsgemeinschaft", vorwärts also zu künstlerischer Gemeinschaftsarbeit, zu legaler „Fusion", wie allein sie als Ziel gemeint sein kann. Von dem „Ultimatum", mit dem er, nicht überraschend eigentlich, hervortrat, haben die Zeitungen viel geschrieben. Nicht von seinem Mut, zu wagen, was in unserm Land gegen die Spielregeln des öffentlichen Lebens verstößt. Ob Reichspräsident oder Verbandsvorsitzender: wer sich mit Führerverantwortung belädt, der hat es widerwillig zu tun; er hat sich dazu bitten zu lassen, es muß ein Opfer sein, daß er bringt. Für Walter ging es um einen Plan — einen vielleicht aussichtsvollen Plan zur Rettung nicht nur der Städtischen Oper, sondern der berliner Opernzukunft. Er wußte — was jeder weiß —, daß keiner so wie er berufen wäre, bei der Durchführung an der Spitze zu stehen. Er forderte. Grund genug, daß ihm von den maßgebenden Stellen ein „Unmöglich" entgegentönte. Auch wenn Kleiber keinen Vertrag, kein allerhöchstes Handschreiben des Ministers in Händen hätte. Auch wenn Furtwängler nicht in stumm mahnender Bereitschaft stünde . . .

Für Berlin, nicht nur für die „Stadt", ist es eine schlimme Stunde, in der Bruno Walter sich nicht mehr halten läßt. Was er in vier Jahren hier an Höchstem geleistet hat, wird unvergessen

bleiben. Doch die Erinnerung an große Opernabende ist kein Kapital, mit dem sich wirtschaften läßt. In einem Jahr wird nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen davon übrig sein. Das heißt nicht, daß in diesem Haus nie wieder gut gesungen, gut gespielt, gut dirigiert werden wird. Aber die theatergeschichtliche Stunde, in der es 1925 eröffnet wurde, kehrt nicht wieder.

Die Kinderstube von Theobald Tiger

Ein neues Spiel ist aufgetan —
das spielen die Kinder so gerne;
sie spielens im Alt und Tenor und Sopran,
in Berlin und der bayrischen Ferne.
Krise!
Krise der Intendanz!
und es umschlingt dich ein Höllentanz:
Der Kleiber und der Klemperer,
der Walter und die Kemperer;
der Knappertsbusch und der Richard Strauß,
der Jeßner, der Reinhardt, das Opernhaus —
gestern, morgen und heute —
sehr prominente Leute.

Bleibt Legal? Geht Tiedjen? Ist Ziegel bereit?
Wer inszeniert die Hose?
In Deutschland gibt es um diese Zeit
zwei Millionen Arbeitslose.
Krise?
Es wirtschaftet um dich her
der überschätzte Kommissionär:
Der Klemperer und der Kleiberer
und mindere Zeitvertreiberer;
der Walterer und der Doktor Klein —
Gott grüß die Kunst! Eine Krise muß sein!
Gestern, morgen und heute —:
sehr prominente Leute.

Das alles war schon einmal da —
im Märze, im vorigen Märze.
Da tanzte die Elßler den zierlichsten Pas,
und es schäumte die Druckerschwärze.
Der Horizont war lieblich verengt,
das Theater hat alle hübsch abgelenkt...
Und heute spielen sie grade so
Biedermeier mit Radio:
Der Kleiber und der Klemperer,
der Walterer und die Kemperer;
der Richard Strauß und der Knappertsbusch —
Und keiner sagt: Kusch! Und keiner sagt: Kusch!
Gestern, heute und morgen —
Gott segne die deutschen Sorgen!
Amen.

Die Bilder in der Zeitung von Rudolf Arnheim

Früher sahen die Zeitungen ernsthafter aus als heute. Dichte Kolonnen, kaum durch ein paar Absätze aufgelockert, liefen in strengen Bahnen über die Seite, die Titel waren ein wenig größer gedruckt als der Text und bestanden in einer sachlichen Inhaltsangabe. Man mußte Ruhe, Konzentration und nicht wenig Zeit haben, um eine Zeitung zu lesen. Geduldig mußte das Auge die gleichförmigen Zeilen abtasten, und ganze Dezimeter weit und breit winkte kein Fleckchen unbedruckten Papiers als erquickende Oase. Jedoch der Respekt vor dem gedruckten Wort, der sich in solchem ehrwürdigen Satzspiegel ausdrückte, hat bei näherer Bekanntschaft recht nachgelassen. Der Leser hat sein Bedürfnis nach übersichtlicher, leicht faßlicher Lektüre auf der ganzen Linie durchgesetzt, die Zeitungen sind in mancher Beziehung äußerlicher, primitiver geworden. So wie der Nachrichtendienst sich auf Sensation und knalligen Effekt umgestellt hat, so wie heute auch die größten Zeitungen ihren Lesern im lokalen Teil bieten, was sie ihnen im Romanteil aus Prestigegründen vorenthalten, nämlich den spannenden Schauerroman, so hat sich auch das typographische Bild des Satzspiegels aufgelockert. Kurze Abschnitte, Hervorhebungen im Fettdruck, ein ornamentales Balkenwerk, das die Glätte der Druckseite in mundgerechte Stückchen zerhackt, und wenn irgendwo eine Hausangestellte ihren Dienstherren ins Bein gebissen hat, so setzt es eine Schlagzeile quer über die Seite in einer Typengröße, wie man sie früher nur an den Anschlagsäulen kannte. Marktschreierische Titel, wie die Filmfabrikanten sie nicht zündender zu erfinden wissen, laden zum Bade, so als könnte die Redaktion selbst auf die Kundschaft derjenigen nicht ohne weiteres zählen, die sich doch den Zugang zur Lektüre schon durch bare Bezahlung des Blattes erworben haben.

Die Zeitung wird heute immer mehr für einen Leser gemacht, der nur mit einem Auge bei der Sache ist, den Kopf voller Geschäftssorgen und nur oberflächlich interessiert, der flüchtig die Seiten durchblättert und alles gar nicht so genau wissen will. Zur Entschuldigung wird dann angeführt, daß im hastigen Rhythmus unsres Zeitalters der gehetzte Großstadtmensch ... aber das ist eine faule Beschönigung für die Tatsache, daß sich die Zeitungen einer Konjunktur fügen, die geistige Qualitäten nicht mehr sehr wichtig nimmt, daß sie, statt erzieherisch jene Lesekultur aufrecht zu erhalten, die früheren Generationen selbstverständlich war, der Bequemlichkeit über das erlaubte Maß hinaus schmeicheln. Die Schuld dieses neuen Zeitungsstils ist es, daß immer mehr die Leute aussterben, die ein Buch, wenn es mehr als hundert Seiten stark ist, mit Geduld zu Ende zu lesen verstehen.

Die Zeitung ist zum Bilderbuch der Erwachsenen geworden. Und sie ist nicht lange ein Bilderbuch ohne Bilder geblieben. Es wäre sinnlos, den publizistischen Wert des Bildes zu unterschätzen. Die Photographie eines Gebäudes, einer Maschine, eines Demonstrationszuges unterstützt das schil-

dernde Wort auf unübertreffliche Weise. Und was gar die Porträts angeht, so kann man davon gar nicht genug haben. Bilder also sind wichtig und zweckdienlich. Aber sie müssen gut sein.

Leider ist es heute so, daß der Leser mit einer Flut von völlig unbrauchbarem Bildermaterial überschüttet wird. Nicht nur daß die Aufnahmen an sich ohne Gefühl für das Wesentliche gemacht sind, daß sie uncharakteristisch sind und dadurch irreführen; daß der berühmte Staatsmann in einer verzerrten Momentpose erfaßt wird, die für sein wirkliches Aussehen nicht bezeichnender ist als für das seines Chauffeurs; daß aus Verspieltheit Bilder gebracht werden, die nichts besagen; („Das Großfeuer in der Kommandantenstraße" — und dann ein paar verkohlte Bretter mit Rauch und Flammen, wie man sie unter jedem Waschkessel sehen kann). Vor allem ist es die Reproduktionstechnik, die völlig unzureichend ist. Photographien werden in Autotypie reproduziert, aber diese Technik eignet sich nicht für Zeitungspapier. Es muß ein sehr grober Raster gewählt, das heißt: das Bild muß in ziemlich große Punkte zerlegt werden, und schon das führt, da es sich zumeist um Bilder kleinen Formats handelt, zu unerträglichen Verfälschungen. Aber selbst dieser grobe Raster verhindert nicht, daß die Druckfarbe auf dem ungeeigneten Papier schmiert. Es entsteht ein nutzloser Brei: zwei dunkle Augen, zwei Rühreier im Glas — und nun kann sich der Leser nach der Unterschrift informieren, ob das den neuen Staatssekretär oder das Elefantenbaby Kalifa darstellt.

Der Verein für Ballbehandlung, Luckenwalde, erzielt ein Tor, der Oberbranddirektor von New York verläßt den Bahnhof, die Überschwemmung in der Lüneburger Heide richtet Verheerungen an, aber es steht alles bloß darunter, und im Bilde schwebt eine unbestimmte Wolke, der große Krumme. Es ist nicht wahr, daß unsre Zeitungen Bilder bringen. Sie bringen Klischees, chefs d'oeuvre inconnus, von denen niemand nichts weiß. Dann schon lieber keine Bilder.

Es gibt den Ausweg, statt der Photographien Zeichnungen zu bringen. Zeichnungen lassen sich als Strichätzungen reproduzieren und geben auch auf schlechtem Papier ein sauberes Druckbild. Dieser Ausweg ist gut, wenn die Zeichnungen gut sind. Aber wahrlich, die Zeichnungen taugen nichts. Wenn sich der Zeichner in den Dienst der Zeitungsreportage stellt, so kommt es vor allem darauf an, daß er das Charakteristische seiner Objekte treffe, daß er ihnen gerecht werde. Ein Stillebenmaler darf aus seinen Äpfeln machen, was er will, aber eine Gerichtsverhandlung ist kein Stilleben. Der Künstler muß hier hinter dem Berichterstatter zurückstehen.

Aber es ist gar nicht die nicht niederzuzwingende künstlerische Eigenart, die neunzig Prozent der Pressezeichnungen unbrauchbar macht. Es ist die Unfähigkeit und Lässigkeit der Zeichner. Die Entwicklung der modernen Kunst hat soweit auch auf die Gebrauchsgraphik eingewirkt, daß wir heute von so einer Zeichnung nicht mehr naturalistische Treue oder Voll-

ständigkeit der Details verlangen: Sie darf stilisiert, sie darf großzügig sein. Aber grade eine großzügige Zeichenmanier, die nicht am einzelnen Härchen klebt, kann Charakteristisches geben: mit besondrer Freiheit kann hier der Künstler das Wichtige herausarbeiten, sozusagen eine Interpretation des Gesichts geben. (Wir wollen uns im folgenden auf Porträtzeichnungen beschränken.) Das aber tun unsre Pressezeichner nicht. Sie sind unfähig und ungeübt, das, was sie sehen, entsprechend zu Papier zu bringen. Sie erfassen die Melodie eines Gesichts nicht, sondern halten sich an die Schnurrbartspitzen. Sie stilisieren blind drauflos, ohne Rücksicht auf das Vorbild, sie „karikieren". Karikatur — das ist bei ihnen die euphemistische Bezeichnung für Mangel an Übung und Talent. Trifft einer nicht den rechten Fleck, sondern daneben, so hat er halt karikiert. Wer nie einen Zeichenstift in der Hand gehabt hat, meint leicht, alles, was der Zeichner auf Papier bringt, geschehe nach seiner Absicht. Er weiß nicht, daß beim durchschnittlichen Zeichner neun Zehntel seiner Striche nur zufällig grade so und nicht ein bißchen — aber entscheidend — anders ausfallen. Er hält die schiefe Nase für den geistreichen Deutungsversuch eines, der souverän über seinen Mitteln steht, und merkt nicht, daß hier die bare Willkür herrscht.

Neulich haben sie Albert Einstein gezeichnet. In den Zeitungen und Zeitschriften erschienen unzählige Porträts: Menschen, voneinander verschieden wie die Nacht vom Tage, wohlgenährte Getreideschieber und fanatische Ostjuden — Albert Einstein war nicht darunter, obwohl sein Name herhalten mußte. Das Gefährliche ist: Die Zeichnungen sind nicht nur nicht ähnlich, sondern geben wider Willen des Urhebers einen falschen Charakter. Sie sind fast alle aus Versehen sprechend ausdrucksvoll, sie stellen ganz jemand andres dar. Jacob Wassermann — ein patziger Argentinier; Cilly Außem — eine neurotische Krankenschwester; Heinrich Mann — ein prüder Buchhalter; Fritz von Unruh — ein vorbestrafter Quartalssäufer; Oskar Bie — ein Aristide Briand; Carl Severing — ein Gerhart Hauptmann. Sie verfälschen dem Publikum, das jeden Schnitzer für die pure Natur nimmt, jedes Gesicht, auf dessen Kenntnis es ein Anrecht hätte. Jeder Künstler, Politiker, Sportsmann schickt eine Berichtigung, wenn ein Reporter Unwahres über ihn verbreitet; aber er ist machtlos, wenn unbegabte und undisziplinierte Zeichner der Öffentlichkeit das Gesicht eines Börsenjobbers oder eines versoffenen Metzgermeisters als das seinige präsentieren.

Wir kommen nunmehr zu B. F. Dolbin. Es ist nicht unbillig, daß dieser mit Namen genannt wird, während die übrigen pauschal angegriffen werden. Denn es handelt sich hier um eine Marke, die für die ganze Branche als Sammelbezeichnung gelten kann so wie Odol für die Mundwässer jeglichen Geschlechts. Etwa fünf Prozent — die Quantität der Dolbinschen Produktion ladet zu statistischen Untersuchungen ein! — etwa fünf Prozent seiner Zeichnungen geraten ähnlich. Aber das ist nicht mehr als die Zahl der nach der Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Zufallstreffer. Es ist nicht sein Verdienst. Er

verwaltet das verantwortungsvolle Amt, das man ihm allerorten einräumt, liederlich. Mit einer gewissen nervösen Fahrigkeit des Strichs mimt er persönlichen Stil und erspart er sich ein präzises Entweder-Oder. Mit dem locker hingegebenen Handgelenk eines guten Mediums bietet er dem Glück die Hand. Auf einem Gebiet, wo Hazardspiel verboten sein sollte. Er dichtet unbescholtenen Prominenten schiefe Augen, wattierte Backenknochen und einen lasziven Zug um den Mund an. Und es ist alles nicht böse Absicht, sondern Fahrlässigkeit, weil es ihm nämlich gar nicht gegeben ist, Absichten, selbst wenn er sie hätte, zu verwirklichen. Und so tragen denn die Männer der Öffentlichkeit nicht das Gesicht, das ihnen in einem einzigen Exemplar wirklich zugehört, sondern jenes, das Herr Dolbin in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiten läßt. Der liebe Gott sollte nachgeben und, der Einfachheit halber, unsre Prominenten gleich nach Entwürfen Dolbins anfertigen. Anders ist Übereinstimmung nicht zu erzielen.

Die Bildnisreportage ist ein ebenso wichtiges wie verwahrlostes Gebiet. Was die Pressezeichner anlangt, so ist der Übelstand nicht darin begründet, daß wir zu wenig gute Zeichner haben, sondern die Redakteure legen nicht genug Wert auf saubere Berichterstattung. Die Kunst des Porträtzeichnens ist nicht leicht, aber selbst für einen mittelbegabten Zeichner, wenn er nur Verantwortungsgefühl hat, durchaus erlernbar. Es darf nicht so weitergehen. Diese fortgesetzten Körperverletzungen mit lächerlichem Ausgang müssen aufhören.

Waschzettel von C. v. O.

Harold Nicolson: Miss Plimsoll und andere Leute. Deutsch von Paul Cohen-Portheim. Verlag der Frankfurter Societätsdruckerei.

Der Verfasser, ein englischer Diplomat, stammt aus einer Diplomatenfamilie und ist von klein auf weit in der Welt herumgekommen. Er hat Menschen und Zustände kennen gelernt und ist darüber zum Humoristen geworden. Die in diesem Buch gesammelten Stücke sind nicht straff genug komponiert, um als Erzählungen gelten zu können, und wieder zu sehr distanziert, um einfach als Erinnerung an wunderliche Begegnungen genommen zu werden. Doch diese Ungewißheit wird zum Vorzug: sie erhöht den Reiz. An jener schwer erkennbaren Grenze, wo der Bericht in die Fabel übergeht, wo die Tatsache unmerklich zur anekdotischen Arabeske wird, hat sich der Schriftsteller Nicolson niedergelassen. Der richtige Platz für einen Diplomaten. Manches ist etwas dünn, manches nur aus den Vertracktheiten des englischen Lebens zu erklären. Aber dann gelingt wieder eine Geschichte wie die von Arketall, Lord Curzons betrunkenem Diener, der mitten im offiziellen Pomp der Lausanner Konferenz ein Debakel nach dem andern anrichtet. Das ist ein großrangiges Humoristikum. Man muß dem Übersetzer für die Vermittlung dieser vorzüglichen literarischen Bekanntschaft Dank sagen.

Michael Smilg-Benario: Von Kerenski zu Lenin. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien.

Smilg-Benario war Zeuge des russischen Zusammenbruches und der zweiten Revolution. Er hat diese erschütternden Epochen mit

kritischen Augen erlebt und um den Sinn der Dinge gerungen. In fleißiger publizistischer Arbeit, von der im Laufe der Jahre manche Probe in der ‚Weltbühne' gestanden hat, ist er zum Historiker gereift. Davon legte schon sein vor zwei Jahren erschienenes Buch „Der Zusammenbruch der Zarenmonarchie" ein gutes Zeugnis ab. Sein neues Buch „Von Kerenski zu Lenin" ist eine geschlossene Darstellung der kurzen demokratisch-sozialistischen Ära in Rußland von Frühjahr bis Herbst 1917 und des bolschewistischen Sieges. Ein sehr nützliches Unternehmen, denn in liberalen und sozialdemokratischen Kreisen gelten bei uns Miljukow und Kerenski noch immer als kreuzbrave Demokraten, die unverschuldet einem zu harten Schicksal erlegen sind. Daß dies Schicksal ein verdientes war, beweist Smilg-Benario in einer mit härtestem authentischen Material gepanzerten Darstellung. Auf den Trümmern eines Staates, auf dem gebrochenen Rücken eines todwunden Volkes errichteten die russischen Demokraten und Sozialisten einen illusionären Imperialismus, der nach dem Bosporus zielte. Dieses Bemühen mußte zerbrechen und mit ihm die Parteien, die es deckten oder nicht den Mut hatten, die Wahrheit zu sagen. Nicht die Bolschewiken haben Rußland ruiniert, sondern der Krieg und der Wahn Kerenskis, ihn fortzusetzen, statt zu liquidieren. In diesem Zusammenhang erscheint Lenins Tat nicht mehr als historische Improvisation, sondern als Vollstreckung unausweichlicher Tatsachen. Smilg-Benarios Arbeit könnte viele Irrtümer beseitigen, viele Köpfe klären. Er hat den Mut zur Wahrheit.

Begleiterscheinungen von Harry Kahn

Begleiterscheinungen sind manchmal bemerkenswerter als die Erscheinungen selbst. Das ist zum Beispiel der Fall bei den beiden Erstaufführungen dieser Woche. Acht Jahre nach seiner Drucklegung (im Sibyllenverlag) erscheint das Schauspiel „Die Schwärmer" von Robert Musil, zwei Jahre nach seiner Uraufführung das Lustspiel „Pioniere in Ingolstadt" von Marieluise Fleisser zum erstenmal auf einer berliner Bühne. Diese Chronologie läßt gewisse Rückschlüsse zu auf die Ernsthaftigkeit des ewigen Gezeters der berliner Direktoren über die katastrophale Stückenot. Allerdings muß man ihnen zugestehen: Serien sind aus beiden Stücken nicht herauszuholen. „Schwärmer" ist ein Kammerspiel für intellektuelle Feinschmecker, und „Pioniere" ist eine ausgesprochene Sache für eine Versuchsbühne. Unsre prominenten Direktoren aber, die über intime Häuser verfügen, fühlen sich nicht zu literarischen Experimenten veranlaßt, solange diese Häuser mit Bourdet und Pagnol, mit Molnar und Maugham zu füllen sind; und „Studios" machen sich ausgezeichnet in Zeitungsnotizen und Programmheften, aber zu ihrem Auf- und Ausbau benötigt man Zeit und Geld, welch beides die bestdotierten Intendanten nicht immer übrig haben. All das regelt sich eben nach den unsern Parkettmarxisten so teuren Wirtschaftsgesetzen, und es hat keinen Sinn, sich über diese gewiß nicht sehr erfreuliche Seite der berliner Theatersituation immer wieder aufzuregen. Wir wollen uns also nicht ereifern über das, was hätte geschehen können, sondern lieber über das, was geschehen ist.

Was ist geschehen? Im Fall Musil dies: Das Bühnenbuch von „Schwärmer" liegt seit acht Jahren unangenommen in den Theaterkanzleien herum, nicht bloß weil es nie ein Kassen-

stück werden kann, nicht bloß weil seine stärksten Wirkungen sich erst auf der Ebene einer Geistigkeit ergeben, auf der der Rhythmus der Zeit keinen Boden für seine Steps und kein Echo für seine Songs mehr findet, sondern vor allem darum, weil jeder halbwegs einsichts- und verantwortungsvolle Dramaturg auf der ersten Seite erkennt, daß zu seiner Aufführung die Schauspieler mit den zartesten Nervenenden und der Regisseur mit den feinsten Fingerspitzen grade gut genug wären. Was tut deshalb der Bühnenvertrieb, dem das Stück „gehört" (ein Wort, das, wie das Folgende zeigt, keine leere Floskel, sondern nur zu volle Wahrheit ist)? Er überläßt den „Ladenhüter" (vermutlich um endlich einmal Kritikenausschnitte für die Provinz zu kriegen) auf Anhieb einer Direktion, die auf ihrem Konto nichts hat als zwei groteske Durchfälle; für einen Theaterraum, an dessen protziger Stukkatur selbst die nicht gerade ätherischen Pointen der Herrnfelds zerschellten; für einen ehrgeizigen Dilettanten von Auch-Regisseur, der Text und Szenerie mit dem Rotstift zusammenhaut, daß Logik und Lyrik der Vorgänge gleicherweise zum Teufel gehen und nichts vom Seelen- und Gehirnkampf auf die Spitze ihres Wesens getriebener Menschentypen übrig bleibt als ein platter Handlungs-Wechselbalg aus Wedekind und Wallace; einem „Regisseur", der ein halb Dutzend für unkompliziertere Rollen durchaus zulänglicher Schauspieler nicht einmal richtig im Raum zu verteilen, geschweige in Haltung, Gebärde, Ton aufeinander abzustimmen versteht. Der Dichter protestiert rechtzeitig gegen diese Aufführung. Vergeblich: der Verlag, ein pervertierter Shylock, besteht auf seinem Schein, um dem eignen Autor viele Pfunde Geistes ausschneiden zu lassen; auf einem Vertragsparagraphen nämlich, der, wie das heute in vielen Fällen noch immer üblich ist, dem Verfasser jedes Einspruchsrecht bei Vergebung seines Stückes, selbst für die Uraufführung, verwehrt. Es gibt nämlich ein Recht am eignen Bilde, nach dem Hinz sich verbitten kann, daß Kunz erfährt, wieviel Pickel er im Gesicht hat; es gibt einen Paragraph Elf des Preßgesetzes, der am liebsten die Interpunktion eines Inserats schützen möchte: aber ein dramatischer Dichter hat in neunzig von hundert Fällen keine Handhabe dagegen, wenn sein Werk in sinnloser Weise verstümmelt und er selbst vor Tausenden von Menschen als ein Stümper und Trottel hingestellt wird. Es gibt auch eine Sektion für Dichtkunst bei der Preußischen Akademie; es gibt einen Schutzverband Deutscher Schriftsteller; es gibt einen Verband Berliner Theaterkritiker; ja es gibt sogar die jetzt so beliebte Dachorganisation unter der Firma „Reichsverband des Deutschen Schrifttums": keine dieser Institutionen hat sich empört über die in diesem Fall besonders rücksichtslose Beiseiteschiebung der Willensäußerung eines nicht nur in seinen berechtigten Interessen, sondern in seinen heiligsten Schöpferrechten gekränkten Dichters, keine hat sich seines Protestes angenommen und sich den Verlag vorgeknöpft, keine hat auch nur von der Angelegenheit Notiz, geschweige sie zum Anlaß genommen, eine Bewegung zur Revision der Gesetzgebung über das geistige Eigentum einzuleiten.

Wir haben jetzt auch einen Kampfausschuß gegen die Zensur oder so ähnlich. Alle die genannten Verbände gehören ihm an und noch ein Dutzend außerdem. Hat jemand ein Sterbenswörtchen von diesem im Herrenhaus so tapfer schmälenden Ausschuß zum Fall Fleißer vernommen? Weil die Gefahr eines Verbots der „Pioniere“ abgewehrt ist? Was geht das den Kampfausschuß an? Er hat sofort in Aktion zu treten, wenn sich neue Übergriffe zeigen, sonst ist er das Papier nicht wert, auf dem er seine Einladungen drucken läßt. Und es ist wieder eingegriffen worden. Wieder am Schiffbauerdamm, dessen „janze Richtung“ scheinbar den Herren vom Alexanderplatz nicht paßt. Diesmal hat sich nicht Herr Zörgiebel selbst, sondern sein Vertreter Herr Doktor Weiß in den Zuschauerraum und dann in das Direktionszimmer bemüht, wo er Striche von ganzen Szenen und Textstellen verlangt haben soll, widrigenfalls... Dieses Widrigenfalls konstituiert, wenn auch nur angedeutet, einen völlig verfassungswidrigen Fall. Die Polizei hat bloß Leib und Leben der Bürger zu schützen; nichts, aber auch gar nichts weiter. Pfiffe und Pfuirufe bedrohen Leib und Leben der Bürger nicht. Ihre Seelen und Sinne hat die Polizei nicht zu bewachen. Wem es nicht paßt, daß auf einem Friedhof Dinge vorgehen, für die er, gleich der Bahnhofshalle für Morgensterns sympathisches Huhn, nicht gebaut ist, der mag pfeifen so viel er will, und erst, wenn ein Andrer, dem dergleichen gefällt, dem Pfeifer eine herunterhaut, hat die Polizei Grund und Befugnis zum Einschreiten. Und auch das erst, wenn die Saalpolizei, in Gestalt der Logenschließer, nicht Manns genug ist, den Körperverletzer festzustellen und zu entfernen. Wer für Fäkalien auf der Bühne keinen Sinn hat, kann den Damen seiner Bekanntschaft sagen: „Geht da nicht hinein, da wird starker Toback geraucht!“ (und dann werden sie erst recht hineingehen) und er selbst kann ein Theater, das ihm dergleichen einmal geboten hat, in Zukunft meiden. Eine vernünftige Direktion merkt es sehr bald, wenn sie die Geschmacksnerven ihres Publikums irritiert, und eine unvernünftige geht pleite: James Klein fährt jetzt auf den Dörfern umher. Ganz davon abgesehen, daß man sich in dieser Hinsicht auf die ernsthafte berliner Kritik, die ja allerhand politische und sonstige Püffchen verträgt, durchaus verlassen kann. So hat sie auch im Fall Fleißer fast durch die Bank erkannt, daß hier eine dünne, streckenweise auch wundervoll zarte, mehr lyrisch-novellistische als dramatische Dichtung durch die vergröbernde Bearbeitung und verdickende Regie zum Theatererfolg aufgepulvert werden sollte. Und wahrscheinlich hätten ihre Hinweise auf die unnötigen Derbheiten in Wort und Bild vollständig genügt, daß der ärgste Mißwuchs beseitigt und die Aufführung auf das fast allzu harmlose Simplizissimus-Niveau herabgedrückt worden wäre, auf dem sie sich jetzt bewegt. Wie dem aber auch sei: die Polizei hat auf der Bühne nichts zu suchen. Sie mag die Anfahrt vorm Theater regeln und die Regenvorrichtung im Theater prüfen — von dem, was sich von acht bis elf zwischen Rampe und Rundhorizont begibt, hat sie die Finger zu lassen. Es sieht aber jetzt beinahe so aus, als suche sie auf den Brettern festen Fuß zu fassen, als wolle sie durch rasche

Wiederholung ihrer Eingriffe ein Gewohnheitsrecht schaffen. Gegen diese Absicht kann der Kampf nicht früh genug eröffnet und nicht scharf genug geführt werden. Vogelfreiheit des geistigen Eigentums, Schmutz- und Schundgesetz, Theaterzensur — wir danken für diese Begleiterscheinungen der freiesten Verfassung der Welt.

Grenzmark von Morus

> Wenn ich keinen Feind habe, borg' ich mir einen. *Peter Panter*

Das deutsche Volk zerfällt nicht nur in Preußen und Bayern, schwarz-weiß-rote und rote Fähnriche, Protestanten und Katholiken, jüdische und nichtjüdische Antisemiten, Steuersekretäre und Obersteuersekretäre, sondern auch in bedrohte und nichtbedrohte Deutsche.

Die bedrohten Deutschen wohnen an der Grenze. Allerdings darf man das nicht so wörtlich nehmen. Drei D-Zugstunden von der Grenze entfernt ist man manchmal auch noch ein Grenzdeutscher. Und dann ist man natürlich bedroht. Und dann hat man den Anspruch, von den nichtbedrohten Deutschen unterhalten zu werden. Manchmal freilich, zum Beispiel wenn man in Berlin wohnt, ist man auch nicht bedroht; denn ein paar Unbedrohte müssen ja übrigbleiben, um für die Bedrohten zu zahlen. Genau läßt sich der Unterschied zwischen Bedrohten und Nichtbedrohten wohl nicht aufzeigen. Es hat sich da im Laufe schwerer Subventionsjahre eine gewisse Tradition herausgebildet, durch Bettelbriefe und Krachmachen und öffentliche und geheime Hilfsgelder. Korrekterweise gibt es nur eine Definition: bedroht sind diejenigen Deutschen, die den Anspruch erheben, von den Nichtbedrohten ständig unterhalten zu werden.

In frühern Zeiten bestand die naive Vorstellung, daß die Grenze wirtschaftlich eine recht vorteilhafte Einrichtung ist, daß der Grenzverkehr bestimmte Grenzberufe und eine ganze Grenzwirtschaft mit sich bringt, und daß die Leute an der Grenze daher eher ihr Auskommen haben als die mitten im Lande. Das stimmt nun nicht mehr. Durch die politische und wirtschaftliche Verbarrikadierung der Grenzen, durch gegenseitige Schikane und durch die kunstvolle Verhinderung von Handelsverträgen, durch Paßschwierigkeiten und Zollbarrieren ist es in der Tat gelungen, aus den belebtesten Übergangsstationen Einöden zu machen, wo sich die Füchse Gutenacht sagen. Aber mit solchen kleinlichen Grenzfragen gibt sich die große deutsche Grenzpolitik nicht ab. Grenzland ist nicht das Land unmittelbar an der Grenze, sondern ist dort, wo der Feind dräut.

Infolgedessen ist Ostpreußen ein Grenzland erster Ordnung. Die imaginäre Bedrohung Ostpreußens durch Polen gibt dieser Provinz des Putschkapps die Berechtigung auf eine dauernde Rente. Der von jeher überwertete, durch Mißwirtschaft verschuldete Großgrundbesitz wird nicht, wie es sonst in der Wirtschaft üblich ist, durch einen gesunden Bankerott

an den besseren Wirt gebracht, sondern vom Staat immer wieder aufgepäppelt. Wieviel Geld aus den verschiedenen Agrarfonds jährlich nach Ostpreußen fließt, vermag auch auf den Ämtern niemand zu sagen. Man zieht es vor, von einer Addition abzusehen. Das Ergebnis wäre, verglichen mit den Aufwendungen, wohl zu blamabel. Daher läßt sich ziffernmäßig nur der eine Teilbetrag angeben, der unter dem Titel „Ostpreußenhilfe" nun schon seit Jahren in das Land hineingepumpt wird. Im Frühjahr 1928 waren es 75 Millionen Mark. Ein paar Monate später sollte eine Auslandsanleihe von hundert Millionen für Ostpreußen beschafft werden, die aber an dem Widerstand der Beratungsstelle für Auslandsanleihen scheiterte. Bevor man noch weiß, wie man den neuen Etat balancieren soll, ist schon wieder eine Sonderaktion für Ostpreußen eingeleitet: zehn Millionen für Frachtermäßigungen, zwei Millionen für andre Verkehrssubventionen, zwanzig Millionen für Siedlungsbeihilfen, noch einmal achtzehn Millionen für Ansiedlersiedlungen, drei Millionen für Zinserleichterungen, zehn Millionen für die Kommunen, fünfzig Millionen für die Umschuldung, achtzehn Millionen für Mittel- und Kleinbetriebe, eine Million für mittlere Gewerbetreibende, eine Million für Kleinpächter und Fischer und was sonst noch so am Wege liegt. Im ganzen werden es wohl an die 150 Millionen Mark sein, politische Extragratifikationen, wie die herausgeworfenen Summen für die Schichau-Werft, nicht mitinbegriffen. Ganz nett für ein Sparjahr. Aber wir können getrost sein; auch dieses Geld wird, wie weiland das Heer Rennenkampfs, in den masurischen Sümpfen verschwinden.

Was nach Ostpreußen fließt, sieht man zwar nicht wieder, aber man sieht doch wenigstens einigermaßen die Kanäle, durch die es rieselt. Sehr viel dunkler ist die Wasserleitung im Westen. Der Reichsetat und die Länderetats sind voll von Posten und Pöstchen, die für das besetzte Grenzgebiet und für das Grenzgebiet des besetzten Grenzgebietes bestimmt sind. Die 20 Millionen, die das Ministerium für die besetzten Gebiete verrechnet und die 3,5 Millionen Besatzungszulagen, die auf Konto „innere Kriegslasten" gehen, sind nur ein bescheidener Teil vom Ganzen. Viele Wege führen ins Rheinland, und wenn man für das Kind gar keine Namen mehr findet, dann muß gewöhnlich die Kultur herhalten.

Der Reichsfinanzminister Doktor Hilferding hat einmal, wenn wir nicht irren, eine Denkschrift angekündigt, in der alle Subventionen für die Grenzgebiete fein säuberlich zusammengestellt werden sollten, damit der Reichstag und die Steuerzahler ungefähr eine Ahnung davon bekommen, wofür das Geld ausgegeben wird. Statt dieser nützlichen Arbeit legt Herr Severing als Minister für die besetzten Gebiete eine andre Arbeit vor, die nicht von Pappe ist. In einem dicken, mit bunten Karten und Kurven gezierten Konvolut tragen die Länder Preußen, Bayern, Hessen, Baden und Oldenburg ihre Gedanken „über die wirtschaftliche und kulturelle Notlage in den bedrängten westlichen Grenzgebieten und im besetzten Gebiet" vor. Dieses Dokument — Reichstagsdrucksache Nr. 939

— wird man sich merken müssen. Es verdient schon jetzt einen Ehrenplatz im germanischen Museum. Allen Freunden der Folklore sei es aufs wärmste empfohlen.

Am zivilisiertesten benehmen sich noch die Badenser. In einer schüchternen Vorrede bemerken sie, daß es zunächst als ein fruchtloses Beginnen erscheinen möchte, in den wirtschaftlichen und kulturellen Wirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit „örtliche Gradunterschiede" feststellen zu wollen. Aber zum Glück reichen die Gradunterschiede doch noch aus, um ein gediegenes Subventionsprogramm aufzustellen.

Etwas derber schon gehen die Bayern und die Hessen ans Werk. Während die Hessen über den schlechten Eingang an Kirchensteuern klagen, betonen die Bayern, daß unter dem Druck der Besatzung in der Pfalz die religiösen Bedürfnisse stärker hervortreten und die guten Pfälzer im Rahmen ihres schwachen Vermögens große persönliche Geldopfer für die Kirche bringen. Aber Geld für Pfarrhäuser und Kirchen fordern sie alle beide, die Bayern und die Hessen. Da die Pfründner selbst über die Nachbarn selbstverständlich besser Bescheid wissen, als man es in Berlin weiß, gibt es kleine und große Rivalitäten. Die Hessen beklagen sich bitter darüber, daß sie aus den Grenzfonds gar nichts erhalten haben. „Die übrigen an der Besetzung beteiligten Länder, zum Beispiel Preußen und Bayern, konnten trotz unverhältnismäßig größerer eigner Hilfsquellen Millionenbeträge auf den Grenzfonds vereinnahmen, mit denen, wie zum Beispiel ihre Verwendung in der Pfalz zeigt, nicht nur eigentliche Grenzschäden ausgeglichen, sondern viele sonstige, durch die Besatzungsverhältnisse entstandene Notstände beseitigt werden konnten. Hessen aber ist seit Beginn der Besatzung (von einigen Sonderverteilungen abgesehen) auf seine Anteile an den für das besetzte Gebiet in Betracht kommenden Reichsfonds angewiesen." Nun wollen es aber die Hessen nachholen. Der Oberbürgermeister der Stadt Worms (48 000 Einwohner) fordert schleunigst 6 Millionen Mark für den Bau eines neuen Krankenhauses. Das Institut St. Mariä der englischen Fräulein in Mainz braucht unbedingt 661 000 Mark für den Bau einer Turnhalle. Die Pauluskirche in Worms, in der bisher ein Museum untergebracht war, wird „für kirchliche Zwecke dringend benötigt." Dafür soll die Andreaskirche verweltlicht werden. Kostenpunkt: mindestens 400 000 Mark. So geht es weiter, Seite für Seite. Not kennt eben kein Gebot und nicht einmal das der Sparsamkeit.

Alle diese süddeutschen Subventionsarien sind aber noch bel canto gegen das, was sich Preußen leistet. Preußen will vom Reich nicht nur Geld haben, sondern es will bei der Gelegenheit auch mal der Welt sagen, wie die Sache steht. Die Sache steht nämlich so:

> Der Machtspruch von Versailles hat deutsches Land im Norden, Osten und Westen in brutalster Weise verstümmelt, er hat wirtschaftliche und räumliche Zusammenhänge schonungslos auseinandergerissen.
>
> Die Besatzung ist „kaum etwas andres, als eine neue Form staatspolitischer Entrechtung, eine unerträgliche Gewaltherr-

schaft mit entsprechenden Gewaltmethoden. Und das im zwanzigsten Jahrhundert in einem Lande, das auf eine mehr als zweitausendjährige hochentwickelte Kultur blicken kann".

Nach diesen Kostproben werden Sie sicherlich wissen wollen, wie Preußen über das Siebenhundertmillionengeschenk an die Schwerindustrie denkt. Auch darüber erfahren Sie alles Nähere:

> Im Verhältnis zu dem erwachsenen Schaden konnten die im Anschluß an den Rhein-Ruhr-Kampf überwiesenen Millionen keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg haben, als die finanzielle Möglichkeit der Wiederankurbelung der von allen Mitteln entblößten Wirtschaftsbetriebe zu geben.

Ja, wie wars denn damals? fragt man baß erstaunt. Und schon antwortet die Stimme Preußens:

> Wer glaubt es heute noch, daß kein Hüttenschlot mehr rauchte und kein Knappe in die Tiefe fuhr! Und doch wird der Geschichtsschreiber dereinst jenen gigantischen Kampf ohne Waffen als das herrlichste Kapitel deutscher Geschichte preisen, jenen Kampf, in dem die rheinisch-westfälische Bevölkerung mit beispiellosem Heldenmut den von einer in Waffen starrenden Macht auf die deutsche Einheit gerichteten Angriff durch einheitlichen Abwehrwillen zunichte gemacht hat.

Nach dieser historischen Einleitung kann man sich ungefähr denken, was Preußen über die „besatzungspolitischen Belange" der Rheinprovinz im einzelnen zu sagen hat. Aber alles kann man sich nicht denken. Bisher durfte man annehmen, daß die Besetzung des Rheinlandes zwar außerordentlich drückend ist, daß aber die Besatzungstruppen doch eine ganze Menge Geld im Lande lassen, das sonst als Teil der Reparationszahlungen ins Ausland gegangen wäre. Diese Annahme ist falsch. Aus der preußischen Denkschrift erfahren wir, daß eine der Ursachen für den wirtschaftlichen Niedergang „in der durch den Versailler Vertrag dekretierten Entmilitarisierung der Rheinlande" liegt. Potztausend! Offenbar haben früher die preußischen Muschkoten mit ihren 22 Pfennig pro Tag in Koblenz ununterbrochen Sekt getrunken.

Der Verfasser aller dieser Erleuchtungen ist nicht, wie man vermuten könnte, ein völkischer Regierungsassessor, sondern ist immerhin der Oberpräsident der Rheinprovinz. Und, was schlimmer ist, das „Land Preußen", also die preußische Regierung, an deren Spitze, wenn wir uns recht erinnern, der sozialdemokratische Ministerpräsident Otto Braun und der sozialdemokratische Innenminister Grzesinski stehen, hat dieses Elaborat mit ihrer Firma gedeckt. Und Herr Severing hat das Meisterwerk mit den freundlichsten Empfehlungen an den Reichstag weitergeleitet. Zwar will er aus finanziellen Gründen einstweilen von der Einleitung „einer neuen großen Hilfsaktion für den Westen" absehen. Aber zugleich teilt er mit, daß die Reichsregierung in den nächsten Monaten die Vorarbeiten für ein einheitliches Hilfsprogramm fortsetzen wird. Wir dürfen demnach hoffen, daß die Städte am Rhein für den fühlbaren Mangel an Soldaten vom Reich bald entschädigt werden.

Bemerkungen

Praktiken der Hapag

Die Opposition bei der Hapag hat einen nicht geringen Sturm in der Presse ausgelöst. Die Kleinaktionäre haben Protest erhoben gegen die Herabsetzung der diesjährigen Dividende auf sieben Prozent. Sie wollen wieder acht haben, wie im vorigen Jahr. Der Hauptgrund für das Vorgehen der Opposition ist jedoch, daß die Herren schon jetzt wissen wollen, wie groß ihr Anteil an dem Dollarsegen sein soll, der durch die Freigabe des beschlagnahmten Eigentums deutscher Reedereien in den USA. der Hapag und dem Lloyd zufließt. Dies ist vom Standpunkt der Kleinaktionäre aus verständlich. Wie kommen sie dazu, den ganzen Raub den Herren an der Spitze dieses Unternehmens zu überlassen! Sie wollen auch hier Teil haben.

Aber wie bereits bekannt, hat der Protest nicht allzuviel genützt. Der Wille der Geschäftsleitung hat sich durchgesetzt. Herr Doktor Cuno darf es sich leisten, über eine Opposition von Kleinaktionären mit verächtlichem Lächeln hinwegzugehen. Er ist stärkern Toback gewöhnt. Während seiner Amtszeit als Reichskanzler ist ein Millionenvolk bis aufs Hemd ausgeplündert worden. Und trotz aller Flüche, die damals auf ihn herunterprasselten, bleibt er weiter der Mann mit den guten Verbindungen zu Onkel Sam.

*

Nun ist da aber noch eine Gruppe von Interessenten, die nicht die Absicht hat, ruhig zuzusehen, wie Herr Cuno die amerikanischen Millionen einsteckt, ohne daß gestohlenes Geld zurückerstattet wird. Es handelt sich hier um folgendes: Die während der Kriegszeit in den amerikanischen Häfen festgehaltenen Schiffe der Hapag behielten zum großen Teil ihre Besatzungen an Bord. Das geschah nicht etwa, um den Seeleuten Brot und Lohn zu geben. Das hätten die in der Zeit der Hochkonjunktur in den USA. besser und reichlicher an Land haben können. Es wurde von den Seeleuten vielmehr gefordert, daß sie an Bord zu bleiben hätten, da jeden Tag das eine oder das andre der Schiffe als Hilfsschiff für die in den amerikanischen Gewässern operierenden deutschen Hilfskreuzer Verwendung finden konnte. Hunderte von Seeleuten waren dumm genug, ihre Pflicht darin zu sehen, dieser Forderung nachzukommen. Sie blieben auch noch an Bord, als ihnen mitgeteilt wurde, daß die Heuer zuerst um ein Drittel, später um zwei Drittel gekürzt würde. Zur Begründung erklärte die Hapag: in dieser schweren Zeit muß jeder Deutsche Opfer bringen! Das geschah im Juni 1915 und dauerte bis zur Beschlagnahme der Schiffe durch die Amerikaner im April 1917. Ein beträchtlicher Teil der Heuern der Seeleute blieb so in den Schiffen stehen. Als dann nach Kriegsende die Reedereien ihren aus der Gefangenschaft heimkehrenden Seeleuten diese einbehaltenen Heuern auszuzahlen verpflichtet waren, da war es die Hapag, die sich als einzige Großreederei dagegen zur Wehr setzte. Wohl verstanden, sie wehrte sich auch noch, als die Regierung bereits die großen Entschädigungssummen für beschlagnahmte Schiffe ausgezahlt hatte. Mit der Bemerkung: erst müßten sämtliche Abrechnungspapiere aus den USA. zurück sein — wurden die geschädigten Seeleute von einem Jahr zum andern vertröstet. Als sich dann herausstellte, daß überhaupt keine Abrechnungspapiere mehr vorhanden waren — das war 1924 — ließ die Hapag-Direktion vor Gericht erklären: „Die Ansprüche der Seeleute auf ihre verdienten Heuern sind verjährt! Übrigens hat uns der Amerikaner nichts für unsre Schiffe bezahlt, folglich haben wir nicht nötig, den See-

leuten die auf diesen Schiffen erarbeiteten Heuern zu zahlen!"

Jetzt zahlt aber der Amerikaner, und es liegt nun an Herrn Cuno, zu erklären, ob der von seiner Reederei an den Seeleuten begangene Beutezug wieder gut gemacht werden soll.

Die Antwort dürfte nicht nur an der Wasserkante interessieren.

Petrel

Der Dichter und der Führer

In seinem Aufsatz „Pazifistische Kriegspropaganda" (Nr. 14) ist Karl Hugo Sclutius wirksam dem verbreiteten Irrtum entgegengetreten, daß ein Buch, in dem der Krieg schonungslos geschildert wird, schon ein Anti-Kriegsbuch sei. Remarques „Im Westen nichts Neues" und Renns „Krieg" sind keine Anti-Kriegsbücher, weil sie keine Tendenz enthalten. Wozu Tendenz? wird man — heute, wo der „Dokumentenfimmel" grassiert — sogleich entgegenhalten: Dies Buch schildert den Krieg, wie er ist; ohne die Beschönigungen der Marsch, marsch, hurra-Literatur von 1914. Und wenn eine solche ungeschminkte Schilderung nicht als pazifistische Polemik wirkt, was ist dann überhaupt gegen den Krieg zu sagen?

Wer so spricht, vergißt, daß der Kulturmensch des zwanzigsten Jahrhunderts, biologisch gesehen, ein auf Frieden dressiertes Raubtier ist; daß der Zähmungsversuch, der aus dem zottigen Urmenschen mit der Keule in der Pranke das zarthäutige Wesen von heute gemacht hat, noch längst nicht beendet ist. Für dies halbzahme Wesen ist das Kriegserlebnis nicht abschreckend, sondern eine Versuchung. In jedem Menschen lebt heute noch ein höchst kräftiger Antrieb, wiederzuschlagen, wenn er angegriffen wird, sich im körperlichen Wettkampf zu messen, sich an Grausamkeiten zu erfreuen. Alle diese Triebanlagen reizt der Krieg mit wirksamen Mitteln auf. Und wird der Krieg literarisch geschildert, so lechzt das Tier im Leser Blut, dies unsittliche und kulturlose Tier, das sich seine Nahrung ebenso gern aus üblen Schauergeschichten wie aus Meisterwerken der Schilderungskunst holt.

Es ist eine gedankenlose Redensart, daß jede Kunst Tendenzkunst sei. Unter den großen Künstlern aller Zeiten hat es sowohl Schilderer wie Propagandisten gegeben. Der Künstler hat das Recht und die Möglichkeit, ohne einen andern Standpunkt als den seiner ästhetischen Persönlichkeit Tatsachen zu schildern. Nur gibt es immer Themen, bei denen rein künstlerische Behandlung unerwünscht ist, weil sie andre, etwa politische Interessen durchkreuzt, die dem Wertenden wertvoller scheinen als die künstlerischen.

So liegt es für jeden Pazifisten im Falle des Themas Krieg. Hier ist der schildernde Künstler unerwünscht, weil er, was sein gutes Recht ist, mit seinem Werk Triebe zum Aufklingen bringt, die vom Standpunkt der Sittlichkeit und Vernunft unterdrückt werden sollen.

Wir fordern für dies Thema den pazifistisch propagierenden Künstler. Einen Künstler und keinen Reporter, weil unkomponierte Tatsachen sinnloses Rohmaterial sind, von dem keine Wirkung kommen kann. Einen Propagandisten, weil der rein schildernde Künstler auf diesem Gebiet Kräfte entfesselt, deren Tätigkeit den Zielen einer wichtigeren Instanz im Menschen entgegenarbeitet.

Charles Movie

Hüben und Drüben

Zeitungsmeldungen und Telegramme werden nicht nach ihrem sachlichen, objektiven Inhalt, sondern nach der Wirkung aufgemacht, die der Redakteur auf seine Leser auszuüben wünscht. In keinem Land der Welt geschieht und gelingt das in solchem Maße wie in Deutschland — und darin liegt die große Gefahr, die von den Zeitungen kommt. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer

wieder neu, wenn man auf der Suche nach bestimmten Berichten grade auf das Gegenteil stößt.

Theodor Däubler hielt kürzlich einen Vortrag im warschauer PEN-Club. Kein welterschütterndes Ereignis — allerdings, aber der Widerhall ist symptomatisch für den Geist hüben und drüben. Nirgends versteht man Dichter so zu ehren wie in Polen — auch nicht im Lande der Dichter und Denker. Und nirgends ist der Respekt vor der Kunst so groß wie dort — daß sogar der Nationalitätenhaß davor Halt macht. Als Thomas Mann vor zwei Jahren in Warschau war, wurde er mit einem Pomp aufgenommen, zu dem sich Berlin nur beim Besuch des Afghanen-Ullahs aufgerafft hat. (Zum Vortrag des weit über Polens Grenzen berühmten Professors Zielinski im deutschen PEN-Club vor etwa einem Jahr wurde die dritte und vierte Berichterstatter-Garnitur entsandt. Erst beim anschließenden Festessen fanden sich einige erste Gespanne ein.) Und Däubler fand eine Aufnahme, die ihm zum hundertsten Geburtstag in seiner Heimat nicht zuteil werden wird. Nicht nur, daß zu seinem Vortrag über Griechenland sich alles eingefunden hat, was Rang und Namen in der Literatur und Journalistik besitzt — er wurde vom Dichter Kaden-Bandrowski in deutscher Sprache begrüßt, die literarischen Zeitschriften brachten einen Gruß in deutscher Sprache, er durfte im warschauer Sender seine Gedichte in deutscher Sprache vorlesen. Das ist nichts Besonderes? Man stelle sich den Fall umgekehrt vor: ein deutscher Sender läßt einen Polen polnisch sprechen — die Folgen wären unausdenkbar und ein neuer casus belli wäre geschaffen. Hervorgehoben muß werden, daß auch die am äußersten rechten Flügel postierten Zeitungen den deutschen Dichter und seine Verdienste in höchsten Tönen gewürdigt und über den Vortrag spaltenlange Artikel gebracht haben. Die deutschen Feuilleton-Barden und Literatur-Betriebsräte sollten sich an ihren polnischen Kollegen ein Beispiel nehmen.

Und welches Echo fand in Deutschland diese Kundgebung der polnischen Intellektuellen ihres Willens zur Verständigung mit den deutschen Kollegen im Geiste — über eine verschrobene, verlogene Politik hinweg? Kaum einige sogenannte freisinnige Zeitungen brachten fünf Nonpareille-Zeilen oder ein winziges verstecktes Telegramm in einer Ecke, wo man es weder sucht noch findet. Aber jeder dumme Ausspruch Zaleskis, jede Ausschreitung unmündiger Hakenkreuzler, jede Auslassung eines Käseblättchens, das unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheint, geben den deutschen Zeitungen Veranlassung, die beste Seite und die größten Schlagzeilen in den Dienst der nachbarlichen Brunnenvergiftung zu stellen. Und der deutsche Leser, dessen Respekt vor dem Zeitungswort nur noch vom Respekt vor dem Kommandowort überboten wird, frißt alles und glaubt unverbrüchlich, daß jenseits der Grenze der Erbfeind wohnt, ein Barbarenvolk, ungewaschen und fleckig wie ein Redaktionsgewissen, dem der Dolch so locker in der Scheide sitzt wie dem erstbesten Skribifaxen die Tinte in der Füllfeder.

Johemi

Offerte aus dem bessern Kleiderhandel

Freiherrlich Rieder von Riedenau'sche Unternehmungen G. m. b. H.

Berlin-Zehlendorf-Mitte, den 26. März 1929
Machnower Chaussee, Haus Riedenau
Telefon: Zehlendorf (G4) 4753

Betrifft:
Angebot in Militärausrüstungen

Seit Auflösung des deutschen Heeres und der deutschen Flotte haben wir, soweit es unsere Kräfte zuließen, alle uns erreichbaren von Heer und Flotte unter dem Zwange der Not abgestoßenen Bestände an militärischen Ausrüstungsgegenständen aller Art aufgekauft in der Absicht, sie zu gelegener Zeit dem Deutschen Reiche wieder zur Verfügung zu stellen. Wir dürfen für uns das Verdienst in Anspruch nehmen, dadurch erreicht zu haben, daß diese wertvollen Bestände im Lande verblieben und nicht in die Hände ausländischer, vor allem uns feindlicher Stellen gelangten.

In den inzwischen verflossenen Jahren haben wir diese Bestände ständig ergänzt und vervollständigt, so daß wir zur Zeit in Deutschland die größten Läger dieser Art besitzen und in der Lage sind, vollkommene Militärausrüstungen vollendetster Art zu liefern, auch in solchen dazugehörigen Dingen, die nicht in dem anliegenden Verzeichnis aufgeführt sind.

Das anliegende Verzeichnis überreichen wir mit dem Bemerken, daß die darin angegebenen Preise von allen unsern behördlichen Abnehmern — wir sind Hauptlieferanten zahlreicher Militäranstalten, Polizeibehörden des Deutschen Reiches und seiner früheren Verbündeten sowie vaterländischer Verbände — als sehr niedrig anerkannt sind. Bei sofortiger Auftragserteilung sind wir trotzdem zu einem Nachlaß bereit, weil ein Teil der bedeutenden in den Lägern steckenden Kapitalien eine andre Verwendung erheischt.

Freiherrlich Rieder von Riedenau'sche Unternehmungen G. m. b. H.
Arnold Freiherr Rieder von Riedenau
Alleiniger Vorstand und Inhaber

Patriotischer Baedecker

Die Deutschen haben Paris zu oft erobert, um Ehrfurcht vor dieser Stadt zu haben, während Berlin von den Franzosen nicht öfter erobert worden ist als Moskau.

Deutsches Volkstum, Hamburg

Propaganda

In Frankfurt am Main ist eine Kirche im Bau, die Frauenfriedenskirche. Ich will sie nicht erst beschreiben, nur soviel: wenn sie abends im Dunkeln liegt, wird es auf ihrem Dach lebendig: ein Kreuz, apart mit Glühbirnen besetzt, strahlt in die Nacht . . .

Katholische Lichtreklame!

Aber auch die Protestanten lassen sich nicht lumpen. In dem erzgebirgischen Dorf Schellerhau liest man auf einem Schild unweit der Kirche:

> Sportler halt! Gewinne Kraft auch für den innern Menschen! Hier ist Sonntags Gottesdienst. Dauer: eine Stunde. Kirche geheizt.

Auf Skiern in den Himmel! Herrliche Aussicht!

Gattamelata

Liebe Weltbühne!

In den Tagen der münchner Räterepublik sah ich Leonhard Frank zum ersten Mal.

Schillerkragen, offne Brust, wilder Blick.

Seine Proklamation: Der Mensch ist gut! hielt die Revolutionsliteraten in Atem.

Na also gewiß doch, der Mensch ist gut! dachte ich — aber Zeit lassen, Zeit lassen!

Zwölf Jahre später in der Hauptstadt der freien deutschen Republik sah ich Leonhard Frank zum zweiten Mal. In einer vornehmen Abfütterungsstätte wurde er mir gezeigt. Sein Auto stand draußen — ein ordentlicher Wagen.

Eben wurde dem Dichter eine neue Platte gereicht.

Da sagte jemand neben mir: „Der Mensch ißt gut!"

Peter Scher

Antworten

P. R., Berlin. Wir wollen versuchen, die vielen Fragen, die sich Ihnen bei der Lektüre des Abschnitts aus Karl Plättners „Eros im Zuchthaus" (in Nummer 11) ergeben haben, kurz zu beantworten. Plättner wünscht zur Beseitigung der Sexualnot kein Gefangenenbordell, sondern er plädiert dafür, daß es den Gefangenen möglich gemacht werden soll, den unbeaufsichtigten Besuch ihrer Frauen oder Freundinnen zu empfangen. In Plättners Buch werden Sie lesen, daß diese Besuche bisher nur ganz ausnahmsweise ohne Beisein eines Beamten stattfinden dürfen. Nach der Lektüre des Buches wird nicht mehr Ihre Meinung sein, was Sie uns schreiben: „Es wird unsern Gefangenen nichts übrig bleiben als den Verzicht auf die Frau mit andern Verzichten, die die Freiheitsstrafe nun einmal mit sich bringt, hinzunehmen", denn Sie werden erfahren, daß diese Sexualabstinenz etwas andres ist als der Entzug von Theaterbesuchen und Waldspaziergängen, daß sie den Menschen zermürbt, erniedrigt, zur Verzweiflung treibt. Und auch der naheliegende Vergleich mit Seefahrern und Nordpolforschern, die „die Sexualnot freiwillig in Kauf nehmen", stimmt nicht. Die Sexualsituation darf nicht isoliert, sondern muß in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtzustand des Menschen betrachtet werden: wer beruflich tätig ist, ein Ziel vor Augen hat, unter Anspannung aller Energien für eine wichtige Sache arbeiten darf, hat viel weniger unter dem Frauenmangel zu leiden als einer, der gefangen, müßigen Gedanken überlassen, ohne Ziel und ohne eine ihn fesselnde Arbeit in der Zelle sitzt.

Doktor Klaus Berger. Sie schreiben: „Zum ersten Mal ist seit dem vergangnen Jahr ein berliner Museum versuchsweise in den Abendstunden geöffnet: die kunstgewerblichen Sammlungen im Schloß. Mit dieser Maßnahme hatte der neuernannte Generaldirektor der preußischen Museen seine vielversprechende Tätigkeit begonnen. Der Besuch soll nicht so stark gewesen sein, wie man erwartet hatte, ja sogar recht schwach. Was schließt daraus der preußische Kultusminister? Es ist kein Bedürfnis vorhanden, die Museen abends offen zu halten — so führte er bei der Begründung des Kulturetats im Landtag aus —, wenn eine Sammlung, die am Tage so viele Besucher aufweist, am Abend verwaist ist. Solche unrentablen Unternehmungen kann sich unser Staat mit seinen winzigen Kulturausgaben nicht erlauben. Folglich: wird das Schloßmuseum abends nicht mehr geöffnet sein. Falsch geschlossen! Wenn die Kunstgewerbe-Sammlungen tagsüber soviel Zuspruch finden, muß man sich mal diese Besucher ansehn und ihre Bedürfnisse. Das sind überwiegend Provinzler (unter der Devise: Jeder einmal in Berlin), die kümmern sich meist gar nicht so sehr um die schönen kunstgewerblichen Stücke in den Glasvitrinen, sondern die wollen den verbliebenen Glanz der Residenzstadt sehen, wollen die Räume begaffen, wo einst Wilhelm und Fridericus gewohnt haben. Obgleich die eigentlichen Wohnräume von den Schauräumen abgeteilt sind, wird hier bei den Führungen doch immer vom Kronsaal, Audienzsaal und so weiter gesprochen, da spitzen sich die Ohren, das hält die Leute mehr in Bann als die kostbarste Vase. Kunstgewerbe ist nun einmal nicht mehr lebendig, es hat in unserm industriellen Zeitalter etwas Verstaubtes an sich und wird weder am Tage noch am Abend „um seiner selbst willen" von größern Massen begehrt. Was unsre Berliner, unsre Arbeiter und Werktätigen am meisten noch von der Kunst interessiert, ist das Lebendige, sind Werke aus unsern Tagen. Für den, der in der praktischen Arbeit der Volksbildung steht, ist das eine Selbstverständlichkeit. Der Andrang zur

van Gogh-Ausstellung hat das deutlich gemacht. Hier bekunden Zahlen nicht nur die Quantität, sondern auch Qualität und Intensität des Interesses. Wenn es der Kunstverwaltung ernst mit der Bemühung ist, Kunstwerke weitern Kreisen zugänglich zu machen, dann möge man das Schloßmuseum abends ruhig schließen, dafür aber das ehemalige Kronprinzenpalais, die moderne Galerie öffnen. Hier kann man des Erfolges ziemlich sicher sein. Vorbedingung ist allerdings, daß die hohe Eintrittsgebühr von fünfzig Pfennigen fällt. Im äußersten Fall dürfte man eine Sperrgebühr von zehn Pfennig etwa nehmen, damit das Gros der nur Neugierigen fernbleibt. Auch finanziell dürfte sich ein gefülltes Museum mit zehn Pfennig mehr rentieren als ein leeres mit fünfzig Pfennig. In Hamburg übrigens ist die Kunsthalle bis in die späten Nachmittagsstunden, zweimal sogar noch abends, und zwar gratis, geöffnet. Und niemand hat sie deshalb noch mit einem Asyl für Obdachlose verwechselt. Ähnliches gilt übrigens für die erfreulich zahlreichen Sonderausstellungen der letzten Zeit. Warum wurde die Sammlung russischer Ikone schon um 5 Uhr geschlossen? Warum kostete die chinesische Ausstellung in der staatlichen Akademie zwei Mark und der unentbehrliche Katalog drei Mark, zusammen also fünf Mark? Wohin rollt die Kunstpolitik?" Und nicht nur das Kronprinzenpalais, das, wie uns scheint, insofern kein sichres Mittel zur Geschmacksbildung ist, als da neben wundervollen Stücken Säle voller Scheußlichkeiten hängen und auch viele gute Maler durch drittklassige Arbeiten repräsentiert sind, sollte abends zugänglich sein, sondern ebenso die Herrlichkeiten des Kaiser-Friedrich-Museums und die aufregenden Schätze unsrer großen altägyptischen Sammlungen. Es wäre dies der wichtigste Schritt zu einer neuen Kunsterziehung, und es wäre damit zu erreichen, daß aus den verwaisten Tummelplätzen hagerer Kopistinnen Stätten lebendiger Anregung und Freude würden.

Düsseldorfer. Sie schreiben: „Der Rheinlandsender hat Ernst Toller über die geistigen Strömungen im heutigen deutschen Drama sprechen lassen. Jetzt toben die ‚Düsseldorfer Nachrichten' dagegen, daß ‚einem vorbestraften Kommunisten Gelegenheit gegeben wird, im Rundfunk zu deutschen Bürgern zu sprechen!' Besonders bösartig ist, daß diese Denunziation aufgemacht wird als Zuschrift ‚im Namen vieler Hörer des Langenberger Senders'. Wir werden darauf halten, daß dies Obskurantentum nicht Macht gewinnt über den Rheinlandsender." Gut so. Wo ein deutscher Sender auf ein anständiges zeitgemäßes Programm hält, muß aufgepaßt werden, daß nicht irgend ein Spießerrandal alles wieder verdirbt.

Kurt Hiller. Ich berichtige gern, daß Ihre in Nummer 13 der ‚Weltbühne' erschienene Rede „Was eint uns?" vor revolutionären Sozialisten gehalten worden ist. Durch einen Irrtum sind damals aus den „Sozialisten" „Pazifisten" geworden. Was hiermit richtiggestellt sei.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 10. April spricht Hans Janke über „Modernen Strafvollzug" und am 17. Dr. Lothar Wolf über „Beobachtungen eines Arztes in Sowjet-Rußland".

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich Mittwoch, den 17. April, abends 8 Uhr im Stadtcafé, Postplatz, I. Etage. Frau Martha Freund-Hoppe spricht über den Stand der Friedensbewegung. Regelmäßige Zusammenkunft jeden dritten Mittwoch im Monat.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Traurige Hochzeit von Carl v. Ossietzky

Zentrum und Sozialdemokratie haben sich jetzt endlich gekriegt. Sie sind jetzt sozusagen legal getraut. Wenn sie bisher nicht zusammengekommen sind, so lag das weniger an den bösen Menschen, die ihnen das Glück nicht gönnten, als vielmehr an ihnen selbst. Sie wollten absolut nicht. Sie haben sich, von den Verbalinjurien abgesehen, gerauft und gebissen. Denn sie wollten nicht. Jetzt, wo sie sich wund und lahm geprügelt haben, und sich nicht mehr wehren können, lassen sie alles mit sich geschehen, und mit mäßiger Freude aller Erschienenen nur wird Beilager gefeiert. Die Braut hat ein verpflastertes Auge, der Bräutigam ist ramponiert und unlustig. Traurige Hochzeit.

Die Demokraten, die diese Ehe vornehmlich angestiftet haben, sind nicht nur um den Kuppelpelz betrogen, sondern dürfen noch dazu, durch Hergabe des Justizministeriums, einen Teil der Mitgift beisteuern. Leider muß in der Politik nur selten für eine Dummheit so prompt bezahlt werden.

Man kann sich nach dieser Vorgeschichte leicht den weitern Ablauf vorstellen. Nur die völlige Teilnahmslosigkeit der Öffentlichkeit sichert der Regierung der Großen Koalition eine Atempause von vielleicht einigen Monaten. Bereits im vorigen Sommer war alles Für und Wider so klar wie jetzt. Diese acht Monate waren ein Feldzug gegen die Nerven der politisch Interessierten, ein Feldzug mit Ermattungsstrategie, der für den demokratischen Parlamentarismus siegreich ausgegangen ist. Heute kümmert sich niemand mehr um den Reichstag.

Die Erledigung der Panzerkreuzerfrage ist keine. Der taktische Dreh, daß die sozialistischen Minister so stimmen dürfen und die Fraktion wieder andersrum und daß für keine Seite daraus Folgen erwachsen, ist ein Musterbeispiel für die alters berüchtigte deutsche Libertät und kommt einer Flucht in die Anarchie gleich. Eine klägliche Konstruktion, die alle Beteiligten blamiert und nur Minister Groener zum Herrn der Situation macht. Denn der Herr Kriegsminister mußte seinen Panzerkreuzer haben. Das hing über den republikanischen Parteien wie ein unabwendbares Fatum. Da war nichts zu machen. Zwar dachte man auch in den Mittelparteien über den Wert der neuen Flottenpläne nicht ganz so wichtig, wie man redete. Der Weg zur Koalition hätte über den Kriegsminister führen müssen, der sich weigerte, sein Bauprogramm zu kassieren oder wenigstens zurückzustellen. Um Herrn Groener nicht zu kränken, spielte man lieber Dauerkrise. Man riskierte Putschgefahr, Diktatur, Bürgerkrieg. Macht nichts. Herr Groener mußte seinen Kreuzer haben. Die Demokratie ist geschwächt, das Wehrministerium stark wie noch nie.

Wäre Herr Hermann Müller ein Führer und nicht ein übervorsichtiger Fraktionsonkel, der die Welt voll von Porzellanschränken sieht und nur die nicht, die er im Vorübergehen eindrückt — er hätte schon vor einem halben Jahr den Reichstag aufgelöst. Wenn auch die Sozialdemokratie in der Panzerkreuzeraffäre durch das erste eilfertige Ja ihrer Minister etwas kompromittiert war, so hatte sie im weitern Verlauf doch einen ganz gewaltigen Trumpf in der Hand. Das war die Unmöglichkeit der Mittelparteien, ihre jämmerlichen Parlamentskabalen in öffentlichen Versammlungen zu erklären. Wie hätten Scholz und Stegerwald dieses zwei Mal täglich wechselnde Quodlibet von Intrigen und Rankünen ihren Wählern erklären, wie hätte sie diese zahllosen boshaften Attentate gegen die Arbeitsfähigkeit des Reichstags rechtfertigen sollen —? Man rufe sich doch diese tausendfältigen Verwirrungen langer Monate ins Gedächtnis, die schließlich selbst nicht einmal mehr den Journalisten, den professionellen Kennern der Parlamentsatmosphäre, verständlich waren. Und damit hätten die bürgerlichen Parteien in den Wahlkampf gehen sollen? Die Sozialdemokratie, unter dem Einfluß ihrer Minister, hat von dem schwersten ihrer Druckmittel keinen Gebrauch gemacht.

Es war also schon ein fast revolutionärer Aufschwung, daß die Fraktion sich endlich mit Dreiundneunzig gegen Neunundzwanzig gegen die zweite Rate entschied. Die Demoblätter liegen schief, wenn sie darin ein sinnloses Querulantentum sehen. Es war ein Akt der Selbsterhaltung. Das erste Anzeichen, daß nicht die Absicht besteht, sich auf dem Altar des Ministerialismus mit Haut und Haaren verbrennen zu lassen.

Doch schon am nächsten Tage war die resistente Stimmung dahin. Man stritt lang und breit über die Abstriche am Heeresetat, und als man sich müde geredet hatte, da meinte eines der weisen Häupter: „Es ist schon am besten, wir überlassen das Hindenburg und Groener . . ." Damit ging man erleichtert auseinander. Strengere Spardiktatoren wären wohl nicht zu finden gewesen.

Es gehört recht viel Phantasie dazu, diese Regierung stabil zu finden, wie das einige Zeitungen der Linken tun. Die Regierung wird stabil sein, so lange sie sich nicht bewegt. Ein Schritt aber nach rechts oder links und sie liegt. Der überaus gerissene Führer des Zentrums hat die Sachlage mit großer Deutlichkeit erkannt, indem er grade die unbeliebten Leute seiner Fraktion, die Querköpfe, die Störer, die Ehrgeizigen, die Herren von Guérard, Stegerwald und Wirth, zu Ministern machte. Jetzt hat Herr Kaas die Herrschaft allein. Niemand wird ihm mehr dreinreden. Die Männer, die ihm aus politischen oder persönlichen Gründen in die Quere kommen könnten, sind mit Auszeichnung abgeschoben. Sie sind buchstäblich matt gesetzt. Sie sind in der Regierung.

Der Marine-Etat von Lothar Persius

In dem großen Gebäude am Landwehrkanal in Berlin, das Tirpitz einst baute und auf dessen Balkon er sich während des Krieges als U-Bootsheld feiern ließ, damals, als Weddigen mit „U 9" drei britische Kreuzer zu den Fischen geschickt hatte, wurden die Pläne für den kaiserlichen Flottenbau geschmiedet: „second to none". Nach dem Fiasko bezog das Reichswehrministerium das Haus, aber es blieb noch Raum für das Marineamt der Republik, das nun abermals Pläne schmiedet für eine Flotte, die, wie Herr Groener sagte, wenigstens die Herrschaft in der Ostsee ausüben müsse. An welche Gegner er gedacht hat? In seiner Denkschrift über den Panzerschiffsbau heißt es allgemein: „baltische Staaten". Also zum Beispiel wäre das Lettland, dessen stolze Flotte aus einem im Kriege an der lettischen Küste gestrandeten deutschen Minenleger von 525 t Größe besteht, also der Größe eines bessern Spreedampfers. Wer die Denkschrift aufmerksam liest, erkennt, daß aus ihr der unbezähmbare Wille zur Schöpfung der „größern Flotte" spricht. „Deutschland ... an einem Kampf teilnehmen, wenn sich wirkliche Aussicht auf Erfolg bietet ... Deutschland wird um so eher imstande sein, sie (die Aussicht auf Erfolg) zu realisieren, je stärker es ist ... Eine ausreichende und leistungsfähige Flotte ist die notwendige Garantie des europäischen Friedens." Ganz wie Wilhelm und Tirpitz: „Risikoflotte — Versicherungsprämie". Für all das zahlt unser Volk gern alljährlich 200 Millionen. Keine Gefahr besteht, daß der Admiral Raeder ob erheblicher Abstriche Tränen vergießen wird. Er darf zufrieden sein mit seinem Werk, dem Etat, jenem Monstrum an Unübersichtlichkeit, an Verschleierungskunst.

In der Tirpitzzeit hieß es in Seeoffizierskreisen über den Marineetat: „Den versteht ja nur Capelle." Das traf zu. Der Admiral Capelle verstand es meisterhaft, seine Arbeit mit einem undurchlässigen Schleier zu umgeben. Immerhin gelang es Abgeordneten, wie Leonhart und Struve, zuweilen den Reichstag von gar zu exorbitanten Bewilligungen abzuhalten. Man denke an die Beschneidung der hohen Offizierstellen und an die Kürzung der Tafel- und Messegelder. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß damals die Spendierfreudigkeit für die Flotte lange nicht so groß war wie heute. Worte von der „gräßlichen Flotte", „ohne Kanitz keine Kähne" erinnern daran, daß sogar die rechten Parteien herzlich wenig für ein „Deutschland auf der See voran" übrig hatten, geschweige die linken Parteien, unter denen die Fortschrittliche Volkspartei in der Kritik gegen Tirpitzens „uferlose Pläne" voran marschierte. Jetzt sind es die Epigonen dieser Partei, die Demokraten, die durch den Mund ihres Führers verkünden: „Es wäre ja ein Schildbürgerstreich, wollte man die zweite Rate für das Panzerschiff nicht gutheißen." So bleibt die Sisyphusarbeit, den Marineetat auf — sagen wir milde — „ungerechtfertigte" Positionen zu prüfen, den Sozialdemokraten überlassen. Was haben sie bisher geleistet? Prägnante Antwort geben die Budgetziffern: 1924 = 104,26; 1925 = 155,1; 1926 = 198,17;

1927 = 218,8; 1928 = 210. Im nun endlich veröffentlichten Etat für 1929 liest man: „Ordentlicher Haushalt, fortdauernde Ausgaben 138 426 100, einmalige Ausgaben 62 117 900, Summe 200 544 000 Mark. Die Einnahmen betragen 2 821 300 Mark, so daß der Zuschuß sich also auf 197 722 700 Mark beläuft. Seit 1926 steht der Etat auf rund 200 Millionen Mark, dank den Bemühungen, so darf man wohl sagen, der sozialdemokratischen Berichterstatter in der Haushaltkommission, die, nebenbei bemerkt, soweit sie sich ein wenig in die verzwickte Materie hineingearbeitet haben, auf dem linken Flügel der Partei stehen. Immerhin, gar zu bescheiden wärs, sich mit dem Stehenbleiben des Etats auf 200 Millionen Mark zufrieden zu geben. Diese Summe alljährlich für unsre Flotte ausgeben zu wollen, ist unmöglich. Das kann nur auf dem Papier geschehen, nicht in der Wirklichkeit. Warum?

1913/14 opferten wir für unsre Riesenflotte, nächst der britischen die größte, 450 Millionen. Das Personal war 73 115 Köpfe stark, das Material 1,4 Millionen Tonnen. Heut haben wir 15 000 Mann und 108 000 Tonnen. Unsre heutige Zwergflotte hat ein Fünftel des Personals und ein Zehntel des Materials, und sie kostet nahezu die Hälfte der ehemaligen Kaiserlichen! Einwände, wie „es ist doch jetzt alles teurer", sollen berücksichtigt werden, nicht aber zum Beispiel der Einwand, „jetzt dienen Söldner". In der Marine bestand der Stamm der Leute stets aus Söldnern, Zwölfjährigen. Und Offiziere pflegen gemeinhin „Söldner" zu sein. Weiter: Seit 1920 bleiben Personal und Material zufolge des versailler Diktats gleich. Warum verdoppelte sich der Etat? Weil von 1920 bis 1926 die zügelnde Hand fehlte. Die frühere Nachlässigkeit des Reichstags sollte nun wettgemacht werden. Wie, wo kann gespart werden?

Voran stehen als Objekte, die für die Einsparung ins Auge gefaßt werden müßten: der überspitzte Offizierskegel und jede schiffbauliche Arbeit. In der „Übersicht der Haushaltsstärke des Marinepersonals und der Pferde" heißt es: „Vorhanden sind: 691 Seeoffiziere, 170 Ingenieur- und 98 Sanitätsoffiziere, sowie ... 253 Pferde. Ferner 228 Deckoffiziere, 3794 Unteroffiziere und 9933 Mannschaften". Auf einen Offizier kommen also 10 Matrosen oder Heizer, auf einen Deck- oder Unteroffizier kommen 2,4 Mannschaften. Das ist eine bewundernswerte Leistung! Wir litten schon in der kaiserlichen Flotte keinen Mangel an Offizieren. Immerhin befehligte damals ein Offizier 33,3 Mann. (1914 = 73 115 — 2197 Seeoffiziere.) Nehmen wir die französische Flotte von heut, die bekannt für ihren Überfluß an Offizieren ist, so finden sich 55 000 Mann, darunter 10 200 Deck- und Unteroffiziere und 2112 Offiziere. Ein Offizier kommandiert also 26 Mannschaften. Endlich: wir bezahlen 12 Admiralen (1 Admiral, 3 Vize- und 8 Kontre-) sowie 1 Ingenieur- und 1 Sanitätsadmiral ihre Gehälter. Für 6 Panzerschiffchen und 6 Kreuzerchen ist das allerhand, ein Unikum auf der ganzen Welt. Als unsre Flotte Anfang der achtziger Jahre mehr als die doppelte Größe der heutigen hatte, gab es nur 5 Admirale und insgesamt 386 Offiziere. Fabel-

haft erfinderisch ist die Marineleitung im Aufspüren von allerhand möglichen, besser unmöglichen Landstellungen. Da finden sich jetzt „Dienststellen der Marineleitung" in Königsberg, Lübeck etcetera, Kommandanturen in Pillau, Swinemünde, auf Borkum und andre. Dergleichen war in der Flotte Wilhelms unbekannt. Zum Zeitvertreib für die Herren Offiziere werden im Etat neben Autos und Pferden zum ersten Mal Mittel „zur Beschaffung von 3 Schärenkreuzern und 20 Einhandjollen" gefordert, also Luxussegeljachten und Segelboote. Wer nicht glaubt, daß Zynismus sich soweit austobt in unsrer Zeit, da zwei Millionen Wohnungen fehlen, lese nach: Seite 239.

Am höchsten bezahlt das deutsche Volk den Bau seiner Kriegsschiffe. Der Voranschlag des Panzerschiffs „Preußen" — 10 000 Tonnen — lautet auf 80 Millionen. Wir wollen uns glücklich schätzen, wenn die Baukosten nicht 100 überschreiten. Die englischen 10 000 Tonnenkreuzer („Kent" und andre) kosten 39 Millionen Mark, die 10 000 Tonnen großen amerikanischen 71,4 Millionen Mark. Noch teurer als der Panzerschiffsbau kommt uns im Verhältnis zum Ausland der Bau unsrer kleinen Kreuzer und Torpedoboote zu stehen. Wo sollten in diesem „Notjahr" Streichungen vorgenommen werden, wo könnte es geschehen, ohne daß „die Schlagkraft" unsrer Flotte wesentlich gelähmt würde? Für die zweite Rate von „Preußen" werden verlangt: „13,22 Millionen". (Bau = 9,8; Artillerie = 3,4; Torpedoarmierung = 20 000.) Man streiche ein Drittel, ergibt rund 4,4 Millionen. Ebenso streiche man ein Drittel der Schlußrate der „Köln" und von „E", macht 16 Millionen. Ferner streiche man ein Drittel der Schlußrate beim Torpedobootsbau, dann den Bau des Tenders „Drache", den des Tankschiffs und vor allem den der zwei Fischereischutzfahrzeuge. Insgesamt würden sich hier mindestens 5 Millionen einsparen lassen. In der wilhelminischen Flotte genügte stets ein Fischereischutzfahrzeug. Wir besitzen jetzt den erst 1919 von Stapel gelaufenen „Zieten", der 1923 bis 24 umgebaut worden ist. Ähnlich kann unbedenklich bei zahllosen andren Forderungen ein erheblicher Prozentsatz gestrichen werden. Besonderer Beachtung wird empfohlen diese Position: „Grundüberholung und Modernisierung der Artilleriewaffen des Linienschiffs „Hannover", voller Bedarf 840 000 Mark, sowie „Einbau einer Torpedoarmierung auf dem Linienschiff „Hannover" = 220 000 Mark. Im — amtlichen — Flottentaschenbuch heißt es unter „Hannover": „umgebaut 1919—1921, als Flaggschiff eingerichtet, die Torpedorohre entfernt." Herr Groener hat im Reichstag bei Begründung des neuen Panzerschiffbaus gesagt, die alten Schiffe, wie „Hannover", dürften nicht mehr modernisiert werden, das sei Geldvergeudung, die morschen Kästen könnten ja doch nicht mehr lange die hohe See befahren. Nun wird dennoch — zum zweiten Mal! — eine Modernisierung vorgenommen und obendrein eine Torpedoarmierung wieder eingebaut. Schwimmen wir im Geld, haben unsre Werften nichts andres zu tun als Armierungen herauszureißen und dann wieder einzubauen?

Attentat auf die Rote Hilfe von Kurt Hiller

Das Bild, das heute die deutsche Linke bietet, ähnelt verdammt dem Bilde, das die italienische Linke bot, kurz ehe Mussolini den Marsch nach Rom antrat. Zerrissenheit; ein wüstes Gemenge von Parteien, Absplitterungen, Grüppchen; die Richtungen in erbitterterer Gegnerschaft zueinander als gegen den gemeinsamen Feind. Italiens Linke hat es dem Fascismus leicht gemacht; hat die deutsche ihn in Deutschland noch nicht heraufbeschworen, so kommt das Verdienst an diesem erfreulichen Nichteffekt allein der Rivalität zwischen unsern diversen Möchtegern-Mussolinis zu; der Anwärter auf den Diktatorposten sind einstweilen zuviele und die Qualitäten der Kandidaten durchweg matt. Vielleicht taucht morgen ein tüchtigerer oder auch nur ein suggestiverer auf — dann sehe ich schwarz für Deutschland. Zumal der deutsche Fascismus weniger dekorativ, dafür um so klobiger, verbiesterter, brutaler walten würde als der des Mittelmeervolks.

Ist das Verhängnis verhütbar, dann nur durch Zusammenfassung der roten Kräfte. Nicht notwendig gleich Vereinigung, gleich Verschmelzung; eine großzügige strategische Verständigung, unter Aufrechterhaltung der vorhandnen Organisationen, würde schon genügen. An solcher Verständigung wird an dieser Stelle, die Leser wissen das, seit einem Jahrfünft gearbeitet. Glücklicherweise nicht an dieser Stelle nur.

Im gleichen Zeitraum hat ein Kreis kluger, feinfühliger, energischer, organisatorisch hochbegabter Kommunisten, der Führerkreis der Roten Hilfe Deutschlands — Jacob Schlör mit seinen Freunden Adolf Ehlers, Willi Korbmacher, Fritz Altwein — im gleichen Sinne fruchtbar gewirkt. Die Rote Hilfe half, in diesen schweren Jahren der Justizreaktion, den proletarisch-politischen Gefangenen und ihren Angehörigen; half ihnen moralisch und materiell. Sie hat in bedeutendem Ausmaß Leid gemildert, Leid verkürzt, Freude geschaffen (besonders den unschuldigsten der Opfer: den Kindern der Gefangenen); und indem sie für dieses einleuchtend gute Werk Arbeiter und Arbeiterfreunde weit über die Grenzen der Kommunistischen Partei hinaus gewann, arbeitete sie — unwillkürlich, aber bewußt — für die Verständigung, für die Kräfteballung, auf die es ankommt. Wie sehr, zumindest dem Zahlenergebnis nach, die indirekte Methode dieser Praktiker unsern allzu unmittelbaren Ideologenbemühungen überlegen ist, zeigt sich, wenn man erfährt, daß es Schlör und den Seinen gelang, die Rote Hilfe Deutschlands, die 1925, auf ihrem ersten Reichskongreß, gegen 50 000 Mitglieder zählte, zu einer Organisation von 185 000 Personen, darunter fast 100 000 Nichtkommunisten, zu entwickeln. Die Jahresgesamteinnahme betrug zuletzt rund eine Million Mark; und da Schlör nur mit etwa 60 Angestellten im ganzen Reich arbeitete, so sprang aus diesem Apparat wirklich etwas heraus — für das Proletariat, für die Bewegung. Die Ausgaben für Unterstützung (Familien- und Gefangenenpflege, Rechtsschutz, Kinderheime, Emigration,

Patenschaften etcetera) betrugen im Jahre 1927 677 000 Mark, im Jahre 1928, dem Jahre der Amnestie, 572 000 Mark. Alles aus eigner Kraft, ohne Zuschüsse von draußen. Die Rote Hilfe war wirklich das Gegenteil jener von Tucholsky beschriebenen, in diesem Lande so verbreiteten Maschine, die mit dem Holz geheizt wird, das sie zersägt.

Hier wurde produziert: nicht das säuerliche Präparat bürgerlicher „Wohltätigkeit", sondern das schmackhafte Brot der Klassensolidarität; humanitär handeln und revolutionär handeln war hier eins. Organisierte handgreifliche Hilfe für die Opfer des Klassenkampfs mußte Vertrauen, Hoffnung, Mut einflößen — den Opfern und denen, die es morgen werden können. Die Kommunistische Partei hat ihren Erfolg bei den Maiwahlen nicht zuletzt der Roten Hilfe zu verdanken (selbstverständlich war für Schlör, übrigens einen vorzüglichen Debatter, kein Reichstagssitz frei).

Als, durch die Amnestie, eine Entlastung des Unterstützungsressorts eintrat, wandte sich die Rote Hilfe, im wohlverstandenen Interesse der Volkskreise, für die sie da ist, der Bekämpfung des Strafgesetzentwurfs zu. Man hört in Deutschland, auch links, nicht viel von Vorstößen gegen diese skandalöseste aller Schund- und Schmutzschriften, deren Dichter zum Lohn Reichsgerichtspräsident wurde. Eine winzige Zahl isolierter Intellektueller rührte sich; die Verwalter der Massenorganisationen blieben stumpf. Umso bemerkenswerter, daß die Rote Hilfe hier initiatorisch wurde; mit dem Ziel, die bitter notwendige Aufklärung über das drohende Unheil ins Volk zu tragen und den Widerstand des Volks in allen Städten zu wecken, stellten die Schlör und Ehlers einen Kampfausschuß zusammen, sehr geschickt aus Kennern und Könnern des kommunistischen, des freisozialistischen, des linkssozialdemokratischen Lagers (der Präsident sogar ein radikaler Liberaler: Alfred Apfel), und begannen mit Versammlungen, einer Pressekorrespondenz, Organisierung örtlicher Kampfausschüsse. Eine Kampagne größten Stils bereitete sich vor, allen Widersachern des Bumketums lachte das Herz im Leibe — da geschieht, was nur der Gott der Dummheit oder der Teufel geschehen lassen konnte: die Bureaukratie der KPD. zwingt mittels der unter schärfsten Druck gestellten kommunistischen „Fraktion" im Zentralvorstand der Roten Hilfe diesen, Schlör von seinem Posten abzuberufen; ihn Knall und Fall rauszuschmeißen; mit ihm die drei Mitarbeiter und Gefährten, die dem Druck nicht gewichen waren, sondern den Mut gehabt hatten, in der „Fraktions"sitzung gegen Schlörs Abberufung zu stimmen.

Was war geschehen? Schlör hatte sich geweigert, drei bewährte Funktionäre im Lande zu entlassen. Man wünschte deren Entlassung, weil sie, „rechter Abweichungen" wegen, aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen worden waren. Schlör erklärte: daß der Parteistunk die Rote Hilfe als ausgesprochen überparteiliche Organisation des Proletariats nichts angehe und daß ihr Generalsekretär pflichtwidrig handeln

würde, wenn er Funktionäre der Roten Hilfe entließe, die wertvolle Arbeit für die Rote Hilfe geleistet haben und voraussichtlich weiter leisten werden.

Ein Mann von Charakter mußte selbstverständlich so handeln; nur ist es nicht selbstverständlich, daß Einer Charakter hat. In der Kommunistischen Partei ist es, leider, so wenig selbstverständlich wie in den Parteien rechts von ihr. Daß Schlör charaktervoll handelte, brach ihm das Genick. Seit seiner Weigerung, auf Kosten des kameradschaftlichen Anstands und entgegen den sachlichen Kampfnotwendigkeiten den ultralinken Engschädeln gefällig zu sein, die im Parteikreis heut Generalprobe der Diktatur auf eine Art üben, daß man sich schüttelt bei dem Gedanken, von diesen Mimen exekutiert einst in größerm Bereich die Premiere zu erleben, . . . seit seiner Weigerung galt Schlör als „rechts" und gefährlich. Moskau wurde gegen ihn gehetzt und suchte ihn lautlos nach Amerika abzuschieben. Er tat nicht mit; freiwillig verläßt kein fruchtbar Wirkender sein Werk. Die Präsidentin der Internationalen Roten Hilfe, Clara Zetkin, griff mit einem klugen, klaren, warmen Briefe zu seinen Gunsten, das heißt zugunsten der Bewegung, ein — vergebens; auch diese hervorragende Genossin ist nur noch Requisit, nicht Autorität mehr. Schlör, Mitglied der KPD seit ihrer Gründung, einer der erprobtesten, begabtesten, charakterstärksten und sogar erfolgreichsten Proletarkämpfer, welcher die Basis des Kampfs zusehends verbreitert hat, fliegt auf die Straße.

Dazu wird den „Sympathisierenden", den Mitgliedern des Kuratoriums für die Kinderheime der Roten Hilfe, von Herrn Wilhelm Pieck, dem Vorsitzenden, ein Brief ins Haus geschickt („wir fühlen uns verpflichtet, ... Kenntnis zu geben"), dessen Behauptungen die kürzesten Beine haben, die Behauptungen haben können. „Die ausgeschiedenen Herren" hätten sich veranlaßt gesehen, „ihre Funktionen niederzulegen"; der Eindruck soll also erweckt werden, als wärs freiwillig geschehn! „Nichtswürdige Verleumdungen" seien es, wenn „kolportiert" werde, „die Kommunistische Partei habe die Absicht, ihre Parteipolitik in die Rote Hilfe zu tragen". Schlimmer; schlimmer! Hat doch die zurzeit herrschende Linksfraktion innerhalb der Kommunistischen Partei sogar ihre Fraktionspolitik in die Rote Hilfe getragen! Nicht der Kommunistengegner, der Kommunist mißliebiger Richtung wird hier verfemt! Piecks Brief endet mit einem, freilich sehr ungewollten, Witz. „Der Zentralvorstand und die in das Zentralsekretariat eintretenden Herren verbürgen die Wahrung der absoluten Überparteilichkeit der Roten Hilfe. Wir ersuchen deshalb, allen derartigen Gerüchten entschieden entgegenzutreten." Eben das tun wir! Dem Gerücht, Herr Pieck werde die „absolute Überparteilichkeit" der Roten Hilfe wahren, müssen wir schon deshalb aufs entschiedenste entgegentreten, weil Herr Pieck selber, am 26. Februar, in der Sitzung des Geschäftsführenden Ausschusses erklärt hat: „Die Überparteilichkeit der Roten Hilfe Deutschlands ist keine Fiktion? Nun, ich möchte wissen, wer daran glaubt, daß die Rote Hilfe

Deutschlands überparteilich ist. Wir sind keine überparteiliche Organisation!" Ohrenzeugen wären bereit, das zu beeiden.

Im übrigen, Herr Pieck, beantworten Sie uns doch die Frage: Wenn Schlör weder organisatorischer Verfehlungen halber, wie Sie zugeben, noch, wie sie uns glauben machen wollen, seiner politischen Gesinnung wegen flog — weswegen flog er? Eine klare Frage; u. A. w. g.!

Pieck muß uns Sympathisierende für große Kamele halten. Aber wir haben nie mit einer Clique, nie mit gewissen Parteiwebeln sympathisiert, sondern immer mit einer Idee. Für diese Idee: die sozialistische Revolution zur Aufhebung der Klassen, zur Beseitigung der Ausbeutung und der Kriege; Weg dahin: die proletarische Solidarisierung und Einigung — für diese Idee haben Schlör, Ehlers, Korbmacher, Altwein vorbildlich gewirkt. Intelligente Proleten, proletarische Intellektuelle — wie ihr wollt. Vor ihrer Tatkraft, ihrem Takt, ihrem Charakter schrumpfte die berühmte Antithese „Hie der Intellektuelle, hie der Arbeiter" zu jener Nichtigkeit und Farce zusammen, die sie ist. Diese Kämpfer wurden aus ihren Stellungen entfernt, aus ihrer Organisation, die sie selbst aufgebaut hatten; morgen wird man sie aus ihrer Partei verjagen. Wir Sympathisierenden wären ein verächtliches Pack, ließen wir uns die Maßregelung Schlörs und seiner Freunde — unsrer Freunde — gefallen. Es geht nicht weinerlich um Personen; es geht um eine Sache, die durch wertvolle Personen höchst zulänglich vertreten ward. Sie leidet. Wir appellieren an die paar Persönlichkeiten, die es im Spitzengremium der KPD immer noch gibt. Ich kann mir nicht denken, daß ein Willi Münzenberg auf die Dauer untätig mitansieht, wie die Zentrale seiner Partei zum Herd der Konterrevolution wird. Das wird sie, wenn sie systematisch die tauglichsten Revolutionäre verstößt. Wir fordern die Wiedereinsetzung Schlörs und der Andern. Kleine Lügner gehören auf die Straße gesetzt; nicht ehrliche Kämpfer, die obendrein noch Gehirn haben.

Der chemische Krieg von Gerhard Donath

Alle Welt spricht heute von dem chemischen und Gaskrieg der Zukunft, ohne daß bisher genauere Kenntnis über diese Kampfesart vorhanden wäre. Und daß die interessierten Stellen sich grade über diesen Punkt ausschweigen, ist kein Zufall. sondern hat sehr wichtige Gründe. Sie beruhen auf den Erfahrungen des Weltkrieges. Damals war das Gas noch nicht die entscheidende Waffe, aber es hatte doch sehr bedeutende Funktionen. Im Weltkrieg ist das Gas als Kampfmittel zuerst von den Deutschen in größerm Umfange angewandt worden. Es geschah dies aber von deutscher Seite in einem Zeitpunkt, in dem die Gasproduktion noch nicht so groß war, als daß das Gas allein hätte die Entscheidung bringen können. Im weitern Verlauf aber haben die Gegner immer stärkere Verteidigungsmittel dagegen ausgebildet. Während bei Ypern die von der deutschen Gaswelle erfaßten Franzosen und Engländer 35 Pro-

zent Gastote auf dem Platze ließen, setzte die Einführung des Gasschutzes die tödlichen Verluste der Betroffenen zunächst auf 24 Prozent herab. Die Vervollkommnung des Gasschutzes und die Steigerung der Gasdisziplin verminderte die Todesfälle der Alliierten schließlich soweit, daß durchschnittlich deutsche Gasartilleriebeschießung mit Buntkreuz nur noch 6 Prozent, mit Gelbkreuz sogar nur noch 2,5 Prozent Gastote hervorriefen.

Der deutschen Heeresleitung ist nachher von militärischer Seite der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihren Gasangriff zu früh begonnen hätte, nämlich in einer Zeit, wo die deutsche Gasproduktion noch sehr gering war, so daß sie für eine militärische Entscheidung nicht ausreichte. In der Zeit aber, wo die Produktion stark erhöht wurde, habe die Entente bereits gewisse Abwehrorganisationen geschaffen. Diese Kritik an der deutschen Heeresleitung haben sich die Generalstäbe aller imperialistischen Staaten zunutze gemacht. Sie alle gehen davon aus, daß man einerseits bereits bei Eröffnung des Krieges über eine Gasproduktion verfügen müsse, die zur Entscheidung des Krieges ausreiche; daß man andrerseits den Gegner überrennen muß, bevor er Abwehrmaßnahmen organisieren kann. Daher werden ständig Resolutionen gegen den Gaskrieg gefaßt, daher werden ständig von Militärs Artikel geschrieben, daß der Gaskrieg sehr human sei und man seine Wirkungen sehr überschätze, und daher wird gleichzeitig grade auf diesem Gebiet unablässig gerüstet. Und zwar ist es charakteristisch, daß sich alle militärischen Staaten der Welt darüber einig sind, daß der Gaskrieg nicht in erster Linie ein Krieg gegen die militärischen Formationen ist, sondern gegen die großen Städte, die Industriezentren, die für die Weiterführung des Frontkrieges entscheidend sind. Sind die Industriezentren zerstört, oder mindestens in ihrer Produktionskraft stark herabgesetzt, dann kann schon damit der Krieg an der Front entschieden sein. Im Gegensatz zum letzten Krieg sind heute die Möglichkeiten gegeben, den Gaskrieg in immer größerm Umfang ins Hinterland zu legen, da eine immer stärkere Verbindung von Gas- und Luftschiffwaffe organisiert wird.

Wie ernst von den militärischen Stellen mit Gasangriffen im Falle eines Krieges auf Stadt und Industriezentren gerechnet wird, dafür werden wir im folgenden einige sehr frappierende Belege bringen. In seinem Buche „Die Umwandlung des Krieges" schreibt der englische Oberst Fuller von einem eventuellen Luftangriff auf London:

Eine Luftflotte von 500 Flugzeugen mit je 500 zehnpfündigen Gasbomben könnte 20 000 Einwohner verwunden und durch ihr Eintreffen die ganze Stadt in Verwirrung bringen. Die Krankenhäuser werden gestürmt werden. Obdachlose werden um Hilfe schreien, und die Regierung in Westminster wird von einer Lawine des Schreckens hinweggefegt werden.

Im Jahre 1926 fand in London eine Versammlung sachverständiger Offiziere aller Waffengattungen statt. Der beauftragte Referent, Oberst Villiers-Stuart, führte aus:

Tatsächlich ist mit derartigen Luftangriffen auf London zu rechnen und, da zu einer wirksamen Zusammenarbeit mit den Zivil-

behörden von letztern Kenntnisse erforderlich sind, erscheint es ratsam, keinerlei Geheimnis aus den vorhandenen Tatsachen zu machen. Im Gegenteil besteht die zwingende Notwendigkeit, daß die Regierung anfängt, mit der Stadtbehörde Londons Verbindung aufzunehmen, sie ins Vertrauen zu ziehen und zunächst einen grundsätzlichen Plan zu entwerfen, auf dem dann später weiter aufgebaut werden kann. Feuerlösch- und Gasabwehrgeräte müssen bereitgestellt werden, Lebensmittelvorräte vor Kampfstoffeinwirkung geschützt, die sanitäre Versorgung gesichert sein. Die Lösung eines solchen Problems beruht weniger auf staatlichen Maßnahmen als in der Belehrung der Bevölkerung, wie sie selbst Leben und Besitz schützen kann. Von dieser Art passiver Verteidigung ist es dann verhältnismäßig leicht, zu einer tatkräftigen Abwehr überzugehen. Ohne Vorbereitung und Organisation kann leicht Verwirrung entstehen, die jedoch durch rechtzeitige Vorsorge vermieden oder wenigstens auf das Maß normaler Kriegsschrecken zurückgeführt werden kann.

Wir sehen hier sehr deutlich, daß in England die militärischen Stellen den Gasangriff für eine so ernste Gefahr ansehn, daß von der Regierung verlangt wird, sie solle mit der Stadtverwaltung London in Verbindung treten, um den Gasschutz der Zivilbevölkerung zu organisieren.

Man darf nun nicht etwa annehmen, daß sich diese Vorsorge auf London allein beschränke, dessen Bevölkerung schlechte Erinnerungen an die Zeppelinangriffe im Kriege hat. In den europäischen Kontinentalstaaten ist derselbe Vorgang zu konstatieren. Frankreich hat sowohl in seiner militärischen Gasvorschrift wie auch in einer besondern Dienstanweisung des Ministeriums des Innern „Instruction ministerielle concernant la protection individuelle contre les Bombardements aeriens des Populations de Villes, du personal des gares et etablissements industriels du territoire" dem Schutze der Zivilisten Rechnung zu tragen versucht.

Und ebenso ist man in Italien in der Organisierung des Gasschutzes bereits weit fortgeschritten. Der italienische Oberstleutnant Pecchio macht folgende Vorschläge über das Zusammenarbeiten der militärischen und Zivilstellen:

Eine gemischte chemische Zivilorganisation, bestehend aus Universitätsprofessoren für Chemie, Vertretern der staatlichen chemischen Institute sowie der chemischen Privatindustrie unter Vorsitz des jeweiligen Rektorats der Universität, hat sich ständig mit allen auf diesem Gebiet in Betracht kommenden wissenschaftlichen und technischen Fragen in enger Zusammenarbeit mit dem militärchemischen Dienst und Flugwesen zu beschäftigen. Besondere Abteilungen für das Studium des Gassanitätsdienstes und Wetterdienstes sind vorzusehen. Organisation und praktische Vorbereitung wird den zuständigen Munizipalämtern für ihren Bereich unter Oberaufsicht der obersten Verteidigungskommission übertragen. In den Städten sind die voraussichtlich durch Gas am meisten gefährdeten Bezirke entsprechend kenntlich zu machen. Vorbereitungen für den Bau von Gaszufluchtstätten in zweckmäßiger Verteilung sind zu treffen; für jede derartige Bezirkszufluchtstätte müssen Sicherheitsorgane zur sachgemäßen Handhabung des Kollektivschutzes und zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmt sein. Ausbildung von Entgiftungstrupps und gründliche Unterweisung der gesamten Zivilbevölkerung durch theoretischen und praktischen Unterricht sind von größter Bedeutung. Volkstümlich gehaltene Denkschriften über Luft- und Gaskrieg

sind in der Bevölkerung zu verteilen. Für den Einzelschutz der Bewohner werden je zwei Masken pro Kopf für erforderlich gehalten.

Die Anordnungen für den Mobilmachungsfall sollen durch bereits im Frieden aufgestellte, detaillierte Ausführungsbestimmungen (Alarmvorschrift und Verteilungspläne für Gasschutzgeräte, Entgiftungsmittel und Proviant) festgelegt sein. Eine sofortige Dezentralisation der Bevölkerung in großen Städten bei Beginn der Feindseligkeiten, möglichst Abschub der Greise, Kinder und Kranken auf das Land, ist ratsam. Militärische Schutz- und Abwehrmaßnahmen für Industriezentren und Hafenanlagen werden für unumgänglich notwendig erachtet.

Wir haben die militärischen Sachverständigen entscheidender imperialistischer Staaten mit aller Ausführlichkeit zitiert, um den bittern Ernst der Sache damit zu kennzeichnen, um zu zeigen, daß es sich hier nicht um Ausgeburten der Phantasie handelt, sondern um sehr reale Tatbestände. Und zwar bestehen diese als Realität nicht nur für die Siegerstaaten des letzten Krieges, sondern auch für Deutschland. Durch die gesamte Presse ist vor einiger Zeit eine Nachricht gegangen, daß man in Süddeutschland bei der Vernebelung von Industriewerken durchschlagenden Erfolg gehabt hat; man rechnet also bereits an militärischen Stellen damit, daß der Gaskrieg auch für Deutschland Realität gewinnen kann. Auf welche Weise kann dies erfolgen? Ich skizziere hier im weiteren eine Möglichkeit, die nur eine unter vielen ist. Deutschland ist durch den Versailler Vertrag entwaffnet und, solange die versailler Konstellation besteht, wird es selbst kaum in größerm Umfang aktiv militärisch bei kriegerischen Auseinandersetzungen eingreifen. Aber der Versailler Vertrag ist ja kein Vertrag für die Ewigkeit, und es kann einmal durchaus im Sinn der Ententepolitik liegen, Deutschland aus politischen Gründen gewisse Punkte des Friedensvertrags zu erleichtern, ihm gewisse Aufrüstungen zu ermöglichen. Es ist kein Geheimnis mehr, daß die Entente alle Staaten ostwärts Deutschlands in einem großen Militärbündnis gegen Sowjetrußland zu einigen sucht und die Einreihung Deutschlands in diese gemeinsame Front würde sich die Entente schon etwas kosten lassen. Der Versailler Vertrag kann an diesem Punkt leicht geändert werden, und — und dies ist in diesem Zusammenhang entscheidend — sind erst einmal die politischen Hemmnisse beseitigt, dann spielen die militärisch-technischen kaum mehr eine Rolle, denn die Zeit, die Deutschland für eine Aufrüstung braucht, ist minimal.

Hier haben sich die Verhältnisse gegenüber dem Weltkrieg stark verändert. Damals hat es noch eine geraume Zeit gebraucht, bis England, das keine allgemeine Wehrpflicht kannte, sich mit der militärischen Machtfülle, die seinen ökonomischen und industriellen Potenzen entsprach, am Krieg beteiligte. Und das Gleiche gilt von den Vereinigten Staaten bei ihrem Eintritt in den Krieg. Heute aber kann sich, und grade für Deutschland, die Zeitspanne bis zur Aufrüstung außerordentlich verkleinern. Wir sagten schon, daß die Zusammensetzung des Heeres sich geändert hat. Der Prozentsatz der militärisch Ausgebildeten hat sich stark verringert, der der

„Heimat" wird immer größer. Die Umstellung ist also hier eine weit einfachere als in jener Zeit, da noch die gesamten Kadres für die Front notwendig waren. Die Umstellung ist in Deutschland umso leichter, als man ja bei der zwölfjährigen Dienstzeit der Reichswehr genügend Elemente für eine kurzfristige Ausbildung hat.

Die deutsche chemische Industrie steht hinter der der hochkapitalistischer Staaten nicht zurück. Im Gegenteil, sie übertrifft sie vielfach. Die deutsche Luftschiffahrt braucht keinen langen Zeitraum, um sich auf den Krieg umzustellen.

Bleibt die Artillerie. Aber grade an diesem Punkt hat die deutsche Industrie schon zu Beginn des Weltkrieges gezeigt, wie schnell ihr eine Umorganisation möglich ist; noch ein Mal sei daher gesagt: wenn politisch die Aufrüstung gestattet wird, wenn Deutschland unter irgend welchen Bedingungen in eine gemeinsame Antisowjetfront eintritt, dann sind die militärisch-technischen Schwierigkeiten eine Bagatelle.

Dieser Tatbestand aber stellt die Antikriegs-Bewegung vor gigantische Aufgaben. Wie der moderne Krieg selbst sein Gesicht gewandelt hat, wie der prozentuale Anteil der einzelnen Truppengattungen sich geändert hat, wie das Verhältnis des Frontheeres zur Heimat am entscheidenden Punkt eine Umwandlung erfahren hat, so muß sich auch die Organisation der Abwehr gegen den Krieg wandeln.

Man hat in manchen Kreisen geglaubt, daß gegen den imperialistischen Krieg die Kriegsdienstverweigerung eine gute Waffe sei. Sie ist es aber angesichts der militärisch-technischen Veränderungen heute immer weniger. Solange das Frontheer im kontinuierlichen Prozeß einen immer größern Prozentsatz der gesamten Bevölkerung ausmachte, solange war die Kriegsdienstverweigerung, wenn sie im größern Umfang erfolgte, eine direkte wichtige Schmälerung der militärischen Kraft. Aber heute ist eben hierin eine Wandlung eingetreten, der Anteil des Frontheeres wird kleiner, der Anteil der zivildienstpflichtigen Bevölkerung wird größer. Daher zerrinnt natürlich ein Kampf, der sich vornehmlich auf die Waffe der Kriegsdienstverweigerung stützt. Gut, werden die militärischen Stellen sagen: wir stecken die Kriegsdienstverweigerer in die Industrie.

So ergibt sich als Konsequenz unsrer Ausführungen, daß der Kampf gegen den imperialistischen Krieg nicht in erster Reihe als Kampf gegen die militärische Führung des Krieges geführt werden kann. Es ist sinnlos, im Imperialismus für Abrüstungskonferenzen einzutreten, sie sind von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es ist ebenso sinnlos, einen Kampf gegen den Krieg isoliert zu führen. Der Kampf muß geführt werden gegen die Faktoren, die zum imperialistischen Krieg führen, die jede Abrüstung unmöglich machen.

So schlägt der Kampf gegen den imperialistischen Krieg um in einen Kampf gegen den Imperialismus selbst.

Wer steckt hinter Coty? von Simson Carasco

In drei Artikeln „Coty", die hier erschienen sind, haben wir mit allen äußern Details den Kampf geschildert, den der Parfümfabrikant François Coty mit Hilfe seines ‚Ami du Peuple' gegen die französische Presse führt, und wir haben seinen Plan, Frankreich zu „fascistisieren", auseinandergesetzt.

Die große pariser Presse hat ihren Prozeß gegen Coty verloren und wurde verurteilt, dem Parfümfabrikanten 1 Million 900 000 Francs Schadenersatz zu zahlen. Die großen Zeitungsdirektoren sind entrüstet und haben von der Regierung gefordert, sie möge einschreiten und Coty des Komplottes gegen die Sicherheit des Staates beschuldigen.

Der Kampf, den Coty in Frankreich entfacht hat, ist nur eine Episode im großen Kampf, den die riesigen Petroleumtrusts, die um die Herrschaft der Welt ringen, ausfechten. Coty: das ist ein Instrument, durch welches unter dem Deckmantel des französischen Patriotismus, eine ausländische Regierung, ausländische Potentaten der Finanz- und Geschäftswelt jene ihrer Gegner anzugreifen versuchen, die sie öffentlich nicht bekämpfen können.

Als Sir Henry Deterding, der Herr der „Royal Dutch" einsah, daß er auf das russische Petroleum verzichten müsse, schwur er, sich an den Sowjets zu rächen. Am 5. Oktober 1927 sagte einer seiner Getreuen, Herr Francis Allen, in einer öffentlichen Rede über die englisch-russischen Verbindungen: „Man kann zu Sir Henry volles Vertrauen haben. Er wird auf die jetzige englische Regierung und auf jede, die ihr folgen mag, den größtmöglichen politischen oder sonstwie gearteten Druck ausüben."

Dies ist eine klare Rede. Als Antwort auf die Drohungen des russischen Petroleums, welche die „Royal Dutch" nicht haben kann, führt sie eine doppelte Schlacht: eine auf dem internationalen politischen Boden, indem sie überall und mit allen Mitteln zum Bruch mit Sowjetrußland drängt; die zweite auf kommerziellem Gebiet, wo sie die Vorteile, die sie auf politischem Terrain erwirbt, anzuwenden sucht.

Die Resultate dieser Doppelpolitik sind bereits greifbar. Herr Teagle, Präsident der „Standard Oil of New-Jersey" hat schon Sir Henry Deterding 25 Prozent des Gewinnes am russischen Petroleum gesichert. In Frankreich hat die „Royal Dutch" durch eine ihrer Filialen, „La Petrofina française" das Monopol der Einfuhr des russischen Petroleums erlangt. Doch all dies genügt den englischen Ölmagnaten nicht; sie gehen aufs Ganze und wollen die „Standard Oil" endgültig ausschalten.

Sir Henry Deterding hat sich im wirtschaftlichen und politischen Leben Frankreichs einige Führerposten gesichert und ein paar Festungen angelegt. Seine Festungen stehen überall — sogar in der Regierung. Sein Vertreter in Paris ist Herr François-Marsal, gewesener Finanzminister, ehemaliger Präsident des Aufsichtsrats der „Banque de l'Union Parisienne" und der „Societé maritime des pétroles", der französischen

Filiale der Royal Dutch, sowie von der „Societé des pétroles Jupiter", die unter Kontrolle der „Royal Dutch" steht.

Die „Standard Oil" von Rockefeller hat sich übrigens die gleichen Vorteile gesichert. Herr Jules Cambon, Präsident der Botschafterkonferenz, ist auch der Präsident der französischen Filiale der „Standard Oil". Diese Filiale stützt sich auf die „Banque de Paris et des Pays-Bas", deren Direktor Herr Horace Finaly ist und seine „Pseudonyme" in der Politik und in der französischen Regierung sind Painlevé, Kriegsminister, und de Monzie, gewesener Finanz- und Verkehrsminister.

Dies alles scheint vielleicht mit der Frage Coty nichts zu tun zu haben. Kennt man diese sonderbare Lage in Frankreich, so kann man nicht umhin, noch sonderbarere Tatsachen zu bemerken. Herr Francois-Marsal, Strohmann der „Royal Dutch" in Frankreich, ist der Freund und Berater Cotys. Alle großen und kleinen Schützlinge der „Royal Dutch" in Frankreich sind entweder Mitarbeiter Cotys oder ihm sonstwie eng verbunden. Die Feinde Cotys aber sind alle der „Standard Oil" angehörige Leute, so vor allem der Bankier Horace Finaly.

Coty ist die französisch-englische Gruppe und wird von der „Royal Dutch" finanziert. Finaly ist die französisch-amerikanische Gruppe, die von der „Standard Oil" finanziert wird. Die beiden Gegner kämpfen für eine Sache, die außerhalb des Horizontes der breiten Masse liegt. Und sie hüten sich wohl, ihre Namen offen zu nennen und ihr Spiel offen zu spielen.

Der Plan Cotys besteht darin, alles systematisch zu bekämpfen, was Finaly angehört. Coty besitzt, dank seiner engen Beziehungen zu dem Intelligence Service, erdrückende Dokumente gegen alle großen Zeitungsdirektoren von Paris. Wollte er Enthüllungen machen, müßten einige Zeitungsdirektoren ihren Posten verlassen und manche andre verfolgt werden. Aber er will nicht! Warum? Weil viele dieser Blätter mit der „Royal Dutch" zusammenhängen. Der Kampf, der sich zwischen Coty und der Presse abspielt, wird nur zur Unterhaltung der Galerie aufgeführt. Worauf Coty durch die großen Zeitungen hindurch zielt, sind die „Messageries Hachette", von deren Aktien er anläßlich der Verhandlungen mit dem Konsortium 51 Prozent verlangte, das heißt die Mehrheit. Warum? Weil die „Messageries Hachette" unter der Kontrolle Finalys stehen.

Wir können zur Unterstützung unsrer These noch weitere Tatsachen hinzufügen:

Erstens: das öffentliche Geständnis Cotys selbst: „Großbritannien ist der Wall der westlichen Kultur. Ohne ihn fiele Frankreich und ganz Europa widerstandslos unter die germanische Herrschaft." Dies ist auch die Meinung Gustave Hervés, der in seinem Blatt ‚La Victoire', das von Coty finanziert wird, eines Tages schrieb: „Coty bereitet unter der Anführung Englands in Europa die antikommunistische Front vor."

Zweitens: Georges Valois mußte die ‚Action Française' verlassen, als Coty sie zu finanzieren begann, da Valois sich

der politischen Leitung Cotys nicht unterstellen wollte, und sich weigerte, gegen Finaly und die „Standard Oil" eine Kampagne zu führen.

Drittens: Coty hörte auf, die fascistische Zeitung ‚Le Nouveau Siècle' zu finanzieren, als diese sich weigerte, Cotys Politik zu machen und die „Standard Oil" und Finaly anzugreifen, ohne zu gleicher Zeit die „Royal Dutch" zu verfolgen.

Viertens: die Erklärung, die Coty am 1. Mai 1927 dem Schriftsteller Arthuys und Georges Valois machte und ihnen gestand, daß alle Dokumente, die er über Rußland und die kommunistische Bewegung in Europa habe, direkt vom Intelligence Service in London kämen.

Fünftens: alle Dokumente, die Coty in seinem Buch „Contre le Communisme" anführt, sind die gleichen, die in jenen englischen Zeitungen erschienen sind, die offenkundig unter der Kontrolle der „Royal Dutch" stehen und im Auftrag des Intelligence Service arbeiten.

Sechstens: die anti-sowjetistische Offensive in Frankreich, die mit der Abberufung Rakowskys im Jahre 1927 endete, begann schon, bevor noch der ‚Matin' Lärm schlug, auf Grund englischer Dokumente mit einer Pressekampagne des ‚Figaro', dem Organ Cotys.

Siebentens: Coty unterhält nicht nur enge Beziehungen mit Baldwin und Sir Austen Chamberlain, sondern auch mit dem Diehard Joynson-Hicks, dem englischen Innenminister, unter dessen Befehl Scotland Yard und der Intelligence Service stehen. Man weiß, daß es Joynson-Hicks war, der im Jahre 1927 die Bureaus der russischen Handelsdelegation in London durchsuchen ließ, um so den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Sowjetrußland zu provozieren.

Achtens: der Mann, der unter dem Pseudonym Ulysse in den Blättern Cotys die Auslandspolitik macht, ist der Graf Beaupoil de Saint-Aulaire, Administrator der „Petrofina française", einer der französischen Filialen der „Royal Dutch".

*

Coty ist Milliardär. Doch wir müssen bekräftigen, daß nicht er es ist, oder zumindest nicht er allein, der die riesigen Summen hergibt, für die beiden täglichen Ausgaben des ‚Ami du Peuple', für die ‚Messageries Coty', die den ‚Ami du Peuple' vertreiben, für den ‚Figaro' und den ‚Gaulois' und außerdem noch, um die ‚Action Française', ‚La Victoire' und ‚Le Journal des Debats' und zwanzig bis dreißig Provinzblätter zu unterstützen. Alle diese Summen kommen von zwei Quellen her, von denen die eine die „Royal Dutch" und die englische Regierung ist, welche den wahnsinnigen Ehrgeiz Cotys ausnützen, um ihr Ziel zu erreichen.

Die Politik Cotys ist die Politik Englands, die darin besteht, die Völker Europas gegeneinander zu hetzen, eine Politik, die Europa zum Ruin führt.

Wann werden Deutschland und Frankreich endlich begreifen, wer eigentlich Uneinigkeit zwischen sie sät?

Kriegsromane von Arnold Zweig

Schon seit dem Erscheinen von Renns „Krieg", das ich selber herzhaft begrüßte, und wachsend seit dem Erfolg von Remarque sehe ich die Gefahr und Komik, auf die Karl Hugo Sclutius in Nummer 14 erfreulich frisch und deutlich hinweist. Dazu habe ich in die Verdrängung des Krieges nicht das Loch und Tor gebrochen, aus dem jetzt eine frisch-fröhliche Konjunktur strömt, um, nur wenig abgewandelt, die alte Freude am Krieg als unbürgerlicher Lebensform, als Gelegenheit zum großen Abenteuer wiederzufinden, jenes Aufatmen, mit dem ich mich noch einmal werde zu beschäftigen haben. Der große Schwindel hinter dieser Empfindung täuscht alle vierzig Jahre einer unerfahrenen Generation vor, daß sie aus der verruchten bürgerlichen Zweckverflechtung, aus der Aufgefressenheit durch den unveränderbaren Stundenplan, aus der Seßhaftmachung an einer kargen Stelle gerettet werde durch den Krieg, der ihr Gelegenheit gebe, die menschliche Person nach unerhörten Seiten auszuweiten. Die neuen Kriegsbücher verschweigen, wie sehr im Krieg diese fluchwürdige und niederträchtige Form der modernen Verflechtung, des Festbindens jedes Einzelnen, die höchstmögliche Steigerung erfuhr. Seit den antiken Galeerensklaven hat es keinen Typ Menschen gegeben, der so wie der moderne Krieger bis in den Schlaf und den Tod hinein untermenschlich geknechtet war — quer durch alle Lande und alle Militarismen. Aber man muß, um dies aussprechen zu können, zunächst einmal sich die Empfindung für ein richtigeres menschliches Leben bewahrt haben, man muß in summa aus freiheitlichem Blute geboren sein, um die Schande zu empfinden, kommandiert zu werden. Alle Kriegsbücher mit Ausnahme eines Romans, „Der Streit um den Sergeanten Grischa", versagen in diesem Punkte. Darum erfreut sich auch nur mein Buch der höchsten und treffsichersten Auszeichnung, die einem Kriegsbuch heute verliehen werden kann: der tiefen, ressentimental vergifteten Gegnerschaft unserer ganzen, allerdings jammervoll minderwertigen reaktionären Publizität. Ob das die Deutsche Allgemeine Zeitung oder die Kreuzzeitung ist, die Kölnische oder die Schlesische Volkszeitung, die Süddeutschen oder andere Monatshefte oder gar das noble Deutsche Adelsblatt, welches den Verfasser des Romans einen „asiatischen Schmutzfinken" nannte und mit der größten Kindlichkeit sich dagegen verwahrte, daß „unser Krieg" von ihm gestaltet, „unsere zwei Millionen Kriegsopfer" von ihm etwa aus der Stummheit ihres Todes erlöst werden könnten — sie alle mit erhelltem Gefühl sehen, wo ihr Feind, nämlich der des Krieges als Einrichtung, sitzt.

Der Krieg als Einrichtung: eine Mitteilung an zukünftige Verfasser von Kriegsromanen. Der Krieg als Einrichtung ist ebensowenig oder ebensosehr Gegenstand eines Kunstwerks wie die Schiffahrt als Einrichtung. Joseph Conrad, dessen Briefe jüngst in England herauskamen, verwahrte sich mit dem höchsten Grade von Recht dagegen, als Verfasser von See- oder Schiffahrtsromanen abgestempelt zu werden. Ebensosehr,

schrieb er an seinen Freund, könne man Thackeray einen Verfasser von Salonromanen nennen, weil das Milieu, in dem sie sich begeben, der bürgerliche Salon des 19. Jahrhunderts sei. Der Krieg ist nichts andres als eine Form des menschlichen Lebens ganz nackt zur Ansicht gebracht. Nur wer mit so sehenden Augen Dinge des Krieges betrachtet, kann einen umfassenden und wesenhaften Abriß von ihm geben. Er kann dann die männlichen Werte, soweit sie in ihm spielen und zur Geltung kommen, gestalten, ohne ihrer Überwältigung zu erliegen: dies die Gefahr, die Sclutius meint, wenn er von „pazifistischer Kriegspropaganda" spricht.

In Wahrheit ist der Krieg ja eine vollkommen erledigte und sinnlos gewordene Lebensform. Das schließt sein gelegentliches Wiedervorkommen auch in Europa nicht aus, ebenso wie es heute noch eine Flußschiffahrt gibt, die unproduktiv, nutzlos und unrentabel ist, seit man Eisenbahnen hat. Die Menschen merken nicht, wann eine ihrer Einrichtungen leer läuft; man muß es ihnen ungeheuer deutlich machen. Dazu kommt, daß die jeweiligen Erzählungen aus Kriegen von der Entwicklung der militärischen Technik jeweils altmodisch gemacht werden, ohne daß die Eingeweihten es den Opfern solch ungewollter Kriegspropaganda mitteilen. Die armen jungen Leute, die sich im Jahre 1914 in die Maschinengewehre jagen ließen, waren Opfer von Kriegsliteratur und Schlachtendarstellungen (Liliencron, Schoenaich-Carolath, Bleibtreu, Zola) aus Zeiten, in denen es Maschinengewehre noch gar nicht gab. Und was die Teilnehmer des Krieges 70/71, des Burenkrieges oder der Chinaexpedition über die Wirkung einer einschlagenden Granate berichten konnten, war ein armseliger Dreck, wenn in der Minute achtzig Granaten auf eine ausschwärmende Kompagnie niedergingen und diese Minuten kein Ende nehmen wollten. Mit den Gefühlen von 1870 versackte Deutschlands beste Generation vor einer Wirklichkeit, auf die niemand vorbereitet sein konnte. Mit den Gefühlen von 1929 (Remarque) werden kommende Kriegsheere in eine Schlacht ziehn, in der sie plötzlich wie Fliegen, aber von innen her erwürgt, auf der Nase liegen können.

Daran wird, oh Naivität aller Antigiftgasleute, kein Bericht über die Scheußlichkeit solcher Kampfmethoden etwas ändern. Der Mensch ist ein tapferes Tier. Er hat das in einem technischen Aufstieg von 5000 Jahren über jeden Zweifel hinaus bewiesen. Die Schwere des Lebens schreckt ihn nicht. Die Scheußlichkeiten, übermenschlichen Qualen, untermenschlichen Todesarten des Krieges sind ihm kein Einwand gegen das Opfern seiner eigenen Existenz, gegen das Opfern von Millionen einzelner Existenzen. Darum lassen die Leute auf dem rechten, zurückgebliebenen Flügel der Kultur heute schon die unverschminkte Darstellung eines scheußlichen Krieges zu.

Was sie nicht zulassen und wogegen sie sich mit ihrem ganzen kleinlichen und zurückgebliebenen Gift wehren, ist die Enthüllung, daß hinter diesen Scheußlichkeiten nicht das heroische Opfer, sondern der Profit der Großgrundbesitzer,

des Industriekapitals, der Banken steht. Diese Enthüllung nämlich, da sie unanfechtbar richtig ist, muß kriegszerstörend wirken: denn der Mensch ist außerdem auch ein auf sinnvolles Handeln, auf weisere Ordnung des Lebens hinstrebendes Tier — eine Kreatur, die, wenn sie sich opfert, Ideen und Idealen dienen will und die unter keinen Umständen — sofern sie nicht vom Gruppenaffekt überwältigt ist — einwilligt, dumm zu handeln. Lediglich an seiner vollendeten Dummheit wird der Krieg absterben. Zwar hat Lenin ihm einen neuen Sinn gegeben, nämlich den, zu gegebener Zeit in den Bürgerkrieg umzuschlagen. Aber niemand kann daran zweifeln, daß für die Entstehung von Kriegen Ideologien dieser Art nicht ausreichen. Die Weltlage zwischen 1918 und 1929 hat niemanden so sehr bestätigt wie den nicht genug zu preisenden Wirtschaftsdenker Norman Angell, der in der „Falschen Rechnung" schon 1912 nachwies, daß Kriege in einer hochkapitalistischen Welt keine Aussicht haben, sich nach irgend einer Seite bezahlt zu machen. Die europäische Schuldenkrise ist die breiteste Bestätigung, die einem Propheten je zugestoßen ist. Daher sind nur diejenigen Bücher einer wirklichen Bekämpfung des Krieges verdächtig, die völlig klar machen, wie sinnlos, von ganz oben gesehn, diese Ermordung von zehn Millionen Europäern selbst für diejenigen kriegstreiberischen Schichten ist, die sich im Augenblick noch als Besitzer von Sachwerten, Devisen und politischen Machtpositionen für reich halten und denen Kriegsschulden, Inflation und Deflation zu einem immer üppigeren Kapitalswachstum verholfen haben. Die brutale Tatsache der augenblicklichen kapitalistischen Situation auf der Erde allein widerlegt ihre früheren Hoffnungen. Und wenn sie versuchen, durch Erpressung der arbeitenden Massen, durch eine immer tiefer sinkende Beschäftigungsziffer der arbeitsfähigen Hände und durch rücksichtslose Anwendung ihrer glänzenden politischen Technik im Handhaben von Regierungsapparaten und Machtstellungen auf dem Weg der Innenpolitik einen Teil dessen wieder hereinzuholen, was sie durch ihre Außenpolitik von 1871 bis 1918 sich selbst verdorben haben, beweisen sie nur, daß sie nichts gelernt haben und hoffen, einen inneren Feind zu züchten, der von dem nach außen sinnlos gewordenen Heere niedergeschlagen werden kann — nur um damit Lenins Lehren erneut zu bestätigen.

Es ist Zeit, daß Flake . . . von Ludwig Marcuse

Zu Otto Flakes Roman: „Es ist Zeit . . ."

„Wenn jemand, der sich seinen Namen als Vertreter entschlossener Forderungen gemacht hatte, eines Tages erklärte, daß nach dem Sieg der Augenblick gekommen sei, diese Forderung mit den alten Werten der Besinnung, des Maßes, der Vernunft zu verschmelzen, dann hieß es von diesem Tag an: Seht, hier ist wieder einer unter die Reaktionäre gegangen." Das ist der ganze Flake in einem Satz: politisch ahnungslos — für ihn hat die Revolution gesiegt! — und immer schmollend gegen einen Phantasiegegner, den Literaturbolschewisten

— den „berliner Literaten, das grundsätzlichste aller Wesen, denn es hob das Hundebein aus Prinzip". Flake bockt sich nach alter Tantenart in eine Opposition hinein, die nur deshalb falsch ist, weil sie keinen ernsthaften Gegner hat.

„Es ist Zeit ...": daß Flake endlich den Kreis seiner Begriffsrequisiten, in den er sich seit Jahren eingesponnen hat, durchstößt. Sein ursprünglicher Versuch einer Existenzklärung und einer Zielsetzung ist nun schon seit Jahren zur schalen Repetition einst gefundener, längst entkernter Kategorien geworden; innerhalb der immer gleichen Romanstaffage wird von seiten überlasteter Junggesellen oder Ehemänner die immer gleiche Weisheit verzapft: nur sich nicht verlieren; nur sich aus jedem Liebesabenteuer wieder unversehrt herausfischen; Widerstand leisten!

„Es ist Zeit ...": daß Flake statt dieser ewigen blassen Moral-Litaneien in ewig gleicher Anwendung auf die Erotik universal-konkrete Lebens-Situationen mit konkreten Auflösungen zeigt. Statt dessen gibt sein neuer Roman in einer bisher nicht erreichten Deutlichkeit wieder lediglich das Abstrakte seines Moralprinzips, das aber hier — und das ist das Neue! — fast wie eine Parodie auf die konkrete Welt seines Romans wirkt. Sein Buch soll ein Imperativ sein. Der Titel des Buches „Es ist Zeit ..." (zugleich der Titel des Manifestes gegen die erotische Verschlampung, das sein Held Siblingen schrieb) soll ein Imperativ sein. Identifiziert sich Flake mit diesem Manifest? Siblingen fordert: keine andre Beziehung zwischen Mann und Frau als die Heirat. In Konsequenz seiner Forderung will er Melitta, die er gehabt hat, heiraten. Der Ehemann Ruland-Flake aber schläft gelegentlich mit Melitta — und sagt dann beim Frühstück: „Es ist Zeit ...", daß in das erotische Tohuwabohu eine Ordnung kommt. Das geht eben, weil Flake wirklich nicht „das grundsätzlichste aller Wesen" ist; sondern das Wesen, das heute am ungestraftesten unberechtigte Ansprüche anmelden darf, ohne klipp und klar überführt zu werden. Flake ist weder für Siblingen noch für Verschlampung, sondern — für die Persönlichkeit.

Flake hat seine Broschüre „Die erotische Freiheit" in eine Romanhandlung umgesetzt: goldene Worte in der Broschüre, goldene Worte im Roman. Welcher vernünftige Mensch sollte Flakes „aristokratische" Predigt gegen das erotische Sichgehenlassen, gegen die erotische Wahllosigkeit nicht mitmachen?! Nur einer nicht: Flakes ad Flakei maiorem gloriam erfundener Literaturbolschewist! Über sich selber aber haut Flake in Stein: „Er war für viele ein Programm ...: sich dem Taumel entgegenzustellen und statt von entfesselten Ideen von der Persönlichkeit zu sprechen, die sie wieder zu dienenden Geistern macht. Die Ideen waren zu selbstherrlich geworden." Deshalb schläft Ruland-Flake mit Melitta!

„Es ist Zeit ...": dem Flake das Gegensatzspiel von Persönlichkeit und Masse, von Meisterung des Lebens und Unterordnung unter das Leben aus der Hand zu nehmen. Wer ist eine Flakesche Persönlichkeit? Wer sich heute noch mit Begriffsspielereien „Persönlichkeit-Masse" im luftleeren Raum

abgibt; wer heute noch das Problem der erotischen Freiheit stellt, ohne zugleich das Problem der bürgerlichen Gesellschaft zu stellen; wer heute noch schreibt, daß er „Nebensächlichkeiten wie dem Portefeuille seiner Helden" keine Bedeutung beilegt; wer heute noch außer der jeunesse dorée höchstens einmal ein Dienstmädchen zeichnet, „das seine Flasche Goldwasser im Schrank stehen hatte — die Flöckchen stimmten es poetisch"; wer heute noch keine andern Sorgen hat, als daß die Mädchen und die Männer nur unter dem Segen flakescher Kategorien zusammenschlafen. Diese „Persönlichkeit" ist klar und deutlich abzulehnen. Abzulehnen ist vor allem auch die höchst gefährliche Gegnerfälschung dieser „Persönlichkeit"; sie läßt den Gegner sagen: „Wir alle, die für einen Konzern arbeiten, sind Kulis der Fron geworden, mache uns das Leben nicht noch schwerer, indem du von der Freiheit sprichst, die dir vielleicht gelungen ist, aber nicht mehr zu den Lebensmächten gehört, die uns angehen. Sei demütig wie wir, das ist gute Demokratie". So leicht macht es sich Flake; so einen Gegner-Fatzke konstruiert sich Flake als Sockel für seinen „Aristokratismus". Während dieser Gegner der „Persönlichkeit" Flake antwortet: Sie haben am wenigsten Freiheit, weil Sie Ihre Unfreiheit nicht spüren; Sie sind wahrhaft „demütig-gute Demokratie", weil Sie ein Dienstmädchen mit Goldwasser statt mit einem freien Nachmittag alle vierzehn Tage ausstatten; Sie sind eine „Persönlichkeit", weil Sie den Druck der Gesellschaft ignorieren; und Sie können diesen Druck ignorieren, weil Sie statt der lebensgefährlichen Konflikte nur eine erotische Aesthetik zum Thema haben. Alle scheiden sich; es „gibt nichts Massenmäßigeres": Argument des Aestheten (nicht des Ethikers!) gegen die Scheidung. Und Sie gewinnen noch mit der ästhetischen Kategorie der Polarität den Anschluß an die Reaktion: „Im Krieg hatte er den Sturz des Kastenstaates gewünscht, und er erinnert sich, mit welcher Sympathie er den Aufstieg der Bolschewisten begrüßt hatte. Heute würde er mit harter Hand die Machtmittel des Staates einsetzen, um seinem Land den Bürgerkrieg zu ersparen, auf den die Kommunisten hoffen." Wer nicht — wie Sie! — dem ästhetischen Zauber der Oscillation verfallen ist, wird diese Logik nicht verstehen: wenn das „seinem Land den Bürgerkrieg ersparen" ein Argument ist, dann durften Sie nie „den Aufstieg der Bolschewisten ‚begrüßen'". Ich weiß nicht, wer Sie sind, wenn Sie nicht „demütig-guter Demokrat" sind, dessen höchstes Glück die Illusion ist, eine Persönlichkeit zu sein.

Man soll es sich mit Flake nicht so leicht machen, wie er es sich mit seinen Gegnern macht: man soll ihn nicht als zielbewußten reaktionären Bourgeois, als dienstbaren Ideologen einer Klasse, deren Geistspender er ist, abtun (wenn diese Dienstbarkeit auch heute seine gesellschaftliche Funktion ist, von der er nichts weiß). Flake ist ursprünglich der Wortführer aller Menschen gewesen, die — in Erkenntnis des Mangels an Gegengewicht gegen die auflösenden, kritischen Tendenzen — zu bremsen suchten. So nahm er ernst eine ernsthafte Aufgabe auf sich: ohne zu sehen, daß die Auflösung noch lange

nicht ihr gutes Ziel erreicht hat; und daß nicht bremsen, sondern klare Setzung geistiger Entscheidungen not tut. Flakes Bremsen wurde so zur Reaktion oder zum Formalismus. Mehr zum Formalismus: er ist zu begriffsverspielt, um wirklich gegenrevolutionäre Substanz zu geben.

„Es ist Zeit ...“: daß Flake seine Situation erkennt. Wenn er nicht zu isoliert ist, um zentrale Bezirke der Gesellschaft wirklich noch zu erfassen — wenn er nicht zu alt ist, um sein Vokabularium aus dem lebendigen Kontakt mit der Gegenwart neu zu gewinnen — wenn er nicht zu festgelegt ist, um sich neue Freunde und neue Feinde zu schaffen, dann kann er immer wieder werden, wer er war — einer, der Trieb und Gehirn hat, diese Zeit zu durchdenken. Er glaubt, daß er sich heute gegen die Zeit stemmt; und daß er grade mit diesem Gegen-die-Zeit der Zeit dient. So wie er heute ist, ist er weder mit der Zeit noch gegen die Zeit, sondern Verfasser intellektueller Backfischromane; und „demütig-gute Demokratie“. Unter seinen vielen Epigrammen auf Flake steht auch dies: „Er hängt in unsrer Zeit dem verblichenen Ideal der Goethezeit an, er will das Leben meistern, statt sich ihm unterzuordnen“. Hinzuzufügen wäre: und er meisterte es, indem er den Romandienstmädchen Goldwasser in ihre Romanschränke stellte; den Romanstenotypistinnen viel Romanurlaub für ihre amoureusen Abenteuer gab; und gegen die Kommunisten den Schrei nach der deutschen Volkspartei ausstieß. Er meisterte das Leben — indem er sich und seine Leser durch Romane von ihm erlöste. Was die Marlitt auch tat — ohne die „Persönlichkeit“ einzukassieren.

Heine-Dilettantismus von Robert Neumann

Alle Arten von Dilettantismus gehen auf Vorbilder zurück, die mehr oder minder glücklich nachgeahmt werden. „Originalen“ Dilettantismus gibt es nicht; der Dilettant ist zutiefst unproduktiv und unoriginal.

Für den deutschen (und übrigens auch für den italienischen) lyrischen Dilettantismus heißt dieses Vorbild Heinrich Heine — wenn man von der Komponente absieht, die unmittelbar auf den „Volksliedton“ zurückgeht, in dem ja zum Teil auch Heine selber wurzelt, und von der Strömung, die, heute schon wieder verschollen, während und kurz nach dem Kriege ihren Anstoß empfing durch gewisse kosmische Spielereien.

Was wird an Heine nachgeahmt? Wie wird es nachgeahmt? Und warum?

Der durchsichtigere und leichter nachzuweisende Teil ist der formale. Heines Lyrik ist in extremem Maße undicht. Ökonomie des Wortes ist ihr fremd. Der Akt des Verdichtens (und das ist schon etymologisch dasselbe wie dichten) fehlt völlig — einige wenige, allerdings ausgezeichnete Stücke ausgenommen. Heine dichtet „parlando“, das ist das Geheimnis seiner „graziösen Ungezwungenheit“ und „Musikalität“. Selten findet sich strengerer Strophenbau. Die typische Heinestrophe zeigt das Bild x — a — y — a; in gewissen spätern Arbeiten (Atta Troll) schreibt er sogar Strophen, die nur noch aus völlig reimlosen vierfüßigen Trochäen bestehen.

Das ist leichte Kost und — leichte Vorlage zur Imitation. Ein Beispiel:

> Der bleiche Heinrich ging vorbei,
> Schön Hedwig lag am Fenster.
> Sie sprach halblaut: „Gott steh mir bei,
> Der unten schaut bleich wie Gespenster!"

oder

> Hereingebrochen ist die Nacht.
> Zu Lieschens 'Haus ist's ferne.
> Den Weg, den ich zu wandeln hab',
> Beleuchten die goldenen Sterne.

Der musikalische Trick liegt darin, daß jeweils die ersten drei Zeilen jambisch sind, bis dann in der vierten das plötzliche anapästsche Geklingel losgeht. Beide Strophen sind bis ins kleinste Detail gleich gebaut. Die erste stammt aus dem „Buch der Lieder", die zweite aus dem Gedichtbuch: „Ernstes und Heitres" eines Herrn J. B.

Stofflich ist es Heines Sentimentalität, die die Nachahmer anzieht. Sentimentalität ist Gefühls-Ersatz, Ergebnis einer Ich-Spaltung, die das Persönliche zu wichtig nimmt und die Sache nicht bewältigt. Das Erzeugnis ist also reflexiv und unsublimiert. Der Zwiespalt zwischen individueller und sozialer Existenz wird betont, der Partner der sozialen Existenz verachtet. So werden das eigne, im Geheimen „gebrochene Herz" und der Haß gegen den „Philister" zum unentbehrlichen Requisit dieser Dilettantenpoesie. Man lese:

> Ihr sagt, ich bleibe mir immer gleich,
> Ich lächle immer verbindlich,
> Mich könnte verwunden kein Schicksalsstreich,
> Mein Wesen sei empfindlich.
>
> O könntet ihr öfter mein Innres seh'n!
> Wer ist's, der da Frieden stiftet?
> O könntet ihr manchmal mein Herz erspäh'n,
> Erkennen, wie tief es vergiftet.
>
> Ja dann, dann bin ich Bajazzo nur
> An solchen Tagen des Lebens.
> Dann zeig' ich euch bloß eine Trugnatur;
> Die wahre sucht ihr vergebens.

oder aber:

> — — — — — — — — —
> Noch weniger kannst du schauen
> In mein dunkles Herz hinein.
> Mein dunkles Herze liebt dich,
> Es liebt dich und es bricht,
> Und bricht und zuckt und verblutet,
> Du aber siehst es nicht.

Man beachte die „Undichtheit" der zweiten Probe (Mein dunkles Herze liebt dich, es liebt dich und es bricht und bricht und zuckt und verblutet). Übrigens ist dies Mal das zweite Gedicht von Heine und das erste von einem gewissen C. M. K. („Ernster Sang und Schellenklang").

Dies zum „Herzblut". Zum Thema „Philister" lese man das folgende:

> Philister im Sonntagsröcklein
> Spazieren durch Wald und Flur;
> Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
> Begrüßen die schöne Natur.
>
> Ihr wißt nicht, daß blauen Himmel es gibt
> Und hellen Sonnschein!
> Denn wüßtet ihr's, ihr hüpftet längst
> Aus euch in ihn hinein.

Nebenbei: Eine der beiden Strophen (welche?) ist von einem Herrn V. A. („Es sind verwunschene Dinge in uns").

Heine schreibt in der „Harzreise": „Es ist der erste Mai, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht, sentimental zu werden, und dem Dichter wolltest du es verwehren?"

Was man auch umgekehrt sagen kann.

Die Nacht vor dem Beil von Rudolf Arnheim

Sonnabend abend halb zwölf: Alfred Wolfensteins Drama gegen die Todesstrafe. Wenn — um halb zwei — Kopf und Vorhang gefallen sind, bleibt als letzter Eindruck weniger der Abscheu vor der Hinrichtung als das Bild des sich verbeugenden Dichters. Es ist weniger die Nacht vorm Beil als die vorm Sonntag. Das hat zwei Gründe: erstens läßt sich an einem gewöhnlichen Theaterabend, dessen Publikum ziemlich dasselbe ist wie bei jeder andern Premiere, nicht leicht eine Protestversammlung so einfach vom Zaun brechen, nur weil grade ein Tendenzstück an der Reihe ist. Heute Schülertragödie, morgen ein Schwank mit Pallenberg, übermorgen Todesstrafe ... die Themen ändern sich, aber wir nicht mit ihnen. Wohingegen umgekehrt eine Protestversammlung der geeignete Boden für die Aufführung eines solchen Stückes wäre. (Aber ihr Stück woanders als im berliner Westen und vor einem — doch vorwiegend ästhetisch interessierten — Kritikerpublikum spielen zu lassen, dazu sind selbst Tendenzdramatiker schwer zu bestimmen. Fortiter in modo, suaviter in re.) Und zweitens hat Alfred Wolfensteins Schöpferkraft nicht ausgereicht, aus einer These ein Drama zu machen; wenn diese Aufgabe in diesem Fall überhaupt erfüllbar ist. Ihm ist sein Thema in Worten, nicht in Bildern gegeben, und so gibt er es denn auch an den Zuschauer weiter.

Was das Thema angeht, so laufen da bei Wolfenstein zwei Motive störend durcheinander: eine Tendenz gegen Strafe überhaupt — die Gesellschaft darf nicht strafen, weil sie am Zustandekommen des Verbrechens selbst die Schuld trägt; und das Argument gegen die Todesstrafe: es ist tierisch, unwürdig und unappetitlich, daß ein Mensch dem andern den Kopf abschlägt. Dies Durcheinander zweier verschiedener Gesichtspunkte ist eine empfindliche Schwäche schon in der Grundkonzeption des Stückes.

Der Kampf gegen das Straf-Recht der Gesellschaft fällt schwächlich aus; denn statt daß auf der Szene gezeigt wird, wie ein Verhungernder fortgejagt und so zum Verbrechen getrieben wird, hört man einen novellistischen Monolog des Gefangenen in der Zelle, der — ein Kunstfehler im Werk des Dramenbaumeisters — den Zuschauer mit Recht ermüdet. Und der Kampf gegen die Todesstrafe kann nicht so geführt werden, daß man die Scheußlichkeit einer Hinrichtung beschreibt. Es ist das eine Argumentation, die, so beliebt sie auf den verschiedensten Gebieten ist, keinen Gegner trifft. Neulich las ich in einem Artikel der ‚Deutschen Zeitung': „Wenn wir neuerdings ... mit Schriften über die Schrecken des Krieges versorgt werden, so könnte man darüber zur Tagesordnung übergehen. Man kann mit demselben Recht unter den Frauen eingehende Schilderungen über die Schmerzen der Geburt verbreiten und Vereine gegen die Fortpflanzung gründen." Wolfenstein schildert die Greuel einer Hinrichtung. Aber nirgends in der Welt kommt es darauf an, ob eine Sache greulich ist oder nicht,

sondern immer nur, ob sie notwendig ist oder nicht. Dies aber in bezug auf die Todesstrafe zu diskutieren, kann die Aufgabe eines Bühnendichters nicht sein. Dazu gehören langwierige, künstlerisch unverwendbare Disputationen. Wolfenstein hatte ein solches Kolloquium unter Juristen in seinem Stück vorgesehen. (Siehe ‚Weltbühne' Nummer 26/1928.) Bei der Aufführung war es mit Recht gestrichen. Es braucht die vierte Wand.

Der Dichter denkt: „Einerseits ist der Mörder ein armer Kerl — andrerseits: der bedauernswerte Ermordete!" und so läßt er die Angehörigen der Opfer mit dem Mörder diskutieren, und wenn es — eine höchst unglaubwürdige Situation! — durchs Zellenfenster geschehen muß. Er sagt sich: „Der Richter weiß gar nicht, was er mit so einem Todesurteil anrichtet, und der Justizminister trinkt vielleicht zur Zeit der Hinrichtung mit schönen Frauen Sekt!" Gedacht, gedichtet! Frisch von der Logik, sozusagen, fallen die Situationen auf die Bühne, und ihre Blutarmut zeigt, daß eine so abstrakte Herkunft eugenisch verwerflich ist.

Manchmal glückt ein Einzelmotiv: wenn etwa der Delinquent beim Anblick seiner Henkersmahlzeit sagt: „Wenn ich damals, an dem Abend, als ich meine Sache gemacht habe, nur das Brot von dem Henkersmahl gehabt hätte, vielleicht wäre es überhaupt nicht geschehen." Hier beleuchtet eine, wenn auch nicht von Wolfenstein erfundene handgreifliche Situation schlagend einen Gedanken. Und grausig eindrucksvoll ist es, wenn der scharfrichternde Gastwirt sich morgens zwecks Hinrichtung einen nassen Scheitel kämmt. Wenn aber im Tanzlokal ein unbefangenes Treiben herrscht, so muß zum Überfluß eine Chansonette auftreten und ein Lied „Von der Unbefangenheit" vortragen, womit die Szene unversehens ins Symbolische kippt und der Zuschauer das Interesse verliert. Am schlimmsten aber ist die Hauptfigur des Stückes, der junge Mann, der vom Himmel in den Gefängnishof stürzt, weil der Autor, nicht weil ihn das Stück dort braucht, der als ein ekstatischer Interviewer Opfer, Scharfrichter, Verbrecher und Richter mit einem geistigen Bande umschlingt, wo ein körperliches, ein dramatisches nötig wäre. Er bringt zum Vortrag, was die Tatsachen lehren sollten, er deklamiert, wo — dem genius loci entsprechend — gehandelt werden müßte. Er stört. Der abstrakte junge Mann — in der Literatur der Gegenwart keine seltene Erscheinung — bedeutet einen Bankerott der künstlerischen Darstellungskraft. Er ist intellektueller Rohstoff, für den sich keine Form hat finden lassen. Und bei Wolfenstein verhandelt er noch dazu fortwährend mit den falschen Leuten. Seine Anklagen werden vom Zuschauer kostenpflichtig abgewiesen. Denn die Verwandten der Gemordeten trauern und empören sich mit Recht, der Richter und der Scharfrichter, deren Einzelperson sowieso nicht ins Gewicht fällt, tun nach ihrem Auftrag, und warum soll der Justizminister nicht mit einer Dame verhandeln? Schuld ist ein System; aber diese Rolle läßt sich nicht mit einem Schauspieler besetzen.

Der Fall Jessner von Harry Kahn

Einen Fall Jeßner gibt es nicht erst seit der vorigen Woche, sondern zumindest seit dem vorigen Jahr. Im Grunde aber schon viel länger. Jeßners Fall (im Doppelsinn des Wortes) begann nicht, wie man bei oberflächlicher Betrachtung meinen könnte, als und weil er anfing, es sich auf den in seinen ersten Jahren eingeheimsten Lorbeeren bequem zu machen. Tiefer gesehen liegt die Sache grade umgekehrt: der Niedergang datiert von dem Tage, an dem es Jeßner auf jenen Lorbeeren unbequem wurde. Die waren ihm gewiß nicht so einfach in den Schoß gefallen: seine positiven Leistungen sollen nicht verkannt und verkleinert werden. Aber es wird von Denen, die über Jeßners Entwicklung den Kopf schütteln, stets vergessen, daß seine großen und durchaus verdienten Anfangserfolge in erster Linie auf zwei Negationen beruhten und daß, nachdem deren Effekt sich erschöpft hatte, sowohl der Impetus als der Nimbus der ganzen Persönlichkeit sich verflüchtigen mußte. Als Intendant war Jeßner zunächst einmal der Nicht-Hülsen; als Regisseur vor allem der Nicht-Reinhardt. Die Befreiung des Spielplans von höfischen Fesseln und Bleigewichten auf der einen Seite, auf der andern Seite der Versuch, dem Theater der Impression und Instrumentation (zu dessen Überwindung Reinhardt selbst sich auf den Flugsand des Zirkus locken ließ, ohne mehr zu erreichen als eine Inflation seines Stils) ein Theater der Expression und Architektonik entgegenzustellen, dieser Antagonismus gegen tatsächliche und angebliche Anachronismen war es, der Jeßner sofort die überschwengliche Anerkennung der Kritik und den riesigen Zulauf des Publikums einbrachte. Natürlich ging das, ich wiederhole es, nicht ohne wirkliche Leistung. Aber deren augenblicklicher wie fortwirkender Wert wurde maßlos überschätzt, wie das immer in dieser Stadt mit dem Neuen, dem Andern, dem Ungewohnten geschieht.

Nun, bald genug war man an Jeßner gewöhnt. Man hatte sich daran gewöhnt, daß das Staatstheater kein Hoftheater mehr war; inzwischen war ja auch eine Generation herangewachsen, die jene Kampfstellung gar nicht mehr empfand. Man hatte sich auch an den neuen Stil gewöhnt; er überrumpelte nicht mehr. Und da er das nicht tat, merkte man, daß seine Strenge allzuoft mit einer Entleerung der Dichtung von ihrem menschlichen Gehalt oder einer Verbiegung ihrer geistigen Gestalt erkauft wurde, solange es sich nicht um ephemere moderne Werke handelte, die mit dergleichen überhaupt schwach ausgestattet waren. Hinzukam, daß jüngere Regisseure, durch russische Einflüsse bestärkt, den „konstruktiven" Stil immer weiter und weiter trieben, auf eine Spitze zuletzt, auf die ihnen Jeßner nicht folgen konnte oder wollte. An innerm Leben nicht reich genug, um zu ergreifen, in den äußern Mitteln nicht neu genug, um zu verblüffen, mußte Jeßners Stil mehr und mehr ins Hintertreffen geraten. Der Regisseur Jeßner fühlte das; er wurde unsicher; und diese Unsicherheit übertrug sich auf den Intendanten Jeßner, um so schlimmer,

als Organisationskraft nie seine stärkste Seite war. Der Regisseur tastet herum, macht Konzessionen, verliert zuletzt alles Stilgefühl: gibt heute einen naturalistisch verniedlichten „Egmont" und morgen einen konstruktivistisch übersteigerten „Oedipus". Der Intendant irrlichteliert, disponiert falsch oder überhaupt nicht, verliert schließlich ganz den Überblick: engagiert teure Schauspieler, die er dann nicht beschäftigt, muß aber für ein Stück mit vier Personen drei Stars für schweres Geld von außen heranholen. Der Spielplan wird immer gesichts- und einfallsloser, immer eintöniger auf Serien gestellt, mit modisch aufgezäumten Primanerstücken künstlich gestreckt; fällt eines davon wider Erwarten gänzlich durch, muß Hals über Kopf ein Klassiker her, um die entstandenen Risse im Repertoire und Prestige zu stopfen. Die willkürlich herausgegriffenen Exempel wären unschwer zu vermehren; aber eine vollständige Aufzählung von Jeßners Sündenregister erübrigt sich an einer Stelle, an der bereits vor fünfzehn Monaten festgestellt wurde, „daß es im Staatstheater drüber und drunter geht, daß die Zügel schleifen oder von einer unverantwortlichen Hand in die andre gehen".

Die katastrophale Situation des Staatstheaters ist nicht von gestern auf heute entstanden. Darum muß über sie jetzt aus den Wolken fallen, wer sich die Genesis des Falls Jeßner nicht klarmachen kann oder sie nicht wahrhaben will. Dazu aber hatte man ihn allzulange vom Standpunkt der politischen Taktik oder der literarischen Theoretik angesehen; allzulange war der „gute Republikaner" und der „formgebundne" Regisseur" ein sakrosanktes Standbild, dem blinde Reverenz zu verweigern in den Geruch politischer und künstlerischer Reaktion brachte. Jetzt aber, da es ans Zahlen geht, fragen sich auch bisher orthodoxe Jeßnergläubige, ob es unbedingt zum Charakteristikum des guten Republikaners gehört, mittels anderthalb guter republikanischer Millionen nicht einmal den künstlerischen, geschweige finanziellen Standard zu erreichen, den andre, kaum schlechtere Republikaner ohne Zuschuß, ohne Miet- und Steuerfreiheit zu erreichen imstande sind; und selbst die hartgesottensten Richtungspropheten lassen zwischen den Zeilen, mit denen sie Jeßner beschwören, wieder der zu werden, der er war, den Zweifel daran erkennen, ob einem Künstler, der zu oft bewiesen hat, daß er auch anders kann, ein bestimmter Stil wirklich Herzenssache ist. Man wird ja wohl, mehr in dankbarer Anerkennung seiner früheren Leistungen als in überzeugtem Vertrauen auf seine künftigen, dem Intendanten der Staatsbühnen noch einmal, um in dem dort so beliebten angelsächsischen Jargon zu reden, eine Chance geben: auf fünf Jahre und mit verminderter Machtvollkommenheit wahrscheinlich. Aber seine Aufgabe wird eine kaum leichtere sein als die, an die er vor zehn Jahren so frisch herangegangen ist. Denn, wenn er sich nicht selbst ein X für ein U vormacht, wird er wissen, daß er in diesen zehn Jahren nicht nur erheblich viel materielles Kapital sondern auch erschrekkend viel künstlerischen Kredit verwirtschaftet hat, daß er also so gut wie ganz neu wieder anfangen muß.

Mensch und Natur von Moritz Heimann

Aus dem Nachlass

Aus dem Individuum entspringen alle Gegensätze und Paradoxe der Welt, und in ihm lösen sie sich. Sie entspringen in ihm begrifflich, sie lösen sich in ihm anschaulich und tätig. Es ist das Hindernis des Philosophen und der Knoten des Künstlers.

*

Unsere Fähigkeit, das All zu erkennen, besteht darin, zu erkennen, daß wir es nicht erkennen können. Das All erkennen, heißt aber: es sein. Gott erkennen, heißt Gott sein. Dieser Augenblick unsrer Göttlichkeit besteht aber in einer Unwissenheit, in der einzigen wahren Unwissenheit. Dieses heißt: daß wir blind sind, wenn wir göttlich sind. Sehend sind wir nur, wenn wir ungöttlich sind.

*

Willst du das All plus Du sein?

*

Was folgt daraus, das alles prädestiniert ist? Das Postulat der Freiheit, und Kant ist wieder Sieger. Der Natur darf man nicht gehorchen, sondern muß als Feind gegen sie kämpfen, ritterlich. Und das ist der Grund von Tragik, auf welchem alles geistige, menschliche Leben ruht.

*

Wie „theologisch" die Materialisten denken, — sie glauben an Gott und wehren ihn deshalb lärmend ab: nämlich sie glauben, daß jenseits des Ringes der menschlichen Erkenntnis schon „Gott" anfängt und sträuben sich mit Händen und Füßen gegen die Durchbrechung und Erweiterung des Ringes. Aber jenseits ist immer auch nur der Mensch, noch lange, lange.

*

In allem Form- und Gestaltgeben ist auch eine Tendenz, sich die Dinge vom Halse zu schaffen; und so sind Mythologien ein Bestreben, den Gott, der einen ein bißchen quält, ein für alle Mal, und sei es auf eine alberne Weise, loszuwerden.

Man muß den Mythos nicht immer nur als eine Erhöhung des Naturgedankens auffassen, sondern auch als eine Erniedrigung des Gottesgedankens, als einen kindischen Trotz gegen ihn, ja als eine Lausbubenhaftigkeit gegen ihn, wie sie in den melanesischen Märchen steckt.

*

Die höchste Weisheit über die Welt ist immer nur Gleichnis; nimmt man sie auch nur um einen Grad zu sehr materiell, so ist man verfangen und verloren. Auch ist sie an Zeit, Staat, Rasse und sonstige Umstände näher gebunden, als sie ahnt und ihre Verehrer glauben. Freiheit ist ihre Richtung, ihr Sehnsuchtsblick, nicht ihr principium und Wurzel-

stock. Gleichnis — und also das einzig Künstlerische der Welt, der nie zu lösende, sondern anzuschauende Widerspruch.

*

Philosophie, die eine Kunst ist, wird, sobald sie Wissenschaft sein will, sofort zum Spiel.

Raiffeisen von Morus

Die Namen könnten von Shakespeare sein: der Pastor Kräusel und der Superintendent Hensel und der Kammerherr von Thümmel. Die Gottesmänner mit schneeweißem Haar, sanft und weltfremd; Scheitel in der Mitte, Prinz-Heinrich-Bart, hoher Stehkragen der Kammerherr. Das sind die Aufpasser. An der Spitze der Bank aber, ostelbischer Saft und Kraft, Hermann Adolf Christian Dietrich, Rittergutsbesitzer auf Metzelthin, Ehrenbürger von Prenzlau, da er einmal Anwalt war, Geheimer Justizrat, seit fünfundzwanzig Jahren konservativer Abgeordneter und nun eine Zierde der Deutschnationalen, Vizepräsident des Reichstags, glatter Schädel, durchbohrender Blick, forsche Bürste noch mit Siebzig: das ist der Raiffeisen-General. Neben ihm ein andrer Parlamentarier, der deutschnationale Landtagsabgeordnete Seelmann-Eggebrecht, ein Jurist von vielen Graden, mit wissenschaftlichen Ambitionen, Hornbrille. Die Rechte weiß auch diesen Mann gebührend zu schätzen. Er wird als der Rechenexperte in allen schwierigen Fällen vorgeschickt. Wenn ein Untersuchungsausschuß eingesetzt wird, um in öffentlichen Betrieben Schäden aufzudekken, darf Doktor Seelmann nicht fehlen. Bei der Untersuchung über die Porzellanmanufaktur hat er die Klinge geschlagen, daß die Scherben nur so flogen; im Barmat-Ausschuß hat keiner schärfere Fragen an die Seehandlungs-Räte gestellt als er. Und so war er, fiat justitia, gewiß der rechte Mann, um im Höfle-Ausschuß den Vorsitz zu führen.

Was kann unter so vortrefflicher Leitung der Raiffeisenbank passieren? Sie wird getreu nach den Grundsätzen des seligen Raiffeisen würdigen Landwirten Kredite gewähren. Eine christlich-nationale Wohlfahrtseinrichtung, ein moralisches Erziehungsinstitut, das die Aufgabe hat, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Fleiß zu fördern und zu belohnen. Häßliche Erwerbsabsichten, wie sie die liberalen Genossenschafter Schulze-Delitzscher Observanz verfolgen, sei Raiffeisen fern. Der Ortspfarrer soll es betreuen, selbstverständlich ohne jede Vergütung. Allenfalls soll der Kassierer ein Entgelt erhalten. Ganz genau lassen sich diese ehrenwerten Grundsätze freilich nicht durchführen. Die Raiffeisenbank schmettert einen Bankpalast auf, dessen sich kein Kommerzienrat zu schämen brauchte. Herr Dietrich, der Generaldirektor, läßt sich, neben freier Dienstwohnung, ein Gehalt von 100 000 Mark aussetzen.

Gegenüber den Landwirten verfährt man streng, aber gerecht. „Die Kredite", heißt es in dem Geschäftsbericht, „welche die Bank der Genossenschaften im Laufe des Jahres 1924 in steigendem Maße zur Verfügung stellen konnte, waren im Vergleich zu den erhobenen Ansprüchen keineswegs ausreichend. Sie mußten nach Bezirken und Genossenschaften kontingentiert werden, ein Zustand, der in der Vorkriegszeit unbekannt war. Die Verwaltung der deutschen Raiffeisenbank ist sich darüber klar gewesen, daß gegenüber den Rufen nach immer weitern Krediten vorsichtige Prüfung der wirtschaftlichen Berechtigung geboten war, im Hinblick auf die Verpflichtung, die aufgenommenen Kredte einmal abzudecken.

Allerdings gibt es auch Gebiete, auf denen Herr Dietrich weniger streng verfährt. Wenn statt der Landwirte ein Russe erscheint, der sich als Opfer der Bolschewiken und als Offizier der weißen Garden Judenitschs vorstellt, sieht die Sache wesentlich anders aus. Dann gibt die Raiffeisenbank diesem tapfern Vorkämpfer für Krone und Altar zehn Millionen Mark. Aber auch deutsche Faiseure, die über die nötigen Verbindungen verfügen und ein blankes Aushängeschild aufweisen, haben sich nicht zu beklagen. Der Riebe-Konzern, eine der feinsten Blüten der Deflationszet, kann fünf Millionen Mark bei der Raiffeisenbank entnehmen. Dafür zeichnet bei der A. W. Riebe Aktiengesellschaft aber auch ein Admiral Schulz als Generalbevollmächtigter. Zwischen den Raiffeisenherren und ihren feinen Kunden bahnen sich, ähnlich wie es zwischen der Seehandlung und Barmat der Fall war, die besten persönlichen Beziehungen an. Ein Mitglied der Raiffeisen-Direktion wechselt in die Leitung des Riebe-Konzerns hinüber. Als die Verluste der Raiffeisenbank sich häufen, ist der Russe mit dem Zehnmillionenkredit gern zu einer Schiebung erbötig, um den Status der Bank zu verbessern. Für seine liebevollen Bemühungen wird ihm dann ein Douceur von 300 000 Mark überreicht.

Daß alle die Vorgänge jahrelang der Öffentlichkeit verheimlicht werden, daß man falsche Bilanzen aufstellt und Scheinverkäufe anerkennt, versteht sich. Es kommen aber auch noch merkwürdigere Manipulationen vor. Um einen Effektengewinn mitzunehmen, will die Raiffeisenbank sechsundzwanzig Prozent der Ostwolle-Aktien erwerben. Für die Transaktion sollen 1,5 Millionen, höchstens zwei Millionen aufgewandt werden. Mit einem Mal hat die Raiffeisenbank statt der sechsundzwanzig Prozent neunzig Prozent der Aktien in Händen und dafür statt zwei Millionen sieben Millionen Mark ausgegeben, was dem drei- bis vierfachen Wert der Aktien entspricht. Wer, fragt man sich, war der Verkäufer, wer hat die fünf Millionen gewonnen, die die Raiffeisenbank verloren hat?

Zu der Zeit, als derartige Geschäfte abgeschlossen wurden, präsidierte Herr Dietrich im Reichstag, und Herr Seelmann half — wer wäre geeigneter gewesen? — den Fall Barmat aufklären oder führte grade die Studenten der Handelshochschule in die Geheimnisse des Genossenschaftswesens ein. Die Herren, die für alle diese Schiebungen und Leichtfertigkeiten die Verantwortung tragen, deckten auch noch die Vorgnäge mit dem Mantel der Nächstenliebe, als sich herausstellte, daß die Kunden der Raiffeisenbank zum Teil mit gefälschten Wechseln, mit unrichtigen Depotscheinen und Beglaubigungen sich Millionenkredite erschwindelt hatten. Sie erstatteten weder Anzeige, noch hielt es die neue Garnitur in der Raiffeisenbank, der Freiherr von Braun, für notwendig, von den Herren Dietrich und Seelmann und ihren Unterchefs Schadensersatz zu verlangen. So haben wir denselben erquicklichen Zustand wie bei der Skandalaffäre der Seehandlung: Die Verantwortlichen bleiben ungeschoren, beziehen womöglich noch Pensionen und Dienstwohnungen weiter.

Nur in einem unterscheidet sich der Raiffeisenskandal von seinen Vorgängern. Barmat und Kutisker hatten ihre Schwindeleien abzusitzen. Der russische Schwindler Uraljeff aber, der Offizier der weißen Armee, der die Raiffeisenbank im ganzen um mehr als zwanzig Millionen Mark gebracht hat, wandelt ungestört unter den Palmen der Raiffeisenstadt Berlan. Kein Staatsanwalt interessiert sich für ihn und seine Freunde. Das nennt man Courtaisie. Indeß Herr Dietrich die Ehrenbürgerrechte der Stadt Prenzlau genießt und Herr Doktor Seelmann die Notlage der Landwirtschaft wissenschaftlich ergründet.

Die Fabrik von Nina Rydzewska

Wie ein fetter, keuchender, satter Bürger steht die Fabrik,
bohrt sich in die Erde ein mit hartem, schwerem Leibe,
wirft blinzelnd aus vergitterter, erloschner Scheibe
auf die verrauchte, rußgeschwärzte Vorstadt ihren Blick.

Der Bürger kann nicht einschlafen — tausendfältiges Getier
zerrt an seinem Eingeweide, eingespannt in eisernes Geschirr,
dröhnende Maschinen sind in seinen Schlaf hineingeraten,
Mühsal, stinkende nach Schweiß und Blut, versperrt ihm seinen Atem.

Die Fabrik — ein satter, keuchender, fetter Bürgerbauch —
sammelt geizig Arbeitsstunden harter Menschenarme ein,
sie wird sich noch am blutigen Schweiß verschlucken wie an Rauch,
der Rhythmus der Maschinen wird sie niederdrücken wie ein Stein.

Fabrik — du mit Unrecht gemästeter Bauch ohne Leben,
es wird der Tag kommen und du wirst fallen vor unsern Anklagen,
wirst das Geraubte ausspeien, das Gestohlene wiedergeben
und krepieren, von unsrer Freiheit wie vom Blitz erschlagen.

Aus dem Polnischen übertragen von Josef Heinz Mischel.

Bemerkungen

Ist es denn nun wirklich wahr, was man hat vernommen —

daß sich die feindlichen Hauptquartiere im Kriege auf gegenseitige Vereinbarung geschont haben? Es galt nicht als „fair", die Oberste Heeresleitung und das GQG. mit Fliegerbomben zu belegen — das war gegen die Spielregeln.

Wenn das wahr ist, dann haben wir hier einen der zahllosen Beweise dafür, daß für die Militärkaste der Krieg Selbstzweck ist. Herr von Seeckt hat einmal in einem Vortrag auch uns Pazifisten Einiges erzählt — neu war es nicht, gescheit war es nicht, richtig war es nicht. Es zeigte aber, wie sich jeder Mensch eine Welt zu formen versucht, in der er den Mittelpunkt abgibt — daher denn ein Weltbild niemals etwas andres aufzeigt als die Beschaffenheit des Apostels. Seeckt braucht den Krieg — da liegen seine Fähigkeiten. Wir wollen den Frieden — da liegen die unsern.

Die Schonung des feindlichen Hauptquartiers wird von den Kriegshetzern sicherlich als „Ritterlichkeit" ausgelegt — sie ist aber grade von deren Standpunkt aus Landesverrat gewesen und persönliche Feigheit der Generalstabsoffiziere auf beiden Seiten. Der Krieg — das ist für sie so etwas wie ein blutiges Schachspiel gewesen; man wirft nicht das Brett um, man zieht. Um ungestörter ihre Mannschaften in einen Tod zu schicken, den sie niemals gekostet haben, erklärten sie ihre Blutzentren für tabu. Das ist nicht nur im nationalen Sinne ein Verbrechen, wie gleich könnte uns das sein! Es ist eine hundsgemeine inkonsequente Konsequenz von Anschauungen, die immer und unter allen Umständen als verbrecherisch anzusehen sind. Einbrecher, die ihr Werkzeug nicht rosten lassen wollen.

Wir wollen es ihnen schartig machen, wo wir nur können.

Ignaz Wrobel

Die Sachverständigen werden gefilmt

Von allen an der Konferenz der Sachverständigen beteiligten Leuten werden die Photographen die zufriedensten sein. So leicht ist ihnen selten ihre Aufgabe gemacht worden. Schon bei der Unterzeichnung des Kelloggpaktes im letzten Sommer spielten sie fast die Hauptrolle. Sie sind auch dies Mal mit ihrer Kriegsrüstung angerückt. Jupiterlampen überall, wo nur irgend ein Plätzchen frei war. Während der Saal im Hotel Georges V. vorbereitet wird, erscheinen die Delegierten in kleinen Gruppen. Zuweilen demokratisch zu Fuß und damit eine leichte Beute für die zweite Schar der Kamerakrieger, die sich vor dem Eingang aufgebaut hat. Herr Doktor Schacht wendet den Kopf beiseite, womit er seine Sympathien bei ihnen nicht grade erhöht. Sie haben ihn auf dem Kieker, seitdem er schon gleich bei seiner Ankunft ihnen nicht stehen wollte. Er wendet den Kopf nach rechts, aber hat sicherlich den Jüngling zu seiner Rechten nicht gesehen, dem er so ungewollt die schönste Großaufnahme liefert. Drinnen im Hotel lebhaftes Treiben. Allmählich sind die Delegierten versammelt. Der Saal ist gedrängt voll, aber alle Welt unterhält sich. Die Amerikaner rauchen lange dicke Zigarren, jemand tippt Owen Young respektlos auf die Schulter und beginnt einen Schwatz mit ihm. Nicht weit davon steht Herr Schacht und putzt sich den Zwicker. Man hat den Eindruck, daß man ihm nicht ungestraft auf die Schulter tippen könnte. Pierpont Morgan, ein dicker, jovialer Herr, macht anscheinend Witze, denn alle Umstehenden lachen. Worauf wartet man eigentlich?

Hinten bemühen sich zwei Hoteldiener, einen großen gelben Vorhang vor einer Tür zu befestigen. Wunsch der Photo-

graphen, der Regisseure dieser Versammlung.. Sie finden, daß der Hintergrund nicht schön ist und daß irgend etwas getan werden müsse, um ihn zu verbessern. Geduldig warten alle Abordnungen. Pierpont Morgan steckt sich eine neue Zigarre an und blickt zufrieden lächelnd umher. Plötzlich ein Ruf: die Herren Journalisten bitte nach rechts. In drei Reihen übereinander gestaffelt steht das Heer der Photographen angriffsbereit da. In der Mitte ein baumlanger Amerikaner, der das Kommando übernommen hat. Die Sachverständigen an die Plätze! kommandiert er, und gehorsam fügen sich die Abordnungen. Plötzlich flammen die Lampen noch greller als zuvor auf, und die drei Dutzend Apparate beginnen wie Maschinengewehre zu klappern. Das dauert mindestens fünf Minuten. Plätze wechseln! ertönt das Kommando. Sie wechseln von rechts nach links, damit jeder beide Seiten auf die Platte bekommt. Um die zweite und dritte Reihe nicht zu stören, kriechen die von der ersten wie Affen auf dem Boden herum. Morgan nimmt die Zigarre aus dem Mund und blickt bewegungslos in das blendende Licht. Ein Filmschauspieler erster Güte. Auch Owen Young rückt und rührt sich nicht. Nur Herr Doktor Schacht wendet wieder den Kopf. Mein Gott, wenn Morgan und Young sich photographieren lassen, warum so etepetete? Der lange Amerikaner ruft wieder etwas in den Saal, das anscheinend nur Owen Young verstanden hat. Er wiederholt das Kommando: Alle Mann aufstehen! Gehorsam erhebt sich die Versammlung und läßt die zweite Salve über sich ergehen. Man arbeitet für den Film.

Rudolf Friedmann

Utrillo

In einer Schriftenreihe „Vie de bohème", die der pariser Verlag Grasset herausbringt, erscheint als erster Band ein „Leben Utrillos" von Francis Carco. Es entspricht dem behandelten Gegenstand, daß das Buch über eine reine Biographie hinaus zu einem einzigen dunkel tönenden Lied vom Montmartre geworden ist, einem Montmartre allerdings, der von dem heutigen amerikanisierten Amüsierbetrieb des gleichen Namens wesentlich unterschieden ist. Er gehörte noch nicht, wie heute in erster Linie, vergnügungssüchtigen Ausländern. Künstler und geistige Abenteurer, die in junger Ausgelassenheit dort lebten, galten als Mensch unter Menschen, nicht als Kuriositäten des Nichtsnutzes, als unbürgerliche, unbesoldete und also zweifelhafte Menschengattung. Heute zieht sich, was in Paris malt und schreibt, mehr und mehr vom Montmartre zurück, und es bleibt übrig ein geräuschvoller, aber witzlos gewordener Vergnügungsbetrieb.

Niemand war vielleicht geeigneter als grade Francis Carco, dieses Buch von Utrillo und vom Montmartre zu schreiben. Carco ist Montmartrois reinster Prägung. Es hat sich um diesen Antibourgeois bereits eine ganze Legende gebildet: Carco tanzt in den Schluchten des Viaur, mit nichts bekleidet als — einer Blätterkrone; Carco hält eine Rede auf dem Grab der Besitzerin eines öffentlichen Hauses; Carco führt in Bars von zweifelhaftestem Ruf wilde Apachentänze auf... Eine gewisse spöttische Nonchalance, eine Eleganz des Liederlichen sind für diesen Schriftsteller besonders charakteristisch.

Utrillo gehört zu jenen seltsamen Naturen, die erst von der Kunst langsam besiegt sein wollen, ehe sie sich ihrerseits in ihren Dienst stellen und ihr zum Siege verhelfen. Utrillo malt seine ersten Bilder widerwillig, nur dem Zwange gehorchend. Dieser Zwang ist die Mutter, die Malerin Suzanne Valadon. Auf Anraten des Arztes schlägt sie ihrem Jungen vor, sich durch Malen zu zerstreuen. Eine Nachkur gewissermaßen zu einer kurz

vorher durchgemachten — Alkoholentziehung; denn Utrillo ist — dies ist das Verhängnis, das dunkel über seinem Leben schwebt und ihn erst spät freigibt — von seiner Jugend ab dem Alkohol verfallen. Lastendes Erbę eines Vaters, der sich durch Alkoholismus zugrunde richtete. In Utrillo findet dieser Keim in ungeordneten Tagen, in denen seine Mutter nicht Zeit findet, ihn zu bewachen, verlockendste Gelegenheit, rasch aufzuwuchern.

Trotz seiner Lustlosigkeit und obgleich er zur Malerei nicht den geringsten Hang hat, bringt er dennoch seiner Mutter an jedem Abend die verlangte bemalte Leinwand. Eins ist von Beginn an deutlich: Sobald er an der Arbeit ist, ist er ganz dabei, ist in jedem Pinselstrich gegenwärtig und erfüllt jedes Bild mit einer unverkennbaren Eigenart. Gleichzeitig ist auffällig ein anderes: immer wieder erscheinen in seinen Bildern Wirtshausfassaden, ein ausgehängtes Schild trägt die Worte „Vins et Liqueurs", oder hinter den Scheiben stehen auf einem Holzbord Flaschen in Reih und Glied. Der geheime Hang war nicht erstorben. Und wenn die Notwendigkeit, jeden Tag ein Bild heimzubringen, es ihm nicht erlaubte, sich in die Kneipen hineinzuwagen, so konnte er es sich doch nicht versagen, sie zu betrachten.

Als aber der Arzt ihn außer Gefahr erklärte und er aus dem Vorort, in dem er bis dahin mit seiner Mutter gewohnt hatte, nach Paris und auf den Montmartre übersiedeln durfte, wurde die Versuchung aufs neue übermächtig. In der ersten Zeit bezwang er sich, ging jeden Morgen in aller Frühe zum Seineufer hinab, dort zu malen. Doch auf die Dauer war dies umsonst. Nun hob für Utrillo ein unseliges Leben an. Er lebte, um zu trinken, malte, um zu trinken. Die Händler boten ihm für seine Bilder nur wenige Francs. Nicht immer gab er sie ihnen, lief dann von Kneipe zu Kneipe in der Hoffnung, sie besser loszuschlagen und schaffte sie sich schließlich bei einem der Wirte vom Halse, die sie ihm gegen ein oder manchmal auch zwei Liter Wein eintauschten. Oft auch holte ihn so ein Wirt von der Straße, machte ihn betrunken, und wenn er seine Zeche nicht bezahlen konnte, brachte er ihn in ein Hinterzimmer, gab ihm Leinewand, Pinsel und Farben, und unter der Drohung, einen Polizisten holen zu wollen, zwang er ihn zum Malen.

Erst langsam fanden sich einige Menschen, die die Bilder Utrillos zu schätzen begannen. Einige kleine Kunsthändler stellten seine Bilder aus, unter ihnen Mr. Gay, ehemaliger Schutzmann, jetzt Besitzer eines Restaurants und Kunsthändler. Bei ihm nahm Utrillo bald darauf Wohnung und der ehrbare Mann bot alles auf, ihn zu bewachen und vor dem Trunk zu bewahren. Utrillo kämpfte erbittert mit seinem alten Laster, bat den Mr. Gay wohl auch, ihn nicht fortzulassen, selbst dann nicht, wenn er ihn darum bäte. Doch wenn es die Stunde

wollte, so war alles umsonst. Utrillo drohte dem Mr. Gay, das Haus anzünden oder alles zerschlagen zu wollen, wenn er ihn nicht gehen lasse. Und der arme Gay konnte nicht anders, wie sehr es ihn auch schmerzen mochte, als ihn gehen zu lassen.

Aus der Stimmung solcher Nächte und der darauf folgenden fahlen Tage sind viele der Bilder Utrillos geboren. Jene zahlreichen Straßen, die er gemalt hat, mit ihren fleckigen und rissigen Mauern, dem gestampften Erdboden, den Bretterzäunen, den schmächtigen Bäumen dahinter und einem Weinausschank, sie atmen die ganze angstvolle Verlassenheit, die sein Mißgeschick ihn so gründlich durchkosten ließ. Utrillo hat fast immer in einem Zustand der Raserei, der stärksten innern Erregtheit gemalt. Bezeichnend dafür ist etwa die Entstehung des Bildes „Reims in Flammen". Als er von dem Bombardement der Kathedrale von Reims hörte, versetzte ihn diese Nachricht in eine Erregung, die für sein Leben fürchten ließ. Er dachte an nichts mehr als an das Bild der Zerstörung, er trank, um es zu vergessen. Doch je mehr er trank, um so lebendiger wurde das Bild vor seinen Augen. Und er fühlte sich erst von der quälenden Vision befreit, als er sie in ein Bild übersetzt hatte.

Auf dem Montmartre begann ein grotesker Schacher, als die ersten Utrillos im Preise stiegen. In den Cabarets erschienen Herren in weißen Handschuhen, stellten Schecks aus und fuhren mit den Utrillos, die ihnen hier billig in die Hände fielen, im Taxi davon. Aus allen Ecken und Winkeln holte man Bilder Utrillos hervor, säuberte und firnißte sie, versah sie mit einem Rahmen und wartete auf einen Käufer. Börsenleute bestellten telephonisch Bilder von Utrillo, ohne sie vorher gesehen zu haben. Utrillo wurde Mode.

Carl Dietrich Carls

Wie umgeht man einen Tarifvertrag?

In den letzten Jahren sind gewisse private Krankenversicherungs-Gesellschaften lebhaft aufgeblüht, die ihre Erfolge hauptsächlich aus den Zukunftsängsten des unseligen Mittelstandes ziehen. Der kluge Mann baut vor, dieser Satz, der in den Werbeprospekten vielfältig variiert erscheint, wird von den Gesellschaften auch im eignen Haus befolgt, und häufig zwar, wie jetzt ein Fall vor dem berliner Arbeitsgericht beweist, auf Kosten der Angestellten.

Im Versicherungsgewerbe besteht ein Tarifvertrag, dessen Bestimmungen selbstverständlich auch für alle Filialbetriebe, Bezirksdirektionen etcetera gelten. Was macht nun eine Gesellschaft, der der Tarif zu hoch erscheint, die aber andrerseits den offenen Konflikt scheut? Sie löst einfach eine Verwaltungsstelle auf und gründet dafür eine funkelnagelneue A.-G., die den stolzen Namen „Provisionsgeneralagentur" trägt und ein eignes Dasein vortäuscht. Diese neue A.-G. ist, wie ein selbständiger Agent, der Angestellte beschäftigt, nicht an den Tarifvertrag gebunden.

Die Angestellten einer Bezirksdirektion der „Vereinigten Krankenkassen" erfahren, daß ihre Verwaltungsstelle erlischt, und daß es der Gesellschaft „mit großer Mühe gelungen sei", die neue Provisionsgeneralagentur, die „Adevag" zur Übernahme des Personals der aufgelösten Bezirksdirektion zu bewegen. Sie müssen sich schon einverstanden erklären, wenn sie nicht auf der Straße sitzen wollen. Der alte Arbeitgeber kündigt, was praktisch bedeutet, daß der neue nicht an die Tarife gebunden ist, und daß künftig die alten Dienstjahre nicht angerechnet werden. Der Betriebsrat und die Angestellten klagen dagegen auf Wiedereinstellung, respektive auf die im Gesetz vorgesehene Entschädigung, wenn die Wiedereinstellung abgelehnt wird. Im

Laufe der Verhandlung bestätigt sich, daß die Maßnahme als Verbilligungsaktion gedacht war, und daß keinerlei Aussicht besteht, die neue Gesellschaft, die ziemlich von den gleichen Leuten geführt wird wie die alte Bezirksdirektion, zur Anerkennung der Tarifbestimmungen zu bewegen, umsomehr, als zwischen den Tarifvertragsparteien Verhandlungen über Gehaltserhöhungen im Gange sind.

Manche Machinationen von Gesellschaften, besonders wenn sie von findigen Advokaten kommentiert werden, gehen bei Zivilgerichten durch; die Juristerei siegt über die schlichte Logik der Tatsachen. Das Arbeitsgericht, das viel tiefere Einsichten in das Unterfutter der einzelnen Branchen hat, sucht eine vernünftigere Lösung. In diesem Fall erkennt der Richter schnell, unbeirrt von der Taktik der Parteien, deren wirkliche Ziele. Er richtet an den Vertreter der „Vereinigten Krankenkassen" die dringende Mahnung, die neue Gesellschaft zur Anerkennung der Angestelltenrechte zu bewegen. Er deutet ihnen sehr eingehend das Betriebsrätegesetz. Der § 84 — das Einspruchsrecht gegen Kündigungen — begründe ein dingliches Recht an eine Arbeitsstelle, das durch eine Umorganisation nicht geschmälert werden dürfe. Er schlägt einen Vergleich vor, in dem die zuletzt gezahlten Tarifgehälter beibehalten und zugleich die durch die Arbeitsjahre erworbenen Rechte anerkannt werden sollen. Den Angestellten dagegen rät er, auf die in Zukunft eintretenden tariflichen Lohnerhöhungen zu verzichten.

Das ist ein Lösungsversuch in den engen Grenzen des Möglichen. Aber die Gewerkschaften sollten endlich mit größter Energie gegen die überhandnehmenden Umgehungen von Tarifverträgen vorgehen, gegen die der Einzelne, der soziale Schwache, nichts ausrichten kann. Tarifverträge, die für verbindlich erklärt sind, dürfen durch keinerlei Transaktionen illusorisch gemacht werden. Das müßte beim Arbeitsministerium durchgesetzt werden können.

Hilde Walter

Franz C. Weiskopf

Bei Franz C. Weiskopf, dem jungen Autor von „Wer keine Wahl hat, hat die Qual" (Malik-Verlag), begegnen sich revolutionärer Wille und sprachlicher Wille. Das ist so selten bei unsern jungen Arbeiterdichtern und KPD-Dichtern und SPD-Dichtern und radikalen Dichtern. Das ist sehr selten.

Ein gut angebrachtes Komma, ein pointiertes Adjektiv sind leider wirkungsvoller als langweilige proletarische Erzählungen. Wenn man schon der Kunst einen Zweck unterschiebt und den Zweck für wichtiger hält als die Kunst, soll man sich doch wenigstens um Wirkung bemühen! Gesinnung ist so billig wie Brombeeren, gewiß auch ebenso nützlich und nahrhaft. Nur Brombeeren im unwegsamen Wald, die beste Gesinnung in unlesbaren Büchern sind wertlos.

Weiskopfs Gesinnung ist gut, Weiskopfs Stil ist besser.

„Wer keine Wahl hat, hat die Qual" umfaßt vier sehr ungleichmäßige Novellen. Eine oder zwei sind von der Art, wie wir sie schon seit Maxim Gorki kennen, Landstreichergeschichten, Lohnkampfgeschichten mit überlieferten Figuren, hergebrachten Konflikten, in einer neuen Landschaft, in einem eignen Stil. Auf diesen Stil Weiskopfs muß man achtgeben. Weiskopfs Sprache ist einfach, schlicht, von jedem einfachen Menschen lesbar und wahrlich dichterisch, poetisch.

Weiskopf feilt seinen Stil, das ist selten unter unsern jungen Talenten; er hat eine natürliche Brillanz der Diktion und er strebt dennoch nach einem planen, schlichten, ganz einfachen Ausdruck, das ist noch seltener. Weiskopf bemüht sich, es dem

Leser ganz einfach zu sagen, ganz ruhig und natürlich, ohne banal oder billig zu werden, ohne an Tiefe des Gefühls zu verlieren. Diese Art der Bemühungen liegt auf dem Wege aller großen Stilisten. Man muß acht geben auf Weiskopfs Stil.

Pointiert wie seine Sprache ist der Bau seiner Novellen. Man muß bis zu Thomas Manns Roman „Königliche Hoheit" zurückgehn, um Kapitel oder Novellen zu finden, die so weit auf einer Pointe basieren wie Weiskopfs Novellen. Trotzdem opfert er nichts an Aufrichtigkeit, an Wahrheit, er fälscht nicht um der Pointen willen, ja er übertreibt nicht einmal, und er malt gar nicht in der gesinnungstüchtigen Schwarz-Weiß-Manier.

Weiskopf predigt nicht wie seine Kollegen, er psalmodiert nicht. Er enthüllt, er deckt auf. Ein Streikbrecher ist bei ihm eine sympathische Figur. Ein „Geheimer", ein ganz unmoralischer Kriminalbeamter wächst einem ans Herz. Das ist in der reizend vorgetragenen Erzählung „Die Lebensrente oder der Teufel schläft nicht", der Geschichte eines Dienstmädchens, eines Kriminalers namens Virfl, des Onkels Vlastimil, des jüdischen Versicherungsagenten Pingitzer, einer Abtreibung, der Tante Ludmilla, kurz einer böhmischen Geschichte. Weiskopf erzählt tschechoslowakische Geschichten, aber nicht prager Weisen, sondern vom mährischen Land, er erzählt mit Witz, Ironie und Gefühl.

Ironie und Gefühl machen in der letzten und besten Erzählung des Buchs „Ein Buckel ist kein Buckel" aus einer abgegriffenen Figur eine originelle, aus einem abgegriffenen Satz einen originellen, aus einem Buckligen und dem armseligen verwirrten Sexualgefühl dieses Buckligen eine der wenigen wirklich schönen und ergreifenden Liebesgeschichten, die in unsrer Zeit geschrieben worden sind.

Hermann Kesten

Was man ungern entbehrt

In der ‚Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht' heißt es in der Besprechung eines neuen deutsch-englischen Wörterbuchs:

> Anderseits vermißt man eine große Anzahl sehr wünschenswerter Wörter. Folgende Wörter entbehrt man ungern: abflauen (vom Wind); aktuell; (an)kurbeln; Arbeiterrat; Ausbeuter; funken; Gewerkschafter; glasweise; Klassen-bewußt'sein), -bewegung, -gefühl, -gegensatz, -herrschaft, -kampf; Kriegsanleihe; lang-, kurzfristig; Maul- und Klauenseuche; Moratorium; Nachkriegs-; Schrebergärten; Schundliteratur; Sonnenbad; Sozialisierung; Stenotypist(in); Stunk; Völkerbund; Volksbegehren, -entscheid; Wertzuwachs (steuer). An Kriegs- und Militärwörtern könnte mehr gegeben sein, z. B. noch: Achselklappe; Dörrgemüse; Drahtverhau; Feldgrauer; Feldwebelleutnant; Gasmaske; Horchposten; Kraftfahrer; Kriegsbeschädigter, -gewinnler; Maschinengewehr; Querschläger; Schieber; Stahlhelm; Sturmtrupp.

Ein Kompetenzstreit

Als überzeugter Christ möchte ich sagen, der Weltkrieg kam nicht von Gott. Aber — Gott hat die Heimsuchungen des deutschen Volkes in Form des verlorengegangenen Weltkriegs zugelassen. Gott läßt Heimsuchungen des Teufels an Völkern und Menschen (Einzelschicksalen) zu (Buch Hiob).

Nordischer Kurier

Antworten

Richter. Ihr Kollege, Herr Landgerichtsdirektor Siegert, hat George Grosz und Wieland Herzfelde freigesprochen. Er hat sein Urteil in einer Weise begründet, die zum ersten Mal seit langer Zeit den einhelligen Beifall der kulturpolitischen Linken findet. Denn zum ersten Mal ist hier der Bann gebrochen, der wider Recht und Gesetz auf uns lastete. Den Krieg als verwerflich zu finden und ihn mit allen Mitteln der Satire, mit allen Mitteln des ernsten geistigen Pathos zu bekämpfen, das galt bisher als ein halb und oft ganz strafbares Unternehmen. Denn die Wehrpflicht war nur physisch aufgehoben, geistig bestand sie fort. Wenn die Militaristen dem lieben Gott den Stahlhelm aufsetzten, so war das ein ganz selbstverständliches vaterländisches Unterfangen, und straffällig wurde nur, wer das verwerflich fand. Vielleicht ist das Urteil des Herrn Siegert nur der Vorbote einer noch in weiter Ferne liegenden bessern Zeit. Schon trommelt der ‚Lokalanzeiger' höchsten Alarm, schon werden parlamentarische Interpellationen vorbereitet, und schließlich ist auch noch das liebe Reichsgericht da, um die eine Schwalbe wieder zu verscheuchen. Aber das ändert nichts an der mutigen Tat des Landgerichtsdirektors Siegert. Die geistige Freiheit hat endlich wieder einen Sieg erfochten. Ich weiß nicht, Herr Richter, wie sich Ihre Kollegen damit abfinden werden. Der Herr Staatsanwalt jedenfalls hat Revision angemeldet. Er kann nicht verschmerzen, daß ein kluger Richter eine Kulturblamage rückgängig gemacht hat.

Johannes Weyl. Sie schreiben: „Werner Hegemann erwähnte in seinem Artikel ‚Die flandersche Not' (Heft 15) einen Aufsatz des Universitätsprofessors Wilhelm Schmidt in ‚Schönere Zukunft' (Januar 1929). Der Aufsatz ist leider weiter verbreitet worden und hat das Märchen wieder aufblühen lassen, daß in Rußland die Eheschließung zwischen Eltern und Kindern eingeführt sei. Die zu wenig bekannte tatsächliche juristische Situation ist so: Ehen zwischen Geschwistern oder zwischen Eltern und Kindern sind nach dem Artikel 6 des Ehekodex von der Registrierung ausdrücklich ausgeschlossen; die Registrierung aber ist die einzige Form der Eheschließung, die es im Sowjetrecht gibt. Bei der Registrierung wird ausdrücklich (Artikel 133) auf das Ehehindernis der direkten Verwandtschaft und auf die Strafbarkeit falscher Personenstandsangaben hingewiesen. Als der Eheschließung durch Registrierung gleichberechtigt werden Eheschließungen anerkannt, die von Kirchengemeinschaften u. dgl. vor dem 20. Dezember 1917 vorgenommen wurden oder die von diesen Gemeinschaften später in solchen Gebieten der Union vorgenommen wurden, die noch keine Sowjetbehörde hatten. Hier handelt es sich natürlich noch viel weniger um Ehen direkter Verwandter. ‚Faktische Ehen', eheliches Zusammenleben, das nicht registriert oder anerkannt ist, wird gewöhnlich vom einzelnen Richter den registrierten respektive anerkannten Ehen gleichgestellt, falls es um Alimentation von Frau oder Kind geht, also nur aus sozialen Erwägungen. Im übrigen wird der Geschlechtsverkehr streng als Privatsache betrachtet, seine Sondererscheinungen behandelt der Arzt, nicht die Justiz. Strafbar

ist der Geschlechtsverkehr mit Kindern unter achtzehn Jahren. Es wird zurzeit erwogen, ob auch der Verkehr zwischen erwachsenen direkten Verwandten aus eugenischen Gründen unter Strafe gestellt werden soll."

Nationalgesinnter Schnüffler. Du bist entzückt, weil deine geliebten Nationalsozialisten in einem Landtag eine Anfrage über private Handlungen eines republikanischen Ministers eingebracht haben. Danach soll der betreffende Herr neulich auf einer Reise in Oesterreich im Fremdenbuch eines Hotels seine Begleiterin als seine Ehefrau eingetragen haben, während diese, wie den wohlinformierten Fragestellern bekannt ist, nicht mitgereist war. Die entrüsteten Nationalsozialisten fordern nicht nur einen „authentischen Bericht", sondern auch eine Strafanzeige wegen Urkundenfälschung und Irreführung fremder Behörden. Man ist sehr neugierig auf der nationalsozialistischen Guanoinsel und möchte auch wohl billig zu pornographischer Erheiterung kommen. Die nationale Provinzpresse hat die Sache gierig aufgeschnappt und schwelgt in Details. Es ist ein Grundsatz aller anständigen Menschen, daß Dinge, wie die vom Gürtel abwärts, nicht zur öffentlichen Diskussion stehen. Grade der Politiker muß davor geschützt werden, daß aus seiner privaten Sphäre der Stoff zu seiner Infamierung bezogen wird. Sensationslüsterne Entrüstung, die diese Grenze überschreitet, verdient mit Backpfeifen nach Hause geschickt zu werden.

Kölner. Dein sozialdemokratisches Parteiblatt, die ‚Rheinische Zeitung', mit der wir uns neulich infolge einer recht grundlosen Anzapfung näher befassen mußten, antwortet uns mit einem längern Gallimatthias, aus dem wir diese Stelle als beachtenswert herauspicken: „Übrigens wundern wir uns über die Verächtlichmachung des Morgenlandes in der ‚Weltbühne'. Bisher schienen uns Herausgeber, Mitarbeiter und Bezieher nahezu mit Exklusivität auf östliche Ahnen zu halten." Ich finde, deine kölner Filiale der internationalen völkerbefreienden Sozialdemokratie sollte sich nun definitiv entscheiden, ob: „Proletarier aller Länder . . ." oder: „Juden raus!" Die gegenwärtige Kompromißlösung ist unbefriedigend.

Polizeivizepräsident Weiß und Oberregierungsrat Adriani. Haben die Herren sich in dieser Woche gar nicht ums Theater bekümmert? Nicht mal ein bißchen Zensor gespielt? Das ist aber merkwürdig. Oder bereiten die Herren neue Zeitungsartikel vor, wo sie sich als große Liberale, als unerschütterliche Freigeister empfehlen —? Wie dem auch sei, gute Verrichtung! Auf Wiedersehen beim nächsten Zensurskandal.

Leo Trotzki. Die Reichsregierung hat Ihnen das Asyl verweigert. Sie hat einem kranken, heimatlosen, besiegten Manne jenes Menschenrecht verweigert, das ihre Vorgängerinnen ungezählten Russen

von Herrn Awaloff-Bermondt bis zu den Herren Orloff und Sumarakow und Uralzeff gewährt hat. Zwar sind Loebe und Grzesinski und viele andre Sozialdemokraten für Ihre Aufnahme eingetreten. Aber das Auswärtige Amt wollte nicht recht — Sie wissen, der Genosse Tschitscherin! — und den Ausschlag gab schließlich Ihr alter Freund Rudolf Hilferding. Dieser beachtliche marxistische Theoretiker war niemals ein starker Mann. In Himbeergelée gemeißelt steht sein Charaktermonument in der Zeitgeschichte. Doch nun, wo es gilt, einem alten wiener Kaffeehausspezi die Tür vor der Nase zuzudrücken, da fahren ihm plötzlich Kentaurenkräfte in die Kniekehlen. Fürchtet der gutgepolsterte Herr den Rückblick in die eigne magre Jugend? Oder in die Zeit, wo er selbst in Deutschland noch als störender Ausländer betrachtet wurde? Er weiß so gut wie Sie, daß die Erzväter des Sozialismus ihr Werk im Exil vollbracht haben. Das Jahr Achtundvierzig warf eine Woge von Flüchtlingen über die ganze Welt; Bakunin, Freiligrath, Mazzini; Ungarn, Polen, Italiener; der deutsche Emigrant Carl Schurz ist der Ehrenbürger Amerikas geworden. Wie würde eine englische Regierung vor der Geschichte stehen, die einem Marx oder Engels das Asyl verweigert hätte? Mögen Sie, Leo Trotzki, sich weit unten in der Türkei Ihr Sanct Helena suchen — Herr Hilferding will seine Ruhe haben. Was kümmert ihn, daß der Danton der neuen Revolution um Obdach bittet? Er ist verfettet und hoffärtig genug, hier, wo das Herz zu reden hat und nur das Herz, eine „sachliche Entscheidung" zu treffen. Vielleicht hat er sich aus frühern Jahren eine Abneigung gegen „kleinbürgerliche Sentimentalität" bewahrt. Das wäre auch das Einzige, was aus seinem marxistischen Konkurs übrig geblieben ist.

Zum zehnjährigen Gedenktag der Ausrufung der bayrischen Räterepublik hat Erich Mühsam einen persönlichen Rechenschaftsbericht über die damaligen Ereignisse veröffentlicht. Die Arbeit heisst „Von Eisner bis Leviné" und ist 1920 im Festungsgefängnis Ansbach niedergeschrieben. Wir empfehlen den diesem Heft beiliegenden Prospekt darüber — Fanal-Verlag, Berlin-Britz — der besonderen Beachtung unsrer Leser.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Diktatur der Angst von Heinz Pol

Während die deutsche Öffentlichkeit vollauf damit beschäftigt war, dem nach elfmonatlichen Geburtswehen mit Hilfe des republikanischen Kaiserschnittes endlich ausgetragenen Kabinett der beinahe Großen Koalition respektvoll zuzusehen, hat sich innenpolitisch auch noch einiges Andre begeben, das eines gewissen Interesses wohl wert gewesen wäre. Es haben nämlich in sehr vielen großen Betrieben Berlins und des Reichs Betriebsratswahlen stattgefunden, deren Ergebnis zum mindesten eine symptomatische Bedeutung zukommt.

Die Kommunisten haben in diesen Betriebsratswahlen fast durchweg Siege erfochten, von einem Ausmaß, das ihnen selbst sehr überraschend erscheinen mußte. Die Kampagne begann mit dem Sieg der oppositionellen Arbeitergruppe bei der Berliner Verkehrsgesellschaft. Man hielt zunächst diesen Sieg für eine Ausnahme: die Kommunisten waren immer schon in den berliner städtischen Betrieben und vor allem bei der Verkehrsgesellschaft sehr stark vertreten. Aber es blieb nicht bei diesem einen Ergebnis. Es folgten die Leuna-Werke, die Höchster-Farbwerke, Siemens-Schuckert, A.E.G., Kölner Straßenbahn undsoweiter. Fast überall errang die kommunistische Liste nicht nur die Mehrheit, sondern sogar die absolute Mehrheit über alle andern Listen und Gruppen. (Bemerkenswert übrigens das rapide Ansteigen der Stimmen für die gelben Stahlhelmlisten vor allem in Mitteldeutschland.)

Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Deshalb seien hier einige Ergebnisse ziffernmäßig genannt:

Leuna-Werke: Kommunisten 9256 Stimmen (16 Sitze).
SPD 5914 Stimmen (10 Sitze).
A.E.G., Brunnenstraße: Kommunisten 4023 Stimmen (13 Sitze).
SPD 1815 Stimmen (8 Sitze).
A.E.G., Oberschöneweide: Kommunisten 1118 Stimmen (6 Sitze).
SPD 597 Stimmen (3 Sitze).
Siemens-Schuckert: Kommunisten 2640 Stimmen (12 Sitze).
SPD 1322 Stimmen (6 Sitze).

Nach den Zählungen im gesamten Industriegebiet von Halle-Merseburg setzen sich die freigewerkschaftlichen Betriebsräte folgendermaßen zusammen:

234 Kommunisten
148 mit den Kommunisten Sympathisierende
137 SPD
46 mit der SPD Sympathisierende.

Die KPD schlachtet diese Siege, zum mindesten nach außen hin, unter brausendem Jubel weidlich aus. Das machte auf den ersten Blick einen um so stärkern Eindruck, als die Sozialdemokraten die Ergebnisse der Betriebsratswahlen teils gar nicht oder ganz versteckt in irgend einer Beilage brachten. Die Kommunisten erklären, der Zuwachs sei der Beweis für den anschwellenden „revolutionären Machtwillen" der deutschen Arbeiterschaft. Das stimmt durchaus nicht: es handelt

sich hier nicht etwa um einen Sieg der Revolution, sondern lediglich um einen Sieg der Konjunktur. Und zwar einer Konjunktur, die nicht die KPD, sondern die SPD geschaffen hat. Die Kommunisten können sich für das Ergebnis der Betriebsratswahlen beim Reichskanzler Müller bedanken.

Insofern natürlich bleiben die Betriebsratswahlen ein sehr ernst zu bewertendes innerpolitisches Symptom. Es zeigt die sehr stark gewordene Unzufriedenheit der breiten Massen mit der sozialdemokratischen Partei- und Regierungsführung. Mindestens achtzig Prozent derjenigen Arbeiter, die dies Mal für die kommunistische Liste gestimmt haben, sind und bleiben natürlich dennoch Mitglieder der SPD. Das wissen die Kommunisten nur zu gut. Trotz des Anwachsens der „revolutionären Front" besitzt der Bezirk Groß-Berlin der KPD heute noch kaum mehr als 18- bis 19 000 Mitglieder gegen rund 64 000 der SPD.

Wie sehr man selbst in der KPD über den Sieg bei den Betriebsratswahlen verwundert ist, beweist ein Aufruf in der ‚Roten Fahne', in dem die Betriebsräte gebeten werden, sich über ihre künftigen Aufgaben — über die man sich innerhalb der KPD durchaus nicht einig ist — zu äußern. Hier spürt man deutlich die Angst heraus: wird man die Masse, die man dank der falschen Politik der andern im Augenblick für sich gewonnen hat, auf die Dauer halten und so führen können, daß sie in der jetzigen Front bleibt und nicht bei der nächsten Konjunktur wieder in die alte Front zurückkehrt?

Vorläufig sieht es allerdings nicht so aus. Und die Hauptschuld daran trägt die unglückselige 1. Mai-Politik der SPD.

Seit Monaten besteht für Berlin und Preußen das öffentliche Demonstrationsverbot. Das Verbot als solches mag begründet gewesen sein, ganz und gar nicht begründet aber ist seine Dauer. Die ist nämlich unbegrenzt. Einsichtige Stellen sowohl im preußischen Innenministerium wie bei der berliner Polizei haben geglaubt (und ihren Vorgesetzten gegenüber diesen Standpunkt auch vertreten), daß der Innenminister und der Polizeipräsident das Demonstrationsverbot zum oder wenigstens für den 1. Mai außer Kraft setzen würden. Grzesinski und Zörgiebel haben abgelehnt: am 1. Mai dürfen die Genossen höchstens in den Bierhallen von Schultheiß-Patzenhofer der Morgenröte der Freiheit zuprosten.

Wer hat nun den Innenminister und den Polizeipräsidenten dahin gebracht, sich so klassenbewußt zu zeigen? Vielleicht Hugenberg? Vielleicht die Große Koalition? Vielleicht Hindenburg? Vielleicht die Dawes-Konferenz in Paris? Mitnichten. Hinter dem Verbot stehen vielmehr als treue Gralswächter die sozialistischen Gewerkschaften höchstpersönlich.

Wenns nicht so komisch wär, wärs zum Weinen: vierzig Jahre lang feierten die deutschen Sozialdemokraten am 1. Mai ihr Verbrüderungsfest. Der monarchische Staat wagte nicht, den 1. Mai zu verbieten. Es kam die Revolution, die Sozialdemokratie wurde die mächtigste Partei in Deutschland, jetzt sind die wichtigsten Ministerposten im Reich und in Preußen an Sozialdemokraten vergeben, auf dem Stuhle v. Jagows im

Roten Haus am Alexanderplatz sitzt Genosse Zörgiebel — und es kommt, was kommen mußte: das sozialdemokratische Verbot, am 1. Mai zu demonstrieren.

Weswegen nun wollen die Gewerkschaften keine öffentliche Demonstration? Aus Furcht vor der Konkurrenz der KPD. Hier ist die Linie, die schnurstracks vom Ergebnis der Betriebsratswahlen zum Verbot des 1. Mai führt. Die Sozialdemokratie fürchtet, nicht ohne böses Gewissen und deshalb nicht ohne guten Grund, daß der Aufmarsch der frischgestärkten Kommunisten bei der Bevölkerung einen imponierenderen Eindruck hinterlassen würde als der ihrige.

Also nicht die Politik der starken Hand, sondern die der blassen Angst!

Entzückend zu sehen, welchen Eiertanz die Gewerkschaften aufführen, um den Massen begreiflich zu machen, daß man am 1. Mai nur Bier zu trinken, aber nicht spazieren zu gehen habe. Es ergibt sich folgendes: Der Internationale Gewerkschaftsbund in Amsterdam fordert in einem fast beunruhigend revolutionärem Ton die Arbeiter aller Länder auf, zur vierzigsten Wiederkehr des 1. Mai machtvoll zu demonstrieren. Unterschrieben ist dieser Aufruf auch von dem Vorstandsmitglied Leipart, der aber nun für seine Genossen in Deutschland eine zweite Gebrauchsanweisung aus der Tasche zieht, die erheblich anders aussieht. An der entscheidenden Stelle heißt es nämlich: „Die deutsche Arbeitnehmerschaft wird bei diesen Demonstrationen, zu denen der Vorstand des Internationalen Gewerkschaftsbundes auffordert, nicht an letzter Stelle stehen. Die Art, wie demonstriert wird, muß den Verbänden und Ortsausschüssen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes überlassen bleiben. Angestellte! Arbeiter! Demonstriert in würdiger Form! Hier und da bestehen Verbote der öffentlichen Umzüge. Respektiert auch diese Verbote, wie ihr auch sonst dazu steht." Wie sagte Peter Altenberg in solchen Fällen: „Heißt ä Aufruf!"

Circulus vitiosus: hätte man vor vier oder sechs Wochen das Demonstrationsverbot aufgehoben, so wären die Betriebsratswahlen erheblich anders ausgefallen, und den Gewerkschaften wäre der Eiertanz erspart geblieben. Jetzt aber — o heilige Diktatur der Angst! — muß Zörgiebel hart bleiben. Hart bleiben auch gegen die Jung-Demokraten, die in ihrer erfreulich-frischen Verbandstagung ein Ersuchen an Zörgiebel gestellt haben, das Demonstrationsverbot aufzuheben. Der Herr vom Alexanderplatz wirds nicht tun, denn wichtiger als eine starke demokratische Haltung erscheint ihm die diktatorische Angstpose gegenüber der Konkurrenz von links.

Und damit das Maß voll wird: auch bei den Kommunisten herrscht Angst vor dem 1. Mai. Sie ist nicht weniger stark als die bei den Sozialdemokraten. Die Kommunisten würden etwas drum geben, wenn sie nicht gegen das Verbot zu demonstrieren brauchten. Aber sie müssens tun, obgleich sie genau wissen, daß die Demonstration mit einem Fiasko, wenn nicht mit einem durchaus unnützen Blutvergießen, enden muß.

Also auch hier ein circulus vitiosus: hätte man nicht in den Betriebsratswahlen die großen Siege erfochten, so brauchte man jetzt nicht mit dem Kopf durch die Wand zu gehen. Aber nun kann man nicht mehr zurück, man muß vorstürmen, blind ins Blaue hinein. Eben weil man Angst hat, die Massen könnten einen für nicht „aktionsbereit" halten.

So ist man bei uns teils reaktionär, teils revolutionär, nicht aus dem Willen heraus, es zu sein, sondern aus dem angstgeborenen Zwang, es sein zu müssen. Gott helfe ihnen, sie können leider Gottes nicht anders.

Der Coup des Dr. Schacht von Carl v. Ossietzky

Es hat Gott gefallen, aus der Reihe unsrer unerbittlichen Gegner einen alten englischen Bankier zu sich zu nehmen, um damit deutlich auszudrücken, auf welcher Seite seine Sympathien sind. Die noch am Leben gebliebenen Shylocks sehen dagegen in diesem supranaturalistischen Eingriff in die Tributkonferenz mehr eine Herrn Doktor Schacht großmütig gewährte Pause, den heißen Kopf etwas abzukühlen.

Auch die deutsche Öffentlichkeit sollte diese Frist zur Besinnung benutzen. Gewiß sind die angebotenen 37 Annuitäten von 1650 Millionen kein Pappenstiel, aber der Verlauf der bisherigen Reparationskonferenzen dürfte doch gelehrt haben, daß deutsche Resistenzversuche die Rechnung immer nur verteuert haben. Vor allem aber ist unsre Delegation ganz ungeeignet, die Gegenseite von Deutschlands gutem Willen und den natürlichen Grenzen seiner Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Ihre Mitglieder gehören, bis auf den milden Liberalen Herrn Melchior, jener schwersten Schwerindustrie an, wo man sonst nicht verhehlt, daß man die Einhaltung internationaler Verpflichtungen für ein demokratisches Vorurteil hält. Hier rächt sich der Kardinalirrtum der Linksregierung. Sie wollte die Gebieter der Wirtschaft an das definitive Reparationsabkommen binden, um nicht für alle Zukunft allein die Verantwortung zu tragen. Es ist anders gekommen. Die Herren, die zum Ensemblespiel nicht die nötige kollektivistische Veranlagung mitbringen, sind aus der Reihe getanzt, und die ganze Verantwortung liegt auf der Regierung.

Man hätte es sich auch sagen müssen, daß ein Mann von der Art des Herrn Hjalmar Schacht sich auf keinen Fall einen Coup auf eigne Faust verkneifen kann. An dieser Stelle ist schon im vorigen Sommer dringend vor seiner Entsendung nach Paris gewarnt worden. Wir haben Äußerungen von ihm angeführt, die an seiner laxen Auffassung in Reparationsdingen keinen Zweifel lassen. Herr Schacht ist kein Unterhändler, sondern ein Kommandeur. Von seinen höchst überflüssigen Einmischungen in den politischen Tageskampf ist er überreizt und mit wahrhaft wilhelminischer Überheblichkeit zurückgekommen. Seine internationale Unbeliebtheit ist kein Geheimnis. Besonders in Frankreich herrscht gegen ihn ein star-

kes Mißtrauen, das auf einige impulsive Publikationen zurückgeht. Schacht als deutscher Vertreter — das bedeutete von vornherein die Verurteilung der Konferenz zu gewaltsamem Ende.

Nicht seine sachliche Unnachgiebigkeit hat in Paris endlich zum Eklat geführt, obgleich auch die Amerikaner seine Hartnäckigkeit in der Frage des Transferschutzes ärgerlich fanden. Der Skandal brach erst los, als Herr Schacht im Revelstoke-Ausschuß Bemerkungen machte, die die Deutung fanden, daß er bereit wäre, gegen Zugeständnisse auf kolonialem Gebiet ein höheres Angebot zu machen. Auch soll er den polnischen Korridor in die Debatte gebracht haben. Man weiß bis jetzt noch nicht, was im deutschen Memorandum steht und was Schacht wirklich gesagt hat. Aber die ungeheure Erregung zeigt, wie mißtrauisch er betrachtet wurde und daß man ihm ohne weiteres ein Attentat auf die Konferenz zutraute. In der Weltpresse brach ein Sturm gegen Deutschland los wie seit dem Tage von Rapallo nicht. Von deutscher Seite wird allerdings versichert, daß Herr Schacht nicht von Kolonien gesprochen habe, sondern nur von der Schaffung einer überseeischen Rohstoffbasis, eine schon früher von ihm vertretene Idee, die jedoch von Kennern abgelehnt worden ist. Ein schlechter Unterhändler, dem man immer das Schlimmste zutraut.

Herr Schacht hatte weder die Befugnis, in die Politik überzugreifen noch eine private Liebhaberei aufs Tapet zu bringen. Der jähe Tod des alten Lord Revelstoke hat ihm den gewünschten dramatischen Abgang mit knallender Tür verdorben. Das wäre ein Gaudi für die nationalen Stammtische gewesen! Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, holt er vom Blättchen sich die Phrasen und von der Wand die Vereinsfahne. Wie 1921, als Simons aus London zurückkam, hätte man mit Schnedderengdeng den Mann empfangen, der endlich Nein gesagt hat. Alle Diktaturschreier hätten plötzlich ihren Helden gehabt. Die Protestation des Herrn Doktor Schacht wäre das Signal zu den bösesten innern Wirren gewesen. Hoffentlich hat die Regierung ihm bei seinem berliner Besuch klar gemacht, daß es nicht auf die große Pose ankommt, sondern darauf, in Paris entweder ein Provisorium oder wenigstens eine Brücke zu neuen Verhandlungen zu erreichen. Theoretisch betrachtet braucht eine Ergebnislosigkeit der pariser Konferenz nichts zu bedeuten; der Dawesplan würde einfach weiter laufen. Praktisch sieht die Sache anders aus. Deutschland wäre wieder das Land, das sich seinen Verpflichtungen entziehen will, ein Land, mit dem man keine Geschäfte riskieren kann, ein Land, von dem man nicht weiß, ob es kreditwürdig ist. Ein unsicheres Land.

Herr Schacht hat Komplikationen angerichtet, die nicht notwendig waren. Es war ein ungeheurer Fehler der Regierung, so viele Vollmachten in die Hände eines Mannes zu legen, der sich in Selbstvergötterung verrannt hat und dem es auch auf internationalem Forum vornehmlich darauf ankommt, sich für innenpolitische Zwecke zu inszenieren.

Pariser Presse von Simson Carasco

I.

Wer macht die Zeitungen?

Der politische Ausschuß des französischen Parlaments hat die Frage der „Freiheit der Presse" auf seine Tagesordnung gestellt. Die ganze pariser Presse hat diesen Beschluß, der ihr sehr unbehaglich ist, totgeschwiegen. Doch wenn die Abgeordneten, von denen die meisten selbst Journalisten oder Mitarbeiter von zahlreichen Tagesblättern und Revuen sind, einwilligen, sich mit dieser Frage zu beschäftigen und sich dem Zorn „Ihrer Majestät der Presse", wie der verstorbene Direktor des ‚Gaulois', Arthur Meyer, so schön sagte, auszusetzen, so beweist dies, daß diese Debatte fällig und daß die Lage ernst, ja unhaltbar geworden ist. Denn die Rolle des Parlaments besteht darin, sich nur mit den Dingen zu beschäftigen, die nicht mehr aufzuhalten sind. Der große Skandal des ‚Quotidien', mit dessen Hilfe es seinem Direktor Henri Dumay gelungen ist, auf sehr geschickte Weise und quasi auf legalem Wege den kleinen Sparern ungefähr zwanzig Millionen aus der Tasche zu locken, der Skandal der ‚Gazette du Franc', bei dem große Tageszeitungen kompromittiert sind, die zahlreichen seit dem Kriege entstandenen Erpresserzeitungen, deren vollkommenstes Modell ‚La Rumeur' von Georges-Anquetil war, und schließlich die viel besprochene Affäre des ‚Ami du Peuple' von Coty, all diese Skandalaffären haben tatsächlich ganz Frankreich in Aufregung versetzt.

In der Tat ist es auf das Verlangen der Regierung selbst zurückzuführen, daß diese Pressefrage auf die Tagesordnung des politischen Ausschusses gestellt wurde. Die Regierung war es auch, die während der Affäre der ‚Gazette du Franc' gegen die großen Zeitungsdirektoren die furchtbarsten Dokumente zusammentrug und so Henri Dumay zwingen konnte, von seinem Direktorposten zurückzutreten, und den Erpresser Anquetil festnehmen lassen konnte.

Aber ist die Frage: Freiheit der Presse? auch richtig gestellt? Wollen die Abgeordneten nicht die Wirklichkeit verschleiern, um sich vor einer Macht, der sie alles verdanken und vor der sie Angst haben, nicht zu kompromittieren?

In zwei interessanten Artikeln in der ‚Vossischen Zeitung' im vergangenen Dezember hat Herr Leo Stahl zu zeigen versucht, wie sehr die Freiheit der französischen Presse beschränkt ist. Herr Stahl ist unter den pariser Korrespondenten deutscher Blätter zweifellos der wertvollste und bestinformierte. Nichtsdestoweniger scheint er die Frage der französischen Presse nicht richtig formuliert zu haben. Hat er sich nicht irreleiten lassen durch den Bericht eines Mannes, der die Kehrseite der pariser Presse wohl sehr gut kennt, doch nichts verraten darf und sich darauf beschränken muß, einfach den Organismus und die Funktionen seiner Organisation zu schildern? Und hat Herr Stahl nicht „Freiheit" der Presse mit „Unabhängigkeit" der Presse verwechselt?

„Freiheit der Presse" — das ist das den Zeitungen zugesagte Recht, alle Meinungen bis zu den subversivsten ausdrücken und Kritik an allen Persönlichkeiten und Institutionen üben zu dürfen, ohne deswegen behelligt zu werden.

Von dieser Seite gesehen, ist in der ganzen Welt, nicht einmal im liberalen England, die Presse so „frei" wie in Frankreich. Die ‚Rote Fahne' oder die ‚Deutsche Zeitung' werden für Artikel angeklagt und konfisziert, die die ‚Humanité' oder die ‚Action française' ungestraft veröffentlichen könnten. Leute, welche die Lage in Frankreich und in Deutschland kennen und täglich die Anwürfe des Monarchisten Léon Daudet in der ‚Action française' lesen, wo das Staatsoberhaupt, die Minister, die Abgeordneten, die Polizei, die Behörden in den Kot gezerrt werden, wo das republikanische Regime in jeder Zeile denunziert wird, wissen, daß für eine halb so kräftige Redeweise jede deutsche Zeitung sofort verboten werden würde.

Nein, nicht die Frage der „Freiheit der Presse" muß in Frankreich gestellt werden! Verfassungsgemäß ist die französische Presse so „frei", wie nur eine Presse frei sein kann. Aber so paradox es auch klingen mag, diese „freie" Presse hat sich mit schweren Ketten beladen. Diese „freie" Presse darf nichts sagen. Täglich verschachert sie ihre „Freiheit" und verkauft sie Stück für Stück, Fetzen für Fetzen. Dank dieser „Freiheit", dem Ventil der Demokratie, ist ihr die Regierung und das ganze Regime ausgeliefert. Diese Freiheit, die ihr die Regierung sicherstellt, läßt sie sich wieder abkaufen. Dies die Erklärung der geheimen Fonds.

Es ist eher die Frage der Unabhängigkeit, die aufgeworfen werden muß. Doch diese Frage wagt niemand, weder in Frankreich noch im Ausland, zu stellen und zu erörtern.

Und eben diese Frage wollen wir hier ins Klare bringen.

*

Was wir hier sagen werden, ist ernst. Es ist kein Geheimnis, aber in den Kreisen des pariser Journalismus ist es ein Verbrechen, davon zu sprechen.

Die Korruption ist so offenkundig in der Presse, ihr Geruch so prägnant, daß es keinen pariser Journalisten gibt, der nicht weiß, wie die Zeitungsdirektoren mit ihren Artikeln Handel treiben. Jeder Journalist weiß, wozu die sogenannte „correction" in den Zeitungen dient, wo vier oder fünf Vertrauensleute des Direktors unter dem Vorwand, den Stil zu prüfen, die Manuskripte sämtlicher Redakteure nach privaten und geheimen Orders der Direktion aufs sorgfältigste durchschnüffeln. Die ganz wichtigen Artikel, wie Berichte über Parlament, Senat, Magistrat etcetera, läßt der Direktor knapp vor Umbruch in sein Bureau bringen, wo er die Bürstenabzüge liest, korrigiert und sie zu einem Zweck verstümmelt, den jeder kennt.

Ausnahmslos alle pariser Journalisten beklagen sich, daß am nächsten Tag in ihren Artikeln oft genau das Gegenteil davon steht, was sie geschrieben haben.

Jeder weiß, daß die Presse korrumpiert ist, aber wie wenige kennen den Mechanismus dieser Korruption, der in allen Zeitungen, ohne Ausnahme der Tendenz, durchgeführt

wird. Wenige haben ihn in der Nähe funktionieren gesehen. Doch unter den wenigen Eingeweihten gibt es einige, die dieses Wissen ausnützen, sich ein skandalöses Vermögen sichern und selbst als Zeitungsdirektoren enden. Dies ist der Fall von Mouthon, der in einem berühmten Buch „Du Bluff au Chantage" (Vom Bluff zur Erpressung) die Korruption des ‚Matin' und von dessen Direktor Bunau-Varilla aufdeckte und dann selbst Direktor des ‚Journal' wurde. Dies ist auch der Fall von Henri Dumay, der den ‚Quotidien' gegen die übrige korrumpierte Presse gründete und dann, nachdem er Mouthon und Bunau-Varilla denunziert hatte, ärger handelte als diese.

Doch die übrigen, die die Korruption in der Nähe sehen und sie nicht für sich auszunützen wissen, leiden darunter und sind ihre Opfer. Aber sie sind gezwungen zu schweigen. Wehe der Zeitung, die es wagen würde, den mannigfaltigen Mechanismus der Pressekorruption aufzudecken! Auf Befehl des Konsortiums, das über die ganze Presse seine Diktatur ausübt, würde sie rücksichtslos von den Messageries Hachette boykottiert werden, und ihre Verteilung und ihr Verkauf würde sofort stillstehen. Havas entzöge ihr alle Anzeigen, und das Blatt müßte einfach zugrunde gehen. Wehe auch dem Journalisten oder Schriftsteller, der die Wahrheit aufdeckt! Die gesamte französische Presse würde sich ihm verschließen und er und seine Familie dem Elend ausgesetzt werden. Sein Name käme auf die schwarze Liste des Konsortiums. Wir übertreiben nicht. Unzählige Fälle gibt es, um diese Tatsachen zu illustrieren. Wir wollen nur einen der krassesten nennen:

Der Schriftsteller Paul Brulat schrieb am Anfang dieses Jahrhunderts ein erschütterndes Buch über die pariser Presse, „La Faiseuse de Gloire". Während zehn Jahren konnte Paul Brulat keine einzige Zeile in der französischen Presse unterbringen, und tiefes Schweigen herrschte über den außerordentlich talentierten Schriftsteller. Bis heute haben ihm die Herren der Presse noch nicht ganz verziehen, und sie sprechen von ihm nur mit Ausdrücken tiefster Verachtung.

Das Publikum glaubt, daß die Journalisten die Zeitungen machen. Und oft sind die Journalisten selbst davon überzeugt. Aber die Zeitungsdirektoren sind es, Hyänen der Presse und Strohmänner von Finanzkonzernen, die die Zeitungen machen; die Telegraphen- und Annoncenagenturen machen die Zeitungen, hinter denen sich Finanz und Industrie verbirgt; die großen Petroleumkonzerne, die Eisenbahngesellschaften machen die Zeitungen; alle die Großmächte, welche die Gesellschaft unterjochen...

Anatole France sagt in „Ile des Pingouins": „Der Staat der Pinguine war demokratisch. Drei, vier Finanzgesellschaften übten darin eine weiter ausgedehnte und besonders wirksamere und beständigere Macht aus als die Minister der Republik, die bloß kleine Lehnsherren waren, die sie im geheimen beherrschten und die sie durch Einschüchterung oder Bestechung zwangen, sie auf Staatskosten zu bereichern, und die sie mit Zuhilfenahme der Presse vernichteten, wenn sie ehrlich bleiben wollten."

Hören wir die Worte eines großen Opfers der Presse, eines Mannes, dem die Zeitungsdirektoren niemals verziehen haben, daß er die Republik reinigen wollte, Joseph Caillaux („Où va la France? Où va l'Europe?"): „Die Großindustriellen fabrizieren die öffentliche Meinung durch die Presse, die schmeichelt, beschimpft, droht oder verleumdet, je nachdem es ihre Interessen verlangen, besonders aber durch das Schweigen oder das Reden der Presse, die ihrem Willen untertan ist; durch die Presse, welche die Information macht."

Diejenigen, die in Frankreich für die Oligarchie der Finanz und Industrie die öffentliche Meinung handhaben, sind das Konsortium der pariser Presse, bestehend aus ‚Le Matin', ‚Le Journal', ‚Le Petit Parisien', ‚Le Petit Journal' und ‚l'Echo de Paris', ohne die keine einzige französische Zeitung gemacht werden kann. Weiter die ‚Messageries Hachette' und die ‚Agence Havas', von der alle Zeitungsdirektoren abhängen, sogar die der Linkspresse.

Will das Parlament die Frage der pariser Presse erledigen und die Zeitungen reinigen, so muß es bei den Direktoren der Großpresse beginnen und den Mechanismus ihrer Macht und Korruption zerstören.

Das Parlament hat die Macht, dies durchzuführen, wenn es auch wirklich den Willen dazu hat. Stimmt man auch politisch mit Poincaré nicht überein, so muß man doch anerkennen, daß er heute der einzige Mann in Frankreich ist, der, dank seiner Rechtschaffenheit, fähig wäre, die Korruption in der Presse mit der Wurzel auszurotten.

Atemnot der Luftfahrt von Heinz Jäger

„Die Beziehungen des Reichstages zur Luftfahrt-Abteilung des Reichsverkehrsministeriums sind nicht die besten. Es ist offen ausgesprochen worden, daß ein Vertrauen des Haushaltsausschusses zu dieser Abteilung nicht besteht." So urteilte der deutschnationale Abgeordnete Doktor Quaatz bei der Beratung des Luftfahrt-Etats im Frühjahr 1928. Der Demokrat Diedrich-Baden (jetzt Reichsernährungsminister) wies in derselben Sitzung des Haushaltsausschusses darauf hin, daß die Zusammensetzung des Luftfahrt-Etats an Unklarheit und Undurchsichtigkeit nichts zu wünschen übrig lasse, und erklärte: „So wie die Dinge (in der Luftfahrtabteilung des R.V.M.) jetzt liegen, können sie nicht weitergehen... Ich bin nicht in der Lage, diese Zustände weiter mitzumachen und verlange kategorisch, daß hier eine Änderung eintritt..."

Wenn schon von stärksten Säulen der Republik und gar von Leuten, die sich immer als die berufsmäßigen Hüter aufspielen, die Zustände innerhalb der deutschen Luftfahrtführung so scharf kritisiert werden, so muß hier etwas faul sein, und die deutsche Luftfahrt kann nicht so aussehen, wie sie eine kritiklose Verhimmelung immer darzustellen beliebt. Dies ist zwar nichts Neues, und wenn gewisse Leute jetzt in wahre Veitstänze geraten, weil der Reichstag von seinem Recht, Abstriche am Etat vorzunehmen, ausgiebig Gebrauch gemacht hat, so zeigen sie da-

mit nur, wie kraß bisher der Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit war. Es ist zwar in der Geschichte der deutschen Republik ein einzig dastehender Vorgang, daß einer Reichsbehörde plötzlich die Hälfte ihrer Mittel gestrichen werden, aber grade bei der großen Scheu des Reichstags vor energischen Maßnahmen bedeutet der Beschluß der den Etatausgleich vorbereitenden Reichstagskommission, am Luftfahretat die angeforderten 54,7 Millionen um 26 Millionen zu kürzen, zugleich das stärkste Mißtrauensvotum für die bisherige Luftpolitik. Der äußere Anlaß für die starke Verkürzung des Luftetats mag die prekäre Finanzlage des Reiches gewesen sein, aber ein solcher Schritt wäre auch bei einer günstigern Finanzlage unabwendbar gewesen.

Offene Kritik an dem System der deutschen Luftpolitik wagten bislang nur wenige, und grade Kritiker aus dem Fach und aus der Luftfahrtpraxis sahen im Hintergrund immer die drohende Peitsche der Subventionsentziehung, die die Ministerialbureaukratie rücksichtslos jedem zu spüren gab, der keine stramme Haltung annahm. Es hat sich aber schließlich auch im Reichstag herumgesprochen, daß die von der Luftfahrtbureaukratie verfolgte Politik nichts andres ist als eine Art verschleierte Verwaltungsdiktatur, wobei der Reichstag die Rolle einer Reichszapfstelle spielen sollte, um der Bureaukratie damit die nötigen Flüssigkeiten zur Verwirklichung ihrer teils gefährlichen, teils dilettantischen Spielereien zu geben. Niemand leugnet dabei, daß grade in den ersten Jahren nach der Währungsstabilisierung die Luftfahrt nur mit staatlicher Unterstützung auf die Beine gebracht werden konnte. Die Luftfahrtstellen mußten sich aber darüber klar werden, daß man nicht ewig im Säuglingsalter bleiben konnte, sondern daß man auch einmal selbst gehen lernen muß. Statt dessen jonglierten die führenden Herren noch vor kurzem damit, den Luftfahrtetat 1929 um etwa 15 Millionen höher als 1928 anzusetzen.

Die Fehler der bisherigen Luftfahrtpolitik liegen nicht nur darin, daß auf organisatorischem und technischem Gebiet falsche Wege eingeschlagen wurden, was auf einem so neuen Gebiet nie zu vermeiden sein wird, sondern vor allem in der völligen Verkennung aller psychologischen Faktoren. In keinem andern Ressort zeitigte die Tradition wilhelminischer Geistesverfassung solche Blüten, wie im Luftamt und förderte einen derart dünkelhaften Hochmut eigner unantastbarer Weisheit, daß alles andre als Bagatelle betrachtet wurde. Auch folgender Reichstagsbeschluß, der im Frühjahr 1928 die Zustimmung aller Parteien fand:

> Der Reichstag wolle beschließen, die Reichsregierung zu ersuchen, alsbald nach Verabschiedung des Etats einem Ausschuß des Reichstags eine Übersicht vorzulegen, aus der hervorgeht, wie die Verteilung der zur Förderung des deutschen Flugwesens und der einschlägigen Industrie bewilligten Mittel erfolgen soll.
>
> ... das RVM. zu ersuchen
>
> 1. im Benehmen mit dem Luftbeirat Grundsätze für die Vergebung von Beihilfen zur Förderung der dem regelmäßigen öffentlichen

Verkehr dienenden Luftfahrtunternehmungen aufzustellen und binnen drei Monaten dem Haushaltsausschuß vorzulegen,

2. vom Rechnungsjahr 1928 ab dem Haushaltsausschuß regelmäßig vierteljährlich Ausweise über die zur Förderung der dem regelmäßigen Verkehr dienenden Luftfahrtunternehmungen ausgegebenen Beträge und die Art ihrer Verteilung vorzulegen.

Der Reichstag wollte sich damit — ohne zunächst irgendwelche Geldmittel zu kürzen, — eine Kontrolle über die Bureaukratie sichern und einen genauen Einblick über die Art der Geldverteilung und damit über die Höhe der tatsächlich notwendigen Geldmittel gewinnen. Die Bureaukratie, die nun zum ersten Mal ihre bisher unumschränkte Herrschaft ernsthaft bedroht sieht, hintertrieb diese Beschlüsse des Parlaments. Und zwar mit der faulen Ausrede, sie sei zur Ausführung dieser Beschlüsse nicht verpflichtet, da diese ja noch im alten Reichstag gefaßt worden seien! Eine andre Bureaukratie, nämlich die des Kriegsministeriums, hat anders herum konstruiert, als sie ihren Panzerkreuzer haben wollte! Diese Eigenmächtigkeit war nun selbst dem Reichstag zu viel, und gab die Veranlassung zu den sehr starken Etatkürzungen. Diese Dinge, die bisher immer nur hinten herum im Flüsterton besprochen wurden, müssen einmal mit aller Schärfe und Klarheit gesagt werden, wenn nicht ganz falsche Ansichten entstehen sollen, warum eine fühlbare Kürzung des Luftfahrtetats auf alle Fälle notwendig geworden wäre.

Luftfahrt-Ausgaben 1924—1929 (in tausend Mark)

	1924	1925	1926	1927	1928	1929	1929 Streich.-pläne d. Reichstages
1. Zentrale für Flugsicherung, Wetter- und Flugfunkdienst	137	300	1 775	2 750	2 867	3 356	—
2. Zur Förderung wisschaftl. und allgemein wissenschaftl. Zwecke	4 100	27 100	18 000	10 700	20 800	16 300	8 300
3. Zeppelin-Beihilfe	—	—	—	—	700	4 500	2 500
4. Versuchsanstalt für Luftfahrt							
a) Unterhaltungskosten	50	850	950	1 700	1 500	1 600	—
b) für Verlegung	—	—	1 000	1 000	—	4 000	4 000
5. Luftverkehr	4 900	6 700	15 572	22 065	20 165	19 250	9 250
6. Bodenorganisation	500	4 000	4 350	3 000	1 700	880	450
7. Piloten-Ausbildung, Klein-Flugwesen, Segelfliegerei und Verschiedenes	753	3 850	5 200	4 900	4 800	4 800	1 800
(davon für Verkehrsfliegerschule)	—	—	—	(3 550)	(3 550)	(3 550)	(1 550)
Summe:	10 440	42 800	46 850	46 120	52 530	54 680	26 300

Summe 1924—28 = 200 Millionen Mark.

Die Etatpositionen „Wissenschaftl. und allgemein wirtschaftliche Zwecke“ ist für 1929 in folgende Untergruppen eingeteilt (in Tausend Mark)

	beantragt	Streich.-pläne
a) für Entwicklung und Prüfung neuer Flugzeuge	5 280	3 700
b) für Entwicklung und Prüfung neuer Flugmotore	1 600	1 100
c) für Entwicklung von Instrumenten und Luftschrauben	350	50
d) für Entwicklung der Flugfunknachrichtenmittel	100	—
e) für die Erhaltung der deutschen Flugzeugindustrie	7 800	3 050
f) für Wettbewerbe	350	100
g) für besondere wissenschaftliche Forschungsaufträge	820	300
Summa:	16 300	8 300

Anmerkung. Die Etattitel sind nicht in der Reihenfolge des Etats aufgestellt, sondern unter einheitlichen Verwendungsgruppen zusammengefaßt.

Bei einem Vergleich der Luftfahrtausgaben der letzten fünf Jahre fällt zunächst das Anwachsen der Gesamtausgaben vom Jahre 1924 auf 1925 (10,4 respektive 42,8 Millionen) auf, obwohl 1925 der Luftverkehr erst den bescheidenen Anteil von 6,7 Millionen erhielt. Dagegen stehen unter dem Kautschuckbegriff „zur Förderung wissenschaftlicher und allgemein wirtschaftlicher Zwecke“ 27,1 Millionen. Aus jenen Geldmitteln wurden zum Teil die von der Reichswehr angeregte Flugzeugrüstung von Junkers in Rußland liquidiert. Dieser „Förderungstitel“ ist überhaupt der dunkelste des ganzen Etats und alle Bemühungen des Haushaltsausschusses wollten vor allem über diesen mysteriösen Titel Klarheit erhalten. Noch im nächsten Jahr sehen wir hier 18 Millionen Mark verbucht, wovon etwa 10 Millionen Mark zur Liquidation und Schuldendeckung der in jenen Jahren üppig emporgeschossenen Sportfliegerei aufgebracht werden mußten. Dabei weiß bis heute noch niemand, wofür die unter dieser Rubrik angeforderten Geldmittel grade in den letzten drei Jahren eigentlich ausgegeben wurden. Man weiß wohl, daß damit Flugzeuge bestellt werden und daß Flugzeugfabriken (zum Beispiel Albatros, Arado, Heinkel) für unkontrollierbare Experimente ebensolche unkontrollierbaren Zuschüsse erhalten, man weiß, daß diese Flugzeuge dann entweder in den Besitz jener „Severa“ alias „Küstenflugabteilung der Lufthansa“ oder jener noch mysteriöseren „Abteilung M“ alias „Erprobungsabteilung Albatros“ übergehen, während wiederum ein andrer Teil dieser Flugzeuge der deutschen Verkehrsfliegerschule oder der deutschen Lufthansa zur Verfügung gestellt wird. Dies wird aber im Etat nirgends erwähnt, denn für die Unterstützung der Lufthansa hat man ja den Titel „Luftverkehr“. Die Lufthansa erhält also tatsächlich eine viel größere Subvention als man nach außen hin annimmt. und es wird erst jetzt verständlich, warum auch die Lufthansa immer so unklare Bilanzen aufstellt, denn es darf

doch um Gotteswillen niemand auf diesen Etattrick kommen. Der Titel 2 ist in seinen Untertiteln noch eingehend dargestellt. Ohne zu verkennen, daß gewisse (aber bedeutend niedrigere!) zusätzliche Mittel, zum Beispiel beim Bau neuer Typen, manchmal zu verantworten sind, so muß man doch immer wieder die Frage stellen: wem gehören eigentlich die Flugzeuge, die mit diesen Geldmitteln gebaut wurden? Dabei handelt es sich nicht nur, wie man meinen könnte, um den Bau neuer Großverkehrsflugzeuge, sondern um eine ganze Reihe sogenannter „Sportzweisitzer" mit 500 bis 700 PS. Ein feiner Sport, nicht wahr? Aus demselben Fonds sind dann auch Geldmittel an Dornier für den Bau des Großflugbootes Do. X. und an Rohrbach für den Bau der Großflugboote „Rocco" und „Romar", die sich als ziemlich verfehlte Spekulationen herausgestellt haben, gegeben worden. Dieser Titel ist jetzt um die Hälfte gekürzt. Gleichzeitig hat man die Geldmittel der Lufthansa um die Hälfte gestrichen. Mit dem jetzt bewilligten Satz müßte dieses Verkehrsunternehmen eigentlich auskommen, wenn es von Anfang an vernünftig organisiert und planmäßig aufgebaut worden wäre. Allein auch hier hat der Höhenfimmel jede nüchterne Kalkulation beseitigt und auch diese Stelle rechnete noch bis vor kurzem mit einer Erhöhung ihrer Reichszuschüsse. Da nun die Lufthansa ihren gesamten Apparat für den Flugdienst 1929 mindestens noch auf der Höhe des alten Etats aufgestellt hat, und auf dieser Basis ebenfalls schon gewisse geschäftliche Verpflichtungen eingegangen ist, — 6 Millionen Bankschulden — herrscht jetzt dort besonders große Kopflosigkeit. Man könnte aber vom Titel 2 noch weitere zwei bis drei Millionen streichen und den Titel „Luftverkehr" um diesen Betrag erhöhen, um so der Lufthansa die Umstellung ihrer bisher übertriebenen Luftverkehrspolitik auf eine vernünftigere Basis nicht allzu schwer zu machen.

Die Titel 2 und 5, die zusammen zwei Drittel der angeforderten Geldmittel ausmachen, sind die Fettöpfe, aus denen Flugzeugindustrie und Luftverkehr bisher am Leben erhalten wurden. Die Streichungen bei den einzelnen Positionen des Titels 2 können dabei noch untereinander verändert werden. So wird man vielleicht bei der „Entwicklung neuer Flugzeuge" nur etwa die Hälfte streichen, und den Streichungsbetrag bei der „Erhaltung der deutschen Flugzeugindustrie" um diesen Anteil erhöhen. Der bisher meist nur hinter den Kulissen ausgefochtene Kampf zwischen Industrie und Verkehr um die Verteilung der Reichssubventionen nimmt jetzt neue Formen an.

Mit der Gründung der Lufthansa erfolgte seinerzeit auch die Auflösung des Junkersluftverkehr, und es gelang der Hansa ebenfalls, Junkers aus dem Reichsverband der Flugzeugindustrie hinauszudrängen, und sich dafür eine dominierende Stellung in diesem Verband zu sichern. Die Hansa hatte damals die volle Unterstützung der übrigen Industrie, die in Junkers den gefährlichen Konkurrenten witterte, der keine andern Götter neben sich dulden wollte. Schon seit langem hat sich die Front wieder zugunsten Junkers verschoben und der Verband zeigt große Neigung, Junkers wieder aufzunehmen und

die Hansa dafür auszubooten. Man zögerte mit diesem Schritt bisher, weil einem Teil der Industrie noch sehr beträchtliche Geldmittel über die Lufthansa zuflossen. Kaum waren jedoch die neuen Etatkürzungen bekannt, als die Industrie eine neue — wenn auch noch vorläufige — Kampfform fand. Auf Veranlassung von Sachsenberg, dem kaufmännischen Leiter der Junkerswerke, bildete sich ein Ausschuß der Flugzeugindustrie, um für die Industrie zu retten, was noch zu retten ist. Diese wollen nun dem Reichstag ein Programm vorlegen, wie, unter Anerkennung der Notlage der Reichsfinanzen, die weitere Förderung der deutschen Flugzeugindustrie geschehen könne. Auf einmal gehts also. Dabei hat die Industrie noch viel zu große Subventionen behalten. Denn wofür sollen diese dienen, wenn der Verkehr so stark gedrosselt wird.

Die Lufthansa tobte über diesen „Dolchstoß", mußte sich aber der veränderten Sachlage dennoch anpassen. Während sie in den ersten Tagen nach den Etatkürzungen Bankerotterklärungen fabrizierte (man wollte auf einmal nur noch fünf (!) Reichslinien befliegen können!), hat sie sich jetzt ebenfalls dazu bequemt, ein Programm aufzustellen, wie der Luftverkehr der veränderten Finanzlage zweckmäßig angepaßt werden könne. So scheint es also plötzlich wahr zu werden, was schon jahrelang jede ernsthafte Kritik verlangte: Die Lufthansa soll doch einmal ein genau detailliertes Programm ihrer Verkehrspolitik aufstellen und nicht immer nur nach Zuschüssen schreien.

In den Programmen beider Luftfahrtbranchen spielen Reichsgarantien für Privatanleihen, an Stelle der bisherigen Subventionen, eine wichtige Rolle. Es wäre dabei unsinnig, die jetzt vorgenommenen Etatkürzungen durch ebenso hohe Reichsgarantien für Privatanleihen ersetzen zu wollen. Dieser Ausweg kann nur gebilligt werden, so weit er sich mit wirtschaftlicher Vernunft rechtfertigen läßt. Die Lufthansa wird dabei wohl von vornherein ausscheiden, denn wer pumpt einem Verkehrsunternehmen Geld, dessen Ausgaben bisher nur durch knapp zwanzig Prozent eigner Einnahmen gedeckt wurden? Eine Reichsgarantie wird sich hier auf die Deckung der sechs Millionen Bankschulden beschränken müssen. Für diejenigen Firmen, die nicht in der Hauptsache Experimentierwerkstätten der Reichsministerien sind, können solche Garantien etwa bis zu einer gewissen Höhe erwogen werden, soweit vernünftige Bau- und Absatzprogramme ein solches Vertrauen rechtfertigen und das Kapital nicht schon jetzt durch ebenso hohe Schulden belastet ist.

Ein kräftiger Schnitt wurde mit Recht auch bei der Verkehrsfliegerschule vorgenommen. Diese soll den Nachwuchs an Verkehrspiloten sicherstellen und behauptet, jährlich etwa 50 voll ausgebildete Akademiker-Piloten zur Verfügung zu stellen. Dazu hat sie drei Flugplätze (Staaken, München und Warnemünde), besitzt zirka 150 Flugzeuge und verlangt dafür dreieinhalb Millionen Mark Reichszuschuß. Jeder ausgebildete Schüler kostet also das Reich 70 000 Mark. Ein teurer Spaß! Nach den Intentionen der Ministerialbureaukratie sollte diese

Schule in diesem Jahr aus dem Titel 2 (der hier angeführten Etataufstellung) noch extra fünf Millionen für Anschaffung neuer Flugzeuge erhalten — ein Verfahren, das auch in den letzten beiden Jahren geübt worden ist —, das heißt: die Ausbildungskosten pro Kopf erhöhen sich damit auf 170 000 Mark jährlich. Diesen Schwindel glaubt wohl niemand. Was macht also die Verkehrsfliegerschule mit diesem vielen Geld? Wie weit steht sie mit der „Severa" und andern Organisationen in einer Arbeitsgemeinschaft? Denn bei den angeführten dreieinhalb Millionen ihres eignen Titels sind bereits anderthalb Millionen für „Unterhaltung der vorhandenen Flugzeuge" eingerechnet. Während des Krieges — allerdings bei bedeutend kürzerer und oft auch schlechter Ausbildung — sind von etwa zwanzig Lehrern mit fünfzig Flugzeugen jährlich zirka 1000 bis 1200 Schüler ausgebildet worden. Dieser krasse Unterschied sollte genügen, auch wenn der Vergleich kein vollgültiger ist. Oder ist diese Schule etwa ein Rahmen für andre Zwecke?

Man streiche überhaupt die gesamten Mittel für die Verkehrsfliegerschule, löse diese Anstalt auf und überweise den Restbetrag an die Lufthansa, mit der Verpflichtung, die bei dieser Schule tätigen Facharbeiter in ihre eignen Betriebe aufzunehmen. Die Pilotenausbildung (vielleicht zwanzig pro Jahr) kann die Hansa in ihrem Betrieb selbst viel billiger und zweckmäßiger vornehmen, wenn sie ihren Nachwuchs aus ihren eignen erstklassigen Fachkräften an Bord- und Stationsmonteuren nimmt. Dann erhält man gute „Lokomotivführer der Luft". Aber das will man nicht, sondern „Luftkapitäne", und für diesen großen Vogel ist eben nur die akademische Jugend prädestiniert — und das darf dann schon etwas kosten.

Etwas ähnliches gilt von der Versuchsanstalt für Luftfahrt. Dieses Institut soll von Adlershof nach Britz verlegt und dort mit pompösen Einrichtungen neu aufgebaut werden. Man kalkuliert dafür mit einer Mindestsumme von zwölf Millionen Reichszuschuß (ohne die sechs Millionen, die die Stadt Berlin bezahlen muß) und hat in diesem Jahr den ersten größern Teilbetrag von vier Millionen dafür angefordert, der gestrichen wurde. Mit Recht, denn es muß damit gerechnet werden, daß in allernächster Zeit der Versuchsanstalt die Prüfung und Überwachung der deutschen Flugzeuge entzogen wird, so daß diese Anstalt nur noch Forschungsanstalt bleibt. Dadurch wird sie natürlich einen ganz andren Charakter erhalten. Und dafür sind ja noch 1,6 Millionen Mark Rückstände aus den bisherigen Ratenzahlungen vorhanden.

Die deutsche Luftfahrt kann sich drehen und wenden wie sie will, sie wird sich zu allererst mit der Tatsache abfinden müssen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann und auch nicht weitergehen wird. Gewiß wird jetzt vieles Ungesunde und künstlich am Leben Erhaltene zusammenbrechen, und das schadet nichts. Gelingt es, eine neue geistige Haltung in die gesamte deutsche Luftfahrt hineinzubringen, niemand wird dann um ihr Schicksal und ihre Zukunft zu bangen brauchen.

H. G. Wells von Werner Hegemann

Im Reichstag entschuldigte sich am 15. April H. G. Wells wegen seiner Haltung während des Weltkrieges: „In der Aufwühlung und Erhitzung jener Zeit haben viele von uns manches übereilte und ungerechte Wort gesagt. Ich machte keine Ausnahme... Um in einem Lande, das ich als sehr patriotisch empfinde, einen Vortrag zu halten, komme ich aus einem Lande, das tief in derselben sündigen Verfassung steckt... Ich bekenne mich dazu, daß ich selbst die Lepra des Patriotismus in meinem Blut habe und sie nicht immer leicht zu bekämpfen vermag." Wells genoß schon 1914 den Ruhm eines der kritischsten Sozialphilosophen unsres Zeitalters und hatte eine gewaltige Anhängerschaft in allen Teilen des englischsprechenden Weltreiches, einschließlich Nordamerikas. Wie einst Anatole France plötzlich aus kritischer Zurückhaltung hervorgetreten war, um die „Intellektuellen" zum Kampfe für Dreyfus zu werben, so warb Wells — weniger intellektuell — im Weltkriege entschlossen zum „Durchhalten" gegen Deutschland. Denn „Durchhalten" ist doch wohl die beste Übersetzung des Titels seines großen Kriegsromanes „Mr. Britling sees it through". Daß die ‚Germania' dieses deutschfeindliche Kriegsbuch von Wells als seinen „bekannten pazifistischen Roman" bezeichnet, ist ein typisches Beispiel für die Mißverständnisse, unter denen internationale Verständigungsversuche leiden. Und es ist tragikomisch, daß die ‚Germania' sich dabei auf den Reichstagspräsidenten Löbe berufen kann, der im Reichstage Wells dem deutschen Publikum durch einen Hinweis auf dieses deutschfeindliche Buch besonders empfehlen zu dürfen glaubte. Kennt er es? Man redet aneinander vorbei, und die Verschiedenartigkeit der Sprachen erschwert die Verständigung. Einige „Kellner und Gesandte" (so faßte Bismarck zusammen) mögen die wichtigern Dialekte unsres Globus beherrschen, aber die Gebildetsten sind selten Meister der Sprachen oder des Sprechens. Wells gehört zu den Gebildetsten unsrer Zeit. Wird er trotzdem gehört werden? Die ‚B.Z. am Mittag' berichtet: „Der kräftige Mann über Fünfzig" (er ist 63 Jahre alt), „der da auf die Tribüne trat, ist kein Redner. Denn er hält sich mit peinlicher Genauigkeit an sein Manuskript, und was seine hohe, schwache Stimme nicht überallhin durch den Saal trug, das konnten seine Hörer in der gedruckten, von den Reichstagsdienern verteilten Übersetzung nachkontrollieren. Beim allgemeinen Umblättern ging jedes Mal ein Rauschen durch den Saal". Diese gedruckte Übersetzung war holprig genug, aber sie war nicht holpriger als die deutsche Übersetzung von Wells' wichtigem Buche „Die Welt des William Clissold", die jedem, der nicht englisch liest, dringend empfohlen werden muß, obgleich so sinnentstellende Verständnislosigkeiten darin vorkommen wie die Verdeutschung des Wortes „trade unions" durch „Handelsunionen" statt durch Arbeitergewerkschaften. (Das liefert den gründlichen Deutschen der sonst so vortreffliche Paul Zsolnay-Verlag.)

Mir erscheinen in der Tat heute keine Bücher wichtiger als Wells' neueste Schriften, und darunter gerade auch sein Roman „William Clissold". Wells erörtert da alle Fragen, die unsern politischen Horizont verdüstern, mit beglückender Einsicht und Entschlossenheit und nicht nach der Art von „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß", wie wir sie bei deutschen „Unpolitischen" vom Schlage Thomas Manns gewohnt sind. Nachdem ich in umstrittenen Büchern die ungeheure Schädlichkeit von historischen Erscheinungen, wie Friedrich dem Großen und Napoleon, darzutun versucht habe, beglückt es mich zum Beispiel, daß Wells anerkennend schreibt: „Große Könige und Eroberer der Vergangenheit werden schon und werden immer mehr als naive und kurzsichtige Menschen aufgefaßt; wir begreifen, wie egoistisch und eitel sie waren... Wir sehen sie in all ihrem Glanz recht kläglich, beschränkt und geschmacklos und in aller Unschuld verschwenderisch und grausam. Wir sehen den Krieg nicht mehr als eine tragische Notwendigkeit des Menschenlebens, sondern als ein furchtbares Hindernis der Entwicklung. Eroberungen erscheinen uns nun wie grausamer Raub und Patriotismus wie das Kläffen eines Dorfhundes". Nachdem eine Schar von Universitätsprofessoren und Schulmeistern mit lächerlichen Argumenten mir das Verständnis für ihre heldenhaften Popanze abzustreiten versuchte, erfreut es mich auch, daß Wells im selben Buch erklärt: „Abgesehen von dem technischen Unterricht, den sie übermitteln, entpuppen sich die höhern Schulen und Universitäten unsrer Welt als ein Schwindel, der die Studenten irreleitet und ihre guten Absichten zuschanden macht." Nachdem mir allerlei Kultur-Apostel vorgeworfen haben, meine schriftstellerische Tätigkeit sei nur zersetzend und negativ, erfreut es mich besonders, daß Wells als Hauptaufgabe des neuen Liberalismus der Zukunft verlangt, „eine Unzahl von Schwierigkeiten wegzuräumen, die das Leben stören und verwüsten. Er ist, wie der Meißel eines Bildhauers, durch Abhauen schöpferisch!" Nachdem ich in meinem Buch „Der gerettete Christus" zu beweisen versuchte, daß manche blutrünstigen Monstrositäten der heutigen christlichen Lehre im Widerspruch zu Jesus' eigenem Worte stehen, begrüße ich es endlich, daß Wells in unserm vom Zentrum beherrschten Reichstage erklärte: „Es muß zu einer Abrechnung mit allen Formen des religiösen Bekenntnisses und der religiösen Aktivitäten kommen. Arbeiten die religiösen Organisationen ehrlich für den Frieden? Ich glaube nicht. Sie müßten zur Rechenschaft herangezogen werden."

„Der ungeheure Aufbau, den wir planen", so erklärt Wells, erfordert auch eine gründliche neue Organisation des Pazifismus und der Demokratie. „Nur ein Mystiker kann an die moderne Demokratie glauben... Die wirkliche Bewegung für den Weltfrieden hat noch nicht eingesetzt... Der größte Teil des Pazifismus, der im Rampenlicht der heutigen Weltpolitik eine so große Rolle spielt, ist ganz unehrlich." Wells setzt allerlei Hoffnung auf die praktischen Notwendigkeiten der großen Wirtschaft. Da ich zehn Jahre lang in Amerika und oft für große, gutgeleitete Konzerne gearbeitet habe, verstehe

ich die kapitalfreundliche Auffassung von Wells, der mir hier weitsichtiger zu sein scheint als Bernard Shaw mit seinem Vertrauen in den Staatssozialismus. „Während die Politik noch nationalistisch bleibt", sagt Wells, „wird die Wirtschaft durch ihre Entwicklung selbst dauernd zur Weltwirtschaft hingetrieben. Viele Wirtschaftszweige umfassen jetzt schon die ganze Welt." Wells glaubt, daß die Führer der Weltwirtschaft so erstarken und so einsichtig werden können, daß sie einen Krieg als unrentabel ablehnen. Das ist vielleicht möglich, vorausgesetzt, daß der Nationalismus in seiner ganzen Gefährlichkeit erkannt und eine übernationale Gemeinschaft starker Einsichtiger geschaffen werden kann, wie sie die Kirche im Mittelalter anstrebte und vorübergehend verwirklichte. Dem Siege dieser übernationalen Gemeinschaft gilt der Kampf, den Wells „Kulturkampf" nennt. „Die großen religiösen Organisationen der Welt können sich in dem kommenden Kampfe neutral verhalten, können bei der Neubildung des geistigen Hintergrundes und der politischen Methoden der Menschheit eine größere oder geringere Hilfe leisten, können ihn mehr oder weniger hemmen, aber jedenfalls sehe ich keine Anzeichen, daß sie die Führung an dieser Umbildung übernehmen wollen... Das jüngste Abkommen zwischen dem Vatikan und der so ausgesprochen nationalistischen Diktatur in Italien läßt zweifeln, ob die christliche Staatskunst jetzt den Willen und die Fähigkeit besitzt, bei der dringenden Schaffung der Weltföderation mitzuwirken." Unter dem herrschenden System des Nationalismus, dem sich also auch der Vatikan verbündete, sieht Wells nur das schnelle Herannahen des Krieges zwischen dem Imperialismus des Westens und dem neuen Imperialismus Rußlands. „Bald werden die Kanonen von selbst losfeuern, die Kriegspsychose wird jedes weitere Wort abschneiden, und der Feldwebel wird uns in den Kasernenhof zurücktreiben... Wenn dieser neue Zyklus der Kriege einmal losbricht..., kann er die Welt auf tausend Jahre hinaus vernichten."

Tonfilm-Verwirrung von Rudolf Arnheim

Während in New York und London der Tonfilm lärmende Triumphe feiert, begnügt sich der europäische Kontinent bisher mit der Rolle des stummen, sprachlosen Zuschauers, und das Einzige, was bei uns tönt, ist das Geschrei der Fach- und Geldleute, die sich um die Patente hauen. Duelle zwischen deutschen Firmen. Sollen amerikanische Apparate zugelassen werden? Soll man die Töne auf Grammophonplatten oder direkt auf dem Zelluloidstreifen festhalten? Jeder Tag bringt neue Systeme. So hat jetzt der berliner Erfinder Doktor Stille nach fünfundzwanzigjährigem Probieren ein Verfahren herausgebracht, das an Hexerei grenzt. Das Blattnerphon — schon jetzt heißt der Apparat nicht mehr nach seinem Erfinder, sondern nach der londoner Blattner Corporation, die die Weltlizenz erworben hat! — ist ein unscheinbares, offenbar wenig kompliziertes Ding. Die akustischen Schwingungen werden im Mikrophon aufgefangen und in elektrische umgewandelt, die

wiederum ein ablaufendes Metallband magnetisieren. Dies Metallband, das — zum Unterschied von allen andern Systemen — sofort vorführbereit ist, läuft dann zwischen Magneten durch, und die so reproduzierten Schwingungen ermöglichen eine ganz erstaunlich naturechte Lautsprecherwiedergabe. Auf dem halbzentimeterbreiten Metallband ist keine mechanische Spur, aber es lassen sich beliebig viele Kopien davon anfertigen, und andrerseits ist das Band mit einem schnellen Handgriff ganz oder — zu Retuschierungszwecken — an einzelnen Stellen entmagnetisiert und für neue Aufnahmen bereit. Um die technische Vervollkommnung des Tonfilms also brauchen wir nicht in Sorge zu sein. Heute sieht es noch so aus, daß die Kinobesitzer womöglich sieben verschiedene Systeme von Vorführapparaten werden anschaffen müssen, um die auf verschiedne Art aufgenommenen inländischen und ausländischen Tonfilme zeigen zu können — aber dieser Zustand kann nicht lange anhalten.

In nicht minderer Verwirrung aber ist die Diskussion über die Zukunftsaussichten des Tonfilms. In der Fachpresse toben Manifestationen, Interviews, Berichte aus Übersee, und jeder Prominente sagt das Gegenteil von dem, was der vorige gesagt hat. Künstlerische und geschäftliche Gesichtspunkte gehen anmutig durcheinander. Man verspricht sich vom Tonfilm eine gewaltige Hebung des Geschäfts und überblendet diese Hoffnung geschickt in jene andre, der Tonfilm sei auch berufen, den stummen Film künstlerisch zu bereichern und fortzuführen. Aber schon rein geschäftlich ist die Spekulation nicht bombensicher. Heute, solange die Sensation heiß ist, sind die Tonfilme, etwa Al Jolsons „Singing Fool", Kassenerfolge erster Ordnung, aber wie lange wird der Reiz der Neuheit vorhalten! Noch andre Schwierigkeiten stellen sich ein. Der Filmkritiker G. A. Atkinson vom londoner ‚Daily Express' hat jüngst geschrieben, daß für ein durchschnittliches Kinopublikum achtzig Minuten Sprechfilm bei weitem zu anstrengend seien und daß man nur mit einem Drittel der Zeit werde rechnen können. Und weiterhin scheint es nicht leicht zu sein, genügend Futter für die Sprechmaschinen zu schaffen: die Libretti der allermeisten Sprechfilme sollen ein ganz unerträgliches Niveau haben. „Vom Standpunkt des Theaterbesitzers aus", hat neulich der Kommerzienrat Ludwig Scheer im ‚Film-Kurier' geschrieben, „begrüße ich jede Erscheinung, die geeignet ist, dem Lichtspielhaus neue Besucher zuzuführen." Das ist ein sauberes Wort unter Männern. Hoffentlich wird der Tonfilm diese Hoffnungen rechtfertigen.

Aber schon stecken wir mitten im babylonischen Sprachengewirr. Erich Pommer will seinen neuen Ufa-Film gemischtsprachig aufnehmen lassen. Was ihn also zwingen wird, bei der Auswahl seiner Schauspieler nicht mit künstlerischen Maßstäben sondern mit denen der Berlitz-School zu messen. Die londoner Pro Patria-Gesellschaft läßt für den deutschen Bergerfilm „Das brennende Herz" nachträglich einige Tonfilmaufnahmen mit der Hauptdarstellerin Mady Christians in englischer Sprache machen. Mady Christians ist zufällig fähig, pro patria

englisch zu sprechen, aber das ist eine Ausnahme. Wer keine Sprachgenies unter seinen Darstellern hat, muß entweder dem Ausland seine Sprechfilme als stumme verkaufen, wobei dann die Dialogszenen verkürzt und durch umständliche Zwischentitel ersetzt werden — ein Verfahren, gegen das sich bereits allgemeiner Protest zu erheben beginnt, oder man muß denselben Film zweimal, als sprechenden und als stummen, aufnehmen. Beide Verfahren sind nur dort möglich, wo der Film industrieller Massenschund und nicht Kunst ist. Denn ein Kunstwerk ist kein Oberhemd mit Abknöpfärmeln.

Nichstdestoweniger fehlt es selbst unter den Leuten, die Beachtung verdienen, nicht an Enthusiasten. E. A. Dupont, der mit „Variété" und „Picadilly" zur Genüge bewiesen hat, wie beredt die stumme Leinwand sein kann, verkündet in einem Interview, der europäische Film sei nach den klassischen Filmen „Der letzte Mann", „Variété", „Walzertraum", „Metropolis", „Faust" festgefahren und zum Epigonentum verurteilt. „Wir können nur noch Nuancen bessern..., über die Grenzen des heutigen stummen Films kommen wir nicht hinaus. In dieser Leerlaufzeit erscheint der Tonfilm als Retter", worauf er sich nach Hollywood begibt, um dort für Maxwell einen Groß-Tonfilm zu drehen. Erich von Stroheim wiederum, der begabte Regisseur von „Gier nach Geld", hat die Regie eines Gloria Swanson-Films niedergelegt, weil die Schauspielerin in den fast fertigen Film Tonfilmszenen eingefügt haben wollte. Chaplin und Veidt haben sich sehr energisch gegen den Sprechfilm ausgesprochen. Adolphe Zukor, der Präsident der Paramount, hat gesagt: „Niemals wird der sogenannte Tonfilm den stummen Film verdrängen... Ich glaube nach wie vor, daß unsre Zukunft beim stummen Film liegt!"

Man muß bei der Betrachtung der Lage sorgfältig den Sprechfilm vom eigentlichen Tonfilm unterscheiden. Diese Bezeichnungen sind so ungeschickt wie möglich gewählt. Tonfilm — das ist zunächst die mechanische Wiedergabe der Musikbegleitung, die bisher von den Kinoorchestern ausgeführt wurde und die eine nützliche und notwendige Einrichtung ist. Es steht ganz außer Zweifel, daß in allerkürzester Zeit die Kinoorchester verschwinden und jeder Film mit akustischer Begleitung geliefert werden wird. Soweit gibt es keine Diskussion. Sowie aber die Begleitung zur Nachahmung oder Reproduktion von Geräuschen, von Klingeln, Schüssen, Instrumentenspiel übergeht, haben wir die Grenze zum Sprechfilm, der darin besteht, daß alle akustischen Begleiterscheinungen der optisch dargestellten Szene mitgeliefert werden, und gegen den — wie hier schon in Nummer 42/1928 an Beispielen dargelegt wurde — die stärksten künstlerischen Bedenken bestehen. Der „illustrierte Film", wie wir ihn im Gegensatz zum „Lautfilm" nennen wollen, wird seine Untermalungstechnik vervollkommnen, alle Raffinements der Geräuschmusik werden eingespannt werden; aber niemals wird das Akustische hier etwas andres als Begleitung des Optischen sein. Während beim „Lautfilm", wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, grundsätzlich Gehörtes und Gesehenes koordiniert sein müssen.

Was bei uns bisher an spärlichen Einzelproben zu sehen war, war wenig geeignet, dem Lautfilm Anhänger zu werben. So lief dieser Tage in der Kamera der Tobis-Film „Paganini", als eindrucksvoller Beweis für den Satz, daß es nicht der Ton ist, der die Musik macht. Die synchronisierte Begleitmusik hatte etwa die Klangschönheit, als wenn man in der Untergrundbahn unter einem Platz durchführe, auf dem Militärmusik gemacht wird. Der Film spielte in einem verstaubten Pappvenedig, so daß man geglaubt hätte, einer der beliebten Vorstellungen „Kino vor zwanzig Jahren" beizuwohnen, wenn einen nicht der Anblick der Schauspielerin Agnes Esterhazy, die allein schon Anlaß genug bietet, um unter Absingung des Ehrhardtliedes das Lokal zu verlassen, dauernd in die rauhe Gegenwart zurückgerissen hätte. Den Paganini spielte der Geiger Weisgerber, dessen Mangel an schauspielerischer Begabung man bei einem Lautfilm hinnehmen muß wie bei der Oper das hypertrophe Dickenwachstum der Heroinen. Es wurde viel gegeigt, was die Handlung lästig aufhielt, und einmal stand, weil doch das Tonfilmgerät nun einmal angeschafft war, an einer Straßenecke ein Sänger und gab eine musikalische Einlage-Nummer zum Besten. Solange man den Sänger sah, glitt ihm das Lied sinngemäß von den Lippen. Sobald aber mitten in der Strophe das Bild wechselte und nun etwa die Zuhörer auf dem Balkon zeigte, blieb das Lied hilflos im akustischen Raume hängen. Dies ist ein gutes Beispiel für die Unmöglichkeit, die Montagetechnik des stummen Films auf den Lautfilm zu übertragen. Denn die Souveränität, die wir uns für den stummen Film mühsam erobert haben und die eine Szene aus einer Vielheit von Einzeleinstellungen zusammensetzt, läßt sich für den Lautfilm nicht übernehmen. Eine akustische Darbietung nämlich wirkt immer als ein zeitlich ablaufender Prozeß, während eine optische stets eine ruhende Szenerie darstellt. Dies hängt mit einem höchst wichtigen, aber allgemein — auch zum Beispiel bei der Theorie des sogenannten Farbenklaviers — sträflich vernachlässigten psychologischen Tatbestand zusammen: gebe ich eine Minute lang etwa eine rote Fläche, so wirkt sie als ein beharrender Zustand, gebe ich einen Ton, so wirkt er als eine unaufhörlich neuproduzierte ablaufende Aktion! Daher kann ich ein Filmbild ohne weiteres unterbrechen und ein andres anreihen, während ein akustischer Ablauf durch Unterbrechung immer entzweigerissen, zerschlagen wirken wird. Es ergibt sich daraus als Gesetz, daß ich während eines akustischen Ablaufs, der ein Stück Natur darstellt (ein Lied, einen Dialog), keinen optischen Szenenwechsel, ja wahrscheinlich nicht einmal einen einfachen Einstellungswechsel bei gleichbleibendem Objekt, vornehmen darf! Und damit ist das Grundprinzip des stummen Films, die Montage, als für den Lautfilm unverwendbar erwiesen.

Aber es läßt sich leicht prophezeien, wie alles kommen wird. Genau so wie der stumme Film das Theater kopiert hat, wird nun der Lautfilm den stummen Film kopieren, und die Folgen werden ebenso unerquicklich sein! Eine gesunde Entwicklung aber wäre so zu denken: der

Lautfilm vervollkommnet sich zum plastischen Film mit Naturfarben und naturgetreuer Tonwiedergabe. Er wird zum Ersatz des Theaters, das heute mit seinem kleinen, nur ganz wenigen Zuschauern deutlich erkennbaren Schauspieler- und Bühnenbild und seiner dürftigen Akustik eine veraltete und einer technisch so fortgeschrittenen Zeit unwürdige Schau- und Hörmethode darstellt. Unabhängig davon bildet sich nach ganz andern, eignen Gesetzen der stumme (= „illustrierte") schwarz-weiße, zweidimensionale Film als besondre Kunstform weiter. Vorläufig aber sind wir erst dabei, komplizierte und kostspielige Umwege zu machen. Das Ziel ist außer Sicht.

Fauler Zauber von Erich Kästner

Frühmorgens in der Wanne geht es los.
Man sitzt und wünscht sich, nie mehr aufzustehen,
und ist zu faul, die Hähne zuzudrehen.
Man müßte baden. Doch man plätschert bloß.
Das Wasser steigt. Man starrt auf seine Zehen,
als wären es platonische Ideen.
Da irrt man sich. Sie sind nur etwas groß.

Man lächelt so, als röche man an Rosen,
und ist verwundert, daß man lächeln kann.
Denn man ist faul. Doch Lächeln greift nicht an.
Ach, der Verstand ist noch in Unterhosen!
Die Energie, der Kopf, der ganze Mann —
sie sind verreist, und keiner weiß, bis wann.
Man sitzt und zählt sich zu den Arbeitslosen.

Man liegt und schläft, auch wenn man ißt und geht.
Man trollt durch Straßen, summt ein dummes Zeilchen
und schäkert in den Gärten mit den Veilchen.
Fast wie ein Luftballon wird man verweht.
Man zupft den Brief von Fee in tausend Teilchen.
Und wirft ihn weg. Und wartet dann ein Weilchen,
ob wenigstens der Wind den Brief versteht.

So faul ist man! Und hat soviel zu tun.
Und Uhren ticken rings in allen Taschen.
Die Zeit entflieht und will, man soll sie haschen,
und rennt sich fast die Sohlen von den Schuhn.
Man ist zu faul, die Seele reinzuwaschen.
Man wird die Stunden wie Bonbons vernaschen
und schleicht nach Hause, um sich auszuruhn.

Faulheit strengt an, als stemmte man Gewichte.
Man ist allein, und das ist kein Verkehr.
Und Steineklopfen ist nicht halb so schwer.
Man steht herum und steht dem Glück im Lichte.
Und daß man lächelt, spürt man gar nicht mehr.
Vom Nichtstun wird nicht nur der Beutel leer...
Das ist das Traurigste an der Geschichte.

Berliner Festspiele von Harry Kahn

Festspiele in Berlin? Leute, denen bei Begriffsverbindungen wie: Fasching an der Spree oder Grinzing am Potsdamer Platz die Nervenfasern und die Mundwinkel zucken, mag eine gelinde Gänsehaut überlaufen bei dem Gedanken an Festspiele unterm unfestlichsten Himmel, in der unfeierlichsten Siedlung des Kontinents. Gar nicht zu reden von den mehr oder minder beamteten Bonzen der Eigenstaatlichkeit und Stammeseigenart, die darüber zetern, daß nun auch ihre ungeschriebenen kulturellen Reservatrechte zum preußischen Teufel gehen, und daß, nach Finanz- und Militärhoheit, nun auch Prärogativen geistigerer Art, die der deutsche Süden bisher aus Luft und Landschaft, aus Lebensform und Überlieferung zog, dem berliner Zentralisierungs-Moloch zum Opfer fallen. Aber das ist alles nur halb so schlimm, schon darum, weil der Festspielbetrieb von jenseits der Mainlinie selbst nur halb so feierlich zu nehmen ist, wie er sich selbst nimmt. Bayreuth und Oberammergau, von denen, schon durch die Wirkung der dort verwandten kultischen Stoff- und Stimmungselemente, gewiß einmal etwas wie Weihe ausging, ganz und gar aber Salzburg und Heidelberg, trotz Madonnenmirakel und Engelerscheinung, — sie alle sind heute von sämtlichen Göttern, christlichen wie heidnischen, verlassen bis auf einen: Hermes, den flügelfüßigen Gott des Fremdenverkehrs...

Ein schöner Zug neuer Sachlichkeit, daß Berlin seine „Season" ohne viel Brimborium unter das Zeichen des praktischen Gottes stellt. Ob es jedoch in diesem Zeichen einen vollen Sieg erringen wird, das darf bezweifelt werden. Einstweilen sieht es höchstens nach einem halben aus. „Berlin,... die Stadt der Musik und des Theaters" verkündet in prangender Fettschrift der Prospekt. Nimmt man dann das Programm zur Hand, um nachzuprüfen, wie die Berechtigung dieser stolzen Appositionen unter Beweis gestellt werden soll, so hat man sofort den Eindruck eines frappanten Mißverhältnisses zwischen dem Raum, den darin die Musik und dem, den das Theater (im engern Sinn) einnimmt. Neben der pompösen Fülle allein des Opernspielplans eine peinliche Dürre des Schauspielrepertoires. Schon rein ziffernmäßig wird das deutlich genug: für die (drei) Opernbühnen sind rund dreißig verschiedene Werke angezeigt; für sechs (von etwa doppelt soviel in Betracht kommenden) Sprechbühnen noch keine zehn; also ein Verhältnis von 3 : 1. Das bleibt eine erstaunliche Proportion, auch wenn man berücksichtigt, daß das Musikdrama vermöge seiner größern Unabhängigkeit vom Textverständnis dem außerdeutschen Publikum zugänglicher ist als das Sprechdrama. Aber das kompensiert sich sozusagen selbst: denn aus dem gleichen Grunde ist ja auch die Opernliteratur samt ihren Dirigenten und Reproduzenten viel freizügiger als die gesprochene Dramatik mit ihren Regisseuren und Darstellern und daher leichter übertrag- und erreichbar.

Mit dem merkwürdigen Ziffernverhältnis zwischen Prinzessin Oper und Aschenbrödel Theater könnte man sich allen-

falls abfinden. Multum non multa: das ist nicht die schlechteste Devise. Aber da ist weder Multum noch Multa, sondern bloß Armut, die von der Powerteeh kommt. Zählt man nicht, sondern wägt man gar, was Berlin nach diesem Programm seinen Gästen von seiner vielgerühmten Regie- und Schauspielkunst zu zeigen gedenkt, so wird die Sache noch weit schlimmer. Dann sieht sie nämlich nicht mehr bloß dürftig, sondern einfach armselig und lächerlich aus. Von irgendwelcher Richtlinie keine Spur; nicht die leiseste Tendenz, das zu Bietende irgendwie auf einen Generalnenner, in eine halbwegs sinnvolle Zusammenstellung zu bringen. Nicht einmal Buntheit, nicht einmal Abwechslung ist da. Dreimal Hauptmann (Geyer, Weber, neue Einakter); er und Brecht (Dickicht) decken allein den unumgänglichen Bedarf an deutscher Dramatik. Fürs Lustspiel ist nur Shakespeare zuständig. Noch eine „Alt-Berliner Posse", und damit ist das durch alle Reisebureaus der fünf Erdteile flatternde Festspiel-Programm der modernsten und interessantesten Theaterstadt der Welt schon am Ende seiner und der Weisheit seiner Organisatoren. Sie haben sich allerdings „Änderungen vorbehalten". Aber die einzige, bisher — außer einem von Jeßner versprochenen „Fiesco" mit Forster — bekannt gewordene Änderung von Belang ist die, daß Max Reinhardt seinen an sich auf das bescheidenste Maß normierten Beitrag gestrichen hat. Schön ist das nicht von ihm, und von einem dankbaren Gemüt zeugt es auch nicht. Aber man kann verstehen, daß er sich lieber (für gutes Honorar) den münchner Stinkbomben aussetzt, als daß er sich, just nach den hollywooder Erfahrungen, mit einer Veranstaltung identifiziert, die alle Vorbedingungen zu Pleite und Blamage erfüllt.

Wohlgemerkt: dieser Unkenruf gilt nur dem gradezu kümmerlichen, durch die Abwesenheit von Darstellern internationaler Geltung (Krauß, Pallenberg u. a.) noch mehr verkümmerten Schauspielteil des Festprogramms. Der Opernteil wird, wenn er seine Versprechungen einhält, sicher Ehre einlegen und Überschuß erbringen. Schon sein Auftakt — das einwöchentliche Gastspiel Toscaninis mit dem Ensemble und Orchester der Scala — sichert ihm Niveau und Renommee. Man braucht weder Chauvinist noch Lokalpatriot zu sein, um es als tief bedauerlich zu empfinden, daß die klägliche Zerfahrenheit und die kleinliche Zweckbesessenheit des berliner Theaterbetriebs die „Feststadt" verhindert, das Eigentümlichste, was auf ihrem Boden erwachsen ist, ihre unverwechselbare, unvergleichbare Inszenierungs- und Darstellungskunst, in einer den Leistungen des genialen Mailänders ebenbürtigen Qualität ihren Gästen zu zeigen. Die Kenner unter ihnen werden wohl die Köpfe schütteln über das Menu aus aufgewärmtem Kohl, das da serviert wird, und sie werden lächeln über einen Menschenschlag, dessen zweites Wort „Organisation" lautet und der sich noch Besuch einlädt, um ihm die groteske Unfähigkeit zur Organisierung seines besten und eigensten Könnens vorzuführen. „Berlin im Licht" war eine ziemlich finstere Veranstaltung; Berlin im Rampenlicht verspricht höchstens ein Clair-Obscur zu werden.

Die Rüstungs-Internationale von Morus

In Genf sind wir die Guten. Wenn erst alle Staaten so kleine und so billige Heere haben wie die Reichswehr, wird der Weltfriede da sein. Zwar pflegen beim Schach gleichstarke Spieler sich eher ans Brett zu setzen, als ein starker und ein schwacher. Aber beim Soldatenspiel ist das wahrscheinlich anders. Wir wollen also nach der sechsten die siebente, die achte und auch die zwanzigste Abrüstungskonferenz mit Geduld ertragen und froh sein, wenn mehr als eine Resolution herauskommt.

Zurzeit schwelgt man wieder in so hoher Militärpolitik, daß man fast zu einer Einigung kommen könnte. Das vorige Mal war man dem Fuchs schon etwas näher auf den Leib gerückt. Kontrolle der Waffenherstellung: das wäre immerhin diesem und jenem Freunde des Rüstungsgeschäfts ein wenig peinlich gewesen. Aber die wurde denn auch prompt verhindert. Selbstverständlich nicht, weil man gegen die Rüstungskontrolle ist, sondern nur, weil man sich nicht einigen konnte, was kontrolliert werden soll. Frankreich und England wollten nur ihre Staatswerkstätten unkontrolliert erhalten und waren roh genug, Schneider-Creusot und Vickers-Armstrong freizugeben.

Zum Glück war Amerika dagegen und forderte für die Staatsbetriebe dieselbe Überwachung wie für die private Waffenherstellung. Denn Amerika ist eben trotz allen Flottenrüstungen ein bewunderungswürdig pazifistisches Land. Auch die Ausgaben für Heer und Flotte, rund 700 Millionen Dollar im Jahr, sind gar nicht mal so hoch wie sie aussehen. Auf die Einwohnerzahl gerechnet, entfallen auf Rüstungsausgaben sechs Dollar pro Nase, in Deutschland elf Mark, was nach dem allgemeinen Index ungefähr auf das Selbe herauskommt. Bei so viel Sparsamkeit und Friedensliebe hat auch die Rüstungsindustrie nichts zu lachen. In den amerikanischen Sprengstoff- und Munitionsfabriken werden heute weniger Menschen beschäftigt als vor dem Kriege.

In Deutschland hört man von dieser angenehmen Branche kaum noch etwas, seitdem Krupp dazu übergegangen ist, Molkereimaschinen und nierostende Obstmesser zu fabrizieren. Aber da liest man in einem Büchlein, das Otto Lehmann-Rußbüldt unter dem Titel „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie" (im Fackelreiter Verlag, Hamburg-Bergedorf) eben erscheinen läßt, daß die deutsche Rüstungsindustrie nicht nur für den eignen Bedarf wacker tätig ist, sondern auch noch Etliches mehr herstellt, um das Ausland zu beliefern. Gewiß, auch auf diesem Gebiet hat der Schmachfriede unser Plätzchen an der Sonne stark eingeengt. Zwei Jahre vor dem Kriege konnte Hugenberg, damals Generaldirektor von Krupp, stolz von seiner Firma rühmen, daß von den 53 000 Kanonenrohren, die in den letzten 25 Jahren hergestellt wurden, mehr als die Hälfte, 27 300, ins Ausland gegangen waren. Aber für ein Land mit so passiver Handelsbilanz wie Deutschland, ist es doch erfreulich, daß wir noch immer Jahr für Jahr an Waffen, Munition und sonstigem Kriegsmaterial für 30 Millionen Mark ins

Ausland liefern, während unsre Einfuhr, infolge des Schmachfriedens, noch nicht eine Million Mark beträgt.

Um diese Ziffern richtig zu würdigen, darf man nicht außer Acht lassen, daß durch den Krieg überall Rüstungsfabriken entstanden sind, und daß deshalb, ohne daß die Fabrikanten etwas dafür können, die Rüstungsindustrie „nationaler" geworden ist. Aber allmählich kommt der internationale Waffenhandel doch wieder in Schwung. Im Laufe von vier Jahren ist die internationale Ausfuhr an Waffen und Munition, soweit sie durch die Statistik ging und nicht Abd-el-Krim und den chinesischen Generalen ohne Passierschein zugesandt wurde, von 43 auf 58 Millionen Dollar gestiegen. An der Spitze der Rüstungsexporteure steht noch immer England, obwohl auch dort nicht mehr das Geschäft in alter Frische blüht und der Jahresexport gegenüber der Vorkriegszeit von 150 auf 60 Millionen Mark zusammengeschrumpft ist. Die Vereinigten Staaten weisen bescheidenere Exportziffern auf, obwohl sie doch sämtliche mittel- und südamerikanischen Revolutionen und Gegenrevolutionen mit Waffen zu versehen haben. Unter den Ländern des europäischen Kontinents steht Deutschland dank der hohen Leistungsfähigkeit seiner Rüstungsindustrie noch immer mit an erster Stelle. Frankreich hat anscheinend mit den Rüstungen im eignen Lande genug zu tun, knapp, daß es noch für einige zwanzig Millionen Mark im Jahre exportieren kann.

Einer regen Exporttätigkeit erfreut sich aber die Rüstungsindustrie der Tschechoslowakei, die von der k. k. Doppelmonarchie die pilsener Skoda-Werke geerbt hat. In letzter Zeit hat die tschechische Rüstungsindustrie mit einem Export von 34 Millionen Mark sogar noch die deutsche Konkurrenz überflügelt. Die Dividende, die bei diesem Geschäft abfällt, müssen die Tschechen allerdings an Frankreich abführen, denn gleich nach dem Kriege hat Schneider-Creusot die Skoda-Werke übernommen und damit eine solide Grundlage für die guten Beziehungen zwischen Paris und der Kleinen Entente gelegt. Von den Skoda-Werken aus hat Schneider-Creusot den Vormarsch nach Polen angetreten, in Warschau die Gesellschaft Franko-pol unter seiner Kontrolle und unter dem Namen „Polnische Skoda-Werke" mit 30 Millionen Tschechokronen eine neue Rüstungsfabrik installiert. In Rumänien hat Schneider-Creusot via Skoda eine Rüstungsfabrik in Ploesti bei Bukarest aufgekauft und wieder in Schwung gebracht. Doch dort stoßen die Franzosen schon auf die englische Konkurrenz, die sich ebenfalls auf den osteuropäischen Markt begeben hat. Armstrong und Vickers, die beiden großen englischen Rüstungskonzerne, haben nach dem Kriege ihre internationalen Filialen und Interessengemeinschaften vervielfacht, bis beide mit einem Verlust von einer halben Milliarde Mark zusammenbrachen und mit Hilfe der Bank von England mühsam zusammengeleimt werden mußten.

In der Auswahl ihrer Ankäufe und Gründungen waren die Rüstungskonzerne in der Nachkriegszeit nicht wählerisch. Als waschechte Kriegsgewinnler haben sie zusammengeramscht, was nach etwas aussah und teuer war, gleichviel, ob es sich um

Bergwerke in Spanien, Elektrizitätswerke in Italien oder um Waggonfabriken in Birmingham handelte. Der Charakter der eigentlichen Rüstungskonzerne hat sich dadurch etwas verwischt. Auf der andern Seite sind neue Industrien hinzugekommen, die man heute mehr oder minder dem Rüstungsgewerbe zuzählen muß. Wenn es um die Rüstungen des Auslandes geht, pflegen unsre Militärfreunde in der Abgrenzung des Begriffs Industrie sehr freigiebig zu sein. In einer Studie über die Kriegsindustrie in den Vereinigten Staaten, die kürzlich zwecks allgemeiner Bildung, die sozialpolitische Zeitschrift ‚Der Arbeitgeber' veröffentlichte, wird gleich die ganze Chemie mit vierhunderttausend Arbeitern und sechs Milliarden Dollar Produktion, und die ganze Eisenindustrie, samt Maschinen, Automobilfabriken, Eisenbahn- und Schiffsbau mit rund vier Millionen Arbeitern und einer Produktion von zwanzig Milliarden Dollar als „potentiel de guerre" angekreidet. Lehmann-Rußbüldt kann sich also auf vorzügliche Vorbilder berufen, wenn auch er die deutsch-französisch-belgische Rohstahlgemeinschaft, die großen Petroleumtrusts und die I. G. Farbenindustrie mit ihren Auslandsverbindungen zur Internationale der Rüstungsindustrie rechnet.

Man kann nur wünschen, daß außer den Pazifisten, die keiner Aufklärung mehr bedürfen, auch möglichst viel Nichtpazifisten die Schrift Lehmann-Rußbüldts in die Hände bekommen, damit ihnen vor der nationalsten aller Industrien ein bißchen bange wird. Aber wir wollen unsre Erwartungen nicht zu hoch spannen. Aus meinem Buch über den größten und gefährlichsten europäischen Rüstungsindustriellen, Sir Basil Zaharoff, das in den nächsten Tagen bei S. Fischer, Berlin, erscheint, waren in einer sehr verbreiteten Zeitschrift ein paar Kapitel im voraus abgedruckt worden. Ich hatte darin beschrieben, wie Zaharoff in alle Welt Waffen lieferte und die Kriegspropaganda finanzierte, um wieder neue Waffen liefern zu können — der Sinn, glaube ich, war nicht mißzuverstehen. Die erste Zuschrift, die ich darauf erhielt, kam von einem Ingenieur und lautete folgendermaßen:

> Nach Ihren Schilderungen muß ich annehmen, daß Sie sehr gute Beziehungen zu Sir Basil Zaharoff haben, und ich frage Sie deshalb höflich an, ob Sie gewillt wären, die Bekanntschaft vermitteln zu wollen. Ich beabsichtige, wegen einer epochemachenden Erfindung auf dem Munitionsgebiet, die ihn zweifellos interessieren wird, an Sir Basil Zaharoff zwecks Verwertung dieser Erfindung auf großer Basis heranzutreten.
>
> Ich verpflichte mich, falls durch Ihre Vermittlung ein Geschäft zustande kommt, Ihnen für die Vermittlung der Bekanntschaft 20 Prozent (zwanzig Prozent) meines Erlöses aus diesem Geschäft zuzubilligen.

Als Beweis, wie nützlich die Erfindung ist, lagen noch sechs Photos bei, auf denen durch und durch zerschossene Stahlhelme abgebildet waren. Seitdem weiß ich nicht, ob es einen Zweck hat, in Deutschland gegen den Krieg zu arbeiten oder ob es nicht vernünftiger ist, sich rechtzeitig aufs Granatendrehen zu verlegen.

Bemerkungen

Politisches Theater in Köln

In Köln ist das reaktionäre Tendenzstück eines Walter Ilges — „Die Laterne" — ein Stück, das die Revolution verhöhnt und die Diktatur verherrlicht, auf die Obstruktion republikanischer Theaterbesucher gestoßen.

Acht Tage lang stand Köln im Zeichen des Skandals.

Das Stück ist Privatsache. Aber daß ein kölner städtisches Theater, das weder „Verbrecher" noch die „Revolte", weder „Lederköpfe" noch „U. S. 4", weder „Dreigroschenoper" noch „Krankheit der Jugend" gespielt hat; ein Theater, das in der ganzen Saison sich nicht mit einem einzigen verpflichtenden, aktuellen Bühnenstück bekannt hat — daß dieses Theater zur Diktatur anpeitscht: das ist eine Herausforderung.

*

In der Provinz ist das Theater durchweg bewußt parteipolitisch. Das subventionierte Stadttheater steht unter der Herrschaft der Parteien. Den Kurs entscheidet die Mehrheit. Der Intendant wird von der Mehrheit gewählt. Der Intendant ist der Mehrheit verantwortlich.

In der Provinz ist ein Vorstoß nur durch politische Aufstörung möglich. Vor zehn Jahren schrieb die klerikale ‚Kölnische Volkszeitung': „Aus diesem Stoff hätte ein Dichter ein Drama machen können. Georg Kaiser machte daraus ein Schauspiel, richtiger ein Schmutzspiel. Ihm genügte es, daß sich die Gelegenheit bot, im Schmutz zu wühlen."

Jahrelang diktierte das Zentrum rücksichtslos. Mit der Revolution wurde das politische und gesellschaftliche Leben flüssig. Das Dezernat der Obskuranten ward sturmreif für die Sozialisten. „Nun werden die Sümpfchen ausgetrocknet", triumphierte die sozialdemokratische ‚Rheinische Zeitung'. Ihr oberster Chef, Herr Meerfeld, M. d. R., rief vor Tausenden im Gürzenich: „Wenn die Sozialisten in die Regierung eintreten, soll die Welt wissen, daß etwas Umstürzendes passiert."

Dieser Mann wurde Dezernent. Nach zehn Jahren polemisiert dieser selbe Meerfeld gegen die Gewerkschaften: „Der Spielplan hat untergeordnete Bedeutung."

*

In zehn Jahren sind die Aktiven von 1918 bis auf den letzten Rest verspielt. In einer Stadt von 750 000 Einwohnern zählt der katholische „Bühnen-Volks-Bund" 1500 Mitglieder. Aber der Intendant legt diesem Grüppchen zur Begutachtung „Die Wupper" der Else Lasker-Schüler vor. Das Urteil: „Nicht interessant". Das Stück, das angekündigt war, fällt. Denn hinter dem BVB. steht die zähe Macht des Klerus. Köln ist heute, 1929, genau so weit zurück, genau so finster wie 1918.

In dieser Situation blieb als Ausweg nur der politische Theaterskandal. Meerfeld, zehn Jahre schlapp, putscht und verbietet das Stück. Er nennt es

„geistlose Verhöhnung der französischen Revolution". Die Presse der Bürger schreit. Plötzlich steht das Theater klar und nackt im politischen Kampf. Der Theaterausschuß tagt.

In dieser Sitzung haben die Sozialdemokraten erbarmungswürdig operiert. Statt resolute Haltung einzunehmen, statt zu sagen: wir geben das Stück nicht frei, bis die Reaktion aus dem Theater gefegt ist — statt dessen drohten sie nur: „Wenn Sie uns desavouieren, so tritt Meerfeld zurück." Zwei Mal stimmten sie gegen die Aufführung. Aber Herr Adenauer kennt seine Roten. Er befahl den dritten Wahlgang. Er hat recht behalten. Beim dritten Mal enthielten sich die Sozialdemokraten der Stimme...

Walter Schlieper

Mjasnikow

Vor einigen Tagen veranstaltete die Deutsche Liga für Menschenrechte eine Protestkundgebung gegen die Verweigerung des Asylrechts für Leo Trotzki. Zur selben Zeit wurde einem andern politischen Flüchtling aus Rußland die Zuflucht in Deutschland, vorläufig jedenfalls, versagt. Es handelt sich um einen Mann von weniger klangvollem Namen, der aber immerhin in der russischen Revolution eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Dieser Mann ist der Metallarbeiter Gawriil Mjasnikow.

Mjasnikow war schon in der zaristischen Zeit in der bolschewistischen Partei tätig. Während des Oktober-Umsturzes und später bekleidete er verschiedene verantwortliche Posten. Die Umwandlung der Diktatur des Proletariats in eine Diktatur der Kommunistischen Partei über die Räte und die Arbeiterschaft veranlaßte Mjasnikow, einen ideologischen Kampf gegen die Politik seiner Partei aufzunehmen. Er bildete im Jahre 1920 die erste Oppositionsgruppe, die sich fast ausschließlich aus Fabrikarbeitern zusammensetzte. Lenin setzte sich wiederholt mit Mjasnikow schriftlich und mündlich auseinander, ohne jedoch gegen ihn und seine Gruppe organisatorische Maßnahmen zu treffen. Nach Lenins Erkrankung hat sich jedoch die Situation geändert, und Mjasnikow mußte Rußland verlassen. Er hielt sich 1923 in Deutschland auf, wo ihm der Botschafter Krestinski, wie Mjasnikow in einem offenen Brief behauptet, die ehrenwörtliche Zusicherung gab, daß er nach Rußland zurückkehren könne, ohne Gefahr zu laufen, verhaftet zu werden. Am 19. November 1923 wurde er jedoch bei der Rückkehr nach Rußland verhaftet, in dem moskauer Gefängnis Butyrki eingesperrt und dann in ein Gefängnis in Tomsk (Sibirien) überführt. Am 1. Juni 1924 trat er in den Hungerstreik ein, um seine Forderung nach einem Gerichtsverfahren durchzusetzen. Die Agenten der GPU. versuchten dem Hungerstreik ein Ende zu machen. Als auch diese Maßnahme ohne Erfolg geblieben war, wurde Mjasnikow in ein Irrenhaus gebracht. Die Repressalien gegen ihn hatten den ausgesprochenen Zweck, einen öffentlichen Widerruf seiner politischen Ansichten zu erzwingen. Nachdem aber alle Bemühungen der GPU. umsonst geblieben waren, wurde er nach dem Kaukasus verbannt.

Am 23. März traf bei einem führendem Mitglied der sozialdemokratischen Partei Rußlands, das in Berlin wohnt, ein dringendes Telegramm aus Teheran ein, in welchem Mjasnikow von der ihm drohenden Gefahr seiner Auslieferung durch die persischen Behörden an Sowjetrußland Mitteilung machte. Auf welch abenteuerliche Weise der Führer der Arbeiteropposition nach Persien flüchtete, warum er von der persischen Polizei verhaftet wurde, bleibt vorläufig unbekannt. Die Deutsche Liga für Menschenrechte richtete ein Protesttelegramm nach Teheran, und es wurde wohl auf Grund dieses Telegramms die Auslieferung des politischen Flüchtlings verwei-

gert. Mjasnikow bemühte sich, Einreisebewilligung nach Deutschland zu erlangen. Das deutsche Generalkonsulat in Teheran lehnte jedoch ab, ihm ein Visum auszustellen. So muß Mjasnikow weiter in Persien bleiben.

Es hat sich inzwischen ein Komitee gebildet, das versucht, für Mjasnikow doch noch die Einreise nach Deutschland zu erwirken. Es wäre nur zu hoffen, daß dem Vorkämpfer für die Arbeiterdemokratie, Mjasnikow, dem es nach langen Jahren der Verbannung gelungen ist, den Häschern der GPU. zu entkommen, das demokratische Asylrecht gewährt wird, ebenso wie dem Kriegsminister Suchomlinow oder dem Großfürsten Kyrill, der im Kriege für die völlige Zertrümmerung Deutschlands eintrat, und tausenden andern Anhängern der weißen Diktatur.

Michael Smily-Benario

The English Singers

The English Singers — das waren anderthalb Stunden Old Merry England, das saftig grüne, handfeste, singfreudige England; Fuchsjagden über fette Wiesen und vielstimmiges Singen am Abend um den fire-place.

Zunächst allerdings sahen die English Singers durchaus nicht so barock-diesseitig und lebensfroh aus. Drei Herren im Smoking und drei Damen in Miederkleidern mit edel wallenden Ärmeln saßen um einen Tisch herum. Aber schon daß sie saßen, gab ihnen etwas so gar nicht Konzertmäßiges, Hingestelltes, Professionelles. Sie haben ein paar wunderschöne Barocklieder einstudiert, und die singen sie jetzt, uns und sich selbst zur Freude. Keine großen Stimmen, kein schmelzender Belcanto, eher manchmal etwas belegt, und manche Höhen sind wohl auch nicht so einfach zu erreichen. Aber gerade das macht das Konzert, das sie geben, so privat fast improvisiert; und dazu passen dann plötzlich auch die Kleider nach einer Mode von vorgestern, wie man sie nur noch bei eigenwilligen Damen der englischen Provinz sieht.

Wie das so bei Barockliedern ist, singt eigentlich jeder für sich, ein fast selbstvergessenes Steigen und Fallen der Stimme, wie ein Kind singt, das allein auf dem sonnigen Fußboden spielt. Eine Frauenstimme beginnt, die beiden andern folgen ihr, und plötzlich schwingt darüber ein sauberer, unverquetschter Tenor. Er gibt zunächst sozusagen den Inhalt, die Melodie des Tanzliedes, des Madrigals. Und seine liebenswürdige Fröhlichkeit steckt nun wohl auch die andern an, sie drängen sich gegeneinander vor, weil doch jeder etwas zu sagen hat, und sie tauchen unter, weil sie vielleicht den andern zuhören wollen. Manchmal geht es in einer engen fugischen Figur, echohaft unterstreichend, ein Weiterschreiten der Melodie mit einem Netzwerk von Beziehungen nach vorwärts und rückwärts umspielend. Dann wieder lösen sich Stimmen vom Thema, versuchen kräftig und doch vorsichtig einen eigenen Weg hinauf, hinab, bis sich alle in einer sanften Fermate wiederfinden. Aber damit ist es noch

nicht zu Ende. Was sich finden soll, muß sich erst wieder trennen. Wie in einem barocken Irrgarten mit hohen Hecken sich Wege kreuzen, Nähen sich in Fernen verwandeln und Fernen in Nähen, so treffen sich in diesen Liedern oft weit auseinanderliegende Stimmen, und solche, die eine kleine Zeit dicht nebeneinander liefen, verlieren sich durch kühne Intervalle. Und erst zum Schluß kommen sie alle einzeln an, verharren einen kurzen Augenblick und münden dann in eine freundliche Dur-Auflösung.

Was man singt? Moreley und Purcell und Byrd, große Namen, aber so selten zu hören. Dieses gab es also einmal in England, in dem alten lustigen England, bevor es die schwarzröckigen Puritaner schweigen machten. In dem häßlichen kleinen Konzertsaal, zwischen schmutzigem Stuck und verstaubtem Gold lebt es plötzlich auf. Ältliche Klavierlehrerinnen und abgenützte Musikkritiker unter den Zuhörern bekommen für einige Augenblicke frohe Gesichter. Und vorn am Tisch neigen die Singers die Köpfe gegen einander, nicken manchmal, wenden sich ab, und wenn sie ein Forte haben, betonen sie es gewichtig und lassen das Piano mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit folgen. Wenn ein Lied zu Ende ist, verneigen sie sich, die drei Herrn im Smoking und die drei altmodisch von ihren Gewändern umgebenen Damen.

Wolf Zucker

Sauerteig

Zum Schluß betonte der Redner, daß die Katholiken der Sauerteig werden sollte, die das katholische Leben Krefelds durchsäuern.

Krefelder Generalanzeiger

Wie angegossen!

Mangold, Ernst, Prof. Dr. med. et phil.: Schlaf und schlafähnliche Zustände bei Menschen und Tieren. Festrede zur Reichsgründungsfeier der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin am 18. Januar 1929.

Börsenblatt

Hugenberg-Lyrik

Wenn Frau Krause schreibt,
Daß sie dann nur bleibt,
Wenn das Zimmer ruhig und nicht kalt,
Daß sie fährt zurück,
Wenn sie keinen Blick
Hat auf Wiesen, Berge, Wasser, Wald:
Dann oha, oha, oha,
Ist die Sommersaison nah'.

Wenn am Villentor
Und am Zaun davor
Das Plakat hängt „Vorsicht! Frisch lackiert!",
Wenn aus neuem Nest
Etwas fallen läßt
Auf den Kies die Meise, ungeniert:
Dann oha, oha, oha,
Ist die Sommersaison nah'.

Wenn dem „Tag" Sie jetzt
Schreiben, daß er setzt
Ihre Angebote mehrmals hin
In sein Reiseblatt,
Das Verbreitung hat
In den besten Kreisen von Berlin:
Dann oha, oha, oha,
Sind die guten Gäste da!

„Der Tag"
Anzeigen-Abteilung
„Reise - Verkehr - Wanderung"

Antworten

Oberreichsanwalt. Nein, Ihr Herr Jörns macht in dem Prozeß gegen das ‚Tagebuch' keine gute Figur. Er zappelt hilflos im Netz der Fragen, er macht Ausreden und schützt schlechtes Gedächtnis vor. Die Schatten stehen gegen ihn auf. Otto Landsberg sagt aus, der Herr Kriegsgerichtsrat habe ihn mit einem falschen Bericht irregeführt. Herr Jörns wird sich zu Haus erst in seinen roten Talar hüllen müssen, um sich erneut zu bestätigen, daß er ein Prokurator des Reichs ist und nicht ein namenloser Inkulpat, mit dem man vor Gericht Schlitten fährt. Wäre Herr Jörns ein mutiger Mann und nicht ein in die Ecke gedrängter Bureaukrat, er würde offen sagen, daß er nur das getan hat, was seine militärischen Auftraggeber von ihm verlangt haben. Wie war es denn damals? In zwei Menschen war die Seele der Revolution erschlagen worden. Die Mörder spreizten sich frech. Das Bürgertum applaudierte. Nur ein paar Liberale vergossen Krokodilstränen. Herr Jörns wird damals sicher kein andres Gefühl als das der Pflichterfüllung gehabt haben. Und welchen großen Qualitäten verdankt er denn seine Berufung in die höchste Anklagebehörde? Sie, Herr Oberreichsanwalt, müssen das am besten wissen. Herr Jörns ist auch in seiner neuen Würde immer nur der als Reichsanwalt verkleidete Kriegsgerichtsrat geblieben. Wenn der neue Reichsjustizminister nicht Herr von Guérard wäre, er würde Herrn Jörns aus der Rechtspflege, die er kompromittiert, entfernen.

Chemnitzer. Alfons Goldschmidt hält am 27. April, abends 8 Uhr, im „Museum" einen Vortrag über „Die dritte Eroberung Amerikas".

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag, 26. April, 20 Uhr, öffentlicher Diskussionsabend im Café Adler, Kommandantenstr. 84: „Erdstaat und Klassenkampf". Referenten: Prof. Carl Fries, Dr. F. M. Reifferscheidt. Gäste willkommen.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler, am Dönhoffplatz. Am 24. April spricht George Wegener über „Die vertagte Regierungskrise" und am 8. Mai Alfons Goldschmidt über „Panamerika".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Cunos Schatten von Carl v. Ossietzky

Endlich ist in Paris zahmere Stimmung eingekehrt. Wenn auch an dieser Konferenz wohl nicht mehr viel zu retten ist, so will man sich doch andre Möglichkeiten nicht verbauen. Es ist dringend zu wünschen, daß in diese neue Bereitwilligkeit auch die deutsche Delegation und, mehr noch, die deutsche Öffentlichkeit hineingezogen wird.

Die durch Schachts Solospiel bei uns entstandene Erregung ist schwer zu dämpfen. Man richtet sich wieder auf Obstruktion ein. Doch auch die Kehrseite fehlt nicht. Der entschieden nationale Industrielle aus der Provinz, der ohne weiteres bereit wäre, ein paar neue Techows oder Tillessens zu finanzieren, um die Schmach des Vaterlandes mit Blut abzuwaschen, rutscht wieder sachte aus der Mark und scheffelt Devisen, der Parole folgend, die Herr Bang, König Hugenbergs lustiger Rat, schon vor Monaten ausgegeben hat. All dies — flammende Entrüstung in profitablem Verein mit Todsünden gegen die deutsche Gesamtwirtschaft — das haben wir schon ein Mal erlebt, anno Dreiundzwanzig, als der begabte Cuno, mit den Telegraphenstangen als Köder, die Franzosen an die Ruhr lockte, um jetzt endlich mal mit den Reparationsschweinereien Schluß zu machen. Cunos Schatten regt sich wieder. Zwar weiß jeder, daß es um die Wirtschaft trostlos steht und bald noch ärger werden kann. Daß alle Abwehrmaßnahmen, die Deutschland treffen könnte, es automatisch aus der Zirkulation des internationalen Geschäftes schalten müßten. Aber wir wollen uns doch von der Bande in Paris nichts sagen lassen! Und, um den Vergleich mit Dreiundzwanzig zu Tode zu hetzen, wie damals auf England, richtet sich alle Hoffnung heute auf Amerika. Die gleichen Kaffeesatzpropheten, die damals schon den Termin wußten, an dem das englische Kabinett die Franzosen aus Essen weisen würde, munkeln heute, daß Herr Owen Young mit Schacht im Einverständnis gewesen sei.

Wieder wird mit Deutschland ein lebensgefährliches Spiel getrieben, und die Nation weiß nichts davon. Das ist um so leichter, weil die Reparationsfragen sehr schwierig und ihre Konsequenzen leicht zu vernebeln sind. Das Wort „Reparationen", das seit zehn Jahren zehn Mal täglich in jeder Zeitung steht, ist immer fremd geblieben. Hätte es statt dessen von vornherein geheißen: „Kriegskosten" oder „Kriegsentschädigung", das wäre viel plausibler gewesen. Denn den verlorenen Krieg zu bezahlen, das ist von jeher die Pflichtbürde des Verlierers gewesen. Das Unglück will, daß grade in den besitzenden Schachten, wo es auch sonst mit der politischen Bildung am meisten hapert, der Aberglaube vorherrscht, man würde doch mal um die Reparationen herumkommen. Deshalb wurde dort Hjalmar Schacht wie ein Drachentöter bejubelt, weil er die langatmige finanzielle Debatte plötzlich mit forschem Griff abwürgte und den Herren Sachverständigen eröffnete, daß er des trockenen Tones jetzt müde sei und unbedingt politisch werden müsse.

Warum sind die deutschen Blätter in ihrer Mehrzahl so töricht, zu bestreiten, daß Schacht die Politik in die Verhandlungen getragen hat? Die einfachste Logik spricht gegen ihre Darstellung. Nachdem Herr Schacht vorher mit zäher Energie sein Angebot — die 37 Annuitäten von 1650 Millionen — als letztes Wort verteidigt hatte und durch kein Argument davon abzubringen war, erklärte er ganz unvermittelt, mehr bieten zu wollen, wenn man Deutschland eine „überseeische Rohstoffbasis" oder Konzessionen im Osten zubilligen würde. Das aber sind Fragen, die zu diskutieren die Sachverständigen nicht befugt waren. Darüber haben nur die Regierungen, die Parlamente und letzten Endes auch der Völkerbund zu reden. Kommt noch hinzu, daß man in Deutschland selbst die „überseeische Rohstoffbasis" als Hobby des Herrn Schacht auffaßt, und daß der Reichstag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung kaum für irgend eine noch so geschickt kaschierte Kolonialpolitik zu haben wäre. Gesetzt, Herr Schacht hätte in Paris damit Anklang gefunden, so wäre er in Deutschland höchstwahrscheinlich hart desavouiert worden. Weil die Sachverständigen aber so unhöflich waren, die Grenzen ihres Mandats nicht zu vergessen, deshalb mußten sie auch jeden Versuch, die Debatte zu politisieren, als Sprengung oder Verschleppung empfinden. Schacht aber hat sich in eine recht unbequeme Lage manövriert, indem er auf sein letztes Wort ein allerletztes folgen ließ und das an Forderungen band, deren Erfüllung Deutschland eine anständige Stange Geld kosten und seine Fähigkeit zu Reparationsleistungen wahrscheinlich für einige Zeit herabmindern würde. Denn alle kolonialen Unternehmungen fressen viel Kapital, ehe sie florieren. Es ist erstaunlich, daß man bei uns nicht begreifen kann, wie sehr Schacht sich selbst und die Regierung, die ihn bevollmächtigte, kompromittiert hat und warum jetzt ein Hagelschauer von Kritik auf ihn niederprasselt.

In pariser nationalistischen Blättern werden diese Vorwürfe auch auf das gesamte deutsche Volk ausgedehnt, was nicht nur eine grobe Übertreibung, sondern auch herzlich unpsychologisch ist. Wenn der Dawesplan zustande gekommen ist und überhaupt Reparationen gezahlt worden sind, so ist das wirklich nicht auf das Konto der Notablen von Politik und Wirtschaft zu setzen, sondern auf das der breiten Volksmassen, der Millionen von Arbeitern und Angestellten, die zu den republikanischen Parteien zählen. Noch in der Ära Wirth-Rathenau war die Erfüllungspolitik eine höchst odiose Sache, zu der sich die bessern Leute nicht gern am hellen Tage bekannten. Selbst in Linksblättern, die sonst nicht völlig unverständig waren, klang bei der Behandlung dieser Dinge immer so ein Unterton mit, als ob die Reparationen ein privater Irrsinn des Herrn Poincaré wären. Erst in den breiten Volksmassen hat die Erfüllungspolitik ihre Stütze gefunden. Hier, wo man am eignen Leibe erfahren hatte, daß wir wirklich die Verlierer dieses Krieges sind — hier hat man auch zuerst empfunden und offen erklärt, daß es nur ein Gebot schlichten Anstands wäre, das Zerstörte zu bezahlen, wie es von jeher der Brauch war. Diese Jahre der Reparationskämpfe waren voll Unruhe und

Friedlosigkeit, alle Wege schienen nach einem zweiten europäischen Golgatha zu führen. Und wenn wir seit 1924 von einer zunehmenden Stabilisierung sprechen dürfen, so liegt das hauptsächlich an der Realisierung unsrer Reparationspflichten, ein Entschluß, der uns schreckliche Zeiten hätte ersparen können, wenn er schon 1920 gefaßt worden wäre. Das war der erste Akt der europäischen Reinigung. Der zweite wäre der Entschluß Amerikas, die interalliierten Schulden herabzulassen.

Über einen Punkt indessen können wir ganz ruhig sein: ob schließlich die Reparationsverhandlungen mit einem neuen Akkord schließen oder ob nach einem Riesenkrach Deutschland, aus der Gemeinde der Heiligen ausgeschlossen, sich mit einem fröhlichen Dumping einstweilen den Schakalen des Weltmarktes zugesellen wird — die Kosten wird auf keinen Fall der Kapitalismus tragen. Wenn die Roten wieder, verlockt von dem Irrwisch Europa, der nationalen Front in den Rücken fallen, dann werden eben sie durch lange Hungerjahre dafür bestraft werden müssen. Tu l'as voulu, Georges Dandin! Wenn aber dank der Anmaßung und Ungeschicklichkeit des Herrn Schacht ein Ergebnis ausbleibt, so wird das arbeitende Volk freundlichst eingeladen werden, seine Bedränger zu verfluchen und neue Opfer zu bringen.

Schon heute richten sich viele scharfe Augen auf gewisse luxuriöse Wucherungen unsrer Sozialpolitik. Herr Hugenberg hat sein großartiges Sparprogramm verkündet, Herr Schacht steht diesen Gedanken nicht sehr fern, und obgleich den meisten bürgerlichen Parteien davor graut, so werden sie sich über kurz oder lang damit befassen müssen. Irgendwo muß das Geld doch herkommen. Da Herr Hilferding keine Neigung zeigt, etwa an die Erbschaftssteuer zu gehen, so werden wohl zunächst die Erwerbslosen daran glauben müssen.

Noch aber ist es nicht so weit. Noch ist weder eine Unterwerfung noch ein brüsker Abbruch erfolgt. Diese Zwischenzeit voll von unheimlichen Ahnungen muß ausgefüllt werden. Dafür ist das neue Ruhrkampfspiel da, das neue Cunospiel, die Drohung mit der Resistenz. Auch das kann genug Unheil anrichten. Schon ist wieder um Deutschland herum jene böse Unsicherheit, die bald ihre Wirkung haben kann. Die Transferklausel schützt zwar unsre Währung, aber nichts schützt uns vor dem Mißtrauen der Andern, nichts vor ihren Bedenken, mit Deutschland Geschäfte zu machen. Es ist zu beklagen, daß ein Politiker von den hohen Qualitäten des preußischen Ministerpräsidenten sich dazu hergegeben hat, den Neinsagern das Stichwort zu geben. Er hätte das ruhig den Kollegen in München und Dresden überlassen sollen. Um eine Katastrophe abzuwenden, gilt es, äußerste Bereitwilligkeit zu zeigen, mit den Andern bald ins Einvernehmen zu kommen und alles zu tun, dies Stadium gefährlicher Unentschiedenheit so viel wie möglich abzukürzen. Das Dümmste aber wäre die Aufzäumung des Nationalismus, nur um zu zeigen, daß wir nicht wehrlos sind. Wer sich diesem Renner anvertraut, kann nicht mehr absteigen.

Ist Russland noch kommunistisch? von Kurt Kerf

Es soll hier keineswegs die historische Leistung der Oktober-Revolution herabgesetzt werden. Ihr Staatsapparat konnte nur die proletarische Diktatur sein. Aber was damals und in den Jahren des Bürgerkriegs eine Tatsache war: die Herrschaft der Arbeiter und der armen Bauern hat heute, infolge der NEP und des immer weitern Vordringens der mittlern Bauern und des Kulakentums, ein ganz andres Gesicht bekommen. Die westeuropäischen offiziellen Kommunisten leugnen die große Wandlung, die sich innerhalb der russischen Diktatur vollzogen hat — und in einem Agrarland mit historischer Gesetzmäßigkeit vollziehen mußte. Sie glauben, der westeuropäischen Arbeiterschaft die volle Wahrheit über das politische und wirtschaftliche Leben in der Sowjet-Union vorenthalten zu müssen. Dieser Glaube ist jedoch ein sehr gefährlicher Aberglaube, für den die Arbeiter und vor allem die der Sowjet-Union eines Tages hart leiden werden. Man muß hier auf die Worte Maxim Gorkis hinweisen, die er vor einigen Jahren geschrieben hat: „Man kann jetzt gradezu sagen, daß um den Preis des Untergangs der gebildeten Stände und der Arbeiter der russische Bauer zum Leben erwacht ist."

Es ist eine unangenehme Aufgabe, gegen einen von der Stalingruppe verfolgten und gehetzten Oktobermann, gegen Trotzki, auftreten zu müssen. Aber die Politik, für die Trotzki heute eintritt, ist vollinhaltlich der Leninismus von 1917, dem allerdings einschränkend angemerkt wird, daß durch die Niederlagen der westeuropäischen Arbeiterschaft auch die Komintern und die RKP getroffen sind, und dann ist es eine Politik, die sich gegen die Mehrheit des russischen Volkes, gegen die Bauernschaft richtet.

Die russische Revolution und die Kommunisten befinden sich nicht mehr auf einem siegreichen Vormarsch, sondern in einer gradezu verzweifelten Defensive. Im Wettstreit zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus ist die Sozialdemokratie Sieger geblieben. Das ist ganz gewiß — welthistorisch gesehen — ein sehr betrübliches Resultat, aber es ist das reale Resultat dieser Stunde, das sich weder durch Phrasen noch durch Schimpfworte auslöschen oder ändern läßt. Und die, die dieses Resultat nicht sehen oder nicht sehen wollen und weiterhin (wie 1917 bis 1921) von der nahen Weltrevolution träumen und reden, sie belügen sich und die Arbeiterschaft.

Die russische Diktatur, die sich heute in Stalin verkörpert und um Stalin gruppiert — die russischen Staatsmänner, selbst der kluge und weitblickende Rykow, der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, sind in der Ausübung der Macht vom Generalsekretär der RKP, von Stalin und seinem Funktionärkörper abhängig — diese Stalindiktatur treibt ein sehr gefährliches Spiel, wenn sie bestimmte Kreise der Arbeiterschaft noch länger mit der Illusion nährt, die (wie es in einer Resolution des VI. Komintern-Kongresses, 1928, heißt) behauptet, „daß es der Kommunistischen Partei der Sowjet-Union durch ihre folgerichtige kommunistische Politik gelun-

gen ist, die Diktatur des Proletariats zu festigen und den Aufbau des Sozialismus erfolgreich zu betreiben". In Wirklichkeit besteht die „Festigung" der proletarischen Diktatur darin, daß den Bauern und vor allem den mittlern Bauern und Kulaken, die zwar nicht theoretisch, aber faktisch die Eigentümer des Bodens sind, immer mehr und mehr entgegengekommen werden muß, und, trotz theoretischer Gegenrede, entgegengekommen wird (Stalin selbst fordert das Zusammenarbeiten von Proletariat und mittlerm Bauerntum, also von Besitzlosen und Besitzenden), und der „Aufbau des Sozialismus" besteht darin, daß das verfluchte ausländische Kapital immer wieder um Darlehen angegangen werden muß und daß infolge des Versagens des Industrie- und Verkehrswesens und auch infolge großbäuerlicher Sabotage in wichtigen Gebieten der Sowjet-Union bitterste Lebensmittel- und Wohnungsnot herrscht, und daß es fast unmöglich ist, mit einem normalen Arbeitslohn, der zwischen 60 und 120 Rubeln schwankt, Kleidungsstücke zu erwerben. In einigen Bezirken des Kaukasus zum Beispiel herrscht — wie glaubwürdige Reisende erzählen — Hungersnot. Und ein Pfund Butter ist in Moskau und anderswo, wenn man von dem Wenigen absieht, was die Genossenschaften geben, nicht unter fünf bis sechs Rubel zu haben, und für die fünf bis sechs Rubel darf man dann noch stundenlang anstehen. „Mit Schlangenstehen vor den Bäckerläden feiern wir den elften Jahrestag der Revolution", so konnte man im ‚Trud', dem Blatt der russischen Gewerkschaften, lesen.

Der Versuch, in einem einzelnen Lande eine sozialistische Wirtschaft aufzurichten und sie der kapitalistischen Weltwirtschaft gegenüberzustellen, ist gescheitert, weil er — bei der engen Verflochtenheit der ganzen kapitalistischen Weltwirtschaft und bei der Schwäche der in kleine Bauerngüter zerschlagenen russischen Wirtschaft — scheitern mußte. Daß die Russen keine sozialistische Wirtschaft, ja nicht einmal eine Wirtschaft, die für alle genügend produzieren kann, aufrichten konnten, ist keinesfalls ihre persönliche Schuld. Der russische Kapitalismus war 1917 nach einem verlorenen Krieg noch lange nicht so weit, daß sich aus ihm eine sozialistische Wirtschaft entwickeln ließ, die Bolschewiki waren damals nur die Vollstrecker einer bürgerlichen Agrar-Revolution; ihre persönliche und historische Schuld aber ist es, daß sie diese Tatsache „marxistisch" umzubiegen versuchten und daß sie noch immer mit dem Verbiegen beschäftigt sind, statt endlich auszusprechen, was ist und was in absehbarer Zeit sein kann. Dieses Aussprechen hätte allerdings auch eine Umordnung der Machtverhältnisse zur Folge — und das ist es, was die Stalinleute nicht wollen und fürchten. Lenin hatte 1921, als die innerrussische Situation noch nicht so gefahrvoll war wie heute, den Mut, das Halt und Zurück zu rufen und zu begründen. Aber seine Epigonen, die vor wenigen Jahren noch sagten: „... heute sägt man den einen ab, morgen den andern, übermorgen einen dritten, und was bleibt dann in der Partei?", diese Epigonen glauben jetzt durch

organisatorische Mätzchen und schöne Worte mit wirtschaftlichen Fragen fertig werden und mit der Geschichte Fangball spielen zu können. Doch Wirtschaft und Geschichte lassen nicht mit sich spielen, und in Wirklichkeit spielen Stalin und Genossen mit dem Wohl und Wehe der Arbeiterklasse.

Während in Paris der Generalstab des Weltkapitals seine Entschlüsse faßt und nicht nur so nebenbei auch die russische Frage erörtert, muß die russische kommunistische Partei und ihre Internationale einen Krieg gegen sich selbst und ihre Herrschaft führen. Was in Westeuropa als kommunistische Partei noch existiert, wird nicht mehr ernst genommen, und was in Rußland die Macht ausübt, ist alles, nur kein Kommunismus. Wir wissen, daß es kein Kommunismus sein kann. Und daß es kein Kommunismus ist, ist nicht das Schlimme, das Schlimme ist, daß es als Kommunismus, als Diktatur des Proletariats ausgegeben wird. Was wir wollen ist, daß die russischen Machthaber endlich sagen, was sie sind. Sie sind, was sie auf Grund der realen Tatsachen in der russischen Wirtschaft sein können: Statthalter einer siegreichen Bauernrevolution. Wie siegreich das Bauernelement sich fühlt, zeigt sein rücksichtsloses Vorgehen gegen proletarische Elemente und Tendenzen. „Wenn die Arbeiter weiter murren und aufsässig sind, muß man ihnen beweisen, daß Bauern und Rote Armee bei weitem die stärkste Macht sind", so drohte der General Budjenny auf einer Konferenz der Kommandeure der moskauer Garnison. Es ist ferner keine Seltenheit, im Gegenteil, eine alltägliche Erscheinung, daß „Arbeiterkorrespondenten" und proletarische Elemente in den Sowjets von Bauern, auf Befehl der Kulaken, verschleppt, geschlagen und niedergeknallt werden. Viele Hunderte solcher ausgesprochen politischer Attentate muß die Sowjet-Presse registrieren, und wieviel Hunderte registriert sie nicht? Und oftmals geschehen diese Attentate nur darum, weil „Arbeiterkorrespondenten" an dem Kritik geübt haben, was ist, an der freien, aber schlecht funktionierenden Bauernwirtschaft. Und oftmals geschehen sie auch, weil ein Sowjet-Vertreter die Getreideablieferung erzwingen will. Die Kulaken wollen aber — im Privathandel — höhere Preise erzielen als der Staat zahlen will und kann. Und hier, im alltäglichen Kampf, zeigt sich die Unmöglichkeit, das kapitalistische Bauerntum mit der proletarischen Minderheit zu versöhnen.

Die russische Diktatur befürchtet einen Krieg. Diese Furcht mag im Augenblick gegenstandslos, mindestens aber übertrieben sein. England könnte, nach seinem großen Sieg in China, den es allerdings mit den U.S.A. teilen muß, nichts Dümmeres tun, als einen Krieg gegen die Sowjet-Union einzuleiten, und Frankreich ist in seiner Rußlandpolitik fast vollkommen von den U.S.A. abhängig. Und die wollen und werden mit Rußland ins Geschäft kommen, und dieses Geschäft wird die Diktatur vollends ihrer proletarischen Tendenzen und Umhänge entkleiden und das erreichen, was durch einen Krieg nicht ohne weiteres zu erreichen ist: die Einordnung der russischen Welt in das kapitalistische Wirtschaftsgetriebe.

Der Beitritt der Russen zum Kelloggpakt war nicht nur eine staatspolitische Klugheit, sondern auch eine Verbeugung vor den stolzen Herrschaften von Washington und New York. Marxistisch, vom Standpunkt des Kommunismus aus gesehn, ist der Kelloggpakt ein Unding, ein Bastard. Der Krieg ist dem Kapitalismus immanent: das weiß jeder ABC-Schütze des Marxismus. Doch die Genossen im Kreml wissen sehr wohl, daß sie — wenn sie die Wirtschaft, die Industrie wie die rationelle Bearbeitung des Bodens, wirklich weiter bringen wollen — gegenwärtig nach der Musik der kapitalistischen Wirtschaftsführer und ihrer politischen Trompeter und Baßgeiger tanzen müssen. Die Genossen im Kreml wissen das sehr wohl, vor allem wissen es Rykow und seine Freunde, und ihr Tun beweist, daß sie wissen, wer die Weltwirtschaft und damit die Weltgeschichte von heute befiehlt. Doch dieses, ihr Tun umnebeln nicht Rykow, aber die Stalinleute, meist mit soviel kommunistischen Phrasen, daß der einfache Arbeiter zum Gefangenen dieser Phrasen werden kann und muß. Und so, aus diesem Widerspruch zwischen dem Tun und dem Reden der Kremlleute, entsteht innerhalb der Arbeiterklasse Unklarheit, Unzufriedenheit, Kampfesunlust und ausweglose Opposition.

Der Kommunismus hat in den letzten zehn Jahren alle entscheidenden Schlachten verloren, der Kapitalismus ist Triumphator. Wie die Niederlagen zustande gekommen sind, kann hier nicht untersucht werden. Die Sozialdemokratie trägt ganz zweifellos einen großen Teil der Schuld. In der praktischen Politik entscheidet aber nichts als der Erfolg. Wer ihn errungen hat, ist hier klar gesagt. Will Moskau nicht einer neuen und vielleicht vernichtenden Niederlage und Enttäuschung entgegentaumeln, dann muß es seine Wirtschaft und seine Politik endlich so benennen, wie sie heute benannt werden muß: es herrscht und arbeitet dort in Rußland ein kleinbürgerliches Bauerntum, dem, infolge des Fehlens großer privater Industrien, die Tendenz zum Staatskapitalismus innewohnt.

Und weiter muß die russische Diktatur, will sie nicht die Kampfesleidenschaft breitester Volksmassen ersticken, nicht nur den für breite Arbeiter- und Bauernmassen faktisch bestehenden Maulkorbzwang im Presse- und Versammlungsleben ganz beseitigen, sondern auch endlich dazu übergehen, die kommunistische Partei Rußlands und die kommunistischen Parteien Westeuropas von der finanziellen und politischen Leine (an der heute „Führer" wie Hunde trollen) loszulassen. Der russische Staat und der Kommunismus sind augenblicklich zwei grundverschiedene Dinge, die nicht zu versöhnen und nicht miteinander zu verkoppeln sind. Bleiben Diktatur und RKP. miteinander verbunden, dann verfällt die RKP. und der Kommunismus in ihr immer mehr und mehr, bis schließlich eine ideenlose Beamten- und Militärdiktatur übrigbleiben wird, die der Kapitalismus nur zu übernehmen und mit dem, was er seinen Geist nennt, auszufüllen hat. Daß sich die westeuropäischen kommunistischen Parteien, oft wider bessere Einsicht, nicht von selbst von der moskauer Staatsleine losreißen, das

zeigt, was für verheerende Wirkungen die Subventionspolitik der Komintern, bis weit in proletarische Kreise hinein, gezeitigt hat.

Vielleicht irrt Trotzki in seiner Politik, die er für Rußland und Europa propagiert, aber dieses Irren entspringt schließlich grundehrlichem, revolutionärem Wollen. Und wenn man nun beobachten kann, wie gewisse Lieblinge des Kremls und solche, die vor ein paar Jahren noch im Lager der Konterrevolution standen, wenn man beobachten kann, wie alle diese Genossen von dem leben, was der russische Arbeiter erschuftet und was der Kreml so freundlich ist, zu „verleihen", wenn man beobachten kann, wie alle diese Kostgänger Stalins einen ganzen Mann und aufrichtigen Freund der Arbeiterklasse: Leo Trotzki, anpöbeln, dann, dann fragt man sich verzweifelt, wer wird das Werk Lenins bewahren, verteidigen und organisieren? Wer wird das können und das tun, heute, später und dann, wenn Stalins Heere dem alten russischen Erbfeind — England — begegnen?

Die Geschichte ist ein unbestechliches Kriterium. 1918 schrieb Rosa Luxemburg, „daß die unmittelbare Landergreifung durch die Bauern (in Rußland) mit sozialistischer Wirtschaft meist gar nichts gemein hat... Jede sozialistische Wirtschaftsreform auf dem Lande muß selbstverständlich mit dem Groß- und Mittelgrundbesitz anfangen. Sie muß hier das Eigentumsrecht vor allem auf die Nation... übertragen... Eine sozialistische Regierung, die zur Macht gelangt ist, muß auf jeden Fall eins tun: Maßnahmen ergreifen, die in der Richtung auf jene grundlegenden Voraussetzungen einer spätern sozialistischen Reform der Agrarverhältnisse liegen, sie muß zum mindesten alles vermeiden, was ihr den Weg zu jenen Maßnahmen verrammelt." Und schließlich gelangte Rosa Luxemburg zu der Überzeugung, daß die Agrarpolitik der Bolschewiki, die das Land unter Millionen von Klein- und Mittelbauern aufteilte, „gradezu nach der entgegengesetzten Richtung wirken mußte... Was geschaffen wurde, ist nicht gesellschaftliches Eigentum, sondern neues Privateigentum, ... das technisch mit den Mitteln aus der Zeit der Pharaonen arbeitet". Hat sich auch der technische Betrieb im Laufe der Jahre in einigen Bezirken der Sowjet-Union, bei weitem nicht in allen, gebessert, so hat sich doch das Grundproblem, das private Landbesitzverhältnis, nicht geändert, im Gegenteil, verschlechtert. Der mittlere Bauer und vor allem der Kulak, der fremde Arbeitskraft ausbeutet, ist in weit höherm Maße als der Kleinbauer von 1917 und 1918, ein Feind der Arbeiterklasse. Und diese Feindschaft muß die Diktatur, ob sie will oder nicht, berücksichtigen. Denn die landwirtschaftliche Produktion ist auch heute noch für Rußland die allein entscheidende Produktion. Und Rosa Luxemburg schrieb 1918 in ihrer Arbeit über die russische Revolution sehr richtig: „Früher stand einer sozialistischen Reform auf dem Land allenfalls der Widerstand einer kleinen Kaste adliger und kapitalistischer Großgrundbesitzer, sowie eine kleine Minderheit der reichen Dorfbourgeoisie entgegen, deren Expropriation durch eine revo-

lutionäre Volksmasse ein Kinderspiel ist. Jetzt, nach der „Besitzergreifung", steht als Feind jeder sozialistischen Vergesellschaftung der Landwirtschaft eine enorm angewachsene und starke Masse des besitzenden Bauerntums entgegen, das sein neu erworbenes Eigentum gegen alle sozialistischen Attentate mit Zähnen und mit Nägeln verteidigen wird. Jetzt ist die Frage der künftigen Sozialisierung der Landwirtschaft, also der Produktion überhaupt in Rußland, zur Gegensatz- und Kampffrage zwischen dem städtischen Proletariat und der Bauernmasse geworden." Und was wir heute als Kampf zwischen Rykow, Stalin und Trotzki und ihren Gruppen erleben, ist nur die politische und organisatorische Widerspiegelung dieses Kernproblems der russischen Revolution.

Was 1917 als proletarische Diktatur begann, ist dadurch, daß es den Bauer zu einem selbständigen Faktor mit privatkapitalistischen Interessen machte, ja vielleicht machen mußte, im Laufe der Zeit zu dem geworden, was es auf Grund der entscheidenden Produktion, der kleinen und mittleren Bauernwirtschaft, werden mußte, zu einer Bauernherrschaft. Es ist eine unumstößliche Wahrheit, die Rosa Luxemburg aussprach, als sie schrieb: „... auch die größte Revolution kann nur das vollbringen, was durch die Entwicklung reif geworden ist."

Die Bolschewiki haben Hervorragendes, Epochales geleistet. „Die russische Revolution — das schrieb Rosa Luxemburg 1918 — ist das gewaltigste Faktum des Weltkrieges." Aber eine Revolution ist nicht nur eine heroische Epoche, sehr schnell fordert der Alltag sein Recht. Und der russische Alltag heißt heute Bauernherrschaft. Und das haben, nicht zuletzt im Interesse der Arbeiterklasse und ihres Befreiungskampfes, die Führer, die sich als die Erben Lenins und seiner Lehren bezeichnen, klar und unzweideutig auszusprechen. Nur so kann die politische Atmosphäre, die durch Unklarheit und Unwahrheit vergiftet ist, gereinigt werden. Nur so kann das politische Leben und Tun der Arbeiterklasse, wenn auch langsam, wieder zu Kraft, Selbstbewußtsein und Siegesgewißheit kommen.

Die Überparteilichkeit der Roten Hilfe

von Wilhelm Pieck

In Nummer 16 der ‚Weltbühne' vom 16. April 1929 veröffentlicht Kurt Hiller einen Artikel unter der Überschrift: „Attentat auf die Rote Hilfe", womit er hoffentlich nicht seinen Artikel kennzeichnen wollte. Ich nehme bei seinem bisherigen freundschaftlichen Verhältnis zur Roten Hilfe an, daß er ihr mit seinem Artikel einen Dienst erweisen oder sie zum mindesten vor Schaden bewahren wollte. Daß aber sein Artikel das Gegenteil hervorzurufen geeignet ist, liegt an seiner völlig einseitigen und objektiv falschen Orientierung, wobei die Antipathien und die Sympathien für einzelne Personen in der Führung der Roten Hilfe bestimmend gewesen sein mögen. Kurt Hiller gibt dafür einige Proben in seinem Artikel. Der Roten Hilfe ist damit aber kein Nutzen geschehen.

Kurt Hiller richtet in seinem Artikel die Frage nach dem Grunde der „Maßregelung Schlörs und seiner Freunde" in der Roten Hilfe an

mich, um deren Beantwortung er bittet. Diese Antwort soll er in aller Eindeutigkeit haben, wobei ich alles Persönliche, Unsachliche und Nebensächliche weglasse. Es handelt sich bei den in der Führung der Roten Hilfe notwendig gewordenen Personalveränderungen lediglich um die Wahrung der Überparteilichkeit der Roten Hilfe. Von der aus der KPD ausgestoßenen Gruppe Brandler-Thalheimer wurde der offene Versuch unternommen, ihren Kampf gegen die KPD in die Rote Hilfe zu tragen. Wäre das den Brandlerianern gelungen, so wäre die Rote Hilfe-Organisation zur Basis parteipolitischer Auseinandersetzungen geworden und ihr damit zweifellos schwerer Schaden zugefügt worden. Ich hoffe, daß Kurt Hiller das versteht. Die vier ausgeschiedenen Sekretäre standen in engster Verbindung mit dieser Gruppe (Schlör war sogar in ihrer engern Leitung) und unterstützten sie in ihrem auf den Mißbrauch der Roten Hilfe gerichteten Bestreben. Von den Brandleristen wurde das sogar als völlig vereinbar mit der Überparteilichkeit der Roten Hilfe bezeichnet, denn diese stehe „über" der Partei.

Gegen diese Art von Überparteilichkeit wandten sich auch meine polemischen Bemerkungen, die Kurt Hiller aus dem Brandler-Organ „Gegen den Strom" zitiert und die ich in einer Sitzung am 26. Februar gemacht haben soll. Bei einer solchen „Überparteilichkeit" in der Roten Hilfe den Kampf gegen die KPD führen zu können, würden sich sicher sogar die SPD-Führer mit der Roten Hilfe befreunden und bereit sein, ihren Parteitagsbeschluß aufzuheben, der ihren Mitgliedern den Beitritt zur Roten Hilfe verbietet. Als sich aber die KPD gegen einen solchen Versuch der Brandlerianer zur Wehr setzte und auch die Rote Hilfe entschieden diesen Versuch zurückwies und Abwehrmaßnahmen dagegen traf, schrien die Brandlerianer und die vier ausgeschiedenen Sekretäre über einen angeblichen Bruch der Überparteilichkeit in der Roten Hilfe. Mit diesem Gaukelspiel scheinen sie sogar Kurt Hiller getäuscht zu haben.

Kurt Hiller zieht in seinem Artikel ein Rundschreiben zur Polemik gegen mich heran, das ich zur Information über die Personalveränderungen versandte. Er glaubt mir eine Unwahrheit unterstellen zu können, weil ich in dem Rundschreiben von einer Funktionsniederlegung der vier Sekretäre spreche. Aber es ist tatsächlich so. In der Sitzung des Zentralvorstandes der Roten Hilfe am 8. März legten die vier Sekretäre ihre Funktionen nieder, nachdem sie erkannt hatten, daß bei einer Abstimmung eine Mehrheit für ihre Entlassung vorhanden war. Sie beriefen sich bei ihrer Funktionsniederlegung auf eine voraufgegangene Fraktionssitzung der Kommunisten, die ihre Entlassung gefordert hatte. Auch der von Kurt Hiller in meinem Rundschreiben entdeckte angebliche Witz ist nicht einmal vorhanden, denn er versteht doch wohl die deutsche Sprache, die zwischen einer bestimmt abgegebenen Erklärung und einem Gerücht unterscheidet. Auch der „Beweis", den Kurt Hiller glaubt dafür führen zu können, daß ich nicht die Überparteilichkeit der Roten Hilfe wahren könne, ist hinfällig, weil er auf einer von ihm aus „Gegen den Strom" übernommenen Verfälschung meiner Ausführungen beruht. Und schließlich ist das, was die ausgeschiedenen Sekretäre oder andre mit ihnen verbundene Personen Kurt Hiller über die Gründe und Begleiterscheinungen der Personalveränderung in der Roten Hilfe erzählt haben und was er in seinem Artikel übernimmt

zum größten Teil unrichtig. Vor allem aber ist die Annahme von Kurt Hiller, daß ich ihn und die mit der Roten Hilfe sympathisierenden Intellektuellen für „große Kamele" halte, wie er behauptet, absolut falsch. Im Gegenteil, ich weiß die von dieser Seite der Roten Hilfe gewährte Unterstützung sehr zu schätzen und freue mich über jede rege Anteilnahme an der Entwicklung der Roten Hilfe Was bleibt also von dem „Attentat auf die Rote Hilfe" übrig, wenn man nicht darunter die von den ausgeschiedenen Sekretären unternommenen Versuche zur Spaltung der Roten Hilfe versteht?

Kurt Hiller glaubt alle Sympathisierenden zu einem Kampf für Jakob Schlör aufrufen zu müssen und bezeichnet die Sympathisierenden als „verächtliches Pack", wenn sie sich die „Maßregelung Schlörs und seiner Freunde — unsrer Freunde" gefallen ließen. Das ist doch in Worten ein bißchen viel übernommen, Kurt Hiller! Die großen Arbeitermassen in der Roten Hilfe haben sich bereits einmütig mit den Maßnahmen des Zentralvorstandes zur Wahrung der Überparteilichkeit gegen die Brandlerianer, auch mit dem Ausscheiden der vier Sekretäre einverstanden erklärt und deren Verhalten scharf verurteilt. Kurt Hiller, Sie wollen doch wohl nicht den Kampf für eine Person und gegen die Rote Hilfe, worauf Ihr Aufruf wörtlich hinausläuft. Sie verdächtigen die Zentrale der KPD, daß sie zum Herd der Konterrevolution wird. Dabei rufen Sie zur Zusammenfassung der roten Kräfte auf und bedauern ihre Zersplitterung. Glauben Sie, daß unter Ausschaltung der KPD eine Zusammenfassung der revolutionären Kräfte möglich ist? Wohin verleitet Sie also Ihr rein auf die Person gestellter Kampf? Die Rote Hilfe Deutschlands ist eine überparteiliche Massenorganisation, die den Kampf gegen die bürgerliche Klassenjustiz in der Gesetzgebung und der richterlichen Praxis, wie auch gegen den weißen Terror führt und für die Unterstützung der Opfer: der Männer, Frauen und Kinder Sorge trägt. In ihr finden sich alle mit diesem Kampfe und dieser Aufgabe einverstandenen Menschen zusammen, Kommunisten, sozialdemokratische und parteilose Kämpfer. (Ich will nicht zwischen Arbeitern und Intellektuellen unterscheiden.) Dieses Zusammenwirken wird ermöglicht durch die Überparteilichkeit der Roten Hilfe, die ein so hohes Gut ist, daß jeder Versuch, sie zu verletzen, entschieden zurückgewiesen werden muß. Aber Überparteilichkeit nur in dem Sinne einer Zusammenarbeit aller revolutionären Kräfte für eine revolutionäre Aufgabe, ohne daß die Zugehörigkeit zur KPD die Voraussetzung ist oder die Organisation den Beschlüssen der KPD unterstellt ist. Aber niemals Überparteilichkeit in dem Sinne, daß in der Roten Hilfe reaktionäre Auffassungen propagiert werden dürfen, auch wenn sie von Parteien oder Parteigruppen vertreten werden. Und niemals kann eine solche Organisation wie die Rote Hilfe gegen die KPD stehen, weil sie dann von der Erfüllung ihrer revolutionären Aufgabe bereits abgewichen wäre und ihren einzigen Rückhalt verlieren und zerfallen muß. Deshalb mußte auch der Versuch der Brandlerianer, in der Roten Hilfe den Kampf gegen die KPD zu führen, mit solcher Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Die Personalveränderungen waren nur eine ergänzende Maßnahme dafür. Kurt Hiller: Sie werden jetzt auch verstehen, daß Ihre wahren Freunde in der KPD und der Roten Hilfe sind, daß Sie sich mit uns zusammentun müssen, um auch nur das von Ihnen selbst aufgestellte Ziel zu erreichen.

Gustav Landauers Briefe von J. M. Lange

Landauers noch zu schreibende Biographie wird einmal, in einem ihre Zeit sehr beschämenden Sinne, die Geschichte eines Außenseiters in unsern Tagen zu geben haben. Die Dinge, die dieses Dasein ausmachen, standen jenseits aller Interessen seiner und unsrer Tage, des Marktes, der Mode, der literarischen Diskussion, der politischen Praxis. Hier überall wirkte er. Mit seinen Übersetzungen vermittelte er (in Gemeinschaft mit seiner Frau) das Beste und Grundlegende englischer und amerikanischer Dichtung — Poe, Whitman, Wilde — lange bevor der Amerikanismus zur literarischen Mode wurde. Die zerstreuten Tendenzen anarchistischer Zirkel ordnete er im Sozialistischen Bund und gab ihnen in den Thesen des „Aufrufs zum Sozialismus" ein geistig dem kommunistischen Manifest ebenbürtiges Programm. Seine Freunde waren die saubersten Charaktere seiner Zeit. Was er anfing, war, in einem höhern, geistigen Sinne richtig, aus der Zeit geboren, wirksam. Er hat keine Spuren hinterlassen. Sein Nachlaß hatte das Glück, einem der wenig betriebsamen Verleger zuzufallen, die die gute Tradition des deutschen Verlags ohne die schlechten Manieren heutiger Reklametechnik aufrechterhalten, das heißt, daß diesen Veröffentlichungen alles Sensationelle fehlt. Sie werden kaum gehört werden. Sie sind da. Daß sich einige größere demokratische Zeitungen, wenn der Raum es gestattet, von Zeit zu Zeit seines Namens, seiner Hinterlassenschaft annehmen, hat wenig zu sagen. Auch diese posthume Geste sogenannter demokratischer Toleranz, die niemanden zu etwas verpflichtet, gehört, wie alles, was ihm geschah, zu diesem Leben. Landauers Dasein und Werk war nicht gemacht, verstanden und schnell in die Praxis umgesetzt zu werden. Zu wirken, freilich.

Er kam nicht aus der Schule der Utopisten, Fouriers, Proudhons, Saint Simons, aber er gehörte zu ihnen. Sein Anarchismus hatte nichts mit den intellektuellen Verschwörerzirkeln der neunziger Jahre zu tun, mit denen er zu Anfang Fühlung hatte, nichts mit dem widerlichen „individualistischen" Anarchismus John Henry Mackays. Auch nicht mit solchen Leuten, deren Publikationsform mit der seinen eine entfernte Ähnlichkeit hatte, wie der unglückliche Snob Walter Rathenau, der sich in allen Lagern zu gut zurecht fand und seinen Lebensstil darin suchte, sich nirgends heimisch zu fühlen. Er war sicherlich zeitgemäßer, das heißt zeitberechtigter als alle diese, mit denen ihn die Literaturgeschichte zusammen nennen wird, und mitunter hätte man sich gewünscht, ihn aktiv in die Politik seiner Zeit eingreifen zu sehen. Er selbst hat dann, mit seinem Ende, den einzigen Weg gezeigt, der ihm dorthin möglich war: mit dem Bewußtsein in den Tod zu gehen, daß an die Verwirklichung seiner Idee — selbst einer durch die realen Verhältnisse seiner Zeit verminderten Idee — nicht zu denken war. Er kämpfte in diesen kurzen Monaten der deutschen Revolution nicht mit dem Glauben an den Sieg, kaum an die Möglichkeit, sicher nicht an die Richtigkeit des Kommunismus.

unter dessen Fahnen er ging. Genau wie seine Lehrer kämpfte er unter den Fahnen der Revolution schlechthin, weil es nicht anging, daß er sich schonte und aufsparte. Denn Landauers Sozialismus war von der Art, die Dinge vorbereitet, die kommen werden, die reine Idee nicht deswegen aufgibt, weil es eine Gelegenheit grade gibt, einen Teilerfolg einzuhandeln. Er hätte, wie Peter Kropotkin, der einer seiner Lehrer war, auch nach einer geglückten Revolution abseits gelebt, seinen humanistischen, theoretischen, vorbereitenden Arbeiten sich widmend und bemüht, eine wenn auch kleine Schar von Schülern zu finden, sie zu lehren, worauf es ankommt. Nämlich nicht darauf, wie sein Zeitgenosse Strindberg es glaubte, die Fouriersche Phalanstère zu verwirklichen, noch selbst die genossenschaftlichen Thesen seines Aufrufs in behördlich konzessionierten Reservationen einer deutschen oder russischen Sowjetrepublik zu experimentieren. Sondern er hätte gelehrt, daß nichts wichtiger sei, als die Idee zu bewahren; den Glauben an die Möglichkeit einer freien und zugleich aufs höchste organisierten Menschheit.

Denn worauf kommt es denn an? Wir haben viel erlebt, für das ein Jahrhundert kämpfte: die große, straff organisierte proletarische Massenpartei, die radikale politische Obstruktionspartei, die sozialistische Bundesrepublik in einem großen Reich, das damals als Hort aller Reaktion galt. Etappen eines Wegs, um derentwillen unsre Zeit vor der Geschichte besteht. Was wir nicht haben, was uns auf diesem Wege verloren ging, ist etwas andres. Keine These, kein Programm, nichts was für die nationalökonomische Wissenschaft oder die Ideologie einer Partei von Wichtigkeit wäre. Religiöser Impuls könnte es vor einer Zeit geheißen haben, der das Wort zur Mode geworden ist. Vor hundert Jahren warf die Musik Mozarts das Evviva la libertà in die Welt. Gemeint ist die lautlos wirkende Melodie einer Zeit, ihr Leitmotiv, unter dem sie handelt.

„Garantien der Harmonie und Freiheit." Kein Wort, das das Leben und Wirken Gustav Landauers klarer umschreiben könnte, als der Titel jenes Buches eines wandernden Schneidergesellen und Zeitgenossen der großen französischen Utopisten, keins, das präziser ausdrückte, was einer Zeit überhaupt not sei. Es umfaßt alles, was heute und jemals zum Programm einer radikalen sozialistischen Gemeinschaft notwendig ist. Harmonie: das ist Abkehr vom Kriege und allen imperialistischen Methoden, Ordnung der Gesellschaft zur sittlichen, jeden Menschen in gleicher Weise umfassenden Gemeinschaft, jenseits der Klassen und Schichten; Freiheit: Erziehung des Individuums zum freiwilligen Dienst an der Gemeinschaft, Verächtlichmachung des autoritativen Zwanges. Das ist alles, was bleiben wird, uns auch dann bleiben wird, wenn zeitliche Machtkämpfe das letzte, was noch von Doktrin, Theorie, Organisation und Parteiprogramm übrig ist, verschlungen haben werden.

Kaum mehr als der Inhalt dieser Worte, an die zu glauben ist. Nicht viel und den meisten sicherlich nicht genug. Für

Gustav Landauer hatten diese Worte die Kraft, ein abseitiges, oft verspottetes, stets aufrichtiges und männliches Leben durch einen fürchterlichen Tod zu vollenden.

Seine Briefe, die Grundlage seiner Biographie, sind jetzt, wie sein gesamter Nachlaß, im Verlage von Rütten und Loening in Frankfurt am Main erschienen.

Die Frau mit den Fähnchen von Ignaz Wrobel

In einem großen Kaufhaus zu Stockholm sitzt eine charmante Dolmetscherin, eine ältere Dame, sie spricht das Deutsch mit jenem singenden, leicht schleifenden Akzent der Balten ... Und plaudert englisch und französisch und russisch und hat demgemäß auf ihrem Kleid eine ganze kleine Galerie von Emaillefähnchen stecken: eine französische Fahne und eine englische und eine schwarz-weiß-rote, also keine deutsche... Ich frage. „Ja —" sagt die Dame...

„Ja, ich bin aus der guten, alten Zeit — ich trage noch die Fahne, die Deutschland geführt hat, als mein Mann da herüberkam ... sehen Sie, mit den Fahnen, das ist nicht einfach." Das ist nicht einfach, sage ich. „Da ist zum Beispiel die russische", sagt die Dolmetscherin. „Die alte kaiserliche Zarenfahne kann ich nicht führen — denn es verkehren hier die Mitglieder der Sowjet-Botschaft. Nun, und eine rote Fahne mag ich nicht tragen — ja." Es ist nicht einfach mit den Fahnen.

Denn was soll ich nun tun? Der Frau klarmachen, daß die einzig wahre Fahne Deutschlands die der Republik sei: schwarz-rot-gold? Das ist leider nicht ganz richtig. Was soll ich tun? Für die Republik kämpfen? Für welche? Für diese da —?

Die will das ja offenbar gar nicht. Die deckt ja ihre Anhänger nicht einmal. Sie wagt es ja nicht. Sie traut sich nicht, ihre Richter hinauszuwerfen, die sich offen über sie lustig machen, weil sie wissen, daß ihnen nichts geschehen kann, denn wir haben die Unabhängigkeit der Arbeit vom Verdienst — ja, was hätte ich tun sollen?

Der Frau sagen: „Dies ist nicht mehr die Flagge meiner Heimat? Diese Flagge gibt es nicht mehr, so wie es die dahinter flatternde Gesinnung nicht mehr gibt — wir haben uns gewandelt, weil wir gelernt haben?" Das soll ich sagen? Das wäre gelogen.

Sie haben sich gewandelt, aber sie sind dieselben geblieben. Die Form haben sie gewechselt — kaum mehr. Die Armee, ohne deren Wespentaille kein besserer Deutscher denkbar gewesen ist... heute sind die Störenfriede, die unerwünschten Elemente, die Industriearbeiter und die paar Intellektuellen aus der Armee heraus, und Herren und Bauernknechte sind unter sich —: sie rüsten für den nächsten Frieden. Die Richter — das muß man gesehen haben. Die Beamten mehren sich wie die Sandflöhe am Meer — was soll ich hier verteidigen...?

Vielleicht jene Republik, die ihr im Munde führt und deren Embleme nun überhaupt nichts mehr bedeuten? Was heißt denn das: „Ich bin Republikaner!" Damit kann man vielleicht

einen amerikanischen Wahlkampf machen, eine jener Volksvergnügungen, an die kaum noch die Unbeteiligten glauben, ein Jahrmarktsfest der Politik!

„Republikanisch" — das heißt allein noch gar nichts. Portugal ist eine Republik, und die Vereinigten Staaten von Amerika sind eine, und Sowjet-Rußland ist eine, und Deutschland auch — „republikanisch" ist heute so wenig ein politisches Programm wie der Monarchismus noch eines ist. Das ist vorbei. Zeige mir deine Wirtschaftsform, und ich werde dir sagen, wer du bist — die fliegenbeschmutzten Bilder in den Stuben deiner lebenslänglichen Angestellten interessieren keinen Kenner.

Wißt ihr ganz genau und bestimmt, wodurch sich eigentlich Reichsbanner und Jungdo unterscheiden? Höchstens doch durch den Grad ihrer Energie: der redseligen Schlappheit von links steht der zielbewußte Kleinkampf von rechts gegenüber, der im Boykott ein wirksames Mittel sieht — die Weltpolitik dieser politischen Heilsarmee endet gewöhnlich in einem Stammtischcoup ... Was soll ich der Frau sagen —? Daß es zwei Deutschlands gebe — — liebe Frau!

Ich habe ihr gar nichts gesagt, denn man hat mich schließlich nicht ausgeschickt, um „Kulturpropaganda" zu machen; das mögen die Botschaften tun, die Hosen voller Taktik und die Dächer voller schwarz-weiß-roter Fahnen — was geht uns das noch an! Ich habe der Dolmetscherin nichts gesagt. Nicht einmal, daß es niedlich ist, wie sie Rußland ignorieren möchte, einem nicht unähnlich, der nicht an Eisenbahnen glaubt — ich habe ihr nichts gesagt.

Denn ich hätte ihr die Wahrheit sagen müssen, und die geht sie nichts an; ein Kaufhaus ist keine Volksversammlung. Die Wahrheit, daß es unsereinem ziemlich gleich sein kann, wer von diesen beiden die Oberhand gewinnt: der ohne Visier oder der mit Visier, der kostümierte oder der in Zivil, der offene oder der versteckte, der Herr der Untertanen oder der freigelassene Untertan, der eine oder der andre. Die Entwicklung wird über beide hinweggehen, und bestimmt nicht durch die sanft liberale Mitte.

Dies, im Jahre 1945 nachgelesen, wird sehr wahr sein.

Abschied vom Staatstheater von Pius Mar

Neun Millionen Zuschuß des preußischen Staates für die zwei staatlichen Opernhäuser, für die beiden staatlichen Schauspielhäuser in Berlin, für die gemischten Bühnen in Kassel und Wiesbaden! Das heißt doch wahrhaftig, das Theater hochschätzen!

Diese neun Millionen sind bei weitem die größte Summe, die der preußische Staat zusammenhängend für öffentliche Kunstpflege übrig hat. Man höre dagegen die andern Zahlen: fünf Millionen für alle andern Künste zusammen, einschließlich der Erhaltung der Kunstakademien!

Für die Förderung der deutschen Literatur sind ganze 10 000 Mark ausgesetzt. Außerdem vergibt der preußische Staat

zwei oder drei Dichterpensionen in der wahrhaft fürstlichen Höhe von je 2000 Mark.

Aber: Neun Millionen Zuschuß für die Theater, und zwar in dieser Verteilung: eine Million für Kassel, eineinhalb Millionen für Wiesbaden, fünf Millionen und einige hunderttausend Mark für Berlin und endlich eine Million zweihunderttausend Mark Subventionen für die Theater der Grenzgebiete und für die Landesbühnenorganisationen.

*

In Parenthese: was hier für den preußischen Staat gilt, kann ebenso von der Stadt Berlin gesagt werden: nicht eine Pension für einen Poeten, aber eine Million Zuschuß für die charlottenburger Oper steht im Budget.

Doch halt: ein Poet, ein berlinischer Poet, bezieht eine städtische Pension. Aber er bekommt sie nicht als Poet, sondern für langjährige treue Dienste als Beamter der Stadt Berlin, zuletzt in der Stellung des Pressechefs.

Also: nicht eine Pension für einen Poeten hat die Stadt Berlin übrig. Aber natürlich die Oper ... Man hört schon die Reden: „Unerläßlich für die Berliner Season ... Repräsentation der Hauptstadt des Reiches .. Hebung des Fremdenverkehrs ..."

*

Also schön: neun Millionen für Theaterwesen. Das soll doch wohl heißen, daß der preußische Staat einmal — in der Oper — eine Repräsentationsmöglichkeit haben will, falls wieder einmal Aman-Ullah ... Ernsthaft gesprochen: die Institution der Gala-Oper mutet schon reichlich antiquiert und nach neunzehntem Jahrhundert an. Man hört nichts davon, daß das Weiße Haus in Washington zu seiner Repräsentation eine Gala-Oper nötig hätte. Aber gut, dieser Repräsentationsgedanke in Ehren: der preußische Staat möge sich eine Gala- und Repräsentationsoper halten. Aber nun gleich zwei, gleich drei Opernhäuser? Und alle mit Defizit? Das ist in diesen Zeiten der Daweslasten doch eigentlich ein bißchen üppig.

Man vergesse doch bitte dies nicht: Berlin ist die einzige Stadt in der Welt, die sich den Luxus von drei Opernhäusern leistet und darüber hinaus die Residenz von einem halben Dutzend Dirigenten ersten Ranges!

*

Neben den Opernhäusern sind nun noch zwei Schauspielhäuser da. Subventioniert auch sie; in welcher Höhe, das weiß man nicht, da Oper und Schauspiel in vielen Dingen — trotz sonstiger peinlicher Bureaukratie — keine gesonderten Konten führen. Ein besonderer Landtagsausschuß hat versucht, völlige Klarheit zu schaffen. Es ist ihm bisher nicht gelungen. Genug: auch die Schauspielhäuser werden aus den fünf Millionen Zuschuß mitgespeist.

Dafür unterscheidet sich ihr Spielplan nicht wesentlich von dem anderer Theater ohne Zuschuß; ihr Niveau ist ebenfalls nicht besser und nicht schlechter als das der andern großen Berliner Theater; ihre Methoden des Serienspiels, d. h. der wirtschaftlich-intensiven Ausnützung einer Aufführung, einer Novi-

tät oder Neueinstudierung, ist annähernd die gleiche wie auf den Privatbühnen, vielleicht nicht ganz so intensiv wie bei der privaten Konkurrenz; ohne Starsystem geht es auch bei den staatlichen Bühnen nicht; Gelegenheitsengagements häufen sich; die Rücksicht auf den Star, sagen wir es offner, auf Kortner, in der Gestaltung des Spielplans ist sehr groß. Also: weshalb hohe Subventionen?

*

Es wurde hier schon vor Monaten auseinandergesetzt, daß die Aufgaben eines hoch subventionierten Staatstheaters grundsätzlich andere sind als die eines Privattheaters. Schaffung eines Ensembles, Aufbau eines wirklichen Spielplans mit größter Pflege der klassischen dramatischen Literatur, Schöpfung einer Tradition im Schauspielerischen wie im Dichterischen — daneben ein Studio, eine Experimentierbühne zwecks Erprobung junger Talente im Dichterischen wie im Schauspielerischen: das wären so die Aufgaben besonderer Art, die einem subventionierten Staatstheater aufliegen würden. Statt dessen?

O goldne Zeit des alten „Königlichen Schauspielhauses", kann man nur seufzen! Welches Ensemble! Welche Tradition! Welcher Spielplan! Vorbei, vorbei!

*

Was ist zu tun?

Zunächst: Gar nicht einzusehen ist, weshalb sich der preußische Staat den Luxus der beiden „Königlichen" Theater in Wiesbaden und Kassel noch weiterhin leisten soll. Sie sind möglichst bald selbständig zu machen und in städtische Regie zu überführen. Weder Wiesbaden noch Kassel sind mehr „Haupt- und Residenzstädte" — es ist also durchaus überflüssig, daß hier zweieinhalb Millionen Mark in „repräsentative" Theaterspielerei gesteckt werden. Man übergebe Gebäude und Fundus den Städten und überlasse es ihnen, diese Theater als Stadttheater weiterzuführen und sich eine Besucherorganisation (mit Theaterzügen wie in Weimar) in der ländlichen und kleinstädtischen Umgebung zu schaffen.

Dann weiter: Man trenne sich ganz resolut von der Oper am Platz der Republik und verwandle sie wirklich in eine „Volksoper". Vielleicht ist es wirklich möglich, sie als volkstümliches Operninstitut durchzuhalten, vor allem wenn man ihr Orchester und ihren Chor zu Morgenfeiern und dergleichen Veranstaltungen noch heranzieht.

Und weiter: Man verselbständige die beiden Schauspieltheater am Gendarmenmarkt und am Knie in der Form, daß man sie als freie Theater in den Konkurrenzkampf stellt und ihnen feste und begrenzte Subventionen gibt mit der Auflage, Repertoire- und Ensemblespiel zu pflegen, das Starwesen und das Serienspiel aber gefälligst den reinen Privattheatern zu überlassen. Man gebe dazu eine Subvention in mäßiger Höhe, so wie man auch andere Theater im Reich, in den Grenzgebieten unterstützen kann und soll.

Man erhalte sich endlich die alte Oper — für Königs- und Präsidentenbesuche, für den Geburtstag der Republik und da-

zwischen für das heut noch lebende Publikum des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die freiwerdenden Mittel aber verwende man zu Subventionszwecken an literarische Theater der Hauptstadt wie im Reiche! Hier ist der Ansatzpunkt gegeben, Theater- und damit Kunstpolitik großen Stiles zu treiben und allmählich an der Gesundung des deutschen Theaters mitzuarbeiten.

Man überlasse die Geschäftstheater sich selber. Aber man greife helfend ein bei den mancherlei neuen Ansätzen, in denen wieder ein Wille zum ernsten Theater sich zeigt. Man folge hier einmal dem darin sehr vernünftigen moskauer Beispiel.

Die These ist: Abschaffung der Staatstheater als Institution; Subvention kulturwichtiger Theater!

*

Diese Entwicklung wird, durch die bestehenden Verträge gehemmt, nicht sehr rasch gehen. Aber es ist an der Zeit, sich einmal grundsätzlich darüber klar zu werden, ob man dieses ganze Staatstheaterwesen mit seinen neun Millionen Zuschuß noch weiter halten will oder ob man die staatliche Kunstpflege durch viele und vielfältige Subventionen an kulturwichtige Theater zu einem Instrument der staatlichen Kunstpolitik machen will.

Juste milieu — oder planvoller Neuaufbau: das ist die Frage!

Neue Schule in Neukölln von Fritz Karsen

Für den Schulleiter ist es eine der interessantesten psychologischen Erfahrungen, wie wenig die Eltern sich vorstellen können, daß die Schule heute anders aussieht als zu ihrer Zeit. An alle technischen Errungenschaften unsrer Zeit haben sie sich gewöhnt, sie könnten ohne sie nicht existieren. Nur die Schule lebt bloß als Erinnerungsbild bei ihnen, und es gibt in meinem Amtszimmer die köstlichsten Entrüstungen von Eltern, die nicht begreifen können, daß es keine Strafen mehr geben soll, daß man nicht bestimmte Lehrbücher zugrundelegt, nach denen Lektion für Lektion entweder in der Schule oder bei schwachen Schülern durch Nachhilfestunden eingetrichtert werden kann, daß man keine Hausarbeiten aufgibt, die alle Schüler in gleicher Weise erledigen müssen, daß der Lehrer nicht am nächsten Tage mit dem Buch in der Hand kontrolliert und seine wichtigen Notizen einträgt, daß die Klassenarbeiten nicht auf einen bestimmten Tag der Woche fallen und nicht vom Lehrer zensiert und von den Eltern unterschrieben werden müssen, daß am Ende gar die Zensuren einer freiern Form der Beurteilung weichen sollen und damit die Versetzungsmathematik erschwert wird. Was soll man denn nun eigentlich als Vater oder als Mutter machen? Man weiß ja nicht mehr, wie man dem Kind zu Hause helfen soll, wenn alles so fürchterlich verändert ist. Man weiß nicht einmal, ob das Kind ein mäßiger oder ein schlechter Schüler ist, wenn diese neumodische Form der Beurteilung einreißt.

Da bleibt wirklich nur eins übrig: man geht selbst einmal in die Schule und sieht sich an, was da gearbeitet wird. Ja ist denn das erlaubt? War nicht bisher die Schule ein Heiligtum, in das kein Uneingeweihter hineingelassen wurde? Man scheut vor der Tür. Wird es wirklich keinen Aufstand geben mit Strammstehen und der üblichen Störung des Unterrichts? Man kommt hinein, etwas verlegen, und begreift schließlich, daß man sich auf einen leeren Stuhl setzen darf. Man sieht, daß diese Kinder, Jungens und Mädels, gar nicht in Reih und Glied aufstehen könnten; denn sie sitzen auf Stühlen und an Arbeitstischen, und sie haben eine wirkliche Beschäftigung, die sie mehr interessiert als der Mensch, der zur Tür hereinkommt und der früher jeder Klasse eine angenehme Abwechslung bedeutet hätte. Der nächste Blick sucht den Lehrer. Es ist keiner zu entdecken. Aber die Kinder arbeiten trotzdem. Sie hören dem Bericht eines Kameraden zu, sie lassen ihn ausreden, wenn es nicht gar zu lange dauert, und kritisieren ihn dann in einer leidenschaftlichen und doch ziemlich geordneten Weise. Schließlich entdeckt man auch den Lehrer, als er zum Schluß der Diskussion einige Anregungen gibt. Auch er kommt erst in der Reihenfolge der Wortmeldungen heran, ohne irgendeinen Vorrang zu beanspruchen.

Eine andre Klasse. Da wird überhaupt nicht geredet. An zusammengerückten Tischen sitzen die Schüler in Gruppen, vor ihnen liegt Arbeitsgerät, Nachschlagebücher und Spezialwerke, auch Zeichenmaterial der verschiedensten Art. Und in den Gruppen verhandeln die Schüler miteinander, und wieder bemerkt man das eigentümliche Interesse, mit dem jede Gruppe bei der Arbeit ist. Man sieht den Lehrer von Gruppe zu Gruppe laufen, gelegentlich wird er auch einmal gerufen, dann beantwortet er Fragen und hilft auch einmal weiter. Hat man Geduld, das Ende abzuwarten, dann sieht man, daß diese einzelnen Gruppen gar nicht getrennt arbeiten, sondern daß sie alle die Unterteile ein und derselben Aufgabe bearbeitet haben und nun zur Zusammenstellung und gegenseitigen Kontrolle ihrer Ergebnisse zusammentreten.

Eine dritte Klasse. Hier läßt man den Besucher auf einmal nicht gern hinein. Er erfährt, daß es sich um eine Klassenbesprechung handelt und daß hier Dinge verhandelt werden, die das Schicksal der Klasse sehr intim berühren. Aber hier möchte er nun grade dabei sein und bekommt schließlich auch die Genehmigung. Er stellt zunächst fest, daß hier offenbar sämtliche Lehrer der Klasse mit den Schülern zusammen sind. Die Schüler äußern sich über einen Lehrer, der neu in die Klasse gekommen ist und von den Gepflogenheiten dieser Schule noch keine Ahnung hat. Da wird mit einer unerhörten Offenheit jede Einzelheit aus seinem Unterricht hervorgeholt, da geht er mit derselben Offenheit gegen die Schüler an, die nach seiner Meinung nicht das richtige Betragen gezeigt haben, und gibt der Klasse die Schuld, daß nicht alles geklappt hat, wie es sollte. Schließlich kommt es zu einer vorläufigen Einigung. Man wird es noch einmal versuchen, viel-

leicht wird es bei beiderseitigem gutem Willen gut gehen, sonst, das sieht man, ist die Scheidung unvermeidlich.

Was man sich da abspielen sieht, kann wirklich nicht so „gemacht" werden, sondern hat Gründe, die nur der ernsthafte Mitarbeiter nach und nach begreift. Sie liegen einmal in dem Milieu, aus dem unsre Schüler stammen, ferner in einer straff durchgeführten Organisation, die jedoch auf kollektivistischen und nicht mehr auf individualistisch-autokratischen Prinzipien ruht. Wir haben fast nur Arbeiterkinder, die unbelastet von all den Kulturwerten zu uns kommen, an die die bürgerlich-anständige Familie glaubt oder zu glauben vorgibt. Kulturwert ist und hat für sie nur, was für ihre Gegenwart und Zukunft im weitesten Sinne Lebenswert hat, was ihnen und ihrer Klasse die Mittel gibt, die soziale Lage, unter der sie leiden, als geschichtlich geworden zu verstehen und durch ihre zukünftige Arbeit umzugestalten. Darum ist ihnen all das, was die Schule bietet, die den ganzen Unterricht unter dem Gesichtspunkt des sozialen Lebens der Gegenwart konzentriert, kein toter Stoff, mit dem man Berechtigungen erlangt, sondern alles wird leidenschaftlich ergriffen, aktiv bearbeitet und immerfort mit dem persönlichen Leben in Beziehung gebracht. Darum haben wir nicht eine methodische Arbeitsschule, sondern ein wirklich aktives geistiges Leben der Jugend; darum diese unbefangene Äußerung, die den Besucher frappiert.

Aus dem Milieu der Kinder wächst eigentlich auch die Organisation auf kollektivistischer Grundlage hervor. Denn das ist das Positive, was die Kinder mitbringen: der Glaube an die Macht kollektiver Arbeit und kollektiver Organisationen. Also steht hinter der einzelnen Arbeitsleistung ein Plan der Gesamt-Gemeinschaft der Schule, der unter Zusammenwirken der Lehrerschaft und der Schüler in gemeinsamen Konferenzen aufgebaut wird und jeder Klasse die Arbeitsleistung zuteilt. Also steht hinter dem Bericht des einzelnen Schülers der gemeinsame Arbeitsplan der Gruppe, der wieder jedem Einzelnen nach seiner besondern Befähigung seinen Arbeitsanteil an der Kollektivleistung zumißt. Also steht am Ende des Jahres auch nicht die Prüfung des Direktors oder des Lehrers, die in der Zensur resultiert, sondern der Bericht jedes Schülers über die Ergebnisse seiner Arbeit, der Fachbericht der Klassengemeinschaft über die Ergebnisse in den einzelnen Fächern und schließlich die Gesamtausstellung, bei der die Klasse ihre sämtlichen Berichte und ihre sämtlichen Arbeiten der Kritik aller andern Klassen darbietet. Die gegenseitige Kontrolle und das gegenseitige Helfen hebt die Schule auf ein höheres Niveau, als irgendeine autoritative Aufsicht es tun könnte.

Diese Organisation ist aber nur durchführbar, wenn sie getragen wird von einer einheitlichen Arbeitsgesinnung des Kollegiums in sachlicher Zusammenarbeit untereinander und mit den Eltern und Schülern.

Darum reden wir in dieser Schule nicht von dem Direktor und dem Kollegium und den Schülern und den Eltern, sondern wir sagen: Wir! und meinen: unsre Schule als unser Werk!

Feinde von Alfred Polgar

Als Doktor Tschirowsky, Arzt in der bulgarischen Armee, wieder zu sich kam, waren Schlacht und Tag bereits verstummt. Er starrte zu den Sternen hinauf, ihr Licht verschwamm seinem nassen Blick, es schien ihm, als wäre der Himmel mit einem Gewirr feuriger Schriftzeichen bedeckt wie mit unenträtselbaren Zaubersprüchen eines bösen Magiers. Schmerz und Durst peinigten den Verwundeten. Doch der Zweck, um dessentwillen er das alles erdulden mußte, war ihm ganz und gar entglitten. Er verspürte nur ein dumpfes Haßgefühl gegen die Überlebenden, die mit warmen Worten seiner gedenken und hierbei herrlich Flüssig-Kaltes in ihre gesunden Mägen schütten und wonnigen Tabaksrauch in ihre unzerschossenen Lungen einziehen würden.

Nebenan stöhnte es.

Der Doktor, den Revolver schußbereit, kroch zu der Stimme hin. Da lag ein rumänischer Offizier, die Augen geschlossen, die Hände in die klebrige Erde verkrampft, als wollte er sich an ihr festhalten, um nicht in den Himmel entführt zu werden. „Wasser," bat der Rumäne. „Es ist genug für zwei in meiner Flasche."

Der Doktor nestelte die Feldflasche vom Riemen. Er trank und gab dem Feind zu trinken. Der schlug die Augen auf, sah die bulgarische Uniform „Danke ... Feind ..."

„Ich scheiße auf die Feindschaft. Haben Sie eine Zigarette?"

„Leider, nein."

Sie schwiegen. Dann sagte der Bulgare: „Doktor Tschirowsky, Arzt in Sofia."

„Kohnescu, Handelsschulprofessor in Jassy."

Der Doktor murmelte: „Unterleib"; stellte gleichsam seine Wunde vor.

„Rechte Kniescheibe," erwiderte Kohnescu mit einer kleinen Verbeugung in der Stimme.

Pause.

„Was sagen Sie?"

„Der Teufel hol's!"

„Amen ..."

Sie lagen stumm, stöhnten zuweilen.

Aber der Blutverlust und die Schwäche schufen um ihre Nerven allmählich eine dichte, weiche Zone, durch die der Stachel des Schmerzes nicht hindurch konnte. Es kam so was wie Gleichgültigkeit über sie, die alle Zufallsfarbe von der Seele wischte und den Alltagsmenschen freilegte. Nicht der bulgarische Offizier und der rumänische Offizier lagen jetzt verwundet nebeneinander, sondern der Arzt und der Handelsschulprofessor. Sie waren bürgerlich beisammen, in einer Herberge: „Zum blutigen Schlachtfeld." Sie wälzten sich so nahe wie möglich zueinander, Schulter an Schulter, fühlten solidarisch gegen Nacht, Kälte, Tod.

„Schmerzen?"

„Nein, aber meine Wunde ist tödlich, das weiß ich. Und Sie?"

„Das Knie ist hin."

„Ich habe x Fälle von Knieschüssen gesehen, die glatt ausgeheilt sind. Wenn Sie nur rechtzeitig ins Spital kommen."

Der Rumäne schüttelte den Kopf. „Ins Spital gehe ich nicht. Wenn mich die Unsern von diesem verfluchten Fleck hier noch lebend fortschaffen, lasse ich mich mit dem ersten Krankentransport nach Hause schicken. Henderson wird mich gesund machen. Kennen Sie Henderson?"

„Ist das ein englischer Arzt?"

„Ein Arzt? Gottlob, nein. Das ist ein amerikanischer Naturheiler. Ein Prachtmensch. Versteht hundert Mal mehr als alle Ärzte."

„Naturheilerei ist Schwindel..."

„Verzeihen Sie, ich bin überzeugter Anhänger dieses Schwindels..."

„Und ich bin Arzt..."

„Dann reden wir also nicht mehr darüber."

„Das wird das beste sein."

Pause.

Sie lagen nicht mehr Schulter an Schulter. Der Frost schüttelte sie und die Schmerzen kamen wieder.

Der Doktor delirierte. Er sah die Szene, wie vor ein paar Jahren die Naturheiler seine Versammlung gesprengt und ihn aus dem Saal geprügelt hatten... Es fiel ihm schmerzhaft ein, daß gegen sein Votum im Sportklub die Auflassung der Boxerkurse beschlossen worden war... Er dachte mit Ingrimm daran, daß die Freundin an jenem Nachmittagsspaziergang justament den roten Federhut getragen, obschon er sie gebeten hatte, den mit der blauen Schleife zu nehmen... Viele Episoden seines bürgerlichen Daseins glitten vorüber, in denen er Unrecht behalten, in der Minderheit geblieben, zur Seite geschoben, besiegt worden war... Er erinnerte sich einer Wahl, bei der seine Kandidatur erfolglos geblieben war. Warum habe ich den andern damals nicht ermordet? dachte er, und es fiel ihm ein, daß in allen Konflikten, die er je bestanden hatte, stets seine erste, unwillkürliche Idee gewesen war: den Gegner zu töten, zu vertilgen. Nur im Krieg wollte sich die Mordlust als Reflexbewegung nicht einstellen.

Aber daß er sich die Frau wegschnappen ließ! Und ein andres Mal den Preis! Und damals das Amt! ... Er knirschte mit den Zähnen.

„Haben Sie Fieber?" fragte der Rumäne. Am Klang der fremden Stimme verfing sich des Doktors Gedankenkette, riß. Ein Stück der Bruchstelle sprang dem Feind ins Gesicht:

„Alle Weiber sind Bestien!"

Kohnescu starrte verwundert auf den Schreienden. „Haben Sie so schlechte Erfahrungen gemacht?"

„Sie wohl nicht? Sie sind wohl Romantiker? Das paßt zur Naturheilerei!"

„Ich bin Handelsschulprofessor," sagte Kohnescu, „also kein Romantiker."

„Sind Sie Boxer?"

„Nein, das ist ein roher Sport. Wie kommen Sie jetzt darauf?"

„Lassen Sie nur, lassen Sie nur..."

Der Doktor wälzte sich auf die Seite, soweit als möglich fort von seinem Leidensgenossen.

„Sie hassen mich, ich merke es schon... Natürlich, weil ich Rumäne bin! Das konnten Sie nur für Augenblicke vergessen... Sehen Sie, da haben wir den Krieg verleumdet und nun zeigt es sich, wie naturgemäß er ist. Ich bin Rumäne..."

„Ein Trottel sind Sie!" schrie der Doktor. „Eine Trottelei ist der Krieg!"

„Genug, mein Herr! Wenn ich gesund bin..."

Tschirowsky grinste. Wenn du gesund bist, oh, la la! In seinem Hirn versammelte sich alles, was an Widerspruch, Verneinung, Haß ihm im Blut kreiste. Das Leben warf seine Kerntruppen, seine sichersten Reserven, seine heiligsten Fahnen dem anrückenden Tod entgegen: die Feindschaft gegen das andre, die Feindschaft gegen alles, was nicht „ich" ist.

Der da neben ihm, der war das andre. Der würde gesund werden, nicht sterben wie der Doktor. Der hatte eine schmale Nase, keine dicke wie der Doktor. Der war jung, nicht alt wie der Doktor. Der schwärmte für Naturheilerei und betete die Frauen an. Der war der gestrichene Boxerkurs und der rote Federhut jenes Nachmittags und der siegreiche Kandidat im Studentenverein.

In der Ferne wuchsen die Silhouetten von Reitern aus dem Hintergrundgrau des aufdämmernden Tages.

„Endlich! Geben wir ein Zeichen... ich habe keine Patrone mehr... Sie?"

Der Doktor nickte.

„Schießen Sie. Rasch... sie schwenken schon ab..."

Doktor Tschirowsky hatte den Revolver in der Faust. Unerträglicher Schmerz schnitt rasiermesserscharf durch seinen Leib, von der Wunde hinauf, langsam, langsam.

„Mensch, so schießen Sie doch!"

Da drückte er los. Gerade zwischen beide Augen traf er ihn. Der Rumäne riß den Mund auf, sagte aber nichts mehr.

Und jetzt war das Rasiermesser beim Herzen angelangt. Schnitt mittendurch.

Die Patrouille, an ihrer Spitze ein Stabsoberst, hielt. Die Situation war klar: der tote Rumäne mit der frischen Blessur zwischen den Augen, der tote Bulgare mit dem noch rauchenden Revolver in der starren Faust. Ein Mann mit rotem Kreuz auf der Armschleife sprang vom Pferde, tastete den Doktor ab.

„Noch ganz warm," sagte er. Dann nestelte er die Erkennungsrolle aus dem Rockfutter des Toten, las: „Doktor Tschirowsky, Regimentsarzt, 11. Infanterie-Regiment."

Der Oberst nahm die Kappe ab, und alle taten's ihm nach. „Meine Herren Kriegskorrespondenten," sagte er, „erzählen Sie Ihren Lesern, wie ein Bulgare stirbt. Dieser Mann war kein Soldat von Beruf und doch ein Held. Krieger bis zum letzten

Atemzug. Selbst auf den Tod verwundet, nützte er noch seinen letzten Augenblick, einen Feind des Vaterlandes niederzustrekken. Ehre dem Tapferen."

Ein Morgenstrahl traf die Warze an des Obersten Backe, daß sie wie Karfunkel glühte. Alle standen schweigend. Und Süßigkeit schwabberte in ihren Herzen, die unter der Zigarettendose den Rhythmus des Lebens klopften.

Lust- und Unlustkurven von Rudolf Arnheim

Kleine van de Velde-Fibel

Mit van de Veldes Film steht es wie mit seinem Buch über die vollkommene Ehe: es bleibt einem unbenommen, sich über Einzelheiten der Vortragsweise herzhaft zu amüsieren, wenn man darüber nicht den Ernst und den Wert des ganzen Unternehmens vergißt Wer hier nur zu grinsen weiß, ist dumm, unwissend oder verantwortungslos.

Die propagandistische Wirkung dieses Films wird nicht so stark sein, wie sein Thema es verdiente. Denn abgesehen von geschmacklichen Entgleisungen — (nur ungern sieht man die Liebe durch lodernde Flammen dargestellt, sowie Mutter und Kind im Glorienschein) — hat dieser Film zwei Mängel: er ist in großen Partien unverständlich und im Ganzen schlecht aufgebaut.

Unverständlich. Denn die an sich gut gelungenen graphischen Darstellungen des Erregungsverlaufs nützten nur dem, der weiß, was ein Koordinatensystem ist, und das Kolonnenwerk der Monatsschwankungen gar wirkte wie von Walter Ruttmann zwecks symphonischer Wirkung entworfen. Der didaktische Zweck vieler Spielszenen war recht undurchsichtig: wenn da furiose Ehepaare mit Hosenträger und Revolver aufeinander losprügelten, so war das mehr ergötzlich als aufklärend.

Schlecht aufgebaut. Das in Einzelnem ausgezeichnete Material war lose und ohne Steigerung nebeneinandergereiht. Die höchst aufregenden Mikroskopaufnahmen von aggressiven Samenfäden und Zellteilungen und die Entbindungsszenen vermittelten etwas von jener Frömmigkeit, jener Naturreligion der Zukunft, die die rechte Gefühlsexposition für einen solchen Film abgegeben hätte. Aufnahmen des quellenden, zeugenden, saftvollen Lebens, die wilde Kraft tierischer Begattung hätte als ein gewaltiger Choral an die Freude am Eingang stehen sollen — und dann, in schmerzhaft abrupter Folge, Szenen aus dem verhunzten, verlogenen, unsaubern Eheleben heutiger Menschen. Eine so dramatische Einleitung hätte den Zuschauer besser gepackt als der Anblick des dozierenden Medizinalrats.

Die Spielszenen konnten gar nicht praktisch und alltäglich genug gehalten sein. Überflüssig das breit ausgespielte Zeremoniell vom Hofe der Kaiserin Maria Theresia, die sich auf Rat des Hausarztes mit Hilfe einer Spieluhr vorerregt — was sich übrigens gedruckt ordinärer ausnimmt als gedreht —, um ihre Erregungskurve der ihres Gatten anzugleichen; verfehlt, daß Maria Solveg, weil der Mann zu spät zum Abendbrot kommt, an der Wiege sitzt wie Medea am Gestade des Meeres. Und vor allem: wo war die Nutzanwendung? Um schlechte Ehen zu sehen, braucht man keine Schauspieler. Es hätte gezeigt werden können, wie der Mangel an Verständnis und Einfühlung, Vernachlässigung von Kleinigkeiten zur Zerrüttung von Ehen führt.

Das Bestreben, popularisierend zu vereinfachen, führt in einem solchen Aufklärungsfilm leicht zu gefährlicher Schematisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse: Man darf beim Publikum nicht die Vor-

stellung erwecken, als ob mit Hilfe von Langgesichts- und Breitgesichtstypus nun mathematisch die zueinanderpassenden Ehepartner errechnet werden könnten oder als ob mit der Sicherheit eines Naturgesetzes die Frau am neunzehnten Tage nach Beginn der Periode den Verzicht auf einen Pelzmantel ruhig ertrage, während sie am zweiten in Raserei gerate. Aber wer von diesen Dingen weiß, ohne sich starr an sie zu klammern, wird eine gute Hilfe haben.

Van de Veldes Film ist unvollkommen, aber ein wichtiger Anfang. Es steht zu hoffen, daß man bald Wirkungsvolleres dieser Art sehen wird (und daß die junge Schauspielerin, die in der Rolle einer Sekretärin einen ungewöhnlich schönen und erschreckend beseelten Knabenkopf zeigte, bald einmal eine große Rolle und einen guten Regisseur bekommt).

Konfektion

Außer guten und gestümperten Filmen gibt es noch eine dritte Kategorie: den sauber gearbeiteten Stumpfsinn (oder wie die Kaufleute sagen: das sichere Geschäft). Beispiel: „Die wunderbare Lüge der Nina Petrowna", Erich Pommer-Film aus der Spitzenproduktion der Ufa. Der Film ist mit allen Errungenschaften der Technik gemacht, aber nichtsdestoweniger zum Sterben langweilig. Er verdankt seine Existenz nicht einem schöpferischen Impuls, sondern dem Erfahrungssatz, daß Kapital arbeiten muß. Hier wird der Filmstreifen zum laufenden Band. Das Manuskript dürfte von einer in langer Filmpraxis ergrauten Schreibmaschine selbständig, ohne menschliche Beaufsichtigung, angefertigt worden sein. Der Regisseur steuert hin und wieder einen Bildeinfall bei und läßt seine Darsteller im übrigen das Nötigste, das Fällige tun. Wenn etwas Trauriges passiert, schiebt Brigitte Helm mechanisch die Augenlider nach oben, so wie unsereins die Jalousie hochzieht, wenn die Sonne aufgeht. Brigitte Helm, deren Bewegungen weichste Filmmusik sind und die als ein bleichsüchtiges Nachtgespenst mit frühgriechischem Einschlag in phantastischen, stilisierten Filmen — siehe Metropolis! — ganz Großes leisten könnte, wird aus Faulheit oder aus Angst vor geschäftlichen Wagnissen in ein Greta Garbo-Schema gezwängt. Noch ein paar mal plaudernde Blondine in Gesellschaftsfilmen, und sie wird ihr Leben lang mit jener Hausfrauenmimik arbeiten, die auf dem Sparkocher, Marke: Henny Porten, hergestellt wird. Aber das Publikum wird auch diese Suppe ausessen, so wie es seit zwanzig Jahren in die Henny Porten-Filme läuft. Und der Publikumserfolg ist der einzige Maßstab! Diese Branche hat mit Kunst nichts zu tun. Es ist: Konfektion unter Verarbeitung von nur prima Materialien.

Und wieder Greta Garbo

Auch ein amerikanischer Film wie „Der Krieg im Dunkeln" ist kein großes Kunstwerk, sondern bewußt auf Unterhaltung gestellt. Aber welche Intensität, welche Tradition steckt in solcher Arbeit! Not an Manuskripten? Die Amerikaner haben einen Spionageroman von Ludwig Wolff verfilmt, ein Stoff, der unsern Filmleuten nicht unerreichbarer gewesen sein dürfte als denen von drüben, aus dem sich aber spielend leicht auch ein ganz trübsinniger Film hätte machen lassen. (Am Stoff liegt es nicht! Die Manuskriptfrage wird immer falsch gesehen!) Bei Beß Meredith und Fred Niblo strotzt jede Szene von Spannung, das Manuskript kulminiert in einer ganz für das Auge erdachten Situation (wenn der tote General so durch den Sessel verdeckt wird, daß die Tat nicht ans Licht, nicht ins Bild kommt), und an der Kamera scheint der Lichtgott Baldur persönlich gestanden zu haben. Wie da der Offizier in die dunkle Loge tritt, und vorn, auf die Brüstung hingestrichen, sitzt in der Helligkeit, die von der Bühne heraufstrahlt, ein leuchtendes Wunder aus durchsichtigem Eis, ein weißseidner Nebel, schimmerndes Haar, mild-glänzende

Haut, funkelndes Kleid — Auftritt: Greta Garbo! Und welch eine mimische Arie: Wie man das Rauschen der Musik auf das blasse Gesicht der schönen Zuhörerin prallen sieht, wie Wellen der Erregung sichtbar darüber hingleiten. Wie ein Durcheinander von Stimmungen in Sekunden hereinbricht, wie die körperliche Gegenwart des neben ihr sitzenden Mannes sie beängstigt, anzieht, ablenkt. Wie die Augen sagen, was der Mund verschweigt, wie das Licht, von wo es auch falle, immer eine vollendete Form aus diesem Gesicht modelliert, wie die Finger über die Brust eines Mannes klettern, wie der Kopf unter der Last des Haares leise zurücksinkt, wie der Körper hoheitsvoll eine Treppe hinabgleitet — das gibt es nicht zweimal auf der Welt.

Paulus unter den Juden von Harry Kahn

Paulus ist die dramatischste, ja, die theatralischste Figur im Personal der evangelischen Epen. Seine Bekehrung ist die effektvollste, die exemplarischste: einmal durch die vehemente Dynamik des Vorgangs selbst, zum andern durch die elementare Intensität ihrer Wirkung. So weit das Pendel ausschlug, so weit schnellt es wieder zurück: der der wildeste Widersacher des Gekreuzigten war, wird sein gewaltigster Anwalt. Nichts charakteristischer als das Wort-, das Buchstabenspiel des Namens, das die Wandlung kennzeichnet; nicht weniger bezeichnend, daß selbst die Lokalität, an der sie sich vollzog, noch nach zweitausend Jahren sprichwörtlich ist für den Umbruch einer Seele: Damaskus, wo Saulus zum Paulus wurde. . Paulus ist das expansivste, fast möchte man sagen: das modernste, Temperament unter den Aposteln. Er ist der Reklamefachmann, der Pressechef des neuen Glaubens. Er reist für ihn, er schreibt über ihn: unermüdlich. Hätte es zu jener Epoche bereits Zeitungen gegeben, die Mappen der Redakteure, vermutlich auch ihre Papierkörbe, wären überschwemmt gewesen mit den Manuskripten des fruchtbaren Publizisten Paulus. Seine vielen Episteln, mit unfehlbarem Instinkt gerichtet an und berechnet für die Massenbevölkerung der antiken Großstädte — Rom, Ephesus, Saloniki, Korinth, Philippi —, sind Flugschriften frühester Form. Sie strotzen von plakathaften Wendungen, von einprägsamen Formulierungen. Ohne Rotationsmaschine schafft er Christi Wort die weiteste Wirkung in die damals bewohnte Welt; ohne Radioapparat sendet er um das damals bekannte Erdenrund seinen Funken. „Kat' holän tän gän", über die ganze Erde wandert er und mit ihm die frohe Botschaft: die katholische Konzeption des Christentums, die Erweiterung einer national-reformatorischen zu einer universal-revolutionären Religionsbewegung ist das Werk des Paulus.

Ausgangspunkt und Vorbedingung dieses Werks war die Loslösung des Christentums vom Judentum. „Die große tragische Stunde des Judentums" war es nach Franz Werfel, als dies geschah; sie will er, diesmal auf dem schmalen Gratweg zwischen den Zeiten wandelnd, den mit Vorliebe Friedrich Hebbel ging, zeigen: Protagonist seiner „dramatischen Legende" ist, laut eigenem Hinweis, kein Mensch, sondern ein Volk:

Israel. Für Paulus bedeutet die Aufgabe, die ihm das Schicksal auf die Schulter gelegt hat, sobald er sie erst erkannt hat, keinen Augenblick lang einen tragischen Konflikt. Die eigentliche Tragödie wird personifiziert im Patriarchen Gamaliel, jenem weisesten und edelsten der Pharisäer, der die Jünger Jesu, lange bevor Saulus-Paulus sich zu ihnen zählen durfte, vor dem Schicksal ihres Meisters bewahrte durch die tiefe Einsicht seiner Worte an die Ketzerrichter des Synhedrions: „Ist der Geist und das Werk (Jesu) aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen." Bei Werfel durch seinen Lieblingsschüler Paulus vor die Entscheidung gestellt, bringt er es jedoch nicht über sich, die Göttlichkeit Jesu anzuerkennen, weil die Erfüllung der Messias-Idee ihre Vernichtung, die Vernichtung seiner Idee aber die Vernichtung Israels bedeutet. Als die „Abendsonne seines Volkes" geht er unter mit dem Segen auf den Lippen für den, der, ewiger Jude im zwiefachen Sinn, Jerusalem hinter sich lassen und „gehn, gehn, immer gehn muß", um die neue Morgenröte der Menschheit zu bringen.

Der Konflikt zwischen Schüler und Lehrer, auf den die welthistorische Auseinandersetzung zwischen Judentum und Christentum bühnengerecht verengt ist, kehrt noch einmal auf einer niedrigeren Ebene wieder, auf der politischen nämlich, auf der um Israels staatliche Existenz gerungen wird. Chanaan, ein glühender Anhänger des Saulus, fällt ab von dem Paulus, der vom Judentum abgefallen ist. Durch die Enttäuschung über den als nationalen Führer erträumten Lehrer doppelt hitzköpfig, gibt Chanaan das Zeichen zu einem überstürzten Aufruhr gegen die Römer und verschafft ihnen damit willkommene Gelegenheit, mit dem letzten Rest der theokratischen Selbstregierung des störrischen kleinen Volks aufzuräumen. Diese politische Parallelhandlung steht lediglich durch die (erfundene) Figur des Chanaan mit der religiösen Haupthandlung in Verbindung. Die beiden Vorgangsreihen haben nur einen symbolischen, keinen kausalen Zusammenhang. Sie greifen nicht ineinander, sondern überschneiden sich nur äußerlich. So fehlt ihrem Nebeneinanderlaufen die dramatische Notwendigkeit; mit kleinen Theatermitteln läßt sich kein Surrogat für sie zaubern. Wenn etwa Gamaliel auf dem höchsten Punkt des geistigen Duells mit Paulus als letzten Trumpf ein Tuch gegen den Abtrünnigen schwenkt, das vom Blut gemordeter Judenkinder trieft, so ist das ein des großen Rabbi höchst unwürdiger Trick. Denn an dem rein politischen Pogrom ist Paulus so unschuldig wie möglich, und die viehische Roheit der Römer ist kein Beweis gegen den Messias und die Liebe. Als bloßes zeitkoloristisches Beiwerk aber nähme die politische Handlung zu viel Raum ein; zweifellos ist sie auch von Werfel zu anderm Zweck neben die religiöse Handlung gestellt: der Untergang des „Protagonisten", des Volkes Israel, in seinen beiden Manifestationen, als geistige und als staatliche Persönlichkeit, soll gezeigt werden. So eng verschränkt diese beiden gerade im Leben des jüdischen Volkes erscheinen, so verführerisch der chronologische Zusammenfall der

religiösen und politischen Überwindung des Judentums sich anbietet, — die Verschmelzung zu einer einheitlichen Handlung kann nicht gelingen, weil grade an diesem Punkt in Israels Geschichte der ursächliche Zusammenhang klafft. Judäa wäre römische Provinz geworden, gleich Achäa, auch wenn es nie einen Zimmermannssohn aus Nazareth gegeben und wenn kein Saulus aus Tarsus sich je zu ihm bekehrt hätte.

Die Folge dieses Grundfehlers von Werfels Werk ist, daß sich seine Wirkung, nach starkem Einsatz und trotz mitreißender Einzelszenen, mehr und mehr abschwächt. Das ist sehr schade: denn die geistige Bedeutung, die ihm innewohnt, macht es immerhin zu einer Oase in der Wüstenei einer Dramatik, die, Modephraseologie mit Gegenwartsausdruck verwechselnd, vom Mund in die Hand lebt ohne den Kopf zu bemühen. Auch in der Aufführung des Deutschen Theaters ist nicht übertrieben viel Kopfarbeit zu spüren, dafür umsomehr Theaterhandwerkerei, wie sie heute jeder Provinzregisseur am Schnürchen hat. Biblischer Stoff? Also: Rembrandtsches Halbdunkel, in dem sich mit Scheinwerfern und Vollbärten vortrefflich munkeln läßt. Auf präzise Verteilung der szenischen Akzente, klare Herausarbeitung der psychologischen Konturen kommt es in solcher Schummerstimmung wenig an. Sonst unverwechselbare Gesichter wie Wiemann und Winterstein verschwimmen daher, Fabers flackriges Wesen verschwindet darin. Greifbar hervor treten, vom Schwergewicht ihrer Rollen getragen, eigentlich nur Deutsch und Kayssler: jener ein mehr besessener als beseelter Paulus, um ein Lot nur zu leicht, zu schülerhaft im subalternen Sinn des Worts, ein talentvoller Rebell, kein religiöses Genie; dieser, in seiner menschlich hohen Haltung, mit seinem, trotz allzuviel Tremolo, immer wieder packenden Ton, jeder Zoll ein Priesterkönig, aber mehr Amfortas als Gamaliel, jederzeit der geistige Repräsentant eines ganzen Volkes, bloß nicht desjenigen, dessen geschichtliches Schicksal seine schauspielerische Verkörperung spiegeln soll: Israels.

Wer regiert? von Morus

Die hilfreichen Banken

Bankiers sind keine Unmenschen. Sie gehen mit der Zeit mit und haben den Sinn für das Kommende. Als am neunten November Unter den Linden die ersten roten Fähnchen sichtbar wurden und es sich nicht mehr verheimlichen ließ, daß die Zeit der Königlich Preußischen Kommerzienräte bis auf weiteres vorbei war, ließen sich die Direktoren der Diskonto-Gesellschaft den Archivar kommen und gaben ihm den Auftrag, er möge ihnen schleunigst das Archiv-Material über Sozialismus heraussuchen.

Diese trüben Zeiten sind Gott sei Dank vorbei; man braucht sich weder in der Theorie noch in der Praxis mit solchen schmutzigen Dingen zu befassen. Es besteht keine

Gefahr, daß unter der Ministerschaft Doktor Hilferdings die Erkenntnisse und Prophezeiungen sich verwirklichen werden, die derselbe Rudolf Hilferding vor zwanzig Jahren in seinem ‚Finanzkapital' vorgetragen hat. Immerhin hat es seine Reize, einen sozialdemokratischen Finanzminister ein bißchen zappeln zu lassen und dazu einen, von dem man genau weiß, daß er nicht mit der Faust auf den Tisch schlägt.

Vierzehn Tage lang haben wir daher das tragikomische Schauspiel erlebt, daß das Reich bei den Banken antichambrieren mußte, um für ein paar Monate einen 180-Millionen-Kredit zu bekommen. Selbstverständlich brachten die Bankiers gegen die Pumpwirtschaft des Reiches die vorzüglichsten Gründe vor. So gute Gründe, wie Geldgeber eben vorbringen, wenn sie wissen, daß der andre in Not ist und sich ihren Bedingungen fügen muß. Anstatt dem Reichsfinanzminister den Kredit zu geben, gaben sie ihm zunächst einige gute Lehren: wie man die Wirtschaft im allgemeinen und das Bank- und Börsengeschäft im besonderen beleben könnte. Zum Beispiel, indem man die Kapitalertragssteuer aufhebt, die dem Reich grade soviel einbringt, wie es von den Banken gepumpt haben wollte. Den Bankiers wurde daraufhin nicht bedeutet, daß das Reich noch andre Mittel und Wege hat, zu Geld zu kommen, etwa, indem es steuerlich die Banken etwas schärfer herannimmt, die als einzige Wirtschaftsgruppe keinerlei Aufwertungsverpflichtungen zu erfüllen haben und aus Zins- und Provisionsgewinnen seit der Stabilisierung ungestört Hunderte von Millionen ansammeln konnten. Statt dessen setzte das Reichsfinanzministerium seine Bittgesuche fort, und siehe da, die Banken ließen sich erweichen. Ungeachtet aller schweren Bedenken, die sie eben noch vorgebracht hatten, gewährten sie dem Reich auf drei Monate zwar nicht 180 Millionen — etwas soll ein guter Geschäftsmann immer abhandeln —, aber doch 170 Millionen Mark. Die Bedingungen schienen sogar außerordentlich kulant zu sein: das Reich braucht nur den jeweiligen Lombardsatz, also in der Regel ein Prozent über den Reichsbankdiskont zu zahlen und dazu, was macht das schon, ein Achtel Prozent Provision.

Leider hat man in den offiziellen Mitteilungen, die über den Sieg des Reichsfinanzministeriums berichteten, vergessen hinzuzufügen, auf welchen Zeitraum sich dieses Achtel Prozent bezieht. Tatsächlich ist aber ein Achtel Prozent pro Monat zu zahlen, und da der Lombardsatz der Reichsbank inzwischen von siebeneinhalb auf achteinhalb Prozent heraufgesetzt worden ist, so hat das Reich an die Banken volle zehn Prozent zu entrichten. Im Februar konnte das Reichsfinanzministerium sich noch, unabhängig vom Diskont, zu neun Prozent einen Kredit mit sieben- und elfmonatiger Laufzeit beschaffen. Im März mußte es bereits für einen Einmonats-Kredit 8,6 Prozent bezahlen und das Risiko der Diskonterhöhung mit in Kauf nehmen. Jetzt ist es glücklich bei zehn Prozent angelangt, vorausgesetzt, daß der Diskont in nächster Zeit nicht noch höher geht. Die drei Monate, für die die Banken dem Reichsfinanzminister hilfreich unter die Arme gesprun-

gen sind, kosten das Reich nicht weniger als viereinviertel Millionen. Dafür spart es allerdings die lästigen Kosten der Steuererhebung.

Die Methode ist so probat, daß man sich überlegen sollte, ob das Reich nicht besser tut, nach altrömischem Vorbild das Steuerwesen überhaupt an die Banken zu verpachten; denn erstens ist das Banken-Kartell geschickter, und zweitens hat es mehr Macht als der Staat.

Subventionierte Nachrichten

Ein paar Abgeordnete haben sich die Mühe gemacht, die Fonds abzuleuchten, die für die Zeitungs- und Nachrichtensubventionen herausgeworfen werden. Der größte Teil dieser Dinge ist selbst der Kontrolle des Parlaments entzogen und mit dem Siegel „Nicht daran rühren, Landesverrat" unter Verschluß gebracht. Aber für alles reicht diese bequeme Etikette doch nicht aus. So hat der Haushaltsausschuß des Reichstags wenigstens den Etatposten „Wirtschaftliches Nachrichtenwesen" etwas schärfer unter die Lupe nehmen können.

Der Versuch ist nicht ganz neu. Schon vor zwei Jahren wurde in der Tagespresse die Frage aufgeworfen, was das Auswärtige Amt eigentlich mit den 500 000 Mark anfängt, die es „für das wirtschaftliche Nachrichtenwesen" anforderte, und ob es damit etwa die offiziöse Industrie- und Handelszeitung aushielt. Wie üblich, wurde dementiert. „Die Industrie- und Handelszeitung G. m. b. H.," hieß es damals, „ist in treuhänderischem Besitz des Verwaltungsrats der ‚Zweig- und Nachrichtenstellen des Auswärtigen Amtes', dessen Vorsitzender der Generalkonsul Roselius (Bremen) ist und dem eine große Anzahl prominenter Vertreter der deutschen Wirtschaft angehören, wie Geheimer Kommerzienrat Borsig, Doktor Eschenburg (Lübeck), Senator Eberling (Hamburg), Reichsminister außer Dienst Hamm, Geheimrat Kastl (Berlin), Oberbürgermeister Most (Duisburg), Geheimer Kommerzienrat Schmidner (Nürnberg), Doktor Sorge und viele andre. Zuschüsse an die Industrie- und Handelszeitung werden vom Auswärtigen Amte nicht gezahlt... Die im Haushaltsplan angeforderte Summe von 500 000 Mark ist weder ganz noch teilweise für die Industrie- und Handelszeitung bestimmt."

Dieses koryphäengeschmückte Dementi war zwar nicht dem Wortlaut, aber dem Sinn nach eine faustdicke Unwahrheit. Tatsächlich wurde und wird die Industrie- und Handelszeitung vom Reich ausgehalten, nur, daß das Geld nicht aus dem Halbmillionen-Fonds des Auswärtigen Amtes, sondern aus einem noch dunklern Subvention-Fonds des Reichswirtschaftsministeriums stammt. Um das Parlament nicht mit solchen Kleinigkeiten zu behelligen, haben die tüchtigen Geheimräte des Herrn Curtius diese Subvention gar nicht erst im Haushaltsplan aufgeführt. Nach dem Vorbild des Auswärtigen Amtes, das auf diese Weise das Parlament an allen Ecken und Enden zum Narren hält, haben sie einfach nachträglich in der Haushaltsrechnung ein paar hunderttausend Mark ohne nähere Begründung als „außer planmäßig" verbucht, und meh-

rere Male sind sie damit glatt durchgekommen. Erst als man sich jetzt den obskuren Posten etwas näher aufspalten ließ, stellte sich heraus, daß der Industrie- und Handelszeitung Monat für Monat 10 000 Mark zugesteckt werden, damit sie Wirtschaftsnachrichten abdruckt, die, soweit sie von wirklichem Interesse sind, die andern Handelsblätter gratis und franko veröffentlichen würden. Allerdings wäre dann das freundliche Intrigenspiel unmöglich, das die Wirtschaftsabteilung des Auswärtigen Amtes lange Zeit gegen die Auslandsressorts des Wirtschaftsministeriums in der Industrie- und Handelszeitung betrieben hat.

Der Haushaltsausschuß des Reichstags hat sich bisher noch nicht entschließen können, aus seiner Entdeckung die Konsequenz zu ziehen und den ganzen Laden aufzuheben. Aber er hat sich mit Erfolg bemüht, die Fonds zu kürzen, in die Subventionen mehr Ordnung zu bringen, und den wirtschaftlichen Nachrichtendienst dem Wirtschaftsministerium zu unterstellen. Und nun sind wir gespannt darauf, wie lange es dauert, bis aus einem Geheimtöpfchen des Auswärtigen Amtes ein neues Zeitungspflänzchen emporblüht.

Die Industrie spart

Es ist noch kein halbes Jahr her, daß der Reichsverband der Deutschen Industrie in einem schwungvollen Aufruf seine Mitglieder ermahnte, nicht immerfort neue Verbandsunternehmungen zu organisieren und zu propagieren. Ein „organisatorisches Sperrjahr" wurde proklamiert, während dessen die Syndici Ruhe geben und Neugründungen gefälligst unterlassen sollten. Der Reichsverband hatte bei diesem löblichen Beginnen nicht nur die Organisierungswut der deutschen Vereinsmeier unterschätzt, sondern er hatte auch vergessen, daß es Wirtschaftsverbände gibt, die nicht wissen, wo sie mit dem Geld hin sollen, das sie ihren Kunden abgenommen haben. Ein Musterbeispiel dafür liefert der Deutsche Zementbund, der neben dem Druckpapierkartell wohl die rigoroseste Interessenvereinigung ist und dessen norddeutsche Filiale wegen Verletzung der Kartellverordnung eben erst zu 50 000 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. Die bescheidene Buße hat aber die Verbandskassen der Zementindustrie nicht weiter berührt. Jedenfalls scheint von der letzten Preiserhöhung noch genug übrig geblieben zu sein, um eine neue Tageszeitung zu kreieren. Zwar kostet der Spaß mehr als eine halbe Million Mark, aber eine Industrie, die sich ein künstliches Monopol geschaffen hat und auf dem besten Wege zu einem Weltkartell ist, braucht sich um so geringfügige Beträge nicht zu scheren.

Daß der Inaugurator des neuen Unternehmens zufällig auch noch Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie ist und dort die Fachgruppe ‚Steine und Erden' leitet, ist selbstverständlich ohne Belang. Organisatorisches Sperrjahr? Das war wohl ein Druckfehler. Sperre gegen Außenseiter: die wird unsre Organisation befolgen.

Bemerkungen

Blutige Banknoten

Vor der zweiten Zivilkammer des Obergerichts in Bern läuft gegenwärtig ein sehr interessanter Prozeß: Freiburger Staatsbank contra ‚Démocrate'. In der deutschen Presse hat bisher kein Bericht darüber gestanden.

Der ‚Démocrate', eine im bernischen Jura erscheinende Tageszeitung, hat gegen die Freiburger Staatsbank den Vorwurf erhoben, während des Weltkrieges mit französischen Banknoten gehandelt zu haben, an denen noch Blut klebte. Die in Frage stehenden Noten stammten aus dem von Deutschland besetzten französischen Gebiete, wurden von deutschen Banken an schweizerische Banken weitergegeben und von diesen nach Frankreich verkauft. Der Handel mit solchen Banknoten wird nicht mehr bestritten. Die Freiburger Staatsbank schätzt nach der Zeugenaussage ihres damaligen Direktors Schnyder diesen Handel auf hundert Millionen französische Goldfranken. Nach seiner Meinung hat dieser Notenhandel während des Krieges eine Milliarde französischer Goldfranken in der ganzen Schweiz erreicht. In dem Prozeß handelt es sich nur darum, ob die Behauptung des ‚Démocrate', daß an einigen Noten noch Blut geklebt habe, wahr ist oder nicht.

Der Notenhandel ging nur bis in das Jahr 1916. Als die öffentliche Meinung in der Schweiz sich gegen solche Geschäfte wandte, wurde der Handel eingestellt. Vielleicht lohnte sich das Geschäft auch nicht mehr, nachdem die französischen Militärbehörden schon einen Postsack der Staatsbank mit Kassenscheinen der Stadt Lille konfisziert hatten.

Ein schöner Prozeß. Vielleicht ist es sogar gleichgültig, ob an den Banknoten richtiges Menschenblut klebte. Blutbesudelt waren sie bestimmt. Aber — und das kommt leider in dem Prozeß nicht zur Sprache — wer waren denn diese saubern deutschen Bankiers, die die Banknoten verhandelten? Wer waren diese von der deutschen Militärbehörde seiner Zeit gewiß autorisierten Leichenfledderer? Wer hat überhaupt in Deutschland dieses Milliardengeschäft gemacht? Es wäre doch sehr interessant, zu wissen, ob man die zusammengerafften Banknoten gewaschen oder ungewaschen nach der Schweiz verschob.

Bei diesen Leichen- und Schlachtfeld-Profiteuren wäre, Herr Reichsfinanzminister, eine Milliarde Goldfranken zuzüglich der üblichen Bankzinsen seit 1915/16 für die Reparationszahlungen zu beschlagnahmen. Überlegen Sie sich das einmal.

Vesta Cabro

Sanierung Ostpreußens

In seinem Artikel „Grenzmark" (Nr. 15/XXV) hat Morus bittere und berechtigte Klage darüber geführt, wieviel Geld die „bedrohten Deutschen" dieser und jener „Grenzmarken" das Reich, das heißt hier die nichtbedrohten Steuerzahler, Jahr um Jahr kosteten und wie kein Ende abzusehen sei des kostenreichen Spiels. Ostpreußen war an erster Stelle genannt, als deutlichstes Beispiel jener teuren Politik. Morus hat recht, und was ist da nun zu tun?

Ich verstehe nichts von Wirtschaftspolitik und Nationalökonomie, aber ein bißchen was von Reisen und vom Fremdenverkehr. Was der Mensch als Naturschönheit empfindet, ist schließlich seine Privatangelegenheit; aber achtzig Prozent davon, auch davon! kann man ihm suggerieren, und außerdem kommt es vielen gar nicht so sehr aufs Schöne als aufs Neue an. Aus Ostpreußen könnte man eine Mode machen, wobei ich mir bewußt bin, daß das jammerschade wäre; aber hier kommt es nicht auf Senti-

mentalitäten an, sondern darauf, den Grenzmärklern zu helfen und die Säckel der Nichtbedrohten zu schützen. Ostpreußen verfügt über ein Riesenkapital an Naturreiz, das in ganz andrer Weise nutzbar gemacht werden könnte. Da ist erstens einmal die Kurische Nehrung, noch immer ostpreußisch zum Teil, zum andern memelländisch-litauisch. Ihre Erhaltung hat schon im vorigen Frieden ungezählte Millionen verschlungen, sie könnten Zinsen tragen, wenn man es richtig anfinge. „Die Kurische Nehrung ist", hat Alexander von Humboldt gesagt, „so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Italien und Spanien gesehen haben muß, sollte einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen." Das wissen aber nur die, die dort waren und es in allen Prospekten gelesen und festgestellt haben, daß es richtig ist. Ich muß gestehen, daß mir die Nehrung, aber auch die strahlende Samlandküste, einen ebenso starken Eindruck gemacht haben wie der Golf von Neapel, vielleicht einen stärkern, weil das da oben ganz ursprünglich ist, und weil man von Neapel ja schon die bestimmte Postkartenvorstellung hat, die natürlich von der Wirklichkeit erreicht wird, während man von Ostpreußen nichts erwartet und keine Vorstellung hat, und die wird dann eben übertroffen. Dann ist noch das Oberland da und die Masurischen Seen, ich kenne das nicht, aber nach den Bildern ist es genau so frappant wie die Küste — aber wer weiß das, und wer fährt hin? Sogar in Berlin rafft man sich kaum dazu auf, geschweige in Süd- und Westdeutschland. Wer zwanzig Stunden Eisenbahn riskiert, fährt an die südliche statt an die „nordische Riviera", und sei er ein noch so nationaler Mann. Aber was soll das Reich bei dem allen tun?

Das Reich soll den sanierenden Fremdenverkehr ein bißchen in eigne Regie nehmen. Es soll Propaganda machen bis nach Miesbach und den Leuten im Industriegebiet erzählen, wie schön es in der Ostmark ist. Und vor allem soll es Sondertarife auf der Eisenbahn einführen, nicht etwa nur Sonderzüge. Wie macht es denn Italien, dessen Kilometerzahl von Girgenti bis Chiasso noch erheblich größer ist als die von Mittenwald bis Rossitten? Italien läßt die Reise relativ immer billiger werden, je weiter man fährt und je größer die reisende Familie ist. Auf diese Weise wird erstens der Austausch von Süd und Nord intensiviert und zweitens Geld in Provinzen gebracht, die außer ihren Naturschönheiten kaum Verdienstmöglichkeiten haben. Ein wie starker Anreiz die billige Bahnfahrt ist, zeigt sich am jährlich wachsenden Erfolg der „Primavera Siciliana". (Daß es dafür an Ort und Stelle gesalzen teuer ist in der in Betracht kommenden Jahreszeit, das macht sich der betroffene Reisende immer erst nachträglich klar.) Analog der Primavera sei hiermit plädiert für einen „Ostpreußischen Sommer" von Reichs wegen. Die Voraussetzungen sind gegeben, und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

M. M. Gehrke

Frau Kalkowska und die Volksbühne

Vor zwei Wochen wurde in der Matinee des Studios der Berliner Volksbühne das Jakubowskidrama der Eleonore Kalkowska aufgeführt. Die Aufnahme war ungewöhnlich stark, und, wir können ruhig sagen, nicht nur der Tendenz wegen, nicht nur, weil ein gleichgestimmtes Publikum überwog. Es erregte deshalb einiges Aufsehen, als nachher die Verfasserin vor dem eisernen Vorhang erschien und in hochgradiger Erregung gegen eine von der Regie vorgenommene Verkürzung protestierte. Sie empfand es als ganz besondere Verletzung, daß die Schlußszene gestrichen war, die noch bei der Generalprobe unbeanstandet mitgespielt wurde.

Die berliner Presse hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Frau Kalkowska wegen dieser Verwahrung sehr hart angepackt. Sie hat von einem hysterischen Ausbruch gesprochen, von einer Hineinmengung privater Gefühle dort, wo nur die Leistung entscheidet.

Es mag sein, daß Frau Kalkowska in der Erregung des Augenblicks etwas heftiger geworden ist, als die Situation verdiente. Ich glaube, es ist trotz alledem nicht schwer, ihr ein wenig gerecht zu werden. Vielleicht ist die Erregung einer Autorin nicht unverständlich, deren Begabung außer jedem Zweifel steht, und die jetzt seit mehr als zehn Jahren um die Aufführung von einer Reihe von Stücken kämpft, die von berufener Seite nicht schlechter beurteilt worden sind als dieses eine mit Erfolg aufgeführte. Frau Kalkowska hat bisher immer das schwarze Los gezogen: sie hat aktuelle Dramen geschrieben, lange ehe dieses Genre modern geworden ist, und sie hat durch lange Jahre nur Abweisungen erfahren. Es ist sehr leicht, über eine „hysterische" Frau zu lächeln und den Auftritt als geschmacklos zu verwerfen, aber es ist durchaus nicht leicht, und es gehört viel Charakter dazu, in dem Augenblick, wo nach Jahren der Enttäuschung die heißersehnte Erstaufführung mit einem vollen Erfolg endet, unbeirrt durch den Beifallssturm, um der Sache willen sich gegen eine als Verstümmelung empfundene Kürzung zu verwahren.

Frau Kalkowska hat sich gegen die Streichung der Schlußszene verwahrt, die nach ihrer Meinung die politische Forderung ihres Dramas enthielt. Und grade die ist gekappt worden. Dramaturgische Rücksichten? Die Höflichkeit hätte geboten, die Verfasserin wenigstens in Kenntnis zu setzen. Warum wurde gekürzt? Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß diese letzte Szene, die einen epilogischen Charakter hat, von dem Regisseur gestrichen worden ist, um den Hauptdarsteller, Herrn Karchow, nicht um seinen großen Abgang zu bringen. Vielleicht hat der Regisseur richtig gehandelt, denn ihm kam es darauf an, die stärkste Wirkung zu erzielen. Aber mußte denn die Autorin ganz ausgeschaltet werden?

Die Zeitungen haben in ihrer Mehrheit Frau Kalkowska lächerlich gemacht. Aber das Publikum hat deutlich zu erkennen gegeben, daß seine Sympathie bei der Dichterin waren. Es entwickelten sich bekanntlich im Parkett eine Reihe von Diskutierklubs. Als Arthur Holitscher die Verfasserin in einer kurzen Ansprache rechtfertigen wollte, wurden ihm von einem der Gebieter der Volksbühne ein paar Worte zugerufen, die wir aus Gründen des Geschmacks nicht wiederholen wollen. So hat also auch die Leitung der Volksbühne ihren geistigen Anteil an diesem anregenden Vormittag.

Übrigens ist das Stück bisher für den Abendspielplan noch nicht angekündigt worden, und es sollen auch keine Aussichten dafür bestehen. Die Volksbühne rächt sich für jeden Pfiff in ihren Winterschlaf.

Johannes Bückler

Die Pflasterkästen

— — und wieder ein Kriegsbuch?

Dieses heißt „Die Pflasterkästen". Sein Verfasser ist der münchner Dichter A. M. Frey.

Hier ist neulich einiges Kritische über die Wirkung von Remarque und Renn gesagt worden. Über die Mißverständnisse, die sie erwecken können.

Doch dieses Buch kann nicht mißverstanden werden. Denn es sucht den Krieg dort, wo das Pathos aufhört: — auf dem Verbandplatz. Wo das Blut in Schmutz verrinnt, wird nichts Heroisches mehr vorgespielt. Hier ist die Abdeckerei der eisernen Zeit. Hier ist der Ort,

der vom Schreibtisch her, wo die ideologischen Verteidigungen des Krieges geformt werden, nicht gesehen wird.

Mit unerbittlicher Einseitigkeit hat sich Frey auf das eine Thema beschränkt. Vom Verbandplatz schleichen die Kolonnen der Krankenträger nachts in Stellung, um die Zusammengeschossenen aufzusammeln, oft muß ein zweiter, ein dritter Zug herausgeschickt werden, um wieder die Träger zu bergen. Frey war von 1915 bis 1918 bei einer bayrischen Sanitätskompagnie. Deren Tun und Leiden hat er niedergeschrieben.

Man kennt ihn aus einer Reihe phantastisch-bizarrer Geschichten. (Solneman der Unsichtbare, Kastan und die Dirnen, Spuk des Alltags.) Ein letzter Nachfahre E. T. A. Hoffmanns. Doch hier streckte der Meisterzeichner von Nachtstücken und Traumgesichten demütig die Waffen. Was ist auch Imagination neben dieser Wirklichkeit? Es ist gut, daß er nur seiner Erinnerung gefolgt und über die Form eines Berichtes nicht hinausgegangen ist.

Dieses Buch ist keine Frühstückslektüre. Es bleibt auch nicht der schwächste romantische Kitzel. Die Gloriole des Kriegsgottes wird stinkend und vertropft als grüner Eiter. Es wiederholt sich immer wieder nur das schreckliche Geschäft der Sanitäter: Bemühungen um deformierte Leiber, um Knochenbündel, die nicht verlöschen wollen, sondern zu trinken verlangen, um blutig verkrustete Scheiben mit schwarzen Löchern, ehemals Gesichter. Masken sterbender Krieger — von heute. Hier führen, so seltsam es klingen mag, die Toten das Wort. Neben ihnen werden die Lebenden und Handelnden — die Ärzte, die Sanitätssoldaten, französische Frauen, die gelegentlich hineinspielen — fast wesenlos. Es ist ein Kapitel dabei, wie im Keller von Schloß Fontaine Deutsche und Franzosen nebeneinander liegen und verenden, während oben von dem Haus ein Stück nach dem andern weggeschossen wird, das ist großartig gestaltet und außerdem so einfach und voraussetzungslos, daß man es dringend in die Schulbücher wünscht. Denn diese Schilderungen haben in ihrer schreckvollen Realität die große Aufgabe, uns mutig zu machen zu dem offenen Geständnis, daß wir unser Leben höher schätzen sollen als die verlogenen Symbole, die Völker aufs Schlachtfeld hetzen.

Das Buch ist bei Gustav Kiepenheuer erschienen. Die ‚Weltbühne' brachte vor zwei Jahren ein Stück, das jetzt darin enthalten ist (‚Die Granate', XXIII, 1927.)

C. v. O.

Volksbildung von oben herab

Die frankfurter Volksbibliotheken haben in Doktor Waas einen neuen Direktor bekommen. Ein neuer Mann ändert, baut um: das wäre an sich nur begrüßenswert. Aber das neue System muß besser sein als das alte. Es muß, da es sich um Volksbildung handelt, auf Einfühlung und Verständnis gegründet sein, nicht auf Vergewaltigung.

Das System des Herrn Doktor Waas, das er von andern Volksbibliotheken übernimmt, ist so: Jeder Leser bekommt jeden Monat nur vier Bücher schöner Literatur; hat er die ausgelesen, muß er für den Rest des Monats

belehrende Literatur lesen. Er muß, wenn er lesen will, irgendeine Sternkunde oder Goethebiographie nach Hause schleppen, die ihn den Teufel interessiert. Andernfalls muß er warten, bis der Anfang des neuen Monats ihm den Weg in die Unterhaltungsliteratur wieder freigibt. Ausnahmen werden nicht gemacht, es sei denn, daß jemand mutig genug ist, mit seiner Beschwerde bis zur letzten Instanz zu gehen; dann, wie sich praktisch erwiesen hat, gibt man nach. Man ist Tyrann mit Angstkomplexen.

Ein Amerikaner, der in dies System Einsicht nahm, sagte: „Bei uns würde man das als einen Eingriff in die persönliche Freiheit empfinden." Bravo! Und schließlich: Zwang erzeugt öfter Abneigung als Liebe, das ist eine pädagogische Binsenwahrheit. Wenn man dem Volk die Wissenschaft endgültig verekeln will, braucht man nur nach diesen neuen Einflößungsmethoden zu arbeiten.

Gattamelata

Mißbrauch verbeten!

Streng vertraulich!
Sehr geehrter Herr!
Um den vielen Nachfragen aus den Kreisen der Sammler und Bibliophilen für pikante Erotik gerecht zu werden, haben wir uns entschlossen, die weltbekannten

„Frau Wirtin-Verse"

im Originaltext jetzt doch herauszubringen und in den Versand zu bringen. Um jeglichen Mißbrauch auszuschalten, haben wir die Sammlung als Manuskript gedruckt, im Privatdruck hergestellt.

Jeder Vers ist mit entsprechendem Bild begleitet, das die „momentane Stellung und Haltung" der Frau Wirtin „sehr genau und deutlich" erkennen läßt. Die Sammlung stellt eine äußerst scharfpikante Ausgabe von unerhörter Wirkung dar.

Entdeckungsfahrt

J. R. Bloch trifft dies Mal in seinen mitropäischen Studien auf den Schauspieler Schwannecke und verschiedene Typen neudeutscher Frauen.

Revue Rhenane

Bildung

Schon immer hatte ich die Neger im Verdacht, daß der natürliche Reiz ihres Gesangs nicht ausschließlich auf die trauernde Helligkeit ihrer hochtenoralen Nasalität gestellt sein kann.

Frankfurter Zeitung vom 15. April

Sexuelle Motive

Dann nimmt er die Feder in die Hand und gelangt vom Tageblatt über kleinere Blätter in der Kriegszeit zur ‚B. Z.'. Der Eros treibt ihn.

B. Z. am Mittag

Ganz große Koalition

Zu Ehren des amerikanischen Bankiers Otto H. Kahn, der bekanntlich Präsident der Metropolitan-Oper und Kunstmäzen ist, gaben Doktor Chapiro und Gattin ein Abendessen, an welchem Ministerialdirektor Koepke, Franz Werfel, die Witwe von Gustav Mahler, Granowski, Piscator, Reichsfinanzminister Doktor Hilferding, Reichstagspräsident Loebe und Gattin teilnahmen.

Zeitungsnotiz

Antworten

Hamburger. Es genügt nicht, daß man eine Nachricht bekommt — man muß sie auch „aufmachen". Zum Beispiel: „Katastrophale Hungersnot in Ruanda. wb. London (Drahtbericht). Blättermeldungen aus Nairobi zufolge ..." In Afrika hat einer gesagt, London hat gehört, WTB. hat telegraphiert, und Hamburg druckt: „Der britische Missionar Dr. Church hat einen Appell zur Linderung der grauenhaften Zustände im belgischen Mandatsgebiet von Ruanda veröffentlicht, das er ein Land lebendiger Skelette nennt. Er berichtet, daß Tausende von Eingeborenen auf den mit Leichen besäten Wegen durch ein Land, das von Fieber und Löwen heimgesucht wird, nach Uganda strömen." Das ist gar nichts. Eine gute Nachricht muß, dem Wort Nortcliffes zufolge, nach etwas schmecken: nach Blut, nach Weib oder nach Nationalflagge. Diese hier schmeckt nach Blut — aber das ist nicht genug. In Hamburg erfindet man eine Überschrift. „Warum ist Deutschland ausgeschaltet worden —?" Siehste, Afrika! Ja, hättste man ...! Hätten die Deutschen heute noch ihre Kolonien, die sie für ihre Assessoren und Offiziere so nötig brauchen, es gäbe dort kein Fieber, keine Löwen und keine Hungersnot. Wie wir aus London hören, sollen die Eingeborenen die Löwen vorziehen.

Reichsanwalt Jorns. Sie haben in Ihrem verunglückten Plaidoyer den wunderschönen Satz geprägt: „Daß der Vorgesetzte den Untergebenen deckt, den schönen Zug werden Sie — und ich sage: Gottlob! — nie aus unserm Heere herausbringen!" Das haben wir in unserm Femeprozeß gesehen.

Dr. Alfred Striemer. Sie schreiben: „In Nr. 10 der ‚Weltbühne' veröffentlicht Herr Erik Reger einen Aufsatz ‚Die wirkliche Arbeiterpresse', in dem er auch die Borsig-Zeitung charakterisiert. Der Herr Verfasser, der mir unbekannt ist, sieht sich in dieser Veröffentlichung veranlaßt, mich persönlich zu beleidigen, indem er mich als Renegaten und abtrünnigen Amateursozialisten bezeichnet, der Verrat geübt hat. Wer die Ehre eines Mannes angreift, hat die Pflicht, sich vorher zu vergewissern, ob seine Vorwürfe gerechtfertigt und haltbar sind. Herr Reger hat das nicht getan. Deshalb erkläre ich ihm an dieser Stelle, daß der Schriftleiter der Borsig-Zeitung stets auf dem Boden des Arbeitsgemeinschaftsgedankens gestanden hat, sowohl als Mitarbeiter Karl Legiens, als auch als Herausgeber der Borsig-Zeitung. Der Vorwurf des Gesinnungswechsels und der Abtrünnigkeit sind völlig grundlos. Aus jahrzehntelanger industrieller Praxis bin ich zu den Gewerkschaften gekommen und in die Praxis der Wirtschaft wieder zurückgekehrt als ein aufrichtiger Kämpfer für die Interessen der Arbeitnehmer, die immer nur erfolgreich im Rahmen und in den Grenzen der Lebensbedingungen der Wirtschaft vertretbar sind. Unverändert ist auch mein Bekenntnis zum Sozialismus, das niemals marxistisch war, sondern in der Erziehung von wahrhaft sozialen Persönlichkeiten, die in planwirtschaftlicher Gemeinschaftsarbeit Arbeit für alle schaffen, die Entwicklung einer sozialistischen Gesellschaft erstrebt." Die Aufregung des Herrn Dr. Striemer ist herzlich überflüssig. Niemand wollte ihn beleidigen. Er interessierte in diesem Artikel als Person überhaupt nicht. Bei einem Rundgang durch die Werkszeitungen aber konnte auch Borsig nicht fehlen. Es war selbstverständlich, daß bei diesem Anlaß auch die frühere Tätigkeit des jetzigen Leiters dieser Zeitung gestreift werden mußte. Das ist man schon der historischen Wahrheit schuldig. Ich gebe unsern Lesern gern zur Kenntnis, daß Herr Dr. Striemer, ein aufrichtiger Kämpfer für die Interessen der Arbeitnehmer, die immer nur erfolgreich im Rahmen und in den Grenzen der Lebensbedingungen der Wirtschaft vertretbar sind, sein ideales Arbeitsfeld jetzt bei Borsigs

gefunden hat. Ebenso, daß Herr Dr. Striemer, schon ehe er zu den Gewerkschaften ging, in der Industrie tätig gewesen und also nur an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Deshalb darf also nicht von Abtrünnigkeit oder Gesinnungswechsel die Rede sein. Im Gegenteil: Herr Dr. Striemer ist immer der Gleiche geblieben.

Sozialist. Die Todesstrafe soll fallen, dafür aber die Sicherheitsverwahrung eingeschmuggelt werden. War dies das Ziel? War dies wirklich das Ziel? Sagt euern Abgeordneten, daß sie wenigstens im Plenum die Sicherheitsverwahrung zu Fall bringen müssen, wenn sie im Strafrechtsausschuß schon keinen andern Ausweg finden.

Dr. Gertrud Schloß. Sie schreiben: „Anknüpfend an die Ausführungen Hans Heymanns in Nummer 14 erinnere ich daran, daß der 23. Weltfriedenskongreß, der Anfang Oktober 1924 in Berlin tagte, einem Vorschlag von mir zustimmte, dem Völkerbund eine Resolution zu unterbreiten, in der die Gründung eines internationalen Kredit- und Finanzinstituts zur Behebung der wirtschaftlichen Notlage der Völker und zur Regulierung der europäischen Schulden vorgeschlagen wurde. Die Resolution, die vom Kongreß einstimmig angenommen wurde, hatte folgenden Wortlaut: ‚Angesichts der furchtbaren Notlage, die der Weltkrieg in vielen Staaten geschaffen hat, ersucht der Kongreß den Völkerbund, eine grundlegende Ordnung des zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehrs einzuleiten und dadurch die Lebensbedingungen notleidender Staaten zu sichern. Der Kongreß gibt die Anregung, die Sanierung nicht fallweise, sondern prinzipiell zu behandeln und die Gesundung zerstörter Wirtschaftskörper durch Ermöglichung ungehinderter natürlicher Entwicklung herbeizuführen. Daher empfiehlt der Kongreß, baldigst die Frage eines internationalen Kredit- und Finanzinstituts zu studieren, welches diesen Zwecken dienen soll, insbesondere die Staaten in ihren Bemühungen um die Stabilisierung ihrer Wirtschaften unterstützt, ihnen Anleihen zwecks Sanierung gewährt, die Verwaltung und den Zinsendienst dieser Anleihen übernimmt, Produktion, Handel und Verkehr ausbauen hilft, Arbeits- und Kapitalkräfte dorthin lenkt, wo sie gebraucht werden, aufeinander angewiesene Wirtschaftszweige miteinander in engere Beziehungen bringt'. Ich ging davon aus, daß infolge der zum Zusammenschluß drängenden wirtschaftlichen Entwicklung und angesichts der verhängnisvollen Situation Europas überhaupt nur ein auf Solidarität der Völker und strenger Wirtschaftlichkeit basierendes Finanz- und Kreditinstitut im Rahmen des Völkerbundes die Gewähr bot, den großen Wirtschaftsfragen gerecht zu werden und gleichzeitig das europäische Schuldenproblem und die Reparationen aus den Bereichen der politischen Ranküne zu bringen. Die pariser Reparationsverhandlungen zeigen deutlich, daß Amerika sich anschickt, die wirtschaftliche Hegemonie über die Welt anzutreten. Wenn sich die europäischen Völker nicht auf ihre durch die Entwicklung gegebene Zusammengehörigkeit besinnen und begreifen, daß ein wirtschaftliches Zusammenarbeiten die einzige Grundlage des europäischen Wiederaufbaus bildet, wird diese Hegemonie besiegelt sein und Europa wird die Zeche bezahlen müssen."

Düsseldorfer Weltbühnenleser werden gebeten, ihre Adresse einzusenden an: Werner Zacharias, Düsseldorf, Scheibenstraße 25.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zörgiebel ist schuld! von Carl v. Ossietzky

Conférenciers des Unglücks hatten sich schon tagelang vor dem 1. Mai auf ein Massaker in der Baugrube am Alexanderplatz und auf etwa 200 Tote festgelegt. Daß die Wirklichkeit sich auf den Wettlauf mit der Phantasie nicht einließ, liegt nicht an den Zeitungen, von denen einige in Panikmacherei Tollheiten leisteten, sondern an der Besonnenheit der Berliner, die nicht einmal durch die hysterischen Freiluftübungen ihrer Polizei aus dem gewohnten skeptischen Gleichmaß zu bringen waren. Immerhin liegen 22 Tote und über 100 Schwerverletzte zu viel da, Opfer, geblieben zur höhern Ehre des traurigen Prestigestreits zwischen Sozialdemokratie und Kommunistischer Partei. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß sich die Kommunisten mit jedem nichtsozialistischen Polizeipräsidenten über die Abwickelung des schwierigen Tags verständigt hätten. Aber es ist mit noch größerer Sicherheit zu wetten, daß auf die Idee, den Maiumzug der Arbeiterschaft zu untersagen, kein wilhelminischer Jagow, ja, kein noch so scharfmacherischer Statthalter Hugenbergs gekommen wäre. Einen durch jahrzehntelange Tradition fast sakral gewordenen Aufzug, eine letzte Erinnerung an die alte sozialistische Weltgemeinschaft kurzerhand zu verbieten, das bringt kein Bourgeois fertig, dazu gehört schon einer jener wohlzugeschnittenen Parteisozialisten, deren Energie sich ausschließlich im Abbau der alten sozialistischen Werte und Riten betätigt. Herr Zörgiebel, der sich durch nichts für sein jetziges Amt qualifiziert hat, zählt zu jenen aus dem Geiste der Ochsentour empfangenen Würdenträgern, die sich für ganz verteufelte Realpolitiker halten, wenn sie das, was sie gestern anbeteten, heute mit den Stiefelspitzen traitieren.

Hätte es eigentlich schlimmer werden können, wenn die beiden rivalisierenden Parteien ihre gewohnten öffentlichen Demonstrationen abgehalten hätten? Die großen Züge hätten, wie immer, Disziplin gewahrt, in den Abendstunden erst wäre es zu mehr oder weniger ernsten Rempeleien und Prügeleien gekommen. Dann hätte sich vor bescheidenem Hintergrund jener Zwist zweier Farben abgespielt, für den Shakespeare die ewige Symbolisierung gefunden hat:

> Ich bitt' dich, Freund, laß uns nach Hause gehn!
> Der Tag ist heiß, die Capulets sind draußen —

Aber selbst über Veronas Bürgerkämpfen waltete eine unparteiische, wenn auch schwache Hand. Doch in Berlin sitzt unglücklicherweise das Haupt der Capulets als Ordnungspolizei angestrichen im Chefzimmer. Als Sachverwalter des sozialdemokratischen Parteivorstandes hat Herr Zörgiebel den Maiumzug verboten, sachliche Motive hatte er nicht dafür. Weil in der Lindenstraße und bei Herrn Leipart gefürchtet wurde, die Kommunisten könnten jetzt nach ihren Erfolgen bei einigen Betriebsratswahlen glanzvoller aufziehen als die Sozialdemokraten, deshalb mußte das Verbot aufrechterhalten bleiben.

Ich will nicht die erregte Sprache der Kommunisten in den letzten Apriltagen verteidigen, die durchaus die Illusion zu erhalten suchte, daß die Partei sich um Herrn Zörgiebels Anordnungen nicht scheren werde. Aber ich kann auch mit bestem Gewissen nicht sagen, ob nicht schließlich doch in den Sektionen in letzter Stunde noch gebremst wurde. Schließlich ist eine oppositionelle Massenpartei kein Schafstall, wo mit Sonnenuntergang die Tür zugesperrt wird, sondern eine Kollektion oft schwer behandelbarer Einzelwesen. Daß auch bei disziplinierten Körperschaften das Temperament durchgehen kann, dürfte Herr Zörgiebel wohl voriges Jahr zu Pfingsten erfahren haben, als sein Vizepräsident unter die Gummiknüppel der eignen Leute geriet. Nachdem er aber fest entschlossen war, sich an dem Maitag der Arbeiterschaft zu vergreifen, mußte er auch den Nachweis führen, daß Gefahr im Verzuge sei und deshalb wurde Berlin gradezu von Polizei überflutet und ehe sich noch etwas ereignet hatte, ein Bild geschaffen, als wäre der Bürgerkrieg im vollen Gange. Mit dem militärischen Aufwand zog eine böse und gereizte Stimmung ein, und es ist ein wahres Wunder, daß nicht noch viel mehr passiert ist.

Aber was ist nun eigentlich passiert?

Sicher ist nur, daß der prophezeite Aufruhr nicht losgebrochen ist, daß sich aber in einzelnen Straßen am Wedding und in Neukölln Krawalle entwickelt haben, die von der Polizei mit Maschinengewehren, spanischen Reitern, Panzerwagen und Blockademaßnahmen behandelt wurden. Langsam nur schritten die Operationen fort. Ein Blatt von dem Ernst der ‚Frankfurter Zeitung' belächelt den Aufwand, und im ‚B. T.' beginnt am Sonnabend der an die neuköllner Front entsandte Berichterstatter die Frage aufzuwerfen, mit wem nun eigentlich gekämpft werde. Am 4. Mai weicht überhaupt die Hochstimmung der Presse heftiger Bestürzung und wachsender Ungeduld. Ein ausländischer Journalist ist im Kriegsgebiet erschossen aufgefunden, ein Lokalredakteur von Ullstein, Herr Weymar, mit Beinschuß aus der Hermannstraße transportiert worden. Herr Zörgiebel erklärt mit amtlich gewaschenen Händen zum Fall Mackay: „Dieser Pressevertreter hat trotz meiner Warnung und trotzdem ihn auch der Reviervorsteher des 212. Reviers dringend auf die große Gefahr beim Betreten des Unruhegebiets aufmerksam gemacht hatte, das Sperrgebiet betreten. Von welcher Seite der tödliche Schuß abgefeuert wurde, konnte nicht festgestellt werden." So ist der Krieg. Über das Malheur des Redakteurs Weymar dagegen schreibt die ‚Vossische Zeitung', er habe in den ruhigern Stunden der Nacht versucht, sich der polizeilichen Sperre zu nähern: „Er hielt die Hände erhoben, zeigte den Beamten hinter der Barrikade seinen Presseausweis und rief ihnen zu ‚Nicht schießen, Presse!' Fast gleichzeitig, nur wenige Sekunden später, erhielt er einen Schuß ins Bein." Diese beispielhafte Behandlung eines Einzelnen zwingt zu einer kleinen Klarstellung. In der Verlustliste befinden sich zwar harmlose Passanten und einige Frauen, die übers Balkongitter geguckt haben — wahrscheinlich nicht grade während der Feuerkampf wogte — aber man findet darin

niemand von der Polizei. Ich frage, Herr Polizeipräsident, wo ist die Verlustliste Ihrer Beamten? Ich frage nicht aus Zynismus so, denn ich freue mich über jeden, welche Farben er auch trage, der mit heiler Haut aus dem häßlichen Spiel der Waffen herauskommt, ich frage nur zur Ergründung der Wahrheit nach der Verlustliste Ihrer Beamten. Wenn bei einer angeblich so wilden Insurrektion nur die Insurgenten Verluste haben oder nur die Unvorsichtigen und die Schlachtenbummler erlegt werden, dann handelt es sich hier entweder um einen typischen Kriegsbericht, in dem immer die Andern zerschmettert werden, während von den Unsern kein Mann verletzt ward — eine Übertreibung, zu der hier kein Anlaß vorliegt, im Gegenteil! — oder die Geschichte von der Insurrektion ist ein aufgelegter Schwindel, nur ersonnen, um die breite militärische Entfaltung zu rechtfertigen.

Schon am 1. Mai in den Vormittagsstunden begann der Gummiknüppel zu rasen. Ich lasse hier zwei Zuschriften folgen, die einiges zur Erklärung der Unruhen beitragen können. Herr Siegfried Jacoby, früher Sekretär bei Professor Einstein, scheibt:

In der Mittagszeit, zwischen ¾11 und ½1 Uhr kam ich von der Staatsbibliothek mit einem Paket Bücher über den Alexanderplatz. Ich wollte in die Prenzlauer Straße und dann in meine Wohnung in die Neue Königstraße. Als ich am Warenhaus Tietz, vis à vis der Untergrundbahn, einen Menschenauflauf sah, ging ich auf die andre Seite, um nicht ins Gewühl zu kommen. Kaum hatte ich den Damm überschritten, als ich von drei Schupobeamten im wahrsten Sinne des Wortes überfallen wurde. Der eine schlug mit einem Gummiknüppel auf meinen Schädel ein, der andre bearbeitete meinen kranken, tuberkulösen Rücken. Die Schädeldecke ist heute noch sehr geschwollen. An der Wirbelsäule, an der ich offene Wunden habe, zieht sich ein dicker roter Streifen hin. Bemerken möchte ich, daß ich wirklich nur durch Zufall über den Alexanderplatz ging, ich mich an keiner Demonstration oder sonst einem Menschenauflauf beteiligt habe. Gesehen habe ich, wie die Polizei, ohne Sinn auf Menschen einschlug, die absolut mit politischen Kundgebungen nichts zu tun hatten. Es scheint mir, daß die Beamten es vorerst auf jüdisch aussehende Passanten abgesehen hatten. Ich bin bereit, vor jedem Gericht meine Aussagen eidesstattlich niederzulegen.

Ich möchte hinzufügen, daß Herr Jacoby infolge eines Unglücksfalles stark behindert ist und sich nur mit einem Krückstock fortbewegen kann, also in keiner Weise zu tumultuarischen Episoden prädestiniert ist. Doch wem Herr Jacoby zu politisch ist, der höre einen in der Gegend des Schönhauser Tors praktizierenden Arzt:

Hackescher Markt: Menschen auf den Bürgersteigen. Polizei beginnt etwa um halbzwölf zu schlagen. Vor dem Postamt etwa zehn Schupos auf einem Haufen, Rücken zur Wand und schießen in die Menschen; drei Verletzte, ein Knieschuß, ein Bauchschuß, ein Rückenschuß; Kugel steckt unter der Haut am Adamsapfel. — Bülowplatz: Polizei wild; beginnen zu laufen; Menschen laufen etwa fünfzig bis achtzig Meter voraus in die Koblankstraße hinein. Beamte laufen über den Platz, ziehen dabei die Revolver und schießen auf zirka 100 Meter Entfernung in die Koblankstraße hinein. Dabei waren die Beamten gegen fünfzig Meter von den Zivilisten getrennt. —

Mir heraufgebracht zum Verbinden zirka zehn Schußverletzungen und zirka zwanzig Schlagverletzungen, die von äußerster Brutalität zeugen. Hiebe über den Kopf, daß die Kopfhaut aufgeschlagen ist und Gehirnerschütterung vorliegt. Ein fünfzehnjähriges Mädchen geht mit den Eltern; der Vater sagt noch, wir werden lieber auf der Straße gehen, da wird man uns nichts tun; im nächsten Moment liegt die Tochter mit Oberschenkelschuß, angeblich nach Zeugenaussagen, von dem laufenden Polizeileutnant angeschossen, der auf einen Radfahrer schießen wollte. Fast alle Schüsse trafen von hinten. Die Polizei schreckte nicht davor zurück, abends im Dunkeln einen Arzt, der in seinem weißen Kittel auf dem Balkon stand, um den Samaritern Anweisungen zu geben, von der Straße her mit dem Revolver zu bedrohen.

Übrigens wird auch in einigen Zeitungen bereits Untersuchung über bestimmte Vorgänge gefordert. Das ist gewiß richtig und zur Feststellung von Sachverhalten notwendig, aber es wäre töricht, jedem einzelnen Schupowachtmeister eine Verantwortung aufzubürden, die in ihrer ganzen Ausdehnung und Wucht von der obersten Stelle getragen werden muß. Schuldig ist nicht der einzelne erregte und überanstrengte Polizeiwachtmeister, sondern der Herr Polizeipräsident, der in eine friedliche Stadt die Apparatur des Bürgerkriegs getragen hat. Mehr als zwanzig Menschen mußten sterben, mehr als hundert ihre heilen Knochen einbüßen, nur damit eine Staatsautorität gerettet werden konnte, die durch nichts gefährdet war als durch die Unfähigkeit ihres Inhabers.

Kriegsdienstverweigerung von Kurt Hiller

Zweifellos gibt es viele Kriegsgegner in Deutschland; und ebenso zweifellos wünschen die meisten von ihnen, nicht nur Gegner, sondern auch Verhinderer des Krieges zu sein (bloße Gegnerschaft ist ja billig und nutzlos); aber mit welchen Mitteln sie ihn verhindern sollen, praktisch doch schließlich die entscheidende Frage, darüber sind sie sich alles andre als einig. Wenn nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden das große Epos der menschlichen Dummheit geschrieben werden wird — eine Kreuzung aus Dante und Wells —, dann wird darin der Gesang über den Methodenstreit der Kriegsgegner nicht der kürzeste, aber vielleicht der kurzweiligste und sicher der schaurigste sein. Eine Strophe wäre der Polemik zwischen Pazifisten und Kommunisten (erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts) gewidmet.

Diese Polemik, fürchte ich, wird den nächsten Weltkrieg überdauern — (falls das Menschengeschlecht ihn überdauert).

Immerhin: Man darf schon zufrieden sein, wenn sie, statt undynamisch im Zustand der Verhedderung zu bleiben, sich wenigstens munter abspult.

Deshalb bin ich dem Marxisten Gerhard Donath dankbar, daß er, am Schlusse seines Aufsatzes „Der chemische Krieg" (‚Weltbühne', Nummer 16), das Problem der Kriegsdienstverweigerung aufrollt.

„Man hat in manchen Kreisen," sagt er, „geglaubt, daß gegen den imperialistischen Krieg die Kriegsdienstverweige-

rung eine gute Waffe sei"; tatsächlich sei sie's nicht. „In manchen Kreisen" — das ist charmant! Es klingt, als seien diese Kreise den Lesern fremd und fern; als hieße nicht das Blatt, in dem seit Jahren für Kriegsdienstverweigerung geworben wird, ‚Die Weltbühne'! Freilich bekämpft sie, wenn anders ich sie bisher richtig las, nicht „den imperialistischen Krieg", sondern den Krieg; und zwar schon deshalb, weil niemand, der Krieg führt, das nächste Mal einräumen wird, daß sein Krieg ausgerechnet ein imperialistischer sei (worunter Verschiedne Verschiednes verstehn... und mit Recht; denn dieser Begriff — einen vagern findst du nit), und weil es im übrigen auch objektiv Kriege wird geben können (wie es sie gab), die ganz andern Beweggründen und Ursachen entspringen als dem Imperialismus, mag man ihn definieren wie man will, die aber deshalb um keinen Grad weniger grauenvoll, weniger verbrecherisch, weniger idiotisch, weniger verhindernswert sind.

Jedenfalls waren die „Kreise", die seit einem Jahrzehnt die Massenkriegsdienstverweigerung zu organisieren versuchen, die linken Independent Labour-Führer vorneweg, niemals Gegner des „imperialistischen Krieges", sondern immer Gegner des Krieges: weil sie ihn kennen oder weil ihre Phantasie hinlangt, ihn sich auszumalen. Die Phantasie der Schematiker des historischen Materialismus ist oft etwas dürftig. (Fast so dürftig wie die jener „Pazifisten", die sich für den Sanktionskrieg des Völkerbundes begeistern!)

Auch taten Die, die zur Kriegsdienstverweigerung aufriefen, dies zunächst gar nicht, um den Krieg zu verhindern, sondern um ihm Opfer zu entziehen. Gesetzt, die Kriegsdienstverweigerung wäre als Methode der Kriegsverhinderung ad absurdum geführt, so wäre sie damit noch längst nicht ad absurdum geführt! Dem historischen Materialisten sind ethische Ideen (als etwas „Ausgeklügeltes") böhmische Dörfer; so die Idee des Rechts auf Leben. Unsereiner wäre außerstande, eine Gesellschaftsphilosophie oder politische Theorie aufzumachen, die nicht mit dieser Idee begönne. Unsereiner leitet nämlich Maximen des Verhaltens nicht aus den „Tatsachen", nicht aus dem Seienden ab, sondern aus dem Seinsollenden; und nichts auf Erden soll so sehr sein wie: daß, wer geboren ward, keineswegs gegen seinen Willen getötet werden dürfe. Ehe dies Recht nicht durchgesetzt ist, ehe es nicht von Jedem erworben ist, kann von Zivilisation schwer die Rede sein. Die geopferten Menschen, deren Blut in Strömen von den Stufen der Aztekentempel rann, sind nicht sinnloser gefallen als die heut im Kriege geopferten; nur ihre Qualen waren vermutlich geringer.

Das Recht auf Leben muß jeder Bürger seinem Staat abringen dürfen. Diese Forderung zurückstellen, bis „die Entwicklung sie von selbst erfüllt", wäre kläglicher Reformismus. Will der Staat dich zwingen, für Interessen, die nicht die deinen sind, zu töten und dich töten zu lassen, dann laß dich nicht zwingen! Leiste Widerstand; weigre dich; der Kerker bleibt das kleinere Übel.

Handeln auf beiden Seiten der Front Zehntausende so, Hunderttausende so, dann bedeutet ihre Haltung obendrein

eine Erschwerung der Kriegführung. Es genügt Menschen mit Verantwortung freilich nicht, sich dem Töten und dem Sterben zu entziehen; es kommt ihnen darauf an, womöglich das Töten und Sterben der Andern, den Krieg der Andern zu verhindern.

Gewiß wird der Krieg der Zukunft weniger von Feldheeren, mehr von Heeren industrieller Arbeiter geführt. Aber „weniger" und „mehr" ist etwas andres als „nicht" und „nur". Daß der nächste Krieg „nur" noch von ein paar Ingenieuren, Chemikern und Piloten gemacht wird, ist ein Bonmot militärischer Nichtfachleute, die imponieren wollen. Wären Infanterie und Artillerie das nächste Mal so bedeutungslos, wie diese Kenner uns einreden möchten, dann hätten die Generalstäbe in Paris und Rom, in Warschau und Moskau längst auf die allgemeine Wehrpflicht verzichtet. Die Lex Paul-Boncour schmeckt nicht nach Untätigkeit der Massen im nächsten Krieg.

Nun liegt es Donath fern, die militärtechnische und kriegssoziologische Veränderung zwischen 1914 und morgen nach schlechten Vorbildern wichtigtuerisch zu übertreiben. Aber grade, weil seine Schilderung stimmt, stimmt sein Argument nicht: daß, eben infolge jener Veränderung, ein Kampf gegen den Krieg zerrinne, der sich vornehmlich auf Dienstverweigerung stütze. Dieser Kampf „zerrinnt" schon deshalb nicht, weil der Kriegsdienst keineswegs nur bei der Waffe, sondern auch bei der Waffenherstellung geleistet wird und verweigert werden kann, weil also die „in die Industrie gesteckten" Kriegsdienstverweigerer ihren Widerstand dort fortsetzen werden. Die pazifistischen Aktivisten haben immer die engste Verbindung von Kriegsdienstverweigerung und Kriegsarbeitsverweigerung gelehrt; wie auch die Verbindung von Dienstverweigerung und revolutionärer Demonstration; (beim politischen Streik demonstriert man ja gleichfalls). Ihr Kerngedanke bleibt: Das nächste Mal soll die Revolution nicht am Ende, sondern am Anfang des Krieges stehen; und soll eine echte sein.

Die Kriegsdienstverweigerung — was ist sie demnach? Ein Bestandteil des Aufstands gegen den Krieg; man kann auch sagen: die Kurbel, mit der der Revolutionswagen angedreht wird. Brauchbar freilich wird diese Kurbel erst dadurch, daß die Masse es ist, die sie anpackt. Und die Masse tut ein Ding nur dann, wenn die großen proletarischen Parteien, wenigstens eine von ihnen, es ihr anraten, es ihr anbefehlen. Die Kriegsdienstverweigerung wird solange eine ziemlich fruchtlose Geste von Sektierern bleiben, als Sozialdemokratie und Kommunismus sich dagegen sperren.

Gewiß ist es „sinnlos, einen Kampf gegen den Krieg isoliert zu führen". Gewiß muß der Kampf geführt werden gegen die Gesellschaftsmächte, die den Krieg verursachen, als den greulichsten aller der Greuel, die sie verursachen. Aber wie führt man diesen Kampf? Und wie soll man handeln, wenn der Krieg trotzdem „ausbricht"? Mir scheint, es gibt approbierte Revolutionäre, die auf diese Fragen recht reformistisch antworten; recht reformistisch oder recht ausweichend; und ausweichend ist am Ende noch reformistischer als reformistisch.

Deutscher Strafvollzug von Kurt Großmann

Der Strafvollzug ist heute noch eine Barbarei und der Republik unwürdig.

Die Grundsätze für den Vollzug von Freiheitsstrafen vom 7. Juni 1923 sollten eine Wandlung schaffen. Sie konnten es nicht, weil alle diejenigen Bestimmungen, die etwas humanitären Geist atmen, ausschließlich Kannbestimmungen sind. Wir schlagen den Abschnitt 4 (Strafanstaltsbeiräte) auf, Paragraph 17 lautet:

Bei den Anstalten können nach Anordnung der Landesregierung oder der obersten Aufsichtsbehörde Beiräte aus Vertrauenspersonen außerhalb des Beamtenkörpers gebildet werden.

Aufgabe der Beiräte ist es, an der Überwachung des Strafvollzuges ehrenamtlich mitzuwirken.

Eine Bestimmung, die Segensreiches schaffen könnte, wenn es hieße: „Es müssen Beiräte gebildet werden", denn diese würden, richtige Besetzung vorausgesetzt, häufig großes Unheil vermeiden können und mancher dunkle Todesfall würde aufgeklärt werden. Sie allein könnten auch die Allmacht des Direktors brechen, der sich als König im eignen Staate fühlt.

Vorfälle wie in Wartenburg, Zustände wie in Insterburg, Königsberg, Konflikte nach dem Muster Kottbus kämen dann nicht vor.

Der Direktor eines Gefängnisses oder gar eines Zuchthauses kennt seine Macht und weiß sie zu nutzen. Beschwerden, die nach § 147 der Vollzugsbestimmungen für den Gefangenen als möglich vorausgesetzt werden, erfahren eine Ahndung durch Hausstrafen, sofern sie nicht „berechtigt" sind. Ein Rechtsverfahren wegen der ausgesprochnen Hausstrafen ist nach den Grundsätzen des Strafvollzuges nicht möglich. Dieses Recht aber muß für den Strafgefangenen erkämpft werden, damit die Willkür der Gefängnis- und Zuchthausdirektoren gebrochen wird. Die Strafanstaltsbeiräte könnten diese erste Beschwerdeinstanz bilden.

Der siebente Abschnitt, der die Sicherungsmaßnahmen, die Hausstrafen und das Beschwerderecht umschreibt, ist ganz und gar reformbedürftig. Wir lesen im § 133:

Als Sicherungsmaßnahmen sind nur zulässig: 1. Entziehung von Einrichtungsgegenständen, Kleidungsstücken, deren Mißbrauch zu befürchten ist oder die geeignet sind, einen Fluchtversuch oder einen Selbstmordversuch zu fördern; 2. vorübergehende Unterbringung in Einzelhaft oder Zusammenlegung mit andern Gefangenen; 3. Unterbringung in eine Beruhigungszelle; 4. Fesselung.

Der famose § 135 erlaubt nochmals ausdrücklich die Fesselung, um den Gefangenen zu „beruhigen". Als Hausstrafen sind aber zulässig:

Entziehung der Beleuchtung für vier Wochen.
Besuch- und Schreibverbot (also Mitbestrafung der Angehörigen).
Leseverbot.

Entziehung der Zusatznahrungsmittel, des Hausgeldes, des Bettlagers (letzteres auf die Dauer von höchstens einer Woche).

Spaziergangsverbot.

Schmälerung der Kost (die schon nicht allzu reichlich ist) auf die Dauer von höchstens einer Woche und Arrest bis zur Höhe von vier Wochen.

Die Schmälerung der Kost besteht darin, daß die warme Morgen-, Mittag- oder Abendkost entzogen oder daß die Kost auf Wasser und Brot beschränkt wird. Arrest ist mit der Entziehung aller Rechte und Vergünstigungen verbunden. Er kann aber verschärft werden durch Entziehung der Arbeit, des Bettlagers, Schmälerung der Kost und Entziehung der Bewegung im Freien.

Man bedenke, daß diese Hausstrafen in dieser unerhörten Härte nach § 144 von dem Vorsteher oder von besonders dazu bestellten Beamten nach Anhörung der Gefangenen verhängt werden können. Die Anhörung vollzieht sich in demselben Rahmen wie jene des zum Rapport befohlenen wehrlosen Muschkoten. Die Bestimmung, daß dem Strafvollzug der militärische Charakter genommen sein soll, steht nur auf dem Papier. Oft handelt es sich um Erstbestrafte, um Menschen, die aus wirtschaftlicher Not, im Affekt, im Alkoholrausch, im Leichtsinn und nicht zuletzt aus ererbten Trieben die Straftaten begangen haben. Die Strafe soll bessern, sie soll aber keine Vergeltung und sie kann keine Abschreckung sein. Heute ist sie ein auf Vergeltung und Abschreckung aufgebautes Werkzeug zum Schutze der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. „Kranker sollt ihr sagen, aber nicht Schuft, Tor sollt ihr sagen, aber nicht Sünder", so beurteilt aber schon Nietzsche die Verbrecher.

Alles wird erschwert durch die sexuelle Frage. Die Kämpfer für einen modernen Strafvollzug sind immer für eine zeitweilige Beurlaubung und für ungestörte Besuchserlaubnis der Frauen eingetreten.

Wir verlangen also zusammenfassend:

1. ein ordentliches Rechtsverfahren bei Hausstrafen,
2. Abschaffung aller Härten dieses Hausstrafenverfahrens, wie Fesselung, Schmälerung der Kost, Entziehung der Bewegung im Freien, des Lichtes etcetera,
3. Einräumung der Möglichkeit des Verkehrs mit der Familie,
4. menschenwürdige Ausgestaltung der Gefängnisse und Zuchthäuser; das heißt die bauliche und hygienische Einrichtung hat nach modernen Gesichtspunkten zu erfolgen (kein Kübelsystem), und schließlich gebe man den Gefangenen die Möglichkeit zur Bildung und Mittel gegen die geistige Verödung.

Erst dann wird der Strafvollzug aufhören, eine Barbarei zu sein.

Pariser Presse von Simson Carasco

II.

Die Hyänen

Ehre wem Ehre gebührt! Beginnen wir mit den Männern, die die Organisation der französischen Presse geschaffen haben, mit den Hyänen der Presse, mit den Direktoren der großen pariser Zeitungen. Es wird dann leichter sein, die Lebensberechtigung des Konsortiums und das Funktionieren von Hachette und Havas zu erklären und zu verstehen.

Es ist nicht allzulange her, daß zur Zeit der ‚Lanterne' und des ‚Intransigeant' von Rochefort, der ‚Petite République' von Marcel Sembat, der ‚Aurore' von Clemenceau und dem ‚Oeuvre' von Gustave Téry, die Presse, die Frankreich repräsentierte, frei und unabhängig war und von Journalisten geleitet wurde. Diese Presse ist heute vollständig verschwunden. Der letzte Zeitungsdirektor, der auch wirklich Journalist war, Gustave Téry, ist voriges Jahr gestorben. Heute hat sich die Bestechlichkeit in der gesamten Presse ausgebreitet und jeder weiß, daß alle Zeitungen, große und kleine, von kleiner und großer Bestechung leben. Man weiß, daß hinter jeder Zeitung eine oder mehrere Banken stehen. Man weiß, daß die Herren der Presse verdächtige Individuen mit zweifelhafter Vergangenheit sind, die bloß aus Freude am Geschäftemachen zum Journalismus getrieben werden und die ihren Titel durch „Bluff und Erpressung" erreichen, um den Ausdruck eines Mannes zu benützen, der sich in Bluff und Erpressung gut auskennt des Herrn Mouthon, Direktors im ‚Journal'.

Da gibt es zum Beispiel Bunau-Varilla, der zuerst bei einem kleinen Winkelbankier angestellt war. Da kam die große Panamaaffäre; er wußte diesen Riesenskandal für sich auszunützen und gründete mit erpreßten und erschwindelten Panamageldern eine Zeitung. Er erreichte dieses Ziel, indem er Hunderte von kompromittierenden Dokumenten gegen zahlreiche Persönlichkeiten aus der Politik und Finanz sammelte, und noch bis heute hält er sich auf seinem Posten, indem er weiter Dokumente sammelt. Ein andrer, Camille Hymard, hat als Notar ganz offenkundig in einer fernen Kolonie riesige Summen unterschlagen und geht nur deshalb ungestraft aus, weil er gleichzeitig Agent im Polizeipräsidium ist. Ein dritter, Henri Dumay, war Reklamechef des Zirkus Barnum und kam durch alle möglichen trüben Geschäfte zu seinem Vermögen. Ein vierter, Sapère, war Boy in einem Kaffeehaus in Bordeaux, entging einigemal knapp dem Gefängnis, bis es ihm schließlich gelang, Besitzer fast aller pariser Kinos zu werden und „directeur général des services" eines großen pariser Boulevards-Blattes. Dies ist ein pompöser Titel, der nichts andres verbirgt als das Ressort, die „enge" Verbindung zwischen Administration und Redaktion herzustellen und die Kunst der Erpressung auszuüben. Schließlich gibt es einen Zeitungsdirektor, einen ehemaligen kleinen obskuren Zeitungsschreiber, der sein Vermögen durch einige große Bestechungen erworben hat und

nachdem er seinen Meister Bunau-Varilla öffentlich denunziert hatte, ärgere Schandtaten beging als jener. Es ist der oben genannte Herr Mouthon. Er ist entschieden der Schlaueste von allen. Man urteile nach einem einzigen Fall unter vielen:

Eines Abends, vor ungefähr anderthalb Jahren, erfährt Mouthon, daß ein großer Finanzskandal ausbrechen werde und daß man im Begriffe sei, einen bekannten pariser Finanzmann festzunehmen. Er kannte persönlich den Finanzier. Er weiß, daß er einen Bart trägt. Er läßt einen Artikel setzen, in welchem er ankündigt, daß man einen gewissen Finanzmann, der einen Bart hat, arretieren werde. Mit dem Bürstenabzug dieses Berichts schickt er einen seiner Vertrauensleute gegen Mitternacht zu einem andern großen Bankier, der ebenfalls einen Bart trägt. Herr Octave Homberg. Ganz offen wird ihm der Handel vorgeschlagen: eine Million sofort ausgezahlt (man spricht sogar von vier Millionen) oder der Artikel erscheint morgen früh! Es ist Mitternacht. In einer Stunde wird die Zeitung gedruckt. Man muß sich ohne Verzug entschließen. ... Wenn man Mitglied von fünfzig verschiedenen Aufsichtsräten ist und man nicht einmal alle Unternehmen kennt, die man leitet, kann man da wissen, ob nicht zwischen den vielen Geschäften auch ein verdächtiges ist? Der bärtige Finanzmann, der so überrumpelt wurde, ist eingeschüchtert und kann in so später Nachtstunde die Richtigkeit des Artikels nicht prüfen. Und so zahlt er die geforderte Summe. Am nächsten Tag erscheint der Artikel nicht. Doch einen Tag später künden alle Blätter die Festnahme des berühmten Hochstaplers Rochette an, eines andern Finanzmanns mit Bart.

Die zwei Affären Rochette im Jahre 1910 und 1927 waren für jenen Zeitungsdirektor herrliche Erwerbsquellen. Er wußte Nutzen aus ihnen zu ziehen, ebenso wie viele andre aus dem Panamaskandal Nutzen zogen. Im Jahre 1910 erpreßte er unter dem Vorwand, die Opfer von Rochette zu verteidigen, von diesen, ebenso wie von Rochette selbst, ein kleines Vermögen.

Man darf nicht glauben, daß die Linkspresse besser ist, als ihre Schwester, die Rechtspresse ...

Hier zum Beispiel ein Fall, wie ein Linksorgan gegründet wird. Die Affäre des ‚Quotidien' ist bekannt. Wir wollen vom ‚Paris-Matinal' des Eugène Merle sprechen, das vor zwei Jahren gegründet wurde und bald nach seinem Erscheinen auch wieder einging.

Um sein Blatt zu lanzieren, hatte Eugène Merle eine glänzende Idee: er gab jedem, der auf ein Jahr abonnierte, eine Prämie, das heißt eine Damen- und eine Herrenarmbanduhr. So gelang es ihm, fünfzehntausend Abonnenten zu erwerben. Doch es fiel Merle gar nicht ein, dem Uhrenfabrikanten für seine dreißigtausend Uhren zu zahlen, und dieser verklagte ihn natürlich. Auch ging ein großer Teil der Uhren nicht, und da sie mit Garantieschein geliefert worden waren, schickten sie die meisten Abonnenten zurück. Merle gab die zurückgeschickten Uhren einem kleinen Uhrmacher zum reparieren, der die Hälfte richtete und ablieferte. Merle bezahlte ihn auch nicht, und so behielt er die andre Hälfte der

Uhren zurück. Natürlich forderten die Abonnenten ihre Uhren zurück und begannen ein großes Geschrei. Die Zeitung ging trotz der Unterstützungen durch die Sowjetgesandtschaft, von der Merle durch Petroleumgeschichten Geld zu erpressen wußte, rasch ein. Und heute noch sind zahlreiche Uhrenprozesse vor den pariser Gerichten in Schwebe.

Man könnte einen ganzen Sack Geschichten über die pariser Zeitungen ausschütten. Wer daran zweifelt, höre, was ein hoher Funktionär einer wirtschaftlichen Organisation vor einer Parlamentskommission sagte, als er in flagranti entdeckt wurde, wie er die Presse bestechen wollte: „Man hat kürzlich vor Gericht behauptet, es gäbe zwei Arten von Presse; die ehrliche Presse und die andre. Ich will es nicht verhehlen, daß wir es leider mit der zweiten ebenso wie mit der erstern zu tun haben. Natürlich ist es schwer zu sagen, wo die eine Presse aufhört und die andre beginnt; sie durchdringen und vermengen sich. Diejenigen unsrer Gegner, die ich für aufrichtig und ehrlich halte, würden als erste erröten müssen, hätten sie eine Ahnung von den Schachergeschäften der Leiter und Agenten der Zeitungen, in denen sie schreiben. Sie ziehen Nutzen aus dem, was man jene Mitarbeiter sagen oder nicht sagen läßt."

Das Geständnis ist klar und brutal. Die gesamte pariser Presse verkauft ihre Freiheit Stück für Stück, en detail.

Die harmloseste Art der Erpressung, die ganz in die Alltagssitten übergegangen ist und über die niemand mehr staunt, die kein Journalist mehr unmoralisch findet, ist die sogenannte „chantage à la publicité", die Reklameerpressung. Alle großen Firmen haben ihr jährliches Reklamebudget und wissen genau, daß sie vor dem Plakatieren etcetera an die Zeitungsreklame denken müssen, wollen sie nicht verschiedenen unangenehmen Geschichten ausgesetzt werden. Dieses Budget richtig aufzuteilen, ist eine schwere Kunst. Manche Zeitungen haben einen gesunden Appetit, und wenn sie nicht gesättigt werden, so lassen sie es die betreffenden Firmen wissen, über die sie in den meisten Fällen kompromittierende Dokumente besitzen. Leistet die Firma Widerstand, so wird Kampf angesagt oder es wird gleich angegriffen, bis schließlich die Firma in ihrem eignen Interesse nachgeben muß.

Hier ein klassisches Beispiel von Reklameerpressung, das sich vergangenen Sommer ereignet hat: die Erneuerung des Monopols zur Ausnützung der Staatsdomäne von Vichy, dem weltbekannten Badeort, sollte vor dem Senat zur Sprache kommen. Und wie üblich, verteilte die Gesellschaft, die Vichy in Pacht hatte, an die Zeitungen ein spezielles Propagandabudget im Augenblick, wo diese Affäre öffentlich zur Sprache kommen sollte, um sich das Wohlwollen der Presse zu sichern. Das Schweigen der Presse war also gesichert. Doch die Gesellschaft von Vichy hatte den ‚Quotidien' vergessen. Als der ‚Quotidien' diese Unterlassung bemerkte, veröffentlichte er sofort einen Brief einer Gruppe seiner Leser, den natürlich der Direktor selbst verfaßt hatte und der mit vielen Anspielungen kleine Skandalaffären von Vichy andeutete. Doch Vichy

rührte sich nicht. Acht Tage vergingen. Da veröffentlichte der ‚Quotidien' einen Artikel, der schon etwas drohender und deutlicher war, genau drei Tage, bevor die Erneuerung der Pacht beschlossen werden sollte. Da verstand die Pachtgesellschaft, die ohnehin kein gutes Gewissen hatte, endlich die Gefahr und sandte dem ‚Quotidien' schleunigst ihren Reklameauftrag, der sofort erschien. Und nichts hörte man mehr vom Skandal der Bäder von Vichy.

Wir wiederholen, das sind klassische Beispiele für das Verfahren, das die Presse anwendet, um ihren Anzeigenteil zu füllen. Kein Tag vergeht, an dem nicht irgendeine Zeitung eine derartige Erpressung durchführt. Grade in den letzten Wochen bewegt eine ähnliche Propagandageschichte die pariser Blätter. Gegen die C.P.D.E., das heißt die „Compagnie parisienne de distribution éléctrique" (Elektrizitätswerke) hat sich eine wohlorganisierte Pressekampagne gebildet. Erst heute bemerken die Zeitungen, daß Paris schlecht beleuchtet ist und der Konsument bestohlen wird. Aber warum wendet sich plötzlich alles gegen die ‚Elektrizitätsgesellschaft? Sehr einfach! In diesem Jahr soll das Monopol der C.P.D.E. vor dem pariser Magistrat neu bestimmt werden, und da die Presse die mißliche Lage der Gesellschaft kennt, nützt sie das aus, um so viel wie möglich zu erpressen. Wegen einer Elektrizitätsstörung, die neulich in Paris sechs Stunden herrschte, erhob sich die gesamte Presse einstimmig gegen die Elektrizitätswerke und wiegelte das Publikum gegen sie auf. Die C.P.D.E. „schmierte" ausgiebig die Blätter, die sofort wieder schwiegen. Aber bald wird die Kampagne von neuem anheben, und die Gesellschaft wird wieder zahlen. Dies wird so weiter gehen, bis das Monopol abermals für sieben Jahre vergeben werden wird. Dann wird die Presse sieben Jahre über die C.P.D.E. schweigen. Aber bis dahin wird die Gesellschaft noch viel Geld hergeben müssen, das natürlich der Konsument bezahlen muß.

Übt die Presse ihre Erpressungen nicht an einer privaten oder öffentlichen Gesellschaft aus, so sucht sie sich ihre Opfer unter den ausländischen Botschaften und Gesandtschaften. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der ernste, feierliche ‚Temps' seine größten Geldquellen aus seiner Rubrik über ausländische Politik bezieht. Wieviele Millionen flossen in die pariser Presse in den Jahren 1918—1920, während der Verhandlungen über die Friedensverträge, die die verschiedenen Mächte zahlten. Wieviele Zeitungen beziehen regelmäßige Summen aus der Kasse der italienischen Gesandtschaft. Hatte nicht Rumänien unter Bratianu eine geheime Kasse für die Presse in Paris? Man weiß genau, daß die Tschechoslowakei mehr als eine Million Francs ausgegeben hat, um die Lobeshymnen zum zehnten Jahrestag ihrer Unabhängigkeit zu honorieren. Während des Aufstandes in Spanien zahlte die spanische Botschaft in Paris Unsummen an die Presse.

Auf diese Weise also bezieht die pariser Presse den größten Teil ihrer Einnahmen. Den restlichen Teil nimmt sie von wo anders und benützt zu diesem Zweck ein noch viel raffinierteres System.

Könige und Räuber von Essad-Bey

„Der Emir Chabibullah wurde erdolcht, worauf zuerst Assadullah und dann Amanullah den Thron bestieg. Assadullah wurde erdolcht, Amanullah wurde jedoch zuerst Malik, dann Padischah und zuletzt Dr. h. c., worauf der darüber empörte Räuber Basch-i-Sakao ihn verjagte. Den Thron bestieg Muis-es-Saltaneh Inajatullah, der aber von dem Räuber Chabibullah abgesetzt wurde. Chabibullah wurde Ghasi und bestieg den Thron. Inzwischen kam der Prinz Mohammed Omar und führte Krieg, auch die Königin Surajah bekam ein Kind, so daß die Zahl der Thronprätendenten beinah ins Unendliche stieg. Die Umstände wurden noch dadurch erschwert, daß der Räuber Basch-i-Sakao verlangte, man solle ihn zum Herzog und General ernennen."

So ungefähr wird etwa in hundert Jahren in afghanischen Schulbüchern über die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben stehen. Junge, endlich europäisierte oder immer noch nicht europäisierte Afghanen werden beim Lernen schwitzen, in der Klasse fehlen, oder sich ehrfurchtsvoll vor den Geistern der Vergangenheit verbeugen, je nach Parteizugehörigkeit oder Begabung.

Der orientalische Fürst unterscheidet sich von dem europäischen hauptsächlich dadurch, daß er nicht im gothaischen Almanach steht, weil sich nämlich die Setzer geweigert haben, seinen vollständigen Namen zu setzen. Alle andern Unterschiede sind von geringer Natur und hauptsächlich durch die Lokalfarbe bedingt. In Afghanistan und in seinen Nachbarländern Persien, Turkmenistan, Tadjikistan und Usbekistan gibt es Fürsten mit Land und Untertanen, Fürsten mit Land und ohne Untertanen (diese sind die Reichsten, weil sie niemand zu ernähren brauchen), Fürsten mit Untertanen und ohne Land und endlich Fürsten ohne Land und ohne Untertanen, welche entweder im Auslande nach einer reichen Amerikanerin schwärmen oder zuhause in einem Schuldgefängnis ihre Jugend verbringen. Außerdem gibt es noch Räuber, die auch Fürsten sind, den König als Vetter anreden, seine Töchter heiraten, gelegentlich geköpft oder auch zu Generalen befördert werden. Die Würde eines Räubers kann geerbt oder durch persönliche Verdienste erworben werden. Wenn die Räuber einen geregelten Haushalt geführt hätten, würde auf ihrer Haustür geschrieben stehen: „Räuber Chabibullah, Sprechstunden von 4—6 und nach dem Gebet", und die Korrespondenz müßte adressiert werden „An Herrn Räuber Y., Afghanistan, Gartenhaus". Leider führen aber die Räuber keinen geregelten Haushalt, sondern pflegen lediglich für kürzere Zeit nach der Hauptstadt zu kommen, um den Tribut einzuziehen und gegebenenfalls den König zu stürzen. Doch das sind sozusagen Räuber und Fürsten von Format, hohe Aristokratie, die oft bei den Engländern und Russen Gesandtschaften unterhält, Karawanen plündert und sich die Nase in in- und ausländischen Ordensbändern schneuzt. In den Hauptstädten wohnen ihre kleinen Nachahmer, Abschreiber, die Fürsten ohne Land, jedoch mit

Untertanen, die ernährt werden müssen. Denn niemandem im ganzen Orient wird es je einfallen, den Untertan eines fremden Fürsten zu ernähren, dazu ist ja der Fürst da. Der Fürst, der nun zehn Untertanen und keinen Groschen besitzt, siedelt gewöhnlich in die Hauptstadt über und stattet einem jeden größern Kaufmanne und Bankier einen Besuch ab. Er erscheint in den Bureauräumen, kommt zum Chef und macht ein trauriges Gesicht, manchmal schluchzt er. „Du tust mir leid," beginnt der Fürst, „und doch liebe ich Dich, mein Großvater war mit Deinem Großvater befreundet, ich kannte Dich noch als Kind, grade deshalb tust Du mir leid, denn ich weiß alles, Deine Feinde wollen Dich umbringen." Der nicht eingeweihte Kaufmann oder Bankier ist erschrocken, der eingeweihte ist nicht erschrocken, tut aber so. Seine Durchlaucht schluchzt noch einige Male, dann sagt sie pathetisch: „Ich will Dich retten, ich und mein Volk werden Dich beschützen, denn Du bist unser Freund, das wird uns ruinieren, aber was tut man alles eines Freundes wegen, decke nur ein Teil unsrer Ausgaben." Das Geschäft kommt zustande, und kommt es nicht zustande, wird der Kaufmann von dem freundlichen Fürsten zur Bestätigung seiner Warnung, getötet. Der Fürst geht dann durch die Stadt und jammert: „Ich habe es ja immer gesagt," Jeder Fürst mit Land und ohne Untertanen hat zehn bis fünfzehn solcher Kunden, beschützt die Bankiers, kassiert das Geld, ernährt damit seine Untertanen und spielt mit dem Rest eine Rolle in der hohen Politik.

Doch über den Adel, über die Fürsten, Grafen, Herzoge etcetera erhebt sich das gekrönte Haupt des alleinherrschenden Königs, der vom allergrößten Format ist, denn „in seinem Schoße ruht die Erde". Der König ist meistens ein freundlicher Herr, der von seinen Untertanen, Höflingen und Beamten ständig bestochen wird (im wahren Sinne des Wortes), sich mit der Beherrschung des Harems begnügt und auf alles Übrige pfeift. Die Bewohnerinnen des Harems sind Frauen und Töchter des Königs, von denen die Letztern gleichfalls oft seine Frauen sind. Söhne entstehen massenweise, hundert, zweihundert sind keine Seltenheiten, die ältern Söhne erhalten ihre Provinzen, wo sie regieren. Wenn der Tribut aus den Provinzen pünktlich eintrifft, so sind es gute Söhne, wenn der Tribut nicht eintrifft, sind es schlechte Söhne und müssen getötet werden. In den Provinzen sitzen noch Gouverneure und Generalgouverneure, die gleichfalls regieren; außerdem gehört die Provinz gar nicht dem Könige, sondern den einzelnen Fürsten und Räubern, die auch regieren, und zwar erfolgreicher als alle andern. Wenn das Land Krieg führt und später an England oder Rußland einen Tribut zahlen muß, so zahlen ihnen die Grenzprovinzen, der König selbst tut es nicht, da es ja keine Staatskasse, sondern nur persönliche Kassen des Königs gibt, und von der persönlichen Kasse trennt man sich bekanntlich nur ungern. Gewöhnlich wird der König von seinen Söhnen — Brüder hatte er ja nie — und Räubern umgebracht. Dann besteigt ein andrer Sohn den Thron, der sofort all seine Brüder hinrichtet. Die Gräber der Brüder umkreisen rührend das künftige Mausoleum des Herrschers.

So wurde der Orient seit Jahrtausenden regiert und verwaltet; alle waren zufrieden, sogar die Bevölkerung, denn jeder hatte einen Feudalen, der für ihn sorgte.

Und plötzlich drang in diese ruhigen, geordneten, geheiligten Verhältnisse ein Zufall ein, ein Zufall in der Gestalt Amanullahs, der sich zwar auch wie ein Räuber verhielt — das war das Befriedigende an ihm —, es allen andern jedoch untersagen wollte. Die Thronprätendenten wurden alle verjagt, die Fürsten eingesperrt, die Räuber nicht mehr zu Generalen befördert, der Harem hörte auf zu existieren, die Eunuchen wurden arbeitslos; der König beschloß sogar die Untertanen der Fürsten in seine Armee zu berufen und so das geheiligte Band zwischen Herren und Sklaven zu zerreißen. Da kam die Empörung. Es tobten die Thronanwärter, Halunken, Prinzen, Eunuchen, Priester, Edelleute, Schmarotzer, sogar Kameltreiber und Sklaven. Aus den Bergen und Wüsten, aus verborgenen Siedlungen und Festungen kamen die wilden Sippen, die nie einen andern Herrscher als ihre einheimische Dynastie gekannt haben. Der König, der im Grunde genommen nie König war, verschwand. Seine Untertanen, die im Grunde genommen nie seine Untertanen waren, bombardierten die Hauptstadt, taten fromm, zählten die künftige Beute, priesen die diversen Thronprätendenten und freuten sich, daß die alten herrlichen Zeiten, gegen die niemand was einzuwenden hat, endlich wieder hergestellt sind. Denn das, was jetzt in Afghanistan vorgeht, sind die gewöhnlichen Zustände eines guten orientalischen Landes.

Der neue Rundfunk-Intendant

von Frank Warschauer

Der Intendant der berliner Funkstunde, Doktor Hagemann, ist plötzlich versunken. Anders kann man diesen Vorgang nicht bezeichnen. Er stolperte über eine Privataffäre und verschwand. Es gab noch nicht einmal einen Skandal, das war das Verblüffendste. Und schon ist ein andrer Mann an seine Stelle gesetzt — Doktor Flesch, bisher Leiter des frankfurter Senders.

Was ist ein Funk-Intendant? Eine Attrappe? Eine Imitation von Bühnenwürden? Ein Kegelklubpräsident? Nein, das doch nicht. Sondern der Mann, dem, wie der Verschwundene es kürzlich unschön, aber wahr ausdrückte, „das geistige, künstlerische und gesellschaftliche Wohl der heutigen Menschheit mit in erster Linie in die Hand gegeben ist." In etwas andrer Formulierung: er entscheidet, ob einige Millionen Menschen langsam, aber hartnäckig vergiftet oder sauber, aber anständig ernährt werden. Er ist der oberste Leibkoch seiner Nation, Kämmerer und Mundschenk, der Herr über den gesamten Spiritualien-Keller und über die geheimen Giftläger. Auch hat er zu entscheiden, ob die seiner Hut anvertrauten Geschöpfe mit rapider Geschwindigkeit verdummen oder nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten an Geisteskräften zunehmen.

Noch anders ausgedrückt: Es hat vergleichsweise keinen Sinn, so viel über den Fall Jeßner zu reden. Dort handelt es

sich schließlich nur um ein Theater für die feinern Leute, wobei es noch nicht einmal feststeht, ob es feinere Leute sind. Hier im Rundfunk wird das Schicksal von Jedermann gespielt. Da sitzt Jedermann am Abend und läßt sich mehr oder weniger geduldig in die Ohren blasen, was der Funk-Intendant verordnet hat. Gewiß, er ist kein absoluter Herrscher, aber er gibt den Sendungen die Prägung.

Dazu also wurde, für den größten deutschen Sender, vor anderthalb Jahren Hagemann berufen. Bis dahin hatte er nur Opern- und Schauspielhäuser geleitet. Hier sollte er eine Welt neuer geistiger Formen gestalten, dazu die innere Organisation reformieren — begabte, unterscheidungsfähige Köpfe aussuchen, die Masse andrängender Mittelmäßigkeit abwehren, ein ganzes System der Siebung von Scheußlich und Brauchbar neu aufbauen. Dazu war er teils zu feinsinnig, teils nicht mehr jung genug. In frühern Jahren soll er den dafür notwendigen Radikalismus besessen haben.

Nun muß man sich nicht darüber täuschen, daß es eine gewaltige Aufgabe ist, das Gesamtprogramm eines Senders zu gestalten. Schon durch die Mannigfaltigkeit der in Frage kommenden Gebiete. Hier wird ein Überblick und eine formende Energie gefordert, wie sie überhaupt ganz selten sind. Dazu muß ein Funkintendant eine seltene Eigenschaft haben: die Fähigkeit, von vorn anzufangen. Denn es gibt ja für diesen ganzen Rundfunk keine Tradition, an die man anknüpfen könnte. Nur eine Praxis, die freilich schon ziemlich weit ausgebaut ist. Um an solcher Stelle zu wirken, muß man viel wissen, aber auch viel vergessen können. Ernst Hardt in Köln, Fritz Walter Bischoff in Breslau, Doktor Flesch in Frankfurt haben die Notwendigkeit dieser geistigen Haltung verstanden.

Hagemann dagegen war dazu nicht elastisch genug. Er suchte einen Weg und fand ihn wohl zuweilen in seinen Überlegungen, aber nicht in seiner Tätigkeit. Von Oscar Wilde, von dem Ästhetizismus der Jahrhundertwende, durch den er geprägt ist, bis zum Rundfunk ist es etwas weit.

Daß jener eigentümliche Provinztheater-Moderduft, der sich ausgerechnet an dieser Stelle der Weltwirkung festgesetzt hatte, während seiner Intendantenzeit immerhin bedeutend schwächer geworden ist, soll nicht geleugnet werden. Aber man spürte nicht die zentrale Kraft, die einem so neuen Institut das geistige Gesicht geben kann. In diesem Warenhaus der Kultur liegt noch immer alles durcheinander — die Ramschwaren sind im Vorhof aufgestapelt, daneben findet der große Klassikerausverkauf statt, im ersten Stock sind die Standbilder der jungen Künstlergeneration ausgestellt, jeder Besucher erhält ein Fläschchen europäischer Bildung in Rundfunkorginalpackung — und gesucht wird der Mann, der dieses Durcheinander so beherrscht und ordnet, daß in jedem Lager das zur Zeit beste vorhanden ist.

Wer den deutschen Rundfunk überblickt oder vielmehr überhört, der weiß auch, daß man in dieser Kunst an einigen Provinzsendern immerhin weiter gekommen ist als hier in Berlin.

Die Berufung von Doktor Flesch aus Frankfurt ist ein Zeichen dafür, daß man in der Reichsrundfunkgesellschaft entschlossen ist, einige der größten Mängel des Systems — über die ich hier vor einigen Monaten schrieb — zu beseitigen, und darüber hinaus die Einwände gegen die jetzt bestehende Form der Organisation durch eine vernünftige und weitsichtige Kulturpolitik zu entkräften. Wie weit das gelingt, muß abgewartet werden. Fest steht, daß hier mit der bisherigen Praxis des Experimentes an falscher Stelle gebrochen worden ist — man versucht es in Berlin nicht wieder mit einem Außenseiter, der sich erst monatelang „einarbeiten" muß, sondern holt einen Mann, der schon deutlich gezeigt hat, was er kann. Eine solche Verbindung der verschiedenen Sendestellen untereinander ist eigentlich selbstverständlich — aber bisher gab es das kaum.

Flesch ist ein junger Mensch — erst zweiunddreißig Jahre alt — und ein Mann der jungen Kunst. Er hat am Sender Frankfurt viel nicht nur für seinen Schwager Hindemith, sondern für neue Musik überhaupt getan.

Er erkannte zuerst und am klarsten, daß grade hierfür der Rundfunk der geeignetste Konzertsaal ist — weil im Einzelfall das finanzielle Risiko fortfällt, das sonst Konzerte dieser Art immer schwieriger macht. Wesentlich von ihm geht auch der weitere Vorstoß ins Gebiet bewußter Musikpolitik aus: durch die Funkgesellschaften regelmäßig Aufträge für Rundfunkmusik an Komponisten zu vergeben, ein zeitgemäßes Mäzenatentum, das der Anfang einer soziologisch neuen (zugleich alten) Stellung des schöpferischen Musikers ist. Wenn es sich hierbei um neue Musik im bisherigen Sinne handelt, so denkt Flesch doch auch weiter:

„Vielleicht", so schreibt er, „ist der Ausdruck ‚Musik' dafür gar nicht richtig. Vielleicht wird einmal aus der Eigenart der elektrischen Schwingungen, aus ihrem Umwandlungsprozeß in akustischen Wellen etwas Neues geschaffen, was wohl mit Tönen, aber nichts mit Musik zu tun hat; ebenso wie wir davon überzeugt sind, daß das Hörspiel weder Theaterstück, noch Novelle, noch Epos, noch Lyrik sein wird. Nur das hilft uns weiter, wenn wir schöpferische Kräfte eng mit uns verbinden, wenn wir ihnen einen Anreiz geben, ihre Produktivität mit den seltsamen Möglichkeiten elektrischer Wellenumwandlung künstlerisch in Einklang zu bringen."

In diesem Sinne hat Flesch auch den Dichter Ernst Glaeser zur Leitung seiner literarischen Abteilung berufen. Auch politisch ist der frankfurter Sender relativ frei: die Reihe „Gedanken zur Zeit", die ein Vorstoß gegen die verwaschene Neutralität ist, wurde dort 1927 begonnen und dann zusammen mit dem sehr lebendig geleiteten Bildungssender „Deutsche Welle — Königswusterhausen" fortgeführt. Auch sonst wird in Frankfurt sehr frisch diskutiert, so kürzlich mit Lampel über Fürsorgeerziehung.

Viele sind es nicht, die Kraft und Erkenntnis zur Sinngebung dieser neuen technischen Mittel haben. Aber Flesch ist einer von ihnen. Er sei mit Vertrauen gegrüßt.

Das Urteil im George Grosz-Prozeß

(II) E. 1. J. 152. 28 (15. 29)
39

Im Namen des Volkes.

In der Strafsache gegen

1. den Kunstmaler George Grosz in Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 201, geb. am 26. Juli 1893 in Berlin,
2. den Verleger Wieland Herzfeld in Charlottenburg, Kurfürstendamm 76, geb. am 11. April 1896 in Weggis (Schweiz),

wegen Gotteslästerung, Vergehen gegen das Preßgesetz, hat auf die von den Angeklagten und der Staatsanwaltschaft gegen das Urteil des Schöffengerichts Charlottenburg vom 20. Dezember 1928 eingelegte Berufung die II. große Strafkammer des Landgerichts III Berlin in der Sitzung vom 10. April 1929, an welcher teilgenommen haben:

Landgerichtsdirektor Siegert
als Vorsitzender,
Landgerichtsrat Lembcken,
Amts- und Landgerichtsrat Schneider
als beisitzende Richter,
Bankangestellter Albert Lucke,
Frau Emilie Monczinski
als Schöffen,
Erster Staatsanwalt Rombrecht
als Beamter der Staatsanwaltschaft,
Justizsekretär Abraham
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle,

für Recht erkannt:

Die Berufung der Staatsanwaltschaft wird verworfen. Auf die Berufung der Angeklagten wird das Urteil aufgehoben und es werden die Angeklagten freigesprochen. Die Kosten fallen der Staatskasse zur Last.

Gründe.

Der Kunstmaler George Grosz war beauftragt, zu dem bekannten dramatisierten und verfilmten Buch des tschechischen Schriftstellers Hašek vom Soldaten Schwejk Entwürfe für Bühnenprospekte herzustellen. Er fertigte etwa ungefähr 100 Zeichnungen an, die zum Teil im Film zur Vorführung gelangten. Aus diesen Zeichnungen stellte er im Verein mit seinem Verleger Wieland Herzfeld eine Mappe von 17 Zeichnungen mit dem Titel „Hintergrund" zusammen und brachte sie durch den Malik-Verlag in den Verkehr. Zu diesen Zeichnungen gehören die drei Zeichnungen Nummer 2, 9 und 10, derentwegen die Genannten aus §§ 166, 47, 41 StGB. und § 20 Abs. 1 des Reichspressegesetzes angeklagt sind. Der Angeklagte Wieland Herzfeld hat die Verantwortung für sämtliche im Malik-Verlage erscheinende Verlagswerke übernommen.

Die Mappe „Hintergrund" mit den 17 Blättern, darunter den drei fraglichen Bildern Nummer 2, 9 und 10, hat vorgelegen und ist allen Beteiligten bekannt geworden. Die Angeklagten haben sich als Hersteller bzw. als Verleger dieser Bilder bekannt.

Zur Beurteilung der Schuldfrage ist zunächst festzustellen, daß der Tatbestand der Gotteslästerung schon deswegen aus-

scheidet, weil nach § 166 StGB. hierzu beschimpfende Äußerungen vorliegen müssen, die nur mündliche oder schriftliche sein können, während bildliche Darstellungen nicht darunter fallen. Die unter den Bildern befindlichen Unterschriften, insbesondere die Unterschrift unter Bild Nummer 9 „Die Ausschüttung des Heiligen Geistes", kommen nach dieser Richtung hin nicht in Betracht, weil die Unterschriften ohne die bildlichen Darstellungen unverständlich sind und letztere den überragenden Wert darstellen, so daß die bildlichen Darstellungen allein für diese Frage in Betracht kämen. Die Anklage wirft den Angeklagten auch nur Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen, nämlich des Priestertums, des Predigtamts und der Christusverehrung vor; zur Beurteilung dieses Tatbestandes und der darauf bezüglichen Schuldfrage ist davon auszugehen: Was hat der Angeklagte Grosz gewollt?

Nach dem Gutachten des Reichskunstwarts Redslob ist Grosz ein Meister der graphischen Kunst und wird als solcher allgemein anerkannt; seine Eigenart ist die satirische Zeichnung.

Grosz selbst gibt zur Erklärung seiner Zeichnung Folgendes an:

Erfüllt von seinen eignen Erfahrungen als Kriegsteilnehmer und infolge seiner Einstellung als Kriegsgegner habe er die durch den Krieg und an seinen Folgen leidende Menschheit wachrütteln und auf das Unsinnige des Krieges hinweisen wollen. Insbesondere habe er auch die Stellungnahme der Kirche kennzeichnen wollen, soweit sie durch kriegshetzende Vertreter ihrer Lehre entgegen dem Kriegsgeist unterstützt habe. Die Unterschriften unter den einzelnen Bildern seien weiter nichts als eine Unterstreichung der satirischen Kraft und Eindringlichkeit der bildlichen Darstellungen. Eine Verletzung religiöser Gefühle oder eine Herabwürdigung kirchlicher Einrichtungen habe weder in seiner Absicht gelegen, noch sei er sich dessen bewußt gewesen. Ihm sei es nur auf die Kriegsbekämpfung angekommen.

Die drei hier in Frage kommenden Bilder Nummer 2, 9 und 10 erhalten erst ihren vollen und wahren Sinn, wenn sie in dem Zusammenhang betrachtet werden, in dem sie erschienen sind und der vom Künstler hierfür bestimmt ist. Der unbefangene Betrachter der Mappe „Hintergrund" wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß in der Tat der Künstler bei Herstellung der 17 Bilder von Gedanken erfüllt gewesen sein muß, wie er es selbst behauptet. Die grausame Behandlung Kriegsdienstverweigerer auf Blatt 7 und 8, der eine am Galgen hängende Person photographierende Offizier auf Blatt 11 mit der Unterschrift „Bitte recht freundlich", der „Frisch-fröhliche" Krieg auf Blatt 13, auf dem ein Soldat dem andern das Bajonett in den Leib rennt mit der Unterschrift „Mit Herz und Hand fürs Vaterland", der mit Flammenwerfer angreifende Tod auf Blatt 14 mit der Unterschrift: Bald wieder: „je grausamer, je humaner" und das ein Massengrab darstellende Blatt 16 mit der Unterschrift „Wofür" sind Beweis genug, daß es dem Künstler darauf ankam, die Leiden, die

Roheit und die Sinnlosigkeit des Krieges und Ähnliches darzutun. In den hierdurch geschaffenen Rahmen fügen sich die Darstellungen Nummer 2, 9 und 10 zwanglos ein, nur daß sie noch als neues Moment enthalten die Stellungnahme kriegshetzender Vertreter der Kirche. Blatt Nummer 2 zeigt die Kriegsmacht im Vordergrunde dargestellt durch je einen preußischen und österreichischen Offizier, geschützt durch die im Hintergrunde befindliche durch einen eine Paragraphenknute schwingenden Richter oder Staatsanwalt dargestellte Staatsmacht und unterstützt durch einen Prediger, der ein Kreuz auf der Nase balanciert hinter der aufgeschlagenen Bibel. Unterschrift: „Seid untertan der Obrigkeit". Nummer 9 stellt einen vor einer unaufmerksamen Menge predigenden Pastor auf der Kanzel dar, dessen Munde Gewehre, Kanonen und Granaten entströmen, während das auf der Kanzel befindliche Kruzifix ins Wanken gerät; auf der Kanzeldecke ist das übliche Lamm mit Kreuz in der Pfote abgebildet, der Kopf des Tieres ist nicht erkennbar und offenbar karikiert. Unterschrift: „Die Ausschüttung des heiligen Geistes". Auf Nummer 10 ist eine am Kreuz hängende abgemagerte Gestalt abgebildet nach Art der Christusfigur; vor dem Gesicht trägt die Figur eine Gasmaske und an den Füßen Soldatenstiefel; die Arme sind mit Stricken festgebunden, die linke Hand hält ein Kreuz; über dem Kopf befindet sich die bekannte Inschrift JNRI und ein Heiligenschein. Unterschrift: „Maul halten und weiter dienen".

Bei den Bildern 2 und 9 ist ohne Weiteres klar, daß der Künstler sich hiermit hat gegen die kriegshetzerischen Vertreter der Kirche wenden wollen, die die christliche Lehre von der Nächsten- und Feindesliebe in das Gegenteil verkehren und dies mit Jongleurkunst aus der Bibel zu beweisen suchen. Aber auch bei Bild Nummer 10 muß der Beschauer bei nur einigem Nachdenken erkennen, daß dieses Bild genau dasselbe sagen will, wie die Bilder 2 und 9, nur noch mit größerer Eindringlichkeit. Der Künstler hat zeigen wollen: So wenig Gasmaske und Soldatenstiefel zum Christusbild passen, genau so wenig paßt die Lehre der kriegshetzenden Vertreter der Kirche zur eigentlichen christlichen Lehre. Er will zeigen: Das habt Ihr, die Ihr den Krieg predigt, aus Christus gemacht; so sieht der Christus aus, in dessen Namen Ihr den Krieg unterstützt. Wenn der Künstler weit, sehr weit ging und selbst vor dem höchsten Symbol der christlichen Kirche, dem Kruzifix, nicht Halt machte, so beweist das nur, wie ernst es ihm mit dem Aufzeigen einer seiner Meinung nach falschen christlichen Lehre ist. Grade das höchste Symbol der Kirche erschien ihm geeignet, der Menschheit und der Kirche die Irrlehre ihrer Kriegshetzer sinnfällig und überzeugend darzutun. Daß die Absicht des Künstlers dahin ging, muß daher aus den Bildern selbst und ihrem Zusammenhang entnommen werden. Eine etwaige Nebenabsicht, Einrichtungen der Kirche herabzuwürdigen, ist nicht erkennbar. Wenn Grosz zeigt, wie durch kriegshetzerische Kirchenvertreter die christliche Lehre ins Gegenteil verkehrt und dadurch herabgewürdigt werde, so zeigt er damit noch längst nicht, daß er selbst dies tun will. Er würde

dann dasselbe wollen, was er bei Anderen tadelt. Ein solcher gewaltsamer Schluß ist bei der Sachlage durch Nichts gerechtfertigt. Wenn Grosz das Kruzifix hätte herabwürdigen wollen, hätten ihm ganz andre Mittel zur Verfügung gestanden. Hätte er der Kreuzesgestalt statt der Dornenkrone eine Narrenkappe aufgesetzt, wäre seine Herabwürdigungsabsicht ohne Weiteres erkennbar gewesen. Die Zusammenstellung aber mit Kriegsemblemen verrät ohne Weiteres besonders im Zusammenhang mit den andern Bildern, daß Grosz von einer andern Absicht als der Herabwürdigung geleitet war. Es mag sein, daß es Grosz nicht so sehr auf eine Besserung kirchlicher Einrichtungen ankam, als auf die Erreichung seines Zwecks, nämlich die kirchliche Unterstützung des Kriegsgedankens zu unterbinden, um damit seiner Sache der Kriegsverneinung zu dienen. Dieser beabsichtigte Zweck muß aber nicht notwendig zur Folge haben, daß die gewählten Mittel etwas Andres darstellen als eine Geißelung kirchlicher Auswüchse. Nicht die Gesamteinrichtungen der Kirche hat Grosz treffen wollen, sondern nur die Auswüchse, die ihm bei der Propagierung des Gedankens der Kriegsverneinung hinderlich erschienen. Darauf deuten auch die Unterschriften hin auf Bild Nummer 2 „Seid untertan der Obrigkeit" und Bild Nummer 10 „Maul halten und weiter dienen", welche ohne Weiteres erkennen lassen, daß er sich gegen den Zwang zum Kriegsdienst wenden will. Nur die Unterschrift unter Bild Nummer 9 „Die Ausschüttung des heiligen Geistes" enthält eine Bezugnahme auf die christliche Lehre; auch sie kann in Verbindung mit der bildlichen Darstellung nicht anders gedeutet werden, als daß die satirische Darstellung des kriegshetzenden Predigers unterstrichen werden soll.

Zur Feststellung des objektiven Tatbestandes bedarf es des Nachweises, daß die fraglichen drei Bilder an sich geeignet sind, eine Kundgabe von Mißachtung und Geringschätzung der kirchlichen Einrichtungen des Predigtamtes, des Priestertums und der Christusverehrung erkennen zu lassen. Daß die genannten Einrichtungen solche im Sinne des § 166 StGB. sind, ist anerkannten Rechtes. Nun würde man dem Künstler großes Unrecht tun, wenn man die Bilder einzeln und womöglich in nicht künstlerischer Reproduktion betrachten würde. Die 17 Bilder gehören zusammen, sind in einer Mappe vereinigt und so in den Handel gebracht. Der Künstler kann also verlangen, daß auch so mit seinen Bildern verfahren wird. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß einzelne Blätter verkauft sind und Anstoß erregt haben. Was zusammengehört, muß auch zusammen bleiben; denn sonst könnte es jemand einfallen, aus einzelnen Bildern Teile herauszunehmen, die für sich betrachtet einen ganz andern Sinn gäben und dem Künstler Absichten unterzuschieben geeignet sind, die er nicht gehabt hat. Jeder Betrachter der Mappe „Hintergrund", sofern er sich freimacht von Vorurteilen, die in der Persönlichkeit des Künstlers und der Eigenart seines Schaffens gefunden werden könnten, wird die Absicht des Künstlers erkennen müssen. Grade Bilder der vorliegenden Art können ohne Nachdenken überhaupt nicht verstanden werden. Dies liegt in der Eigenart der Satire und

der bildlichen Tendenzdarstellung. Die Sprache der Bilder ist aber so einseitig und eindringlich, daß auch das geringste Nachdenken schon die Absicht des Künstlers erkennen läßt, die dahin geht und nur dahin geht, den Kriegsgedanken zu bekämpfen und Auswüchse der Kirche zu geißeln, soweit sie den Kriegsgedanken betreffen. Allgemein wird man daher sagen müssen, daß die meisten Menschen den Künstler begreifen und sich deshalb in ihren religiösen Empfindungen nicht verletzt fühlen werden. Gewiß werden viele Menschen die Bilder als geschmacklos bezeichnen und meinen, daß der Künstler besser getan hätte, kirchliche Einrichtungen nicht in den Kreis seiner Darstellungen zu ziehen. Das hat aber mit einer Verletzung religiöser Empfindungen nichts zu tun. Besonders leicht wird das Verständnis der Groszschen Bilder den vielen Hunderttausenden werden, die die furchtbaren Geschehnisse des Krieges selbst erfahren haben und die sich mit ihm eins fühlen in dem Gedanken der Kriegsbekämpfung.

Weiter lassen sich auch Menschen denken, welche die Bilder richtig verstehen, sich aber trotzdem in ihren religiösen Gefühlen verletzt glauben. Diesen Menschen wird man vorhalten müssen, daß die kirchlichen Einrichtungen zwar vor Kundgebungen grober Mißachtungen geschützt, dadurch aber nicht der Kritik, auch der bildlichen, entzogen sind. Wie sich alle Übrigen an die durch die Zeit bedingte besondere Schärfe der Kritik gewöhnen müssen, müssen auch die Anhänger einer Religionsgemeinschaft dem Rechnung tragen. Die Schutzbedürftigkeit kirchlicher Einrichtungen im Sinne des § 166 StGB. wird sich daher auf besondere Fälle beschränken müssen, in denen die Roheit der Form oder Roheit in der Gesinnung des sich Äußernden unabweislich sind. Dies ist aber vorliegend nicht der Fall. Schließlich wird es Menschen geben, die in den Sinn der Groszschen Bilder nicht einzudringen vermögen und nur das Äußere auf sich wirken lassen. Wenn gleichwohl solchen Menschen die Kunst nicht vorenthalten werden soll, so kann doch unmöglich ihre Ansicht die Grenze der Kunstausübung darstellen, wenn anders nicht die Kunst in eine Zwangsjacke hineingeraten soll, in die sie nicht hineingehört. Dann wäre es der Kunst unmöglich, ihre kulturelle Mission am Volke zu erfüllen. Dazu gehört, daß sie wegbereitend vorangeht und gewohnte Bahnen verläßt. Deshalb kommt es immer wieder vor, daß ein Künstler oder eine ganze Kunstrichtung erst nach Jahren verstanden und richtig gewürdigt wird.

Aber selbst wenn man nicht so weit gehen will und eine objektive Verletzung kirchlicher Einrichtungen durch die Bilder Nummer 2, 9 und 10 als gegeben ansieht, ist weiter zu untersuchen, ob der Künstler damit gerechnet und somit den Vorsatz dazu gehabt hat. Wie eingangs dargelegt ist, war die Absicht des Künstlers bei Herstellung der Zeichnungen einzig und allein auf die Kriegsbekämpfung und im Zusammenhange damit auf Geißelung der Auswüchse der Kirche in Gestalt kriegshetzender Vertreter gerichtet. Dadurch hat sich Grosz zum Sprecher der vielen Millionen gemacht, die den Krieg abschaffen wollen; er erhebt damit eine ethische Forderung größ-

ten Ausmaßes. Seinen Bildern haftet unverkennbar der Eifer an, mit dem er seinen Zweck der Kriegsbekämpfung verfolgt. Daß er hierneben noch das Bewußtsein gehabt haben könnte, seine Bilder drückten Mißachtung kirchlicher Einrichtungen aus und noch dazu in roher verletzender Form, oder daß er eine rohe Gesinnung dadurch zum Ausdruck bringen wollte, ist durch Nichts erkennbar. Die Satire und die Eigenart des Künstlers rechtfertigen vollauf die derbe Art der Darstellung. Die Annahme, daß seine Bilder nicht oder gar falsch verstanden werden könnten, lag ihm, der sein Streben so offen kundgab, völlig fern. Mag Grosz, wie frühere Fälle zeigen, schon wiederholt die der Kunst zu ziehende Grenze überschritten haben, in diesem Falle ist eine absichtliche oder auch nur bewußte Verletzung geschützter Rechte im Sinne des § 166 StGB. nicht nachzuweisen. Dasselbe gilt für den Mitangeklagten Wieland Herzfeld, dessen Mittäterschaft aus denselben Gründen entfällt wie die Täterschaft des Angeklagten Grosz.

Die die Angeklagten wegen des Bildes Nummer 10 verurteilende Entscheidung des Schöffengerichts war daher aufzuheben und die weitere Verurteilung wegen der Bilder Nummer 2 und 9 fördernde Berufung der Staatsanwaltschaft zu verwerfen, die Angeklagten waren freizusprechen.

Die Kostenentscheidung beruht auf § 467 StPO.

gez. Siegert. Lembcken. Schneider.

Mittagstisch für geistige Arbeiter

von Otto Rombach

Demnächst erscheint im Merlin-Verlag, Baden-Baden, von Otto Rombach ein Roman: „Es gärt in Deutschland" aus dem wir hier eine Probe geben.

Nach einiger Zeit, als Johannes Hennemann und Paul Dienethal vor einem Bäckerladen stehenblieben, sagte Johannes Hennemann: „Wir sind auf dem Wege zur Speisehalle, und wenn Sie nicht genügend Geld haben, werde ich meine Portion mit Ihnen teilen."

„Ich habe zwei Mark."

„Dann sind Sie reich. Sie werden hernach keinen treffen, der noch zwei Mark hat, der also eine Mark für morgen retten kann. Sagen Sie niemand, daß Sie noch zwei Mark haben. Geld ist Gefahr."

Es sollte Humor sein, als Johannes Hennemann einige Groschen auf dem flachen Handteller aufzählte: „Hier, fünfunddreißig Pfennig kostet das Essen ohne Fleisch, aber sechzig mit Fleisch. Esse ich heute mit Fleisch, so kann ich wahrscheinlich morgen die Grütze nicht erschwingen; esse ich aber heute Grütze, so reicht es auch morgen. So will es das Leben, und ein Vegetarier könnte sagen: Gut, auf diese Weise bekommen wir Zuwachs. — Aber wissen Sie: Ich bin trotzdem ein Fleischfresser. Ein Happen Fleisch kann über zwei Tage hinhalten,

eine Grütze dagegen ist nach zwei Stunden wieder Wasser. Die Rechnung hebt sich auf." —

„Essen Sie mit Fleisch?" fragte er, nachdem sie sich an einen Ecktisch der Speisehalle gesetzt hatten.

Paul Dienethal bestellte: „Zweimal mit Fleisch."

Johannes Hennemann brachte darauf die Speisekarte heran, die aus einer Schiefertafel bestand, und sagte: „Es gibt noch Rote Rüben zum Nachtisch. Wollen wir? Sie haben ja noch zwei Mark. Ich esse Rote Rüben sehr, sehr gerne. Nicht wahr?" Er lächelte. Paul Dienethal sagte: „Mit dem größten Vergnügen."

Da kam schon die rötliche Grützensuppe.

Paul Dienethal kannte die Speisehalle noch nicht.

Sie lag in der Altstadt und figurierte unter der Bezeichnung: „Mittagstisch für geistige Arbeiter". Sie stellte eine jener primitiven Eßgelegenheiten dar, wo nicht nur Künstler, sondern auch Studenten und Werkstudenten, Mitläufer der Künste, alleinstehende Mädchen mittlerer Jahre, Junglehrerinnen, Kommis, Buchhändler, abgebaute Beamte und dergleichen Menschen ihr frugales Essen zu sich nahmen.

Johannes Hennemann wurde Paul Dienethal ein eifriger Erklärer, der fast alles kannte. Da war ein Modelleur, der seinen Teller auf der Hand balancieren ließ und unterdessen daraus löffelte. Da war ein fortgeschrittener Schauspieleleve, der ab und zu in kleinen Rollen beschäftigt wurde, der sich nun hier als Bonvivant oder in andern Stimmungen als der Philosoph aufspielte. Er fraß mit einem schmatzenden Heißhunger, als wollte er die Dürftigkeit seines Bauchsacks bis zum Stampfen anfüllen. Er ist derjenige, der immer drei Teller Suppe nacheinander verlangt, weil, wenn es Suppe als ersten Gang gibt, noch jeder einen zweiten oder dritten Teller nachfordern kann. Und um sich zu beeilen, schlingt er in einer unmäßigen Hast die Suppe hinunter und schiebt den Teller an den Tischrand, den Löffel schief auflegend. Dann weiß das Mädchen, daß es nachfüllen soll. Er lächelt dankbar.

Sie machen es alle so. Auch Johannes Hennemann rückte den Teller wie unabsichtlich an den Tischrand und aß dann weiter, als wäre er nicht unterbrochen worden. Aber nach dem Essen, als er rauchte, brach er das Schweigen.

„Man kennt uns alle nicht", sagte er und blickte sich um. „Dieser Graphiker dort, der wie ein Sportsmann aussieht in seinen englischen Buchtenhosen, ist aufgewachsen in einer ersten Familie. — Er kann etwas. — Aber die Tränke ist uns allen gesperrt. Wir alle müssen an den Trog der Barmherzigkeit, an dem unser Mittagessen mit einem etatsmäßigen, großmütigen Defizit bereitet wird. Oder der Heldenvater am linken Tisch, dem unterm Serviskäppchen ein grauer Haarschopf hervordrängt, der einen Attinghausen, um ein Schulbeispiel zu nennen, mit einer Größe gestaltete, daß ich dreimal hinlief und immer wieder ergriffen war, sehen Sie doch diesen Greis, mit welcher seelischen Größe er nunmehr sein Schicksal erträgt.

Oder jener Bauernknecht, der seinem Hof entlaufen ist, weil er das Löffelschnitzen am winterlichen Ofen über hatte und nun ein hungriger Bohemien geworden ist. Sehen Sie diesen Maler, den ich noch dieser Tage eine Plakatsäule anstreichen sah — Arbeit schändet nicht — oder diesen Musiker, der anstatt seine teuflischen Kadenzen üben zu können, auf Tanzfesten übelster Sorte den Hohenfriedberger oder den Fridericus Rex, einen Niggersong oder einen Schlager gemeinster Art aufspielen muß! Sehen Sie nur! Sie sitzen da wie die Schwalben auf den Drähten, bevor es Herbst wird. Sie zwitschern noch einmal, ehe sie aus der Welt auswandern. — Und nun frage ich: Sind das nicht alles Kräfte, die unserm Volk verlorengehen und unsere Kultur verringern, weil man sich ihrer nicht annehmen will? Haben unsere Vorväter uns deshalb aufgeholfen, damit das zwanzigste Jahrhundert den Samen ersticke? Ich frage ferner: Was soll die neue Zeit werden, die aus dem Schuljungen ein Genie erwecken will, einen werkfähigen und vor allem produktiven Menschen, wenn für die Kunst kein Geld im Umlauf ist? Was hilft die Reform an der Basis, wenn man den Sockel verwittern läßt? — Hier, in der Speisehalle, laufen sie alle herum, die Säulenträger, die Stützen des Kulturdaches, — und haben Hunger im Bauch! Hunger! Und niemand hilft uns!? Ich frage: Warum wird uns nicht geholfen?"

Das sterbende Frankfurt von Mario Mohr

Kritische und vorsichtige Menschen bleiben manchmal mitten im brandenden Verkehr Berlins, mitten im Trubel der arbeitdurchzitterten Stadt stehen und fragen sich nachdenklich, ob denn dieses Tempo nicht übertrieben sei, ob diese steilansteigende Kurve der Entwicklung gesund, das Fundament dieser Entwicklung stark genug sei und ob nicht einmal irgendwann dieser rasende Aufbau zusammenstürzen müsse.

Der Haushalt der Natur kennt keine Gewinne und keine Verluste. Die Konten des Entstehens und des Vergehens heben sich auf. Nichts geht verloren. Aber es wird auch nicht Etwas aus Nichts.

Woher nimmt Berlin die Energien, die sich über diesen paar Quadratkilometern märkischen Sandes so orgiastisch austoben? Wo, muß man fragen, werden diese Energien frei? Berlin im Licht! Wo ist es dunkel? Diese Stadt ist eine Orgie des Lebens? Ja. Aber wo ist das große Sterben?

*

Das große Sterben ist in der gesamten deutschen Provinz. Die Energien Berlins kommen dorther. In dem Maße, in dem Berlin sich entwickelt, stirbt die deutsche Provinz. Stirbt nun schon seit einer halben Generation, seit den fünfzehn Jahren von 1914 an, in denen sich einer der wichtigsten Generationswechsel vollzogen hat. Ein Zustand, der französischen Verhältnissen zustrebt.

In Frankreich gab es von jeher nur eine Stadt, die in Betracht kam, gleichviel unter welchem Blickwinkel. Deutschland, bedingt durch andre politische Verhältnisse, hatte eine Fülle der verschiedensten Kulturzentren, die durch innere Stabilität und äußere Begünstigung sich über das Mittelalter hinaus, das sie doch eigentlich repräsentierten, bis in unsre Tage erhielten. Der Krieg, seine Begleiterscheinungen und seine Folgen zerstörte das. Sehen wir ab von Hamburg, das als internationaler Hafen immer Bedeutung haben wird, sehen wir ab von dem einzigartigen Phänomen des Ruhrgebietes — beides Fragen, die mit Provinz nichts zu tun haben — so ist die deutsche Provinz, München, Frankfurt, Dresden, Leipzig e tutti quanti, gestorben.

Fahren Sie beispielsweise einmal nach Frankfurt am Main. Sie kommen in eine tote Stadt. Wie starb Frankfurt? Wie die andre Provinz auch. So:

Es gab bis zum Kriege in Frankfurt am Main eine große Zahl wohlhabender Geschäfte, Banken, Firmen, deren Inhaber, gute, alteingesessene frankfurter Bürger, die „keinen Preußen leiden können", stolz darauf waren, noch nie in ihrem Leben in Berlin gewesen zu sein. Wozu auch?

Mit dem Kriege kam für fast alle Unternehmen die Notwendigkeit direkter Verbindung mit der Regierung. Man brauchte Einfuhrbewilligungen, Ausfuhrbewilligungen, Pässe, Entscheide, Bewilligungen aller Art, man bekam schließlich Kriegslieferungen oder mühte sich doch darum, man mußte mit den obersten Behörden verhandeln. Und zum ersten Male setzte sich der alte frankfurter Herr auf die Bahn und fuhr in das verhaßte Berlin. Er fuhr bald zum zweiten, dritten, vierten Male, er richtete schließlich eine kleine Filiale in Berlin ein, die ihm laufend alles erledigte, und er fuhr nur in den dringendsten, wichtigsten Fällen selbst herüber.

Dann kam die Revolution und die Inflation, und man war froh, die kleine Filiale zu haben, die an der Quelle saß und alles früher wußte und schneller operieren konnte als man selbst; ohne sie wäre man oft erledigt gewesen.

Die Söhne wuchsen heran, kamen aus dem Feld zurück und suchten Beschäftigung. Die Väter brauchten verläßliche Menschen für ihre immer wichtiger werdenden Filialen. Die junge Generation war berlinfroh und fuhr gerne.

Heute sind diese berliner Filialen die eigentlichen Geschäfte geworden. Die Söhne leiten und beherrschen sie. Die Väter, alt und gemächlich geworden, sitzen in Frankfurt in den Stammhäusern wie auf einem stillen Altenteil. Das Geschäft, nach Bilanzen und nicht nach Traditionen fragend, hat die hauptstädtische Flagge gehißt.

Manche der ausgewanderten Söhne heirateten in Berlin, viele fuhren nach Frankfurt und holten sich von dort ihre Frauen. So wanderte auch die weibliche Jugend aus. Wer nicht durch väterliches Geschäft nach Berlin kam, aber etwas Vermögen oder entsprechenden Leichtsinn hatte, um sich eine

Existenz zu gründen, der maß die Chancen ab, und wieder war Berlin ungleich günstiger. Es bot Möglichkeiten verschiedenster Art. So blieb in Frankfurt nur der Teil der Jugend, der sich das Übersiedeln nicht leisten konnte oder der nicht Energien und Leichtsinn genug hatte, Brücken abzubrechen und ins Bodenlose zu bauen.

Wenn man von Berlin aus wieder einmal nach Frankfurt kommt, dann fällt zuallererst auf, daß man auf der Straße, in den Geschäften, in den Lokalen, überall viel mehr ältere, denn junge Menschen sieht. Hier herrscht noch die vorige Generation. Und sie herrscht bedingungslos.

Nacht- und Tagleben richtet sich nach den Bedingungen und Wünschen alter Herrschaften. Die Jugend sitzt in den Cafés, schimpft und spürt melancholisch, wie ihr so langsam das Rückenmark schwindet. Wer kann, lebt außerhalb. Man trifft in der ganzen Welt Frankfurter. Wenn sie in Frankfurt sind, schlafen sie. Wo sich etwas Leben regt, strebt es nach außerhalb. Der Frankfurter großen Stils fährt nach Paris, um sich auszutollen und Einkäufe zu machen, er fährt nach Berlin, um ins Theater und auf Bälle zu gehen. Er fährt nach Frankfurt nur, wenn er Schlafbedürfnis hat. Der Frankfurter mittlern Stiles fährt nach Wiesbaden ins Kabarett, nach Heidelberg zum Mittagessen, nach Homburg zum Kaffeetrinken, und wenn er einmal vergnügt tanzen will, dann geht er in die Hupfeldiele nach Nauheim. Nur wer nicht anders kann, bleibt in der Stadt, die langsam mordet.

„Aber Frankfurt ist doch eine reiche Stadt?" Gewiß und auch heute noch. Aber frankfurter Geld wird in der ganzen Welt ausgegeben, nur in Frankfurt nicht.

Die beste Geschäftsstraße in Frankfurt ist die Bockenheimer Gasse, die „Fress-gaß", in der nur Lebensmittelgeschäfte sind. Sonst ist dort nichts mehr zu verdienen.

Die Straßen sind leer. Vergnügungslokale gibt es überhaupt kaum mehr außer ein paar sehr spärlichen Ansätzen. Die Kabaretts sind eingegangen. Eine kleine Baar, die nett und gemütlich ist, alles in der Halbmillionenstadt. Der Bürger geht seiner Arbeit geruhsam und gemächlich nach. Geht einmal ins Kino, vielleicht ins Theater, die Oper. Cafés können noch leben.

Und alles schaut gemächlich zu, wie alles so langsam stirbt.

Aber es gibt nicht mehr viel zum Sterben. Das meiste ist schon tot. Und wenn man die Berichte der Reden der Stadtverordneten liest, dann meint man in einer Sammlung verbrämter Leichenreden zu blättern.

Frankfurt war eine schöne, eine herrliche Stadt, es ließ sich in ihr leben und arbeiten. Wenn man heute in den Hauptbahnhof einfährt, umweht es einen wie Grabesluft. Man fährt in einen Sarkophag, der voll ist voll lieber, alter Erinnerungen an einstiges Leben. Einstiges. Man fährt in eine tote Stadt.

Linsen-Gericht von Rudolf Arnheim

Photographien sind nicht sklavische Abbilder des Objekts. Souverän, subjektiv, individuell wie die Linse des menschlichen Auges sieht auch die der Kamera. Die Photographienausstellung der berliner Galerie Nierendorf zeigt mehr Fülle und Vielfältigkeit, mehr Persönlichkeiten als die meisten Bilderausstellungen. Man gehe in die berliner Sezession (die heute ihren Namen deshalb trägt, weil die Beschauer, nicht die Künstler sich sezernieren): abgenutzte Motive, abgenutzte Augen, routinierte Hände, die Reinemachefrauen wischen Staub, und da haben sie kräftig zu tun. Bei den Photographen aber an jeder Wand überraschende Neuigkeiten, soviel Köpfe, soviel Meinungen, Übermut, Spielerei, ernste Bemühung — ein Festmahl fürs Auge! Skrupellos und wagemutig wie alle Entdecker streifen die Leute mit dem schwarzen Kasten durch ein neues Land, manches glückt, vieles geht daneben, und wo sie's packen, da ist's interessant.

Da sind einige, die haben die Wirklichkeit entdeckt. Eine raffinierte Technik gehört dazu, daß ein Stück Natur auf der Photographie das Korn seiner Oberfläche sprechen läßt, daß Tomaten ihr pralles Schwellen zeigen, daß ein Bündel Wolle sich weich und fasrig, ein Lederhandschuh sich rauh anfühlt. Photos wie die von E. O. Hoppé-London wirken gleichgültig, weil sie die Härte einer Eisenkonstruktion mit derselben schummrigen Palette malen wie die Wange eines Mädchens. Wir schmecken da den Stoff nicht. Aber so wie die Leistung eines Tierstimmen-Imitators in Erstaunen setzt, obwohl an einer Tierstimme sonst nichts Erstaunliches ist, so rieselt uns der Schauer eines angenehmen Entsetzens über den Rücken, wenn aus dem belichteten Papier der Elfenbeinglanz von Dominosteinen oder das runzlige Greisenholz von Walnüssen leibhaftig hervorspringt, und beim Anblick einer simplen Tabakspfeife, aus deren Kopf die Asche krümelt, geraten wir in Entzücken. Allerdings ist das ein ephemeres Vergnügen: noch ein paar Jahre, und diese gruslige Panoptikumskunst wird zur Selbstverständlichkeit geworden sein.

Die eigentlichen Werte der Photographie liegen nicht da, wo einer in verständlicher Entdeckerfreude blindlings die Gegenstände seiner Umgebung, vom Kleingeld bis zu den Augenbrauen der Geliebten, abbildet, nur um sie noch einmal zu schaffen. Das krasse Gegenteil dazu sind Arbeiten wie die von Man Ray-Paris. Man Ray arbeitet ohne Kamera; auf lichtempfindlichem Papier fängt er Schatten auf, Gabeln, Nadeln, Spiralen, Hände schwimmen in blassen Konturen durcheinander — es ist ein Photographieren für den Tastsinn: hart und flockig, fettig und glatt, blank und mager fassen sich diese gespenstischen Abbilder an, es sind die Geister abgeschiednen Hausrats. Und was hier ein raffinierter Aesthet ertiftelt, das liefern die medizinischen Röntgenbilder gratis als ungewollte Abfallprodukte: die samtige Schwärze eines menschlichen Darms vor den silbrigen Schatten der Wirbelsäule, die zierlichen Knochen eines Embryos, an die flotten Pinselstriche einer

chinesischen Tuschzeichnung erinnernd. Scharfe Konturen und sanftes Zerfließen, Terborch-Sinfonien in Grau, sauber serviert unter dem appetitlichen Lack der photographischen Schicht, wie die mit buntem Fleisch gefüllten Glasformen in den Schaufenstern der Delikatessengeschäfte.

Sehr weit kann sich die Photographie von der Wirklichkeit entfernen, aber am schönsten, den Gefilden der Kunst am nächsten ist sie, wo sie deutend und formend Gegenstände abbildet. Albert Renger-Patzsch ist in der Ausstellung ungenügend vertreten. Der junge begabte berliner Photograph Otto Umbehr (Umbo) dekoriert seine Bilder mit kräftigen Schwarz-Weiß-Flächen; er gestattet sich manchmal, der Bildwirkung zuliebe den Charakter des Objekts zu zerstören, übergießt ein Mädchengesicht mit einem kreidigen Weiß, das alle Innenschatten ausätzt bis auf die unheimlich herausprallende Schwärze des Mundes und der Augen — keine porträtierte Privatperson mehr, sondern ein bleiches, nasenloses Weibstier, wie von Edvard Munch erfunden. Oder seine Kamera schaut von oben hinein in den Kessel eines Zimmers, da sitzt, vom Blumenmuster des Teppichs eingeengt, eine einsame Frau im Lehnstuhl; man sieht ihrem Gesicht an, daß der Photograph eingefangen hat, was sie drückt: — die Bedrängnis der Mauern! Stone-Berlin sucht durch extreme Vergrößerung Banalitäten beträchtlich zu machen. Die Pflanzenphotos von Bloßfeldt sind keine ungeteilte Freude: Pflanzen sind da als Ornamente gesehen, das Leben ist ihnen ausgetrieben — man bekommt, durch Schuld des Photographen, das Gefühl, als ob die Pflanzenwelt, genau besehen, im Jugendstil entworfen sei. Drei Hurrahs: das erste für E. Atget, der vor dreißig Jahren in Paris ein Konfektionsschaufenster aufnahm, in dem Häuserfronten die Wachsgesichter der Modellpuppen überspiegeln; das zweite für die Photomontagen der frankfurter Geschwister Leistikow, deren Bucheinbände an Reichtum der Mittel und an Formgefühl den (in der Ausstellung leider gar nicht vertretenen) John Heartfield noch übertreffen; das dritte für Hedda Walters kreischende Tierphotos, bei deren Anblick man in den Taschen nach Zucker sucht.

Eine Film-Idee von Walther Victor

Dieser Film ist noch nicht gedreht. Es wird auch einige Schwierigkeiten machen, ihn zu drehen. Man sollte sie nicht scheuen.

Das Drehbuch ist vorhanden. Autoren: Justiz und Strafvollzug. Hauptrollen: Staatsanwalt, Scharfrichter, zum Tode Verurteilter. Requisiten u. a.: ein Richtblock, ein Beil.

Dieser Film hat zum Gegenstand die nächste Hinrichtung. Die entscheidenden Szenen sind mit Zeitlupe aufzunehmen.

Der Besuch der Aufführungen ist für Minister, Abgeordnete, Justizpersonen, Vertreter der juristischen Fakultäten und Journalisten obligatorisch. Die Mitglieder des Strafrechtsausschusses sind verpflichtet, an allen Aufführungen teilzunehmen. Für Mitglieder rechtsgerichteter Parteien und Verbände ist Preisermäßigung vorgesehen.

Layton und Johnstone von Wolf Zucker

Alle Besitzer eines Grammophons gehören einer unsichtbaren Loge an. Sie wissen es selber nicht, aber mit dem Kauf der kleinen, leistungsfähigen Maschine haben sie gleichsam eine Aufnahmebescheinigung für diese Loge erworben, den Eid abgelegt, das Grammophon und alles, was dazu gehört, gegen arrogante Musiksachverständige bis zum letzten Ton zu verteidigen, besonders geliebte Platten wie einen heimlichen Schatz zu verbergen.

Neulich trafen sich die Grammophonenthusiasten. Sie trafen sich in dem Konzert, das die beiden Negersänger Layton und Johnstone gaben, und wunderten sich übereinander. Fast war zwischen ihnen eine Art Eifersucht, weil doch jeder irgendeine Platte der beiden Neger kannte und ihren Sinn nur ganz allein zu kennen meinte. Die Feierlichkeit des Augenblicks, wo die vage Vorstellung, die man sich von den singenden Negern gemacht hatte, mit der Wirklichkeit konfrontiert wurde, sollte für jeden so eine Art privatesten Erlebens bedeuten. Und jeder hätte allein auf das Podium hinaufsteigen mögen, den Negern die braune Hand schütteln und sagen wollen: „Mister Layton, Mister Johnstone, für mich allein haben Sie gesungen, bemerken Sie diese Dankesträne!"

Statt dessen lächelten Layton, der dicke schwarze Mann am Klavier, und der weißhaarige Johnstone allen freundlich zu, Layton trillerte ein wenig auf dem Klavier, Johnstone faltete die Hände über der Brust, und schon fing es an. Nichts Privates mehr, ein öffentliches Konzert. Das Singen ist für Layton und Johnstone eine vergnügliche Angelegenheit. Johnstone akzentuiert den Rhythmus, indem er den rechten Ellbogen vorstreckt und mit dem einen Bein wippt. Er rollt die Worte rund wie Bälle aus seinem Munde, gibt jedem noch einen kleinen Stoß, sie hüpfen ins Publikum hinunter und zerspringen. Es ist wie ein Kohlensäurebad, prickelnd, und man muß lachen, aber es geht alles viel zu schnell. Ja, leidenschaftlich ist er auch. Dann kneift er die weißbuschigen Augenbrauen zusammen, schiebt den Mund vor: „I love you" und „Always blue, so blue". Hier ist auch der Moment gekommen, wo Layton nicht nur Klavier spielt, sondern seinerseits singt. Eine ganze Oktave höher setzt er ein, gibt des angenehmen Klangs wegen die Terz dazu, alles in weichen Kopftönen. Johnstone legt ihm die Hände auf die Schultern, und dann wenden sie, zwei braune Köpfe übereinander, die Gesichter zum Publikum. Aber Layton kann auch allein. Dann geht Johnstone brav hinter das Klavier und setzt sich auf ein Stühlchen, wie ein gerade nicht beschäftigtes Tier bei einem Dressurakt.

Zuerst fehlt ihnen noch der Kontakt mit den Zuhörern, ihre Stimmen sind etwas dünn in dem großen Saal, und es ist auch etwas gleichmäßig, was sie singen. Aber nachher stoßen sie dann ihr ganzes Programm um und singen nur noch das Schönste, was sie können. Die Spirituals sind sowieso nicht das Rechte für sie, dafür sind sie zu lustig und ihre Fräcke sitzen zu gut. Aber die traurige Besinnlichkeit eines überarbeiteten Geschäftsmanns am Abend, die verstehen sie. Ihr schönstes Lied haben sie ganz für den Schluß aufgespart, sie singen es nur als Zugabe für ein Publikum, das von den Sitzen aufgestanden ist, sich vorn um das Podium drängt und immer: „Noch eins, noch eins!" bettelt — „The man I love". Hier können sie alles zeigen, was sie haben. Der Jazz-Song wird zum menschlichen Schmerz, zu einem verzweifelten Aufraffen; Johnstone schreit diesen Schmerz breit und mit aller Kraft, während Layton in einem chromatischen Fallen der Stimme ohne Hoffnung auf Erfüllung begleitet. Die Musik löst sich selbständig von den Sängern ab, steht fordernd und fragend über einem lautlosen Publikum — und damit ist das Konzert zu Ende.

Kleine Führung durch die Jugend

von Erich Kästner

Und plötzlich steht man wieder in der Stadt,
in der die Eltern wohnen und die Lehrer,
und andre, die man ganz vergessen hat.
Mit jedem Schritte fällt das Gehen schwerer.

Man sieht die Kirche, wo man sonntags sang.
(Man hat seitdem fast gar nicht mehr gesungen.)
Dort sind die Stufen, über die man sprang.
Man blickt hinüber. Es sind andre Jungen.

Der Fleischer Kurzhals lehnt an seinem Haus.
Nun ist er alt. Man winkt ihm wie vor Jahren.
Er nickt zurück. Und sieht verwundert aus.
Man kennt ihn noch. Er ist sich nicht im klaren.

Dann fährt man Straßenbahn und hat viel Zeit.
Der Schaffner ruft die kommenden Stationen.
Es sind Stationen der Vergangenheit!
Man dachte, sie sei tot. Sie blieb hier wohnen.

Dann steigt man aus. Und zögert. Und erschrickt.
Der Wind steht still, und alle Wolken warten.
Man biegt um eine Ecke. Und erblickt
ein schwarzes Haus in einem kahlen Garten.

Das ist die Schule. Hier hat man gewohnt.
Im Schlafsaal brennen immer noch die Lichter.
Im Amselpark schwimmt immer noch der Mond.
Und an die Fenster pressen sich Gesichter.

Das Gitter blieb. Und nun steht man davor.
Und sieht dahinter neue Kinderherden.
Man fürchtet sich. Und legt den Kopf ans Tor.
(Es ist, als ob die Hosen kürzer werden.)

Hier floh man einst. Und wird jetzt wieder fliehn.
Was nützt der Mut? Hier wagt man nicht, zu retten.
Man geht, denkt an die kleinen Eisenbetten
und fährt am besten wieder nach Berlin.

Tonfilm von Morus

Natürlich haben wir auch den Tonfilm erfunden, denn jede Nation erfindet alles. Aber während die Andern die nationale Heldensage nur dazu verwenden, nachträglich damit das Geschäft aufzuputzen, glaubt man in Deutschland wirklich daran und hält solange die Ausländer für Trottel und Stümper und allenfalls für Diebe, bis man damit hereingefallen ist.

Die Geschichte des deutschen Tonfilms datiert, von theoretischen und ganz untauglichen praktischen Versuchen abgesehen, vom Jahre 1919, wo die Techniker Massolle und Vogt und der Physiker Engl sich zusammenfanden. Aus der Drei-Männer-Arbeit entstand das Tri-Ergon-Verfahren. Die Erfinder brachten — es war inzwischen Hochinflation geworden — ihre Patente erst einmal in eine Schweizer Gesellschaft ein, die dann wieder eine deutsche Untergesellschaft gründete. Ähnlich verfuhr ein andrer deutscher Erfinder, Heinrich I. Küchenmeister, dessen Patente eine holländische Gesellschaft

übernahm. Andre Patente wanderten nach England und nach Amerika, und so war von deutscher Seite alles getan, daß die Welt am deutschen Tonfilm-Wesen genesen konnte. Die deutschen Erfinder kassierten, honny soit qui mal y pense, die Lizenz-Gebühren ein. Ab und zu gab es nette Propaganda-Vorträge mit einem dreifachen Hip hip hurra auf den deutschen Erfindergeist, und damit war den nationalen Belangen einstweilen Genüge getan. Nur die Phoebus-Film-A.-G. trug sich mit kühnern Plänen. Gestärkt mit Reichswehr-Millionen und ausgerüstet mit einem dänischen Patent, erfreute sie bereits im Sommer 1925 das deutsche Volk mit der Ankündigung, daß sie „demnächst" zwei abendfüllende Großfilme, vier Vierakter und einen Einakter nach dem dänischen Verfahren herstellen und herausbringen werde.

Anstelle des Tonfilms wurde dann bei der Phoebus der Lohmann-Film gedreht, so daß dem Reichsmarineamt der Vorwurf erspart blieb, mit üblen Mitteln eine fortschrittliche Tat getan zu haben. In Deutschland wurde es wieder still vom Tonfilm und vom „sprechenden Film", allenfalls meldete man einmal aus Hollywood, wie unfähig sich die Amerikaner beim Tonfilm anstellten, wo wir ihn doch sozusagen schon fix und fertig erfunden hatten.

Die Ufa, Deutsche Bank und deutscher Stolz, zog es denn auch vor, für sieben Millionen Mark Metropolis zu drehen und sang- und klanglos ihr Geld zu verlieren.

Aber dann ließ es sich unter den Filmleuten doch nicht mehr verheimlichen, daß man drüben in Amerika sehr anhörbare Tonfilms produziert hatte und daß diese Films den größten Erfolg des Jahres darstellten. Die Warner Brothers, die eben vor dem Zusammenbruch standen, hatten sich mit Zähigkeit und Energie auf den Tonfilm geworfen; sie waren auf den guten Gedanken gekommen, den populärsten Varietémann, den Neger-Imitator Al Jolson, dafür zu heuern, und hatten damit das Rennen gemacht. Das Geschäft ging so glänzend, daß die Warners alle ihre Schulden abtragen konnten, eine Bomben-Dividende ausschütteten und noch genug übrig behielten, die First National Pictures Company, eine Kino-Gesellschaft mit dreitausend Theatern, aufzukaufen.

Nun ging in den Köpfen der deutschen Filmmatadors die Jupiterlampe auf. Sie fingen an zu gründen und zu finanzieren, und als man genug gegründet hatte, begann man zu organisieren. Die vielen kleinen Gesellschaften mit ihren Konkurrenzverfahren und Spezialpatenten waren nicht lebensfähig; das erkannte man wasserklar. Also wurde ein Syndikat gegründet, das die „maßgebenden und erprobten Ton-Bild-Verfahren in Deutschland" zusammenfassen sollte. Trotz allen Filmpleiten und Deutschlands anerkannter Kapitalarmut war man durchaus nicht kleinlich. Die deutsche Ton-Bild-Syndikat-A.-G. machte gleich mit zwölf Millionen Mark ihren Laden auf. Freilich bestand die Hälfte des Nominalkapitals nur in Patenten, die die verschiedenen Gründerfirmen mit in die Ehe brachten. Von den sechs Millionen, die wirklich eingezahlt wurden, über-

nahmen einen kleinen Teil die Commerzbank und ein paar andere deutsche Bankfirmen, den größeren Teil steuerten die schweizer und die holländischen Finanzgruppen bei, die sich früher schon für die Tri-Ergon- und die Küchenmeister-Patente interessiert hatten. Ein bewährter Organisator, der Generalkonsul Brückmann, hielt das ganze zusammen; die Sache war also prima.

Kaum war diese Meistertat vollbracht, da schlossen sich die Elektro- und Grammophon-Konzerne, die A.E.G., Siemens-Schuckert und Polyphon, zusammen und gründeten mit drei Millionen Mark ein Konkurrenzunternehmen: die Klangfilm-A.-G. Die beiden Tonfilm-Gesellschaften bekämpften sich grimmig, führten gegeneinander Prozesse, ließen den Gegner durch einstweilige Verfügungen mit Gefängnis bedrohen. Nur in einem gingen sie konform: darin nämlich, daß sie keine Tonfilms zustande brachten. Nachdem dieser Wettstreit im Nichtproduzieren eine Zeit lang getobt hatte, reichte man sich brüderlich die Hände, um nun mit vereinten Kräften den amerikanischen Tonfilm in Deutschland abzuwehren. Gewiß haben die beiden „nationalen" deutschen Tonfilm-Gesellschaften ihre Patente den Amerikanern verkauft und beziehen daraus ansehnliche Tantiemen, die amerikanischen Tonfilme aber werden nicht nach Deutschland hereingelassen, weil sie angeblich deutsche Patente verletzen. Zwar gibt es außer ein paar hilflosen Schmarren noch keinen deutschen Tonfilm, zwar sind die Amerikaner bereit, zu ihren Filmen den deutschen Kinobesitzern auf Abzahlung amerikanische Vorführapparate zur Verfügung zu stellen, aber ein paar amerikanische Filme und ein paar amerikanische Apparate nach Deutschland hereinzulassen, wäre ein Verrat an der mit schweizer und holländischem Gelde finanzierten nationalen Sache. Deshalb werden die Gerichte aufgeboten, und mit flammenden Schwert verteidigt die berliner Justiz die fünfhundert Patente des deutschen Ton-Bild-Syndikats. Der Vorgang erinnert ein bißchen an die Methode, mit Hilfe veterinärpolizeilicher Vorschriften polnische Schweine von Deutschlands Gauen fern zu halten. Wir verstehen eben nicht nur die deutsche Viehzucht sondern auch den deutschen Geist zu schützen.

Der Erfolg dieses heldenhaften Kampfes um die totgeborenen Kinder der deutschen Industrie ist, daß man in der ganzen Welt gute Tonfilme hören kann, nur in Deutschland nicht. Dabei bekommt die deutsche Filmindustrie den amerikanischen Tonfilm doch zu spüren, denn der ausländische Markt verschließt sich noch stärker den Erzeugnissen von Neu-Babelsberg, seitdem die Amerikaner Bild und Ton zugleich liefern. Aber das macht nichts. Seit zehn Jahren erfinden die Deutschen den Tonfilm, da können sie doch wohl noch ein paar Jahre auf die Produkte ihres Erfindergeistes warten. Inzwischen mögen stumm und gewaltig die Filmwerke Hugenbergs und Pommers, Duisbergs und Melamersons zu uns sprechen. Und wer noch mehr vom deutschen Film hören will, der lese die Bilanzen unsrer Filmgesellschaften: die Defizits reden eine deutliche Sprache.

Bemerkungen

Wo die Gelder der Lufthansa hingeflogen sind

I.

In Nr. 11 der ‚Weltbühne' hat Heinz Jaeger die Luftpolitik der Deutschen Lufthansa einer ausführlichen Kritik unterzogen. Die kaufmännische Leitung dieses Unternehmens ist jedoch nicht besser und verdient eine besondre Betrachtung. Grade ein subventionierter, also von den Geldern der Steuerzahler lebender Betrieb verdient eine besonders adrette kaufmännische Leitung. Diese kaufmännische Kapazität hat die Lufthansa vermissen lassen. Die Personalpolitik zum Beispiel ließ oft sachliche Gesichtspunkte beiseite. Wenn in einem bestimmten Fall erklärt wurde, daß die „schwäbische Abstammung" eines Angestellten und nicht dessen Arbeitsleistung bei der Festsetzung seiner Bezüge die Hauptrolle spielte, so kann wohl von einem kaufmännischen Verhalten nicht die Rede sein. Der größte Teil der leitenden Stellen ist mit Offizieren besetzt, die so neben ihrer staatlichen Pension auch noch recht kräftige Gehälter einstecken. Man kann nicht behaupten, daß alle diese Herren einen Posten wirklich ausfüllen.

Unsummen werden in eine Expansionspolitik hineingesteckt, die in keiner Weise den wirklichen Verhältnissen entspricht. So wurde in den Jahren 1926—27 eine Expedition nach Innerasien ausgerüstet, deren Leiter Sven Hedin war. Mit ihm zogen etwa sechs deutsche Herren, deren besondere Qualifikation durch nichts erwiesen war, die aber mit erheblichen Geldmitteln ausgestattet wurden. Davon wurden zunächst zweihundert Kamele gekauft, und so wanderte man in die Wüste. Was für einen Sinn hatte die Beteiligung der Lufthansa? Was für Früchte versprach sie sich davon? Wir sind gern zu genauen Zahlenangaben bereit, wenn die Herren Direktoren schweigsam bleiben sollten.

Überhaupt scheint die Lufthansa ihre Zukunft hauptsächlich in Asien zu suchen. Man fragt sich vergeblich, weshalb in Peking eine Vertretung unterhalten wird. Der russische Staat wird das Recht, sein Gebiet zu überfliegen, nicht ohne große Konzessionen einräumen. Außerdem scheint neuerdings eine amerikanische Gesellschaft der Hansa in China den Rang abgelaufen zu haben. Das hat die kostspielige pekinger Vertretung nicht verhindern können, und das dürfte sich wohl auch bis zum Dezernat „Sonderaufgaben" in Berlin herumgesprochen haben. Daß die Vertretung in China im vorigen Jahre die sogenannten Ural-Flüge veranstaltet hat, zeugt gewiß von ihrem Unternehmungsgeist. Aber was für praktischen Wert hatten diese teuern Experimente?

II.

Die Gehälter, die sich die leitenden Herren verschrieben haben, sind, sagen wir mal ... auskömmlich Es gibt aber noch ein sogenanntes Direktions-Vorschuß-Konto, von dem von Zeit zu Zeit gehörige Beträge abgehoben und auf Rückstellungs- oder Unkosten-Konten ausgebucht werden. Allein im Jahre 1928 gingen über dieses Direktions-Vorschuß-Konto 248 000 Mark, in diesem Jahre sind es im April bereits 100 000 Mark gewesen. Hiermit aber noch nicht genug. Im Jahre 1928 ist die runde Summe von 100 000 Mark als Tantieme für das vorherige Geschäftsjahr ausgeworfen worden und an die leitenden Herren zur Verteilung gelangt. Verbucht wurde das über „Rückstellungskonto für besondere Zwecke". Es erübrigt sich zu erwähnen, daß für Privatautomobile und Chauffeure natürlich die Lufthansa herhalten muß.

III.

So wird der Herr Reichsfinanzminister für seine Sparprinzipien ein dankbares Feld finden. Einige

der führenden Herren kommen mit ihren weiß Gott nicht geringen Bezügen nicht aus. Auf Vereinbarung mit der kaufmännischen Leitung reichen sie monatliche Spesenrechnungen ein, deren Unterlagen als recht dubios betrachtet werden müssen. Wir tun wohl kein großes Unrecht, wenn wir diese Spesen als verschleierte Gehaltszahlungen auffassen. Und dabei haben die also verpulverten Summen vor andern noch immer den Vorzug, daß sie ein paar Menschen Freude bereiten, was man von den Ausgaben für gewisse ewig fruchtlose Experimente nicht sagen kann. Auf der Werft der Deutschen Lufthansa in Staaken wird schon lange an einem Motoren-Bremsstand herumkonstruiert. Dabei sind bis jetzt resultatlos 100 000 Mark verausgabt worden.

Vor kurzer Zeit sprach bei der hohen Direktion eine Abordnung des Reichssparkommissars vor, ohne grade Albdruck zu erregen. Dann hielt eine vom Reich eingesetzte Revisionsgesellschaft, mit Herrn Doktor Zahn an der Spitz, ihren Einzug. Auch früher haben schon solche Kontrollen stattgefunden, ohne daß dabei etwas herausgesprungen wäre.

Die einschneidenden Etatskürzungen haben die Lufthansa zum ersten Mal mitten in den Ernst des Lebens versetzt. Es ist dringend zu wünschen, daß die wackern Lufthanseaten die neue Ära rigoroser Sparmaßnahmen nicht mit der Entlassung von ungezählten kleinen Angestellten und Arbeitern eröffnen. Hier hat die Reform oben zu beginnen, sonst geht das alte Spiel unter neuer Etikette weiter.

A. v. Tempelhof

Das Kriegserlebnis im Unterricht

Die Untertertia des Realgymnasiums zählt achtunddreißig Schüler, durchweg gesund, frisch, nicht sehr nachdenklich, auch nicht zu oberflächlich. Mit ganz vereinzelten Ausnahmen befinden sich die Eltern in gesicherter wirtschaftlicher Lage. Not, Elend ist den jungen Menschen unbekannt. Um so weniger sind sie geneigt, „Probleme" zu erkennen oder gar anzuerkennen.

Hin und wieder gab ich ihrem Wunsche nach und erzählte ihnen kleine Episoden aus der Zeit meines Frontdienstes. Immer wieder reagierten sie mit vor Spannung zitternder Aufmerksamkeit. Die Augen glänzten, die Knabenkörper hockten in den Bänken wie zum Absprung bereite Raubtiere.

Das „Kriegserlebnis" ist ein untaugliches Mittel, um den Krieg als Widersinn des Lebens in das Bewußtsein der Jugend verwachsen zu lassen.

Ich frage einen hochbegabten Obertertianer, der sich nach einer Erörterung scharf gegen den Krieg stellt, ob er glaube, daß er als Abiturient noch ebenso denken werde. Er antwortet: „Wenn Sie bis zum Abitur bei uns bleiben!"

Jugend ist aus ihrer Natur heraus weder für noch gegen den Krieg gestellt. Sie weiß es. Sogar die Vierzehnjährigen haben diese Erkenntnis.

Wenn also junge Menschen von Völkerversöhnung nichts wissen und den Krieg nicht nur als Unabänderliches, sondern als Wünschenswertes hinnehmen, ist das nicht ihnen zum Vorwurf zu machen, sondern ihren Erziehern.

Das Kultusministerium verlangt, getreu dem Sinne der Verfassung, daß die Jugend im Geiste der Völkerversöhnung erzogen werde. Es wäre ein Leichtes, dieser Forderung gerecht zu werden und eine neue Generation heranzuziehen, für die der Krieg etwas unfaßbar Widersinniges wäre. Die Schuld für die primitiv-kriegsverseuchte Geisteshaltung der meisten Jugendlichen liegt bei den Erziehern oder denen, die sich kühn so nennen. Die Aufsichtsbehörde trägt die Schuld, die streng nach altem Muster eine überlebte Lern- und Wissensschule züchtet. Die Eltern sind schuld, weil sie sich eine solche Schule und solche Behörden gefallen lassen.

Die Änderung kann nur von oben her kommen: indem das Ministerium bei der Auswahl der Oberbeamten weniger den Beamtenstandpunkt einnimmt, sondern diese einflußreichsten Stellen mit Männern besetzt, die in ihrem menschlichen Format die höchsten Anforderungen befriedigen. Es wäre Aufgabe der inzwischen sanft entschlafenen Elterbeiräte, in diesem Sinne nachhaltig auf die leitende Stelle einzuwirken.

Wildangel

Reflexionen

Otokar Březina, der größte Dichter der Tschechen, eine der eigenartigsten Erscheinungen der Weltliteratur, ist kürzlich gestorben. Im Folgenden ein paar Gedanken, die das mystische Weltbild des Dichters umreißen.

Jedes Kunstwerk, das dieses Namens würdig ist, träumt von Unsterblichkeit. Denn in dem Lande, aus dem es stammt, gibt es keinen Tod.

Die Summe der Lichter aller Seelen auf Erden in einem einzigen Zeitraum bedeutet einen Tag mystischer Arbeit, in dem die Ernte der Zukunft wächst.

Von den Entdeckungen, die die Kunst im Laufe der Zeit gemacht hat, ist nur ein unbedeutender Teil in Büchern und Kunstwerken aufbewahrt. Der weitaus größte Teil entschwindet mit jenen Seelen, die ihre Siege schweigend erträumen konnten oder mußten.

Die zum Lichte aufsteigende Seele kennt nur eine einzige Gefahr: alles, was sich ohne Gefahr erreichen läßt. Zu dem gelobten Lande der Seele führen nur unwegsame Wege.

Jedem Umsturz in der Gesellschaft ist der Schmerz unzähliger Sucher vorangegangen; ein aktiver und unermüdlicher Schmerz, der die Entwicklung begleitet. Im Schmerz berührt sich die Schuld mit ihrer Sühne.

Es gibt keine Einsamkeit in der geistigen Welt. In jedem Augenblick sind Tausende um uns. Die Massen der unsichtbaren Brüder flüstern in unsern Gedanken. Jede Sekunde unsres Lichts ist verdichteter Glanz unzähliger Tage. Auf daß unsre Augen sich öffnen konnten dem Schönen der Dinge, dem Leuchten der Sonne, der Nächte und

der Lippen, mußten tausende Augen für ewig sich schließen.

Jede Sekunde ist das Symbol für einen Sieg oder eine Niederlage in irgendeinem Teile der Erde ebenso wie jeder Atemzug irgendwo vom ersten und letzten Aufschrei des Lebens begleitet ist. Alle Seelen stehen in geheimnisvollem Zusammenhang, es gibt keine geflüsterten Worte, jedes tönt wie ein Glockenschlag bei einem Brande in alle Fenster aller Häuser. Gedanken lassen feurige Spuren ihres Flugs hinter sich, die auf der ganzen Halbkugel sichtbar sind.

Jenen, die in unseren Tagen leben, ist zu hören vergönnt, was die Erde in ihrer bisherigen Geschichte nicht gehört hat. In der Stimme der Winde und Feuer und Brände im Pulsschlag der Meere und im Abbröckeln der Felsen hat sich eine neue Stimme erhoben, die zugleich Wind und Brand, Meer und Erdbeben ist: die Stimme der Massen.

Otto Březina

Deutsch von K. L. Reiner.

Folgen des Schmachfriedens von Versailles

Die vorzeitige Lendenlahmheit des Mannes macht sich in erschreckender Weise mehr und mehr bemerkbar. Die wissenschaftliche Ergründung der Ursache zeigt, daß die zunehmende Ungewißheit unsrer Zeitläufte im Verein mit fehlerhafter Ernährung, die allgemeine Niedergeschlagenheit über unsre politische und wirtschaftliche Lage ... eine Abnutzung des Nervensystems herbeigeführt haben, die in zahlreichen Fällen als männliche Impotenz in Erscheinung tritt.

Reklame-Prospekt für den Dr. Zabludowskischen Saugapparat

Ludendorffs Konkurrenz

An alle Welt!

Ich, der Erzengel Gabriel, tue hiermit kund und zu wissen, daß

I.

England am 25. Mai 1929, abends 11 Uhr, von der Bildfläche des Erdbodens verschwindet! Unter diesem Erdbeben und den Wasserfluten werden besonders Amerika, Irland, Frankreich und Belgien zu leiden haben. Am wenigsten wird Deutschland davon spüren.

. . . .

IV.

Die Reparationskosten werden fortan von Deutschland nicht mehr gezahlt werden.

V.

Die Polen im Verein mit Frankreich werden mit ihren Truppen am 25. August feldmarschmäßig an den deutschen Grenzen stehen.

VI.

Das erste heftige, für Deutschland glorreiche Zusammentreffen mit der feindlichen Macht wird am 22. September 1929 sein!

Dies sagt auf Befehl Gottes, der himmlischen Majestät, der Erzengel Gabriel, der vor Gott stehet!

Deutsches Volk, ich warne noch einmal, eine Dich, es ist die allerhöchste Zeit, es ist die zwölfte Stunde. Deutsche Brüder, werdet wach, denn die Stunde des Verrates schlägt bald. Einiget euch unter der gesegneten Fahne schwarz-weiß-rot und laßt allen Parteihaß und Zwist!

Euer Retter ist nur Joseph Weißenberg, sonst keiner!

Der weisse Berg, Berlin

Antworten

Neugieriger. Sie fragen, ob der junge nationalsozialistische Abgeordnete Goebbeles heißt. Sie sind im Irrtum. Er heißt nicht so, er sieht nur so aus.

Deutsche Zeitung. Du siehst wieder weiße Mäuse: „Wer ist Herr Doktor Flesch? Kein Mensch kennt ihn in Berlin. Aber er ist Rundfunkintendant geworden. Damit haben wir endlich den bolschewistischen Rundfunk der Reichshauptstadt." Jawohl, nach euerm Geschmack wäre das beste wohl ein Kollektiv gewesen aus Adolf Bartels, Eduard Engel, Max Jungnickel und Arnolt Bronnen.

Süddeutsche Lufthansa. Einer deiner Direktoren, der beliebte Eisnermörder Arco, hat offen für die Loslösung Bayerns vom Reiche gesprochen. Dafür erhältst Du Subventionen vom Staat, um einen Mörder und Hochverräter zu besolden.

Preußischer Justizminister. Wer bestimmt eigentlich euern Kurs? Kaum ist im Grosz-Prozeß ein verständiger Freispruch erfolgt, so legt der Staatsanwalt Revision ein. Wozu? Was soll das? Will das Zentrum sein Opfer haben? Was nützen alle feierlichen Beteuerungen, daß Reformen im Gange sind, wenn dieser Unfug andauert. Der Staatsanwalt ist ein politischer Verwaltungsbeamter — ihr habt ihn am Bändel. Es ist unmöglich, daß solche Schritte erfolgen ohne sanfte Anfragen „oben", ob die Campagne genehm ist. Sie scheint genehm zu sein. Sie wird nicht angenehm sein — denn Hexenprozesse sind grade keine Reklame für die Kirche. Dieser Staatsanwalt wird Karriere machen. Sein ist die Rache, spricht der Herr. Und: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!"

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Abdankung, Herr Polizeipräsident!

von Carl v. Ossietzky

Es ist nicht sehr unterhaltsam, sich selbst zitieren zu müssen, und doch wird dies gelegentlich notwendig, schon um die Merksteinchen wieder aufzufinden, mit denen man eine Entwicklungslinie festzuhalten gesucht hat. Am 12. Juni 1928 schrieb ich hier, nach dem kläglichen Zwischenfall in der Frankfurter Allee, bei dem Herr Doktor Weiß von seinen eignen Leuten niedergeschlagen wurde: „Herr Zörgiebel deckt in einem Manifest von beschämendem Deutsch die Roheiten seiner Leute ... Herr Zörgiebel ist hauptsächlich besorgt, bei den Beamten nicht das Gefühl aufkommen zu lassen, ‚es würden ihnen durch einengende Bestimmungen bei diesen Zusammenstößen die Hände gebunden' oder sie fänden in Fällen, ‚in welchen sich der Gebrauch der Waffe nicht vermeiden läßt', bei ihm nicht den erforderlichen Schutz. Wie bisher, so will Herr Zörgiebel auch in Zukunft für seine Beamten ‚voll und ganz' eintreten ... Man muß den in hohen Staatsstellungen befindlichen Sozialdemokraten immer wieder bedeuten, daß die Ausrottung der Kommunisten nicht ihre einzige Aufgabe ist ... Die Oberleitung der berliner Polizei hat ihren Leuten den Rotkoller eingeimpft, und dies System hat jetzt zu einer Blamage geführt, die evident ist, auch wenn Herr Zörgiebel die Beamten ‚voll und ganz' deckt und den Vorgang ‚menschlich durchaus verständlich' findet. Was für eine Katastrophe muß eigentlich eintreten, um Herrn Zörgiebel endlich ad absurdum zu führen?" Und am 2. Januar 1929 schloß ich eine Betrachtung über die Verbrecherschlacht am Schlesischen Bahnhof: „Seit dem Abgang des Herrn Friedensburg hat sich die berliner Polizei erschreckend verschlechtert. Herr Zörgiebel dekretiert, versichert, beruhigt. Herrn Zörgiebel beängstigt ein rotes Kommunistenfähnchen mehr als die stolz wehenden Vereinsbanner sämtlicher berliner Spitzbuben. Es hat keinen Zweck, um Tatsachen herumzureden: wir brauchen endlich wieder einen Polizeipräsidenten." Ich zitiere das nicht, um aufzuzeigen, daß hier eine klare Diagnose früher gestellt wurde als anderswo, sondern um mitzuhelfen, daß der unorganisierten Empörung über die Exzesse der Polizei, die heute in Berlin herumrumort, die sich in Ärger und Unglücksreportagen Luft macht, ohne zu einer Forderung zu gelangen, eine Richtung gegeben wird. Die Bewegung wäre sinnlos, wenn sie sich in ein paar Schlagzeilen erschöpfte, um dann die 24 Totgeschossenen, denen eine einzige Schußverletzung eines Polizisten gegenübersteht, ad acta zu legen, wenn sie nicht in das rücksichtslose Verlangen ausmündete, daß der Herr Polizeipräsident schleunigst von einem Posten zu verschwinden hat, für den er keine Eignung mitbringt und den er zum Schaden der ganzen Stadt Berlin zu einem skabrösen kleinen Parteikalkül mißbraucht hat. Wir wünschen in Berlin keine wiener Schoberei, und sie wäre ganz besonders schlecht

aufgehoben bei einem Mann, der immerhin noch das Mitgliedsbuch der Sozialdemokratischen Partei in der Tasche trägt. Herr Zörgiebel wagte zwar in der berliner Funktionärversammlung zu behaupten, daß er an den verhängnisvollen Tagen mit Partei und Gewerkschaften ständig Fühlung unterhalten habe, aber er vergißt hinzuzufügen, welcher Art diese Fühlung war und ob sie ausschließlich von den Gummiknüppeln seiner Beamten aufrechterhalten wurde, die auf Köpfe und Rücken ruhiger alter Gewerkschaftler und Parteigenossen niedersausten, die ahnungslos aus ihren Versammlungen kamen.

Schon voriges Jahr zu Pfingsten plante Herr Zörgiebel das Verbot der Rotfrontkämpfer, um von dem katastrophalen Eindruck des Intermezzos in der Frankfurter Allee abzulenken. Damals folgte ihm sein Minister nicht. Auch ein paar Monate vorher hatte das preußische Ministerium Herrn v. Keudell einen Strich durch die Rechnung gemacht, als er sich mit der gleichen Absicht trug. Heute gelten die Überlegungen von damals nicht mehr. Denn heute muß Herr Zörgiebel gedeckt werden, heute muß die Fiktion lebendig gehalten werden, daß am 1. Mai eine Kommunistengefahr bestand und daß sie noch immer besteht, daß ihr nur vorgebeugt werden kann durch Verbot der roten Kampforganisation. Wobei die klugen Männer ganz vergessen, daß dadurch der Konflikt nur verewigt wird, daß illegale Zwischenfälle dadurch gradezu provoziert werden und daß überall da, wo das Verbot durchgeführt wird, auch der Zwist zwischen den beiden sozialistischen Parteien in ungeahnter Ausdehnung und Gehässigkeit entbrennen wird. Warum ist nicht der Stahlhelm mit seinen belfernden Haßaposteln unter gleiches Ausnahmerecht gestellt worden? Wenn die Kommunisten anzuklagen sind, daß sie vor dem 1. Mai bockig und unnachgiebig waren, daß sie trotz vielfacher Warnungen ihre Leute aufforderten, auf die Straße zu gehen, so muß ihnen mindestens zugute gehalten werden, daß sie es als ebenso lebensnotwendig empfanden, das Prestige ihrer Partei zu wahren wie jene Funktionäre der Sozialdemokratie, die in diesen Tagen auf Ministerstühlen thronend und in Polizeipräsidien gebietend, in der glücklichen Lage waren, ihre parteiegoistischen Zwecke mit dem stolzen wappengeschmückten Paravent des Staates zu maskieren. Und wenn jetzt sozialistische Zungendrescher mit einer ans Schwachköpfige reichenden Beharrlichkeit erzählen, daß die Kommunisten für den 1. Mai Propagandaleichen wünschten, so muß ihnen doch entgegengehalten werden, daß keine Partei sich sonst ihre Handlungsweise gern vom Gegner vorschreiben läßt. Lag es wirklich in der Absicht der kommunistischen Zentrale, zu Agitationszwecken ein paar Tote vorweisen zu können, so ist ihr dieser schändliche Wunsch in wahrhaft triumphaler Weise und über die verwegenste Vorstellung hinaus in Erfüllung gegangen. Sie hat erst gar keine Reibereien zu inszenieren brauchen, denn die Andern, die von der Ordnungspartei, haben ihr die Arbeit abgenommen. Gute liberale Bürger, die sonst automatisch auf die Seite der Staatsmacht kippen, sprechen mit Entsetzen und Abscheu von dem brutalen Vorgehen der

Polizei, mit schallendem Hohn von dem aberwitzigen Kriegsspiel, das über ein paar dichtbevölkerte Stadtteile verhängt wurde, um einen nicht vorhandenen Feind auszuräuchern. Man muß es gradezu als ein Schulbeispiel für die Besonnenheit der berliner Bevölkerung aufführen, daß nicht schließlich doch ein primitiver Volksaufstand ausbrach, um diese Invasion von angeblichen Ordnungsrettern zu vertreiben. In den Tagen zwischen dem 2. und 4. Mai hatten die Kommunistenführer ganz andre Sorgen als die, eine Insurrektion anzuheizen, weit eher fürchteten sie eine spontane Bewegung, die sie nicht zu dirigieren imstande gewesen wären. Und warum sollten sie denn auch hetzen? Der Genosse Zörgiebel war ihren wirklichen oder angeblichen Intentionen bereitwilligst entgegengekommen. Ja, dieser geniale Statthalter seiner Partei hat den Kommunisten nicht nur ein Zehntel der von Herrn Künstler geweissagten Todesopfer geliefert, er hat sogar erreicht, daß heute niemand mehr von den Kommunisten spricht, aber jeglicher von den Tollheiten der Polizei. Hätte ein ruhiger Verlauf des 1. Mai die moralische Niederlage der Kommunisten bedeutet, so hat Herr Zörgiebel, indem er die polizeilichen Sicherheitsaktionen mit der schrillen Begleitmusik des Bürgerkriegs in Szene gehen ließ, der Gegenpartei die Verantwortung abgenommen, und wenn in diesem Staat das Recht des Bürgers nicht nur ein Fetzen Papier ist, der am 11. August in bengalischer Beleuchtung gezeigt wird, so hat er auch die Generalverantwortung für jene Maßnahmen zu tragen, die ein paar Arbeiterviertel tagelang zum Schauplatz eines Totentanzes gemacht haben, den ein Beingeripp, mit einem Polizeitschako auf dem Schädel, angeführt hat.

Es ist kein großes Geheimnis, daß die führenden Herren des preußischen Innenministeriums bezüglich des Verbotes der Maidemonstrationen sehr geteilter Meinung gewesen sind. Otto Braun und Severing sind nicht einsichtslos und als innenpolitische Taktiker ihren Kollegen im Reich weit überlegen. Herr Staatssekretär Abegg, der über eine lange Erfahrung verfügt, war sogar ein ausgesprochener Gegner des Verbots. Am klügsten hat jedenfalls Herr Doktor Weiß gehandelt, der sich schon vor Wochen in den Urlaub eines kalten, regnerischen Aprils flüchtete, um der mit Pulverdampf vermischten Mailuft an der Seite des Präsiden zu entgehen. Zörgiebel kann jetzt vor den Funktionären dicke tun, wie er auslag und seine Klinge führte. Die Polizei, sagte er, kann, wenn sie angegriffen wird, nicht mit faulen Eiern antworten. Recht so. „Räumt's die Toten weg, i kann die Schlamperei net leid'n!" Herr Weiß ist jedenfalls unterrichtet, was für schreckliche Folgen es haben kann, wenn die Polizei Ruhe stiftet und überließ neidlos seinem Chef das Blachfeld. Auch im Innenministerium schaukelte man, bis schließlich die Herren Polizeitechniker den Ausschlag gaben und die Zögernden überzeugten. Das ist alles schön und gut. Aber damit hatten die Herrschaften auch die harte Garantie übernommen, daß das Verbot der Maiumzüge wirklich das kleinere Übel sei, und das glaubt heute kein Verständiger mehr. Denn ohne Zweifel hat man im Ministerium als sicher

angenommen, daß die Polizei fähig sein würde, durch vernünftige Maßnahmen etwaige Krawalle schnell zu lokalisieren. Daß die Polizei durch ihr Auftreten die Tumulte erst herausfordern könnte, daran hat man bei Herrn Grzesinski wohl nicht einmal im Traume gedacht. Und daß man diese trübe Möglichkeit außer Acht ließ, ist allerdings ein grober Fehler. Denn im Innenministerium hätte man sich über den Geisteszustand der berliner Polizei im Reinen sein müssen.

Wiederholt hat sie versagt, wenn es gegen Übergriffe von rechts ging. Erinnert man sich nicht jener Wochen, wo es Sonntag für Sonntag hakenkreuzlerische Tumulte am Kurfürstendamm gab und nichts von Polizei zu sehen war? In einer stillen Nebenstraße sonnte sich grade der kommandoführende Offizier, das Auge harmonisch zum blauen Äther erhoben, um es sofort höchst ungnädig zu senken, wenn sich jemand unterstand, ihn aufmerksam zu machen auf das, was fünfzig Schritt weiter vor sich ging. Was hat man mit dem Mann gemacht, der Vorfälle in seinem Amtsbereich parteiisch übersah? Man hat ihn an die Polizeischule versetzt, um dort die jungen Talente zu bilden. Die berliner Polizei ist einseitig gegen Links gedrillt. Sie ist eine verhetzte, wildgemachte Bürgerkriegstruppe, von der man nicht jeden einzelnen Wachtmeister oder Leutnant zur Rechenschaft ziehen darf. Sie exekutiert nur, was sie gelernt hat und was sie für ihre Pflicht hält. Weil sie nur gegen Rot eingesetzt wird, kennt sie nur diese eine feindliche Farbe. Mit Staunen sahen die Berliner an jenem Maimorgen ihre Stadt überflutet von nervös erregten Uniformierten, die herumschnauzten und Stehenbleibende schroff weiterschoben. Schon in den Vormittagsstunden sahen die Mannschaften überanstrengt aus. Wie mögen sie an den Tagen vorher gebimst worden sein? Wie oft mögen sie über den Kasernenhof Laufschritt gemacht haben, die imaginäre Menge vor sich? Wie oft mögen sie jene Bretterbude gestürmt haben, die das Haus vorstellt, aus dem geschossen wird? Wie oft mag man sie unter schallenden Kommandorufen über die Eskaladierwand getrieben haben, um sie für den Barrikadenkampf firm zu machen? An diesem Morgen sah man in den Augen dieser Mitglieder einer ... nun, sagen wir ... einer Volkspolizei jene finstere, harte Entschlossenheit des Soldaten, der auf das Signal zum Sturm wartet. Diese schreckliche Bereitschaft jedes einzelnen Wachtmeisters mußte die Katastrophe beschleunigen. Nach schroffen Worten ging man schnell zu Püffen und Schlägen über, von den Schlägen zum Schießen. Als die Versammlungen zu Ende waren, als sich große Menschenmengen in den Straßen stauten, da sah der Polizist endlich den Feind vor sich, und das weitere wickelte sich mit aller andressierten Präzision ab. Harmlose Passanten sind niedergeschlagen, niedergeschossen worden, hinter Flüchtenden wurden Salven abgefeuert, es ist in die Hausflure und die Fenster geknallt worden, Bretter und Steine, von Flüchtenden über die Straße geworfen, um Zörgiebels wilde, verwegene Jagd für Minuten aufzuhalten, sind als Barrikaden mit Einsetzung feuerspuckender Panzerwagen überrannt worden. Und schließlich — um den Heldentaten buchstäblich den Gipfel aufzusetzen — wur-

den arme Teufel, die in Todesangst in ein fremdes Haus gelaufen waren und sich auf dem Boden verkrochen hatten, tagelang als Dachschützen zerniert und ganze Straßenzüge in eine unbarmherzige Feuerzone verwandelt. Dachschützen —? Nein, Dachhasen! Arme menschliche Dachhasen, menschliches Wild, dem Kugeln um die Ohren pfeifen und das sich nur irgendwo hinducken will, wo es nicht gesehen wird. Herr Zörgiebel hat nachdrücklich erklärt, daß erst abends nach acht Uhr geschossen wurde, aber Wahrheit ist, daß mindestens im Scheunenviertel schon mittags zwischen zwölf und ein Uhr Leute mit Schußverletzungen eingeliefert wurden. Wenigstens an drei Stellen, am Bülowplatz, am Hackeschen Markt und am Senefelder Platz wurde schon am Mittag von den Feuerwaffen Gebrauch gemacht, und zwar wurden nicht Attacken abgewehrt, es wurde fast immer nur Weglaufenden in den Rücken gepfeffert. Ich kann durch einen einwandfreien Zeugen erhärten, daß am Bülowplatz am Mittag schon die Polizeiautos vom Fenster einer Privatwohnung aus von Offizieren dirigiert wurden. War diese Wohnung beschlagnahmt oder gemietet worden? Jedenfalls war in diesem Bereich der Kampf gut vorbereitet. Und ich frage Sie weiter, Herr Polizeipräsident, ist Ihnen die Eingabe der Bewohner eines Hauses in der Hermannstraße bekannt, die sich darüber beschweren, daß ein übelbeleumdetes Subjekt als Agent provocateur ein paar Schüsse abgefeuert hat, um so den Anlaß zu einer Erstürmung zu schaffen? Ist diese Eingabe bis zu Ihnen gelangt oder liegt sie irgendwo zerfetzt in einem Papierkorb?

Faßt man alles zusammen, was man aus den sogenannten Unruhegebieten hörte, so bleibt nur durch Zeugen belegt, daß sich um Mittag in der Kösliner Straße etliche rüde Burschen herumtrieben, die Passanten terrorisierten. Alles Andre handelt von den Übergriffen der andern Seite, von Willkür und Delirium als höchster Beamtenpflicht, — ungezählte Fälle, die die lange Skala von der ungerechtfertigten Belästigung bis zum eiskalten Mord durchlaufen und von denen hier einige in knapper Skizze aufgeführt werden sollen:

Der Angestellte Z., keiner politischen Partei angehörig, begibt sich von der Wohnung seiner Eltern in der neuköllner Schillerkolonade nach Hause. Er wird unterwegs von Schupobeamten ohne jeden Anlaß mit dem Gummiknüppel geschlagen, daß ihm das Blut aus Mund und Nase läuft. Auf seinen Protest wird er festgenommen und nach dem Alexanderplatz gebracht. Als er nachts unter heftigen Schmerzen nach Wasser verlangt, wird er von den Polizeibeamten an den Füßen gepackt und mit dem Kopf in einen Kübel kaltes Wasser getaucht. Am nächsten Morgen wird er entlassen.

Ein Arbeiter, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, wird am Nettelbeckplatz verhaftet und in einem Polizeiauto fortgefahren. In der Kösliner Straße fällt ein Schuß. Sofort wird wahllos in die Fenster geschossen. Der Verhaftete sieht, wie aus der dritten Etage des Hauses Nummer 19 ein Mann vorsichtig aus dem Fenster blickt und plötzlich getroffen zurücksinkt.

In der Gerichtstraße ertönt plötzlich der Ruf: „Straße frei!" und sogleich wird das Feuer eröffnet. Ein junges Mädchen, die mit zwei Kameraden spazieren ging, wird getroffen. Sie sinkt in einer Haustür zusammen. Niemand kümmert sich um sie. Später wird sie ins Krankenhaus geschafft, wo sie am 6. Mai stirbt.

Durch die Prinzenallee schleppt sich ein 57jähriger Kriegsbeschädigter. Plötzlich steht ein Schupomann vor ihm, der ihm mit wutverzerrten Zügen den Revolver unter die Nase hält. Der Mann weiß nicht, ob stehenbleiben oder weitergehen. Der Polizist rast einem neuen Opfer zu. Der Mann faßt seinen Eindruck in die Worte zusammen: „Ich hatte das deutliche Gefühl, dieser Schupo will und muß einen Toten haben!"

Ein besonderes Leidenskapitel sind überhaupt die Alten, die Gebrechlichen, die Kriegsbeschädigten, die Menschen mit künstlichen Gliedern, die nicht so flott laufen können wie die Polizei. Sie sind die gottgegebene Beute jener Jäger, denen ein größeres Wild versagt blieb. Es ist sogar ein Blindenhund niedergeschlagen worden, weil er bellte, als er seinen Herrn bedroht sah. Dem Hund ist kein Vorwurf zu machen, er hat das pflichtgemäß getan, als er seinen Herrn gefährdet sah, er hat sein Metier ebensogut gelernt wie die Leute, die ihn niederknüttelten.

Es laufen ungezählte Klagen ein, daß immer unmittelbar auf den Warnungsruf „Straße frei!" Schüsse folgten. Doch begnügte man sich nicht mit der Säuberung der Straße. Man feuerte zwischen die Unglücklichen, die sich in die Haustore flüchteten, man riß die Haustüren auf und funkte ins Dunkle hinein. So sind Schwergetroffene stundenlag liegen geblieben. Niemand nahm sich ihrer an. Ärzte getrauten sich endlich nicht mehr in die Gefahrenzone, weil die Polizei, konsequent in ihrer Tobsucht auf alles Feuer eröffnete, was laufen konnte.

Ein Kaufmann aus der Hochstraße, am 1. Mai mittags auf einem Geschäftsgang nach dem Nettelbeckplatz begriffen, beobachtet einen Offizier aus dem Polizeiauto 26 408. Er ist besonders scharf und verjagt sogar das Publikum von den Haltestellen der Straßenbahn. Ein Zimmermann in Zunfttracht wird von ihm aus der Menge geholt und verprügelt, dann aufs Auto verladen. Mehrere Verhaftungen. Später wird der selbe Offizier auf dem Polizeiauto 57 710 beobachtet. Er läßt Ecke Weddingstraße und Kösliner Straße ohne Warnung feuern. Es wird auf zwei alte Leute geschossen, die aus dem Fenster sehen.

Zwei junge Arbeiter aus Neukölln, Brüder, verlassen am 1. Mai abends das Lokal Ecke Jägerstraße und Hermannstraße. Es ist draußen ganz leer. Plötzlich saust ein Panzerwagen heran: „Straße frei!" und im selben Augenblick Schüsse. Der eine von den beiden jungen Leuten sinkt, von einem Herzschuß getroffen, nieder. Es war kein Abstand zwischen Warnung und Schuß. Beinahe zwei Stunden liegt der Tote auf dem Pflaster, dann endlich Abtransport ins Krankenhaus Buckow.

Am 1. Mai wird die Lothringer Straße wiederholt „gesäubert". Bei einer dieser Streifen kann ein Mann, der am Stock hinkt, nicht das gewünschte Tempo annehmen. Er

wird niedergeschlagen und verprügelt. Dann wird nach den Leuten, die rundum davonlaufen, geschossen. Ein Schulmädchen wird ins Bein getroffen.

Am Alexanderplatz wird um Mittag eine Menschenansammlung zunächst humanerweise nur mit dem kalten Wasserstrahl behandelt. Das Publikum fährt schreiend auseinander. Ein Polizeiauto, aus der Prenzlauer Straße kommend, gerät mit dem Vorderrad aufs Trottoir. Ein Mann wird von dem Wagen erfaßt und erhält eine tödliche Verletzung der Schädeldecke. Niemand kümmert sich um ihn. Er bleibt liegen. Endlich will ihn jemand aufheben. Aber die Schupobeamten kommen dazwischen. Einer von den Polizisten sagt: „Läßt sich nicht ändern, da wird wohl nichts nach kommen". Und sie packen den Sterbenden grob an, schütteln ihn wie einen Sack und werfen ihn auf den Wagen.

Ein ehemaliger Polizeibeamter, der seine zwölf Jahre abgedient und manche stürmischen Zeiten miterlebt hat, dem also das fachmännische Urteil nicht abgesprochen werden kann, sieht spät abends die bravourösen Exerzitien in der Hermannstraße. Er sieht die kommandierenden Leutnants, die sich wie im Kriege fühlen und die Mannschaften, die mit Todesverachtung Feuer eröffnen auf mehrere junge Burschen, die davonjagen, nachdem sie ein paar Bretter über den Weg geworfen haben, und er äußert zu dem ansehnlichen militärischen Schauspiel: „Herr, vergib ihnen... Denn die Beamten haben ja nicht die Schuld. Die Art ihres Vorgehens wird ihnen von höherer Stelle befohlen."

Die meisten bis jetzt niedergelegten Klagen von Geschädigten, Verprügelten und Verletzten stammen vom 1. Mai, einem Tag, der immer noch halbwegs kontrollierbar ist. Doch was mag sich in den drei Tagen nachher abgespielt haben, in jenen blockierten Zonen, wo man Dachschützen ausräuchern wollte und einstweilen drauflos sistierte und Wohnungen durchsuchte? Wie mag man mit den Unseligen verfahren sein, die ihr schwarzes Schicksal irgendwo an einer dunklen Straßenecke zu Gefangenen werden ließ? Eine kleine Probe nur gibt der Berichterstatter des ‚Berliner Tageblatts' von der Durchsuchung des Hauses Ockerstraße 10: „Die Kriminaler dringen ein. Kommen nach einer kurzen Zeitspanne wieder heraus. Schleppen junge Burschen auf die Straße. Hände hoch! ... Einer hat in der Wohnung sogar eine ‚Waffe' gefunden: ein verrostetes französisches Seitengewehr mit vernickeltem Griff ... Von der Wand herunter beschlagnahmt. Man kann nie wissen... Jetzt drängt mich ein Offizier rechts ab in die Nebenstraße. Ich soll nichts sehen, scheint's." Und weiter: „Waffen? Ich sah keine, wenn nicht Federmesser Dolche sind. — So geht es Block um Block. Durchsuchung und blindwütige Schießerei. Verprügelung der Hausbewohner, die von der Arbeit kommen." Das war am hellen Nachmittag. Mit Dunkelwerden wird man sich einig, daß auch die Zeitungsschreiber als Feinde zu behandeln sind. Abends erlegt man zwei davon. Den Einen, trotzdem er einen Presseausweis vorzeigte. Weil! sagen die erbitterten Kollegen. Der Herr Polizeipräsident ist

uns über diese Vorfälle wie über alles Andre einen detaillierten Bericht schuldig geblieben. Er verrät auch nicht, was nun eigentlich an feindlichen Waffen erbeutet worden ist. Er erklärt nur breitspurig: „Meine Maßnahmen waren notwendig, die Brandherde mußten niedergedrückt werden." Auf diesen Brandherden ist nichts gesotten worden als die lügentriefenden Fisimatenten der Polizeiberichte, und die allerdings sind richtig hart gesotten worden. Ein Polizeipräsident, der seinem Posten gewachsen ist, hätte den gefährlichen Tag von vornherein etwas weniger kriegsmäßig aufgezogen und die grausigen Geschichten seiner Untergebenen mit der Skepsis des natürlichen Menschenverstandes betrachtet. Er hätte vor allem einmal für ein paar Stunden „seine Fühlung mit Partei und Gewerkschaften" vergessen müssen. Unter den ahnungslosen Augen eines verquollenen Parteimufti aber wird aus ein paar Straßentumulten, aus den Huhurufen dummer Jungen ein roter Aufruhr, den zu bändigen alle Staatsmacht eingesetzt werden muß. Weil das Verbot der Umzüge einmal erfolgt ist und von vielen Seiten die Klugheit dieser Entscheidung bezweifelt wird, deshalb muß jetzt die Rechtfertigung erfolgen. Je mehr Streitkräfte eingesetzt werden, desto stärker wird auch der Glaube an die gewaltigen Anstrengungen des Gegners.

Die Funktionärversammlung mochte Herrn Zörgiebel feiern und Kurt Rosenfeld, der ihm widersprach, beinahe von der Tribüne holen. Außerhalb der Cliquen und Claquen selbstgefälliger Würdenträger wird man anders denken. Wenn aus dem präsidialen Debakel des Herrn Zörgiebel nicht ein Debakel der Sozialdemokratie werden soll, wird sie dieses jeder Prämie werte Exemplar aus Sollmanns kölner Pflanzschule schnell opfern müssen. Zur Verfassungsfeier der Panzerkreuzer, zur Maifeier blaue Bohnen und dazwischen ein Wehrprogramm, das ist selbst für die geduldigste der Parteien etwas zu viel und zu schwere Kost für einen nach fast einjähriger Regierungsbeteiligung noch immer nüchternen Magen. Am 1. Mai sah man überall in Arbeitervierteln schwarzrotgoldne Fahnen wehen. Ein Beweis dafür, wie sehr man trotzalledem auch in der Arbeiterschaft noch immer auf die demokratische Republik hofft. Doch am gleichen Abend schon, als Zörgiebels Reisige bereits munter am Werk waren, da wirkten diese Fahnen wie ein klägliches Symbol geschändeten Vertrauens. Unzählige treue Menschen, die noch immer an die Sozialdemokratie geglaubt haben, werden in alle vier Winde laufen. Die Einen zu den Kommunisten, die Andern nach Rechts. Den Propheten roter und weißer Diktaturen werden diffuse Scharen enttäuschter Sozialdemokraten zuwandern, die sich an Programme heften werden, die ihnen nichts sagen und nichts geben können. So hat Herr Zörgiebel nicht nur seine Partei blessiert, er hat die ganze Linke, die ganze deutsche Republik getroffen. Daß ihn sein Parteivorstand in grundsätzlicher Verkennung der Sachlage zu halten sucht, überrascht nicht. Aber er wird sich nicht halten können. Er hat namenloses Unheil angerichtet. Er möge sich baldigst zum Teufel scheren.

Englische Wirtschaft, englische Wahlen

von Gerhard Donath

Das Jahr 1928/29 ist das Jahr der Wahlen für Deutschland, für Frankreich, für die Vereinigten Staaten und auch für England. Kaum jemals aber hat die rein wirtschaftliche Situation so im Vordergrund gestanden wie bei den vergangenen Wahlen in Deutschland, Frankreich und Amerika und bei den kommenden in England.

In den Vereinigten Staaten war die Linie der stetig aufsteigenden Konjunktur, die seit dem Jahre 1921 keine größere Einbuchtungen mehr kannte, in den letzten Monaten des vergangenen Jahres doch etwas ins Wanken geraten; eine Situation, die sofort von der Minorität, den Demokraten, ausgenutzt wurde; und so wurde der amerikanische Wahlkampf um die amerikanische Konjunktur geführt.

Was von den Vereinigten Staaten galt, gilt, allerdings mit sehr wichtigen Modifikationen, auch von England. Auch in England steht im Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen und der gesamten Wahlkampagne die englische Konjunktur. Auch in England ist die herrschende Partei, die Konservative, zu zeigen bemüht, daß sich alles zum Guten wende, daß eine aufsteigende Kurve im Wirtschaftsleben zu konstatieren sei. Auch in England veröffentlichte die bürgerliche parlamentarische Minorität, die Liberalen, eingehende Analysen der ökonomischen Situation, um zu beweisen, wie verfehlt die englische konservative Politik gewesen sei. Aber zwei Modifikationen sind festzustellen, die der englischen Situation ein so andres Gesicht geben: in den Vereinigten Staaten herrscht noch das Zweiparteiensystem. Die Vereinigten Staaten sind heute noch in der Lage, in der England um die Jahrhundertwende war. Im heutigen England aber wird der Wahlkampf von den bürgerlichen Parteien bereits in dem Bewußtsein geführt, daß die Arbeiterpartei da ist, daß sie, die in der Vorkriegszeit noch nicht 10 Prozent der Mandate besaß, bei den letzten Wahlen ein Drittel der Stimmen erringen konnte.

Im englischen Wahlkampf steht die wirtschaftliche Konjunktur im Mittelpunkt. Die Vereinigten Staaten blicken auf Jahre beispielsloser Prosperität zurück. England dagegen ist bis zum heutigen Tage aus seiner schon chronischen Krise nicht mehr herausgekommen. Das England der Vorkriegszeit hatte schon um die Jahrhundertwende sein industrielles Weltmonopol verloren. Deutschland und die Vereinigten Staaten waren ihm auf den Fersen, und die Technik der Entwicklung in diesen jüngern Industrieländern war eine schnellere. Das England dieser Zeit hatte bereits sehr große Importüberschüsse. aber die Einnahmen aus der Seeschiffahrt allein reichten aus, um die Negativität seiner Handelsbilanz zu decken. England hatte in den letzten Jahren vor dem Kriege fast 80 Milliarden Kapital dem Auslande geliehen, und es konnte die Zinsen dieser riesenhaften Summen benutzen, um neuen Kapitalexport zu treiben.

Die Stellung Englands als Weltbankier kam auch seiner Industrie zugute, da man in der City in immer größerm Umfange an die Gewährung von Anleihen die Bedingung knüpfte, daß die Schuldner die Summen benutzen müßten, um englische Waren damit zu kaufen. Gegenüber der Vorkriegszeit hat sich die englische Situation vielfach verschlechtert. Wie alle Gläubiger ist England der Leidtragende der Geldentwertung geworden.

Nehmen wir an, seine Guthaben im Auslande hätten sich nicht verringert, sie betrügen heute wie früher 80 Milliarden Mark und England bekäme heute wie früher an Zinsen 4 Milliarden Mark, so brauchte England, nachdem man in der ganzen Welt für 150 Einheiten erst das kaufen kann, was man früher für 100 Einheiten kaufen konnte, noch weitere 2 Milliarden, um die Warenmassen zu kaufen, die es früher für 4 Milliarden kaufen konnte.

Weiter: England war das Land mit der größten Handelsflotte der Welt; es ist dies auch heute noch, aber die Welthandelsflotte ist größer geworden, und sein Anteil an dieser hat sich verringert. Der Weltaußenhandel hat aber erst 1927 das Niveau von 1913 ein wenig überschritten, so sind die Frachtverdienste weit geringer; eine Tatsache, von der England bei der Größe seiner Flotte natürlich besonders betroffen wird.

So haben sich die Posten seiner unsichtbaren Bilanz verringert; aber nicht genug damit: Die Lage der englischen Industrie selbst hat sich ganz außerordentlich verschlechtert. Es gibt zwei große englische Industrien, die niemals im Inlande eine starke Konkurrenz des Auslandes zu fühlen hatten, die Kohlen- und Textilindustrie. Auf sie beide fiel in der Vorkriegszeit fast 50 Prozent der englischen Exporte.

Mit dieser Feststellung ist eigentlich schon alles über die besondere Struktur der englischen Krise gesagt. Die Textilindustrie der alten hochkapitalistischen Staaten befindet sich heute in einer ständigen Krise. Das ist die Folge der veränderten Weltmarktsituation. Die Industrialisierung hat bei allen außereuropäischen Staaten Fortschritte gemacht, und die erste Industrie, die man zu organisieren beginnt, ist überall die Textilindustrie. Die überseeische neue Textilindustrie — so zum Beispiel die Japans — versorgt bereits nicht nur den eignen Markt und schwächt dadurch den englischen Absatz, sondern sie beginnt bereits auf fremden Märkten der englischen Konkurrenz zu machen. Dies ist einer der Gründe, warum im Import Indiens der englische Anteil zurückgeht, der japanische steigt. Von dieser Begründung neuer Textilindustrien in der ganzen Welt wird auch Deutschland und seine Exportindustrie betroffen; und es ist kein Zufall, daß im deutschen Export, auf Vorkriegswerte umgerechnet, die Textilindustrie erst zwei Drittel des Friedensniveaus erreicht hat, die Eisenindustrie dagegen bereits ungefähr das Friedensniveau. Die englische Textilindustrie wird aber von dieser Entwicklung viel härter getroffen, da einmal innerhalb dieser Industrie selbst das Exportquantum weit größer ist als in Deutschland, da auf der andern Seite in-

nerhalb des gesamten englischen Exports der Anteil der Textilien ein reichliches Drittel beträgt. Die englische Spindelzahl hat sich daher seit Kriegsende nur noch unwesentlich vergrößern können, der englische Baumwollimport ist stark zurückgegangen, der Export weist mengenmäßig einen Rückgang von 40 Prozent auf. Und wenn die Wirkung für die englische Zahlungsbilanz nicht gradezu katastrophal ist, dann nur darum, weil der Index der Exportwaren der englischen Textilindustrie weit über dem allgemeinen Index steht, so daß dem mengenmäßigen Rückgang kein wertmäßiger in diesem Umfange entspricht. Zur konstanten Krise in der englischen Textilindustrie kommt die chronische im Bergbau. Hier sind ja die Verhältnisse bekannt. Der Kohlenverbrauch der Welt ist nicht gestiegen, da die Kohle selbst besser ausgenutzt wird, da sie weiterhin durch „weiße" Kohle und Öl aus gewissen Positionen verdrängt wurde. England wird bei dem starken Prozentsatz seines Kohlenexportes an der gesamten Produktion von dieser Entwicklung besonders betroffen. Innerhalb der englischen Arbeitslosigkeit machen daher die Bergarbeiter eine besonders hohe Quote aus. Die Krise der englischen Kohlenindustrie ist chronisch und auch die andern „alten" englischen Industrien, so die Eisen- und Stahlindustrien, kommen aus der Depression nicht heraus.

Es ist für den Realitätssinn der Engländer bezeichnend, daß im Balfour-Bericht über den englischen Handel und seine weitern Entwicklungsmöglichkeiten neben den Gründen, die in der gesamten Nachkriegssituation liegen, auch jene aufgewiesen wurden, die für England spezifisch sind und die, wie der Bericht sehr ernst betont, einen Dauercharakter haben. Bevor England daher aus dieser chronischen Krise herauskommt, müßte die gesamte Weltwirtschaft aus ihrer Stagnation heraustreten, müßte eine starke Höherentwicklung im Außenhandel eintreten, wobei die lebhaftesten Optimisten in England nicht glauben, daß das Tempo der Aufwärtsentwicklung des Außenhandels in absehbarer Zeit dem Vorkriegstempo entsprechen kann; es müßten letzthin entscheidende, kostspielige, mit vielen Opfern verbundene Umstellungen der englischen Industrie erfolgen.

Das weiß auch die Liberale Partei; und es ist sehr bezeichnend, wie vorsichtig sie bei ihrer Wahlpropaganda in der Vertretung positiver Forderungen ist. Die einsichtigen Führer sind fest davon überzeugt, daß auch ein liberaler Wahlsieg an der schweren ökonomischen Krise kaum etwas ändern wird, denn wo könnten die Liberalen einsetzen? An der finanziellen Überlegenheit der Vereinigten Staaten können auch sie nichts ändern.

Die Tatsache, daß heute New York der Weltbankier ist und London erst an zweiter Stelle steht, wird auch von ihnen nicht umgestoßen werden. Eine stärkere Rentabilität der Handelsschiffahrt ist davon abhängig, daß der gesamte Weltaußenhandel eine Aufwärtsentwicklung zeigt; dies wieder wäre ganz unabhängig davon, ob in Downingstreet Baldwin sitzt oder Lloyd George. Die Kohlenkrise wächst weiter; aber zu ihrer

Liquidierung haben Baldwins Maßnahmen ebenso wenig ausgereicht wie des Liberalen Sir Herbert Samuel, der der Regierung seinerzeit das Gutachten lieferte. Was könnten also die Liberalen tun? Auf einen Punkt weisen sie mit allem Nachdruck hin, daß bei einem liberalen Wahlsieg England Frei-Handelsland bleiben wird. Aber selbst wenn die Konservativen nochmals die Majorität bekommen sollten, werden sie an den Grundzügen der englischen Zollpolitik kaum viel ändern, denn jede Schutzzoll-Politik in England hat zur Voraussetzung, daß in das System der Zölle die Kolonien, die Dominions mit einbezogen werden, so daß das gesamte britische Imperium von einer Zollmauer umgeben wird.

Aber zum „größern" Britannien gehören zwei Partner, und die englischen Dominions sind in keiner Weise geneigt, hierbei Englands Partner zu sein. Am Import wie am Export sinkt der Anteil Englands mit ziemlicher Stetigkeit. Weshalb sollen dann die Dominions eine Verstärkung der Bindung mit England suchen, wo in ihrem Import wie Export die Rolle aller andern Staaten immer mehr an Gewicht gewinnt? Es zeigen sich hier im Verhältnis Englands zu seinen Dominions mit besonderer Plastik die Veränderungen in der Wirtschaft der überseeischen Länder. Es sind nicht mehr Gebiete, die von Europa Fertigfabrikate einkaufen und ihm dafür Lebensmittel und Rohstoffe liefern, sondern man versucht dort mehr und mehr Fertigfabrikate selbst zu erzeugen. Je mehr dies aber die Dominions tun, einen um so geringern Radius haben ihre Außenhandelsverflechtungen mit England. Es ist zu erwarten, daß sich auch im Außenhandel der vorläufig ökonomisch noch weniger entwickelten Kolonien diese Tendenz bald bemerkbar machen wird. Daher sind die Dominions bisher für eine englische Schutzpolitik nicht zu haben, und ihre Widerstände werden nicht kleiner, sondern größer, proportional ihrem ökonomischen Fortschritt.

Die Liberalen haben nur so weit Chancen, als sie der Wählerschaft sagen können, unter der Regierung Baldwins sei die Krise nicht beigelegt worden, im Gegenteil, sie laste mit immer stärkerer Wucht auf der englischen Wirtschaft. Die Liberalen können weiter darauf hinweisen, daß auch rein politisch die Regierung der Konservativen nicht grade von Erfolg gekrönt ist, daß das konservative Regime sowohl in der Behandlung der Bergarbeiterschaft als auch in seiner Rußlandpolitik keine sehr glückliche Hand bewiesen habe, daß England weiterhin ökonomische Positionen in China verloren hat. Sehr radikale Forderungen können die englischen Liberalen nicht erheben, denn sie sind bemüht, sich auch in der Form der Wahlkampagne von der Partei stark zu distanzieren, die für die kommenden Jahre vielleicht die gesamte europäische Politik entscheidend beeinflussen kann, von der englischen Arbeiterpartei.

Ein zweiter Artikel folgt.

Pariser Presse von Simson Carasco

III.

Die organisierte Korruption

In einem kürzlich in der ‚Weltbühne' erschienenen Artikel sagt Peter Panter, vom ‚Rumeur' und dem Erpresser Georges-Anquetil sprechend, sehr richtig: „... daß die nicht erschienenen Artikel die kostbarsten genannt werden dürfen." Dies trifft nicht nur für das Revolverblatt ‚La Rumeur' zu, sondern für die ganze übrige Presse. Schweigegeld! Dies ist die wichtigste Einnahmequelle der Presse und ihrer Direktoren. Diejenigen, die dieses Schweigen kaufen, sind die großen Wirtschafts- und Finanzmächte, die Großbanken, die großen Industrieunternehmungen, die ihre Bilanz in der Finanzrubrik der Zeitungen veröffentlichen, die Flugzeugfabriken und Luftfahrtgesellschaften, die Petroleumtrusts, die Eisenbahngesellschaften etcetera. Alle diese Unternehmungen geben jährlich Millionen für die Presse aus.

Die Finanzberichte sind zweifellos die einträglichste Rubrik, denn hier gibt es keinen Tarif, und die geforderten Summen richten sich nach der Zahlungsfähigkeit der betreffenden Firma oder je nachdem ihre mehr oder minder ehrlichen Geschäfte bekannt sind.

Diese Rubrik hat übrigens ihre Geschichte und reicht auf ungefähr ein Jahrhundert zurück. Es war im Jahre 1820. Ein monarchistisches Blatt, die alte ‚Gazette de France', und eine klerikale Zeitung, ‚l'Ami de la religion', brachten regelmäßig jede Woche eine kleine Börsenschau. Eines Tages erschien ein Abenteurer und Spekulant namens Serre und schlug ihnen vor, die Börsenrubrik für 2000 Taler monatlich zu pachten. Die beiden Blätter waren froh, eine ständige Einnahme zu finden und waren sofort einverstanden. Serre benützte die beiden Finanzrubriken, um an der Börse zu spekulieren, machte glänzende Geschäfte, unterschlug schließlich beträchtliche Summen und wurde eingesperrt. Dies war der erste Finanzkrach der französischen Presse. Seitdem nahm diese Methode immer größern Umfang an, wurde immer mehr vervollkommt und ausgebaut, um schließlich Riesenaffären wie die der ‚Gazette du Franc' zu zeitigen.

*

Eines Abends, zur Zeit der großen Debatten über die französische Luftfahrt, sagte eine einflußreiche, einer großen Luftverkehrsgesellschaft angehörende Persönlichkeit in einem politischen Kreise folgendes:

„Das Parlament bewilligt uns jährlich 40 Millionen. Sehr gut! Die ehrlichen Leute glauben, daß Frankreich hiermit seine Pflicht erfüllt habe. Aber wissen Sie auch, wieviel von diesen 40 Millionen tatsächlich der Luftschiffahrt dienen? Ungefähr ein Viertel wird von der Presse verschlungen, damit sie uns nicht in den Rücken fällt und uns nicht bei irgend einem Flugunglück angreift oder im Augenblick, wenn die Subventionen im Parlament zur Sprache kommen. Dann gibt es so manche politische Persönlichkeit, auf die wir, sagen wir ... Rücksicht

nehmen müssen. Das kostet uns auch sehr viel. Von den 40 Millionen bleiben uns ungefähr 25 oder 27. Von diesem Rest müssen wir noch einiges zurücklegen für den Fall, daß uns das Parlament im nächsten Jahr seine Hilfe entzieht... Sie sehen also, was uns übrig bleibt, um unsre Flugzeuge steigen zu lassen. Bevor man irgend eine Reform versuchen will, muß man vor allem erst einmal die Presse reinigen, die uns aussaugt!"

Auch die Petroleumindustrie zeigt sich sehr interessiert. Vor ungefähr zwei Jahren, anläßlich der großen antisowjetistischen Kampagne, die mit der Abberufung Rakowskys endete, floß das Geld nur so in Strömen. Der ‚Matin', Instrument der „Royal Dutch", hatte das Feuer eröffnet. Die Zeitungen schieden sich in zwei Lager, je nachdem, von wem sie bezahlt wurden. Es gab sogar Blätter, die zu gleicher Zeit von der „Royal Dutch" und von der „Standard Oil" Geld nahmen und sich nicht nur ihr Schweigen, sondern auch ihre Neutralität bezahlen ließen. Das waren die Schlauesten. Man sah auch, wie Journalisten plötzlich ihr Lager wechselten. Man sah die Propagandaanzeigen der „Standard Oil" sogar in den radikalsten Linksorganen erscheinen.

Es gibt kein Gebiet in der Presse, in der sich die Korruption nicht breitgemacht hätte. Sie regiert als absolute Herrscherin sogar in jenen Rubriken, wo sie scheinbar gar keine Berechtigung hat. So zum Beispiel im Feuilleton. Die Feuilletonredakteure bilden eine Art geheimen Bundes, der das Monopol des Feuilletons in allen Zeitungen innehat. Fast alle schreiben selbst Romane unter verschiedenen Pseudonymen oder lassen sich welche von andern Leuten („négres" genannt) schreiben, und plazieren sie untereinander, so daß nur in den seltensten Fällen ein Außenstehender ein Feuilleton unterbringen kann. Ein Autor mag das größte Meisterwerk geschrieben haben, er wird es nur dann in der Presse unterbringen können, wenn er von irgend einer Persönlichkeit, am besten von einem Abgeordneten, lebhaft befürwortet wird oder wenn er dem betreffenden Feuilletonredakteur eine große Kommission sichert. Sonst gibt es für ihn absolut keine Aussicht, seinen Roman in einer Zeitung zu veröffentlichen. Ausgenommen in zwei, drei Blättern, wie ‚l'Oeuvre', ‚l'Intransigeant' und der kommunistischen ‚Humanité' werden die Romane, bevor sie angenommen werden, niemals gelesen und geprüft. Ihre Annahme hängt ja nur von Protektion und Geld ab. Oft muß man drei oder vier Feuilletonredakteure bestechen, bevor man ein Feuilleton unterbringt. Manche Blätter zahlen ihren Feuilletonredakteuren lächerlich geringe Gehälter, verpflichten sich jedoch kontraktlich, ihnen einen Prozentsatz des Romanhonorars zukommen zu lassen, den natürlich der Autor zu zahlen hat.

*

Aber es existiert eine große und mächtige wirtschaftliche Organisation in Frankreich, die die Korruption der Presse zum Prinzip erhoben, die aus der Korruption ein exaktes System gemacht hat mit fixen Tarifen, die, mit einem Wort, die Kor-

ruption organisiert hat: es ist dies das gemeinsame Sekretariat der sechs Eisenbahngesellschaften, die das französische Eisenbahnnetz ausbeuten. Einige Mal schon sah sich das französische Parlament gezwungen, Untersuchungsausschüsse gegen die Korruption der Presse und gegen den Wahlskandal einzusetzen. In den Jahren 1924 und 25 hat der letzte dieser Ausschüsse funktioniert.

Ein Abgeordneter, Herr Bienvenu, sagte eines Tages vor einem dieser Ausschüsse: „Die großen Eisenbahngesellschaften haben sich der Presse bemächtigt." Ein andrer Abgeordneter, gewesener Minister, Allain-Targé, sagte vor der gleichen Kommission: „Die Eisenbahngesellschaften haben die Presse ganz in der Hand. Es gibt nur sehr wenige Blätter, die nicht von ihnen unterstützt werden." Der dreisteste Ausspruch, der vor dieser Kommission getan wurde, stammt von Herrn Carlier, dem Generalsekretär der Eisenbahngesellschaft „Compagnie d'Orléans", der gleichen Gesellschaft, die das System der Korruption erfunden und ausgebaut hat. Dieser hohe Funktionär leugnete keineswegs die Tatsachen, die man den Eisenbahngesellschaften vorwirft. Er erklärt im Gegenteil, daß die sechs Gesellschaften im Jahre 1872 mit gemeinsamen Kosten die Korruption der Presse organisiert haben. Er gab Details an und erklärte, daß die Gesellschaften manche Blätter unterstützen, damit sie die Interessen der Eisenbahnen wahren, andre werden unterstützt, damit sie diese Interessen nicht zu heftig angreifen.

Die Korrumpierung der Presse durch die Eisenbahnen ist also eine unleugbare Tatsache. Bei welcher Gelegenheit und auf welche Weise funktioniert sie also?

Sie wird jedesmal angewandt, wenn es ein großes Eisenbahnunglück gegeben hat und man die Verantwortlichkeit der Eisenbahngesellschaft verschweigen muß; wenn irgend ein Skandal im Innern der sechs Gesellschaften ausbricht, kurz, wenn die Eisenbahnen irgend etwas zu verheimlichen haben. Es kommt auch vor, daß irgend ein Zeitungsdirektor die Summe, die er im Laufe des Jahres von den Eisenbahnen bekommen hat, für zu klein erachtet und ihnen plötzlich mit irgend einer Kampagne droht. Dann zahlt eben die Eisenbahn, damit das betreffende Blatt schweigt. Kurz, die Eisenbahnen sind eine höchst beachtenswerte und vor allem unversiegbare Einnahmequelle.

Ehemals wurde die Korruption in der Couponabteilung der Compagnie d'Orléans durchgeführt. Hier wurden Schecks verteilt. Doch dieser Vorgang hatte zwei große Nachteile: die Schecks tragen einen Namen und haben einen Talon. Dies ist sehr lästig, und Bestecher und Bestochene riskieren das Gefängnis. Die zweite Unannehmlichkeit erklärte Herr Carlier selbst vor der Kommission: „Nach jedem Eisenbahnunglück drängten sich die Journalisten in meinem Vorzimmer, diskutierten miteinander, machten sich vertrauliche Mitteilungen und beschlossen zuletzt immer, ihre Forderungen zu erhöhen. Dies mußte die Eisenbahnen mit der Zeit ruinieren."

Man half also diesem unhaltbaren Zustand ab, indem man

eine weise Organisation dieser Korruption mit festen Tarifen schuf. Die Schecks wurden abgeschafft zur Sicherheit für die Journalisten und die Eisenbahngesellschaften. Die Zahlungen werden durch eine Bank effektuiert. Für einen lobenden Artikel oder für ein Schweigen übergibt das gemeinsame Sekretariat der sechs Eisenbahngesellschaften dem Zeitungsdirektor eine folgendermaßen aussehende Quittung:

Reçu de MM. Vernes et Cie, banquiers, la somme de .... frs, que vous passerez à mon compte.

Signé: „X, Secrétaire des Grand Réseaux."

„Erhalten von Herren Vernes & Co., Bankiers, die Summe von .... frs, die Sie mir in Rechnung stellen wollen."

Unterzeichnet: „X, Sekretär der Eisenbahngesellschaften."

Eine einfache, ganz banale Quittung. Doch hat sie eine besondere Eigenschaft: sie trägt nicht die Unterschrift des Geldempfängers, sondern die des Geldgebers.

Das ist sehr fein ausgedacht.

Nehmen wir also an, es geschieht eine Eisenbahnkatastrophe, bei der die Verantwortlichkeit einer der sechs Eisenbahngesellschaften klar zutage liegt. Sofort unterschreibt der Sekretär der Eisenbahnen eine Anzahl solcher Quittungen für die bei ihm eingeschriebenen Zeitungen. Dieser gibt er 10 000 Francs, jener mehr, einer andern weniger, je nach dem Einfluß der Zeitung und dem Appetit ihres Direktors. Dann läßt er diese Quittungen sofort zu den verschiedenen Zeitungsdirektoren tragen, die ohne Gefahr das Geld einkassieren lassen können. Kein einziger Name außer dem des Sekretärs der Gesellschaften figuriert. Nicht die geringste Spur des erhaltenen Geldes existiert. Derjenige, der das Geld bekommt, unterschreibt nichts.

Am nächsten Tag erscheinen in der großen Presse Artikel und „Berichte von Augenzeugen", welche die Schuld an dem Unglück von der Eisenbahngesellschaft gänzlich abwälzen und auf den Lokomotivführer oder den Weichensteller schieben.

Wie funktioniert und wo ist diese berüchtigte und gebefreudige Bank? Sie befindet sich in der Rue Taitbout Nr. 29. Man geht rechts durch einen Hof, dann über eine gewundene Treppe, die so schmal ist, daß zwei Personen nicht aneinander vorüber können. Im ersten Stockwerk ist eine niedrige Tür. Man tritt ein und befindet sich in einem dunklen Vorzimmer mit nackten Wänden und ohne Sitzgelegenheit. Man antichambriert hier nicht. Jeder beeilt sich, so rasch wie möglich von hier wieder fortzukommen. Im Hintergrund des Raumes befindet sich ein schmaler Schalter mit einer Milchglasscheibe. Man klopft an die Scheibe; ein schmaler Spalt im Schalter öffnet sich. Man schiebt seine Quittung hinein, der Schalter schließt sich. Zehn Sekunden später öffnet sich der Schalter wieder und eine Hand schiebt ein Bündel Banknoten heraus. Man hat nur zuzugreifen und das Geld einzustecken, während der Schalter sich wieder lautlos schließt. Das ist alles.

Dies ist die wunderbare Organisation der Korruption, welche die sechs großen Eisenbahngesellschaften ins Leben gerufen haben, um sich die Gunst und das Schweigen der pariser Presse zu erkaufen.

„Schmutzsonderklasse" von Erich Kästner

„Der Reichstag wolle beschließen: Die Reichsregierung hat unverzüglich darauf hinzuwirken,

1. daß die deutschen Frauen künftig Kinder nicht wie bisher mit Hilfe sexueller Ausschreitungen, sondern lediglich durch scharfes Nachdenken zu empfangen haben. (Federführende Stelle: Das Reichsverkehrsministerium),
2. daß Bildhauer den menschlichen Körper ausschließlich in angekleidetem Zustande darstellen dürfen (Federführende Stelle: Das Reichsministerium des Außern),
3. daß der Gebrauch des Wortes Brust, sofern selbige weiblichen Geschlechts ist, mit dem Erschießen durch das Schwert zu bestrafen ist (Federführende Stelle: Das Reichswehrministerium)."

Es sind das nur ein paar Vorschläge. Aber die deutschen Kulturreaktionäre, die in breiter Front vorzurücken beginnen und ihre Parteivertreter vor sich hertreiben, werden gewiß für die Antragsformulierung dankbar sein und von ihr spätestens in der nächsten parlamentarischen Spielzeit Gebrauch machen.

Diese Reaktion ist Faulheit mit Feuererscheinung. Die Leute wollen nicht, und die Leute können nicht, aber es blitzt. Sie sträuben sich, aus dem Gefühl ihrer Unfähigkeit und Bequemlichkeit heraus, vor den Wandlungen, die kommen müssen, gehen nicht vom Flecke, und wenn man sie mitziehen will, fangen sie an zu strampeln, zu schreien und um sich zu hauen. Es geht ihnen wie denen, die an Platzangst leiden und nicht zu bewegen sind, über die Straße zu laufen, falls ein Auto in der Nähe ist. Jene Reaktion ist nichts andres als kulturelle Platzangst. Und ihre Vertreter sind die Urenkel jener Menschen, die am Ausgang der jüngern Steinzeit mit dem Fuß aufstampften und weinerlich erklärten: „Nein, wir wollen nicht in die Bronzezeit hinüber!" Und wenn es nach ihnen ginge, hingen sie noch heute wie die Klammeraffen in den Bäumen, und das von ihnen so geschätzte Skatspiel wäre niemals erfunden worden.

Die herrschende Reaktion hat bereits ihren zwingenden Ausdruck gefunden: man hat einen Verein gegründet. Er nennt sich „Deutscher Frauenkampfbund" und ist ein Holding-Unternehmen, das sich aus etwa fünfzig Vereinen zusammensetzt: Bartelsbund, Deutscher Philologinnenverband, Nationalverband deutscher Offiziere, Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine, Borromäusverein, Rentnerbund, Frauen- und Mädchenbund für sittliche Reinheit, Reichsverband der Kinderreichen, Stahlhelm Groß-Berlin, Reichsvereinigung deutscher Hausfrauen, Verband deutscher Akademiker, Dahlemer Frauenbund, Deutscher Verein gegen Alkoholismus, Westdeutscher Sittlichkeitsverein und zahlreiche andre Verbände (zur Erhaltung des Deutschtums im Inlande) gehören dem Kampfbunde an. Der deutsche Siepßer marschiert! Rückwärts, versteht sich. Denn hinten hat er keine Augen.

Die „deutschen Frauen" unterzogen die gegenwärtige Literatur einer Prüfung, schauderten, stellten so etwas wie Schwarze Listen auf und schickten sie zum Beispiel an den braunschweigischen Volksbildungsminister Sievers mit der

Forderung, Verbote zu erlassen. Es war eine falsche Adresse. Sievers antwortete, er halte es für „eine Anmaßung sondergleichen, wenn die verehrten Damen des Frauenkampfbundes ... vom Staate verlangen, daß er sich ihrer Geschmacksrichtung vollständig unterwerfen und Maßnahmen gegen wertvolle Zeitungen und Zeitschriften ergreifen soll. Ebenso muß ich mit aller Schärfe den Versuch zurückweisen, den Staat für einen Kampf gegen bedeutende Schriftsteller und Dichter wie Klabund, Zuckmayer, Iwan Goll, Jacob Haringer in Anspruch zu nehmen. Im Gegenteil werde ich bemüht sein, einem modernen und freiheitlichen Schrifttum, soweit nötig und möglich, meinen Schutz zu gewähren."

Pfui Teufel, dachten die deutschen Frauen und erklärten dann: „Nun, der braunschweigische Herr Sievers ist unmaßgeblich für die wahren deutschen Kulturbelange. Die bayrische Staatsregierung und der bayrische Landtag sind andrer Meinung als er, und auch der preußische Landtag wird hoffentlich auf Grund der Anträge seiner Mittel- und Rechtsparteien doch noch zu entgegengesetzter Auffassung kommen."

Die preußischen Zensuranträge, auf die angespielt wird, hatte bekanntlich das Zentrum eingebracht. Und der Frauenkampfbund steckte dahinter. Er verschickte im Januar 1928 einen „Weckruf an die berufenen Hüter des Glaubens, der deutschen Sitte und der deutschen Seele"; und er ließ darin klar durchblicken, daß er von der evangelischen und katholischen Geistlichkeit energische Unterstützung erwarte. „Wir hören oft predigen, daß jede einzelne Menschenseele unendlichen Wert hätte... Wir brauchen nicht Männer, die mit uns klagen, sondern Männer, die für und mit uns handeln... Rücksichtnahme der Kirche auf die finanziellen Knebelungsversuche politischer Hintermänner muß wegfallen... Ewige Werte müssen allem andern vorangestellt werden... Es ist hohe Zeit, daß die Kirche von Amts und Berufs wegen geschlossen aufsteht und sagt: Bis hierher und nicht weiter!"

Der Sinn des Weckrufs ist: Die von Offiziers- und Militärvereinen mobilisierten Frauen nötigen die Geistlichkeit zu einer christlich-nationalistischen Allianz, deren Einfluß es gelingen soll, die Regierungen ihrerseits zu einer Art von kulturellem Staatsstreich zu nötigen. Erst wird die Kirche eingeschüchtert, und mit ihrer Hilfe hofft man, den Staat einzuschüchtern. „Eingaben an den Reichstag, die Landtage, Justiz- und Polizeibehörden gegen die Zersetzung und Verderbung der deutschen Seele" sind geschehen und geplant, ebenso Massenkundgebungen, Vereinsvorträge, Schriften: „Kinos, Theater, Feste, Bälle, Presse, Literatur, Kioske, Buch- und Papierläden" werden von zu bestimmenden Personen aus den Gemeindevereinen oder Kirchenvorständen unter Bildung von Arbeitsausschüssen beobachtet; gegen jede bemerkte Unsittlichkeit wird schriftlich oder mündlich protestiert . . . Auf die öffentlichen Verwaltungen (Eisenbahn, Stadt) wird einzuwirken sein . . . Aufklärung auch der entkirchten Gemeindemitglieder . . . Förderung der deutschen Sippen- und Familienkunde . . . Pflege des Volksliedes . . . Die

eingehenden Vorschläge und Mitteilungen sollen zu einem Plane gemeinsamen Vorgehens in großem Stile verarbeitet und in geeigneter taktvoller Form in öffentlichen Kundgebungen erörtert werden. Es soll dadurch die Zustimmung der Öffentlichkeit zu den Anforderungen, die an Gesetzgebung und Verwaltung gestellt werden müssen, herbeigeführt werden."

Die Generalsgattinnen haben bei ihren Familienvorständen, wie man sieht, Strategie gelernt. Zu Hause haben sie sicher Karten vom innern Kriegsschauplatz, und wenn die Geistlichkeit von Frankfurt am Main gegen Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen" protestiert oder die christlich-militärische Jugend von Hamburg Bruckners „Verbrecher" mit Stinkbomben belästigt hat, schmeißen die Heerführerinnen ihre Möpse vom Schoß und stecken Fähnchen. Sie sitzen in der Etappe und schicken die Pfarrer an die Front. Die Pfarrer müssen vor, ob sie wollen oder nicht, sonst verlieren sie ihre weibliche Kundschaft.

Ihrem Weckruf ist eine Beispielsammlung angegliedert, die, zur gefl. Verwendung, Autornamen, Titel literarischer Arbeiten und Kostproben des „Volksgiftes" enthält. Der erste Abschnitt behandelt und benennt Gotteslästerungen: Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen", Egon Erwin Kischs „Himmelfahrt der Galgentoni", Klabunds „Harfenjule", Zuckmayers Gedichte etcetera. Dann folgen andre Sammelrubriken, zum Beispiel: „Planmäßigkeit der Entsittlichung" und „Was alles heute zur Literatur gerechnet wird". Da findet man Bruckners „Verbrecher", Äußerungen von Magnus Hirschfeld bis zu Landsberger und Rideamus, Heinrich Manns „Bibi", Rehfischs „Frauenarzt", Proben von Meyrinck, Iwan Goll, Jacob Haringer, Weinert, Hiller.

Die Schlußrubrik führt den gelungenen Namen: „Schmutzsonderklasse" und nennt Polgar, Tucholsky, Klabund, Kästner. Daß Weltbühne, Simplizissimus, Literarische Welt, Rote Fahne, Welt am Abend, Montag Morgen als gefährliche Blätter gebrandmarkt werden, ist selbstverständlich.

Die Offiziersfrauen und die Pfarrertöchter sind klar zum Gefecht, und die Frau Vereinsmeier wetzt das Küchenmesser. Die Literatur soll um ein Glied kürzer gemacht werden. Die Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts sollen Sopran singen. Pfui, meine Herren Damen!

Wenn die Führerinnen des Bundes in Küche und Kammer mehr zu tun hätten, hetzten sie uns jetzt nicht die Parteien und den Staat auf den Hals. Sicher sind auch ehrliche Frauen dabei, die nur ein bißchen beschränkt sind. Sie sollten aber aus ihrer Dummheit keinen Beruf machen! Bevor sie nicht in aller Öffentlichkeit, und notariell beglaubigt, erklären: sie hielten Lessing, Goethe und Schiller ebenfalls für Kulturbolschewisten und Libertins und deren Werke in großen Teilen ebenfalls für volksvergiftend, solange ist ihre Bewegung von Grund aus verlogen. Sollten sie aber diese Erklärung abgeben wollen, dann stecke man sie, wegen Gemeingefährlichkeit, umgehend ins Sanatorium.

Patient und Kasse von Alfred Doktor

Die Mißstände des deutschen Krankenkassenwesens sind so offensichtlich geworden, daß man überall darüber reden und schreiben darf; niemand wagt mehr den Versuch, zu protestieren und zu vertuschen: man diskutiert und macht Vorschläge; man streitet sich herum und ist einig darüber, daß alle Beteiligten gleich unzufrieden sind.

Die Beiträge der Versicherten steigen, die Leistungen der Kassen steigen, die Bezahlung der Ärzte ist miserabel. Zeitweise hält man Burgfrieden, zeitweise klagt man sich an — und als Ergebnis vieler Jahre Krankenkasse bleibt: die fortschreitende Verelendung des Ärztestandes und das sinkende Vertrauen der Massen in die Schulmedizin.

Man sucht nach dem Schuldigen. Da ist der nächste der Arzt, den die Kasse für ihre Auslagen und der Patient für seine ungenügende Behandlung verantwortlich macht. Er ist der Prügelknabe zwischen den Parteien, dem Patienten gegenüber verantwortlich und von der Kasse abhängig. Seine Bezahlung muß dem Nichtmediziner grotesk erscheinen. In Berlin, zum Beispiel, ist bei den Kassen, die den größten Teil der Versicherten umfassen, der Wert des Gutscheins für normale ärztliche Behandlung während eines Monats noch nicht zwei Mark; alle Sonderleistungen, Besuche etcetera inbegriffen kommt vielleicht ein Monatsdurchschnitt von vier Mark für den Patienten heraus. Welcher andre Beruf würde für diesen Betrag Leistung, Verantwortung und Haftung übernehmen?

Die Verhältnisse sind so grotesk, daß man ohne Übertreibung sagen kann: wenn jemand Medizin fertig studiert hat, muß er noch ein eignes Studium beginnen, um „Kasse richtig behandeln" zu lernen.

Für einige Mark im Monat! Schätzt man das Existenzminimum eines mit Familie lebenden und sich fortbildenden Arztes und berechnet man, wieviel Patienten er haben muß, und wie oft jeder kommt, dann wird man verstehen, wie die Sprechstunde überfüllt sein muß, und wie wenig Zeit für den einzelnen Fall zur Verfügung steht. Da heißt es rasch sehen und rasch entscheiden, und, da die Gesundheit des Patienten vorgeht, muß von kostspieligen diagnostischen Methoden: Röntgen, Krankenhausbeobachtung etcetera übermäßiger Gebrauch gemacht werden. Wenn dann am Ende des Jahres die Behandlung des einzelnen Patienten die Kasse mehr kostet, als Privatbehandlung zu niedrigen Sätzen gekostet hätte: wer kann dafür? und die Kasse spart weiter am Arzt, da sie am Patienten nicht sparen kann.

Werden hier die kostspieligen Untersuchungs- und Behandlungsmethoden der Ärzte gebrandmarkt, so wird von der andern Seite die dauernd wachsende Begehrlichkeit und das Ausnützungsprinzip des Patienten angekreidet. Der bezieht auf seinen Gutschein Pyramidon, Wasserstoffsuperoxyd, Zahnpasta, Seife, Lysoform und andres für die ganze Verwandtschaft und deckt sich außerdem mit Bädern, Massagen, elektrischen Heizkissen und all dem, was man sonst mit List und

Geschick bekommen kann, nach Möglichkeit ein. Die Kassen mahnen die Ärzte und drohen: aber sie selbst machen in lauter Weise die Patienten auf all das aufmerksam, was sie haben können, und ein übriges tun öffentliche Fürsorgen, Artikel in der Presse und aufklärende Ausstellungen. Die Kasse preist an, und der Arzt soll der Büttel sein, der verweigert?

So klagt einer den andern an und entrüstet sich. Die Kassen haben jetzt eine Erhöhung des Pauschales für ärztliche Behandlung während der diesjährigen Grippeepidemie abgelehnt mit der Begründung, daß ihnen durch leichtfertiges Krankschreiben von Seiten der Ärzte übermäßige Ausgaben verursacht worden seien.

Es ist sinnlos, hier Sündenböcke suchen zu wollen; es handelt sich nicht um den Einzelfall eines Arztes, der sich Patienten züchtet und eines Patienten, der seine Kasse schädigt, es handelt sich nicht um eine Vielzahl von Einzelfällen, sondern um eine Krankheit des Systems, das den Patienten zur Begehrlichkeit erziehen muß und den Arzt zwingt, zwischen der durch die schlechte Bezahlung gegebenen Notwendigkeit zuvieler Patienten und der diesen Patienten gegenüber empfundenen (und gerichtlich statuierten) Verantwortung den günstigsten Ausweg zu finden. Noch weniger, als man heute den Patienten veranlassen kann, seine Kasse nicht zu schädigen, kann man vom Arzt verlangen, daß er zugunsten der Kasse schlechten Gewissens an seinen Patienten spart.

Diese Krankheit des Systems ist in dem Augenblick ersichtlich, in dem man, statt die Rolle der Ärzte oder den guten Willen der Kasse zu diskutieren, den Standpunkt des Patienten betrachtet, der schließlich als Konsument die Rentabilität des Betriebs bestimmt. Das ahnungslose Mitglied geht zur Kasse und erhält einen Gutschein auf ärztliche Behandlung. Zugleich drückt man ihm eine Liste der im Bezirk niedergelassenen Ärzte samt Fach und Sprechstunde in die Hand. Er steht vor einer Vielzahl von Anpreisungen und Schildern; und das erste, was er tut, ist, eine Diagnose seiner Erkrankung zu stellen; denn er muß sich ja seinen Arzt aussuchen. Also geht er zu einem Spezialisten; ist vielleicht falsch dran und wird zu einem nächsten geschickt; der behagt ihm nicht und im kommenden Monat sucht er einen dritten auf und kontrolliert dessen Diagnose im nächsten Monat durch einen vierten, der von den vorhergewesenen dreien nichts weiß. So kommt es, daß vielleicht dieselben Untersuchungsmethoden drei Mal angewandt wurden, daß drei Mal die gleiche Diagnose gestellt wurde — aber, da jeder Arzt im Verkehr mit seinen Patienten eine eigne Terminologie hat und, da vielleicht jeder der drei dasselbe Präparat, aber unter einem andern Namen verschrieben hat, gewinnt der Patient den Eindruck, von jedem anders und von jedem falsch behandelt worden zu sein — und er nimmt außer der Diagnose auch die Behandlung seiner Leiden in eigne Regie. Der Patient hört auf, Pflegling seines Arztes zu sein, sondern er verarztet sich unter Zuhilfenahme der Kasse und der einzelnen Medikusse

selbst; er holt sich Aufklärung vom Stammtisch und aus Zeitungsartikeln und bedrängt den erwählten Spezialisten mit den diagnostischen und therapeutischen Wünschen, die er sich zurechtlegt und deren Erreichung er sich zu sichern weiß.

Es ist ein Kaufhausbetrieb, ohne persönliche Beziehung zwischen Arzt und Patienten; aber Gesundheit läßt sich nicht in der Herren- oder Damenabteilung kaufen. Darum sind auch die jetzt häufigen Vorschläge äußerst zweischneidig: daß man den Kassenarzt ganz verbeamte und in diagnostischen Instituten, Ambulatorien und Spezialistenhäusern die öffentliche Verarztung gewissermaßen am laufenden Band organisiere. Sicher ist die jetzige Kombination von Zwangsversicherung und freier Arztwahl ein Widersinn; aber andrerseits ist der kranke Mensch nicht ein Nebeneinander von gesunden und kranken Organen und vor allen Dingen ist zur Behandlung der meisten Leiden ein Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patienten nötig, das sich durch keine Mechanisierung ersetzen läßt.

Das Kassenwesen in seiner heutigen Form hat das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patienten zerstört. Während der frühere Hausarzt seine Leute von Jugend auf kannte, über die Ergebnisse jeder spezialärztlichen Untersuchung orientiert war und, wenn ihm ein Kranker wegblieb, in dessen Wohnung gehn und ihn aufsuchen konnte, muß heute ein Arzt, dem ein Patient wegbleibt, mit den Schultern zucken und sagen: zu einem andern gegangen. Und er weiß, daß die Frucht seiner Mühe verloren ist.

Denn es ist gar nicht wahrscheinlich, daß die Ursachen dieser Mißstände in finanziellen Motiven der Gewinnsucht oder Begehrlichkeit liegen; wer zum Arzt geht, will gar nicht Aspirin oder Röntgenaufnahmen, er will vertrauensvolle Untersuchung und Rat — und wenn wirklich zur Behandlung der Kranken größere Summen nötig wären, müßten sie eben aufgebracht werden, da auf die Dauer der Geheilte weniger kostet als der Kranke. Wenn trotz dauernd steigenden Leistungen allseits steigende Unzufriedenheit feststellbar ist, so liegt das vielleicht daran, daß die äußerliche Organisationssucht einer industrialisierten Zeit im Patienten zu wenig den kranken Menschen und zu sehr das kranke Organ sah, mit dem der Patient mißtrauisch und anspruchsvoll hausieren geht. So ergibt sich eine übermäßige und sinnlose Beanspruchung der Ärzte, deren Einzelbeobachtung verloren geht, weil keiner vom andern weiß. Und es ergibt sich eine übermäßige und sinnlose Beanspruchung der Kasse, weil der Patient das Ungenügen, das er empfindet, aber nicht formulieren kann, durch möglichst viel dessen, was er brauchen kann, zu kompensieren versucht.

Das Ergebnis: die wissenschaftliche Medizin, die gar nichts damit zu tun hat, wird diskreditiert, der Patient ist bereits verdorben und die Berufenen beraten, durch welche ganzen und halben Maßnahmen das Unglück sich wieder gut machen ließe.

Ludwig Hardt von Rudolf Arnheim

Auf dem Tischchen liegt ein Adreßbuch, und auf dem Adreßbuch steht eine Metallampe, deren Kopf mit einer Art Witwenschleier umhüllt ist, so daß die elektrische Birne nur einen schmalen, konzentrierten Strahl auf Kopf und Hände des Vortragenden schießen kann. Dieser sieht aus, wie heutzutage wenige aussehen. Wäre Schiller ein Bildhauer gewesen, er hätte die auf dem Vortragstisch postierte Büste Ludwig Hardts entworfen, diese jambische Adlernase, diese Stirn, die über den Kopf bis zum Wirbel reicht, diese Hände, die, in breiter Schaufelbewegung der Arme ausfahrend, Geist auszusäen scheinen. So ungewöhnlich sieht ein Mann aus, der so Ungewöhnliches tut: der altes, in den Pappkartons der Buchdeckel beerdigtes Kulturgut zu neuer Wirkung erweckt.

Würden allen, die Zeitungen lesen, statt dessen jeden Morgen Gedichte von Matthias Claudius, Anekdoten von Kleist, Liebeslieder von Lenz neben die Kaffeetasse gelegt, so wüßten die Staatsbürger mehr von den großen Dichtern und Denkern, die heute auf Bücherbrettern an den Wänden stehen wie die Urnen in den Krematorien — als zierlich aufgehobene Staubreste vergangnen Lebens. Da es aber nicht zu den Sitten des Alltags gehört, die Klassiker zu lesen, da Goethe nicht von den Zeitungshändlern ausgerufen wird, hat das Volk des zwanzigsten Jahrhunderts „kein Verhältnis mehr zur Kunst". Es wird heute viel davon gesprochen — und selbst die Führer plappern es nach, weil es für ein kleidsames Paradoxon gilt, wenn die Geistigen den Geist verleugnen —, daß die große Kunst der Vergangenheit uns nichts mehr zu bieten habe. Niemand merkt, daß nur die Anregung, daß nur die Bekanntschaft, der Mittler fehlt. Die geistige Elite sieht sich in den Theatern Ausstattungspantomimen an, wie sie früher im Zirkus Busch beheimatet waren, man erwartet Detektivromane von den Dichtern und Denksport von den Denkern, Philosophen und Künstler tragen den Edgar Wallace in ihrer Aktentasche — und alsbald krähet der Hahn. Das ist die Stimme Ludwig Hardts.

Nicht alles, was er tut, wird man gutheißen. Die Freude am Orgelklang der eignen Stimme verführt ihn, wie bei Virtuosen nicht selten, Kadenzen und Fermaten einzulegen, die dem Dichtwerk nicht zugute kommen. Oft stößt er in die Posaune, so daß man vor Lärm den Dichter nicht hört. Auch liebt er es, mimisch zu ergänzen, was der Dichter mit dem Wort allein zu sagen gedachte: aus dem Zauberlehrling macht er eine Humoreske, und Morgensterns tiefes Gedicht vom schweigenden Wasser bringt er um alle inhaltliche Wirkung, weil er sich nicht versagen kann, das Rauschen der Wellen zu imitieren. Im Lyrischen zuckt es oft süßlich um seinen schmalen Kardinalsmund. Aber die Vorzüge überwiegen. Denn dieser Ludwig Hardt hat die Fähigkeit, Diamanten vom Staub der Jahrzehnte freizuschleifen, sie köstlich zu fassen; er hat ein untrügliches Qualitätsgefühl und eine seltene Ehrfurcht.

Das schwadronierende Gedröhn von Kleists preußischem Reiter erschreckt leibhaftig die Hörer, Hölderlin betrachtet die Schwäne auf dem heiligen Wasser, der Freiherr von Münchhausen 'zwirbelt seinen Schnurrbart auf, und Johann Peter Eckermann steht schweigend vor dem Leichnam Goethes.

Hardt spricht auch Altenberg, Scheerbart, Busch, und im humorvollen Charakterisieren entfaltet er vielleicht seine höchste deklamatorische Kunst — aber seine wichtigste Mission liegt woanders. Er gebietet den Dichtern, deren Namen die Leute in der Schule gelernt und infolgedessen wieder vergessen haben: Steht auf und wandelt! Er demonstriert, daß es da aufregende und aktuelle Schätze gibt, er trägt etwas von dem Glanz und der Noblesse der großen Künstler in den Alltag unmusischer Menschen, er bringt ihnen die große Gebärde und beugt ihre Rücken vor dem reinigenden Pathos des Ewigen. Mit erhobenem Kinnbacken erschlägt er die Philister.

Wie mancher wird sich nach solchem Vortrag angeregt fühlen, im Bücherschrank zu kramen. Wie mancher wird am eignen Leibe spüren,, daß es anregendere, packendere Dinge in den Gefilden der Kunst gibt als abgeschmacktes Zeittheater oder die Salon- und Kriminalreportagen umgepreßter Expressionisten. Und das hat mit seinem Singen der Ludwig Hardt getan.

Schallplatten-Baedeker von Hans Reimann

Parlophon

P 9333 und P 9334: Ouvertüre zur „Entführung" und Délibes „Coppélia", beides von Weißmann dirigiert, stubenrein, erfreulich, gesund, lieblich, heiter, voller Esprit und Charme, zumal die Coppélia. — P 9351: das Amar-Hindemith-Quartett legt von Mozarts D-Dur das Andante und das Menuett meisterlich hin. — Kantor Fleischmann (Köln) benutzt beim Kiddusch und bei „w'schomru" leider keine alten Melodien, sondern moderne, gibt außerdem zu viel Ton, strengt sich an, atmet falsch, quillt förmlich auf und verpatzt sein schönes Material. — Nino Piccaluga auf P 9847 singt, von einem prächtigen Orchester begleitet, zweierlei: aus „Andrea Chenier" („Ich habe nie geliebt!") und aus Puccinis „Manon Lescaut" („Ah, Manon, mi tradisco . . ."). Geradezu carusonisch. Leidenschaftlich, gewichtig, klagend, resignierend, alles auf einer einzigen Platte; und zum Schluß einen Schluchzer. Das Gegenteil vom stämmigen Franz Völker aus Frankfurt bei Isenburg. — Drei nette Tanzplatten, eine von Mitja Nikisch (B 12 014) mit anglifiziertem Refrain-Gesang, überwucherndem Beiwerk, einer Menge Majonnaise, fast zu pikant; zwei von Barnabas von Géczy (B 12 024 und 12 025), delikat ohne Knalleffekte, innig-warm und dennoch mit großem technischem Komfort.

Odeon

Auf O 8356 singt Richard Tauber beseligenden Offenbach: „Ha, wie in meiner Seele entbrennet . . ." und den Klein-Zack, jene ins Traumland entgleisende Ballade. Einfach himmlisch. — Lotte Lehmann serviert eine Goldschmiede-Arbeit des Richard Strauß („Ariadne auf Naxos") in zwangloser Deklamation, blühend, fließend, in Tongebung wie Aussprache gleich vollendet. Trotz primissima Reproduktion kein überirdischer Genuß, da zu kompliziert.

Columbia

Leopold Godowsky am Flügel, L 2165 bis L 2167, spielt Chopin. Auf mittlerer Linie, ohne Forte, brav und richtig. — Roy Evans jodelt auf 14 161 über den Strang. Die Hälfte würde genügen. Ulkig und kunstvoll, doch ohne Steigerung und Variationen. — Layton and Johnstone, die sympathischen Negerbrüder mit Seele, üppigen Kehlen und klarem Anschlag, brillieren mit „sunny skies" und „my laughter". — Doch das Äußerste vom Äußersten, leider ausverkauft, ist Sophie Tuckers, der dicken Fürstin, Platte von der jiddischen Momme, wohl die reifste und köstlichste Sprech- wie Gesangs-Aufnahme der letzten Zeit. Ted Shapiro mit seinem Orchester (klein, aber oho) streut Paprika drüber.

Electrola

Zwei Klavier-Platten, nicht die Stärke von Electrola. Irgendetwas hapert da bei der Aufnahmetechnik. Rachmaninoff (DA 827) spielt virtuos seine Etude tableau A-Moll und Liszts „Tanz der Gnomen", der wesentlich grammophongeeigneter ist; perlend, mit quicken Läufen, im vierten Viertel ergötzlich durch gebundene Gelöstheit. Und Moriz Rosenthal spielt (EJ 329) die Blaue Donau, als ob Buddha spiele oder als ob die Ivogün sänge. Auch ein Stück Fledermaus gerät ihm dabei zwischen die zahlreichen Hände. — Schaljapin wagt sich (DB 1184) an Schubert, und es wird Schaljapin daraus: der „Doppelgänger" schreitet unheimlich düster, deutsches Gemüt ersäuft in russischem Kolorit; und „Tod und Mädchen", eines der dramatischesten Lieder (für Altistinnen), im Tempo sehr hurtig, entpuppt sich als russisches Mädchen nebst beunruhigendem Freund Hein. — Kantor Rosenblatt aus New-York, der kleine Mann mit dem schwarzen Umhängebart, ist zu hören auf EJ 288 (auf der einen Seite ein erschreckender, Furcht und Zittern verbreitender, bei näherem Hinschauen ganz naiver Räuber-Chor), wie er „L'keil orech din" in einer für Christenmenschen fast schon grotesken Weise vom Stapel läßt, obwohl die Orgel Wasserwellen liefert und der Kantor mit seinem tränengesättigten Piano allerhand angibt. EJ 289 geriet desto saftiger. Ein Duett („Sog ze rebenju") und ein anscheinend weltliches Lied („Lomir sich iberbeten"), das Orchester in kaukasischen Rhythmus stürzend, noble Begleitung, feine Blaswirkungen; kurzum eine Platte, die der stille Genießer oft auflegt. — Eine Aufnahme aus öffentlicher Vorstellung der berliner Staatsoper („Rosenkavalier", III. Akt mit Schluß; EJ 295) verdient höchstes Lob trotz Unsauberkeiten im Orchester und auf der Bühne. So knackfrisch, so garnicht frisiert, so herzig unmittelbar; und wenn der Sarotti-Knabe zuguterletzt dahergetrippelt kommt, zieht rückwirkend die Tragödie des Alternmüssens an uns vorüber. — Yvette Guilbert (nach einem Entwurf Léandres) bietet (als Kontrast zur Massary, die sogar das zustande bringt) keinerlei Mimik; auf EJ 330 jongliert sie mit ihrer Sprache, schnurrt das „très bien", gehabt sich frech, geizt nicht mit Zwischenlauten und enthüllt sich als großes Vorbild der Margo Lion. — Fritz (und Hugo) Kreisler (und der diskreteste und klügste Begleiter, Michael Raucheisen, am Klavier) liefern eine der entzückendsten Platten (DA 961); „Syncopation" und „Wiener Marsch". Die Geige, wenngleich immer durchaus Geige, klingt bis zur Cello-Fülle, das Herz geht einem auf, harte Sünder werden weich. — Auf EG 858 hört man Kanarienvögel aus der Zucht des Herrn Reich zu Bremen; teils wie sie Gott geschaffen hat, teils unter lavendelartiger Volksliederverbrämung, und das wirkt hübscher als in natura, da künstlich. — Das Philharmonische Orchester aus Wien (Leitung: Franz Schalk) spielt die VI. Symphonie Beethovens, die Pastorale, auf EJ 341 bis 345 schlechthin untadelig und auf EJ 332 und 333 die Leonoren-Ouvertüre nicht minder edel und mutig, stark in den Bässen

und fest in den Geigen; nur das Signal zu Beginn der zweiten Platte mißlang, weil dergleichen für Mikrophonzwecke (hier gilt keine Unantastbarkeit) ein wenig umgesetzt werden muß. Stokowski tut es. — EJ 276 ist für mich (neben Stokowskis Aufnahmen) die fulminanteste Orchesterplatte: „Salomes Tanz", von Klemperer höchst intelligent reproduziert. — Eine Meisterleistung der Electrola bedeutet die „Bohême" Puccinis; EH 183 bis 195. Dreizehn dichtgefüllte und gut geschnittene Platten. Zwei Stunden. Glanzstücke: EH 188 (Musettes Walzer) und EH 192 (die von Rodolphe und Marcel gesungene Serenade). Unvergleichlich die Chöre, das Orchester, die Stimmen; Tempo, Nuancen und Schmiß: Wie Mimi verhaucht, wie die Musette vor Übermut schäumt! — EH 221, eine Whiteman-Platte namens „Chloë", ist ein listiges Attentat auf die Tränen-Drüsen. Ich glaube, das Orchester ist dabei aus Rührung über sich selbst davongeschwommen.

Brunswick

Die Six Jumping Jacks vertragen halblaute Nadel; auf A 7840 hobeln, hämmern und fräsen sie ihr „Nagasaki" schmissig und präzis herunter. — Abe Lyman (A 7851), ein okulierter Jack Hylton, bringt „Was ist nebbich ein Traum?" und „Sleepy baby" mit viel Flexaton, Spaziergängen auf dem Piano und trüben Saxophon-Beigeräuschen. — Red Nichols „Avalon" (A 7707) ist eine geschwinde Sache, im dritten Drittel märchenhaft schön infolge Glöcklein-Geklingels auf Banjo-Basis. — Al Jolson, der Jazz-Sänger, ein zappendusterer Chasen, spendiert „Sonny boy", zum Sterben ergreifend; und „Regenbogenglanz", mit Pfeif-Einlage, heftigem Moll und fesch synkopisierend. — Kenn Sisson (A 7895) gefällt mir absolut nicht. Das machen wir in Deutschland kaum schlechter. — Walter Gieseking hat seinen Debussy fast zu zart exekutiert (A 5049: langsamer Walzer und Silber-Kaskade); selbst bei leisester Nadel bringt man das Nadelgeschleif nicht weg. — A 62 651 ist eine der wundervollsten Gesang-Aufnahmen: Elisabeth Rethberg (mit Klavier). „Der einsame Waldweg" und „Frühlingstraum". Englisch.

Grammophon

95 214: „Fridericus Rex" und „Prinz Eugen", gesungen von Theodor Scheidl, als singe er leibhaftig im Nebenzimmer. Unheimlich. — 66 822: Erica Morini geigt, unter Assistenz Raucheisens, das etwas fad geratene „Swanee river" und Kreislers „Stefansturm". Nicht überwältigend. — 27 003 (mit starker Nadel, bitte) ist die von Oskar Fried liebesam dirigierte Ouvertüre zu Donizettis „Don Pasquale". — Ebenso ideal glückte die von Richard Strauß (66 826) dirigierte Ouvertüre zur „Zauberflöte". — Aus der „Dreigroschenoper" Weills zeigt Paul Godwin die ohne Text magere Tango-Ballade und den unverschämten Kanonen-Song und versetzt uns solchermaßen zu den Wilden in den literarischen Urwald. — Atterbergs Symphonie VI in C-Dur (95 193 bis 95 195), vom Komponisten persönlich vorgeführt, bildet eine reizvolle Synthese aus Altem und Neuem, ein merkwürdigerweise stilreines Kompromiß mit artigen Reverenzen vor Schubert. Damals fiel die Musik direkt vom Himmel. Heute wird sie verfertigt. Die Aufnahme ist einwandfrei. — Franz Josef Hirt spielt auf 95 205 „Golliwoggs Cakewalk" (aus Debussys „Childrens corner"), eine mir durch Gieseking vertraute Arbeit von Witz und Grazie, und Walter Rehberg spielt auf 95 203 Liszts „Sonetto del Petrarca", und auf der Rückseite derselben Platte spielt Alexander Brailowsky Liszts „Liebestraum", und es ist wirklich unentstelltes, unverfälschtes Klavier von opulentem Klang.

König Johann von Gustav Landauer

Reitpeitsche und Gewehrkolben zerschlugen vor zehn Jahren das wundervoll organisierte Haupt, dem als letzte unpolitische Arbeit die ebenso philologisch gründlichen wie künstlerisch einfühlsamen Vorträge über „Shakespeare" entsprangen. Martin Buber hat die (nicht ganz vollendete) Reihe im Jahre 1923 (bei Rütten und Loening) herausgegeben. Hier folgt ein kleines Stück aus dem Aufsatz über „König Johann". Auch diese wenigen Absätze zeigen, welch umfassender Geist, welch großes Herz unter den Hieben einer entmenschten Soldateska hier vorzeitig zum Stillstand gebracht wurden. Sie zeigen aber noch etwas anderes: daß wahrhaftigste Menschenliebe, wärmstes Gefühl mit den Mühseligen und Beladenen dieser Erde weder kunst- noch traditionsfeindlich zu sein brauchen und daß Seelenerkenntnis und Formverständnis kein Beweis für reaktionäre Gesinnung sind.

Shakespeare geht es um den großen, fast möchte man sagen: um den ewigen Streit zwischen Politik und Menschlichkeit. Wir sehen, wie der König von England je nach seinem Interesse und der Situation gegen die Kirche geht und mit der Kirche geht; wie der König von Frankreich um seiner Herrschaftsinteressen willen das Recht des beiseite geschobenen Prinzen Arthur verficht, und wie er ihn dann schnöde fallen läßt, sowie er seine Interessen besser durch friedliche Verständigung wahren kann, und wie er dieses neue Bündnis mit England dann sofort wieder aufgibt, wenn er glaubt, im neuen Bündnis mit dem Papst noch besser abzuschneiden oder im andern Fall vom Papst schwer geschädigt zu werden; wir sehen, wie die englischen Großen abwechselnd mit ihrem König für die Einheit des Reichs, gegen ihren König und landesverräterisch mit dem Fremden verbunden für ihre Unabhängigkeit und wider die Tyrannei, und dann wieder mit ihrem König gehen. Und wir sehen, wie all dieser Machtstreit bei jeglicher Stellungnahme ein Gewand großer Worte und scheinbar allgemein gültiger Grundsätze findet, in das er sich einhüllt, und wie er immer mit menschlichen Sympathien und Antipathien, mit menschlichen Regungen und Glaubens- oder Aberglaubensvorstellungen, mit Überzeugungen und Leidenschaften verquickt ist.

Dies Stück gehört, worüber man nicht zu staunen braucht, bei den meisten unter unsern Shakespeare-Autoren zu den unbeliebten; es geht da immer noch nach Sympathien zu, die man den Gestalten entgegenbringt, und sie mögen das grelle Rot, das zarte Rosa, das pechdunkle Schwarz, aber nicht das Grau dieses Königs Johann. Ja, er ist grau wie Asche oder fahl wie Leder und Leber, dieser ungeniale unter den Usurpatoren; gerade dieses Bild sollte uns dies Mal gezeigt werden, und ich meine, wir Menschen, um deren Seelenerschütterung und Lebensführung willen der gewaltige Mann Shakespeare gelebt und an uns und unsern Einrichtungen gelitten und geschaut und gedichtet hat, hätten Wertvolles eingebüßt, wenn dieser kahle Herrscher in Shakespeares Skala der Kö-

nige gefehlt hätte. Echt und temperamentvoll ist Johann nur in seinem Haß gegen die mit allen Mitteln des Geistes und der Phantasie arbeitende gewaltige Konkurrenzmacht der weltlichen Herrschaft, den Papst und die Kirche; und der Halt, den er in seinem Innern hat, die Achse seines Wesens zermürbt in dem Augenblick, wo er sich, um die Krone auf dem Kopf zu behalten, diesem Todfeind seines Wesens und seines Reiches unterwerfen muß. Der Mann, der zu Unrecht auf dem Thron sitzt, kennt, was ganz zu seiner Rolle eines trokkenen und seiner Natur nach unkriegerischen Usurpators paßt, keinen angelegentlicher eingesetzten und der Verehrung empfohlenen Götzen als das juridische Recht — wie schändlich und wie unabweislich, daß man eine solche Wortfolge braucht, um vom Recht das Recht zu unterscheiden! —, und so wie klingendere und farbigere Herrscher sich als den obersten Kriegsherrn oder den Hort der Künste und Wissenschaften fühlen, so erfaßt er sich als den höchsten Richter seines Landes.

Fehling und Forster von Harry Kahn

Mit einem heitern, einem nassen Aug' sitzt man vor den beiden letzten Novitäten der Staatstheater. Es ist ein Jammer, mitanzusehen, wie zwei große Künstler sich denaturieren müssen, um eine ihnen (falsch) gestellte Aufgabe zu erfüllen; aber es ist dann doch eine Freude, Zeuge der Eleganz und des Temperaments zu sein, mit denen sie sich aus der Affäre ziehen. Fehling und Forster zum Vorwurf zu machen, daß sie Persönlichkeiten sind, unverwechselbare Begabungen mit den Fehlern ihrer Vorzüge, das wäre absurd. Ein Schelm, wer mehr gibt, ein größerer aber, wer weniger gibt, als er hat. Zumal im Schillertheater wäre weniger vielleicht mehr gewesen, hätte ein anderer, ein unnoblerer Regisseur wohl größere Wirkung herausgeholt aus dem locker gefügten Landstreicherstückchen Maxwell Andersons. Schon von Hause aus verebbt dieser London-Aufguß im Brackwasser der Zustandsschilderung. Fehling nimmt diese „Zaungäste" strecken-, sozusagen bahnstreckenweise so schwer, als wenn sie von Tschechow gezeugt wären. Aber da auch ihr amerikanischer Vater genügend Humor besitzt, um Milieu und Diktion entsprechend aufzupulvern, schadet das nicht allzu viel: Fehlings Langsamkeit vermag sich schon deshalb nirgends zu Langeweile auszuwachsen, weil selbst der, der sich sattgesehen hat an Rochus Glieses unwahrscheinlich großartigen und stimmungsechten Szenenbildern, nicht müde wird, über Wäschers erschütternd tragikomische, Falkensteins trocken-drollige und Bildts zillehaft drastische Tramp-Type zu lachen.

Rudolf Forster wiederum ist es von Natur nicht gegeben, „grau wie Asche oder fahl wie Leder und Leber" zu sein. Bei ihm wird der „kahle Herrscher", dieser Johann ohne Land und ohne Herz, der „Schwächling mit Königsansprüchen ohne Königsehre und Königsgefühl", immerhin ein halber, ein gehemmter Held. Mühsam muß Forster sich dämpfen, damit keine

Funken angeborener Dämonie aus ihm schlagen. Aber immer wetterleuchtet es aus ihm, zuckt es von Lichtern um ihn. Ganz entfärben kann er seine Natur nicht; so dekoloriert er sozusagen seine Farben. Sie werden bleich, schweflig, giftig. Er darf nicht leuchten; so phosphoresziert er. Herrlich gerät ihm daher vor allem die Szene, in der er Hubert die Wegräumung des kleinen Arthur eingibt. Er kann nichts dafür: er ist souverän und suggestiv. Bei aller Fahrigkeit wirkt er keinen Moment feige. Keinen Augenblick lang sieht er einem falschen Zöllner gleich; er bleibt ein Fürst, der sich aus Not mit Gesindel einläßt: ein Verbrecher aus Staatsraison. Nicht niedere Mordlust, sondern irgend eine höhere Idee scheint ihn dahin zu treiben: ein Cesare Borgia, kein Caracalla. Der jüngste, jämmerlichste, schwächste Bruder des großen Löwenherz, aber doch vom Blut der Plantagenet. Bei Forster wird deutlich, daß sich in Johann der Strom gabelt zu den beiden Richards — wann endlich wird Forster die spielen? —, in denen sich die Säfte des Geschlechts zu hybrider Zersetzung steigern. Und man versteht auf einmal, warum dieses Stück am Eingang von Shakespeares Königsdramen steht, warum dies für die ganze Innung und Sippe so wenig schmeichelhafte Porträt in der dramatischen Siegesallee für Elisabeth nicht fehlen durfte.

Die Farbe, in die Gustav Landauer nur sein Titelheld getaucht schien, sieht Jessner in das ganze Stück hinein. Alles ist fahl und kahl, flach und platt in dieser Aufführung: die Menschen, ihre Umwelt, ihre Schicksale. Schweinsleder ist ihr Horizont und ihre Leidenschaften scheinen nicht aus entzündetem Blut zu kommen, sondern von einer Leberkrankheit. Tag und Nacht wechseln nicht: das gleiche bleiche Licht liegt über allen Szenen, allen Seelen. Wohin man blickt, auf die Bühne oder in die Herzen: überall harte Flächen, eckiges Gestänge. Abwegige Vorstellung, diese Geschöpfe könnten lachen oder weinen. Sie tun es denn auch nicht: der Bastard, dies Wunder weltfroher Heiterkeit, hat hie und da noch einmal ein heiseres Bellen, Konstanze für ihren Mutterschmerz aber nicht eine Träne. Keinerlei Feuchtigkeit, lateinisch: humor, netzt den dürren Sandboden dieses freudlosen Spiels, es locker und fruchtbar zu machen. Trocken bleiben die Bretter; keine Welt wächst aus ihnen, und so können sie auch keine bedeuten. Es ist Theater im luftleeren Raum. Die Gestalten stehen, jede für sich, da: ohne Atmosphäre um sich, ohne Schwingung zwischen einander. Nicht einmal die enge, für den Ablauf des Stücks wie für den Charakter seiner Hauptfigur so wichtige Beziehung zwischen Johann und seiner Mutter — ein Fressen für Freudianer — wird deutlich; eine der ergreifendsten Szenen der Weltliteratur, Arthurs Flehen um seine Augen und Huberts Weichwerden, geht eindruckslos vorüber, weil sie, durch rücksichtslose Striche verdünnt und durch steifes Arrangement verzerrt, die Notwendigkeit der Beziehung der beiden einsamen Kreaturen, des schicksalhaften Bezogenseins von Henker und Opfer, das Umschlagen von körperlicher in seelische Nähe, wortwörtlich: das Ans-Herz-Gewachsensein, nicht vermittelt. Es hat der Liebe nicht, aber es ist nicht einmal tönendes Erz und klingende Schelle.

Hubert ist ein mürrischer Mörder, dem der Pitaval auf der Stirne steht und aus der Kehle grunzt; Arthur nichts als ein talentiertes, aber für seine Worte schon äußerlich zu schmächtiges Theaterkind, das am Regiebuch klebt wie ein Homer übersetzender Gymnasiast an seiner Klatsche. Seine Mutter, ein ausgemergeltes Marktweib im Taffetkostüm einer Velasquez-Infantin, das sie kokett lüpft, wenn sie sich umständlich auf den „Thron ihrer Verzweiflung" niederläßt, krächzt und kreischt, als ginge es um Kohlköpfe und Kalkeier; Faulconbridge dagegen läuft dauernd vom Hals bis zur Sohle in Leder herum, vermutlich um seine Herkunft aus dem ehrsamen Schustergewerbe zu dokumentieren, als dessen Lehrling er sich gibt: jeden Augenblick erwartet man, ihn den Mund zu einem muntern Gassenhauer spitzen zu sehen. Da ist ein Kardinal Pandulpho, der aussieht wie ein minorenner Transvestit und manchmal, wohl um Roms Herrschsucht zu charakterisieren, losschnauzt wie ein Schupo-Wachtmeister; da ist im letzten Akt ein Mönch, in dem man mühelos den Chatillon des ersten wiedererkennt, sodaß ein harmloser Zuschauer glauben muß, der französische Gesandte habe sich im Kloster eingeschlichen, um den englischen König zu vergiften; da ist ein Fräulein Blanka, dem man zutraut, aus sämtlichen Provinzen zu stammen, die ihr zur Mitgift bestimmt sind. Kaum einer unter den vielen, an sich meist begabten und verläßlichen Darstellern, der an der richtigen Stelle stünde. Man greift sich an den Kopf und fragt sich: was soll diese ganze Veranstaltung eigentlich? Liegt dieser Stilkonfusion irgend eine Regiekonzeption zugrunde? Ist vielleicht eine Satire auf die Erbmonarchie mit ihren spitzfindigen Quisquilien um Erst- und Echtgeburt, die die „Achiver" auszubaden haben, gemeint? Zu Beginn, wenn ein Herold, an der Hand einer Stammtafel und in der Hand einen Deutestock, etwas Schlechtstilisiertes aus dem Konversationslexikon aufsagt, scheint es so. Aber, wenn das die Absicht gewesen sein sollte: sie versickert im Fortgang der Aufführung immer mehr und schließlich wird sie ganz unsichtbar. Oder wollte sich Jeßner als Eideshelfer für die Verba gewisser Magistri theatri empfehlen? Die Kiste, die er da aufgemacht hat, trägt allerdings in großen Lettern das Etikett: Achtung! Klassikertod!

Es hat keinen Sinn, mit Jeßner darum zu rechten. Angriffe auf einen Don Quixote werden notwendig selbst zu Windmühlenkämpfen. Und Jeßner hat mancherlei Züge mit dem Ritter von der Mancha gemein. Zumindest die fast rührende Unfähigkeit, sich in der Realität zurechtzufinden, die nachgerade entwaffnende Blindheit für die Gefahren wie die Möglichkeiten seiner Situation. Er steht in einem verbissenen Ringen um die Erhaltung seiner Position; nach mehrfachen, ebenfalls vermeidbaren, halben und ganzen Niederlagen braucht er Erfolge wie das liebe Brot. Sie wären glatt zu holen, wüßte er, sich der ihm zur Verfügung stehenden Mittel zu bedienen. Lassen wir die Frage der materiellen Mittel diesmal ganz beiseite; halten wir uns bloß an die personellen, das Menschenmaterial, das er zur Hand hat. Was sieht man da? Er hat den farbigsten Schauspieler der deutschen Bühne: er gibt ihm die farbloseste

Figur auf Shakespeares Riesenpalette. Er hat den geistigsten Regisseur Berlins: er läßt ihn eine nichts als ulkige Unbeträchtlichkeit machen. Verstehe das, wer kann. Und vergebe es, wer mag, daß er mit Potenzen wie Forster und Fehling nichts anzufangen weiß. Bei Barnowsky durfte jener in dieser Spielzeit immerhin den Toboggan kreieren, bei Neft dieser einen Nestroy inszenieren. Jeßner hatte für Forster außer Johann nur den Alba, für Fehling vor „Zaungäste" nur „Petroleuminseln". Es gibt Leute, die solch künstlerischer Raubbau viel bedenklicher dünkt als noch so schlimmer wirtschaftlicher.

Experten von Morus

Vergewaltigung des Doktors Vögler

Weh uns, man hat uns vergewaltigt. Eben sahen wir noch die deutschen Sachverständigen hoch zu Roß ihren Mann stehen, wacker und unüberwindlich, erhobenen Hauptes und Mut in der Brust, in jungfräulicher Reinheit. Und nun sind auch sie ein Opfer des Verkehrs geworden. Yankee doodle und welsche Tücke haben sie zu Fall gebracht. Lest selbst die traurige Mär:

„Der Gerechte muß viel leiden. Das Reparationsprogramm Owen Youngs, des „ehrlichen Maklers" zwischen Deutschland und seinen Gläubigern, dem sich die deutschen Unterhändler schweren Herzens beugen mußten, bedeutet bereits eine ungeheure Enttäuschung für alle, die von den pariser Verhandlungen eine endgültige Lösung des Reparationsproblems durch Zurückführung von der politischen auf die rein wirtschaftliche Basis erwartet hatten. Die Sachverständigen haben auch dieses Mal kapitulieren müssen vor den politischen Gewalthabern. Deutschland und mit ihm die wirtschaftliche Vernunft haben sich nicht durchsetzen können. Und trotz dieser deutschen Niederlage sind die Franzosen keineswegs zufrieden, sondern machen neue Schwierigkeiten, von denen man im Augenblick nicht sagen kann, ob es gelingt, sie zu überwinden."

Dieser Trauermarsch ertönt nicht etwa, wie Sie meinen, im „Fridericus", sondern er stammt aus der „Deutschen Bergwerks-Zeitung", dem Organ des deutschen Hauptdelegierten auf der Reparationskonferenz, Albert Vögler, der eben schon die Feder in die Tinte taucht, um das Schmachdokument zu unterzeichnen.

Bei Vögler bleibt es noch offen, wer die „politischen Gewalthaber" waren, die die Sachverständigen aufs Knie zwangen. Eine Ecke weiter, bei Hugenberg, ist man schon deutlicher. Da wird kein Hehl mehr daraus gemacht, daß die Schwarzalben am Wilhelmplatz, Rudolf und Gustav, dem deutschen Siegfried den tödlichen Stoß versetzt haben. Und wenn sie erst heimgekehrt sind, die Vergewaltigten, dann sollt ihr nur sehen, wie es losgehen wird. Kein schüchternes Mahnwort, das die Regierer in der dreizehnten Woche den Sachverständigen mit nach Paris gaben, wird ungerochen bleiben; kein Einwand, daß man bis zum großen Kladderadatsch Schacht und Vögler wild gewähren ließ und auch dann nur

sich zaghaft hervorwagte, wird gelten; keine Berufung auf das täglich vor aller Welt erneuerte Diplom der Unabhängigkeit wird angenommen werden. Der Makel dieses Schmachfriedens wird an Hermann Müller und Hilferding und, in gebührendem Abstand, an Stresemann hängen bleiben. Die Hoffnung, daß man durch die Unterschriften nationalistischer Experten selbst um die politische Verantwortung herumkommen könnte, wird sich nicht erfüllen. Die Sachverständigen haben äußersten Widerstand geleistet, aber die Politiker haben sie vergewaltigt. Das ist das Ende vom Liede.

Es könnte uns einigermaßen gleichgültig sein, denn ein Kabinett, das bei der wichtigsten politischen Aufgabe seiner Regierungszeit sich vor der Verantwortung drückt und sich hinter Leute von rechts verschanzt, verdient es nicht anders. Aber schlimmer ist, daß nun mit doppeltem Impetus und doppelt wirksam die Hetze einsetzen wird, der man entgehen wollte. Denn, glaubt nur nicht, daß Paris nach außen und innen einen Schlußpunkt bedeutet. Auch davon gibt das Organ des Unterschreibers Vögler einen Vorgeschmack. Zwar wird der neue Zahlungsplan nach Form und Inhalt ein Definitivum sein, und die Welt wird ihn so auffassen, auch wenn, wie in tausend sonstigen Verträgen, ein paar Rückzugsklauseln eingefügt werden. Aber die Vergewaltigten sind andrer Meinung. „Über kurz oder lang", schreibt die ‚Bergwerks-Zeitung', „werden sich die Gläubigermächte abermals mit Deutschland am Verhandlungstisch auseinandersetzen müssen, wenn jetzt wirklich ein Kompromiß zustande kommt. Es wird sich herausstellen, daß man auch dieses mal wieder Deutschland weit mehr aufgebürdet hat, als es tragen kann."

Das wird in dem Augenblick, wo friedlich und freiwillig, ohne Clemenceau und ohne den Marschall Foch und ohne Poincaré und ohne Sanktionen, im Hotel George V. ein neuer und endgültiger Reparationsplan unterzeichnet werden soll, in dem Blatt des Herrn Vögler gedruckt und von den Leuten der Schwerindustrie ohne die leisesten Skrupel als etwas Selbstverständliches hingenommen. In den nächsten Monaten und Jahren aber wird es mit dem Geld derselben Leute in Millionen Köpfe eingehämmert werden. Auf jeder Verbandsversammlung und hinter jedem Bierfilz wird man die Revision des Young-Plans fordern, wie man bis jetzt nach der Revision des Dawes-Plans geschrien hat.

Aber wenn die auf der andern Seite daraus den Schluß ziehen, daß Deutschland keine Ruhe gibt, und daß man mit den Deutschen keine dauerhaften Verträge abschließen kann, so wird man sehr erstaunt sein. Und wenn nicht die Juden und die Radfahrer übrigblieben, würden wir uns den Vorgang nicht erklären können.

Gaskrieg der Gutachter

Wer sich ein Gutachten bestellt, weiß gewöhnlich, was er zu erwarten hat. Will er daneben noch eine andre Meinung

hören, so muß er sich eben noch ein Gutachten bestellen. Aber wenn man es ganz genau wissen möchte, ob die eine oder die andre Partei recht hat, so bestellt man sich halt ein drittes Gutachten, und das ist dann objektiv.

Mit dieser zwingenden Logik ging kürzlich die ‚Hekoga' vor, eine Gesellschaft, die in Hessen die Kommunen mit Gas zu versorgen hat. Hessen soll nämlich Ferngas bekommen, und um dieses verdienstliche Geschäft bemühen sich zwei Lieferanten, die auch sonst in Westdeutschland einen erbitterten Gaskrieg führen: die der Stadt Frankfurt gehörende Südwestdeutsche Gas-A.-G. und die von der Schwerindustrie kontrollierte Ruhrgas-A.-G. Die Hessen verschrieben sich also einen Professor, der ihnen die Vorzüge des frankfurter Gases darlegte, und einen andern Experten, der für das Ruhrgas eine Lanze brach. Aber da sie ganz sicher gehen wollten, holten sie sich dazu noch einen neutralen, der vierhundert Kilometer von der Ruhr und Frankfurt entfernt wohnte und daher die beste Gewähr dafür bot, daß er weder zu der einen noch zu der andern Interessen-Gruppe gehörte. Der Neutrale urteilte denn auch so neutral, wie man es bei dreihundert Kilometer Entfernung erwarten kann.

Aber Gas ist ein flüssiger Stoff und Ferngas erst recht und das Kapital noch mehr. Kaum hatte der neutrale Gutachter, ein Doktor Gieseking in Leipzig, seine Ansichten über schwerindustrielles Gas und städtisches Gas wissenschaftlich niedergelegt, da griff er wiederum zur Schreibmaschine und diktierte als praktischer Geschäftsmann, in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied der Thüringer Gasgesellschaft einen charmanten Werbebrief an den Generaldirektor der Saargas-A.-G.

„In Coblenz, Aachen, Hannover, Magdeburg", schrieb der neutrale Gutachter Gieseking, „stehen wir in engsten Verhandlungen mit der Ruhrgas-A.-G. Da die Interessen des Saargases früher oder später einmal in die allgemeine Fernversorgungsanlage eingegliedert werden müssen, ist es vielleicht geschickt, sich frühzeitig aller Kräfte zu bedienen, die in der Lage sind, dem Saargas die ihm gebührende Stellung mit verschaffen zu helfen. Alles in allem genommen handelt es sich bei meiner Gesellschaft also nicht um ein Unternehmen, das den dortigen Bestrebungen vollständig fern steht, sondern welches infolge seiner Tätigkeit und seiner Unternehmungen eng mit der ganzen Frage verwachsen ist, welche von der Ruhrgas-A.-G. gelöst werden soll."

Da an dem Tage der Wind nicht richtig stand, ist dieses liebenswürdige Schreiben in die falsche Leitung gekommen, und um das Ruhrgas mitsamt dem Thüringer Gas hat sich etwas übler Duft verbreitet. Die wißbegierigen Hessen aber werden es in Zukunft hoffentlich bei zwei Interessenten-Gutachten bewenden lassen. Und wenn sie doch noch durchaus ein drittes, neutrales brauchen, dann ist schon besser, sie bestellen es sich im Monde, mit dem die Ruhrindustrie bisher nur ganz unzulängliche Konzernverbindungen unterhalten soll.

Bemerkungen

Die „Welt"

Daß es „schönste Lokale des Kontinents" gibt, mag hingehen — dafür bekommt der Reklamemann bezahlt. Daß aber der Stil der großen kleinen Anzeige in die Literatur rutscht, ist minder heiter.

Bei uns machen sie das jetzt so, daß der große deutsche Buch- oder Theatererfolg den Autor „weltberühmt" macht. „Der ohne Übertreibung weltberühmte Dichter ..." Mit Übertreibung. Denn wie groß ist das geistige Hinterland Deutschlands?

Oesterreich. Die deutschsprachige Schweiz. Hier stock ich schon; in den nordischen Ländern lesen viel weniger Leute deutsch als man denkt; bleiben für die Übersetzungen die Nachbarstaaten, England, Amerika ... und hier ist noch genau zu scheiden zwischen den technischen Gebrauchsanweisungen, die drüben adaptiert werden, und der schönen Literatur. Wer von den modernen Deutschen ist „weltberühmt"?

Jede geistige Wirkung aus einer fremden Sprachzone ist ein Wunder. Auf diesem Wege geht so viel verloren ... bei den mittleren Autoren alles, bis an den Gürtel steckt selbst noch der große Dichter im Wasser der heimischen Flüsse, selbst Tolstoi reichte die russische Sprache bis zum Bart, aber der Kopf ragte drüber hinaus. Man muß sehr groß oder sehr banal sein, um im andern Lande zu wirken.

Wir buchen die Tatsache, daß ein deutsches Werk in eine fremde Sprache übersetzt ist, falsch; das ist ein Anfang, kaum ein Symptom für etwas andres, als daß ein geschäftstüchtiger Übersetzer das Werk „angebracht" hat, daß ein fremder Verleger an die Wirksamkeit dieses deutschen Werks glaubt .. weiter ist zunächst noch gar nichts. Die meisten westlichen Völker sind nicht so neugierig wie die Deutschen, sie haben nicht jene herrliche Unruhe, die in ihrer obersten Spitze Romantik heißt und in ihrer untersten Stufe Nervosität — andre Völker ruhen viel mehr in sich selbst. Daß Herr X in Frankreich gelesen wird, sagt noch nichts aus — die Tiefenwirkung kennen wir zunächst nicht. Ich halte sie für klein; wir wollen uns gern von den Freunden in Amerika oder aus den Ländern des Kontinents belehren lassen, ob heute der deutsche Geist die Leute draußen wirklich maßgebend beeinflußt.

Mit Großfressigkeit ist das nicht zu beweisen, nur zu behaupten. Sind wir uns wieder selbst genug? Merkwürdig, wie isoliert sich der deutsche Geist gebärdet, er, dessen Stärke immer die Universalität gewesen ist. Nur imponieren — nur den Absatz fördern — unsere geistigen Stresemänner sind Reisevertreter eines großen Hauses mittlerer Qualität. Wilhelm muß wohl mehr gewesen sein als die dem Volk gesandte Geißel Gottes — sollte er vielleicht sein Exponent gewesen sein —?

Wahr ist vielmehr, daß das Hinterland der Deutschen nicht sehr groß ist. Was in Paris berühmt ist, ist in Südamerika berühmt, in der ganzen Levante, in Teilen Asiens. Was in New York gefällt, singt die englische Welt. Was in Berlin einen Erfolg hat, breitet sich langsam aus, kann ein Welterfolg werden, ist aber noch keiner. Chaplin ist weltberühmt. Homer. Ford. Sonst aber gilt die kleine Geschichte, wie André Lebey eines Nachts durch ein Telegramm aufgeschreckt wurde. Das kam von seinem Freunde Pierre Louys, der grade eine Weltreise machte. Und in dem Telegramm stand: „Jean Cocteau complètement inconnu à Tananarivo." So ist es. Oder, wie es bei Walter Mehring einmal heißt:

„So klein — so klein —
so klein ist meine Stadt."

Peter Panter

Ein Gespräch mit dem Schauspieler Hermann Vallentin

„Der Schauspieler ist befangen, sobald die Rede auf ihn selber kommt. Aber er muß einmal die Summe seiner Existenz ziehen: Es gibt heute — rein äußerlich gesehen — zu viel Schauspieler in Deutschland. Man wird um entschiedene Maßnahmen, hier eine Regelung, nein eine Auswahl, vorzunehmen, nicht herumkommen ..."

„Also ein Numerus clausus ..."

„Kein Beruf verträgt an sich weniger eine Einschränkung durch äußere Funktionen — doch bei dem Zustand des heutigen Theaters bleibt kaum eine andre Lösung übrig. Wir haben unbestreitbar, als Erbe der Hoftheaterwirtschaft, eine Unzahl von Schauspielern zurückbehalten, denen alle äußern und innern Voraussetzungen zur Ausübung ihres Berufes fehlen."

„Und der Nachwuchs?"

„... ist, wenn auch vorläufig mehr indirekt, vielleicht die schwerste Belastung für uns alle. Es fehlt ihm nicht nur, sehr häufig, die rein technische Vorbildung. Bedenklicher ist eine fälschlich als „sachlich" bezeichnete materielle Gedankenrichtung — die den Beruf des Schauspielers nur als Chance bewertet, möglichst bald auch ein hochbezahlter Star zu werden."

„Aber die Studios ..."

„Man täusche sich nicht. Es handelt sich bei den Aufführungen all dieser jungen Schauspieler fast niemals um künstlerische Dinge. Es ist Exhibitionismus der Gefühle, aber keine souveräne Disziplin, die erst schauspielerische Gestaltung ermöglicht. Es ist leicht, sich in der erregenden Atmosphäre eines unbekümmerten und unbeschwerten Zeitstücks auszugeben. Daß die eigentliche Arbeit des Schauspielers erst nach diesen Dingen beginnt, ist eine Tatsache, um die niemand herumkommen wird."

„Was kann dem Schauspieler helfen?"

„Zuerst rein materielle Dinge: wenn es in Wien möglich ist, eine genaue Regelung für Mindestzahl und Gage jedes beschäftigten Schauspielers zu finden — so sollte das bei uns auch nicht so schwer sein. Die Monopolstellung der frühern Hoftheater erschwert allerdings dabei die Neuordnung unsres gesamten Theaterwesens. Wenn selbst die staatlich subventionierten Bühnen in ihrem Spielplan ganze drei oder vier belanglose Neuaufführungen herausbringen, so liefern sie den Privattheatern willkommnen Vorwand, nun ihrerseits mit dem „Saisonstück" jede künstlerische Verantwortung gegenüber ihrem Publikum und ihren Schauspielern abzulehnen."

„Dann wäre das Ensemble doch das notwendige Endziel."

„Unbedingt. Nur so fällt die unerträglich gewordene materielle Unsicherheit fort, die heute alle Schauspieler — auch die größten — zermürbt. Die Angst um das Engagement ist ein schlechtes Stimulanz für künstle-

rische Höchstleistungen! Umgekehrt muß der Schauspieler den direkten Kontakt mit dem Publikum wiederfinden, der heute nicht mehr besteht. Besonders auch durch Heranziehung des Schauspielers bei der Auswahl und Bühnenbearbeitung neuer Stücke. Ich denke dabei an eine neue Art von Dramaturgie, angesichts des Elends unsrer heutigen „literarischen Theaterbureaus" vielleicht die dringendste Forderung. Glauben Sie etwa, Paul Wegener fährt zum Vergnügen nach Südamerika? Oder Hans Waßmann würde Operette spielen, wenn er etwas Besseres fände?"

„Was wird die Kritik zu diesen Dingen sagen?"

„Sie wird sie — wie gewöhnlich — mit Ja oder Nein zur Kenntnis nehmen. Es ist überhaupt erstaunlich, daß die berliner Kritik ihre ausschlaggebende Wirkung so wenig zur grundsätzlichen Neugestaltung des Theaters ausübt. Obwohl sie doch dem Schauspieler gegenüber manches Mal eine fröhliche Verantwortungslosigkeit zeigt, die diesen in verhängnisvoller Weise nach oben oder nach unten schleudert. Vielleicht sollte die Kritik einmal den Begriff „Geschäftstheater" eingehend untersuchen. Ich könnte mir denken, daß eine Broschüre über „Lustbarkeitssteuer und Mindestgage" wertvoller und nützlicher wäre als alle Meditationen über . . . Aber sagen Sie das nicht weiter, sonst werden einige meiner kritischen Freunde böse!"

Hans Wesemann

Brecht im Original

Da nach den letzten Enthüllungen immer wahrscheinlicher wird, daß es sich im Falle Bert Brecht um eine Art Ferdinand Bruckner handelt, um ein bloßes Pseudonym, hinter dem sich namhafte Schriftsteller wie Villon und Kipling verbergen, scheint es aus Gründen der Gerechtigkeit billig, der Vergessenheit ein Werk zu entreißen, das man, selbst bei noch so großer „Laxheit in Fragen geistigen Eigentums", mit pedantischer Strenge einzig dem verantwortlich zeichnenden Verfasser und niemand anders wird zusprechen dürfen:

Berlin im Licht von Bert Brecht

Und zum Spazierengehen
Genügt das Sonnenlicht,
Doch um die Stadt Berlin zu sehen,
Genügt die Sonne nicht.
Das ist kein lauschiges Plätzchen,
Das ist 'ne ziemliche Stadt,
Damit man da
Alles gut sehen kann,
Da braucht man schon
Einige Watt.
Na wat denn, na wat denn?
Was ist das für 'ne Stadt denn?
Komm mach mal Licht,
Damit man sehen kann,
Ob was da ist!
Komm mach mal Licht
Und rede nun mal nicht!
Komm mach mal Licht,
Dann wollen wir doch auch mal sehen
Ob das 'ne Sache ist:
Berlin im Licht.

Tempo, 13. Oktober 28

Urheberrechte

Ein Kongreßmann, dem Amerika die Prohibition verdankt, kam aus Brasilien zurück nach heißem Bemühn. Als der Pullman-Expreß Mexiko überwunden hatte, setzte die mit Recht beliebte Zollrevision ein. Auch der

Kongreßmann wurde revidiert. Und was entdeckte man in seinen Taschen —? Einen hübschen Haufen Feuchtigkeit. Der Kongreßmann flunkerte: dies wäre Medizin. Es war hingegen Cherry Brandy.

Darauf sollte das ausgestreckt werden, was man den Arm der Gerechtigkeit nennt — ein von Kongreßmännern eigens erfundenes Folterinstrument. Es sorgt für sofortige Verhaftung und Gefängnis nicht unter einem Monat. Im Wiederholungsfalle sogar Zuchthaus.

Der Kongreßmann reckte sich wild empor und pochte auf die ihm angestammte Immunität. Worauf der Arm der Gerechtigkeit ziemlich rasch sank; jedoch blieb es ihm unbenommen, um Aufhebung der Immunität beim Weißen Hause einzukommen. Ja — Kuchen! Immunität ist ein Vorrecht für Staatsmänner. Dem Kongreßmann ward lediglich ein Verweis erteilt: „Grade Sie, wo Sie doch der Urheber der ganzen Prohibition sind, hätten es nicht dürfen!"

„Also ich," versetzte der Kongreßmann, „soll eine Ausnahme machen? Das ist nun der Dank dafür!"

Bruno Manuel

Zeitschriften in München

I.

Auf dem Hauptbahnhof

„Ist die neue Weltbühne da?"

„Solchene Sachen führn ma net!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ma s' net führn!"

„Aber das muß doch einen Grund haben!"

„Weil s' parteiisch san — daß a's wiss'n!"

„Aber den Stahlhelm haben Sie da und den Völkischen Beobachter auch — — sind die nicht parteiisch? !"

Pause des Nachdenkens — Blitz — Erleuchtung:

„Aba in—telli—gent san s' net, lieber Herr — net intelligent!"

Er meinte vielleicht intellektuell.

II.

Vor dem Haupttelegraphenamt

Die dicke Zeitungshändlerin (sie steht jetzt nicht mehr da, es ist schon einige Zeit her) hat immerhin den ‚Uhu' — warum soll sie nicht auch den ‚Querschnitt' haben?

Ich, auf bayrisch: „Ham S' an ‚Querschnitt?"

Die dicke Zeitungshändlerin: ? ? ? ?

Ich, noch um einen Grad bayrischer: „Ob S' an ‚Querschnitt' ham — an ‚Quer—schnitt'!?"

Ein fernes Ahnen dämmert wie Morgenröte auf ihrem bierehrlichen Gesicht. Gutmütig-neckend stößt sie mir mit dem Zeigefinger vor die Brust und sagt, von Gekicher unterbrochen: „An Quer — ob i an Quer — — ah Sö san a Saubär, mein Herr!"

Nun dämmerte auch mir etwas.

Peter Scher

Antworten

Schlesier. Da kannst du dich unter anderm bei der Telegraphen-Union bedanken. Nun, nachdem alle Fensterscheiben zerschlagen sind, revoziert das Wolffsche Bureau, worauf die Polen mit Recht pfeifen. Als man noch nicht übersehen konnte, was die nationalen Radaubrüder da angerichtet hatten, berichtete die Telegraphen-Union über die niedrige Verletzung der einfachsten Anstandspflichten folgendes: „Die polnische Oper aus Kattowitz veranstaltete gestern nachmittag im Stadttheater ein Gastspiel, gegen das bereits vorher in der gesamten Bürgerschaft der rein deutschen Stadt Oppeln große Mißstimmung herrschte." Das ist also eine klare und einseitige Parteinahme für die Burschen, die den Deutschen in Polen eine sehr böse Lage bereitet haben und gleichzeitig ein schönes Beispiel, wie vergiftend diese Agenturen arbeiten, wie vorsichtig, wie versteckt. Wenn aber in der rein französischen Stadt Paris ein deutsches Gastspiel stattfindet, so ist das als Sieg über den Erbfeind zu verbuchen. Ein feines Gewerbe. So, genau so, werden Kriege vorbereitet.

Arthur Landsberger. Wie der ‚Filmkurier' in Nummer 107 mitteilt, schreiben Sie in einer Konfektionszeitschrift eigentümliche Theaterkritiken, in denen Sie sich für die Theaterzensur einsetzen und Aussprüche wie die folgenden fabrizieren: „Man schafft Situationen und ergeht sich in Ausdrücken, die jedem anständigen Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben. Eine Frau, die Szenen schreibt, wie sie in „Pioniere in Ingolstadt" vorkommen, wäre früher gesellschaftlich unmöglich gewesen". Wo haben denn Sie früher verkehrt, Herr Landsberger?

Dieses Heft enthält Beilagen des Malik-Verlags und Ernst Rowohlt Verlags, die wir der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Kommunistengesetz? von Carl v. Ossietzky

Ein Jahr Sieg

Am 20. Mai vor einem Jahr war Wahltag. Das war, wenigstens in Berlin, ein durch und durch verregneter Sonntag. Vom Morgen bis in die Nacht kamen Fluten herunter, die die Spaziergänger von den Straßen trieben und auch die bescheidenste Andeutung öffentlicher Propaganda unmöglich machten. In den Torwegen hockten melancholisch die Plakatträger, deren Farben Gottes Regen überparteilich weggewaschen hatte. Friedlich saßen sie beieinander und dachten gar nicht daran, den bis dahin noch unentschlossenen Bürgern zum letzten Mal vor Augen zu halten, daß Deutschland ohne den Panzerkreuzer elend zugrunde gehen müsse, respektive daß die Sozialdemokratie mit den marinistischen Aufrüstungsplänen endültig Schluß machen werde. Die Wahlbeteiligung schien herzlich gering und die Resignation der Sandwichmen durchaus berechtigt zu sein. Doch am nächsten Morgen schon wußte man, daß der Prozentsatz der Wählenden ziemlich hoch gewesen war, daß die Deutschnationalen über alle Erwartung hart getroffen waren, daß die Demokraten und sogar das Zentrum Verluste erlitten hatten, Sozialdemokraten und Kommunisten die einzigen Gewinner waren. Vor allem die Sozialdemokraten. Sie waren die wirklichen Sieger des 20. Mai. Diese Wahlen bedeuteten für die Partei einen unsagbaren Triumph. Denn das Ergebnis verriet einwandfrei, daß die Partei noch immer das Vertrauen der Massen besaß, daß die Scharen der jungen Wähler von der Sozialdemokratie erwarteten, sie werde in die Tat umsetzen, was sie im Wahlkampf verheißen. Das war der Sinn dieses Sieges, und so überwältigend war der Aufstieg der Sozialdemokratie, so sehr gebunden war sie durch ihre Propaganda, daß selbst manche ihrer leidgewohnten Kritiker auf der Linken plötzlich geneigt waren, ihr neuen Kredit zu geben.

Auch der Wahlsieg kennt ein Before and After. Überschwang wird von der Wirklichkeit korrigiert und geformt. Aber was hat denn die Sozialdemokratie Überschwengliches versprochen? Ihre Wahlplattform war vorsichtig und zurückhaltend, enthielt nichts mehr als jede halbwegs liberale Partei bieten mußte, war schon ganz und gar beeinflußt von der sprichwörtlichen Anspruchslosigkeit der Deutschen in allen politischen Dingen. Die Sozialdemokratie hat nicht viel versprochen, das Wenige allerdings mit Posaunenstärke, und dies Wenige hat die zur Regierung gekommene Führersippe von Anbeginn mit einer Unverfrorenheit verleugnet, für die sich auch in der an moralischen Katastrophen so überreichen Geschichte des Parlamentarismus schwerlich eine Parallele finden läßt. Es be-

gann mit der Bewilligung des Panzerkreuzers, die sehr geschmackvoll den hochrufenden Republikanern am 11. August verlautbart wurde, und wird enden mit der angekündigten Deformierung der Erwerbslosenunterstützung. Wenn das erst durchgedrückt ist, werden Zentrum und Deutsche Volkspartei die Sozialdemokratie in aller Gemütlichkeit vor die Tür setzen, denn dann brauchen sie sie nicht mehr. Den Rest des Weges zu Hugenberg können sie allein finden. Die Sozialdemokratie hat ihnen die Reise leicht gemacht, den unpopulären Teil der Regierung hat sie auf die eigne Schulter genommen. Ihre Minister haben in allen Stücken das ausgeführt, was bürgerliche Minister sich zu tun gescheut hätten.

Ein Jahr Sieg. Es ist ein unendlich trauriges Jahr, erfüllt von Schauspielen zusammenkrachender Charaktere. Kein vernünftiger Mensch verlangt von den sozialdemokratischen Ministern Wunderdinge. Worin sie versagt haben, das ist ja nicht die Sozialisierung von Kohle und Eisen, nicht eine umfassende Agrarreform mit resoluter Zerschlagung der Latifundien oder sonst etwas waschecht Sozialistisches. Worin sie versagt haben, das war die simpelste Technik des Regierens. Was sie vermissen ließen, das war die allergeringste Fähigkeit, das Verlangen von Millionen auch nur in kleinen Dingen in die Autorität regierender Persönlichkeiten umzusetzen. Herr Hermann Müller hat die Regierungsbildung mit einer Laschheit betrieben, die ihn als Dorfschulzen unmöglich machen würde, Herr Hilferding murkst an dem Etat mit jenem Tempomangel, den wir noch von seiner ersten Ministerherrlichkeit her in trister Erinnerung haben und macht vor den Bankengewaltigen schön, Herr Severing kuscht vor der Schwerindustrie, und alle zusammen kuschen sie vor Herrn Groener. Es tritt da bösartig zutage, was den republikanischen Blättern bisher nur in sehr vereinzelten Momenten aufgegangen ist: Wahlsieg bedeutet noch nicht Macht. Die Regierungsbeteiligung einer sozialistischen Partei muß deshalb vornehmlich davon abhängen, ob sie ihren führenden Männern die erforderlichen Energien und Talente zumuten darf, diese Macht zu erobern und die Instrumentation des Staates zu beherrschen. Diese Probe haben die sozialdemokratischen Minister früher nicht und erst recht jetzt nicht erbracht, sie sind immer nur das Spielzeug des Apparates gewesen, den sie selbst hätten spielen lassen müssen. Deshalb das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, das unbestimmte Bewußtsein, daß sich die Reaktion in einem unaufhaltsamen Vormarsche befindet. Die Ära des Herrn v. Keudell erscheint, gemessen an der gegenwärtigen des Herrn Severing, wie die eines fest umfriedeten, von starker Hand geschirmten Liberalismus.

In solcher Situation berührt eine Handlung, die sonst tapfer und aufrecht gewirkt hätte, beinahe komisch. Ein hoher Beamter und ausgezeichneter Republikaner vom linken Flügel des

Reichsbanners, Herr Senatspräsident Großmann, ist in diesen Tagen von der Demokratischen Partei zur Sozialdemokratie übergetreten. Aus einem nicht ganz klar gehaltenen Kommentar zu diesem Schritt muß immerhin entnommen werden, daß Herrn Senatspräsidenten Großmann die wirtschaftlichen Überzeugungen der Demokratischen Partei zu manchesterlich anmuten, daß er den ökonomischen Liberalismus als historisch abgetan betrachtet und die Zukunft nur im Sozialismus und in einer sozialistischen Partei findet. Daß du die Neese ins Gesicht behältst! Wertgeschätzter Republikaner, und das suchen Sie in der Sozialdemokratie! Man möchte doch nicht annehmen, daß Ihr Übergang von der Demokratie zur Sozialdemokratie eine Rechtsschwenkung bedeutet. Wo ist denn der Unterschied zwischen den beiden Parteien? Höchstens, daß Herr Erkelenz sozial einsichtiger und konstruktiven Zukunftsgedanken weit eher zugänglich ist als Herr Leipart, daß Herr Lemmer ein viel frischeres Talent zum volkstümlichen Führertum mitbringt als Herr Otto Wels, und daß sich zu Herrn Breitscheid — zur Ehre der hier oft geschmähten Demopartei sei es gesagt — dort überhaupt kein Pendant findet; man muß das schon im Salon Kardorff-Oheimb aufstöbern. Sozialismus bei der Sozialdemokratie suchen, nein, das hieße, von einem Brombeerbusch Bananen verlangen. Der ‚Vorwärts', zum Beispiel, ist das einzige wirklich bürgerliche Blatt Berlins. In dieser Zeit, wo es ein Bürgertum im Sinne der Tradition nicht mehr gibt, weil die alte ökonomische Grundlage nicht mehr vorhanden ist und kein noch so konservativ Denkender auf die Wahrung bürgerlicher Formen mehr Wert legt, verkörpert das sozialistische Zentralorgan mit rührender Treue die langschößige Ehrenfestigkeit der Epoche Eugen Richters, mit ihrer bürgerlichen Solidität, ihrer siebenfach betonierten Humorlosigkeit und ihrem grundsätzlichen Unverständnis für die Bedürfnisse der minderbemittelten Volksklassen — Eigenschaften, die sich im politischen Alltag schrecklich manifestieren und gelegentlich nur von etwas Radikalismus übertönt werden, wenn sich an den ganz hohen Feiertagen der Partei der redliche alte Bratengeier jubilierend in die Lämmerwölkchen der Zweiten Internationale erhebt. Hat nicht jetzt, bei dem konzentrischen Angriff der berliner Polizei auf die Stadt Berlin der ‚Vorwärts' den fettesten Schwindel über Atrocités communistes publiziert, während sich bürgerliche Blätter vorsichtig zurückhielten? Und hat sich nicht der ‚Vorwärts' für seine von dickwanstigem Ordnungsbürgertum strotzenden Rechtfertigungen der Polizei vom ‚Berliner Tageblatt' eine höfliche, aber ungemein beschämende Abreibung holen müssen? Nein, die Sozialdemokratie ist von ihrer genialen Führung ganz sacht nach rechts kutschiert worden. Wo werden die ahnungslosen Genossen, die ihren Lenkern gehorsam vertrauten, eines Tages aufwachen?

Die Sozialdemokratie kann nicht von heute auf morgen den Sozialismus verwirklichen. Das verlangt niemand von ihr. Der Spielraum rein sozialistischer Aktivität ist sehr eng. Noch bestimmt der Hochkapitalismus alleinherrschend die Wirtschaft, und selbst der proletarische Klassenkampf bedeutet keine aggressive, sondern nur eine defensive Maßnahme. Hat aber die Sozialdemokratie schon den Verzicht auf den Kampf um sozialistische Ziele für diese Gegenwart ausgesprochen, so hat sie damit in um so stärkerem Maße die Verpflichtung, für die Eroberung und Verteidigung des demokratischen Staates zu sorgen. Dogmatisch, unerbittlich, kompromißlos und zähe muß sie für die Realisierung jener Verfassung kämpfen, die sie so stolz für die freieste der Welt erklärt. Und hier liegt ihr unverzeihliches Vergehen an der Republik. Sie hatte die Wahl zwischen Marx und Lassalle, sie hat sich angeblich für Lassalle entschieden, aber sie hat auch diese stolze Gallionsfigur der Vergangenheit lange über Bord geworfen. Sie lebt nur noch von einer liberalistischen Gelegenheitsmacherei, zehrend von ihrem alten Ruf, weitergetragen gelegentlich von günstigen Oppositionskonjunkturen. Was Severing und Grzesinski zu den traurigen Geschehnissen der ersten Maitage sagten, war von einer selbstgefälligen Oberflächlichkeit, die auch die bescheidenste Dosis natürlichen demokratischen Empfindens vermissen ließ. Wie leicht glitten die Herren über die schreckliche Zahl von 24 Toten weg! Grade, daß sie ein kleines Achselzucken des Bedauerns für die Totgeschossenen hatten. Kämpfe erfordern Opfer, das war der Tenor ihrer Ausführungen. Nein, meine Herren Minister, in den sogenannten Aufruhrgebieten ist nicht gekämpft, sondern nur gestorben worden, und zwar ist der Verteilungsschlüssel ein verteufelt unfairer, denn nur die eine Seite hat die Toten geliefert.

Wenn wir es nicht schon gewußt hätten, so ist es jetzt klar: wir haben ein Ausnahmegesetz gegen die Kommunisten, wir haben ein Kommunistengesetz. Ganz ergebnislos ist dieses eine Jahr sozialdemokratischen Sieges doch nicht gewesen. Die bürgerlichen Regierungen spannten schamhaft und voll chevaleresker Hemmungen noch das Reichsgericht an. Das ist eine vergangene Epoche. Heute ruht das Ausnahmegesetz im Gummiknüppel jedes Schutzpolizisten.

Fouché in der Bendlerstraße

Von allen Linksblättern ist lebhaft Untersuchung über die letzten blutigen Vorfälle gefordert worden. Auch die Herrn Zörgiebel vorgesetzten Amtsstellen haben eine Untersuchung zugesagt. Wie soll die vor sich gehen, wer soll sie führen? Offiziell hat man darüber noch nichts verlauten lassen, aber gegen Erhebungen von andrer Seite sind bereits vorbeugende Maßnahmen getroffen worden. Demgemäß ist an die Polizeireviere das folgende präsidiale Schreiben gegangen:

Von der Liga für Menschenrechte wurde ein Ausschuß von Politikern, Journalisten und so weiter gebildet zwecks Klärung der Vorgänge vom 1. bis 3. Mai. Ich untersage allen Beamten, Angestellten und Arbeitern, dem Ausschuß irgendwelche Aufschlüsse zu geben.

Der Polizeipräsident
gez. Dr. Mosle.

La vérité en marche. So machen sich die amtlichen Bemühungen zur Erhebung der Tatsachen aus. Zörgiebel blockiert sich....

Aber auch andre Behörden sind nicht müßig. Auch das Reichswehrministerium, neben dem berliner Polizeipräsidium etwas in den Hintergrund getreten, will sich seine Meriten an der neuen reaktionären Entwicklung nicht entgehen lassen und ist auf seine Weise tätig. Ein republikanischer Politiker schreibt der ‚Weltbühne' einen Brief über eine noch etwas mysteriöse Geschichte, von dem ich hier den hauptsächlichsten Teil wiedergebe:

Das Reichswehrministerium hat sich vor etwa zwei Monaten zu einer seltsamen Maßnahme entschlossen. Es hat eine Zentralstelle zur Bekämpfung der Spionage in Groß-Berlin errichtet, die natürlich ohne Bureaus und ohne offiziellen Apparat im Stillen ihr Wesen treibt. Als Leiter dieser Stelle ist der aus zahlreichen Skandalen bekannte, jetzt noch aktive Reichswehroberleutnant Protze ausersehen worden, gegen den bekanntlich augenblicklich außer einer Anklage wegen Waffenschmuggels, Verkaufs von Heeresmaterialien auch eine Strafverfolgung wegen dringenden Verdachtes der Abgabe einer falschen eidesstattlichen Erklärung läuft. Diese Spionage-Abwehrstelle betätigt sich zurzeit mehr als seltsam, sie, die natürlich pro forma gegen die Spionage ausländischer Mächte in Deutschland errichtet worden ist, betrachtet es als ihre ausschließliche Aufgabe, das dienstliche und außerdienstliche Leben und Treiben von Personen zu betrachten, die der republikanischen Gesinnung und pazifistischer Tendenzen dringend verdächtig sind.

Durch einen Zufall ist man diesen unerhörten Dingen auf die Spur gekommen Der Abgeordnete einer republikanischen Partei, ein früherer Reichskanzler, ging eines Tages im Tiergarten spazieren. Da bemerkte er, daß ihm ein elegant angezogener Mann unauffällig folgte. Der Abgeordnete fühlte sich unbehaglich, bestieg eine Autodroschke und fuhr in sein Bureau. Als er den Chauffeur bezahlte, hielt auf der andern Seite der Straße ein andrer Wagen, aus dem wieder dieser selbe elegante Herr stieg. Der Abgeordnete hatte den Vorfall beinahe vergessen und aß eines Mittags in dem Restaurant Peltzer in Gesellschaft eines wohlbekannten demokratischen Politikers. Plötzlich stutzte er, denn an einem andern Tische in seiner unmittelbaren Nähe nahm plötzlich der elegante Mann Platz, vergrub sich hinter einer Zeitung und, wie eine unauffällige aber aufmerksame Betrachtung ergab, versuchte er, Brocken aus dem Gespräche der beiden Politiker aufzufangen.

Der Beobachter hatte aber Pech. Es war noch jemand im Lokal, der ihn kannte und der ihn später den beiden Herren, denen

er aufgefallen war, identifizierte. Ein adliger früherer Offizier, aus dem Heeresdienst entlassen und ohne Existenz.

Nachdem der Mann erkannt war, gelang es, weiteres zu ermitteln. Oberleutnant der Marine Protze, wohl erfahren in allen Schlichen und Rancünen derartiger Dinge, aus seiner kieler Position, wo er Leiter der Gegenspionage gewesen war, abberufen, empfing gern, trotz verschiedener gegen ihn laufender Strafanzeigen den willkommenen Auftrag zur Organisierung einer großzügigen Spionagestelle. Dutzende von jungen Leuten sind von ihm vor etwa einem Vierteljahr angeworben worden Es sind das junge Herren von ausgezeichneten Manieren; sie verfügen alle über jene Arbeitsfreudigkeit, die durch jahrelanges Nichtstun ins Ungemessene gesteigert worden ist. Sie wurden von Herrn Protze angelernt. Sie besuchten mit ihm die vornehmen Weinlokale und Hotelrestaurants, in denen die republikanischen Abgeordneten und Parteiführer und Politiker ihre Abende und die Frühstückszeiten vergnügt zu verleben pflegen. Protze ist hier bekannt. Er ist der Kapitän Weißenbach, ein älterer, etwas fröhlicher Seemann, der bar bezahlt und sich gern mit den Kellnern etwas unterhält. Man sieht ihm den Mann an, der vor dem Mast gefahren ist, und nur ein sehr aufmerksamer Beobachter kann auf den Gedanken kommen, es hier mit einem Geheimpolizisten zu tun zu haben. Auf den Gedanken aber kommt er auch nur deshalb, weil der Seemann zu seinem blauen Anzug, wie alle Geheimpolizisten der Welt, gelbe Stiefel zu tragen pflegt. Er lernt dergestalt die Novizen an, und so ist es Tatsache, daß augenblicklich ein Rudel junger Männer, hauptsächlich aus den mittlerweile verkrachten Offiziersfamilien des alten Heeres, in allen bekannten Gaststätten Berlins herumsitzt und an jedem nächsten Morgen genau berichtet, wer mit wem und worüber dieser mit jenem gesprochen hat. Man kann auf diese Art und Weise, die natürlich den Steuerzahler auf dem Wege über die schwarzen Fonds des Reichswehrministeriums teueres Geld kostet, allerhand erfahren. Man kann viel kombinieren, und man kann das Ganze vor allen Dingen in gewissen Situationen verwerten.

Mit solchem Material und etwas Verdrehung dazu kann man leicht republikanische Politiker kompromittieren Selbst wenn man nicht immer, wie anno Barmat, die große Affäre so leicht zusammenbekommt, es häuft sich noch immer genug Stoff an, und es gibt genug Hussongs, die auf so etwas warten.

Es hat sich also in der Bendlerstraße ein kleiner Fouché aufgetan, der allerdings noch nicht die moderne Errungenschaft der Gummisohlen kennt und noch ganz hörbar poltert. Auch dieser Vigilantendienst gehört zum System. Im RWM. sieht man weiter als am Alexanderplatz. Herrn Zörgiebel in seinem blinden Funktionärsenthusiasmus ist es nur um die Zerstampfung der Kommunisten zu tun. Die wieder interessieren Herrn Groeners Offiziere herzlich wenig. Denen ist es mehr um demokratisch-pazifistische Politiker zu tun, um Leute, die ihnen einmal den Etat stutzen können. Mit Recht wird deshalb die Gegenspionage nicht gegen die Agenten des Feindbundes gerichtet, die in Berlin ihr Wesen treiben, sondern gegen den einzigen Feind, den dies Ministerium fürchtet.

Wir haben ein Kommunistengesetz. Aber es ist ein alter Erfahrungssatz, daß außerordentliche Maßnahmen gegen eine extreme Linke mit rapider Geschwindigkeit nach Rechts zu rücken pflegen. Aus dem Kommunistengesetz wird bald ein Republikanergesetz geworden sein. Heute drischt man noch Kommunisten. Morgen werden ganz Andre an der Reihe sein. Fouché aus der Bendlerstraße schleicht umher und markiert die Rücken.

Rot gegen Rot

Das Kommunistengesetz geht also nicht nur die Kommunisten an. Es überwinden zu helfen, ist ein besserer Dienst an der Republik, als in den Chorus der Propheten und Sibyllen einzustimmen, die nicht müde werden zu verkünden, daß die Kommunisten Blut sehen wollen, weil das Moskau so befiehlt. Ist das richtig, so wird ihnen dieser Gefallen desto eher erwiesen, je schärfer man gegen sie vorgeht.

Die Sozialdemokratie sonnt sich in einer verhängnisvollen Täuschung, wenn sie glaubt, für eine Gewaltpolitik gegen die äußerste Linke ihre eignen Anhänger hinter sich zu haben. Die sächsischen Landtagswahlen sind keine Probe aufs Exempel. Denn grade in Sachsen überwiegt die linke Opposition der Partei, dort hat auch die Uneinigkeit unter den Kommunisten selbst eine Heftigkeit erreicht, die deren weitere Expansionsfähigkeit einschränkt. Das Ausnahmegesetz ist ein unfehlbares Mittel, die Sammlung der Kommunisten neu einzuleiten. Treibt man die KPD. in die Illegalität, so wird sie Bessres zu tun haben als um die Auslegung der reinen Lehre zu zanken. Die Sozialdemokratie aber ist auf die Rekrutierung von links angewiesen. Daß Herr Senatspräsident Großmann zu ihr gekommen ist, muß gewiß als sehr beachtlicher Zuwachs betrachtet werden — aber die Reservoire der Partei liegen links. Wird in dem gleichen beschwingten Maientempo weiter gedroschen, geschossen und verboten, so ist in absehbarer Zeit die Gruppe Brandler—Thalheimer ruiniert, die letzte schwache Brücke zwischen den beiden feindlichen roten Parteien.

Die Auflösung der Rotfrontkämpfer ist eine wahrhaft provokatorische Dummheit. Ich liebe Rotfront ebenso wenig wie alle andern republikanischen oder monarchistischen Windjackenvereine, denn sie alle drillt der eine Geist des guten alten preußischen Militarismus. Aber es ist ein Unsinn, eine junge vitale Bewegung verbieten zu wollen. Eine solche Bewegung läßt sich nicht verbieten. Und wenn der Staat sich auf seinen weisheitsschweren Kopf stellt: eine junge vitale Bewegung läßt sich auch nicht das Recht auf die Straße nehmen. Das wäre wider die Natur. Wenn die Konsistorialräte der Sozialdemokratie nicht die Geschichte der eigenen Partei vergessen hätten, nicht die Erinnerung an die eigne Vergangenheit, deren Maifeiern oft genug unter harten Polizeifäusten endeten, würden

sie nicht auf den absurden Gedanken kommen, das zu verbieten, was nicht verboten werden kann. Die Kommunisten sind keine Engel, wird man mir entgegenhalten. Die Sozialdemokraten sind es unter Bismarck auch nicht gewesen, sondern schrecklich ruppig. Und deshalb haben auch sonst sehr brave Liberale im Sozialistengesetz den letzten Ausweg gegen das unbeschwerte Flegeltum der jungen Arbeiterbewegung gesehen. Die Geschichte hat ihnen Unrecht gegeben. Sie wird auch die Ordnungsretter von Heute nicht glorifizieren.

Vor allem muß das Verbot von Rotfront schleunigst fallen. Denn es birgt für die ganze Zeit seines Bestehens die Möglichkeit schlimmster Komplikationen. Es kann folgerichtig zu Übertretungen, zu Zusammenstößen, ja zu Massakers führen. Von da aber ist nur ein Schritt noch zum Verbot der gesamten KPD. und ihrer Presse, und wenn wir eines Morgens aufwachen, ist der von diesem Reichstag mit republikanischer Mehrheit noch immer nicht revidierte Artikel Achtundvierzig in Kraft getreten, und die Reichswehr regiert gemeinsam mit der ihr dann unterstellten und für diese Aufgabe prächtig einexerzierten Polizei.

Schatten von 1923, wen schreckt das nicht?

Die sozialdemokratischen Führer schreckt es nicht. Sie haben es sich auf der andern Seite der Barrikade bequem gemacht und starren unheilvoll fasciniert auf die Gefahr von links. Sie sehen keine andre. Sie fordern von den Kommunisten die Einsicht, die sie selbst vermissen lassen. Was tun die Kommunisten so Gräßliches? Sie vertreten die Sache ihrer Partei. Sie tun es mit den Mitteln einer radikalen Massenpartei. Es sind also keine feinen Mittel, aber es sind die gleichen Mittel, die die alte Sozialdemokratie jahrzehntelang mit bestem Glück angewandt hat. Die Kommunisten sind Opposition, sie holen die Mittel aus dem eignen Arsenal und nehmen die Folgen auf die eigne Kappe. Die sozialistischen Minister dagegen mobilisieren in ihrer Parteisache den Staat, und weil er einmal, wo es gegen Links geht, ausnahmsweise funktioniert, geben sie sich der bedenklichen Illusion hin, sie beherrschten ihn, und es würde auch so sein, wenn der Feind rechts stünde. In Hamburg hat, zum Beispiel, der sozialdemokratisch dirigierte Senat für eine bestimmte Zeit die Abhaltung kommunistischer Veranstaltungen selbst in geschlossenen Räumen, also auch Mitgliederzusammenkünfte, verboten. Leben wir denn im Ausnahmezustand? Gelten denn vermottete lokale Polizeiverordnungen mehr als die Verfassung, die das Versammlungsrecht garantiert?

Was hier geschieht, geht nicht nur die beiden Arbeiterparteien an, sondern jeden Republikaner, der nicht das eigne Sehen verlernt hat. Das Kommunistengesetz muß fort, der Staat selbst endlich wieder den legalen Boden finden, den er von der Opposition fordert. Sonst wird eines traurigen Tages der in der Stille gewachsene und vom Überdruß am Kampfe von Rot gegen Rot genährte Fascismus da sein und das Prävenire spielen.

Englische Wirtschaft, englische Wahlen

von Gerhard Donath

II.

Die englische Arbeiterpartei ist die jüngste der großen europäischen Arbeiterparteien. Vor dem Kriege war ihre Bedeutung minimal. England, der Staat, der früher als der Kontinent zum Kapitalismus, zum Hochkapitalismus gekommen war, hatte in der Zeit seines industriellen Weltmonopols hohe und ständig steigende Löhne seiner Arbeiterschaft gekannt. Seine Arbeiterschaft war die bestbezahlte Europas. Von 1860 bis 1900 ist der Lohn — wohlgemerkt der Reallohn — fast um 100 Prozent gestiegen.

Dann trat eine kleine Senkung ein. Aber sie war zu gering, als daß sie die Lage der Arbeiterschaft sehr zu erschüttern vermocht hätte; die Steigerung des Reallohnes in dem verflossenen halben Jahrhundert wirkte als ein schwer zu durchdringender Puffer. In England zeigte sich am deutlichsten die starke Differenzierung innerhalb der Arbeiterschaft, die sich daraus ergab, daß die Grenze zwischen Existenzminimum und mittelständigem Einkommen, wobei jedoch die gesamte Arbeiterschaft kapitalhörig „frei" im Marxschen Sinne bleibt, eine so große ist.

Es bildete sich ein entscheidender Gegensatz zwischen der Arbeiterschaft, die mittelständiges Einkommen besaß, in den Gewerkschaften organisiert und durchweg qualifiziert war, und jener, die auf Existenzminimum stand, unorganisiert und meist unqualifiziert war. Die unorganisierte Arbeiterschaft erwies sich als zur umfassenden politischen Tätigkeit unfähig. Ihr Klassenbewußtsein zeigte sich nur elementar in großen Streiks. Sie war ideologisch von der organisierten Arbeiterschaft, die mittelständiges Einkommen besaß, abhängig. Diese organisierte sich in immer umfassenderen Gewerkschaften, die so liberal waren, daß es selbst Herrn Sidney Webb zuviel war.

Die Gewerkschaften waren liberal, politische Vertreter besaß die Arbeiterschaft nur in bescheidenem Umfange; sie benutzte das Zweiparteiensystem, um ihre Forderungen von der Partei, die sie unterstützte, verwirklichen zu lassen. So wurde auch die englische Sozialpolitik durchgesetzt, die in vielen Einzelheiten für das Festland vorbildlich geworden ist. Seitdem ist ein Wandel eingetreten. Die Krise des englischen Kapitalismus ist schon fast chronisch geworden. Sie beginnt, den Arbeitern die Augen zu öffnen. Nicht etwa, daß sich diese Millionen bereits zum Marxismus bekannt hätten, nicht etwa, daß sie sich bereits völlig über die Entwicklungsgesetze des Kapitalismus und der sozialistischen Revolution klar geworden wären. Aber sie spüren es täglich, daß sie in der kapitalistischen Produktionsweise nicht weiterkommen, sie spüren, daß keine Regierung mit der Arbeitslosigkeit fertig geworden ist. Und dieses Bewußtsein schafft die psychologische Voraussetzung, daß auch die englische Arbeiterschaft sehr kritisch gegenüber dem gesamten kapitalistischen System zu werden beginnt.

Von bürgerlicher Seite ist, wenn der Marxismus zum hundertsten Male widerlegt wurde, immer wieder auf die verschiedene Gestalt der Arbeiterbewegung hingewiesen worden und daß nur ein verschwindender Bruchteil der gesamten Arbeiterschaft Marxens Gedankengänge folge, daß die Arbeiterschaft großer Länder vom Marxismus nichts wissen wolle. Aber: nur die marxistische Methode setzt uns in den Stand, genau zu bestimmen, wann die Arbeiterschaft eines Landes marxistisch sein kann, wann nicht. Wenn die amerikanische Arbeiterschaft heute überwiegend marxistisch wäre, so würde das gegen den Marxismus und gegen die materialistische Geschichtsauffassung sprechen. Mittelständiges Einkommen und revolutionärer Klassenkampf schließen sich aus. Der Marxismus ist die Theorie des klassenbewußten großindustriellen Proletariats. Wenn und solange das mittelständige Einkommen das Klassenbewußtsein trübt, wenn und solange Kleinbetriebe und damit kleinbürgerliche Ideologie herrschend sind, hat der Marxismus keinen Raum. Das kann man noch im ganzen von den Vereinigten Staaten sagen, obwohl auch hier bereits der Marxismus in die Arbeiterbewegung einzudringen beginnt, das kann man aber nicht mehr vom heutigen England sagen.

Die englische Arbeiterschaft, die jahrzehntelang von deutschen sozialpolitischen Professoren, Liberalen und Kathedersozialisten, der kontinentalen als Muster vorgehalten wurde, hat ebenso wie in der Chartistenzeit ganz die Rolle vergessen, die ihr in deutschen Lehrbüchern zugeschrieben wurde. Denn gleichzeitig mit dem ständigen Stimmenzuwachs der Arbeiterpartei geht die Radikalisierung der Gewerkschaften. Die Veränderung des ökonomischen Unterbaues wirkt sich politisch in England schneller aus als in Deutschland. Denn in England, wo infolge seiner besondern ökonomischen Bedingungen der Empirismus eine entscheidende Rolle spielt, sind bei einem radikalen Frontwechsel der Arbeiterschaft keine entgegengesetzten Theoreme zu überwinden. Daher ist die in Deutschland kaum mögliche Erscheinung zu konstatieren, daß lange Zeit die Linksschwenkung der englischen Gewerkschaften unter derselben Führerschaft erfolgte, die vor dem Kriege kaum mehr als sozialpolitische Forderungen vertrat.

Daher waren englische Gewerkschaftsführer die ersten, die eine Studienreise nach Rußland machten, und wenn sie sich auch gegen schematische Übertragung russischer Methoden nach England wandten, so zeigt ihr Bericht über Rußland doch die Stärke der sozialistisch-radikalen Tendenzen in der englischen Arbeiterschaft.

Daher spürt die englische Bourgeoisie zum ersten Mal seit Generationen wieder, daß im Kapitalismus der Klassenkampf nie ausgeschaltet werden kann, daß er nur in den Zeiten mittelständigen Einkommens der Arbeiterschaft latent wird.

Daher wird in dem heutigen England seit langer Zeit wieder zum ersten Male der Profit auf vulkanischem Boden gewonnen.

Daher muß die englische Bourgeoisie gegenüber Sowjet-Rußland, China oder Indien zum ersten Male in Rechnung

stellen, daß es eine englische Arbeiterschaft gibt, deren Klassenbewußtsein nicht mehr zu betäuben ist.

Das hat sich mit aller Deutlichkeit in den Zeiten des Generalstreiks gezeigt; seitdem sind innerhalb der englischen Arbeiterbewegung zwei Entwicklungstendenzen, die einander entgegenlaufen, zu konstatieren. Die eine Seite steht ungefähr auf dem Boden der deutschen Reformisten, auf dem Boden der ‚Sozialistischen Monatshefte'. (Sie nennt sich natürlich nicht revisionistisch, denn da sie niemals marxistisch war, hat sie auch Marx nicht zu revidieren.) Sie ist der Ansicht, daß man versuchen müsse, auf der Basis der gegebenen Realität weiterzukommen, das ökonomische und politische Gewicht der Arbeiterklasse zu verstärken. Sie setzt sich mit den Unternehmern an einen Tisch, um mit ihnen über den Industriefrieden zu verhandeln. Sie hat noch nicht erkannt, daß es kein Zufall ist, daß Sir Alfred Mond, der Schöpfer des neuen Chemietrusts, als Vertreter der Unternehmer die Verhandlung führt. Sie hat noch nicht erkannt, daß man lediglich in den neuen Industrien (Chemie, Kunstseide) mit den Arbeitern zu Verhandlungen kommen will, in den Industrien also, die zur Zeit eine günstige Konjunktur haben, während in den alten Industrien — Kohle, Textil —, der Herrenstandpunkt brüsk betont wird. Dort lebt noch das Bewußtsein der frühern Situation, in der England Vorzugspositionen auf dem ganzen Weltmarkt hatte und die Arbeiterschaft daran teilnahm.

So ist diese Hälfte der Arbeiterbewegung gegen die nationale Bewegung in den Kolonien gerichtet, so hatte sie kaum etwas gegen das Wirken der Simon-Kommission in Indien einzuwenden, obwohl sie doch von der nationalen Bewegung einmütig abgelehnt wurde, so hatte sie gegen die Entsendung englischer Truppen nach China, gegen den Abbruch der Beziehungen zu Sowjet-Rußland nur sehr schwache Protestbriefe. Auf der andern Seite aber erfolgt innerhalb der englischen Arbeiterbewegung eine deutlich spürbare Radikalisierung. In den europäischen Kontinentalstaaten ist die Trennung der Sozialisten und der Kommunisten, der Mitglieder der Zweiten und der Dritten Internationale schon ein Tatbestand, der sich nicht mehr wegdenken läßt. In England ist dies nicht so, noch nicht so. Gewiß: es gibt auch in England eine Kommunistische Partei, aber die Zahl ihrer organisierten Anhänger ist noch minimal. In vielen Verbänden sind Sozialisten und Kommunisten Mitglieder. Im Zentralorgan, dem ‚Daily Harald', der am ehesten mit dem ‚Vorwärts' zu vergleichen ist, gab es noch vor kurzem Redakteure, die der Kommunistischen Partei angehörten. Der einzige Kommunist, der dem englischen Parlament angehört, der Inder Saklatwala, ist mit den Stimmen der englischen Arbeiterpartei gewählt worden. Von kommunistischer Seite hatte man bis vor kurzem noch angenommen, daß an der Radikalisierung der englischen Arbeiterschaft auch innerhalb der Labour Party gearbeitet werden könne.

In letzter Zeit hat sich auch hier ein Richtungswechsel vollzogen. Auf die Rechtsabschwenkung des größten Teils der Führerschaft antwortete man mit offener Kampfansage. Wäh-

rend man bisher Kandidaten der Arbeiterpartei keine ernsthaften Schwierigkeiten machte, hat man nunmehr beschlossen, eigne Kandidaten aufzustellen, einmal an allen irgendwie aussichtsreichen Posten, sodann aber auch dort, wo ausgeprägte Vertreter des Reformismus aufgestellt sind. Man wird daher bei den nächsten Parlamentswahlen in England zum ersten Male erleben, daß sich in manchen Wahlkreisen zwei Arbeiterkandidaten gegenüberstehen.

Die immer stärkere Aktivität der Kommunistischen Partei ist nur die Antwort auf die Rechtsschwenkung einer bestimmten Führerclique, eine Rechtsschwenkung, für die wir ja in Deutschland genügend Analogien haben. Die Kommunisten glauben natürlich selbst nicht daran, daß ihre parlamentarischen Vertreter stark ins Gewicht fallen werden. Auf der andern Seite aber kann die Organisierung der radikalen Linken von sehr großer Bedeutung sein. Man ist in England auch in weiten Kreisen der Arbeiterschaft davon überzeugt, daß die Labour Party nicht für sich allein zu einer Majorität kommen, daß sie zu einer Regierungsbildung die Liberalen brauchen wird. Gegen die mit Notwendigkeit daraus resultierende Verbürgerlichung der Partei wird die Organisierung der Linken ein gewisses Gegengewicht bilden.

Guter Neurath ist teuer von Theobald Tiger

Ssiss kaum zu gloom:
Da haben wir einen in Rom,
aus ziemlich echtem Adelsmark,
kriegt pro Tag 500 Mark —
macht im Monat 15 000 —
(dafür kann man schon mal).
Drum fragen wir brausend,
daß es bis in die Wilhelmstraße schallt:
Was tut der Mann für sein Gehalt —?

Wenn die Republik Geburtstag hat —:
ist er nicht zu Hause;
besucht Gerhart Hauptmann die ewige Stadt —:
ist er nicht zu Hause.
Unter den völkischen Belangen
liebt er Artur Dintern.
Kommt der Emil Ludwig gegangen —:
zeigt er ihm den Hintern.
Diese Aussicht lohnt sicher den Aufenthalt —
aber was tut der Mann für sein Gehalt —?

Laßt ihn ruhn.
Der tut, was sie alle tun:
Er nimmt das Geld von seinem Land
und spuckt dem Geber auf die Hand.
Gut leben. Mit Cliquen intriguieren.
Die Republikaner sabotieren.
Auf den Arbeiter pfeifen. Zum Rennen gehn.
Die Welt durch ein Monokel sehn.
Uns überall schaden, daß es so knallt —:
das tut jener für sein Gehalt.

Merke, zum Schlusse des Gedichts —:
Uns kostet das viel.
Ihn kostet das nichts.

Miß Mayos indische Märchen von Ayi Tendulkar

Das Erscheinen der deutschen Ausgabe von Catherine Mayos bekanntem Buch „Mutter Indien" macht einige Bemerkungen nötig. Es ist kein Buch, das man ohne genaue Informationen über die heutigen Verhältnisse Indiens lesen sollte. Seine Veröffentlichung wurde für Indien zu einer Sensation. Zahlreiche Schriften suchen auf die törichten Vorwürfe zu antworten, die die amerikanische Schriftstellerin gegen das indische Volk erhebt. Aus den verschiedensten politischen und sozialen Lagern wird gegen die mangelhafte Genauigkeit in der Darstellung der Tatsachen und gegen die zweifelhafte Ehrlichkeit der Ziele dieses Buches protestiert.

Gandhi sagt, das Buch sei unwahr, Tagore nennt es falsch und schadenfroh, Lord Oliver, der ehemalige britische Minister für Indien, vergleicht es mit einem Haufen Schmutz, den die Mayo auf die indische Gesellschaft geworfen hat, Frau Annie Besant glaubt, daß das Buch eine bemerkenswert leichtfertige Verleumdung ist. Englische Beamte, die in Indien Jahrzehnte dienten, amerikanische Missionare stimmen in den Chor der allgemeinen Ablehnung ein.

Miß Mayo macht einige allgemeine Feststellungen; auch Statistik wurde reichlich zum Beweise herangezogen. Die meisten Feststellungen sind falsch und die Statistiken ungenau. Fast alle Autoren, die die Mayo zitiert, um die eignen Ansichten zu stützen, sind von ihr abgerückt. Gandhi leugnet, daß er jemals Miß Mayo die Botschaft zugehen ließ, die die amerikanische Schriftstellerin ihm zuschreibt. Im übrigen ist das Buch selbst voll von Widersprüchen verschiedenster Art. Greifen wir einige heraus:

Miß Mayo zitiert Tagore, der in der Kinderheirat angeblich die Blüte einer kultivierten Geistigkeit sieht; in Wirklichkeit sagt er: „Die Ehe ist in der ganzen Welt ein Hemmnis für den wahren Bund zwischen Mann und Frau." Mit ihrer Feststellung, daß die frühe Verheiratung die Gesundheit der indischen Frau zerstöre, muß man die Bemerkung der Volkszählungskommission vergleichen: „Keiner, der ein Punjabi-Regiment marschieren gesehen hat oder eine kräftige Jat-Frau auf dem Dorf ihre schweren Wassereimer heben sah, wird irgendwelche Besorgnisse bezüglich der Wirkung ihrer Eheformen auf die Gesundheit der Rasse hegen."

Weiter sagt Miß Mayo: „Ein indisches Mädchen erwartet durchschnittlich die Mutterschaft im Alter von acht bis vierzehn Jahren. Als Antwort auf diesen Angriff veröffentlicht Doktor Margaret Balfour ihre Aufzeichnungen über Erstentbindungen. In Bombay war in 304 Fällen das durchschnittliche Alter 18,7 Jahre, über 85 Prozent der Mütter waren siebzehn Jahre alt, vierzehn Jahre, das niedrigste Gebäralter, wurde nur in drei Fällen festgestellt. In den Krankenhäusern von Madras war das durchschnittliche Alter aus 2312 Fällen 19,4 Jahre. Im Norden hätten aus 3964 Gebärenden nur zehn noch nicht das fünfzehnte Jahr vollendet.

Miß Mayo zitiert einen indischen Fürsten, der im Jahre 1920 angeblich der Meinung war, daß nach drei Monaten keine Rupee und keine Jungfrau in Bengalen zu finden wäre, falls die Engländer das Land verließen.

Denselben seltsamen Ausspruch hat bereits ein Autor in einem Indienbuche erwähnt, das vor zwanzig Jahren erschienen ist. Nach Rückfrage bei dem Fürsten hat sich dies als freie Erfindung erwiesen. Nach Miß Mayo gestanden indische Politiker auf einer Gesellschaft der amerikanischen Besucherin, daß sie die Absicht hätten, die Fürsten herauszuschmeißen. Die angesehene Frau K. C. Roy, bei der die Gesellschaft stattfand, bestreitet auf das entschiedenste, daß eine solche Unterhaltung überhaupt stattgefunden habe.

So sonderbar ihre Behauptungen auch sind, noch sonderbarer sind ihre Folgerungen. Auch ohne die Belehrung durch Miß Mayo ist es völlig richtig und muß von jedermann anerkannt werden, daß die heutigen Zustände in Indien ganz unerträglich sind, jedoch nicht in dem Sinn, wie Catherine Mayo sich das vorstellt. Es ist durchaus richtig, daß fünfzig Millionen Untertanen Seiner Majestät niemals zwischen 1. Januar und 31. Dezember satt werden, daß die Kindersterblichkeit erschreckend hoch ist, daß Epidemien Millionen von Opfern fordern und daß Hungersnöte Elend und Tod nach sich ziehen. Aber auch Miß Mayos eigne Feststellungen bedeuten die schwerste Anklage gegen ein Regierungssystem, das in dem fruchtbaren Land um den Ganges in hundertfünfzig Jahren die heutigen Zustände herbeiführte. Die britische Herrschaft ist allein für Indiens Elend verantwortlich. Es waren die Engländer, die systematisch alle sozialen Reformen unter dem Vorwand der religiösen Neutralität durchkreuzten und verhinderten, die den Religionskampf durch Einführung des getrennten Wahlsystems begünstigten, die die „Unberührbaren" gegen die Interessen der Nation ausspielten, indem sie sich an ihre niedrigsten Instinkte wandten, die die heimische Industrie und den Handel durch eine nachteilige Besteuerung und Gesetzgebung lähmten und die ein System der Volkserziehung mit dem Ziele der Heranzüchtung einer Generation von unterwürfigen Dienern der Ostindischen Kompagnie und der Krone einführten.

Die Auflehnung der Unterdrückten aus allen Klassen, allen Religionen und allen Sekten ist heute der Hintergrund der nationalen Bewegung Indiens. Es ist eine unerhörte Lästerung, wenn man, wie Miß Mayo annimmt, daß Tilak, Das, Nehru, Gandhi und viele andre sich der Bewegung anschlossen, um ihren persönlichen oder ihren Kasteninteressen zu dienen. Es wäre in der Tat schwer zu verstehen, warum der indische Gewerkschaftskongreß und das städtische Proletariat die Simon-Kommission mit Tausenden von schwarzen Fahnen empfing, wenn es nur das Ziel wäre, eine ausbeuterische Brahmanenherrschaft aufzurichten und zu stützen.

Die nationale Bewegung, die aus dem wirtschaftlichen Elend heraus entstand, ist notwendigerweise eine politische Bewegung, weil es unmöglich ist, ohne politische Macht 70 Prozent der indischen Staatseinnahmen, die heute für die Unter-

haltung des Heeres ausgegeben werden, für die Linderung des Elends zu verwenden, weil es unmöglich ist, ohne diese Macht die braunen oder weißen Unheilstifter in Schranken zu halten, die die religiöse Empfänglichkeit eines unwissenden Volkes ausnutzen. Es ist ebenso unmöglich, ohne politische Macht jene Aussaugung Indiens zu verhindern, die auf der einen Seite jährlich über zweihundert Millionen Pfund nach England fließen läßt und andrerseits in Indien furchtbarstes Elend zeitigt. Die Sache der indischen Nation wird keinen einzigen ihrer wahren Freunde durch die Verleumdung verlieren, die eine Amerikanerin gegen ein armes und primitives Volk erhoben hat. Dies Volk sucht seiner Not in einem Wort Ausdruck zu geben, das es sich tief zu Herzen nimmt: Mahatma Gandhi ki Jay! (es lebe Gandhi).

In frühern Zeiten wurde in New York Verleumdung als bösartiges Vergehen angesehen und „die Zunge des Verleumders mit glühenden Eisen durchbohrt, danach wurde er des Landes verwiesen".

Wir beglückwünschen Miß Mayo, daß sie nicht damals gelebt hat.

Jeanne d'Arc von Celsus

Es sind jetzt grade fünfhundert Jahre her, daß die belagerte Stadt Orleans von französischen Truppen befreit wurde, die ein sechzehnjähriges Mädchen anführte. Mit diesem Tag beginnt der schnelle Verfall der englischen Macht in Frankreich, die sich vierzehn Jahre vorher bei Azincourt neu gefestigt hatte. Zugleich aber erhält das Staatensystem des Mittelalters den vernichtenden Schlag. Schon sind die italienischen Ansprüche der deutschen Könige Papier geworden, die Kreuzzüge in ihr Gegenteil umgeschlagen: die Türken bedrängen Südosteuropa. Mit der Vertreibung der Engländer aus Frankreich siegt in Europa das Prinzip der Nationalstaaten. Wie später die Kanoniere von Valmy haben die Bogenschützen von Orleans eine neue Epoche der Weltgeschichte eingeleitet. Die Fahnenträgerin der neuen Idee war ein halbflügges Bauernmädchen aus dem lothringischen Domrémy, Johanna, ein zartes Gefäß großen Inhalts nur, das von den Menschen bald erbarmungslos zerschlagen wurde.

Noch das achtzehnte Jahrhundert hat in Johanna nicht mehr gesehen als die gerissene Soldatenhure, ein Blendwerk der Pfaffen, die durch eine Frau die Könige und Ritter beherrschen wollten. In Voltaires „La Pucelle" klappert, von rüden Sexualspäßen untermischt, ein hartes Gelächter über eine Menschheit, die sich willig von einer Dirne am Narrenseil führen läßt. Erst als die Marseillaise über den Rhein schmettert, erkennt Schiller in Jeanne d'Arc das neue heroische Prinzip der Nation und wirft über die schmalen Schultern seiner Heldin den schweren Mantel einer opernhaft schwellenden Sprache. In einem Buch voll zarter Ironie erzählt Anatole France das Leben Johannas auf quellenmäßiger Grundlage. Hier bleibt, ohne große historische Aspekte, nur

ein sehr kindliches Mädchen, das sich mutig zwischen schrecklichen eisengepanzerten Männern bewegt und Zwiesprache hält mit den Geistern, die es abwechselnd aufmuntern und schelten. Und mitten in einen moralpolitischen Disput stellt der gefeiertste Dramatiker unsrer Zeit das Mädchen Johanna als erste Vertreterin der neuen Weltidee des Nationalismus. Es wird sein ewiger Ruhm bleiben, daß er sich nicht allein auf die geniale Spitzfindigkeit seiner Dialektik verließ, sondern eine Schlußszene von unsäglicher Elegik hinzufügte, zarte dichterische Trauer eines Kenners der Welt, die ihre Heiligen verbrennt, um ihnen nach Jahrhunderten großartig die Glorie zuzusprechen. Bernard Shaws Drama, angeregt durch die Canonisation Johannas, fiel fast kalendermäßig zusammen mit der neuen Mode der Frauen, die Haare kurz zu tragen und einen schlanken, durch sportliche Übungen trainierten Körper zu zeigen. So wurde Johanna zur Verkörperung der Amazone von Heute, und so ist für ihren Nachruhm geistlich und weltlich bestens gesorgt.

Johannas Zeitalter war gläubig und von Priesterlegenden so erfüllt wie das unsrige von denen der Zeitung. Vielleicht war Sainte-Jeanne nur ein armes von Pubertätskrämpfen gepeinigtes Ding, männlich in ihren Instinkten und in ihrem unbestimmten, unwissenden Verlangen. In diesem rauhen und naiven Jahrhundert mußte ihr Anderssein sie entweder zur Heiligen oder zur Hexe machen. Damals kontrollierte die Kirche die Psychosen, förderte sie, wenn sie supranaturale Hilfe brauchte, brannte sie aus, wenn die Geister zu frech wurden. Als vor ein paar Monaten in London eine Frau als Colonel Barker die Oriflamme des Fascismus gegen die demokratische Verschlampung ihres geliebten Vaterlandes erhob, da waren die Leute sehr böse und sagten sehr wenig von Heroismus und Jeanne d'Arc, aber sehr viel von Perversität oder strafwürdiger Dreistigkeit. Psychiater und Richter stritten sich um das Opfer. Der Richter blieb Sieger. Schicksal der heldischen Amazone in der bürgerlichen Zeit.

Im Grunde ist es gar nicht so wichtig zu erforschen, ob Johanna eine andressierte Rolle spielte oder ob sie als urwüchsiges Genie sich selbst durchsetzte. Denn eines ist nicht zu bestreiten: etwas ist mit ihr in die Welt gekommen, das vorher nicht da war. Der Glaubenssatz, daß kein Volk dem andern untertan sein soll, daß jedes Volk das angeborene Recht hat, über sich selbst zu bestimmen, wehte zuerst von dem Helme eines tapfern Mädchens, das drei Jahre hindurch Tausende von Männern begeistert oder behext, jedenfalls elektrisiert hat. Der Zug verzweifelter Franzosen nach Orleans, dem letzten Pont ihrer Hoffnung, angeführt von einem kindhaften Geschöpf, das niemand kannte, dessen Glaube an die Sendung aber auf das kleine Heer übersprang, bleibt ein unvergängliches Symbol der unerrechenbaren Kraft der Idee gegenüber der kalten, phantasielosen Sekurität, die so lange selbstzufrieden auf den Tatsachen thront, bis sie heiß werden und ihr das Sitzfleisch verbrennen. Die ganz weittragenden Gedanken werden immer im Stall geboren.

Heute ist Jeanne d'Arc natürlich sehr arriviert. Prälaten und Generale feiern sie, nichts erinnert mehr an ihre kleine Herkunft. Sie ist die Schutzheilige von Charles Maurras und der ‚Action Française' geworden. Säbel und Krummstab kreuzen sich an ihrem Sockel. Aber es wäre töricht zu leugnen, daß ihr Kultus dem französischen Nationalismus eine Glut und einen Schwung gegeben hat, die der deutsche Rivale nicht kennt, der in seiner klotzigen Materialität einfach die Macht will, ohne die Idee zu achten. Zwei Mal zwischen Vierzehn und Achtzehn wollte an der Marne sich Frankreichs Schicksal vollenden, und beide Male wendete es der Geist des letzten furiosesten Widerstandes ab. Zwei Mal sind die deutschen Heere an der Marne dem gepanzerten Mädchen aus Lothringen begegnet, und beide Male sind sie geschlagen worden.

Die Anhängewagen von Peter Panter

> Ich sage: „Sagen Sie mal", sage ich, „was schreiben Sie denn jetzt so —?"
>
> „I", sagt er, „wir schreiben doch heute nicht mehr", sagt er. „Wo die andern schon alles geschrieben haben — wozu sollen wir nochmal —?"

Es ist Bert Brecht nachgewiesen worden, daß er bei einer Übertragung aus dem Französischen einen Übersetzer bestohlen hat. Er hat darauf geantwortet: das beruhe auf seiner grundsätzlichen Laxheit in Fragen des geistigen Eigentums. Das soll sehr rebellisch klingen — es ist aber nur dumm.

Brecht, der es nicht nötig hat zu stehlen, weiß natürlich genau, daß auch andre so lax sein könnten wie er; wenn ihm ferner heute etwa bewiesen würde, daß seine schönsten Gedichte nicht von ihm, sondern von dem Gelegenheitsdichter Ewald Bornhacke aus der Großen Frankfurter Allee stammten, so wäre es aus mit der Laxheit. Es scheint da auf die Quantität anzukommen: als kleinen Entschuldigungsgrund führt Brecht an, er habe von 625 Versen nur 25 von Herrn Ammer übernommen, wobei denn zu fragen, wo die Kriminalität anfängt.

Herr Brecht ist ein außerordentliches lyrisches Talent, wohl das stärkste, das die Deutschen nach Benn heute besitzen. Daneben ist er ein Schludrian, der sich mächtig amerikanisch vorkommt, wenn er die Unbildung seiner Kritiker dazu benutzt, um Geld zu machen. Ermöglicht wird ihm das durch die Überschätzung der Nachdichterei.

Wenn die Bäume alt werden, schlingt sich Efeu um die Äste. In besonders schlimmen Fällen sind es Moos oder andre Parasiten, die Saft und Kraft aus den alten Bäumen ziehen — die Schmarotzer vergingen ohne den Alten. Die halbe Literatur „bearbeitet", „überträgt", „richtet ein" — es gibt da eine schöne Terminologie, um die eigne Einfallslosigkeit zu übertünchen. Wenn man das so alles mit ansieht, kommt man sich reichlich töricht vor, daß man sich seinen Kram noch allein ausdenkt. „Die andern haben schon — wozu sollen wir nochmal?"

Die Technik dieser Nachfühler ist, in den guten Fällen, unmerklich raffiniert. Sie kriechen in das Vorbild, saugen es ganz auf — und schmücken sich mit fremder Kraft.

Das fängt bei den Biographien an. Der Biograph läßt fremde Muskeln schwellen. Und wenn er eine Weile damit herumgelaufen ist, dann macht er uns glauben, es seien seine eignen. Er beginnt, uns den großen Mann „verständlich" zu machen, was meistens auf Konto des Beschriebenen vor sich geht — und zum Schluß verwechselt der eingeschläferte Leser Beschriebenen und Beschreibenden. Damit es keine Mißverständnisse gibt: ich finde diesen Trick nicht in den Ludwigschen Biographien — aber in sehr vielen andern. Es ist da eine Schwäche, die sich als Stärke gibt — jener nicht unähnlich, die unfähige Dramatiker ihren Helden einen „genialen Maler" sein läßt, sie habens dann leichter. Aber dieser Fall ist noch harmlos gegen die „Bearbeiter".

Es ist sehr schwer zu kontrollieren, was bei der Bearbeitung eines alten Stücks vom Verfasser, was vom Bearbeiter stammt. Der Fall Shakespeare gehört nicht hierher; erstens waren damals die Auffassungen vom geistigen Eigentum nicht lax, sondern kaum ausgebildet, und zweitens hat der nun wirklich die alten Stoffe nur zum Anlaß genommen. Bei den Heutigen ist es Faulheit, Phantasielosigkeit, Wichtigtuerei und Abwälzung der Verantwortung auf einen, der sich nicht mehr wehren kann. „Was gut ist, stammt natürlich von mir — den Rest mußte ich übernehmen."

Eine so maßlose Überschätzung etwa einer solchen Arbeit wie des Zweigschen „Volpone" beruht auf der Unkenntnis alter Literatur und auch jener Halbbildung, die sich nicht getraut zu kritisieren... sie hat auch kaum noch ein Recht dazu. Diese Dünnblütler zecken sich an die alte, verschollene Kraft — vielleicht bearbeiten sie wirklich ganz gut — aber sie sollen sich doch erst einmal hinsetzen und selber so etwas erfinden! Sie können nicht.

Und wenn sie es können, so sind sie zu faul oder noch schlimmer: zu feige. Zuckmayer ist eine echte Kraft — wenn aber ein amerikanischer Film, der bereits nach einem Drama gearbeitet ist, Erfolg hat, so hängt er sich hinten an. Nächstens werden die Herren noch ihre eignen Stücke bearbeiten.

Ein Film nach einem Stück; ein Stück nach einem Roman; ein Roman nach einer Biographie... der jämmerliche Lauf immer hinter der Konjunktur her verdirbt die Besten. Was Remarque kann, kann ich auch — und nun kommen sie alle gelaufen. Und weil man so schnell nicht „dichten" kann, wie die Verleger und Theaterdirektoren telephonieren, deshalb machen sie sich das Leben angenehm und dichten nach. Anhängewagen.

Brecht hat bereits seinen Fall Rimbaud hinter sich, wo die Sache ähnlich lag. Ich bin kein Plagiatschnüffler; ich weiß, wie halb verwehte Klänge haften, wie einem Erinnerungen aufsitzen, wie man unbewußt plagiieren kann... aber weil ich es weiß, passe ich auf. Zu denken, daß sich unsereiner quält, wegläßt,

weil vielleicht diese Zeile zu sehr an eine von Mehring erinnert — ich habe den größten Respekt vor geistigem Eigentum, und eine ebenso große Verachtung literarischer Einbrecher.

Wir sollten der Verschmutzung unsrer Literatur vorbeugen. Wenn Bert Brecht die Pose des literarischen Diebs annimmt, so muß er sich gefallen lassen, daß man ihn danach bewertet und bei jedem seiner nächsten Verse fragt: „Von wem ist das?" Es ist im tiefsten unehrlich, was er da treibt.

Auf den ersten Theaterzetteln der Dreigroschenoper hieß es noch, ganz hinten, da, wo Inszenierung und Dekoration standen: „Bearbeitung: Brecht." Das war ein bißchen kokett, mochte aber angehen. Schließlich ist das Stück ja nicht von ihm. Das war, als man noch nicht wußte, ob es ein Erfolg werden würde.

Nun, da das alte englische Stück, aufgeputzt mit Versen, die gleichfalls nicht von Brecht stammen, ein Erfolg geworden ist, hat er die Kühnheit, ein Heft herauszugeben, auf dem zu lesen steht: „Brecht, Die Songs der Dreigroschen-Oper". Auch diese sind nicht von ihm. Es ist mehr als eine Kühnheit — es ist eine literarische Lüge.

„Verfolgt das Unrecht nicht zu sehr. In Bälde erfriert es schon von selbst..." Das wollen wir hoffen. Und langsam wieder die alte Bezeichnung einführen, die um 1890 Mode war: „Originalroman von..."

Lasset uns in Zukunft Dichter loben, die sich ihr Werk allein schreiben.

Was dem einen brecht ist, ist dem andern dillig

Gabriele d' Annunzio: „Lust", Fischers Romanbibliothek Band 11:

Sie war in Wahrheit noch begehrenswerter als früher. Das, man könnte sagen, plastische Rätsel ihrer Schönheit war noch geheimnisvoller und anziehender geworden. Ihr Kopf mit der niedrigen Stirn, der geraden Nase, den geschwungenen Augenbrauen, die so rein, so fest, so antik gezeichnet waren, daß es schien, sie seien aus dem Rahmen einer syrakusanischen Medaille getreten, offenbarte in Augen und Mund einen seltsamen Kontrast des Ausdrucks: jenen leidenschaftlichen, gespannten, unschlüssigen, überirdischen Ausdruck, den nur ein moderner Geist, in seiner Kunst von der ganzen „Tiefe der Korruption" durchdrungen, in unsterblichen Frauentypen, wie Mona Lisa und Nelly O'Brien, formen konnte.

Lisbeth Dill: „Franziska, der Roman einer Opernsängerin", Copyright by M. Feuchtwanger, Halle a. d. S.:

Sie war begehrenswerter geworden, das plastische Rätsel ihrer Schönheit noch geheimnisvoller und anziehender. Ihr Kopf mit der niedrigen Stirn, der geraden Nase, den geschwungenen Augenbrauen war so fest, so antik gezeichnet, als sei er aus dem Rahmen einer alten Medaille getreten. In Augen und Mund fand er einen seltsamen Kontrast, jenen leidenschaftlichen, gespannten, unschlüssigen Ausdruck, den nur ein moderner Geist wiedergeben kann.

Filmplakate von Walter Herzfeld

Was könnte uns das Filmplakat sein? Ein lustiges Aufblitzen in der Straßentrübsal, ein kleines Gelächter, ein kurzes Aufmerken, vielleicht sogar ein wenig Nachdenklichkeit. Jedenfalls eine Chance für den bildenden Künstler, sich an ein so großes Publikum zu wenden, wie es nicht einmal die Journalisten haben; an schlechthin alle, die mit offnen Augen über die Straße gehen. Und das bei der thematischen Vielseitigkeit, die das Filmplakat im Gegensatz zu allen andern inhaltlich viel schärfer zweckbestimmten gewerblichen Reklamen hat. Von van Gogh heißt es, er habe sich gewünscht, seine Bilder als grellfarbige Drucke in Matrosenkneipen hängen zu sehen. Lebte er, er würde Filmplakate machen.

Was ist uns das Filmplakat? In den letzten Wochen mußten wir an allen Säulen Elisabeth Bergner als Fräulein Else sehen: Elisabeth Bergner in schmutzigem Grün, wie durch das faulige Wasser eines Aquariums gesehen, Elisabeth Bergner in rosig, auf dämonisch, auf süß, in jeder Verzerrung, in die sie die Hände subalterner Zeichner preßten. Da wirft sich Douglas Fairbanks in die plüschbezogene Brust, da schwimmt eine blaue Uniform in rosa Sauce: Willy Fritsch, und über ihm schwebt sinnfällig der schwarze Schatten Dita Parlos, Gegenstand seiner rapsodischen Träumerei. Da tobt sich der Postkartenkitsch aus, mit süßlichen Männern, die sich über blonde Frauen beugen, mit Leutnants, die hoch zu Rosse sitzen, da erfreut die Couleurmütze das deutsche Herz, da ist ganz Deutsch-Süd-West mit Leu und Nilpferd und kühnem Jägersmann an die Wände geklebt.

Woran liegt das? Schuld tragen in erheblichem Maße die Filmleute, die bei der Vergebung ihrer Aufträge ebensoviel und ebensowenig Geschmack entwickeln wie eben in der Filmbranche gebräuchlich. Dieselbe engstirnige Mentalität, die Alt-Heidelberg und den ungarischen Zigeunerzauber immer wieder aufwärmt, die Liedke handküssen und Lee Parry in Rührung dahinschmelzen läßt, bestimmt auch hier die Bevorzugung der Strumpfbandroutiniers und Lippenstiftporträtisten. Und redet sich dann auf das Publikum heraus, das ja nichts Besseres wolle; als sei diese faule Entschuldigung, die für jeden Kitsch im Filmgewerbe herhalten muß, nicht durch die Erfolge der Russen, durch die Tatsache Chaplin längst widerlegt. Ich hörte einmal den Auftraggeber für ein Plakat zu einem „Abtreibungsfilm" seinen Plakatmaler anweisen: „Wir müssen das Publikum erotisieren!" Hättest du doch, guter Mann, hättest du uns doch erotisiert!

In andern Geschäftszweigen ist mit anständiger Reklame schweres Geld gemacht worden, und es lohnte den Versuch, einmal flotte und ausdrucksstarke Filmplakate auszuhängen. Es würde nicht einmal mehr kosten. Aber dem steht die unentwegte Borniertheit der Filmunternehmer im Wege, die den eignen Ungeschmack auf die große Masse projizieren, die

glauben, daß ein gut gemalter Frack, eine straffe Uniform uns allen das ehrfürchtige Erschauern einflößen müßte, das sie selbst offenbar empfinden.

Eine Entschuldigung muß man den Filmleuten freilich anrechnen: Es ist nicht ganz einfach, nennenswerte Künstler heranzuziehen; denn die scheuen die Filmplakatzensur. Und es ist erst recht nicht leicht, anständige Plakate, wenn man sie erst einmal hat, zur Verwendung zu bringen. Denn das hindert die Filmplakatzensur.

Filmplakatzensur? Ja gibt es denn das? Hat nicht die weimarer Verfassung, mit der alleinigen Ausnahme des Filmstreifens, die Zensur abgeschafft? Sollten hier freche Übergriffe der Verwaltungsbehörden vorliegen? Gebietet der Polizei die Sorge um die ihr anvertraute öffentliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit eine Vorprüfung der Filmplakate? Ist nicht ausdrücklich die Bestimmung des alten preußischen Preßgesetzes über die polizeiliche Genehmigungspflicht der Plakate durch Gesetz von 1925 aufgehoben? Wo bleiben die Gralshüter der Reichsverfassung? Wo die Zensurfeinde?

Nun, es liegt so, daß die Nationalversammlung noch kurz vor Toresschluß das von ihr selbst geschaffene Zensurverbot der Reichsverfassung durchbrochen hat, indem sie zu der im Artikel 118 der Reichsverfassung vorgesehenen Filmstreifenzensur die Sittenkontrolle für Filmreklame ins Lichtspielgesetz einschmuggelte. Das ist juristisch anfechtbar; es lohnte eine Dissertation über die Frage, ob unter den Begriff „Lichtspiele", für den der Zensurvorbehalt des Artikels 118 gilt, auch die Plakate fallen. Oder ob nicht die Filmplakatzensur verfassungswidrig ist, wie es der bekannteste Kommentator des Lichtspielgesetzes, Wenzel Goldbaum, behauptet. Eigentlich hätten die in Weimar ja wissen müssen, was sie unter „Lichtspielen" verstanden. Und wenn in dem Jahr zwischen Reichsverfassung und Lichtspielgesetz dieser Begriff solch merkwürdige Elastizität bekam, so deshalb, weil man bei der Redaktion der Verfassung nicht an die Filmreklame gedacht hatte und es begreiflicherweise scheute — so unzweifelhaft sich auch eine Zweidrittelmehrheit zusammengefunden hätte — dem Filmplakat zuleide mit einem verfassungsändernden Gesetz herauszukommen. Das war die Angelegenheit nicht wert, und so verwischte man lieber die Verfassungsänderung durch eine ungemein extensive Auslegung des Artikels 118.

Dieser kleine Schönheitsfehler hat freilich nur theoretisch-juristisches Interesse; praktisch gibt es keine Möglichkeit, ihn zu verfolgen. Eine authentische Feststellung der Verfassungswidrigkeit von Reichsgesetzen ist in unsrer Rechtsordnung überhaupt nicht vorgesehen, und wir möchten auch niemand raten, nach einem Verstoß gegen die Filmplakatzensur vor deutschen Straf- oder Verwaltungsrichtern seine Bedenken gegen die Verfassungsmäßigkeit dieser Institution geltend zu machen. Auf eine Aufhebung durch den Reichstag — gegen die spaßiger Weise grade dann rechtliche Bedenken bestehen,

wenn das Gesetz wirklich verfassungswidrig ist — ist in absehbarer Zeit keine Hoffnung.

So ist gegen die Filmplakatzensur als solche so wenig auszurichten wie gegen die präventiv-polizeilichen Verbote vor Theateraufführungen, die ja auf eben so schwachem rechtlichem Boden stehen. Aber es lohnt in beiden Fällen, breitere Kreise überhaupt mit der Tatsache bekannt zu machen, daß die kulturelle Reaktion neben der legalen Filmstreifenzensur und dem Schund- und Schmutzgesetz noch hier und dort kleine Positionen des Staatsmechanismus besetzt hält, es lohnt, durch ständige Kritik die Handhabung dieser Instrumente zu überwachen und von Fall zu Fall aufzuzeigen, was diese Hüter unsrer Moral aus uns machen.

Die Ausübung der Filmplakatzensur ist entsprechend miserabel; anständige Künstler machen den Rummel nicht mehr mit und verzichten lieber.

Der junge berliner Maler Suwal hatte für einen russischen Film ein Plakat zu entwerfen. Und da der Film „Prostitution" hieß und da Suwal zu anständig war, seinen Auftraggeber mit dem üblichen hingekitschten Porträt der Hauptdarstellerin abzuspeisen, so malte er mit dem Grimm des sozialistischen Künstlers zwei Straßenmädchen, abstoßend, häßlich und wahr. Ein gutes Plakat, ein lebendiges Plakat, aber auch endlich einmal ein sittliches Plakat, von dem demokratische Kunstreferenten vor Gericht aussagen würden, der Künstler habe einen starken ethischen Unwillen gegen die gewerbsmäßige Unzucht zum Ausdruck gebracht. Das Plakat wurde von der Filmprüfstelle Berlin verboten, nach Paragraph 2 des Lichtspielgesetzes, weil es „entsittlichend und verrohend" sei, und nach Paragraph 3, weil es geeignet sei, die jugendliche Phantasie zu korrumpieren. Und doch stellt es nichts dar als zwei vollständig bekleidete Dirnen an der Straßenecke wie sie jeder berliner Junge — in wesentlich anreizenderer Aufmachung — jeden Abend sehen kann.

Die Filmleute, wenn sie überhaupt etwas Besseres versucht haben, passen sich nach ein paar Ablehnungen dem obrigkeitlichen Geschmack an und lassen lieber gleich den ungefährlichen, süßen Kitsch anfertigen, der der Filmprüfstelle genehm ist. Dem Verfasser ist ein Fall bekannt, wo ein Plakat, von dem die Filmprüfstelle glaubte, es erfülle „an sich" bereits den inkriminierten Tatbestand, unter ausdrücklicher Berufung auf seinen künstlerischen Wert genehmigt wurde. Es handelte sich um ein notorisches Kitschplakat, das in den letzten Wochen Berlin verunzierte. Es versteht sich, daß das Lichtspielgesetz ausdrücklich die Beurteilung nach dem künstlerischen Werte untersagt; es versteht sich nicht minder, daß solche ästhetischen Urteile immer politische verbergen und daß kein Plakat von lebendig sozialer Auffassung die Zensur durchläuft.

Die deutsche Literatur zeigt ihr Gesicht

von Hermann Kesser

„Politik ist: Hauptzwecke, Hauptziele des allgemeinen Denkens und Handelns erkennen, erzeugen, bekämpfen, unterstützen, verwirklichen. Nach dieser Klarstellung gibt es wohl keine Ausrede mehr! Es war ein verhängnisvoller Verzicht, daß die Dichter, Anwälte der Menschenrechte, aufhörten, sich als politische Individuen zu betätigen. Es war eine unmögliche, negative Zielsetzung." Im Jahre 1916 habe ich diese meine Worte zum Postament von dauernden Bemühungen gemacht, für das Erwachen einer politischen Gemeinschaftswahrheit zu wirken. Es konnte nicht ausbleiben, daß ich zurechtgewiesen wurde: Einerseits durch die Erwähnung von Nachtigallen, Lenzwinden und Metaphysik, die trotz des Krieges die gegebnen Gegenstände für Dichter seien. Andrerseits begann sich damals ein Zustand auszubilden, der mir und meinen Kameraden entgegengesetzt gewesen ist: Worte, Ausdrucksformen der Sprache, Dichtungen — das wurde zu etwas, zu einer „Sache", die man ohne Rücksicht auf Echtheit fabrizieren konnte. Der publizistische Kriegs-Betrieb erzeugte einen furchtbaren Wort-Vertrieb Die Sprache war Umsatzartikel, Plakat, Inserat. Das letzte Qualitätsgefühl ging unter.

Ich behaupte, daß wir uns von diesem Zustand — von den vier Jahren ungeheuerlichster Lügen- und Phrasensünden — in sprachlicher Beziehung noch immer nicht ganz erholt haben. Die radikale Dekristallisation sogenannter Propaganda-Begriffe ist noch nicht beendet. Man fürchtet fast, die deutsche Sprache wird nie wieder sauber. Akademiker und Feuilletonisten haben uns über Bereicherungen der Sprache durch den Krieg aufgeklärt. Die „deutsche Philologie des Nichtswürdigen", eine wichtige und umfangreiche wissenschaftliche Untersuchung über die Frage, wieweit durch Kommando und Führung seit 1871 das Unterscheidungsvermögen für Wahrheit und Echtheit in Sprache und Schrifttum zerstört worden ist, eine solche Arbeit — Nietzsche hat Einiges zum Thema angedeutet! — ist von den germanistischen Seminaren noch nicht geleistet worden. Und das Gerede von der ordinären und verabscheuungswürdigen politischen Dichtung, die auf ihre feine „metaphysische" Bestimmung verzichte, geht weiter. Nicht nur als eine absichtliche Beschwindelung des geistigen Mittelstandes, dessen Instinkte nach der unpolitischen Seite abgelenkt werden sollen. Es gibt tatsächlich immer noch überzeugte Gegner der von Dichtern zu leistenden Aufklärungsarbeit, Gegner aus metaphysischen Gründen!

Sollte der große Rationalist Georg Brandes Recht behalten, der sich im Jahre 1926 in einem Briefe an mich dahin aussprach, daß „in Wirklichkeit nichts den Deutschen so verhaßt ist wie Vernunft und nichts so anziehend wie der ganze falsche und verrückte sogenannte Tiefsinn"?

Gilt das wirklich, dann wird man sich um so mehr an den Ausnahmen freuen.

Wahrscheinlich muß man wie ich das Thema „Politik und Literatur" als Deutscher zwanzig Jahre lang auf der eignen Haut erfahren haben, um einem Manne wie Ernst Glaeser die Hand zu schütteln, dem Autor von „Jahrgang 1902", der neulich anläßlich einer Polemik in der ‚Frankfurter Zeitung' seinem Buche ein politisches Bekenntnis nachgeschickt hat; es steht in einem so erfrischenden Gegensatz zu den Methoden von dichtenden Schlaubergern und berechnenden literarischen Schweigern, daß ich es als Symptom eines Umschwungs zugunsten der Wahrheit und Verantwortlichkeit mitanführen muß. Wir sind ja nicht arm an Beispielen, daß sich Autoren mit vorgehaltener Hand vor ihre Auflagen stellen und zur Beruhigung einer etwa an

der bürgerlichen Dichter-Stubenreinheit zweifelnden Leserschaft quieszierende Versicherungen abgeben. Dieser junge Glaeser, mit seinem Erstling auf einen Schlag in den Besitz zahlreicher Sympathien und sicherlich vieler Zustimmungen aus Mißverständnis gesetzt, legt im Gegenteil Wert darauf, seine Leser nachträglich zu beunruhigen und für alle Ohren, die aus seinem Buche nicht das Richtige herausgehört haben, das Entscheidende zu bekennen.

Er bekennt, daß nach seiner, eines jungen Menschen Ansicht, der Krieg umsonst gewesen ist, weil sich nichts geändert hat. Er betrachtet sich als einen Vertreter der Jugend, die an die wohltätigen Wirkungen des Krieges nicht glaubt. Er fühlt die Pflicht, sich in die Reihen derer zu stellen, die das gesamte gesellschaftliche System von heute bekämpfen müssen. Den Grund gibt er folgendermaßen an: Nicht durch unverbindliches Mitleid, sondern nur durch den eindeutigen Entschluß, die Gesellschaft zu stürzen, können Verhältnisse verbessert werden, die vor dem Kriege bestanden haben, durch das Ereignis des Weltkrieges nicht beseitigt worden sind und unverändert weiterdauern. Über sein Buch sagt derselbe Ernst Glaeser, daß es den Sinn hatte, die Voraussetzungen des Krieges ans Licht zu ziehen. Denn: „Es ist keine neue Zeit angebrochen. Der Vorkrieg von gestern ist trotz allem Uniformwechsel die Gegenwart von heute. Nur die Mode hat gewechselt." Kurz, Ernst Glaeser macht kein Hehl daraus, daß der Zweck vom „Jahrgang 1902" ein politischer ist und daß ihm nichts ferner lag, als mit seinem Werke interessante Malereien aus drei Kriegsjahren zu geben. So ungefähr äußert sich Glaeser. Ein Jünger gibt sich als Anhänger einer psychologischen Reinlichkeit, die im Schrifttum des deutschen Sprachbezirks nicht häufig anzutreffen war.

Dieser Vorgang ist deshalb wesentlich, weil er dazu beiträgt, die Positionen im deutschen Schrifttum zu klären. Weil er auch mithilft, dem deutschen Schrifttum selbst die Position zu geben, die es nie besessen hat und sich vielleicht erst seit ganz kurzer Zeit zu erobern beginnt. (Insofern stelle ich mich heute als Optimist vor.)

Werden die neuen Kriegsbücher geeignet sein, aus sich heraus diese Position zu verstärken? Keine Frage, die Wahrheit über den Krieg, über das Verbrechen der unsinnigen Menschenschlächterei hat eine Stoßkraft ins Herz von Hunderttausenden. Aber doch nur ins Herz und nicht immer ins deutsche Gehirn, das nach Georg Brandes zu unfruchtbarer Tiefdenkerei neigt und der Vernunft abgeneigt ist. Ich habe im November 1914 selber eine Kriegsnovelle geschrieben. Sie war wohl damals die erste Kriegsnovelle („Unteroffizier Hartmann stirbt" hieß sie), die mit dem Gefühl von der menschlichen Einheit aller Fronten schloß und dem Massenmord das „Warum?" entgegenschleuderte. Sie war nur eine Stufe meines Denkens. Sie ist für mich Perfekt. Sind nicht für uns alle die Aufschlüsse über die genetischen Hintergründe des Krieges, über die gesellschaftliche Genesis, die sozial-konträre Herkunft das Wichtigste geworden? Aus Wahrheitsbedürfnis der Zeit Fragezeichen ins Gesicht zu werfen, ist der erste Schritt in die Revolte. Aber besteht nicht die Gefahr, daß die Kriegsbücher, wenn sie nicht in sich die Konsequenzen ihrer eignen Substanz ziehen und wenn sie nicht Aufschlüsse über die Hintergründe der Kriege geben, mit einer Art von „veristischem Genre" verwechselt werden?

Wie ein mächtiges Bild des Grauens stehen die Kriegsbücher da. Ein Kolossalgemälde von furchtbaren Zügen tut sich auf, das da und dort hinter dem Radierwerk von Otto Dix, das „Der Krieg" heißt und diesen Büchern graphisch vorausgegangen ist, nicht zurückbleibt. Man ist überrannt, überschwemmt, erschüttert. Und viele lassen sich wahrscheinlich nur zu leicht in das Gefühl hineinverführen, als ob ohne weiteres Dazutun das Ereignis an sich, das scheinbar wie eine

Naturkatastrophe vom Himmel herabgefallene, aber in Wahrheit von greifbaren Menschen auf dem Erdboden geschaffene Ereignis, aus sich heraus die Energien zu seiner Selbstvernichtung für ewige Zeiten liefern müsse. Wir wissen, daß das Gegenteil der Fall ist. (Wir wissen es auch aus dem „Jahrgang 1902", der den Krieg nicht als eine vom Himmel kommende Naturkatastrophe, sondern als Gehirnkatastrophe der Staatsbürger und Untertanen gibt. Wir erfahren es auch aus Ginsters Kriegsbuch, das eine Tonfolge von dunklen Kriegs-Hinterlandschaften und Szenen vermittelt.) Wir sind deshalb der Ansicht, daß erst eine breite zweite Stufe von Kriegsliteratur, die die gesellschaftlichen und sozialen Hintergründe des Krieges erbarmungslos anleuchtet, den an sich ausgezeichneten Kriegsbüchern in der Folge zu ihrem tiefsten Sinn verhelfen kann, weil sonst unwiderruflich gültig bleiben würde, was Glaeser ausruft: „Der Krieg war umsonst!"

Er war umsonst, solange sich die Volksmehrheit in der Vorstellung gefällt, daß wir es inzwischen herrlich weit gebracht haben und daß wir auch weiterhin automatisch irgendwelcher Segnungen teilhaftig werden.

Er wird, unter dem Gesichtspunkt des deutschen Schrifttums gesehen, nicht umsonst gewesen sein, wenn der Volksmehrheit aufzugehen beginnt, daß ihr nicht von vergnügten, glücklichen und harmonischen Privatschriftstellern weitergeholfen wird. Das Recht auf Harmonie, Vergnügen und Glück muß erst wieder durch Leistungen erobert sein. Ich für mein Teil glaube allerdings, daß jede vollendete Dichtung von ihrer Musikalität lebt. Ich bin für die Wahrheit, der ein musikalisches Herz eingesetzt wird, — und darum zunächst für den Mut zur aufrichtigen und weit hallenden Dissonanz.

Als Resultat des Krieges ist anzusprechen, daß sich die bewußten und verantwortlichen unter den deutschen Schriftstellern der sozialen und politischen Wirklichkeit bemächtigen, von der das deutsche Schrifttum durch einen Graben getrennt gewesen ist.

Hier Literatur, Schreibtische, Professoren und Bibliotheken; gegenüber der Machtstaat mit Politik, Krieg und Klassenausbeutung, der auf alles, was Literatur hieß, wenn er schon vom Hörensagen etwas von Literatur wußte, einfach pfiff.

Im kulturpolitischen Profil der Volksgenossen waren vordem die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller so gut wie unsichtbar. (Der Versuch, bei Bedarf an Ausstattung gelegentlich die Züge einiger Klassiker oder Philosophen in das deutsche Gesicht einzuzeichnen, muß, auf seine geistigen Wirkungen nachgeprüft, als mißlungen bezeichnet werden. Das offizielle politische Gesicht, das Gesicht, das überall anzutreffen war, sah weder nach Goethe und Schiller, noch nach Kant und Schopenhauer aus.) Heute erleben wir, daß das offizielle Gesicht wenigstens auf Äußerungen der Dichter reagiert. Wenn auch ablehnend, wenn auch mit Antworten, die von Ungnade bis zum Rechtsbruch reichen. Ein vordem politisch blutarmes Schrifttum stellt endlich wahre Beziehungen zur kulturellen und sozialen Umwelt her. Auch in deutscher Sprache wird das wirkliche Weltbild mit allen politischen Dimensionen gezeichnet. Das erste Ergebnis heißt Zensur. Man sucht das öffentliche Wort der Wortmächtigen und Aufrichtigen zu beschneiden.

Dennoch! Der Schrei der Reaktion nach einer Zensur großen Stils ist ein erfreuliches Zeichen. Selbstverständlich, daß die Zensureifrigkeit mit Pech und Schwefel zu bekämpfen ist. Selbstverständlich aber auch, daß das erwachende Zensurbedürfnis nichts andres beweist, als daß die Wahrheit gesagt zu werden beginnt und daß sich die Gegenseite, die von der Wahrheit nichts wissen will, zum ersten Mal einer Gemeinschaft gegenübersieht, der sie zutraut, daß sie auf das Geschehen, auf das politische und soziale

Geschehen, entscheidenden Einfluß nehmen kann. Das ist, an den deutschen Erfahrungen gemessen, ein Fortschritt.

Man hört oft davon reden, daß heute Dinge behelligt werden, die im kaiserlich monarchischen Deutschland unbeanstandet geblieben sind. Das bedeutet keineswegs, daß das kaiserliche Deutschland dem Schrifttum sympathischer gegenübergestanden hat als Machtbesitzer, Kirchenbeamte und andere Reaktionäre, die heute die Wahrheit verbieten wollen. Es bedeutet im Gegenteil, daß man erst heute den Äußerungen des Schrifttums Wirkungen zuzuschreiben beginnt. Daß man öffentlichen Worten, auch wenn sie in Deutschland nur von Dichtern, Bühnenschriftstellern und Lyrikern gesprochen werden, zutraut, das Bestehende revolutionieren zu können. Der Kampf gegen die Zensur, der in der nächsten Zeit in aller Schärfe ausgefochten werden wird, ist ein positives Resultat des jungen deutschen Schrifttums. Das Schrifttum wird nicht mehr mit harmlosen Schreibtischelaboraten verwechselt. Die Literatur wird von den Machtinhabern in das politische Gesamtbild aufgenommen.

Was war denn der deutsche Dichter im gewesenen Staat? Der deutsche Dichter war bestenfalls verwendbar, wenn es galt, ihn als Wort-Fachmann, als Reklame-Fachmann einzusetzen. Die Mission, die ihm während des Krieges von der Heeresleitung befohlen worden ist, zeigt es. Gute alte Tradition, daß sich der deutsche Dichter (wie die traditionellen Kronprinzen) in der Jugend ein paar Freiheitssprünge erlaubt und dann als atrophisches politisches Gebilde seine Tage beschließt. Er glaubte wohl selber, wenn er autobiographisch zurücksah, daß seine Jugend eine politische Freiheits-Clownerie gewesen sei und er ahnte noch nicht einmal, daß er erst durch seine vollständige politische Entmannung, auf der sogenannten Lebenshöhe, zum Clown degradiert war, zum Spaß- und Ernstmacher ohne Inhalt und Ziel. Daß man dann ebendenselben Clown sofort während des Krieges zum Dienstboten der Lügenpropaganda ernannte, das spricht — täuschen wir uns nicht darüber! — ebenso gegen die Ernenner wie gegen die Ernannten.

Die Änderung, die Politisierung der Literatur kam, vorbereitet von wenigen, mit dem Zusammensturz der Lüge. Sie kam schon gegen Ende des Krieges auf die deutschen Dichter zu, auf sehr viele wie ein Schreckensgespenst. Die Änderung wurde zunächst — auch aus Gründen des Zensurzustandes — mit dem Wort „Expressionismus" gedeckt. (Dieser abstrakte, die Sache ins Literarische und Ästhetische rückende Ausdruck war eine Gefahr und ließ die konkrete Substanz unberührt. Ungern nehme ich Begriffe der Kunstbildungssprache in den Mund, und das Wort Expressionismus besonders ungern.)

Immerhin ist der Expressionismus der flammende Kurzschluß zwischen Kunst, Schrifttum und Leben in Deutschland gewesen, hergestellt von den Ereignissen. Und die Wut auf den Expressionismus war die Wut auf die explodierende Wahrheit. Derselbe Expressionismus wurde dann wenige Jahre später totgesagt. Die Restauration erledigter Bestände in Schrift und Wort setzte ein. Die alten Maßstäbe und Größen schoben sich wieder in den Vordergrund. Übereinstimmend gaben vor etwa einem halben Jahrzehnt die sämtlichen Makler, Kunstunternehmer, Theaterdirektoren und die Mehrzahl aller literarischen Tagesjournalisten die Parole aus, daß es mit den kämpferischen politischen Inhalten in der Literatur zu Ende sein müsse. Das Wort „Krieg" zum Beispiel wurde rigoros aus allen Programmen gestrichen.

Den Herren ist eine herbe Enttäuschung widerfahren. Das vorausgesagte „metaphysische" Drama, das den Händlern mit Theaterplätzen als verschwommene Ergänzung zur „Physis" der Schlafzimmerstücke und Fleischrevuen gerade recht gewesen wäre, kam

nicht. Aber Piscator kam. Und Lampel erschien. Die „Revolte im Erziehungshaus“, von glühenden jungen Schauspielern gegen das Betriebstheater ins Werk gesetzt, siegte über alle dramatischen Konjunkturunternehmer. In Köln entzieht das Theaterpublikum einem reaktionären Bühnenschriftsteller das Wort. Das Drama stellt sich auf den Boden der Tatsachen.

Mit abstrakten literarischen Richtungen ist es aus.

Incipit veritas!

Man kehrt nicht mehr nach dem Muster des neunzehnten Jahrhunderts zu einer gewesenen Epoche zurück, um sich in irgend einer schnörkelhaften Neublüte einer ehemaligen literarischen Spielart zu gefallen. Es sieht gar nicht mehr nach endgültiger Restauration aus. Selbst Film und Rundfunk, eins wie das andre zur Stunde noch zwangsläufig und überwiegend den Mächten der Restauration und trüben Kräften ausgeliefert, werden sich nicht mehr lange widersetzen können.

Heute werden die Forderungen des Expressionismus und der aktivistischen Literatur unter Beweis gestellt. Der Stoff ist klar. Krieg, Revolution, Inflation, Kapitalismus, Sozialismus und Kommunismus, das alles zieht als durchgearbeitete und durchgedachte Materie in das Schrifttum ein, das sich durch sanfte amtliche Anerkennungsgebärden nicht mehr von seinem Weg abbringen läßt. Die man Expressionisten nannte, haben Grundsätze verkündet, Ideen und Richtungslinien wurden festgelegt. Ihre Nachfolger gestalten, was als Bild und Gleichnis, als Feststellungsklage und Urteil zu gestalten ist. Nicht mehr durch explodierende Worte, sondern durch unabweisbare Tatsachen. Ohne Makler und Händler vollzieht sich der Einbruch des Lebens in das Schrifttum. Eine Produktion schlägt durch, schlägt sich durch, fällt auf den Alltag. Erobert sich Lebensrecht auf der Bühne, in der Presse, im Buch. Spannt sich über Betriebsliteratur und Gebrauchsschriftstellerei weg. Geht zur deutlichsten Sprache zurück, macht die lange mißbrauchte Sprache wieder ehrlich, verbessert das kriegsbeschädigte Gefühl für die Echtheit der Worte. Schlägt mit der Brutalität, ohne die es in grundsätzlichen Dingen zuweilen nicht abgeht, die Brücke zwischen dem Schrifttum und der Wirklichkeit und sorgt sich nicht um artistische Gleichgewichte. Leistet die weitere Arbeit, die verrichtet werden muß, damit endgültig deutschen Volksgenossen verdeutlicht wird, daß es eine lebendige Literatur ohne Mitbestimmungsrecht, ohne Mitspracherecht an der Form der Gesellschaft nicht gibt. Wirkt unter Verzicht auf Tiefdenkerei auf Gehirn und Vernunft. Und wird Recht behalten, weil sie den Mut hat, ihr Gesicht zu zeigen.

Standesherren von Morus

Fürstliche Renten

Herr Erich Koch-Weser hat, unmittelbar bevor er als Justizminister der schwärzeren Couleur weichen mußte, eine verdienstliche Tat getan: er hat seinen Namen unter eine Vorlage gesetzt, wonach die Renten der Standesherren ohne Entschädigung fortfallen sollen.

Der Gesetzentwurf zeugt, wir wollen es nicht verhehlen, von dem revolutionären Geist dieser Epoche. Denn bis jetzt müssen Preußen und andre Länder ohne Unterlaß dafür zahlen, daß die Fürsten Wied und Salm auf die Fastnachtshühner, der Freiherr von Preuschen auf die Leibeigenschaft und der Fürst Sayn-Wittgenstein bei seinem Dienstgesinde auf das jus

primae noctis verzichtet haben. Die schüchternen Versuche des preußischen Staates, von diesen, einige Jahrhunderte alten Verpflichtungen loszukommen, sind selbstverständlich mißglückt. Denn die Rente ist das Fundament unsrer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, und die Gerichte, die zum Schutz dieser Gesellschaftsordnung bestellt sind, sagen, als treue Diener ihrer letzten Auftraggeber: Rente muß Rente bleiben; wo kommen wir erst hin, wenn man zu untersuchen anfängt, woher die Renten ihren Ursprung haben. Wodurch unterscheidet sich das jus primae noctis von dem Recht der Stahlherren, die Arbeiter nachts am Hochofen schwitzen zu lassen, damit die nötige Dividende herauskommt? Nein, da wollen wir lieber erst gar nicht anfangen.

Unbesonnene Richter, die eine abweichende Ansicht vertreten haben, sind von den höhern Instanzen eines Bessern belehrt worden. Und damit solche Unbotmäßigkeiten nicht wieder vorkommen, hat jetzt das Reichsgericht ein Urteil gesprochen, das den mittelalterlichen Glanz der Stadt Leipzig im neuen Lichte erstrahlen läßt. Es hat den Freistaat Preußen dazu verdonnert, auch künftighin den Standesherren die Renten zu zahlen, mit denen vor hundertneun Jahren der Staat die Leibeigenen und Hörigen freikaufen mußte. Andre Gerichte, wie das Landgericht in Münster und das Oberlandesgericht in Hamm, haben bei frühern Prozessen sich mit Halbheiten begnügt und dem Staat nur eine vierzigprozentige Aufwertung der alten Feudalrenten aufgebrummt. In Leipzig hat man ganze Arbeit gemacht und den Staat zur hundertprozentigen Wiederherstellung der Leibeigenschafts-Ansprüche verurteilt. Da wissen wir wenigstens, woran wir sind. In England tragen die Richter zwar Perücken, aber sprechen heutiges Recht; in Leipzig kommen die Herren zwar mit ihren Glatzen aus, dafür tragen sie die Perücken inwendig.

Die preußisch-deutsche Gerechtigkeit gegenüber den Standesherren hat aber selbst in den Kreisen einiges Mißfallen erregt, die sich noch mit Emphase für die Hohenzollern-Abfindung einsetzen. Zu den Stürmern und Drängern auf diesem Gebiete gehörte der Zentrumsabgeordnete von Guérard, für den jetzt Herr Koch den Platz im Reichsjustizministerium freimachen mußte. Guérard, der im Kampf mit Stegerwald sich in die erste Reihe vorspielen wollte, verstieg sich sogar zu der Drohung, wenn man die Abfindung der Standesherren nicht bald durch ein Reichstagsgesetz regelte, dann müßte man einen Volksentscheid einleiten.

Bei dieser Gefechtslage konnten auch die Deutschnationalen nicht umhin, dem Volke an die Seite und den Standesherren in die Hinterhand zu treten. Herr Hergt, der damals das Reichsjustizministerium betreute, erließ ein Aufwertungsgesetz für die Standesherren, das das jus primae noctis und die andern wohlerworbenen Feudalrechte recht kümmerlich ablöste. Die Salms und Solms und Sayns und Wieds sollten wie ganz gewöhnliche Kriegsanleihe-Zeichner behandelt werden und nur acht Prozent von dem erhalten, was ihre Vorfahren vom Staate herausgepreßt hatten. Zum Glück gab es

etliche Ausnahmebestimmungen, die den hohen Herren eine Aufwertung von fünfundzwanzig und mehr Prozent zusicherten. Aber für diesen Vorschlag zur Güte bedankte sich die preußische Regierung, und so blieb alles beim Alten. Es ging genau wie bei den Fürstenabfindungen: die Standesherren prozessierten, und die Gerichte entschieden zu ihren Gunsten, und der Staat mußte ihnen an die zwei Millionen Mark zahlen.

Ob dieser Schadenersatz für standesherrliche Freuden in Zukunft fortfallen wird, ist durchaus noch nicht so sicher. Der Kochsche Gesetzentwurf sieht zwar auch einige Ausnahme-Entschädigungen vor; es wird aber ausdrücklich darin festgestellt, daß es sich nicht um ein Aufwertungsgesetz handelt, sondern um eine Enteignungsaktion, die im Parlament einer Zweidrittel-Mehrheit bedarf. Daß die Rechte dagegen stimmen wird, ist gewiß, aber auch im Zentrum sieht es schon wieder ziemlich dunkel aus. Herr von Guérard, der nun friedlich neben seinem Rivalen Stegerwald als Justizminister in der Regierung sitzt, hat, als man ihm im Reichstag das leipziger Urteil vorhielt, eine höchst verdächtige Antwort gegeben: er werde sich sobald wie möglich das Reichsgerichtsurteil beschaffen, bis dahin müsse er sich „seine Auffassung vorbehalten". Und selbst wenn im Reichstag sich eine Mehrheit für die Enteignung zusammenfände, weiß man ja noch nicht, was Allvater Hindenburg tut: ob er nicht wieder, wie bei der Fürstenabfindung, im letzten Augenblick durch einen Schreibebrief die Entscheidungen der niedrigen Sterblichen bestimmt.

Die Revolution, die Erich Koch eingeleitet hat, hat einstweilen also noch gute Wege. Und die nächsten Fastnachtshühner des Fürsten zu Salm-Salm wird wohl noch der preussische Steuerfiskus bezahlen müssen.

Schimmys Ende

Da wir grade vom Uradel sprechen: Herr Simon von Krausz läßt sich entschuldigen: er muß sein Geschäft liquidieren. Sie wissen nicht, wer das ist? Da haben Sie etwas versäumt. Simon von Krausz galt lange Zeit als der größte und war bestimmt der populärste Bankier, den Ungarn hervorgebracht hat. „Schimmy", der bonhomme mit der Löwenmähne und dem großen Schlapphut, gehörte zwar nicht zu der alt soignierten Garnitur der budapester Finanzmagnaten, aber gegenüber der Serie von Kriegs- und Inflationsgewinnlern, die zwischen Ofen und Pest gedieh, verkörperte er doch schon den ältern Seelen- und Synagogenadel. Als kleiner, mittelloser Bankbeamter — grade so wie Jacob Goldschmidt — hatte er angefangen. Als die Firma, bei der er konditionierte, in die Brüche ging, tat er sich mit einem Kollegen zusammen und gründete selbst ein kleines Bankgeschäft: Krausz & Bettelheim. Simon Krausz verstand es, allmählich den Teil Ungarns in sein Comptoir zu ziehen, der schon seit den Rothschilds die einträglichste Bankierkundschaft der k. u. k. Doppelmonarchie war: die Landaristokratie, die in die Stadt kam, mehr Geld verspielte, als sie grade bei sich hatte und sich durch Börsenspekulation aus der Klemme helfen wollte, bis von den großen Gütern neuer Nachschub kam.

Mit dem Geld, das dabei abfiel, machte sich Krausz an größere Geschäfte heran, leitete die budapester Straßenbahn in die Hände der Stadt über, führte große Aktienkämpfe durch und brachte schließlich die Majorität der Ungarischen Bank- und Handels-A.-G an sich. Als Generaldirektor dieser Bank hatte er eine feste Position und konnte sich nun auch auf das politische Bankgeschäft einlassen. Er war eine treue Stütze der Monarchie. Aber auch als die Habsburger durch Bela Khun ersetzt wurden und die Großbankiers sich eiligst aus dem Staube machten, verlor Krausz nicht den Kopf, sondern arbeitete vorzüglich mit der Kommune zusammen. Wie ein Untersuchungsausschuß nachträglich feststellte, war das natürlich alles nur Schein gewesen. Der Krausz-Schimmy hatte nichts andres getan, als die Effektendepots vor den roten Horden bewahrt, wofür ihm der Dank des Vaterlandes gebührte. So konnte er im Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte in das Horthy-Paradies einziehen.

Die Inflationszeit bot einem so vielgewandten Manne neue Chancen. Krausz war der gesuchteste Mittelsmann für ausländische Aufkäufer. Die Ungarische Bank- und Handels-A.-G. wurde zur Britisch-Ungarischen Bank, und wie in Wien Camillo Castiglioni, so war in Budapest Simon von Krausz der Bundesgenosse und Helfer von Stinnes. Erst als der Pengö in das Land kam und mit ihm eine kräftige Deflationskrisis, über den größern Beutel verfügten, blieben sie Sieger. Krausz war an der Börse der unentwegte Optimist, er liebte die großen Engagements. Seine ausländischen Partner, die englische Marconi-Gruppe, waren aber andrer Meinung, und da sie über den größeren Beutel verfügten, blieben sie Sieger. Krausz mußte das Präsidium der Britisch-Ungarischen Bank niederlegen und zog sich von nun ab auf sein Privat-Bankhaus, Simon Krausz & Co., zurück. Auch von dort übte er noch immer einen erheblichen Einfluß auf die ungarische Industrie aus, saß in einer Reihe von Aufsichtsräten, schaffte ausländisches Geld heran und brachte mit seinen Effekten-Transaktionen immer wieder Leben in die Börse. Aber als jetzt, bei den steigenden Zinssätzen auf den internationalen Geldmärkten, das ausländische Kapital aus Budapest abmarschierte und die Kurse purzelten, blieb Krausz auf seinen Aktienpaketen sitzen. Die Zahlungstermine rückten heran, ohne daß Krausz die anderthalb Millionen Dollar auftreiben konnte, die zur Erfüllung der dringendsten Verpflichtungen notwendig waren. Ein paar letzte Notrufe nach Wien, nach Paris und nach New York blieben ohne Erfolg. Die Kapitulation war unvermeidlich.

Zurzeit sind die Bankiers aus der nähern und weitern Nachbarschaft versammelt und machen Kasse. Fünfzehn Millionen Markt Aktiva und zwanzig Millionen Mark Passiva: es ist, für ungarische Verhältnisse, ganz reichlich. Man wird sich den Schaden teilen und, wie es sich für feine Leute gehört, die Einäscherung in aller Stille vornehmen. Der alte Schimmy wird nicht wieder auferstehen. Das ist das Ende einer Heldenlaufbahn.

Bemerkungen

Mr. Barrett, der Treasurer

Nun wird Herr Hugo Stinnes jr., Kaufmann aus Mülheim an der Ruhr, bald vor seinen Richtern stehen. Seine Geschäfte in Kriegsanleihealtbesitz harren der Aufklärung. Sicherlich dürfte auch die Frage interessieren, woher der zwerghafte Epigone des größten Inflationsraffers die Mittel zur Durchführung seiner Transaktionen hergenommen hat. Denn aus dem Konzern stammen sie nicht, so haben kürzlich eine Anzahl sehr ehrenwerter Leute unter ihrem Eid versichert. „Das Konto Hollessen", so hörte man, „hat mit dem Konzern nichts zu tun." Es war nur eine Fiktion. Wenn auch eine sehr reale. Kurz und gut: von der großen Öffentlichkeit unbemerkt, hat sich in Essen ein Beleidigungsprozeß abgespielt, den man als Prolog zu den Verhandlungen in Moabit betrachten kann.

Es ging um die Frage: haben die Mitglieder des Aufsichtsrats von den dunklen Geschäften ihres jungen Chefs gewußt? Naseweise Redakteure hatten sie gestellt. Sie wurden dafür von dem essener Oberbürgermeister Bracht, der dem Aufsichtsrat angehört, vor den Richter zitiert. Dieser rein lokale Prozeß war in mehr als einer Hinsicht aufschlußreich. Man erfuhr, daß der junge Stinnes keine Gelder des Konzerns für die Aufbesserung seines Vermögens gebraucht hat. Das konnte er einfach nicht, trotzdem er Präsident der Stinnes-Corporation ist, jener amerikanischen Holding-Gesellschaft, die Oktober 1926 gegründet wurde, um zu retten, was aus dem größten deutschen Inflationskonzern zu retten war. Aller Stinnesaktienbesitz ist in diese Gesellschaft übergegangen. Dafür gaben die amerikanischen Bankiers ihre guten Dollars her. Das Kriegsanleihespiel spielte Hugo, das enfant terrible, auf eigne Faust.

So versicherte Mr Barrett, der Vertrauensmann der Amerikaner, früher Adlatus Parker Gilberts, aber bald zu Höherm berufen, zum Treasurer der Stinnes-Corporation, auf daß es den Dollars gut gehe in Deutschland. Sechsunddreißig Jahre alt, rosig und nett stand der Vertrauensmann von Wallstreet vor den deutschen Richtern und schwur zu Gott dem Allmächtigen, daß es in Mülheim keinen Pfennig gebe, von dem er nicht wisse. Der unscheinbare Mann im blauen Jakettanzug kontrolliert alle Geschäfte des Konzerns, allmonatlich gibt es eine Bilanz, alles geht durch seine Hand. Das wird auch von dem Justitiar des Hauses Stinnes bestätigt. Demnach ist der Präsident, Herr Stinnes, nur eine Dekorationsfigur. Eine Rolle, die dem Sohn seines Vaters nicht genügen konnte. Wenn er schon in seinem eignen Hause nichts zu sagen hatte und die ihm zustehende Rolle der Kommandant der Dollarokkupationsarmee spielt, so mußte er sich eben nach einer andern Betätigung umsehen.

Aber hier drängt sich die Frage auf: woher nahm Herr Stinnes das Geld? Im Prozeß Bracht hörte man von allen Seiten, daß kein Geld des Konzerns zur Verwendung gelangte. Der Justitiar wußte von nichts, der Treasurer ebensowenig. Und Herr Bracht, die gekränkte Unschuld des Aufsichtsrats, wußte erst recht von nichts. Er erfuhr erst von dieser für das Haus Stinnes so unangenehmen Angelegenheit durch den Pressespektakel im Hochsommer 1928. Außerordentlich unangenehm fand er das und ließ sich den Unglücksraben Hugo kommen. Weil er doch bei der Sanierung des Stinneskonzerns neben dem Hamburger Bankier Witthöft als der „väterliche Berater" des Hauses Stinnes genannt wurde. In dieser Unterredung gab Essens Oberhaupt

dem jungen Präsidenten ohne Präsidium den Rat, „die Angelegenheit zu erledigen, da sie sonst die unangenehmsten Folgen für ihn haben könnte." Nun, es gibt noch Richter in Berlin.

Wenn Herr Stinnes demnächst auch so wenig zu sagen braucht wie in Essen, dann kann ihm nichts passieren. Er stand vor dem Zeugentisch mit glattgeschornem Haupte und wippte auf den Fußspitzen. Zögernd kamen die Antworten von seinen Lippen. Kleiner Sohn eines großen Vaters. Unangenehme Fragen des Rechtsanwalts Obuch brauchte er nicht zu beantworten. Denn wenn schon aus den Aussagen des allein maßgeblichen Mannes aus Amerika feststand, daß keine Konzerngelder für die Kriegsanleihegeschäfte verbraucht wurden, dann war die Frage berechtigt: Hat Herr Stinnes seine Stellung als Präsident der Stinnes-Corporation benutzt, um sich Kredite zu verschaffen? Der Vorsitzende ließ sie nicht zu. Bei einer bejahenden Beantwortung wäre nämlich die Frage der Verantwortung für den Aufsichtsrat evident gewesen. Es gibt auch in Essen noch Richter.

Woher hat Stinnes die Gelder genommen? Die Beantwortung dieser Frage wird hoffentlich vor den Richterbänken in Moabit erfolgen. Privatvermögen hat Herr Stinnes nämlich nicht, denn im Prozeß wurde ausdrücklich festgestellt, daß der alte Stinnes dem von ihm so oft geplünderten Staat auch noch im Tode ein Schnippchen geschlagen hat. Das ganze Vermögen ging restlos auf seine Witwe über. Dadurch wurde die bei einer Teilung fällige Erbschaftssteuer gespart. Ein fürsorglicher Hausvater! So sind die Kinder vom Wohlwollen der Frau Mutter abhängig, und es ist wohl nicht anzunehmen, daß sie die Gelder für das Konto Hollessen vorstreckte. Sollte Rechtsanwalt Obuch mit seiner neugierigen Frage auf der richtigen Fährte gewesen sein?

Georg Schwarz

Der § 45

der „Grundsätze für den Vollzug von Freiheitsstrafen" besagt:

„Gefangene, von denen ein schädlicher Einfluß auf Mitgefangene zu befürchten ist, sind nach Möglichkeit in Einzelhaft oder in Zellenhaft zu halten. Gefangene, die ihre Mitgefangenen erheblich belästigen, sind aus der Gemeinschaftshaft bei Nacht nach Möglichkeit fernzuhalten."

Worauf es im § 46 leider heißt:

„Angehörige der Wehrmacht sind nach Möglichkeit in Einzelhaft oder in Zellenhaft oder doch getrennt von andern Gefangenen unterzubringen." Hier stutzt der Fachmann.

Steht zu befürchten, daß der Wehrmann von seinen mörderlichen Mitgefangenen in der Gemeinschaftshaft ungünstig könnte beeinflußt werden? Stecken sie ihn an —? Oder besteht die berechtigte Sorge, daß jener die Räuber nun auch noch zur Tötung von Menschen anreizen könnte? Steckt er sie an? Es ist gar nicht einfach im menschlichen Leben.

Immerhin ist diese Sorge für Angehörige der Wehrmacht rührend; die Kirche zum Beispiel genießt solches Vorrecht nicht, und wenn etwa ein Kaplan wegen Schändung seiner Beichtkinder ins Zuchthaus kommt, so steht nirgends geschrieben, daß er gesondert unterzubringen sei. Angehörige der Wehrmacht, scheints, müssen in allen Fällen bei Gold und Silber aufbewahrt werden — noch im Zuchthauskittel ist der ehemalige Soldat etwas höchst Zerbrechliches.

Es ist immerhin verwunderlich, daß bei dem ausgeprägten Gruppengeist dieses Volkes die andern Berufe und Stände nicht eine ähnliche Vergünstigung für sich beanspruchen, wie sie hier dem Soldaten dargeboten wird. Der Angehörige der Wehrmacht gehört in die Einzelhaft. Und die Technischen Nothelfer? Und die Juristen — Gerichtsvollzieher und Rechtsvollzieher —

die gucken in den Mond? Das ist ein schweres Unrecht.

Immerhin wissen wir jetzt, warum die Angehörigen der schwimmenden und über den außerordentlichen Etat laufenden Wehrmacht sittlich so rein sind. Sie haben nie mit Gewohnheitsverbrechern in einer Zelle gesessen.

So unverdorben wie die bin ich noch alle Tage. Gehe ich nach Tegel, so will ich erbitten, daß man mich mit einem Angehörigen der Wehrmacht in eine Zelle lege. Für den Mann kann ich nicht garantieren. Aber ich will euch wieder herauskommen, derart vorn beziehungsweise hinten sittlich geläutert, daß es ein helles Vergnügen sein wird und meiner Einstellung in den höhern Justizdienst, etwa als Justizwachtmeister, demnach nichts mehr im Wege steht.

Ignaz Wrobel

Alt-Berliner Porzellan

Vor einigen Wochen schilderte Morus die kritiklose Bereitwilligkeit, mit der prominente Maler, Bildhauer und Architekten eine Protestaktion gegen die Entlassung des Direktors Moufang inszenierten, ohne sich auch nur im Geringsten über die Beweggründe des Handelsministeriums zu unterrichten. Unabhängig von den Ergebnissen des staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahrens zeigten die Verhandlungen vor dem Arbeitsgericht, wie leicht Untergebene und Geschäftsfreunde eines einflußreichen Mannes bereit sind, dessen Inkorrektheiten zu unterstützen, und sogar noch auszudehnen: für zurückdatierte Aktenvermerke und Niederschriften mußte Herr Moufang die Hilfe eines Untergebenen in Anspruch nehmen, der mit einem Hinweis auf die Unmöglichkeit solcher Korrekturen gewiß nichts riskiert hätte und genügend Erfahrung besaß, um für eine vielleicht sachlich berechtigte Richtigstellung die passende Form zu finden. Was ists mit der vorbildlichen Erziehung des preußischen Beamten, was mit der eisernen Pflichttreue und Sachlichkeit, wenn sie vor dem Direktionszimmer in die Brüche geht? Hier gilt nicht mal die Angst um die Stellung als Entschuldigung, denn gleichviel ob Beamter oder Angestellter, weder Warnung noch Weigerung konnten in diesem staatlichen Betrieb zur Entlassung führen. Tiefes Verständnis der ausführenden Organe für die abwegigen Wünsche des Gebieters bewies auch das Zerknittern von nachträglich angefertigten Zahlungsanweisungen, eine Nuance der Irreführung, die vom Chef wohl beabsichtigt, aber keineswegs angeordnet war. Doch nicht nur die Unfreien und Abhängigen ließen den Reichen schuldig werden, auch eine bekannter Künstler fand es nicht merkwürdig, daß ein „Bestätigungsbrief" mit falschem Datum und irreführendem Inhalt bei ihm bestellt wurde. Nicht einmal der große

Verleger in Mannheim weigerte sich, den seit zwei Jahren bestehenden Kommissionsverlagsvertrag über das Propagandawerk „Alt-Berliner Porzellan" für die Akten der Manufaktur in Tagesfrist umzubauen und, ungeachtet der zu erwartenden geschäftlichen Komplikationen, das neue Schriftstück mit dem alten Datum zu versehen. Wenn auch die Verantwortung für diese Dinge dem Initiator nicht abgenommen werden kann, so hat doch die Gefälligkeit seiner Umgebung kräftig geholfen, die Grenzen zwischen Gut und Böse in sanftes Dämmerlicht zu rükken.

Hilde Walter

Japanische Ballade

Süß und grausam ist das Märchen vom Jüngling Rikiya, der sterben muß wegen seiner Liebe zu der Geisha O-Ume. Die Wände schwanken unter dem Anprall leidenschaftlich taumelnder Menschen; sie schwanken, nicht weil sie bloß Filmattrappe sind, sondern weil die Zimmerwände dazumal in Japan so dünn waren: die Wirklichkeit eines aussterbenden Exotentums dient hier einem Film als Märchenkulisse. Mit wirbelnden Lampions musiziert der japanische Regisseur Kinugasa — das ist das Lied von der Liebesstadt Yoshiwara, und wenn der Jüngling Rikiya ohnmächtig wird, so erscheinen ihm auf schwarzem Grunde Lackmalereien: ein geisterhaft sprühender bleicher Wasserfall, ein Regen weißer Sterne. Ein Mahagonigebirge von Haarflechten umwuchert das schmale Gesichtchen der zierlichen Dulderin, die Kupplerin sperrt das Maul auf wie ein Wappendrache, und als ein riesenhafter Heidengott stapft mit begehrlichen Kugelaugen der alte Wüstling in das gebrechliche Schlafzimmerchen der kleinen O-Kiku. Ein bösartiger Liebhaber streut dem Nebenbuhler Asche ins Gesicht, und der krallt die Finger in die erblindeten Augen, wälzt sich durch das Hohngelächter der Menge, zerrt am Kleide der Geliebten. Es ist dies mehr Pantomime als Filmhandlung, ein Maskentanz der Leidenschaften. Fremde Menschen in einem rätselhaften Lande, eine belanglose Liebesgeschichte: „Im Schatten des Yoshiwara", und doch geht dies dunkle Lied uns mehr an als das meiste, was unsre Filmregisseure mit den Gebräuchen unsrer europäischen Gegenwart anzufangen wissen. Blut fließt reichlich über die Gesichter, aber Blut pocht auch in den Herzen. Aus geschlitzten Augen blickt das Schicksal uns an.

Rudolf Arnheim

Daphne Herbst

Das hat es also einmal gegeben, und dazu noch vor kaum fünfzehn Jahren: alte, klatschsüchtige Hofdamen, die in Hinterhauswohnungen glanzvolle jours fixes aufrechtzuerhalten suchen; junge Mädchen, die man unter dem Gesichtspunkt „hoffähig oder nicht" einreihte und verheiratete; tonangebende Leute, die nichts als Rangordnung, Erbfolge, Mesalliancen zu erörtern hatten; Alte und Junge, die unberührt von sozialen Fragen und finanziellen Sorgen ihr arbeitsloses Leben zwischen Empfängen, Reisen, Kirchgang und bestenfalls ein bißchen Kunst vertrödelten und es dabei unter Umständen noch fertig brachten, dumm und häßlich zu sein!

Annette Kolb hat ihren Roman (bei S. Fischer, Berlin) anscheinend aus profunder Kenntnis der Sphäre und Atmosphäre geschrieben. Daß es sich um münchner, nicht berliner, Hofkreise von 1913 handelt, macht alles ein bißchen gemütlicher, harmloser, „lescherer", wie man dort sagt. Bezaubernd die sylphenhafte Gestalt der Heldin, die an Anmut, Begabung und Gefühlskraft ihre Umgebung zu ihrem Unglück turmhoch überragt und die denn auch im Konflikt mit der platten, dummen und kräftigen Gewöhnlichkeit, die, in der eignen jungen Schwe-

ster verkörpert, ihren Weg kreuzt, vernichtet wird und zum Schluß still verlischt. Der Familienname im Titel ist deutliches Symbol des Werkes. Diese Menschen haben den farbigen, aber morbiden Reiz des Herbstes, sie sind zum Absterben verurteilt, aber zu keiner Auferstehung befähigt. Annette Kolb schildert sie mit dem nur ihr eignen Stil eines spröden Charmes; thematisch hat sie dies Mal viel mit Eduard Keyserling gemeinsam, von dem sie indessen die schon durch die Retrospektive gebotene, ironische Bewußtheit unterscheidet. Mag sein, daß Daphne Herbst, ihr Schicksal und die Menschen um sie uns nichts mehr angehen; aber es ist nicht möglich, sich ihrem Zauber zu entziehen.

M. M. Gehrke

München feiert noch Künstler

In diesen Tagen wurde in München ein Komponist mit Ehren überhäuft, in diesen Tagen geschah in München das Außergewöhnliche: ein Künstler wurde nicht vertrieben, sondern sogar mit der Ehrenbürgerschaft der Universität ausgezeichnet, ein Auto wurde ihm geschenkt und in der Akademie der Tonkunst erhielt er eine Meisterklasse für Komposition. Riesenveranstaltungen riefen seinen Namen eine Woche lang jedermann ins Gedächtnis

Es galt, dem der alldeutschen Partei zugehörenden Komponisten Hans Pfitzner zu seinem sechzigsten Geburtstag zu gratulieren.

Wäre Pfitzner ein Jude, wäre Pfitzner nicht ein „alldeutsch" gesinnter Mann, so hätte wohl eine kleine Zeitungsnotiz genügt, um seinen Geburtstag anzuzeigen. Hier aber trat mit aller Deutlichkeit, nein, Aufdringlichkeit ein nationalistisches Arrangement zutage. Nie hatte man in der Presse so bis zur Erschöpfung des Setzerkastens multipliziert das Wörtchen „deutsch" wimmeln sehen.

In einer Rede bei der großen Pfitznerfeier vor einer fünftausendköpfigen Menge belehrte uns der bayrische Kultusminister, Franz Xaver Goldenberger, derselbe, der sich durch das Verbot der Reinhardt-Festspiele, die, wie er zur Begründung ausführte, „fremden Kunstwillen" in die bayrische Hauptstadt hineintragen würden, einen Namen gemacht hat, daß Beethoven und Bach zwar auch deutsch gewesen seien, daß aber sozusagen Pfitzner der deutschere sei. Lassen wir Minister Goldenberger sprechen:

„Die Musik eines Bach oder eines Beethoven und ihrer Kreise ist gewiß deutsch; sie sind von deutschem Empfinden und deutschem schöpferischem Kraftgefühl erfüllt, mögen ihre Kunstformen auch zum Teil aus fremden Ländern übernommen sein. Allein die Musik der Romantiker-Periode ist in ungleich breiterem Sinne deutsch, boden-verbundener, boden-echter und, wie

von Eichendorff sagt, wirklich ein „ungelebtes Leben", man kann auch sagen „ungelebtes nationales Leben" — — —."

Es gibt ein Lied, das den schwarz-weiß-roten Seelen einen Schauder der Begeisterung abnötigen wird, ist es doch lediglich aus dem Wortschatz bestritten worden, den sie ihr eigen nennen; noch wurde es nirgends veröffentlicht:

Deutsch, deutsch, deutsch, deutsch!
Deutsch, deutsch!
Deutsch? Deutsch, deutsch!
Deutsch!

E. Hutten

Festprogramm zur berliner Season

1. *„Haus der Nationen"*, Weinabteilung, allabendlich 21 und 23 Uhr: Auf- und Abziehen eines Reichstagsgewitters; an der Windmaschine: *Georg Bernhard*. Lachabteilung: Schuhplattler zu Ehren des 60. Geburtstags seiner königlichen Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern, Damen: *Bäumer, v. Oheimb;* Herren: *Breitscheid, Bronnen;* Arizona-Bar, 22 Uhr: Reichsbankpräsident *Schacht* kreiert das französische Champagnerlied Extra dry, anschließend internationaler Beifall.

2. *Strafsenkampfmanöver* der Schutzpolizei zwischen Wittenplatz und Halensee unter Mitwirkung des Schupo-Sinfonie-Orchesters (Beethoven: „Lied an die Freude"), Dachschützen: *Paul Morgan* und *Kurt Robitschek;* Führer der Hundertschaft: *Fritz Kortner* und *Hans Albers*. Gleichzeitig besichtigen die Mitglieder der *mailänder Scala* die *berliner Scala* und äußern sich höchst befriedigt darüber; Hin- und Rücktransport der Künstler im geschlossenen Auto, um anläßlich der Kurfürstendamm-Manöver unliebsame Verwechslungen mit einheimischen Fremdstämmigen zu vermeiden.

3. Prof. *Einstein* legt auf dem Bauplatz am Bahnhof Friedrichstraße eigenhändig den Grundstein zu dem ihm vom Magistrat als Ehrengeschenk überwiesenen *Hochhaus*, anschließend *Lustfahrt* zum berliner Wohnungsamt zwecks Überreichung eines *weifsen Scheins*.

4. Vorfeier zum siebzigsten Geburtstag von *Gerhart Hauptmann*. Ansprache *Leopold Jessner* auf der erstmalig rollenden, kontraktlich neumontierten Freitreppe des Staatstheaters: *„Hat Doktor Gerhart Hauptmann gelebt?"*

5. Eröffnung der *Grofsen berliner Kunstausstellung* im Funkturmrestaurant; im Fahrstuhl: *Max Liebermann* mit seinem Originalgemälde: Der Reichspräsident in Stahlhelmuniform vor schwarzrotgoldnem Grunde, von 21.30 bis 24.15 Scheinwerferbeleuchtung; anschließend Besichtigung der *Rundfunkzensur* unter sachverständiger Führung. Jeder Teilnehmer zahlt 5000 Mark Konventionalstrafe.

6. Vortrag des Herrn Oberbürgermeisters *Böfs: „Warum ich noch immer Bürgermeister bin."* Mit Lichtbildern.

7. Feierliche Aufstellung der *Berolina* in der Redaktion des Acht - Uhr - Abendblatts, vierte Etage, erste Tür links.

8. Auf den vereinigten rotweißblauweißen Tennisplätzen des Klubs Lilaweiß, mittags 3—4: *Schauohrfeigen zwischen Frau von Reznicek und Frau Aufsem.*

9. Fremde, die kein Hotelzimmer gefunden haben, erhalten *Freischlafplätze in der Volksbühne am Bülowplatz*. Polizeiliches Geleit.

10. *Käses Rundfahrten* durch die Stadt für angelsächsische Festspielbesucher. Am Megaphon: *Arnold Zweig* und *Lion Feuchtwanger*.

11. Überführung des *Karl-May-Museums* aus Radebeul in die *Galerie Flechtheim*.

12. Propagandatag für das pommersche *Frischei*.

13. Allabendlich 22 Uhr, Fernbahnhof Friedrichstraße: *Flucht eines Berliner Notars* mit oder ohne Familie. Im Falle einer Behinderung springt ein Bankier ein.

14 Abschließend: *Dankgottesdienst* der Reichswehr am *Pergamonaltar*.

Old Shatterhand

Antworten

Trauernde Mutter. Sie können noch heute nicht, nach zwölf Jahren nicht, darüber hinwegkommen? Sie haben eben keinen Humor; Frau Ludendorff, die erste Frau des theoretischen Siegers, hat ihn. Die veröffentlicht im Acht-Uhr-Abendblatt ihre Lebenserinnerungen, und darin wird von einem alten Dienstmädchen erzählt, das im Ludendorffschen Hause arbeitete: „Die letzten Tage vor der Kriegserklärung waren in Straßburg besonders aufregend. Der Notenwechsel zwischen den einzelnen Ländern wurde mit äußerster Spannung verfolgt. So saßen wir am Abend vor der Entscheidung sorgenschwer im Wohnzimmer zusammen, als es plötzlich an die Zimmertür klopfte. Paulinchen trat ein. Sie entschuldigte sich hastig und verwirrt und zeigte deutliche Spuren großer Bestürzung: ‚Immer habe ich noch gehofft; aber diesem Blatte nach scheint es verzweiflungsvoll in der Welt auszusehen.' Sie reichte meinem Mann das letzte Extrablatt, das grade auf der Straße ausgeteilt worden war und dabei malte sich in ihren Zügen solche Trostlosigkeit, daß wir beide Mitleid mit ihr hatten und sie sanft in einen Sessel drückten. Starr vor sich hinblickend, fragte sie plötzlich meinen Mann, ob er glaube, daß die zweiten Gardedragoner gleich mit ins Feld müßten. ‚Das glaube ich nicht nur, Paulinchen, das kann ich Ihnen ganz bestimmt sagen. Die Gardekavallerie wird sofort gegen Frankreich eingesetzt.' Ein markerschütternder Schrei war Paulinchens Antwort. Sie sank in sich zusammen und verfärbte sich. Wir waren ratlos und verständnislos. Sollte Paulinchen, die Fromme, die Tugendhafte, einen Schatz bei den Dragonern haben? Unmöglich, sie war doch fünfunddreißig Jahre alt. Endlich kam sie wieder zu sich. Ein verzerrtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht und fast schreiend stieß sie die Worte aus: ‚Ich will es nur gestehen, ich habe nämlich einen Sohn bei den Dragonern.' — Mein Mann und ich hatten genug zu tun, unser Lachen zu verbergen." Ja, das war wirklich zum Totlachen!

Festspielgast. Wenn Ihnen unser auf Seite 801 verübtes Festprogramm nicht gefällt, kann man Ihnen schlecht einen Rat geben. Die Herren Schauspieldirektoren wissen ja noch immer nicht, was sie eigentlich wollen. Jede Morgen- und jede Nachtausgabe bringt anderslautende Notizen. Bald flattert eine „Fledermaus" auf, von der man nicht weiß, ob es nicht eine Ente ist, bald wird ein „Fiesco" lanciert, der möglicherweise schon wieder ins Wasser fällt, bevor er seinen Mantel überhaupt umgelegt hat. Sie tun am besten, wenn Sie ins „Kabarett der Komiker" gehen. Da mimt Ihnen, nach einem sommerlich leichten, aber doch sehenswerten Programm, Ilse Bois ganz allein „Berliner Festspiele" vor, daß Ihnen Atem und Spucke wegbleibt vor Lachen und Staunen über so viel Charme, Grazie, schauspielerisches, parodistisches, tänzerisches und gymnastisches Können einer entzückend gewachsenen, springlebendigen, quietschvergnügten jungen Frau. Die obendrein noch den Vorzug hat, die Schwester von Curt Bois zu sein, den Sie im Komödienhaus auch mal im hochmodernen Zipfelabendkleid von „Charleys Tante" von Zwischenstufe zu Zwischenstufe fallen sehen sollten. Seine Schwester aber hören Sie als Madame Butterfly etwas Puccineskes mit ihrem Bambino zirpen, wobei sie mit Augen und Füßen japanisch macht. Sie hören sie als Lustige Witwe Fritzi einen Danilo aus Pappmaché anmauzen; sehen sie als Dreigroschenbraut sich an Mackie Messers schwedische Gardinen klammern, als Zirkusprinzessin die beiden Raub-Urviecher „Siemens" und „Halske" aus des göttlichen Walter Trier ulkigem Tiergarten domptieren und schließlich Harry Reso, den Kautschukstepper, in Kostüm, Maske, Geste

und Groteske kopieren, daß Sie ihn, so sehenswert er ist, ebensowenig mehr zu sehen brauchen wie die ganzen Festspiele, die Ihnen von Ilse Bois in Pillenform so auf kurzweiligste und bekömmlichste Art geliefert werden.

Folklorist aus Königsberg i. Pr. Sie schreiben in bezug auf unsre Nummer 18: „Ich bitte um Mitteilung, wieviel das Buch „Frau Wirtin-Verse" kostet und ob dasselbe auch auf Ratenzahlung zu haben ist." Daraufhin flüstern wir Ihnen insgeheim zu, daß wir in der Tat das gewünschte Werk mit Unterstützung von Sowjetgeldern zu kulturbolschewistischen Zwecken gegen Ratenzahlungen von 1,80 Mark verschleißen. Der Text des Werkes ist auf Grund authentischen Materials von dem pariser Mädchenhändler Peter Panter bearbeitet, die Illustrationen finden unter gütiger Mitwirkung von Gisela Werbezirk statt.

Alter Preuße. Nein, der bekannte nationalsozialistische Abgeordnete Doktor Goebbels ist nicht im Krieg gewesen. Er war damals noch zu jung. Aber er hat trotzdem Führerqualitäten, die zu den besten Hoffnungen berechtigen. So ließ er an einem dieser kalten Wintersonntage seine Mannen von Berlin nach Potsdam marschieren, wobei dreißig mit schweren Frostschäden zusammenbrachen und ins Spital mußten. Er selbst folgte, wie ein richtiger alter Teutone, im geschlossenen Auto und nahm nachher die Parade im gutgeheizten Saale ab. Welch junger Held, der sich rechtzeitig stählt, die Leiden der Andern mit Feldherrnhaltung zu ertragen.

Junger Oesterreicher. Nein, Ihr berühmter Heimatwehrchef Herr Steidle ist zwar im Krieg gewesen, aber nicht dort, wo es nach Schießpulver roch. Er fand sich selbst magenkrank, und es gelang ihm, auch andre zu der gleichen Überzeugung zu bringen So kämpfte er sich als Apotheker durch. Aber heute ist er, Gottseidank, wieder gesund und erträgt die Strapazen des innern Krieges glänzend.

Neugieriger. Nein, Sie sind im Irrtum. Es stimmt nicht, daß Herr Zörgiebel die Villa des Herrn von Lustig in der Tiergartenstraße für 800 000 Mark gekauft hat. Das war die Ägyptische Gesandtschaft. Die Villa des Herrn Zörgiebel in Zehlendorf hat nur 125 000 Mark gekostet. Ein schöner Giebel zört das Haus, sagt man am Alexanderplatz.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 22. Mai spricht F. C. Weiskopf über „Wo steht die junge deutsche Dichtung?" und am 29. Mai Ewald Bohm über „Sexualpolitik".

Studentin, Berlin-Halensee. Sie schicken uns 100 Mark für die Rote Hilfe, da diese, wie Sie schreiben, nach den letzten Vorfällen sicher besonders dringend Geld brauchen wird. Wir geben Ihre Spende mit schönstem Dank weiter.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die neueste Diktatur von Carl v. Ossietzky

Weiß ist nicht nur die Farbe der Unschuld, sondern auch die der militärischen Diktaturen. Schwarz war die Hand jener Offiziersvereinigung, die Serbien vor dem Kriege und im Kriege regierte, weiß nennt heute die Generalskamarilla die Hand, die den jungen südslawischen Staat würgt und die durch freie Entscheidung geeinten Nationalitäten in die Zwangsjacke großserbischer Machtansprüche zu pressen sucht.

Als König Alexander am 6. Januar des Jahres die konstitutionellen Garantien kassierte, das Parlament versiegeln ließ und einem Gardegeneral aus dem Kreise der Regiciden von 1903 despotische Vollmachten verlieh, da war die Stimmung im Auslande zunächst nicht unfreundlich. Denn die letzten bürgerlichen Kabinette und die hinter ihnen stehenden Parlamente hatten sich unfähig gezeigt, die innern Fragen zu lösen und namentlich mit der kroatischen Opposition ein vernünftiges Übereinkommen zu treffen. Die wirklichen Ziele der Diktatur wurden vorerst geschickt verdunkelt. In den fremden Zeitungskorrespondenten wurde zunächst die Vorstellung erweckt, daß es sich nur um ein Interim handle, um ein paar Monate der Erholung von dem wüsten Treiben der Parteien und Interessencliquen. Ähnlich mögen sich auch die diplomatischen Vertreter des Königreiches geäußert haben. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß grade die Diktaturstaaten ihre zivilisiertesten und liberalsten Männer zur Repräsentation ins Ausland schicken, während die demokratische Republik Deutschland sich ihre Vertreter mit Vorliebe aus einer abgetakelten Feudalschicht holt, eine Ungeschicklichkeit, unter der die Reputation der Republik oft leiden muß.

Seither hat das neue Regime in Jugoslawien den letzten Zweifel über seinen Charakter zerstreut. Es ist kein Fascismus, der sich da aufgetan hat, dazu bietet die überwiegend agrarische Bevölkerung keinen Boden, es ist vielmehr die gute alte Militärdiktatur, die sich tatenhungrig etabliert hat; Vormärz, aber mit der fortgeschrittenen Mordtechnik unsrer hellen Zeit. Gewiß ist Alexander kein Ré bomba, vielleicht weiß er von dem Pulverkeller unter seinem Thron, aber er ist nur eine Puppe in der Hand seiner Generale. Ohne Zweifel hat die Monarchie mehr zu riskieren als die hohen Offiziere. Denn Monarchien vergehen, Generale bestehen. Auch die Republiken können Generale gebrauchen. Sogar Rotrußland, das am radikalsten mit der Vergangenheit gebrochen und selbst den lieben Gott, arm wie er ins Land gekommen, nach Hause geschickt hat, scheute sich nicht, einige der bösartigsten Schinder aus der Zarenzeit zu übernehmen. Die Triarier wagen also nicht viel, Majestät wagt alles. Die Offiziere sind in der Weißen Hand vorbildlich organisiert, sie beherrschen nicht nur den Staat, sie räumen auch unter den Kameraden auf, die nicht aus dem gleichen Teller mit ihnen löffeln wollen. So sind erst kürzlich dreißig Generale unvermutet pensioniert worden, ein einzigartiger Vorgang. Immerhin wird den Herren Kameraden gegen-

über noch die am meisten cavalière Form des Meuchelmordes gewahrt, man knüpft nur die Karrieren auf, nicht die Personen. Für das Bürgerpack werden andre Seiten aufgezogen.

Die Diktatur hat prima gearbeitet. Die Parteien sind aufgelöst. Die Gewerkschaften, soweit sie sich nicht auf den Boden der Tatsachen stellen wollen, verboten. Es gibt keine oppositionelle Presse mehr. Die Parteien Kroatiens, die Bauernpartei des Stefan Raditsch und die Unabhängige Demokratische Partei des Svetosar Pribitschewitsch, sind ekrasiert. Über Agram gebietet ein altserbischer Vogt. Die Kroatenführer werden nacheinander in Altserbien interniert. Männer, die im Kampfe gegen Habsburg für die Idee Südslawiens oft und oft das Leben eingesetzt haben, werden von einem größenwahnsinnigen Allserbentum in Ketten gelegt. Kroatien wird wie ein erobertes Land behandelt, ärger als früher unter der Peitsche der magyarischen Statthalter. Der Dank vom Hause Karageorgewitsch gleicht aufs Haar dem vom Hause Habsburg.

Demnächst soll in Belgrad der Prozeß gegen jenen Punitscha Raschitsch stattfinden, der am 20. Juni vorigen Jahres Stefan Raditsch während der Parlamentssitzung ermordete. Kroatien sieht in diesem Prozeß nur eine lächerliche Farce. Schon im vergangenen Jahre erbrachten agramer Blätter den schlüssigen Beweis, daß Raditsch nicht einer Affekthandlung, sondern einem Komplott erlegen sei, dem zahlreiche Abgeordnete und auch der Präsident des Parlaments angehörten. Raditsch war gewarnt worden, an diesem Tag nicht das Wort zu nehmen, da jede kleinste Silbe von ihm das Stichwort für die Verschworenen sein würde. Raditsch sagte es zu, aber es gelang den Mördern, ihn durch Zurufe herauszufordern, so daß mit Mühe und Not eine in leidenschaftlicher Erregung geschehene Tat konstruiert werden kann. So betrat der große Bauernführer als Totgeweihter die Skupschtina, und so erinnert diese Sitzung an jenen historischen Abend im Palais Jussupoff, wo unter Geigenklang und Gläserklirren ein gefährlicher sibirischer Bauer ermordet wurde. Schrieb doch die belgrader ‚Politica' in ihrem Nekrolog mit zynischer Offenherzigkeit, Raditsch habe einen Kampf mit dem Staate geführt und in diesem Kampf sei der Staat der Stärkere gewesen. Das führende Blatt der altserbischen Radikalen bestätigt also, daß der wirkliche Mörder der Staat selbst war, der einem elenden Bravo des Nationalismus die Pistole in die Hand gedrückt hat.

Die Sozialistische Partei ist vollkommen ausgeschaltet und von ihr sind auch nur geringe Anstrengungen zur Erschütterung des gegenwärtigen Zustands zu erwarten. Eine ihrer Leuchten ist sogar Gesandter in Berlin. Die Kommunistische Partei arbeitet seit 1921 illegal. Sie ist nicht sehr stark und, wie in den meisten Balkanländern, bis auf weiteres nur ein Annex radikaler Bauerngruppen. Aber grade das macht sie gefürchtet und zieht ihr Verfolgungen zu, deren Methoden aus dem benachbarten Bulgarien geholt werden, das den serbischen Blutpatrioten sonst als der Erzfeind gilt. Besonders erschreckend ist die Ermordung von Hetschimowitsch und Gjakowitsch, zwei Kommunisten aus Agram, die am 27. April an

der oesterreichisch-jugoslawischen Grenze an einer schwer betretbaren Stelle eines Grenzbaches erschossen aufgefunden wurden. Amtliche Erklärung: auf der Flucht erschossen! Wir kennen das und staunen nur, wie wenig variabel doch die Praxis der Militärdiktatur ist. Wie intelligent und erfindungsreich ist daneben doch die zivile Justiz! Es würde zu weit führen, hier zu schildern, wie die beiden Opfer durch Spitzelarbeit verhaftungsreif gemacht wurden. Jedenfalls wurden sie von Gendarmen von Agram nach der oesterreichischen Grenze gebracht. Warum —? Wahrscheinlich gab man ihnen entweder eine Chance zu fliehen, um sie nach ein paar Schritten zu erlegen, oder man schoß sie kaltblütig ab, um die Leichen dann ruhig an der Grenze liegen zu lassen. Gegen den Fluchtversuch spricht, daß beide aus unmittelbarer Nähe mit Herzschüssen getötet wurden, dagegen spricht aber auch, daß mindestens Gjakowitsch im Gefängnis derartig maltraitiert worden war, daß er kaum transportfähig gewesen ist, geschweige denn imstande gewesen sein konnte, eine Flucht durch unwegsames Gelände zu versuchen. Die Leichen sind nach Agram zurückgeschafft worden. Obduktion wurde verweigert.

Ein andres Kapitel. In Tirana in Albanien erwartet Hacki Stermili, einst ein Anhänger des geflüchteten Fan Noli, sein Gericht und damit den sichern Tod. Denn Ahmet Zogus Justiz kennt für die Gegner des Systems nur den Galgen. Hacki Stermili ging 1924 nach dem Sturze der Regierung Fan Noli mit vielen Albaniern in die Emigration. Seit einigen Jahren lebt er in Jugoslawien als Handwerker bei seinem Bruder, der Politik fern. Eines Tags war er verschwunden; die Polizei erklärte, daß sie von ihm nichts wisse. Erst nach einem Monat erfuhr die Familie, daß er bei Nacht und Nebel verhaftet und an die albanischen Behörden ausgeliefert worden sei. Was gab der jugoslawischen Polizei den Anlaß zu diesem namenlos schändlichen Bruch des Asylrechts? Hacki Stermili hat friedlich gelebt und sich gegen kein Gesetz vergangen. Aber er hatte der großserbischen Propaganda einen Dienst verweigert. Die albanischen Emigranten, die sich mit Mühe nach Jugoslawien gerettet haben, werden nämlich gesammelt und zu Diensten gegen ihr eignes Land gezwungen. Diesen Dienst hat Hacki Stermili verweigert und deshalb wurde er an seine Heimatsbehörde ausgeliefert. Albanische Flüchtlinge versichern, daß schon etwa vierzig Fälle dieser Art vorgekommen sind. Ahmet Zogu ist so bekannt, daß sich jedes erläuternde Wort erübrigt. Aber er legt auch keinen Wert auf die sonst in Europa üblichen Formen. Doch sei trotzdem die Frage erlaubt, ob selbst dieser Gewaltherr ein Urteil wird vollstrecken lassen, dessen Vorgeschichte aus einer so grauenhaften Verletzung des Asylrechtes besteht, verübt von einem Staat, der offiziell wenigstens albanische Formen ablehnt und sich im Auslande durch Diplomaten vertreten läßt, die auch mit den schwierigsten Begriffen der westlichen Kultur auf Du stehen. Es ist vielleicht ein verwegener Wunsch, daß dieser König aus dem Recht der eignen Faust den benachbarten Staat, der sich noch immer als geordneter Rechtsstaat aufspielt, durch die Begnadigung des unseligen Hacki Stermili beschämen möge, denn

schließlich hat Stermili selbst unter Zwang keinen Hochverrat begehen wollen.

Zu wünschen wäre aber auch, daß sich die Französische Liga für Menschenrechte, deren Einfluß weit reicht, mit der letzten Entwicklung in Jugoslawien befaßte. Wenn das, was sich dort ein wenig abseits von der Heerstraße der großen Ereignisse abspielte, in seinem schrecklichen Umfange endlich bekannt wird, so kann der Welt nicht länger ein schlechtes demokratisches Theater vorgegaukelt werden. Rechtsbruch und Meuchelmord, Niederbüttelung des hochzivilisierten kroatischen Volkes und des unglücklichen Mazedoniens, das ist das bisherige Pensum der belgrader Diktatur, der jüngsten Diktatur Europas.

Lloyd Georges Sozialprogramm

von Werner Hegemann

Am 10. Mai standen die Wahlwetten an der londoner Börse — mit 274 für die Konservativen und 244 für die Sozialisten — sehr ungünstig für die Liberalen, die nur einen Kurs von 87 errangen.

Seit 1905 hat Lloyd Georges dem Großbesitz feindliche Bodenpolitik und namentlich sein arbeiterfreundliches Budget von 1909 nicht nur die Konservativen mit unauslöschlichem Haß erfüllt, sondern auch den Liberalen einen lästigen Bruch mit ihren behaglichen Überlieferungen aufgezwungen. Aber Lloyd George, der selber Sohn eines kleinen Schullehrers und bei einem kleinen Flickschuster, seinem Onkel herangewachsen ist, galt den Massen des englischen Volkes als der Heiland, den Gott zur Lösung der sozialen Frage gesandt hat. Daß Lloyd George, der dem Burenkriege einst mit Lebensgefahr widersprach, dann 1914 nicht Englands Eintritt in den Weltkrieg zu verhindern verstand und nicht, wie Morley und Burns, seinen Ministersessel verließ, sondern zu einem der Hauptorganisatoren des Krieges, zum wildesten Kriegsteufel wurde, ist ihm von den meisten verziehen worden, weil das deutsche Ungeschick ihm ja erlaubte, sich als Retter des vergewaltigten kleinen Belgiens vorzustellen. Die endgültige Einbuße des Vertrauens der breiten Wählermassen erlitt Lloyd George erst nach 1918, als die Welt in andächtiger Ergebenheit von ihm, beinahe im selben Maße wie vom heiligen Wilson, den Aufbau einer bessern politischen Welt erwartete. Aber den zahllosen Versprechen Lloyd Georges, daß Britannien nach dem Kriege „ein der Helden wertes Land" sein werde, folgte gleich unter seiner eignen Regierung ein schneller Triumph der Kriegsgewinnler, ein rasches Ausverkaufen der staatlichen Betriebe (soweit sie einträglich waren) an private Spekulanten und ein schmähliches Versacken der großen Hoffnungen, mit denen sich die Kriegsopfer an das Wort „Wiederaufbau" geklammert hatten. Nach Lloyd Georges Sturz machte die Schwäche der folgenden Arbeiterregierung, und die Angst vor den Bolschewiken die reaktionären Konservativen zur seßhaften Regierungspartei. Rechts und links gilt Lloyd George als unzuverlässiger Streber, der sich zu tollen Plänen und Versprechungen versteigt, um wieder zur Macht zu kommen. Und doch ist sein neues Riesenprogramm seiner besten Vorkriegszeit würdig. Die Riesenhaftigkeit seines Programms entschuldigt er mit kecker Berufung auf seine hexenmeisterlichen Erfolge als Munitionsminister: „Einige von uns haben bereits größere und schwierigere Aufgaben für das Gemeinwohl gelöst." Seine Parole lautet: „Wir können die Arbeitslosigkeit überwinden! Organisiert

die Friedensarbeit und mobilisiert jetzt einmal nicht für den Krieg, sondern für den Frieden und für den Wohlstand der Nation!"

Und warum sollten Arbeitslose nicht ebenso leicht und nutzbringender durch große Friedensarbeiten als durch große Kriege beseitigt werden? Großbritannien hatte Ende 1928 1 500 000 Arbeitslose, eine Viertelmillion mehr als zwölf Monate früher. Lloyd George verspricht, dieses Arbeitslosenheer innerhalb von drei Monaten stark zu vermindern und innerhalb eines Jahres auf das Vorkriegsmaß von 4,7 v. H. der arbeitsfähigen Bevölkerung, also auf etwa eine halbe Million herabzudrücken. Sein Programm umfaßt vor allem — aber nicht ausschließlich — die nächsten zwei Jahre, in denen die herrschende Arbeitslosigkeit dazu ausgenutzt werden soll, um England endlich einen wesentlichen Teil der Dinge zu verschaffen, die es seit Jahren dringend braucht.

Der Straßenbau ist in England und Schottland nicht nur infolge des Krieges vernachlässigt worden, sondern erfordert wegen des eindringenden Automobils eine durchgreifende Neugestaltung. Der englische Verband der Benutzer von Kraftwagen für Geschäftszwecke berechnet, daß in Groß-London allein jährlich Unkosten von 500 Millionen Mark aus Verkehrsstauungen erwachsen. Lloyd George hat mit Hilfe führender englischer Fachleute ein Bauprogramm für den Neubau wichtigster Landstraßen in England, Wales und Schottland aufgestellt, für das innerhalb der ersten zwei Jahre 840 Millionen Mark ausgegeben werden sollen. Die ernsten Störungen ferner, die jeder Stadt daraus erwachsen, daß eine Masse von Wagenverkehr, der um die Stadt herum will, mangels geeigneter Straßen mitten durch die verstopftesten Teile der Innenstadt hindurch geleitet werden muß, sollen durch den Bau lange geforderter Umgehungsstraßen beseitigt werden, für die in den ersten zwei Jahren weitere 400 Millionen Mark veranschlagt sind. Mit sehr überzeugender Begründung weist Lloyd George ferner nach, daß weitere 600 Millionen für Nebenstraßen, 740 Millionen für den Neubau von Brücken, die im ganzen Lande dem neuartigen Verkehr nicht entfernt mehr gewachsen sind, und schließlich 320 Millionen Mark für die dringendsten Straßen- und Tunnelbauten in Groß-London, im ganzen also 2900 Millionen Mark, für verschiedene Formen von Straßen- und Brückenbauten innerhalb der nächsten zwei Jahre vorteilhaft verausgabt werden können. Straßenbauten bedeuten nicht nur eine starke Belebung und neue Absatzmöglichkeiten für die Landwirtschaft, die noch immer Englands größte Industrie darstellt, sondern Straßenbauten sind auch besonders geeignet für die Beschäftigung von Arbeitslosen. 80 v. H. der Gesamtausgaben gehen dabei gradewegs oder auf Umwegen an Lohnempfänger. Mit diesen Straßenbauten sollen im ersten Jahr 350 000, im zweiten 375 000 Arbeiter dauernd beschäftigt werden. Mit diesen Vorschlägen knüpft Lloyd George an sein Werk von 1909 an. Damals gründete er die englische Landstraßen-Direktion und die Landstraßen-Kasse. Heute macht er der konservativen Regierung den Vorwurf, daß sie aus der Straßen-Kasse, welche durch die Automobilsteuern reich gefüttert wird, 600 Millionen Mark für die allgemeinen Zwecke des Budgets entwendete, statt sie zur Beschäftigung von 150 000 Arbeitslosen im Straßenbau zu verwerten. Dieser Tadel ist ebenso berechtigt wie der Vorwurf, den jeder Wohnungsreformer der preußischen Regierung machen muß, weil sie große Beträge aus der Hauszinssteuer nicht zur Bekämpfung der Wohnungsnot, sondern für allgemeine Budgetzwecke verwendet. Trotz der jährlichen „Plünderung" der englischen Straßenbau-Kasse bleibt ihr noch ein jährliches Einkommen von 420 Millionen Mark nebst einem weitern jährlichen Plus von 40 Millionen infolge des schnellen Wachsens der Steuereinnahmen. Es kann nicht als unvernünftig bezeichnet werden, wenn Lloyd George diese gesicherten Einnahmen

als genügende Garantie für die Verzinsung und Amortisation einer mühelos aufnehmbaren Anleihe von vier Milliarden Mark bezeichnet, aus welcher die zuerst übergroß erscheinenden Ausgaben seines Straßenbauprogramms ohne einen Pfennig neuer Steuern bestritten werden können. Aber der alte Bodenreformer Lloyd George geht weiter und beruft sich geschickt auf die bis ins Jahr 1894 zurückdatierenden Zugeständnisse im Hause der Lords, wonach der Wertzuwachs, den solche Straßenbauten schaffen, nicht restlos den beglückten Anwohnern in den Rachen geworfen zu werden braucht, sondern zum Bezahlen der wertschaffenden Straßenbauten herangezogen werden darf. Er berichtet von Beispielen aus allerletzter Zeit, bei denen Straßenbauten sogar den Wert nur landwirtschaftlich genutzten Landes von 75 Mark für den Hektar plötzlich auf 625 Mark emportrieben, ganz zu schweigen von dem raschen Steigen der Bodenpreise in der Nähe von straßenbauenden Städten.

Zum Verkehrswesen gehören auch seine Vorschläge für die dringend nötige Verbesserung des londoner Schnellverkehrs, wo viele seit langem wartende Schnellbahnprojekte unter sinngemäßer Heranziehung der nutznießenden Anlieger endlich ausgeführt und 24 000 Mann im Jahre fruchtbringend beschäftigt werden müßten.

Fast so rückständig wie Deutschland ist England auf dem Gebiete des Wohnungsbaues, und doch gibt es in Englands Baugewerbe mehr Arbeitslose als in irgendeiner andern Industrie, mit Ausnahme des Kohlenbergbaues. 1924 verpflichteten sich Regierung und Baugewerbe gegenseitig auf ein fünfzehnjähriges Programm von 225 000 neuen Wohnungen im Jahr. Aber die Regierung beging „den Fehler, der schlimmer ist als ein Verbrechen": sie verminderte bald ihre finanzielle Unterstützung und wurde nach Lloyd Georges Berechnung schuld an der Arbeitslosigkeit von 40 bis 60 000 Bauhandwerkern. Für den 1. Juni 1929 werden für England, Wales und Schottland 475 000 fehlende Wohnungen berechnet, ganz abgesehen von den 500 000 Wohnungen, die in England und Wales allein als Slum angesprochen und durch neue ersetzt werden müssen. Die erforderlichen Neubauten will Lloyd George mit einer großzügigen Landesplanung und Städtebaupolitik verbinden, wie sie seit Jahrzehnten von aufgeklärten Fachleuten gefordert wird und wie sie Lloyd George selber angebahnt hat, als er 1909 zusammen mit John Burns das englische Städtebaugesetz durchbrachte. Mit den dringendsten neuen Wohnungsbauten will er in den ersten zwei Jahren seines Programms je 60 000 Arbeitslose beschäftigen, wobei die Arbeiter in der Möbel- und Ausstattungsindustrie, denen diese beschleunigte Bautätigkeit ebenfalls Arbeit geben würde, nicht gerechnet sind. Die Finanzierung soll in der Weise geschehen, die sich für das zehnjährige Programm von 1924 bewährte, bis die konservative Sparpolitik zum Rückzuge blies.

Ferner reibt Lloyd George den Engländern unter die Nase, daß London nur ein Telephon für je zehn Einwohner hat, während im gleichgroßen New York auf je drei Einwohner ein Telephon kommt. London hat verhältnismäßig sogar viel weniger Telephone als Berlin, und Großbritannien hat auf die Einwohnerzahl umgerechnet nur ein Viertel der Telephone von Nordamerika, etwa die Hälfte von Schweden und Dänemark und sogar wesentlich weniger als Deutschland. Es kann nicht unvernünftig genannt werden, wenn Lloyd George den Engländern zur Beschleunigung ihres Geschäftslebens empfiehlt, diese Rückständigkeit in den nächsten zwei Jahren wenigstens teilweise gutzumachen und in dieser Zeit dreihundert Millionen Mark für Ausdehnung des Telephonnetzes auszugeben, was in jedem dieser Jahre 60 000 Arbeitslose beschäftigen würde. Die amerikanische Telephon- und Telegraphen-Company, erklärt er, wird in den nächsten fünf Jahren jährlich 1600 Millionen Mark für Neuanlagen aus-

geben; und was dort ein höchst rentables Geschäft ist, braucht in England nicht deswegen zu unterbleiben oder unrentabel zu sein, weil das Telephongeschäft in der Hand des Staates liegt. Der zuerst riesenhaft erscheinende Telephonvorschlag Lloyd Georges erweist sich bei näherer Betrachtung als praktisch und dem notwendigen Zug der Zeit entsprechend.

Auch auf dem Gebiete des elektrischen Stromverbrauchs muß Britannien, wenn es wirtschaftlich auf der Höhe bleiben will, dieselbe erstaunliche Entwicklung durchmachen, die sich überall in der modernen Welt durchsetzt. Während in England und Wales 85 vom Hundert der Bevölkerung Gas benutzt, hat erst 20 vom Hundert Elektrizität zur Verfügung. Nach einer nicht unvorsichtig zu nehmenden Schätzung müßten in England in kürzester Zeit beinahe fünf Millionen neue Stromverbraucher bedient werden, was eine Kapitalanlage von drei Milliarden Mark erfordern würde. Lloyd George verlangt, daß die bereits im Gange befindliche, allzu langsame elektrische Kapitalinvestierung in den zwei nächsten Jahren jährlich um 240 Millionen Mark vermehrt wird, was einen Zuwachs von 62 000 Arbeitern im Jahr über die Zahl der bereits Beschäftigten hinaus bedeuten würde. Ebenso wie bei dem Aufbau des Telephonnetzes würde es sich dabei nicht um unfruchtbare Arbeitslosenunterstützung sondern um Beschaffung der dringendsten industriellen Ausrüstung, also um Kapitalanlage im besten Sinne des Wortes handeln.

Nach den neusten Zahlen des englischen Landwirtschaftsministeriums könnten in England und Wales rund 700 000 Hektar in fruchtbares Land verwandelt werden, wenn die Entwässerung und Vorfluterfrage geregelt würde; dazu kommen große Gebiete in Schottland. Die Sachverständigen, auf die sich Lloyd George stützt, berechnen, daß dabei in England und Schottland in den nächsten zwei Jahren 35 000 Mann zum großen Vorteil für die Landwirtschaft beschäftigt werden können. Bernard Shaw hat es neulich als Unfug bezeichnet, daß die englischen Kapitalisten Geld für die Fruchtbarmachung der entlegensten Weltteile, aber nicht für die wichtigsten Kulturarbeiten in England liefern.

Außer den bisher angeführten Arbeiten, welche während der ersten zwei Jahre als besonders dringend im Vordergrund stehen sollen, entwickelt Lloyd George in allgemeineren Zügen ein großes Programm für die folgenden Jahre, das nicht nur ein Weiterausbauen auf den bereits genannten Linien, sondern auch Aufforstung, Kanalbau, innere Kolonisation, Verlängerung des schulpflichtigen Alters, Intensivierung der Landwirtschaft, Wiederaufnahme des Handels mit Rußland und vieles andre enthält. Selbstverständlich betont er, daß das von ihm geforderte gewaltige Ankurbeln der Tätigkeit auf vielen der wichtigsten Gebiete zwangsläufig auch allen andern Wirtschaftszweigen zugute kommen wird.

Zu den Finanzierungsschwierigkeiten seines Programms erklärt Lloyd George mit gewinnender Leidenschaft, daß Arbeitslosigkeit von mehr als einer Million Arbeitsfähiger ein nationales Unheil darstellt, das mit ebenso gewaltsamen Mitteln bekämpft zu werden verdient wie vor fünfzehn Jahren die Kriegsgefahr. Aber darüber hinaus versteht es Lloyd George glaubhaft zu machen, daß die von ihm vorgeschlagene riesenhafte Kapitalsanlage nicht nur notwendig und nutzbringend, sondern, daß sie auch durchaus im Bereiche des Möglichen liege. Er prüft die Entwicklung der Einlagen in den englischen Banken und findet, daß die Summen, die für langfristige Festlegung verfügbar sind, in den letzten Jahren sich beinahe verdoppelt haben, und daß heute etwa vier Milliarden Mark für die innere Kulturpolitik Englands freigemacht werden könnten. Es ist gewiß wirkungsvoll, wenn Lloyd George fragen muß: „Sollen wir kein Geld für dringende Kapitalanlagen in England haben und sollen diese drin-

genden Arbeiten, die uns finanziell Vorteil bringen und unser Arbeitsproblem lösen, darum unterbleiben, damit nicht die Finanzierung der spekulativen oder gradezu schwindelhaften Anleihen leidet, die auf dem englischen Geldmarkt von 1928 eine so große Rolle spielten? Sollen wir nur nach München Geld für Gas und Wasserleitungen ausleihen, die der englischen Industrie keinen Vorteil bringen, und sollen wir für dieselben Anlagen in Birmingham und Glasgow kein Geld haben?" München voran!

Das größte Argument ist schließlich sein Hinweis auf die Arbeitslosenunterstützung, bei der die Staatskassen durch seine Beschäftigung von 750 000 Arbeitslosen jährlich 500 bis 600 Millionen Mark sparen würden, während er den gleichzeitigen Zuwachs an Einkommensteuer auf 200 bis 240 Millionen im Jahr berechnet. Selbstverständlich würden auch alle Gewerbezweige, grade zum Beispiel die notleidende Textilindustrie, nachhaltige Belebung durch die wiedererwachende Kaufkraft von 750 000 Nichtmehr-Arbeitsloser erfahren.

Würdigen kann man dieses revolutionäre Programm nur im Zusammenhang mit dem verheißungsvollen innenpolitischen Werden in England und andern Ländern, das vor dem Weltkriege leider zu spät einsetzte, als daß es ihn hätte verhindern können und als daß es sich von der Kriegspsychose nicht schnellstens das erforderliche finanzielle und moralische Kapital hätte entziehen lassen. Um 1910 war es noch zu wenigen unter den führenden Staatsmännern klar geworden, daß die Erschließung der innern Märkte und die unabsehbaren innenpolitischen Aufgaben dringender, aussichtsreicher und des Schweißes der Besten würdiger sind, als die gefährlicheren außenpolitischen Kämpfe um verbreiterte Rohstoff- und Absatzgebiete. Daß Friedensarbeit den Krieg verdrängen könne, schwebte uns vor, als wir seit 1909 die internationalen Städtebau-Ausstellungen in Boston, Berlin, Düsseldorf, London etcetera veranstalteten, oder zum Beispiel den „Ausschuß für Groß-Berlin" begründeten und mit ähnlichen Mitteln Propaganda für neue riesenhafte Friedensarbeit baupolitischer Art machten. Mit diesem neuartig geführten Feldzuge für bessere Wohnungs- und Arbeitsmöglichkeiten hofften wir, einer Anzahl der später verpulverten Milliarden sehr viel nützlichere Verwendung zu schaffen, als der Weltkrieg nachher bot. Wir hofften damals die kapitalkräftigsten Länder von der notstandsartigen Dringlichkeit ihrer baupolitischen Pflichten zu überzeugen und so tief in milliardenverschlingende, aber wirklich produktive Notstandsarbeiten zu verwickeln, daß der drohende Weltkrieg verschoben werden müßte, wie etwa die außenpolitischen Verwicklungen, die Napoleons III. umstrittene innenpolitische Stellung verlangte, verschoben werden mußten, solange die dringenden Arbeiten für die Weltausstellung von 1867 ihre beruhigende Wirkung auf die Finanz, Industrie und Volksmasse Frankreichs ausübten. Eine englische liberal-sozialistische Regierung würde endlich die Gefahr des Krieges mit Amerika vermindern, zu dem das Festhalten der englischen Konservativen an ihrem Seeräuber-Seerechte drängt. Wenn England mit einer Kolonisation großen Stils den Anfang machte, würde sein großer Schüler Amerika nicht versäumen können nachzueifern. Im Gefolge dieser beiden Riesen könnte das Friedenswerk auf der ganzen Welt in Angriff genommen werden, und die Torheit würde endlich aufhören, daß Millionen Menschen Mangel leiden, weil Millionen arbeitsgieriger Menschen nicht arbeiten dürfen.

Was bis jetzt für den Sieg Lloyd Georges hoffen läßt, ist die Flut von Schimpfworten wie „Falschspieler", „Barbar", „Ignorant", mit denen Winston Churchill als Vertreter des konservativen Ministeriums in seinen Wahlreden den also doch wohl gefährlichen Gegner auszeichnen zu müssen glaubt.

Friedrich Wilhelm Foerster von Hans Schwann

I.

Wenn Friedrich Wilhelm Foerster am 2. Juni seinen sechzigsten Geburtstag begeht, dann werden sich zwei seiner erinnern: diejenigen, die ihn hassen und verachten, und diejenigen, die ihn lieben und verehren. Jene unverbindlichen Geburtstagsartikel, die sonst üblich sind, werden fast ganz fehlen. Dieser Mann verträgt keine laue Mitte, und sie ihn nicht. An ihm scheiden sich die Geister, weil er sie scheidet. Begriffe wie rechts und links, reaktionär und revolutionär können ihn ebensowenig einfangen, wie eine Mitte, die sich geistig gibt und doch nichts andres vermag, als Gegensätze zu verwischen.

Foerster ist nur aus seiner Vergangenheit und seinem tief religiösen Empfinden heraus zu verstehen. Ohne Katholik zu sein, ist seine religiöse Überzeugung kath' holon; sie basiert auf dem tiefen Wunsch nach einer allgemeinen, einheitlichen, christlichen Kirche, in derem geistigen Inhalt, den Evangelien, er die Lösung der modernen Fragen vorweggenommen sieht.

Das klingt den der Kirche und Religion Entfremdeten wie aus einer andern Welt, die nicht mehr ist. Alle Sünden der Kirche, alle Niederträchtigkeiten, die unter dem Banner des Christentums geschehen sind, rücken bei ihnen in Vorderfront. Man sieht die Kirche vor lauter Kirchen nicht; man will von ihr, die die Kanonen und das Giftgas segnete, nichts wissen.

Foerster aber versucht die Kirche zu zeigen; er versucht die Bergpredigt und Golgatha in unsrer Sprache verständlich zu machen. In diesem Sinne ist er zweifellos konservativ. Die Teile der radikalen Linken, die ihn als reaktionär verschreien, haben von ihrem Standpunkt aus durchaus recht. Foerster wäre der Letzte, der diese Gegensätze verwischen würde. Was die beiden im tiefsten Grunde trennt, ist: Der Glaube der Linken an den Begriff der Vernunft, mit deren Vervollkommnung sie die Welt allein meistern zu können glaubt; wo sie nicht ausreicht, wird die Revolution der Massen nachhelfen. Foerster dagegen glaubt, daß die reine Vernunft — an sich sehr notwendig, ja unerläßlich — der Verwurzelung im religiösen Boden bedarf, soll sie unsrer Zeit Stand halten, und daß die Revolution im besten Falle eine Machtverschiebung, nicht aber eine Klärung herbeiführen könne. In diesem Sinne unterstreicht er das Wort Tolstois:

> Einen Menschen töten ist nicht schwer; aber das Blut bleibt in der Seele kleben . . . Du vertilgst Böses und das Böse wird in dir sein. Du meinst Böses habe ich ausgerottet. Du aber hast Böses noch böser in dir gemacht.

II.

Foerster haßt jede Studienweisheit und Buchstabenweisheit:

> Wie viele Menschen sprechen von ihrer „Lebensanschauung" und haben doch nur mit dem Gehirne gegrübelt ohne das Leben in seinen entscheidendsten Tatsachen jemals wirklich „angeschaut" zu haben. . . . seine sogenannte Weltanschauung ist nur Ich-Anschauung; nur wer tief und aufrichtig mit der Welt leidet, nur der reift zur „Weltanschauung".

Und an andrer Stelle sagt er:

> Ein Mensch, der nur eine Klasse kennt, ist wie ein Mensch, der nur ein Buch gelesen hat. Wer nie in eine ganz leere Speisekammer gesehen hat, der versteht auch die Gedanken nicht, die aus solchen Speisekammern kommen; wer nie in Seelen hineingesehen hat, die durch schnödes Herrentum verwundet wurden, der versteht die roten Worte nicht, die aus solchen Wunden kommen.

Und Foerster kennt die Menschen der „leeren Speisekammern". Und er kennt das schnöde Herrentum, das er sein ganzes Leben lang bekämpfte. Schon als junger Doktor vertrat er als Sekretär der „Ethischen Kultur" seine Ideen so rücksichtslos und freimütig, daß er deshalb auf die Festung kam. Mit seiner Karriere war es vorbei. Im Ausland mußte er von vorne anfangen. Selbstverständlichkeiten. Aber auch Selbstverständlichkeiten müssen hie und da gesagt werden, wenn das Gerede von seiner Feigheit nicht verstummen will. Der Mann war nie feige und wird es nie sein.

> Mir war im offiziellen Preußen stets so zu Mute, wie den Einwohnern in einem besetzten Gebiete.

Dieses offizielle Preußentum, das „von hinten erdolcht wurde", ein Wort, das

> deutlicher als alles andre die Hoffnungslosigkeit dieses Geisteszustandes bezeichnet: jener Typus vermochte und vermag bis heute nicht zu erkennen, warum sich der Vernichtungswille der ganzen übrigen Welt gegen ihn erhob, warum man von ihm abfiel, warum er nicht siegen konnte, warum er selbst als Sieger verloren gewesen wäre: würde er begreifen, daß es die furchtbare Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung ist, die in seiner Staatsauffassung, seinem weltpolitischen und sozialen Denken, seiner Tonart, ja selbst in seinem Pflichtbegriff liegt — so wäre er gar nicht der, der er ist, und alles wäre nicht so geschehen, wie es geschehen ist und geschehen mußte,

dieses Preußentum, kennt Foerster wie nur irgend einer. Vom Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, mit „seinem unbeschreiblichen Korporalsgeist, seiner Mißachtung jeder Menschenwürde im Schüler, seinem rein militärischen Patriotismus" bis zu jenen Persönlichkeiten, mit denen sein Vater, der Direktor der Sternwarte, in steter offizieller Berührung war, hatte er es unablässig vor Augen. Er weiß, daß dieser Geist auch heute noch lebendig hinter den Kulissen arbeitet, und daß er um so gefährlicher ist, als er manche verwandtschaftlichen Züge mit den heutigen Trägern des preußischen Staates — den Sozialdemokraten — gemeinsam hat.

III.

Foerster ging nach London, in seinen dunklen Osten, in die Slums, um die Menschen mit den leeren Speisekammern kennenzulernen. „Wer seinen Nächsten lieben will, muß ihn zuerst kennen lernen." Dieses Wort von Canon Barnett wurde ihm in dieser Arbeit Devise.

Auch in den amerikanischen Städten studierte er deren soziale Einrichtungen; ihre Gefängnisse, ihre Gefangenen- und Jugendfürsorge. Aber grade dieses Studium verstärkte in ihm die Fundierung seiner Anschauung durch die christliche Idee.

Hier wurden ihm Gegensätze verwischt, und dagegen wehrte er sich. An Stelle der Sühne trat die Pädagogik, und das war ihm zu wenig. Nein, die Gegensätze mußten bleiben, mußten in ihrem innersten Wesen herausgearbeitet werden. Nur von festen Größen konnten Brücken gebaut werden; nur von ihnen aus ließ sich eine Synthese finden. Wo Schuld war, da mußte auch Sühne sein.

Also er will den überlebten Begriff der Sühne? Ja, er will ihn. Sieht er denn nicht, daß der arme Teufel, der stiehlt, ja mordet, gar nicht schuld ist und daher auch gar nichts zu sühnen hat, sondern daß er vielmehr Ankläger eines verruchten Systems ist; daß diese irrsinnige Güterverteilung schuld ist, wenn er morden mußte; daß die schmachvolle Not schuld ist, wenn die Mutter ihr Kind ertränkte? Alles das ist wohl für diesen „Ethiker" Hekuba, wenn er nur seine „Sühne" hat?

Nein — das alles sieht Foerster so scharf wie jeder seiner Kritiker. Noch mehr; er empfindet sich mitschuldig! Das alles will er auch berücksichtigt wissen. Sühne ist ihm nicht Prügelstrafe, nicht Flagellantentum, sondern Erleben eines Neuen. Das Erfassen der Zusammenhänge. Ursache und Wirkung ist ihm nur ein Teil. Wenn die Wirkung lediglich nur „Ursache" einer neuen Wirkung im gleichen geistigen Kreislauf wird und nicht über sich selbst hinaus zu wirken vermag, dann sieht er nur einen unabänderlichen Kreislauf ad infinitum. Wer dagegen trotz aller mildernden und verständlichen Umstände den Diebstahl, den Mord, kurz, jede Verfehlung gegen die ungeschriebenen und geschriebenen Gesetze der Gemeinschaft als Schuld empfindet, als Befleckung seines eigensten Wesens, in dem wird der Wunsch nach Reinwaschung lebendig:

> Geheiligt ist das Leben unsres Mitmenschen, ganz unabhängig von seinem persönlichen Daseinswerte, grade weil diese absolute Unantastbarkeit für Tausende den unentbehrlichsten Schutz gegen das eigne dämonische Interesse an der Vernichtung der andern ist.

Er findet für alles Verständnis; er kennt die Leidenschaften, die Verirrungen der Menschen und begegnet ihnen mit einer Realistik, die immer wieder in Erstaunen setzt. Wenn der eine ihm noch etwas vormachen zu können glaubt, schaut er längst hinter die Kulissen und stellt seine ganze pädagogische Art auf das „to give him a chance". Aber grade weil die Leidenschaften, die ganze Dämonie des Lebens ein fester Faktor seiner Weltanschauung sind, grade weil er stets vom Menschen ausgeht und ihn mit allen seinen Stärken und Schwächen nimmt und von hier den Blick auf den universellen Zusammenhang des Lebens lenkt, grade deswegen hält er mit so unerschütterlichem Ernst an den Gesetzen fest, in denen die Grundkräfte dieses universellen Zusammenhanges ihre Regelung fanden. „Du sollst nicht töten!" Kein Aber! Wer hier eine Ausnahme zuläßt, der wirft alles über den Haufen, der hat keinen Sinn mehr für Fernwirkungen, weiß nichts von dem Wort: Du aber hast Böses noch böser in dir gemacht.

Und trotzdem ist Foerster kein Tolstoianer. Wer nur die Macht kennt und sie mißbraucht, muß unschädlich gemacht werden. Er weiß, daß es immer Menschen geben wird und

muß, deren tragische Mission es ist, hier zum Vollstrecker zu werden. Auch die Revolution ist für ihn in diesem Sinne eine Realität, genau wie der Krieg gegen den, der die Welt knechten will und das Recht bricht. Was Foerster aber verlangt, ist, daß man diese Tragik als solche empfindet, daß man sie nicht verherrlicht; daß man sie nicht zum Prinzip erhebt, daß man nicht glaubt, die Kräfte, die ein Urteil vollstrecken mußten, könnten selbst Urteile fällen, könnten selbst aufbauen.

Er war deshalb 1918 nicht unter den Revolutionären, folgte aber ohne Besinnen dem Rufe Eisners, der ihn am 14. November 1918 telegraphisch aufforderte, die Vertretung Bayerns in Bern zu übernehmen. Foerster sagte darüber selbst:

> Von religiös-konservativer Seite hat man mir die Annahme dieses Rufes nie verziehen; ich würde heute genau so entscheiden wie damals, denn es handelte sich für mich doch erstens um eine Möglichkeit, meine alten und während des Krieges erneuten Vertrauensbeziehungen zum Westen in den Dienst der Wiederaufrichtung Deutschlands und der Völkerversöhnung zu stellen und zweitens um die Möglichkeit einer Vermittlung zwischen den beiden auseinandergebrochenen Hälften des deutschen Volkes. Wie eine Fahnenflucht wäre es mir erschienen, hätte ich mich solcher Mitarbeit entzogen.

Hier spricht der ganze Foerster und kein Zufall ist es, daß Eisner, der zu den wirklich führenden Köpfen der deutschen Revolution gehörte, sich Foersters erinnerte, trotzdem er in vielem sein Antipode war. Was diese beiden einte, war ihr Menschentum, das grade der Sozialist, dem das Parteiprogramm nichts und der Sozialismus alles war, sofort herausfühlte.

IV.

Von hier aus gesehen, ist allein auch Foersters Politik zu verstehen. Wenn er verlangt, daß Deutschland seine Hauptschuld am Kriege (nicht die Alleinschuld, da er selbstverständlich die allgemeine Weltschuld anerkennt) bekenne und sühnen solle, so hat das nichts mit Flagellantentum zu tun.

> Man erkennt in weiten Kreisen noch nicht, daß es keine solide Therapie ohne gründliche Diagnose gibt und daß die erste Bedingung eines neuen Aufstieges in einer ehrlichen Antwort auf die Frage läge: Was sind eigentlich die tiefsten Ursachen unsres Zusammenbruchs, was lehrt uns die deutsche Katastrophe? Nur wer über die Vergangenheit richtig denkt, kann von ihrem Fluche frei werden.

Wenn er immer wieder Deutschland zu zeigen versucht, wie diese oder jene politische Handlung oder Unterlassung auf die Umwelt wirken muß, so nicht, weil er die Fehler der Andern nicht sieht, sondern weil er sagt: Einer muß den Anfang machen; der in der Mitte liegt, muß mit dem Recht vorangehen; was die Andern tun, ist nicht unsre Sache, und wenn bei Euch nur die Hälfte jener Kräfte am Werke sind, die in den andern Ländern ihr Volk vernünftigeren Ideen entgegenziehen, dann will ich schon zufrieden sein.

Immer wieder und wieder macht er Front gegen den starren Staatsglauben:

> Der Staatsgedanke muß aus der demokratischen Entwicklung heraus neu geboren werden. Die Einheit des Volkes und der Respekt vor den Formen und Symbolen dieser Ein-

heit müssen von unten auf durch ganz konkrete Arbeit in der sittlichen Verknüpfung der auseinandergerissenen Volksgruppen aufgebaut werden.

Überall, wo der Wille zur Objektivität sich unsrer Subjektivität abringt, überall dort wird ‚Staat' begründet. Dieses Herausgehen aus dem subjektiven Rausch, dieses dem Gegner Gerechtwerden ist der Anfang zu aller weitern Entselbstung aller politischen „Einordnung" in die einfache Tatsache, daß man nicht allein da ist.

Hier liegt die Wurzel seiner föderalistischen Ideen. Alles kommt ihm auf den foedus — den Bund — an; die Einheit der Vielheit; die Synthese des Einzelnen mit der Gemeinschaft; des Wissens um das „Nichtalleinsein". Die föderalistische Gliederung Deutschlands ist ihm wahrlich mehr als die Zerschlagung Preußens; sie ist ihm neben einer organischen Umbildung der einzelnen Teile, das Auflösen des starren Staatsgedankens zugunsten des halbstarren Systems, das durch seine größere Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit eben geeigneter ist, Brücken zu den Nachbarn zu schlagen, und der Kern eines föderalistischen Europas zu werden.

Allerdings darf man bei solchen Ideen nicht: „Deutschland, Deutschland über alles" denken; seine Liebe ist „Deutschland über alles"; in keiner andern Beziehung aber läßt er dieses Wort gelten. Schon 1914, vor dem Krieg, rief er den Studenten in der Aula der wiener Universität zu: Ihr habt nicht „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen; ihr habt an die andern fremden Völker in eurem Staatsverband zu denken und sie nicht zu provozieren. Und als er Anfang des Krieges Professor in München war, da ging er sofort gegen den Kriegswahnsinn an; immer stärker wurde seine Stimme; immer entschlossener zeigte er die Schwäche des Bismarckreiches, der Blut- und Eisenpolitik auf. Damals waren die Studenten auf seiner Seite; er hatte die vollsten Auditorien, und wenn nationalistische Studenten sich mausig machten, wurden sie von den andern an die Luft gesetzt. Die Professoren dagegen, seine Kollegen, wurden seine erbittertsten Gegner. Ihren Schikanen entzog er sich 1916 durch einen Urlaub in die Schweiz, um 1917 seinen Lehrsitz endgültig aufzugeben.

Dort in der Schweiz arbeitete er ununterbrochen für den Frieden. Nicht diplomatisch, sondern mit dem ganzen Pathos seiner ethischen und religiösen Energien. Er war einer der ganz wenigen Deutschen, auf die man „draußen" hörte und die das Vertrauen aller bessern Elemente besaßen. Dieses Vertrauenskapital machten sich auch deutsche amtliche Stellen zunutze, und Kaiser Karl ließ ihn ebenfalls noch fünf Minuten vor zwölf kommen, um seinen Rat zu erbitten. Aber das Verhängnis ging seinen Gang und das neue Deutschland hatte für diesen Mann keinen Platz.

Man kann die Ideen dieses Mannes noch so sehr bekämpfen; man kann noch so verschiedner Meinung in diesem und jenem mit ihm sein: Er ist und bleibt einer der ganz wenigen Menschen, deren Reinheit, deren Mut und Charakter eine Wohltat, eine Hoffnung ist für alle, die für ein vernunftbeseelteres Deutschland und Europa kämpfen.

Provinz von Peter Panter

Wenn man eine Weile durch die Provinz trudelt, gerinnen bald die äußern Eindrücke zu einem bunten Knäuel, dessen Fäden immer wiederkommen: immer wieder ein Bahnhof, der aussieht wie eine gewaltige Stahlfabrik oder eine riesige Festung aus Stein; die Franzosen, deren Bahnhöfe Örtlichkeiten sind, die sie rasch durchschreiten, können sich gar nicht darüber beruhigen, was die Deutschen mit ihren Bahnhöfen treiben ... aber da sind sie nicht ganz im Recht — zu tadeln ist nur, was auf den deutschen Bahnhöfen fehlt: nämlich eine Apotheke und ein Postamt und ein Geschäft, das kleine Reparaturen an Koffern ausführt ... weil wir sonst keine Sorgen haben. Immer wieder der große Bahnhof also, dann ein Hotel mit kleinen Fehlern, auf die offenbar alle Mitglieder des Reichsverbandes Deutscher Hoteliers vereidigt sind: kein Schuhlappen, Waschschüssel unpraktisch, Bidet vacat, wenn nicht Badezimmer, dann große Preisfrage: Wo tut man sich die Beine waschen? — und so fort. Vom Nebenlärm zu schweigen — darin sind sie unbelehrbar; zum Nebenzimmer muß eine Tür führen, die nur selten eine Doppeltür ist, so daß wir mit der Schreiberin eines Zeitungsbriefkastens seufzen dürfen: „Die alleinstehende Frau des gebildeten Mittelstandes begibt sich doch nicht auf Reisen, um die heimischen Geräusche eines zähneputzenden Mannes zu hören." Bravo! Und wenn du dir morgens unweigerlich, in allen Städten ohne Ausnahme, die Finger am zu heißen Griff der Teekanne verbrannt hast, begibst du dich in das brausende Leben der deutschen Provinz.

Also so schlimm ist es nun nicht. Nämlich so schlimm, wie es die Kritischen unter den Provinzlern selber machen. Der Reisende aus der großen Stadt begegnet einer leisen Bewunderung, die sich oft dahin begibt, woher sie kommt: nämlich in das Neidgefühl. „Ja, Sie da in Berlin —! Und wir hier in der Provinz —!" Ich weiß doch nicht.

Es gibt in allen deutschen Provinzstädten, die ich gesehen habe, nicht zu kleine Kreise, die Gesinnung haben und arbeiten. Schwer genug wirds ihnen gemacht. Die Überbetonung von Mittelmäßigkeiten findet sich in jeder kleineren Gruppe, das ist ein soziologisches Gesetz und keine Sondereigenschaft der deutschen Provinzstädte. Wir treten von außen in ihren Kreis etwa wie jemand, der ohne Vorbereitung an einen Tisch sich zankender Verwandtschaft kommt: da sagt einer „Onkel Paul", und ein gehässiges Rauschen geht durch die Runde, das kann sich der neue Mann gar nicht erklären, weil er die zehntausend Assoziationen nicht kennt, die hier bei der Namensnennung auftauchen — für jene ist Onkel Paul eine Welt, für uns nur ein etwas mäßiger Bürger. Sagt also einer in Stuttgart „Herr Klößli", so ist „Herr" tödlichste Ironie und „Klößli": Schlachtruf, Fanfare, Feldgeschrei und Losung. Wenn wir Herrn Klößli nachher sehen, wundern wir uns ein wenig über so viel Lärm, denn wir haben nicht mit ihm und nicht neben ihm gelebt. Und ist das in Berlin etwa anders —?

Ich halte den Drang, um allen Preis „hier heraus" und nach Berlin zu gehen, für Fahnenflucht und für einen Fehler obendrein. Die berliner Zeitungen, die einen merkwürdigen Lokalpatriotismus treiben, der der Stadt ihr Bestes nimmt und fremde Zutaten aufplustert, merken voller Stolz an: „Auch Herr Mann hat jetzt in Berlin seinen Wohnsitz genommen." Sehr bedauerlich — denn dies ist eine Flucht. Eine Flucht aus München, natürlich; eine Flucht aus Stuttgart, eine aus Königsberg — und so verödet die Provinz. Das ist durchaus kein Sieg unsrer Gedanken — in Berlin sind die Fliehenden recht ungefährlich, man läßt sie machen, sperrt sie bestenfalls nicht ein... In Köln aber könnten drei solcher Kerle dem Stadtrat ordentlich zusetzen, sie könnten da eine Macht sein, wo heute die andern unumschränkt herrschen, und sie herrschen!

Ich bin in Süddeutschland gewesen, und was mir in allen Städten aufgefallen ist, ist das Rascheln der Soutanen, die du durch alle Rayons hindurch hörst. Die Herrschaft dieser Spießer ist vollkommen; man glaube doch ja nicht dem Kaplan Fahsel und dem Herrn Muckermann und sonstigen Figuren, die die Firma im Schaufenster hat — drin werden ganz andre Waren verkauft. Die Reaktion, soweit sie in Deutschland geistig ist, kopiert, hier noch schämig, den Fascismus: Kampf gegen die gemeingefährliche Kirchturmpolitik des Zentrums ist eine „peinliche Rückständigkeit", denn wenn einer Freiheit propagiert, antwortet ihm jenes neue, von der Rüstungsindustrie ausgehaltene Europa: „Was tragen Sie denn da noch für einen Schlips?" und es gibt genug Dummköpfe, die daraufhin ihre Fahne beschämt wieder einstecken... Ein Kampf um die Kultur aber muß nicht Kulturkampf sein, und wenn die jetzige Führergeneration der Sozialdemokraten durch Krieg und Inflation korrumpiert ist, so heißt das noch nicht, daß die Arbeiter und freiheitliebenden Bürger wehrlos den Pfaffen ausgeliefert werden sollen. Ob die wissen, was sie wollen, steht dahin — aber sie wissen wenigstens sehr genau, was sie nicht wollen. Sie haben die Schule; sie haben die Universität — und sie üben einen Einfluß auf den Rundfunk aus, der traurig mitanzusehen ist. Beim Rundfunk habe ich Männer gesehen, darunter auch Leute unsrer Generation, die ihr Möglichstes tun, aber wie wenig ist das! Der Rundfunk, dessen Rolle und Einfluß in der Provinz noch viel größer sind als in dem ewig abgelenkten Berlin, besteht zu gut achtzig Teilen aus Angst — ist denn da keiner, der den pensionierten Obersten der alten Armee, den Nutznießern der neuen und den Kirchenmännern sagt: „Wenns euch nicht paßt, könnt ihr die Antenne erden"? Ernst Hardt in Köln hats ihnen gesagt — man muß ihm dafür Dank wissen. Die andern sind furchtsamer; denn sie fürchten ja nichts für sich, sie wollen nur nicht, daß die Wahrheit an die Massen herankommt, und nicht jeder hat so viel Charakter wie unser Ernst Glaeser, der im frankfurter Radio Briefe gefallner Studenten vorlesen ließ und einem ergrimmten Militär, der sich beschwerte, antwortete: „Wenden Sie sich bitte an den Briefschreiber. Er liegt bei Ypern." Worauf keine Antwort mehr kam.

Im Theater ist das überall ähnlich. Die ästhetischen Streitereien haben mich nicht interessiert; ich ahne nicht, worum sie sich balgen. Speelt man god, habe ich mir gedacht. Aber die Herrschaft, die die Theaterkommissionen fast überall ausüben, ist katastrophal und eine Diktatur der Mittelmäßigkeit. Das wird noch dadurch verschlimmert, daß die meisten Vertreter der Sozialdemokratie nicht wissen, wo Gott wohnt, und daß die Kommunisten, in der falschen Erwartung, der große Tag trete morgen ein, sich kaum um diese Dinge kümmern. Der Rest steht unter einer Diktatur, die um so beschämender ist, als sie von einer wirtschaftlich nicht immer mächtigen Minderheit ausgeübt wird. Die Angst dieses Bürgertums vor den Mächten von gestern ist groß; es ist, als fühlten sie, es seien diese wiederum die Kräfte von morgen, und da von den Druckereibesitzern der kleineren Zeitungen nicht viel Charakter zu erwarten ist und ihre Redakteure kaum zählen, so kann man sich das Zittern und Zagen vorstellen, das da ausbricht, wenn der „Nationalverband Deutscher Offiziere" oder sonst irgend eine Emanation deutscher Stalluft und gottesfürchtiger Dreistigkeit protestiert. Bestenfalls ersticken solche Streitigkeiten im Kompromiß.

Hier kann etwas getan werden.

Berlin hat eine Schuld an die Provinz — wir sollten ans Werk gehen.

Es gibt so viel guten Willen in der Provinz, so viel junge Leute, die suchen, so viele, die dem ersten besten Rattenfänger auf den Leim gehen, weil kein andrer da ist. Laß einmal die fragenden Augen auf dich gerichtet sein, sei ehrlich genug, ihnen zu antworten: „Auch ich suche. Auch ich bin weder ein Prophet, der die fix und fertige Lösung der Lebensrätsel in der Tasche hat — unter der Bedingung, daß die Herren seine Terminologie benutzen und die Damen mit ihm schlafen — noch bin ich der Patent-Organisator, Zahlung des Mitgliedsbeitrages genügt, komme sofort, Angehörige unsrer Organisation leiden an keinerlei metaphysischen Beschwerden ..." Hab Mut und sag das. Und hilf. Wie —?

Die jungen Leute der deutschen Linken, die in Berlin wohnen, sollten viel mehr in die Provinz fahren, als sie es heute tun. Es gibt Hunderte von Gruppen, Kreisen, Bünden und Vereinen, die gern für die Reisekosten aufkommen — am Geld kann das nicht scheitern. Sie sollten fahren: als Lernende, nicht etwa als Belehrende; als Nehmende und als Gebende, ohne Großstadt-Hochmut, als gute Kameraden. Sie werden, wenn es die richtigen Kerle sind, überall willkommen sein. Wo seid ihr —? Warum laßt ihr die Freunde im Lande allein? Warum läuft sich vieles tot, was ihr in Berlin macht, in Berlin, wo ihr immer dasselbe Publikum habt, eines, das viel, viel kleiner und ganz bedeutend einflußloser ist als ihr denkt? Wo bleibt ihr —? Wo seid ihr —?

Ihr könnt Einfluß haben; ihr könnt wirklich gefährlich sein — aber nicht in W 50. Ihr seid es im Augenblick, wenn ihr das, was unter euch schon selbstverständlich ist, in Bitter-

feld aber eine Kühnheit, in die mittleren und kleinen Städte tragt — da ist eine Kampfbahn, deren Zuschauer auf euch warten, im guten wie im bösen. Die guten stehen zum Teil mutig auf verlorenem Posten; die bösen lassen euch das billige Vergnügen, in Berlin radikal zu sein („Bei uns in Greifswald gibts so etwas nicht!") — zeigt ihnen, daß es das auch in Greifswald, grade in Greifswald gibt. Dazu gehören Takt, Bescheidenheit den Freunden, Mut den Feinden gegenüber. Geht in die Provinz — stärkt die Freunde und seht etwa, was die Richter an den kleinen Amtsgerichten treiben, anonym, niemand kontrolliert sie, kaum einer widerspricht. Ihr, die ihr von den Provinzmächten nicht abhängt, könnt aussprechen, was denen verwehrt ist, weil sie finanziell abhängig sind; weil die Rücksicht auf die Eltern es erfordert; weil eine Stellung gewünscht wird, weil „man nicht immer so kann" ... Ihr könnt immer so. Fahrt in die Provinz — kommt, seht und siegt. Ihr werdet Hunderte finden, die aufatmen, wenn ihr Wahrheiten sagt, die für uns simpel sind — Tausende denken so wie wir, können es aber nicht aussprechen. Sprecht es für sie aus! Und wenn ihr auch mitunter enttäuscht werdet — laßt euch nicht enttäuschen. Euer vierzehntägiges Wirken in einer mittlern Stadt klingt länger nach als alles, was ihr während eines halben Jahres in Berlin treibt.

Ein Sieg in der großstädtischen Zeitung ist keiner. Der Feind muß auf seinem Felde aufgesucht, angegriffen, geschlagen werden.

Léon Bazalgette von Henri Guilbeaux

Vor einiger Zeit ist der französische Schriftsteller Léon Bazalgette gestorben. Die große Öffentlichkeit kannte ihn nicht, und doch hat er während eines Vierteljahrhunderts an der kulturellen Völkerverständigung gearbeitet. Von diesem „Vorkriegseuropäer" möchte ich heute sprechen.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Berlin, um 1906, hatte ich die Absicht, ‚Deutschlands französische Revue' (Revue française d'Allemagne) zu gründen, durch die sich die beiden Völker besser kennen lernen sollten. Jung und unerfahren wie ich war, einzig im Besitz eines riesigen Kapitals von Idealismus, glaubte ich, daß für die Verwirklichung einer Idee nur ihre Güte ausschlaggebend sei. Ich war davon überzeugt, daß das Geld nur so in die Kassen der Revue strömen würde und bemühte mich vor allen Dingen um einen guten Stab von Mitarbeitern deutscher und französischer Zunge.

Stefan Zweig, der mir seine Mitarbeit zugesagt hatte, empfahl mir mit den wärmsten Worten, mich an den „herrlichen Schriftsteller Léon Bazalgette" zu wenden. Obwohl die Beiträge für die erste Nummer fast alle fertig waren, ist die Revue nie erschienen, und zwar aus folgendem Grunde: die aufgeforderten Kapitalisten hatten dem Grünschnabel, der ich war, jede Unterstützung verweigert. Aber den Namen Bazalgette

hatte ich nicht vergessen, und ich las seine Erzählungen und besonders die Monographie, die er Emile Verhaeren gewidmet hat und die damals grade erschienen war. Bald trat ich in Briefwechsel mit ihm.

Als ich für einige Tage nach Paris fuhr, lernte ich ihn kennen. Er sprach mir von Walt Whitmann, über den er sein erstes Buch schrieb. Damals war Whitmann noch fast unbekannt in Frankreich. Wenn ich nicht zufällig in Deutschland gelebt hätte, wo mehrere Übersetzungen und Studien über ihn erschienen waren, hätte ich überhaupt nichts von diesem großen Dichter gewußt.

Während meiner kurzen Militärdienstzeit in St. Mihiel und Châlons-sur-Marne korrespondierte ich mit Bazalgette. Nach sechs Monaten kam ich frei und eilte nach Paris, wo ich ihn hocherfreut wiedersah. Ich blieb dann in Paris, und Balzagette, der mein erster literarischer Freund war, blieb mir auch der liebste unter den vielen Schriftstellern und Literaten, die ich kennen lernte.

Unsre Freundschaft war eine wahre gegenseitige Hingabe. Wir sahen uns ungefähr einmal wöchentlich, manchmal öfter. So oft wir uns trafen, unterrichtete mich Balzagette über den Stand der anglo-amerikanischen Literatur, die er gründlich kannte. Ich hingegen erzählte ihm vom deutschen Geistesleben. Ich erhielt Zeitschriften und Bücher aus Berlin, München, Frankfurt, und auf literarischem Gebiet war ich fast zweisprachig geworden. Ich gab ihm auch meine Eindrücke über die jungen französischen Schriftsteller, die ich bei der fortschrittlichen Revue ‚Die Phalanx' kennengelernt und deren Leiter Jean Royère mich in seinen Kreis aufgenommen hatte.

Ich erinnere mich besonders, ihm die ersten Bände von Jules Romains, Charles Vildrac, Georges Duhamel und René Arcos gebracht zu haben. Als ich noch in Berlin war, hatte ich die ersten Verse von Romains gelesen. Kaum in Paris angekommen, trieb ich an den Bücherständen der Quais alle Exemplare auf, die ich von der „Vie Unanime", das ich noch heute, trotz seiner etwas trockenen und „gelehrten" Art für eines der besten Werke meiner Generation halte, bekommen konnte.

Bazalgette wurde Mitarbeiter der ‚Phalanx'. Dort veröffentlichte er auch einen außerordentlich lebendigen Essay des Amerikaners Gerald Stanley Lee: „Das Zeitalter der Maschinen", das auf mich einen tiefen Eindruck machte und eine der Hauptstützen meiner Vorträge und Artikel über die dynamische Poesie bildete. Wir traten beide in die Redaktion einer ‚Revue des Lettres et des Arts' ein, die von einem Rechtsanwalt in Nizza herausgegeben wurde, der anscheinend etwas überflüssiges Geld hatte und stolz darauf war, auf seinen Visitenkarten neben seinem Anwaltstitel als Herausgeber einer Zeitschrift zu prangen.

Wir durften einige Monate lang diese elegante Riviera-Revue „barbarisch" gestalten (heute würde man sagen: „bolschewisieren"). Unsre germanisch-angelsächsische Invasion

fand zunächst keinen Widerstand. Ich erhielt sogar von Verhaeren, den man damals in Paris „einen Germanen" nannte, „der bei uns mit dem Rechts des Eroberers herrscht", ein unveröffentlichtes Gedicht. Aber unsre kräftigen Nagelschuhe paßten nicht zu den Lackstiefeln des nizzaer Advokaten. Um so weniger, als mich einer seiner Freunde, ebenfalls Rechtsanwalt, aber in Paris, wo er später Sekretär eines Kammerpräsidenten wurde, folgendermaßen bei ihm angeschwärzt hatte: Ich sei ein kümmerlicher Boche, ein Barbar, ein vollkommen ungebildeter Mensch, der die elementarsten Regeln der Grammatik nicht kenne, und dessen Manuskripte Jean Royère erst in richtiges Französisch übersetzen müsse ... Eines schönen Tages veröffentlichte der Leiter der ‚Revue des Lettres et des Arts', ohne uns vorher zu fragen, Dinge, die eher die Parfümindustrie als die Kunst und die Literatur angingen. Wir zogen uns mit Mann und Maus zurück.

Verhaeren sah ich zum ersten Mal in Gesellschaft von Bazalgette. Ein belgischer Freund hielt im Faubourg St. Antoine einen Vortrag über Walt Whitmann und Verhaeren war gekommen, um ihn zu hören. Verhaeren, Balzagette, Jules Romains und ich hatten uns am Bahnhof St. Lazare verabredet, und ich sehe noch heute den Dichter der „Villes tentaculaires" in einer ihm gemäßen Umgebung von knatternden Zügen, pfeifenden Lokomotiven und sich überstürzenden Reisenden auftauchen. Ehe wir uns mit der U-Bahn ins Faubourg begaben, aßen wir bei einem Budiker in der Rue d'Amsterdam.

Wir kamen auch mit Henry Vandeputte zusammen, als dieser außerordentlich aktive und unternehmungslustige Schriftsteller von seiner ersten Amerikareise zurückkehrte. Bazalgette und Vandeputte kannten sich schon von der Zeit her, wo der erstere in Paris das ‚Internationale Magazin' leitete, eine der fortschrittlichen Zeitschriften, denen er großzügig sein Talent, seine Zeit und alle seine Hilfsquellen widmete. Vandeputte, der Amerika gut kannte, war erstaunt über die außerordentliche Genauigkeit, mit der Bazalgette, der Europa niemals verlassen hatte, von jedem Ort sprach, wo Walt Whitmann gelebt oder sich vorübergehend aufgehalten hatte.

So haben wir uns jahrelang regelmäßig in seinem Atelier der Rue Rennequin oder in Ermont-Eaubonne oder bei mir in Sannois gesehen. Wir haben uns auch zuweilen gemeinsam an den Ufern der Oise herumgetrieben, wo er bei schönem Wetter manchmal einige Wochen verbrachte. Bazalgette verstand wie kaum ein Andrer Schabernack und konnte ihn auch ertragen. Er setzte sich niemals in Positur wie die jungen Pedanten von der Sorbonne.

Ohne einer Partei anzugehören, beobachtete Bazalgette das politische und soziale Leben und war mit seinem Herzen bei den Radikalen. Ich erinnere mich an mehrere Unterhaltungen, die wir über die Wahlen hatten. Als entschiedener Gegner des Parlamentarismus predigte ich Wahlenthaltung. Bazalgette sagte mir im Gegenteil: Ich bin eigentlich Anarchist, aber ich versäume keine Gelegenheit, zu wählen, und ich wähle immer den fortschrittlichsten Kandidaten.

Unser schönes Idyll wurde wie so vieles durch den Krieg zerstört. Der 4. August überraschte Bazalgette in seinem Moulin-des-Noes, einer ehemaligen Mühle an der Orne, die er selbst umgebaut hatte. Ich war damals Generalsekretär der ‚Revue' (früher ‚Revue des Revues'), deren Herausgeber, Jean Finot — ein Balzactyp — mich hinauswarf, weil ich darauf bestand, die neue Nummer genau so erscheinen zu lassen, als ob gar kein Krieg wäre. Während der letzten Tage, an denen dieser gute Pariser mich noch in seinen Räumen duldete — die Bureaus der ‚Revue' lagen in der Rue Jacob, ganz in der Nähe der Liga für Menschenrechte — kam Bazalgette, der zum Landsturm gehörte, von seiner Mühle geeilt und verabschiedete sich noch schnell von mir, ehe er sich an seinen Mobilisationsort begab. Er war ganz gebrochen. Was hat nun alles genützt, was wir gemacht haben! war der Kern seiner Gedanken.

Wir schrieben uns einige Briefe. Nachdem ich auch ein paar Monate Dienst getan hatte, war ich in die Schweiz geflüchtet, und unsre Korrespondenz wurde seltener. Als ich in Genf die Revue ‚Demain' gegründet hatte, schickte ich ein erstes Exemplar an Bazalgette und bat ihn um seine Mitarbeit. Er antwortete begeistert: „Ich begrüße Ihre tapfere Zeitschrift, Sie wissen, wie aufrichtig ich ihren Bestand wünsche ... Halten Sie diese Linie ein, und der Erfolg wird gewiß sein." Für die fünfte Nummer schickte er mir die Übersetzung eines Essays, ein kleines Meisterwerk von Weisheit des amerikanischen Schriftstellers Horace Troubel: „Kommt zu uns, ihr Narren. Ich will lieber der Narr sein, der an den Frieden als der, der an den Krieg glaubt."

Wir blieben in schriftlicher Verbindung bis zu dem Tag, an dem die Regierung der „freien Schweiz" mich auf Befehl des französischen Generalstabs verhaftete und später auswies. Die Blockade, von der Sowjetrußland umgeben war, hinderte mich daran, meine alte Korrespondenz wieder aufzunehmen. Aber sobald ich in Berlin war, ließ ich ihn meinen neuen Aufenthalt wissen. Bazalgette antwortete, indem er mich „du" nannte: „Wir kennen uns so lange, mein Lieber, daß es lächerlich wäre, ‚Sie' zu sagen ..." Leider gelang es kurze Zeit danach, uns auseinanderzubringen. Ich hatte mich einem seiner Freunde gegenüber sehr hart in einem Brief ausgedrückt. Aber ich glaube, daß die Sache von gewissen Leuten aufgebauscht worden ist, denen es Vergnügen macht, zwanzigjährige Freundschaften auseinanderzubringen.

Ich war sehr betrübt über diese Entwicklung, und ich hoffte immer, wenn ich einmal wieder nach Paris käme, an seine Tür zu klopfen und mich mit ihm auszusöhnen. Leider ist er von uns gegangen, ehe ich ihn wiedersah, diesen lieben alten Freund, der so klug, so verständnisvoll, so bescheiden war, der sein ganzes mustergültiges Leben dafür eingesetzt hat, die drei Säulen der Unwissenheit, der Dummheit und des Chauvinismus zu stürzen.

Deutsch von Milly Zirker

Der Meineid von Theobald Tiger

Dem Andenken Slings

Wenn denn Jeorjen seine Fauste
in Lottchen ihre Augen sauste,
denn freute sich det janze Haus.
Indem daß alle einich waren:
ne Frau von vierundreißig Jahren,
die sieht jefälligst anders aus.
Na, det will ick mein —!

Von wejen sich die Backen pudern
un nachts mit fremde Kerle ludern —
man weeß doch, wat det heißen soll!
Wer Ohren hat, kann manches hören . . .
„Det könn wa allesamt beschwörn —
er haut ihr nachts den Buckel voll!
Frau Grimkasch sacht auch."

Frau Grimkasch hats von Frollein Klüber,
die wohnt Jeorjen jejenüber,
wer richtich kieken kann, der sieht.
Frau Grimkasch sacht noch uffn Flure:
„Na, wissen Se, die olle Hure . . .!"
denn jehn se alle nach Moabit.
Morjens ½10, II. Stock.

Da stehn se nu wie Orjelpfeifen;
die Weiba fangen an zu keifen,
der Richter ruft: „Immer eine nur!"
Det sind nu Fraun von Kommenisten,
von Jelben un von Sozialisten —
hier is det allens eine Tour.
Denn nischt jreift so det Herze an
wie die Sorje um den Nebenmann.

Nu wird man die Portiersche hören . . .
„Jawoll! Det kann ick jlatt beschwören!
Der kleene Horst stand ooch dabei!
Frau Grimkasch sacht, die Klübern hätte
die beiden überrascht int Bette —
und det Klosett wah auch nich frei!
So wahr mir Gott helfe."

Der Richter schreibt det in die Biecher.
Der Staatsanwalt mit seinen Riecher . . .
Meineidsverfahren! Alle Mann.
Frau Grimkasch, Lottchen mit de Prüjel,
der janze linke Seitenflüjel —
die treten alle nochmah an . . .
Acht Jahre Zuchthaus.

Wat nehmlich unsa Staat ist heute —:
pisaken sone kleinen Leute —
det kann er nämlich meisterlich.
A seine Deutschen Arbeit jehm
un Licht un Luft un jutet Lehm . . .
det kann er nich.
Det kann er nich.

Nochmals: Pazifistische Kriegspropaganda

von Karl Hugo Sclutius

Die Redaktion schickt mir ein Fünfpfundpaket: Zuschriften zu meinem Artikel über Remarque und die Andern (Nr. 14 der ,Weltbühne'). Arnold Zweig und Charles Movie haben sich zu meiner Behauptung geäußert, und in nicht wenig Zeitungen hat man sich, ohne mich zu nennen, mit mir beschäftigt. Die in dem Fünfpfundpaket fassen es fast alle so auf: sie scheiden sich in Bellizisten und Pazifisten, aber finden sich in der Liebe zu Remarque und in der Verachtung gegen mich, der ihn begeifert hat. Ein neuer Beweis dafür, daß ästhetische Lebensbetrachtung vor ethische geht und Romantik vor Vernunft.

Das Lustigste, was man mir geschickt hat, ist die Aprilnummer der Zeitschrift ,Zwischenakt', herausgegeben von den Barnowsky-Bühnen, auf deren einer man seit längern ein amerikanisches Kriegsstück gibt, das früher „What Price Glory?", dann „Rivalen" hieß und das jetzt nach Umdichtung ehrlicherweise „Kameraden" heißt. In diesem Zwischenakt schießen die deutschen Autoren Zuckmayer und Piscator Kobolz, daß es gar köstlich zu sehen ist. Sie sind nämlich „eigentlich" Pazifisten, und jetzt soll erklärt werden, warum sie ein Stück geben, das den Krieg verherrlicht. Zuckmayer erzählt die Geschichte vom Kanonier Schorsch, der ihm erst den Mantel stahl und ihm später, im Trommelfeuer, hundert Meter in drei Stunden, die Post auf die Beobachtung brachte, eine Geschichte, die auch mit Remarques Katczinsky oder Renns Lamm geschehen sein könnte und in der Fibel des Reichswehrministeriums, wenn Schleichers Gröner einmal eine herausgibt, nicht fehlen wird. Er schließt damit, daß der Krieg „sich, wahrhaftig gesehen, ohne Unterstreichung, durch sich selbst verurteilt." Während Piscator kurz und neckisch bemerkt, er habe sich nicht bewogen gefühlt, den Rivalen „auf ihr 50-Pfund-Gepäck noch weitere 50 Pfund Menschheitsprobleme aufzupacken." Warum nicht, diesmal nicht? Die intensive pazifistische Propaganda dieses Meister-Regisseurs bewies immer hauptsächlich, daß der Krieg ein starkes Erlebnis für ihn war, und nach dem Gesetz der Ambivalenz zeigt er jetzt einmal seine andre Seite — „der Krieg hat auch seine Reize" —, was mit dem Theatergeschäft gar nichts zu tun haben muß.

Was Arnold Zweig angeht, so bedaure ich, ihn auf falschen Wegen zu sehen, wenn er meint, „der moderne Krieger" sei „untermenschlich geknechtet". Das glaubte ich schon ausreichend widerlegt zu haben, ehe er es schrieb. Die Entwicklung der Kriegstechnik ist im Gegenteil geeignet, vom Soldaten immer mehr Initiative, List und Tapferkeit zu verlangen. Im Tank wie im Flugzeug, selbst als berittener MG-Schütze, wird er weit mehr selbständig handelnder Taktiker sein als im Weltkrieg oder 1870, gar als etwa zu Friderici Zeiten. Der Übergang von den Massenheeren zu der kleinen „Operationsarmee", der bei den Theoretikern feststeht, beweist, wie in-

dividualistisch das Einzelleben des Soldaten im nächsten Krieg sein wird. Weit ab von dem Galeerensklaven, dem Zweig den Krieger gleichstellt. Geknechtet sind der Fabrikprolet, der Grubenkumpel, der Bureaumensch, und sind sie „aus freiheitlichem Blut", so werden sie mit Wollust „gen Osten" oder sonstwohin, weg von der Fron, ziehen. Wir möchten so gern, daß es anders wäre, nicht wahr? Nützt es zu sagen, es sei anders?

Aber von dieser Einzelheit abgesehen, was ist die Bilanz des Echos, das stark und weit war? Die Primitiven haben mich verworfen, weil sie den Künstler Remarque und darum seinen Gegenstand lieben. Die Gescheiten haben meine Entdeckung bejaht, weil sie einfach, selbstverständlich, weil sie wahr ist. Sehr geistvoll hat Herr Movie das durch Atavismus erklärt. Herr Studienrat Wildangel hat hinzugefügt, wie es ist, wenn er beim Unterricht Frontepisoden erzählt: „Die Augen glänzen, die Knabenkörper hocken in den Bänken wie die zum Absprung bereiten Raubtiere." Im ‚Berliner Tageblatt' hat Herr Suhrkamp einfach und klar bestätigt: „Krieg und Jugend: es wird immer Sympathie zwischen ihnen bestehen." Unter den Zuschriftensendern war ein Kluger; eine kluge Frau, die ihrem dreizehnjährigen Sohn den Remarque zu lesen gab und ihn fragte. Er hat geantwortet: „So etwas will man doch erleben. Und je schlimmer und gefährlicher es ist, desto interessanter ist es auch." Der Verlag endlich, der durch seine glänzende Propaganda dem Dichter und dem Krieg half, hat, weil auch er sofort sah, daß ich im Recht war, — einsichtig und aktiv — Überlegungen angestellt, wie man eine ähnliche Wirkung mit einem Anti-Kriegsbuch erzielen könnte. Darüber würde ich mich gern mit ihm unterhalten.

Der Kriminalroman von Hans Reimann

Anläßlich einer bei Paul Steegemann unter dem Titel „Männer, die im Keller husten" erscheinenden Wallace-Parodie.

Warum liest der Mensch Kriminalromane?

Weil er starker Reizmittel bedarf, um den unerträglich faden Geschmack des Alltags loszuwerden.

Um sich gegen die tödlich phantasielose Sachlichkeit seiner Berufsarbeit zu wappnen und immun zu machen.

Als Gegengift gegen den Ernst des Lebens.

Aus Notwehr.

Denn die Tätigkeit im Bureau, im Amt, in der Fabrik, in der Tretmühle, an der Futterkrippe wirkt zermürbend durch ihre Monotonie.

Ob Hausmeister bei Opel, ob Verkäuferin bei Cords, ob Kassierer bei Wertheim: um sich geistig und somit körperlich zu erholen, braucht man Ausspannung durch Anspannung.

Im Kriminalroman ist die Spannung Selbstzweck.

Er stellt dar: das Verbrechen.

Er stellt dar: die Entstehung, das Begehen und die Verfolgung eines Verbrechens innerhalb der Mauern von Gesellschafts- und Staatsordnung.

Er befriedigt die platonische Neigung zum Asozialen, die jedem Menschen innewohnt.

Er stellt nicht dar: die Ethik oder die Metaphysik des Verbrechens. (Das war bei Dostojewski der Fall.)

Sondern: das Verbrechen in landesüblicher, allgemeiner Auffassung. Als krasse, knallige Störung der öffentlichen Ordnung.

Die Leser eines Kriminalromans wollen nicht und dürfen nicht über die Untergründe des Verbrechens reflektieren.

Im Kriminalroman will man und darf man das schöne, runde, wunderbar-schauerliche Verbrechen genießen, das man pillenweise und leider nur in Form von Notizen oder Berichterstatter-Telegrammen auch anderswo findet, zum Beispiel im Acht-Uhr-Abendblatt. Jenes Verbrechen, das nebenan und ringsum geschieht. Und das man . . . selber begehen möchte.

Das ist es. Da hilft kein Beschönigen und Leugnen. Ehrlich und hemmungslos ist der Mensch, wenn er schläft.

Wie träumt der Mensch von Staat und Obrigkeit?

Ich kann es von mir sagen: ich rieche üblen Duft und schaue eine strenge, in deutscher Fraktur plump geschriebene Tafel. Auf der Tafel steht: „Jede Verunreinigung des Ortes ist bei Strafe verboten. Der Rath der Stadt." Rath mit th und Pissoirgeruch.

Das ist, wenn ich schlafe, mein Staat.

Ich kann mit meinem Staat keinen Staat machen.

Es ist ein muffiger Staat. Der Staat meiner ersten Schuljahre.

Der Leser des Kriminalromans erlebt Rückfälle in Schlaf und Traum und Kinderzeit.

Der Leser des Kriminalromans erlebt eine psychische Spaltung, die er lustvoll empfindet.

Er wird Verbrecher, und wird wahnsinnig genialer Detektiv.

Zunächst Verbrecher, dann Detektiv, zuletzt beides und zuallerletzt das siegende gute Prinzip.

Aus Selbsterhaltungstrieb.

So ein Mord — straf mich Gott — ist doch eine berauschende Sache, ja?

Es lebe die Störung, die Zertrümmerung, die Demolierung! Nieder mit der staatlichen Ordnung! Jede Verunreinigung des Ortes ist heilige Pflicht.

Der Staat, dieser Bluthund, umspannt uns mit einem dichtmaschigen Netz von sadistischen Verordnungen, von Steuer-Bescheiden, von Ab- und Anmelde-Scheinen, von Schikanen und Drangsalierungen.

Der Staat, dieser Vampyr, erstickt die ins Unterbewußtsein gesenkte, primitive und elementare Sehnsucht nach dem Chaos, nach dem romantischen Chaos.

Im Kriminalroman werden alle die verschütteten und geknebelten Wünsche fein ans Licht gezaubert. Er bietet dem Menschen Phantasie-Ersatz und Freibillett für seinen Sehnsuchtsbezirk.

Wodurch?

Durch das Hineinschlüpfen in den Verbrecher — — und in den Verfolger. Wir sind allzumal auf der Hintertreppe geboren und haben einen Verbrecher in uns erstickt.

Ohne die Angst vor Strafe und Staat säßen wir hinter schwedischen Gardinen. Darum lesen wir das Komplement zu dem, was wir leben. Darum schielen wir nach der Kehrseite.

Außerdem ist es billig und ohne Risiko.

Man kann sich sogar dazu ins Bett legen und Apfelsinen futtern.

Auch Bismarck verschlang Kriminalromane.

Sie sind belletristische Algebra mit diabolischen Ingredienzien.

Sich mit ihnen zu beschäftigen, ist aufregender Sport. Hussah — der Sprung ins Abenteuer, unverbindlich. Erfüllung des Wunschtraums, broschiert drei Mark.

Ersatz-Befriedigung.

Hoppla, wir leben — wir morden — wir finden ein rosa Papier mit vergilbter Ecke — wir sind auf der Spur — wir entkommen — wir werden beinah gefaßt — wir fassen — wir siegen über das Böse!

Kriminalromane sind eines der zweitschönsten Dinge, die der Mensch hat.

Leider hinterlassen sie keinen Eindruck.

Sie bleiben ohne Folgen.

Man liest sie nicht zum wiederholten Mal.

Wer es dennoch tut, begreift nicht, wie er an dem Bockmist Gefallen finden konnte.

Hier stimmt was nicht, dort stimmt was nicht, das Ganze ist ordinäre Mache und nur scheinbar von Scharfsinn triefend.

Wer einen Kriminalroman zum wiederholten Male liest, wird der Löt-Stellen inne, der Ritzen und Fugen, der Löcher, der Scharniere, des dürftigen Räderwerks.

Kriminalromanschriftsteller konstruieren vom Blitzableiter nach dem Fundament.

Auch Edgar Wallace.

Seine Romane sind mit „Man nehme!" gemacht. Wie im Kochbuch.

Man nehme einen saudummen Detektiv, der in Wahrheit ein schlauer Fuchs ist, und bestreue ihn gehörig mit Camouflage, nehme ein Lämmchen, weiß wie Schnee, das in den Verdacht eines Mordes gerät, nehme einen edlen Lord, der faktisch ein Schuft ist, und eine weibliche Attrappe und koche davon ein schleimiges Ragout. Alsdann gebe man eine gehäufte Messerspitze Schlangengift, zwei Liter Blut und drei reichliche Eßlöffel Angst und Grauen dazu, etwas gestoßene Verdachtsmomente, eine Prise Geheimfach und einen Revolver mit Stoßdämpfer, und ziehe die Brühe bei mäßig kochender Scharfsinnigkeit mit einigen Sentimentalitäten ab. Das einsam gelegene Haus schlägt man zu steifem Schaum, legt mit einem Säurespritzer eine verfallene Fabrik auf das Ganze, bestreut es mit Moral und Geheimnis, deckt die Terrine unter Hokuspokus zu und serviert mit wundermilder Himbeertunke à la happy end.

Und alle Welt verschlingt es voll Entzücken.

Kanonen-Song von Egon Jacobsohn

Der berliner Journalist versucht sich hier zum ersten Male als Dichter. Trotz seiner grundsätzlichen Laxheit in Fragen geistigen Eigentums verzichtet er auf Honorar.

John war darunter und Jim war dabei
Georgie ist Sergeant geworden.
Doch die Armee sie fragt keinen, wer er sei
und marschierte hinauf nach dem Norden.
:,: Soldaten wohnen auf den Kanonen
vom Cap bis Couch Behar
Wenn es mal regnete
und es begegnete
ihnen 'ne neue Rasse 'ne braune oder blasse
dann machen sie vielleicht daraus ihr Beafsteak Tartar. :,:

Johnny war der Whisky zu warm,
Jimmy hatte nie genug Decken;
Aber Georgie nahm beide beim Arm
sagte die Armee kann nicht verrecken.
:,: Soldaten wohnen auf den Kanonen
vom Cap bis Couch Behar
Wenn es mal regnete
und es begegnete
ihnen 'ne neue Rasse 'ne braune oder blasse
dann machen sie vielleicht daraus ihr Beafsteak Tartar. :,:

John ist gestorben und Jimmy ist tot
Und Georgie ist vermißt und verdorben.
Aber Blut ist immer noch rot
für die Armee wird jetzt wieder geworben.
:,: Soldaten wohnen auf den Kanonen
vom Cap bis Couch Behar
Wenn es mal regnete
und es begegnete
ihnen 'ne neue Rasse 'ne braune oder blasse
dann machen sie vielleicht daraus ihr Beafsteak Tartar. :,:

Albert Vögler von Morus

Als hier vor vierzehn Tagen auf die Gewitterwolken hingedeutet wurde, die sich im Ruhrgebiet zusammenzogen, schien in Paris und in Berlin noch die Sonne. Der Krach, den Doktor Schachts Kolonialattacke hervorgerufen hatte, war unter kostspieligen Konzessionen einigermaßen beigelegt. Owen Young lächelte wieder. Bis auf ein paar Kleinigkeiten war das Arrangement im Hotel George V. perfekt und das Schlußprotokoll zur Unterschrift bereit. In der Wilhelmstraße begann man schon, Stimmung für einen guten Abgesang zu machen und übersah geflissentlich, was in der Schwerindustrie vor-

ging. Inzwischen hat sich das Gewitter entladen, Kirdorf, der alte Jupiter Tonans, hat seinen Blitz geschleudert, Fritz Thyssen, der deutschnationale Mann im Ruhrgebiet, hat die Seinen zum Kampf gegen Vögler aufgerufen und nach einigen Zuckungen ist Albert Vögler dem schlagenden Wetter erlegen. Die Fronde gegen Berlin hat gesiegt; Herr Vögler hat heimgefunden.

Albert Vögler zählt an der Ruhr zu den komplizierten Naturen. Das will nicht viel besagen. In andern Bezirken würde er eher zu den simplen Einschienenbahnern gehören. Aber unter den unbehauenen, grobklötzigen Bergwerks-Potentaten fällt einer schon auf, der nicht vom Größenwahn der Erzherzöge befallen ist, der auf gute Formen hält und sich überlegt, was er spricht. Beileibe kein Genie, kein strahlender Geist, aber unter Schreiern ein Vernünftiger. Wenn man diesen, für seine fünfzig Jahre alten, unscheinbaren Mann sieht, glaubt man, einen braven, biedern Werksbeamten vor sich zu haben. Und das ist er auch. Einer, der immer einen über sich hatte, der sich damit abgefunden hat, daß die andern das Geld und die Macht und das große Wort haben. Ein guter Zweiter, der sich nicht danach drängt, Erster zu werden. Ein Selfmademan, aber ohne den Impetus und die Ellenbogen, die zum großen Unternehmer gehören. Ein strebsamer, fleißiger, tüchtiger Techniker, der überall, wo man ihn hinstellt, seinen Platz ausfüllt, zur Zufriedenheit des Vorgesetzten arbeitet und damit seine Karriere macht.

Von Haus aus hatte er es schwer und machte ers sich schwer. Es reicht knapp zum Studium, aber nachdem die Lehrjahre vorüber sind, und er bei der Dortmunder Union ein Unterkommen gefunden hat, geht es doch glatt vorwärts. Hugo Stinnes fischt ihn sich aus der Reihe der Ingenieure heraus und holt ihn, mit kaum dreißig, in die Direktion. Stinnes, der sich um diese Zeit noch sehr intensiv um den Innenbetrieb seiner Werke kümmerte, hatte einen sicheren Blick für die Menschen, die niemals unbequem sind, die man als Vertrauensleute benutzen kann und die doch mehr sind als Kulis, die ohne die Ambitionen reicher Söhne ihre Pflicht tun und nicht darauf ausgehen, sich selbst Geld zu machen. Das tut der Chef für sie alle.

Unter Stinnes rückt Vögler während des Krieges zum Generaldirektor von Deutsch-Luxemburg auf, und als, nach den ersten großen Inflationskäufen, die Rhein-Elbe-Union zustande kommt, erhält auch dort Vögler die Leitung. Wo es um smarte Geschäfte und um rasches Verdienen geht, sind Männer vom Schlage Friedrich Minoux' notwendig, aber wo nur die Schornsteine in Gang gehalten werden sollen, ist Vögler der richtige Mann. Ein ausgezeichneter Betriebsführer, der sich allmählich auch einige kaufmännische Kenntnisse angeeignet hat und im Kalkulieren ebenso sauber ist wie als Techniker. Kein intuitiver Kopf mit neuartigen, konstruktiven Ideen, aber ein vorzüglicher Organisator nach Schema F. Ein Reißbrettmensch, für den Organisieren gleichbedeutend ist mit Aufräumen. Alles

muß seine Ordnung haben. Im Ruhrgebiet aber ist noch vieles in Unordnung. Da wird noch an vielen Stellen kreuz und quer produziert; die Werke arbeiten noch längst nicht so einheitlich, wie es sein könnte. Eine Industrie muß aufgebaut sein wie ein preußisches Linienregiment: mit einem Obersten an der Spitze, mit drei Bataillonen und zwölf Kompanien. Das ist Vöglers Ideal.

Deshalb geht er auch mit Eifer daran, Pläne für den Zusammenschluß der Rheinisch-Westfälischen Stahlwerke zu entwerfen. Daß Krupp nicht mitmachen will, schmerzt ihn sehr. Nicht, weil er, wie Stinnes, vom Macht- und Expansionsdrang getrieben ist, aber es stört seinen Ordnungssinn. Die siebente Kompanie ist nicht rechtzeitig angetreten, die Regimentsfront weist eine Lücke auf, das ist höchst peinlich. Aber schadet nichts, sie wird schon noch nachkommen. Gewiß ist Vögler nicht der Schöpfer der Vereinigten Stahlwerke. Der Ruhrtrust ist aus ganz andern Motiven zusammengekommen. Die einzelnen Unternehmungen brauchten nach der Stabilisierung Geld, ausländisches Geld, und da sie allein und ohne einen Erfolg versprechendes Rationalisierungs-Programm zu erträglichen Bedingungen in Amerika keine Anleihen bekommen konnten, mußten sie sich vereinigen. Nach monatelangem Streit um die Quoten wird der Fusionsvertrag unterzeichnet. Da die Großaktionäre, die alten Familienbesitzer wie Thyssen und die neuen Stahlherren, wie Otto Wolff, einander die Führung nicht gönnen, wird Albert Vögler zum Generaldirektor bestellt.

Nun ist er — bis die I. G. Farbenindustrie die Vereinigten Stahlwerke kapitalmäßig überholt — der Leiter des größten deutschen und europäischen Trusts, Oberstkommandierender von 200 000 Arbeitern, Generalissimus eines Milliarden-Unternehmens. Nun kann er zeigen, was er kann. Aber da zeigt sich, daß sein Können ziemlich enge Grenzen hat. Die Zeit ist, nachdem die Sonderkonjunktur des englischen Bergarbeiterstreiks vorüber ist, für die Schwerindustrie nicht eben günstig, Vögler versteht es aber auch nicht, durch besondere Leistungen einen Ausgleich zu schaffen. Die Rente der gewaltigen zur Rationalisierung hineingepumpten Kapitalien bleibt schmal, die Börse, die in allen politischen und volkswirtschaftlichen Dingen ständig vorbeihaut, aber für die Privatwirtschaft ein sicheres Tastgefühl hat, läßt den Kurs der Stahlverein-Aktien um ein volles Drittel purzeln. Die Käufer, die sich von Jacob Goldschmidts Emissionskünsten blenden ließen, haben das Nachsehen.

In der Verwaltung der Vereinigten Stahlwerke geht es auch nicht so fein säuberlich her, wie Vögler auf dem Papier es vorgezeichnet hat. Er ist nicht die Persönlichkeit, sich gegenüber dem Vielgespann des Stahlvereins durchzusetzen. Die alten Machthaber, die auf ihre Aktienpakete pochen können, trumpfen auf. Bei größern Transaktionen spielt nicht mehr Vögler, sondern Friedrich Flick, der in der Inflationszeit einen erheblichen Teil von Gelsenkirchen an sich gebracht hat, als der gewandtere Finanzmann die erste Rolle. In der Wirtschaftspolitik opponiert Fritz Thyssen immer heftiger gegen

den flauen Vögler. Vöglers Tätigkeit, oder richtiger: seine Untätigkeit in Paris — denn auch neben Schacht vermag er sich nicht durchzusetzen — ist für den Aufsichtsratsvorsitzenden Thyssen ein willkommener Anlaß, den Generaldirektor Vögler aus der Leitung der Vereinigten Stahlwerke zu verdrängen. Thyssens nationale Mannesehre läßt höchstens eine Jahreszahlung von sechzehnhundert Millionen zu, darüber keinen Pfennig. Er fährt selbst nach Paris, um, im Bunde mit Herrn von Kühlmann, nach dem Rechten zu sehen. Vögler wird mit schwerstem Geschütz bearbeitet, und kein Zweifel wird daran gelassen, was ihm im Ruhrgebiet blüht, wenn er seinen Namen unter das pariser Schmach-Dokument setzt. Zaghaft zieht er an der Seite Schachts nach Essen, um sich vor den Stahlvereinlern zu rechtfertigen. Aber die andern sind härter und mächtiger als er.

Es ist nicht das erste Mal, daß er, selbstverständlich nur seinem Gewissen folgend, kapituliert und nach rechts abmarschiert. Als vor ein paar Jahren Wirtschaftsleute aus allen Ländern ein Freihandelsmanifest erlassen, steht auch Vöglers Name darunter. Aber nachdem der Landbund sich darüber beschwert und der deutschnationale Herr Reusch von der Guten-Hoffnungshütte die Stirne gerunzelt hat, gibt auch Vögler sofort die Erklärung ab, daß er sich mit Herrn Reusch in voller Übereinstimmung befinde, auch gar nicht daran denke, seine bisherige zollpolitische Überzeugung über die Schutzbedürftigkeit der Landwirtschaft in irgend einer Form zu ändern. Als Stresemann entschieden zu den Erfüllungspolitikern übergeht, ist sein Fraktionsgenosse Vögler der erste, der zusammen mit Quaatz und Sorge sich separiert und die Nationalliberale Vereinigung gründet. Bisweilen findet man ihn noch in ganz anderer Gesellschaft. Die Politische Polizei hält es sogar für notwendig, bei Vögler Haussuchung zu veranstalten, weil er zu den Geldgebern rechtsradikaler Putschisten gehören soll. Wenn er vielleicht auch nicht die Verbände ausgehalten hat, mit denen sich die Abteilung I.a grade beschäftigt, so war Vögler doch jahrelang der Finanzier des Hochschulrings Deutscher Art.

Vöglers Freunde versichern, das sei alles nicht so ernst gemeint. Denn dieser herzlich trockne Technikus hat irgendwo eine romantische Strähne. Deshalb hat er Spengler protegiert und Leo Frobenius unterstützt. Aber meistens geht sein Weltbeglückertum andre Wege. Um die Arbeiterschaft aus den Fesseln des Marxismus zu befreien, finanziert er die Dinta-Schulen, in denen den Proletariern das verdammte Klassenbewußtsein ausgetrieben werden soll. Und aus demselben Grunde ist Vögler ein eifriger Förderer der Werkszeitungen. Mitbestimmungsrecht der Arbeiter? Das würde nur die schöpferischen Leistungen der berufenen Führer beeinträchtigen. Die Zeiten, in denen auch Albert Vögler eine „Regierung der Arbeiter, Bauern und Fachmänner“ empfohlen hat, sind vorbei. Zehn Jahre nach der Revolution genügen die Fachmänner.

Bemerkungen

Dujardin

Die Ermordung des Grundbesitzers Jaquet auf seinem Gehöft Klein-Kohlischken bei Insterburg in der Nacht des 15. Mai 1919 hat sich auf Grund der Beweisaufnahme der neuen Hauptverhandlung im Wiederaufnahmeverfahren wahrscheinlich so zugetragen:

Jaquets Frau, geborene Sauerbaum, jetzige Frau Hölzner, bereitete die Tat auf zwiefache Weise vor: sie lieh sich, angeblich zu ihrem Schutze, den Revolver eines ihrer Hausgenossen, des Hilfsgendarmen Dujardin, und sie täuschte einen Einbruch vor, indem sie am Geldschrank kratzte, Türen aufsperrte und Sachen im Zimmer und vor dem Fenster verstreute. In der Nacht, nachdem sie scheinbar neben ihrem Gatten zu Bette gegangen war, leuchtete sie mit einer Taschenlampe nach dem Schlafenden und tötete ihn mit einem Schuß in die Schläfe. Dann schoß sie, noch zwischen den Betten, sich selbst in die Hand, lief ohne einen Laut bis in die Küche, begann dort zu schreien und gelangte zu Dujardin, der von ihrem Geschrei aufwachte und den sie auf kürzerm Wege hätte erreichen können. Inzwischen waren auch die Mädchen aufgewacht, und alle drängten hinter Dujardin her ins eheliche Schlafzimmer, wo der Hausherr erschossen aufgefunden wurde.

Wahrscheinlich hat es sich so zugetragen. Mehr als die Wahrscheinlichkeit ist über Tat und Täter auch durch die zweite Hauptverhandlung nicht ausgemacht worden. Eine Möglichkeit bleibt, daß ein andrer als Frau Jaquet oder daß Frau Jaquet mit einem andern den Mord begangen hat. Beinahe ausgeschlossen worden ist die Möglichkeit, daß Dujardin der Täter oder der Mittäter gewesen ist, und mit völliger Gewißheit ausgeschlossen worden ist die Möglichkeit, daß es sich zugetragen haben könnte, wie Frau Jaquet es darstellt. Versuche haben ergeben, daß die dunkle Gestalt, die sie zwischen den Betten gesehen haben will, von ihr nicht hätte gesehen werden können. Psychologisch unmöglich ist es, daß sie diese Gestalt nicht hätte für ihren Mann halten müssen, daß sie, wenn sie einen Fremden wahrzunehmen glaubte, nicht versucht hätte, mit Geschrei ihren Mann zu wecken, daß sie hätte entwischen können, daß sie, wenn sie entwischt wäre, in die Küche statt in die benachbarte Stube zu Dujardin gelaufen wäre.

Das erste Gericht, das vor zehn Jahren den Fall abzuurteilen hatte, damals noch ein echtes Schwurgericht, bei der die Laienrichter für sich allein die Schuld entschieden, nahm alle diese Unmöglichkeiten als erwiesene Tatsachen. Es glaubte sie der Frau Jaquet, die nicht als Zeugin, sondern zusammen mit Dujardin als Angeklagte vor ihm stand. Es glaubte ihr in solchem Maße, daß es sie freisprach und den mitangeklagten Dujardin als alleinigen Täter wegen schweren Totschlags zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte. Und es fand sich mit der Tatsache, daß die fliehende Frau Jaquet ihn in seinem Bett schlafend angetroffen hatte, durch die Annahme ab, er sei nach dem Morde hinter ihr her aus dem Schlafzimmer gerannt, aber vor ihr in seinem Zimmer angekommen, habe sich unbemerkt aufs Bett geworfen und sich schlafend gestellt: eine Konstruktion, die an sich schon äußerst gewaltsam wirkt, die aber jetzt durch Versuche ebenfalls widerlegt worden ist.

Wenn man annimmt, das erste Gericht habe sein Urteil gefällt aus Leichtsinn und Ungerechtigkeit, so läßt sich aus dem Fall Dujardin gar nichts lernen. Denn daß Richter vor Gott und Menschen verpflichtet sind, mit größter Gewissenhaftigkeit zu Werke zu gehen und nach höchster Ge-

rechtigkeit zu streben, darüber gibt es keinen Streit. Sollte vor zehn Jahren in Insterburg anders verfahren worden sein, so hätte die Gewissenlosigkeit nur den Rang einer empörenden Ausnahme, die strenge Sühne verdiente, aber unsrer Erkenntnis nichts hinzufügte.

Zu lernen ist aus dem Fall Dujardin nur, wenn man voraussetzt, auch das erste Gericht, Juristen und Laien, habe den Willen gehabt, mit gewissenhafter Sorgfalt die Wahrheit zu erforschen und seinen Spruch durch nichts andres als durch die erkannte Wahrheit bestimmen zu lassen. Trotz des unerhörten Fehlspruchs darf man diese Voraussetzung machen. Der Vorsitzende eines Schwurgerichts kennt die Gefährlichkeit und die Verantwortlichkeit seiner Aufgabe. Die Beisitzer sind ebenfalls dazu erzogen. Und zwölf Männer, zum Amt des Geschworenen berufen und auf ihre Pflicht vereidigt, nehmen es nicht leicht damit. Es bedeutet kein Wagnis anzunehmen, das erste Schwurgericht, das Frau Jaquet freisprach und Dujardin verurteilte, wollte Recht sprechen und glaubte Recht zu sprechen.

Wie war es möglich, daß ihm der gute Wille so fürchterlich mißlang? Die Antwort auf diese Frage sollte nicht, wie es hier geschehen muß, als bloßes Aperçu gegeben werden, sie sollte vielmehr hervorwachsen aus wissenschaftlicher Durchforschung der Bedingungen, unter denen Meinungen und Überzeugungen sich bilden. Jenen ersten Richtern muß das Mißgeschick widerfahren sein, daß ihre Logik überrannt worden war von dem sogenannten Eindruck, den die Angeklagten auf sie ausgeübt hatten. Frau Jaquet war landsässig und ihnen vertraut, Dujardin aus der Fremde herbeigeweht und undurchsichtig. Sie galt ihnen als reife und bewährte Frau, er als unerprobter junger Mann. Sie machte ihre, vorher ausgedachten, Angaben klar und bestimmt und blieb dabei; er zergrübelte sich den Kopf nach einer Lösung des Rätsels und verriet die Ratlosigkeit durch Unsicherheit und Widersprüche. Sie, im Bewußtsein der Schuld, kannte die Gefahr, er verließ sich auf den Sieg der Unschuld. Der Anblick zweier lebendiger Menschen, den die Richter durch alle Tage der Verhandlung vor Augen hatten, vergewaltigte in ihnen das Bild der Tat, das sie nicht vor Augen hatten, sondern aus Rede und Gegenrede im Geiste aufbauen mußten.

Was einmal vorgekommen ist, kann öfter vorkommen. Dujardins hat es gegeben, gibt es, entsetzlich zu denken, vielleicht heute um uns her, sie schmachten in Kerkern — und wer nennt uns das Mittel, mit dem sich verhüten läßt, daß es immer wieder Dujardins gibt? Unschuld schützt nicht vor Verurteilung, der gefällte Spruch steht der Wahrheit im Wege, nur durch eine Kette von Zufällen ist der Prozeß wiederaufgenommen worden, nicht jedem werden sich die Glieder

schließlich so günstig zusammenfügen.

Was ist zu lernen? Zweifel an der Gerechtigkeit des Rechts, Vorsicht beim Umgang mit dem gefährlichen Mittel Indizium, Bereitschaft nachzuprüfen und gutzumachen. Noch herrscht die Auffassung, daß die Aufhebung eines Spruchs gegen die Ehre des Gerichts geht, das gesprochen hat. Noch gibt es viel zu viel Staatsanwälte, die glauben, ihren Stolz darein setzen zu müssen, daß ihre Anklage den Sieg erringt. Aber nicht die Anklage soll siegen, sondern die Wahrheit, und nicht an der Unumstößlichkeit des Spruches, sondern allein an seiner Gerechtigkeit hängt die Ehre des Gerichts.

Inquit

Die verzärtelten Theater

Wir haben in Deutschland einige hundert Theater. Davon sind einige hundert überflüssig. Ja, schädlich, weil sie Subventionen verschlingen, die besser für den Wohnungsbau, für den Ausbau der Volksbibliotheken, für Notstandsarbeiten, für Erwerbslosenunterstützung und tausend andre wichtige Dinge verwendet werden könnten. Aber das darf man natürlich nicht laut sagen. Das Wickelkind „Kultur" muß vor jeder kräftigen Zugluft sorgsamst gehütet werden.

Ist das ein Zustand: jede Stadt als Kulturnische mit einem Theaterchen als Zierpalme, als traditioneller Bewahranstalt für die heiligsten Güter der Nation! Und wie bewahrt man? Man neuinszeniert einen beliebigen Klassiker, der nur deshalb an der Reihe ist, weil er so lange nicht dran war, oder der sich so bequem mit einem Schlagerlustspiel zusammen probieren läßt, oder der die Heroine mal gut herausstellen soll; man dudelt die mit dem Bajazzo unglücklich verheiratete sizilianische Blutrache zum tausendsten Male herunter, man ist stolz auf ein Ensemble, das im Laufe der Jahrzehnte gelernt hat, sich gegenseitig die Töne abzunehmen, man stochert in der neuen Dramatik herum wie in einem üblen Essen, das man leider nicht stehen lassen darf, man ist apolitisch, weil man Wert legt auf garantiert chemisch gereinigte Kunst, jenseits vom Tage, jenseits vom neuen Europa, jenseits der Welt! Man spielt ganz privat für Apoll und höchstens noch für die Stammabonnenten, die nach Heinrich Heine ins Theater gehen, um ihr Sauerkraut zu verdauen. Und nickt trübe, wenn die Lücken dichter und das Publikum dünner wird; voilà: die Kulturlosigkeit der Zeit!

Ich war an mehreren Provinzbühnen engagiert und habe in andre hineingeschaut: sie waren alle reif zum Umfallen. Der Spielplan, die herrschenden Schauspieler bis auf wenige Ausnahmen Gesten-Dekorateure, die Direktoren bessere oder schlechtere Chamäleons, das Ganze eingetaucht in eine Atmosphäre völliger Gesinnungslosigkeit. Die Kritiker aber waren überall liebenswürdig bemüht, diese Theater recht, recht ernst zu nehmen; sie zogen wohl mal gegen die einzelne Vorstellung vom Leder, aber die Basis wurde nicht angetastet. Kein Wunder — sie standen ja selbst mit auf dieser Basis!

Was war, ist nicht mehr zu ändern. Aber soll das so weitergehen? Die eine Gruppe junger Schauspieler in Berlin wiegt Dutzende von Großstadt- und Provinztheatern auf. Ich ersehne ein Massensterben der Theater, zur Gesundung der Kunst und der Gesinnung! Die Pest, an der die vielen unnützen Theaterchen dahinkranken, ist nicht tödlich genug! Ich erhoffe Saaltheater statt Rangtheater, Kollektivkunst statt Ensemble, zehnmal lieber erfüllten Dilettantismus als Betriebsroutine! Das bürgerliche Theater, von jeder deutschen Klein- und Großstadt auf dem Repräsentierteller vor sich hergetragen, möge, nachdem es von den Würmern doch schon durch

und durch zerfressen ist, endlich in den wohlverdienten Todesschlaf eingehen!

Die Nachfolge ist gesichert. Sie wird um so strahlender werden, je gründlicher die Generalreinigung war.

Gattamelata

Bayrische Aristokraten

Ich behaupte nicht, daß viele so sind; ich weiß, daß auch Aristokraten nicht immer dumm und proletenhaft zu sein brauchen; aber ich glaube, daß von einem gewissen Punkt an alle mehr oder weniger so sein müssen wie jene, die ich gestern in der „Brennnessel" erleben durfte.

Man kennt die Neigung dieser Leute zu allem „Destruktiven" — sofern es nicht an die königlichen Belange rührt. Ein Prinzerl, das dem Stahlhelm sein Herzchen weiht, fühlt gleichwohl den Drang, bei Kathi Kobus Ringelnatz erlebt und einmal wohlwollend das gestreift zu haben, was er als Bohême empfindet. Daß er, ein daseinsfreudiger Knirps, aus seiner eigenen sturen Besoffenheit das Recht ableitet, die zufällige Auchbesoffenheit eines genialen Dichters als Brücke von Mensch zu Mensch in Anspruch zu nehmen, scheint ihm ein Zeichen adeligen Wesens, und wenn der Dichter in zarter Scheu vor dem Direkten sein Gefühl mit einem äußerlichen Unflat maskiert, empfindet solch aristokratischer Genießer seinen johlenden Beifall als Ausdruck der Verbundenheit mit Geist und Können.

Zur Sache. In der „Brennessel" geschah folgendes: Ich setze mich an einen Tisch, an dem der Schriftsteller W., schon ein bißchen vorgerückt, mit einem sehr jungen Mann unter einer Gesellschaft sitzt, die mir später als die Baronin W., noch ein adliges Mädchen und ein derselben Branche angehöriger Kavalier bezeichnet wurde, der aus vollem Halse ununterbrochen: Ich küsse Ihre Hand, Madame! brüllte. Der Schriftsteller W. vertraut mir an, daß er seinen sechzehnjährigen Sohn, der wie Papa ebenfalls ein bißchen angeschickert war, den adeligen Herrschaften aus Jux als Prinz Hohenlohe vorgestellt habe.

Es war nun köstlich zu sehen, wie die Baroninnen den betrunkenen Jüngling mit „Hoheit" bedienten. Sie hielten ihm, während er hilflos schluckte und rülpste, zärtlich den Kopf und streichelten ihn. Als er endlich, vom Vater geleitet, davonwankte, erhoben sich die Aristokraten und stammelten unter Knixen immer wieder: „Hoheit — wohl zu ruhen!"

Ich sagte zu der aufgeregten Baronin: „Finden Sie es nicht kindisch, sich vor dem kleinen Jungen so zu haben?"

Da erhob die Baronin die gellende Stimme eines erregten Fischweibs: „Wie können Sie als Kavalier einer Dame so etwas sagen!"

Darauf ich: „Sie irren sich — ich bin durchaus kein Kavalier."

Die Baronin (zu dem „Ich küsse Ihre Hand, Madame!" brüllenden aristokratischen Begleiter): „Ernst, wollen Sie mich nicht schützen?!"

Der aristokratische Kavalier: „Wie können Sie sich herausnehmen, einer Dame, die unter meinem Schutz steht ..."

Ich (sehr ruhig): „Mit Ihnen habe ich nichts zu reden."

Der Aristokrat (keifend): „Als Mann von Ehre fordere ich Sie auf, mit mir hinauszukommen!"

Ich (reagiere nicht).

Der Kavalier, an allen Gliedern zitternd: „Die Frau Baronin steht unter meinem Schutz. Wenn Sie nicht Genugtuung geben, sind Sie ein Schuft!"

Pause. Alles hält den Atem an.

Ich, laut und bestimmt: „Halts Maul, dummes Schwein!"

Der Kavalier schnappt, obgleich an Länge und Breite mich weit überragend, hilflos mit dem Mund.

Ich, noch lauter, noch bestimmter: „Wenn Sie noch einmal das Maul auftun, hau ich Ihnen rechts und links eine herunter, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!"

Die ganze aristokratische Familie ist starr.

Von allen Tischen freudiges Gemurmel.

Man trinkt mir zu.

Stimme des Volkes, das offenbar — aus Versehen — mich für den feinen Mann hält: „Recht g'schieht's eahm!"

Hoch im Raum steht Loibls, des mächtigen Wirtes Hindenburggestalt; sein Gehilfe Hans klärt die aristokratischen Damen auf: „Reden S' do' koan Stuß mit Hoheit — dees war ja dem W. sei' Bua, den kenn' i' scho' seit zehn Jahr'!"

Da finden die Aristokratinnen auf einmal, daß es sich gar nicht um die Hoheit, sondern um meinen Verstoß gegen den feinen Ton gehandelt hat. Eine Baronin kindisch zu nennen, das geht zu weit.

Der gewaltige Loibl, seine Virginia aus dem Mund nehmend: „San S' do' froh, wenn Sie noch jemand kindisch heißt!"

Die Aristokratie zieht ruhmlos ab.

Wie gesagt, ich behaupte nicht, daß viele so sind; aber ich weiß, daß hierzulande die Treue kein leerer Wahn ist und daß Bürgertum und Aristokratie beisammen stehen, wenn es im Ernstfall gilt, einem Prinzerl beim Kotzen das Köpfchen zu halten. *Peter Scher*

Kleine Abhaltung

Die Segeltätigkeit seiner königlichen Hoheit (des Prinzen Heinrich von Preußen) wurde vorübergehend durch den Weltkrieg unterbrochen.

‚Die Yacht', 4. Mai 1929

Liebe Weltbühne!

Es war in einem großen berliner Theater. In dem Stück, das man probierte, kommt eine Szene vor, in der Kanonendonner rollen muß, „schrille Schreie" ertönen, „Kommandos schwirren" — kurz, eine Gefechtsszene. Es entsteht während der Probe die Streitfrage, wie eine solche Gefechtsszene gespielt werden muß, beziehungsweise, wie denn ein Gefecht im Weltkriege aussah.

Direktor B. selbst führt Regie. „Ja, meine Herren, ich kann das nicht beurteilen. Ich hatte während des Krieges Schreibstubendienst und bin also nicht kompetent. Ich muß mich da schon auf diejenigen unter Ihnen verlassen, die während des Krieges an der Front waren."

Niemand sagt etwas. Keiner ist mit dem sonst von Schauspielern in Regiedingen so gern gegebenen Rat zur Stelle.

Es stellt sich heraus: niemand ist kompetent; niemand war an der Front. Auch ein Bühnenarbeiter, den man voller Verzweiflung ruft, versagt. Er war d. u.

Direktor B. packt gerechter Zorn. „Also, meine Herren, passen Sie auf! Die Szene wird so gespielt, wie ich es Ihnen zeigen werde, so wie ich sie sehe. So, wie wir, die Leute der Bühne, ihn sehen: so ist der Krieg eben gewesen. Schließlich: wer hat ihn anders gesehen? Wer war denn schon an der Front? Meine Herren, von den Leuten, die mein Theater besuchen, keiner."

Und es geschah so: Auf das Premieren-Publikum wirkte die Gefechtsszene „erschütternd echt".

Antworten

Ostpreuße. Sie schreiben: Was M. M. Gehrke neulich in der ‚Weltbühne' über eine ‚Sanierung Ostpreußens' so treffend vorschlug, hat das Reich scheinbar schon lange gefühlt, und deshalb kürzlich einen Propagandafilm drehen lassen: ‚Die kurische Nehrung', der, tatsächlich, durch gute Photographie und sinnvolle Erfassung der landschaftlichen Charakteristiken, geeignet ist, Eindruck zu hinterlassen. Aber wenn schon mal das Geld für einen Propagandafilm ausgegeben wird, dann muß es auch ein richtiger werden. Darum zum Schluß, plötzlich und unvermittelt, markige, gotische Buchstaben, zu riesiger Flammenschrift anwachsend: ‚Noch immer ist dieses echt deutsche Land durch das Diktat von Versailles auseinandergerissen... Aber der Dünensand weht über die neuen Grenzpfähle nach Memelland hinweg und verschüttet sie: Ein Symbol!" Ein Symbol.

Minister Grzesinski. Sie haben im preußischen Landtag zu den berliner Maivorfällen eine lange Erklärung abgegeben, die schon in den knappen Presseauszügen seltsam anmutete und erst recht jetzt, wo das Protokoll vorliegt, Kopfschütteln erregen muß. Im ganzen nimmt der Herr Minister den Standpunkt ein, daß die Polizei sich in der Abwehr befunden, daß sie einer organisierten Bewegung gegenübergestanden habe, die zu Kampfhandlungen führen mußte. Wo Holz gehauen wird, meinte der Minister etwas zu handfest, da fallen Späne. Richtig. Aber es kommt auch darauf an, zu welchem Zweck Holz gehauen wird. Dem Minister dürfte auch der Begriff des Flurschadens und des Baumfrevels vertraut sein, und darum hat es sich dies Mal gehandelt. Wer hat den Minister unterrichtet? Hat er sich nur auf die Polizeiberichte gestützt? In einem Punkt mußte der Minister selbst seinen Polizeipräsidenten dementieren. Während Herr Zörgiebel steif und fest behauptete, es sei vor zwanzig Uhr nicht geschossen worden, gibt der Minister zu, daß die Polizei bereits im Laufe des Tages am Hackeschen Markt, bei Kliems Festsälen und am Senefelder Platz von der Waffe Gebrauch gemacht hat. Sollte das den Minister nicht stutzig machen, daß die oberste Spitze der Polizei über eine so wichtige Sache eine grundverkehrte Auskunft gegeben hat? Wer hat den Minister informiert? Wer hat ihm die zahllosen Unrichtigkeiten, die hanebüchenen Sottisen, die er in seiner Rede als amtlich erhärtete Tatsachen vorführte, als authentisches Material überliefert? Wer hat ihn so kompromittiert? Der Herr Minister hat einige Nichtanwesende apostrophiert: „Ich möchte zugleich auch an einige außerhalb des Hauses stehende Personen, die sich als Republikaner und als Demokraten bezeichnen, die Frage richten, ob sie meinen, daß die Schreiberei gegen die Polizeibeamten, unter denen doch auch Republikaner, Demokraten, Sozialdemokraten und Zentrumsleute sind, aus diesem Anlaß geeignet ist, das Vertrauen der Beamten in die Staatsgewalt und in ihre Vorgesetzten zu erhalten." Ich glaube nicht, Herr Minister, daß dies Vertrauen von einer von Außen herkommenden Kritik berührt wird, das liegt bei den Inhabern der Staatsgewalt selbst, und je mehr die Kraft der Beamten in sinnlosen Aktionen verpulvert wird, desto eher wird dies Vertrauen erschüttert sein. Sie, Herr Minister, haben weiter verlangt, daß „man sich bei Maßnahmen, die zur Abwehr von Angriffen auf die Staatsgewalt getroffen werden, absolut und vorbehaltlos hinter die Regierung stellt". Erlauben Sie einem, der sich als Republikaner und Demokrat bezeichnet, dazu ein Wort. Die Staatsgewalt ist kein Fetisch und kein Abstraktum, sondern immer das gewesen, was ihre jeweiligen Inhaber daraus machten. Und zwischen dem 1. und 4. Mai hat die Staatsgewalt in Berlin genau so ausgesehen wie Herr Zörgiebel. Ich

erspare mir jede nähere Qualifikation, weil mir die Gerichtskosten zu schade sind.

Unwissender. Nein, der bekannte Kaliindustrielle Arnold Rechberg, der im ‚Neuen Wiener Journal' wilde Dinge über „Moskaus blutige Pläne in Deutschland" schreibt, ist nicht identisch mit dem Bildhauer gleichen Namens. Und beide wieder nicht mit dem Rittmeister a. D. Arnold Rechberg. Es handelt sich hier um drei ganz verschiedene Personen, die sich in der Konfusion allerdings verzweifelt ähnlich sind. Übrigens sollen, sicherm Vernehmen nach, die beiden andern schon lange in einer Kaltwasserheilanstalt verschwunden sein. Nur der Kaliindustrielle läuft noch frei herum.

Amoureuse aus Glauchau. Nein, die „Erotische Freiheit" von Otto Flake kann nicht zur sogenannten pikanten Literatur gerechnet werden. Wenn Ihnen van de Velde nichts mehr geben kann, wird auch Flake Ihre Positionen nicht variieren. Viel Geschrei und wenig Wollust.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Öffentlicher Diskussionsabend Freitag, 31. Mai, 20 Uhr, im Berliner Rathaus, Zimmer 109: „Remarquismus und Aktivismus". Referenten: Walther Karsch (GRP.); als Gast-Gegner: Franz Schauwecker (Stahlhelm). Zur Diskussion u. a. vorgemerkt: Bruno Vogel, Erich Weinert. Vorsitz: Kurt Hiller. Gäste willkommen.

Frankfurter Weltbühnenleser treffen sich jeden Donnerstag, ½21 Uhr, im Café Laumer, Eschersheimer Landstraße.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

---

als Gast Herr Dr. Paul Levi von Carl v. Ossietzky

Die Kongresse der großen Parteien sind schon lange nicht mehr der Schauplatz wichtiger Entscheidungen, sondern Divertissements von Parteibeamten für Parteibeamte. Daß die Verkündung der Verfügungen fürs nächste Geschäftsjahr noch immer von Referaten und Debatten umrahmt wird, hat nichts zu bedeuten, sondern ist nur eine pietätvolle Erinnerung an eine romantische Vergangenheit, wo das Schicksal der Partei noch auf ihrem Konvent in offener Sitzung entschieden wurde. Man kennt diesen Zustand und ist überrascht, daß man noch immer so überrascht werden kann wie jetzt durch den schmählichen Verlauf des magdeburger Parteitages der Sozialdemokratie. Das war eine Gerusia von Satten und Trägen, die ihre einstudierten Texte gut geölt und gleichgültig heruntersagten. Wenn schon Einer laut wurde, dann war die Erregung nicht seelischer, sondern gastrischer Natur.

Zwei Mal war dieser Kongreß verschoben worden. Vor noch nicht langer Zeit flackerte es in der Partei bedenklich wegen der Panzerkreuzeraffäre und wegen des Wehrprogramms. Nichts von dieser Stimmung wurde mehr laut. Keiner der Redner fand das rechte Wort für Herrn Severings immer unerträglicher werdendes staatsmännisches Gehaben. Keiner fuhr Herrn Otto Wels in die Parade, als er auftrumpfte: „Wenn schon Diktatur, dann die unsrige!". Keiner entlarvte das als die großmäulige Phrase eines wattierten Jahrmarktsathleten. Keiner forderte von Zörgiebel Rechenschaft für die vierundzwanzig Toten. Keiner fragte, zu was für aberwitzigen antidemokratischen Konsequenzen die am 1. Mai begonnene Zernierung der kommunistischen Rivalin noch führen würde und ob es wahr sei, was alle Spatzen von den Dächern pfeifen, daß das Verbot kommunistischer Parteiblätter und kommunistischer Organisationen nur das Vorspiel sei für das Verbot der gesamten Partei. Keiner fragte das, keiner forderte eine Debatte über die wichtigsten aktuellen Dinge heraus. Es fiel kein Wort, das die Herren Arrangeure aus dem Bau gelockt hätte. Sie konnten, wo versucht wurde, vom Konzept abzuweichen, mit hochfahrender Geste zur Tagesordnung rufen. Daß es ihnen so leicht wurde, liegt nicht allein an ihrem angeborenen Talent sich durchzusetzen, wofür an verschiedenen Regierungstischen der geeignete Platz wäre, es liegt nicht zum wenigsten an der abermals erwiesenen Unfähigkeit der linken Opposition, sich eine Position zu ertrotzen. Der gleiche Vorwurf trifft leider den Wortführer der Linken: Herrn Doktor Paul Levi. Es kann nicht länger verschwiegen werden.

Die Opposition bildete sich in Sachsen während des Ruhrkampfes und erhielt ihren Antrieb durch die unschöne Gelassenheit, mit der die Obergenossen in Berlin die Absetzung des Kabinetts Zeigner und die schändliche Mißhandlung Sachsens durch die Reichswehr ertrugen. In beinahe sechs Jahren ist es der Opposition nicht gelungen, an höchster Stelle als vorhanden betrachtet zu werden. Sie ist provinzial und oft

nur lokal begrenzt. Es ist ihr nicht gelungen, durch ein geistiges Band eine in entscheidenden Augenblicken einheitlich handelnde Gruppe zu schaffen. Es ist eine über ganz Deutschland gesprenkelte Diaspora, deren Teilchen von einander nichts wissen. Der Abonnent der Parteiblätter von Leipzig oder Frankfurt weiß davon, aber weiß davon auch der Arbeiter, für den die ‚Münchner Post' ortszuständig ist? Mindestens in Herrn Sollmanns kölner Diözese wird kein Arbeiter von dem Vorhandensein einer Opposition wissen. Ausdehnung und Gewicht der Opposition sind also ganz unbestimmbar. Manchmal gibt es frische Zufuhr, und öfter noch schwenkt ein Prominenter wieder zu den Besonnenen zurück. Dem reumütigen Radikalen, der sich mit Ach und Krach durchs Nadelöhr gezwängt hat, tätschelt der Parteivorstand liebreich den gequetschten Buckel. So war es der magdeburger Regie ein Leichtes, die Genossen von Links als Quantité négligeable zu behandeln. Indem man die Existenz einer Opposition nicht anerkannte, löste man sie desto geschickter in eine Reihe von Einzelpersonen auf, die das traurige Vergnügen hatten, ihre Klagen und Vorwürfe an eine kompakte Majorität zu verschwenden, die das gar nicht wissen wollte, und vornehmlich auf den Tribünen wurde ihnen Beifall geklatscht. Deshalb wirkte zum Beispiel Herrn Fleißners Angriff auf die Koalitionspolitik, weil er echolos blieb, nur wie eine gutartige Konzession an das überschäumende sächsische Nationaltemperament. Deshalb konnte Herr Kanzler Hermann Müller Herrn Doktor Eckstein aus Breslau wie einen Schuljungen herunterputzen. Deshalb konnte Herr Otto Braun den neuköllner Stadtschulrat, der gegen das Konkordat sprach, in einem wahren Feldwebeljargon anfahren. Und deshalb konnte Seine Herrlichkeit der ‚Vorwärts' es wagen, über Rede und Auftreten des Mannes, den alle bisher für den Wortführer der Opposition gegen das Wehrprogramm gehalten haben, den folgenden Bericht zu bringen: „Paul Levi im weißen Sporthemd — es ist drückend heiß, und der Vorsitzende Wels hat schon längst den Rock ausgezogen — löst versöhnende Heiterkeit aus. Doch das Äußerliche wird rasch vergessen, denn was Levi zu sagen hat, interessiert immer, auch diejenigen, die ganz andrer Meinung sind. Er vertritt einen abgeänderten Gegenentwurf, der an dem umstrittenen Begriff des ‚kapitalistischen Staates' festhält und in diesem Staat jede Wehrmacht beseitigen will. Levis Redezeit wird stillschweigend verdoppelt, er erntet zum Schluß stürmischen Beifall seiner Anhänger." Aus. So unterrichtet dieses unsagbare Zentralorgan, das restlos eingestampfert zu werden verdient, seine Leser über die Ausführungen des Wortführers der Wehrgegner, dessen Broschüre zum gleichen Gegenstand eben noch Sensation gemacht hat. Dem interessantesten Kopf der Partei wird nicht nur das Korreferat verweigert — welche Großmut, daß Wels ihn zwanzig Minuten reden läßt! — aus seinem Auftreten wird ein humoriges Intermezzo voll „versöhnender Heiterkeit". Haben die träggewordenen Grauköpfe keine Erinnerung mehr an ihre Parteitage vor zwanzig Jahren? Wie fieberte da alles dem Auftreten grade der Opposition entgegen! War um Georg Ledebour, um Georg von Vollmar, um Rosa Luxemburg und Ludwig Frank

versöhnende Heiterkeit? Da gab es noch ein Für und Wider, gab es noch hinreißende Leidenschaften, und wenn ein Lachen heiß und herzlich quoll, so entzündete es sich am Geiste und nicht an der Garderobe des Redners. Vorbei, vorbei.

Die Oppositionen von damals, ob sie radikale oder reformistische waren, wußten sich in Achtung zu setzen. Die Opposition von heute aber hat noch nicht von den Herren Parteichefs die Voraussetzung alles Wirkens zu erzwingen gewußt, nämlich als existent betrachtet zu werden. Sie ist wohl gelegentlich ungeduldig, aber es ist ihr noch niemals gelungen, den Hochmögenden so nah an den Leib zu rücken, daß es ihnen unter dem Plastron ungemütlich wird. Was ihr fehlt, ist die innere Überzeugung, das an dem gegenwärtigen Zustand der Partei etwas zu ändern ist; es kommt ihr mehr darauf an, das Prinzip zu wahren als selbst die Macht zu erlangen. Und es fehlt ihr ganz und gar an einem Menschen, der zur Personifikation ihres Gedankens wird, wie es Rosa Luxemburg und Ludwig Frank für ihre Richtungen gewesen sind. Es gibt Kurt Rosenfeld und Seydewitz und manche andre. Aber die allgemeine Anschauung ist, daß es nur Einen gibt, der dazu berufen wäre. Dieser Eine jedoch geht sorgfältig um die Berufung herum.

Paul Levi ist ein Redner von elementarer Kraft, am Barreau nicht weniger als auf der Tribüne, er ist ein selbständiger Kopf, ein vielfach interessierter Mensch, der den politischen Durchschnitt in Minutenfrist mit der flachen Hand erledigt. In der eignen Partei jedoch wirkt er fast immer nur wie ein glänzender Gast, wie ein wandernder Virtuose, der für einen Abend leuchtet und dann weiterzieht. Wie mit Geheimschrift steht auf dem Zettel des sozialdemokratischen Parteitheaters dieser Jahre: ... als Gast Herr Doktor Paul Levi. Aber der berühmte Gast ist kein Liebhaber des Ensemblespiels. Die zweite Vorstellung schon ist meistens abgesagt. Zu eng ist für den Mann die Politik. Die Ehrgeize flackern hierhin, dorthin. Gesellschaftliche Verpflichtungen, Interessen des Kunstsammlers, das Auto ... Es gibt viele bessere Dinge als die leidige Partei. So kann es kommen wie vor zwei Jahren auf dem kieler Parteitag, wo die Opposition ohne ihren Leader auftrat, weil es dem grade eingefallen war, nach Italien oder der Provence zu fahren. Und dennoch hat alles bei ihm einen einheitlichen Zug, es ist ein Wille dahinter, der die auseinanderstrebenden Elemente packt und strafft. Er ist trotzdem kein Salonsozialist. Breitscheid, der begabte Nationalliberale, als Sozialist, das ist eine unwahrscheinlich obscöne Erfindung. Paul Levi aber ist, was Breitscheid gern sein möchte: ein widerspruchsvoller Mensch, immer etwas amateurhaft, immer etwas gelangweilt, doch mit einem beträchtlichen Fundus hinter der lässigen Geste. Vielleicht hemmt ihn auch das Mißtrauen, mit dem die gelernten Sozialdemokraten ihn, den frühern Mann von Spartakus, den einstigen Führer der Kommunistenpartei betrachtet haben und noch betrachten. „Genosse Levi", begrüßte ihn der jetzt verstorbene Adolf Braun vor ein paar Jahren in einer Fraktionssitzung, „Sie haben zwei Parteien zerstört, lassen Sie die dritte in Ordnung." Dieses

Wort ist an ihm kleben geblieben, es mag ihm oft in den Ohren klingen. Er fühlt, daß er nicht Fuß faßt, seine Haltung bleibt immer etwas nonchalant. Er selbst aber gefällt sich darin, der ewig kommende Mann zu sein, der im entscheidenden Augenblick lieber in ein freundlicheres Klima reist.

Aber wäre es nicht endlich an der Zeit, das Fiescospiel zu beenden und den Löwen zu zeigen? Weiß Gott, wie viel Monate die Partei noch zuzusetzen hat. Zwar hat sie ihre Leute noch an der Strippe und der Drill funktioniert. Sie fühlt sich in Sicherheit. Aber manchmal will es scheinen, als wäre diese Sicherheit die der stellvertretenden Generalkommandos im Kriege, die so unumschränkt schalteten. Eines Tages stiegen rote Fähnchen auf, und die Diktatoren waren plötzlich nicht mehr da. Die Partei braucht endlich wieder einen Führer, frei von republikanischem Spießertum, aber von konstruktiven Ideen erfüllt. Paul Levi kommt aus dem Bannkreis Lenins, und mag er tausend Mal seine alte Partei brüsk verlassen haben, als Einziger heute in der Sozialdemokratie trägt er das Pathos der Revolution im Blute. Sein Plaidoyer im Jornsprozeß war eine Rede von einem wahrhaft dantonschen Format. Wie sehr braucht die Partei einen Mann im Mittelpunkt, an dem sich die Phantasie der Jugend entzünden kann. Ich lese seine moabiter Rede gegen Jorns und frage, welcher deutsche Redner heute über diese Macht des Wortes verfügt? „Die schreckliche Tat, die damals begangen worden ist, ist keinem gut bekommen. Der Hauptmann von Pflugk-Harttung oder der Bruder — ich weiß nicht, welcher — zerrissen von einer Handgranate, die er andern zugedacht hatte. Der Leutnant Liepmann, in jungen Jahren ein siecher Krüppel. Der Jäger Runge, ein elender Mann, gemieden und verstoßen von seinen Arbeitskollegen. Andre flüchtig, wer weiß wohin, alle gezwungen, ihr Antlitz vor den Menschen zu verbergen. Nur einer stieg hoch, der Kriegsgerichtsrat Jorns, und ich glaube, er hat in den zehn Jahren vergessen, woher seine Robe die rote Farbe trägt. Meine Herren, hier glaube ich, hier treten diese Mauern und tritt die Decke zurück. Hier ist ein Tag des Gerichts gekommen! Die toten Buchstaben, benutzt zu dem Zwecke, Schuldige zu schützen, und die vermoderten Knochen der Opfer: sie stehen auf und klagen an den Ankläger von damals." Ich frage, wer in Deutschland seit Ferdinand Lassalle diese fegende Vehemenz der Rede hatte. Hier ist der Mann, der mit allem ausgestattet ist, um die Sturmfahne gegen Bonzentum und feisten Opportunismus zu erheben. Ob er will, davon wird nicht zum wenigsten die Zukunft der ganzen deutschen Sozialdemokratie abhängen. Ich spreche meinen Zweifel offen aus: ich glaube, er wird nicht wollen. Zum Kampf gegen diese entsetzliche Parteimaschinerie gehört eine Riesenquantität Beständigkeit, die Paul Levi nicht aufbringt. Denn er ist der geborene großartige Gastspieler, der schweifende Virtuose, der hinreißt und verschwunden ist, noch ehe der Taumel verfliegt, oder, wenn man will, der brillante Episodist, der in einer Fünfminutenrolle die Stars in die Ecke spielt und Beifall auf offener Szene erzwingt, der aber, wenn ihn das Publikum bei Aktschluß ruft, schon längst bei Schwannecke sitzt.

Lügen um Landauer von Erich Mühsam

Es ist notwendig, deutlich zu reden.

Die Erinnerung an die Ereignisse vor zehn Jahren regt viele Leute an, ihr Gedächtnis anzustrengen und mit dem Anspruch des Beteiligten oder doch des Augenzeugen, der damals schon alles richtig vorausgesehen hat und an dessen Verhalten kein Fehlerchen auszusetzen war, Geschichte zu schreiben. Die geistige Verwahrlosung unsrer Zeit wird durch nichts besser gekennzeichnet, als durch die Beobachtung, daß bei dieser Geschichtsschreibung in den seltensten Fällen das Bestreben bemerkbar wird, zur künftigen Feststellung der Wahrheit beizutragen. Fast überall ist der Wunsch zu erkennen, durch Kneten der Wahrheit Geschichte zu machen.

Gewöhnlich geschieht die Geschichtsfälschung durch Aussortierung der nachweisbaren Tatsachen. Man läßt Unbequemes aus der Darstellung heraus, ordnet das Übrige so an, daß der bestellten oder genehmen Auffassung gemäß das zu Lobende in Weihrauch, das zu Tadelnde in Kloakendunst gehüllt scheint und alle Kritik so eingerichtet wird, daß das eigne Programm nur von Heroen, das Programm der Nachbarschaft nur von Trotteln oder Schurken verfochten wurde.

Am 2. Mai 1919 wurde Gustav Landauer als Opfer der schwarzen Listen, die die nach Bamberg geflüchtete Gegenregierung gegen die bayerische Rätegewalt unter den Weißgardisten hatte verbreiten lassen, im Stadelheimer Gefängnis ermordet. Es versteht sich, daß sich am 2. Mai 1929 die Freunde Landauers verpflichtet hielten, die große Bedeutung des Mannes aus seinen Schriften, Briefen, Reden und Handlungen für die Mit- und Nachwelt aufzuzeigen. Ein Toter, dessen Walten und Wollen starke Lichter auf das Bild seiner Zeit setzte und der als Märtyrer für sein Walten und Wollen starb, hat Anspruch auf hohe Ehrung zu seinem zehnjährigen Todestage.

Niemandem, der aus anderm Denken zu andern Schlüssen kam als der Tote, kann aber das Recht bestritten werden, selbst in der Gedächtnisstunde Kritik zu üben und sich gegen die Auffassungen des Gefeierten abzugrenzen. Doch muß Verwahrung dagegen eingelegt werden, wenn die Kritik die Wahrheit verbiegt, sei es, um den zum eignen Bundesgenossen zu machen, der gar kein Bundesgenosse war, sei es gar, um sich selbst auf Kosten des Kritisierten in vorteilhafter Stellung vorzuführen.

So kraß es ist: die sozialdemokratische Presse hat Landauer Nachrufe gewidmet, in denen sie ihn beinahe für sich in Anspruch nimmt. Sie muß daher daran erinnert werden, daß Landauers ganzer politischer Lebenslauf ein einziger leidenschaftlicher und empörter Kampf gegen die Sozialdemokratie war, gegen ihre unsozialistische Theorie, gegen ihre unproletarische Politik, gegen ihre gegenrevolutionäre Gesamthaltung. Aber sie haben ja auch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Opfer ihres Ordnungsdranges, mit sabberigen Nachrufen zum Zehnjahrestage ihrer Ermordung nicht verschont, und mit Eugen Leviné, den eine in der Mehrheit sozialdemokra-

tische Regierung standrechtlich ermorden ließ, werden sie es, fürchte ich, auch so machen. Der ‚Vorwärts' bestritt mir sogar das Recht, bei einer Landauer-Gedächtnisfeier die Maiopfer des Zörgiebel in die Trauer um die Toten der deutschen Freiheitssehnsucht mit einzubeziehen, in deren vorderste Reihe Gustav Landauer gehört. Es sei billig, von einem Toten zu behaupten, er hätte, wenn er lebte, dies oder jenes „angestellt". Der ‚Vorwärts' wird nicht in der Lage sein, in Landauers Leben auch nur eine Andeutung davon zu finden, daß er je seine Sympathie der „Staatsautorität", statt ihrem Jagdwild zugewendet hätte. Ich aber bin in der Lage, aus dem stenographischen Bericht über die Tagung des Kongresses der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte in München (Seite 81) folgendes Intermezzo mitzuteilen. Am 1. März stellte ein Sozialdemokrat namens seiner Freunde im Kongreß den Antrag, die vom Revolutionären Arbeiterrat in den Zentralrat delegierten drei Mitglieder zu entfernen. Er holte sich von Landauer diese Antwort: „Hier redet einer, der sein Recht, unter Ihnen zu wirken, nur daher hat, daß der Revolutionäre Arbeiterrat ihn hierher delegiert hat. Und in diesem Augenblick geschieht der Antrag, wir sollen von der Mitarbeit ausgeschlossen sein. Genosse Niekisch, wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, mich zur Ordnung zu rufen; denn ich muß, ich kann nicht anders, etwas sagen, was sehr unparlamentarisch ist: In der ganzen Naturgeschichte kenne ich kein ekelhafteres Lebewesen als die Sozialdemokratische Partei."

Hoffentlich genügt das, um den Ermordeten ein für alle Male vor der posthumen Freundschaft von Leuten zu schützen, für die er niemals etwas empfunden hat, was der Freundschaft entfernt ähnlich sähe.

Immerhin mag die Reklamation eines großen Toten für die Sache kleiner Lebender aus einem löblichen Schamgefühl oder doch aus einem verständlichen Alibibestreben erklärlich sein und somit als fromme Lüge anerkannt werden. Was soll man aber dazu sagen, wenn das Andenken einer bedeutenden Persönlichkeit am Jahrestage der Ermordung mit schmutzigen Lügen besudelt wird, um ihre Bedeutung aus teils politischen, teils persönlichen Gründen vor der Nachwelt herabzuwürdigen? Das Mitglied der Kommunistischen Partei, Otto Thomas, hat das getan. Mir gebietet Freundschaft und Verehrung, nicht nur die Wahrheit festzustellen — das ist an dem Orte geschehen, wo die Lästerung verübt wurde —, sondern den Verleumder vor die Schranken zu fordern, seine Motive aufzuklären und sein Gesicht aufzudecken.

Thomas wagt es, außer andern falschen Darstellungen des Verhaltens Landauers bei der Ausrufung der bayrischen Räterepublik, die Beschuldigung gegen den Toten zu erheben, er habe „aus maßloser Eitelkeit" dieses Ereignis geschoben, um sich zu seinem Geburtstage am 7. April eine private Überraschung zu arrangieren. Wahr ist, wie ich in meiner Broschüre „Von Eisner bis Leviné" und jetzt auf Thomas' Frechheit von neuem nachgewiesen habe, daß Landauer derjenige war, der der Hinauszögerung der Ausrufung, die am 5. April

erfolgen sollte, am heftigsten widersprochen hat. Jetzt zieht sich sein später Angreifer darauf zurück, ihm selbst habe ein Privatbrief Landauers vorgelegen, worin er das Zusammentreffen im Datum als Geburtstagsgeschenk bezeichnet. Das hätte freilich auch meinem toten Freund Hagemeister passieren können, der am 5. April oder mir selbst, der ich am 6. April zur Welt kam. Die Entschuldigung macht Thomas' Behauptung noch viel abscheulicher, da sie klarlegt, wie er mit einem elastischen Hysteron proteron aus der Feststellung der Gleichzeitigkeit nach vollzogenem Ereignis in einer ganz intimen Auslassung die vorbedachte Herbeiführung eines außerordentlich bedeutungsvollen politischen Aktes zum Zwecke der Befriedigung einer lächerlichen Privatmarotte machte.

Diese Lüge, die den Gegner der offiziellen kommunistischen Parteipolitik jener Tage als Musik zu seiner Totenfeier verächtlich machen soll, ist nicht mehr und nicht weniger wert als die andre, die Otto Thomas den Arbeitern von 1929 vorsetzt, es habe „ein merkwürdiger Konkurrenzkampf zwischen Landauer und dem heutigen Sozialfascisten Niekisch um das Amt des Volksbeauftragten für Volksbildung" stattgefunden. Also Postenstreberei auch noch! Nicht nur hat da kein Konkurrenzkampf stattgefunden, sondern Landauer war derjenige, der nach der Ermordung Eisners die Anregung gab, Niekisch im neuen Ministerium das Kultusressort zu übertragen. Bei der Proklamierung der Räterepublik aber ist der Vorschlag, Landauer das Kommissariat für Volksaufklärung anzuvertrauen (den formellen Antrag dazu habe ich gestellt), der einzige gewesen, um den von Anfang an kein Streit entstanden ist. Also Verleumdung um der Verleumdung willen.

Otto Thomas war noch Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, als die Räterepublik in Bayern entstand. Er hatte als Arbeitersekretär dieser Partei den ganzen Krieg hindurch angehört, hielt bis zuletzt patriotisch durch, stand gegen Eisners Versuche, den Widerstand der Arbeiter zu wecken und gegen den Munitionsarbeiterstreik im Januar 1918 stramm an der Seite Erhard Auers, bekämpfte im Provisorischen Nationalrat innerhalb der sozialdemokratischen Fraktion alle Bestrebungen, die Novemberrevolution im Geiste des Sozialismus vorwärts zu treiben, blieb auch nach Eisners Ermordung Freund der Auer, Roßhaupter und Endres und Feind derer, die in den freien Räten des Proletariats die Organe des Fortschritts sahen und nahm noch als Delegierter der Sozialdemokratie an den Vorbereitungen der Neugestaltung der Dinge teil, die sich aus der Zusammenballung der Ereignisse entwickelt hatten. Ob er damals gegen die Räterepublik war oder zu denen gehörte, die Eugen Leviné mit seiner leidenschaftlichen Warnung meinte, die Sozialdemokraten machten nur mit, um uns zu verraten, mag Thomas selber entscheiden.

Noch die Ausrufung der Räterepublik selbst sah Landauers Entlarver als Abgesandten der Sozialdemokratischen Partei anwesend. Plötzlich aber, als die Kommunisten sich in bitterster Gegnerschaft abseits stellten, entdeckte Thomas sein revolutionäres Herz und schwenkte mit kühnem Salto über die

Unabhängigen Sozialisten hinweg zu den Kommunisten hinüber. Am 11. April fand im großen Hofbräusaal in München eine Riesenversammlung der Betriebsräte statt, und dort griff Landauer den anwesenden Otto Thomas hart an und illustrierte an seinem Beispiel, daß man nicht grade uns die Gemeinschaft mit unsicheren Kantonisten vorzuwerfen brauche. Solange ich Thomas am Werke sah, war er nicht eben ein feuriger Räterepublikaner. Sein Verhalten nach dem Palmsonntagsputsch, bei dem ich gefangen genommen wurde, und nach dem die Kommunistische Partei die Räterepublik tapfer und entschlossen gegen die Partei verteidigte, der Thomas noch eine Woche zuvor angehört hatte, kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß er nicht unter den vielen Hunderten war, die dabei wie Landauer und Leviné ums Leben kamen, und auch nicht unter den Tausenden, die von den Stand- und „Volks"gerichten abgeurteilt wurden. Als seine frühern Parteigenossen mit Hilfe der Monarchisten über seine neuen Gesinnungsgenossen restlos gesiegt hatten, wurde Otto Thomas Redakteur der kommunistischen ‚Neuen Zeitung' in München.

Er blieb es bis Anfang 1921. Ich habe vor kurzem meine Gefängnistagebücher aus Niederschönenfeld zurück erhalten. Da finde ich unter dem 9. Februar 1921 folgende Aufzeichnung: „... In einer Versammlung im Zirkus Krone haben Otto Graf und Otto Thomas begeisterte Kriegsfanfaren geblasen, die nationalen Studenten zur Bildung einer gemeinsamen Front gegen das Ententekapital aufgerufen und damit den Enthusiasmus der ‚kommunistischen' Arbeiter erweckt. Ja, als Gareis (USP) sehr vernünftig den Klassenstandpunkt vertrat, wurde er niedergeschrien und ihm während der Rede — ganz wie bei der alten Sozialdemokratie — das Wort entzogen." Thomas wurde damals, mit Graf zusammen, aus der KPD. ausgeschlossen. Später, als man den Nationalbolschewismus („Sozialfascismus" nennt es heute, da Niekisch ungefähr dasselbe propagiert, derselbe Otto Thomas) schon liebevoller beurteilte, durfte er wieder eintreten, während Graf den Weg zu der Partei fand, aus der Thomas gekommen war. (Wie weit die Behauptung begründet ist, die Redaktion der ‚Neuen Zeitung' habe damals unter dem materiellen Einfluß des Bundes Oberland gestanden, soll in diesem Zusammenhange unerörtert bleiben.) Am 9. August 1923 aber schrieb ich in mein Tagebuch: „... In der ‚Roten Fahne' umarmen sich Radek und Reventlow, in Jena wird vor den versammelten Völkischen neben Artur Dinter unser ehrenwerter Otto Thomas angehört und angejubelt ..."

In der Entgegnung auf meine Zurückweisungen seiner Unwahrheiten aber zieht sich Otto Thomas auf die Beschwichtigung zurück, er habe nur klarstellen wollen, „daß die Politik nicht Landauers Gebiet" war. Da sind wir einig: eine Politik, die sich redlich und klug dünkt, wenn sie sich leichter mit dem Blutsünden-Dinter im Hurraschreien verbindet, als einem großen ermordeten Revolutionär, der anders dachte als die Parteiparolen der Auftraggeber opportun finden, die Reinheit der Persönlichkeit zu belassen — eine solche Politik war nicht Landauers Gebiet.

Pariser Presse von Simson Carasco

IV.

Havas

Der verstorbene Direktor des ‚Gaulois', Arthur Meyer, schrieb in seinen Erinnerungen: „Wenn ich einmal die Ehre haben werde, von einem Großkapitalisten um Rat gefragt zu werden, so werde ich ihm sagen: „Kaufen Sie keine Zeitung, aber trachten Sie, an einer oder mehreren Telegraphenagenturen beteiligt zu sein. Die Agentur verleiht einem anonymen, geheimen Einfluß; niemand ahnt etwas und um so sicherer ist die Waffe."

Tatsächlich muß man in die Intimität der Direktion von Havas oder einer großen Tageszeitung eingedrungen sein, um eine Idee davon zu haben, wie man dem Publikum den Kopf verdreht. Nehmen wir ein Beispiel, das sich hundert Mal im Jahr wiederholt: Man wird demnächst das hundertjährige Jubiläum der Eroberung von Algerien feiern. Zu diesem Zweck und wie es so Sitte ist, hat der Gouverneur von Algerien den Zeitungen ein beträchtliches Budget zur Verfügung gestellt, damit die Presse wochenlang den Ruhm des Landes preisen und patriotische Hymnen singen soll für ... 60 Francs die Zeile. Die Agence Havas wurde damit beauftragt, dieses Budget aufzuteilen. Wie wird nun vorgegangen?

Irgend ein Zeitungsdirektor, der von dem geheimen Budget weiß, ruft irgend einen ihm befreundeten großen Schriftsteller an: „Hallo! mein teurer Freund (er ist im Gegenteil sehr billig). Ich brauche bis heute abend einen Artikel über Algerien. Nur Ihr Talent ... Ihre Feder ... Ihr Name ... gut ... Ich rechne damit ... zweihundert Zeilen ... fünfhundert Francs ... Ich danke Ihnen, lieber Freund!" Gleich darauf ruft der gleiche Direktor die Leitung der Agence Havas an: „Herr Rénier? ... Lieber Freund, ich habe für meine morgige Nummer einen wunderbaren Artikel über Algerien von dem großen X ... von der Académie Française ... zweihundert Zeilen ... Wie ist es mit dem Budget? ... Sechzig Francs pro Zeile ... Ausgezeichnet ..."

Dann macht der Direktor seine kleine Berechnung: zweihundert Zeilen zu sechzig Francs, das sind zwölftausend Francs. Als Direktor bekommt er laut Vertrag 25 Prozent aller Reklameeinnahmen seines Blattes. Das heißt, er steckt bei diesem Geschäft viertausend Francs ein. Der berühmte Artikelschreiber bekommt seine fünfhundert Francs und die Zeitung kassiert die restlichen siebentausendfünfhundert ein. Und wenn sich derlei Geschäfte ungefähr zwanzig Mal im Monat wiederholen, ist die Sache nicht zu verachten.

Und das nennt man Presse-Freiheit! „Havas" sagte einmal ein Zeitungsdirektor, „ist die beste Erfindung unsres Jahrhunderts."

Aber wie konnte es so weit kommen?

*

Die Gründung der Agence Havas als Telegraphenbureau reicht bis in das Jahr 1835 zurück; aber während fünfzig Jahren war Havas ziemlich bedeutungslos. Ihr wahrer Animator war

der berühmte preußische Bankier und Schieber, Graf von Erlanger, der Havas in eine Société anonyme verwandelte. Der Graf, gewesener Heereslieferant der preußischen Armee, war ein gefürchteter Mann, der sein ganzes Leben lang in eine unglaubliche Menge von Finanzskandalen verwickelt war. Er hatte gute Gründe, sich für diese Agentur zu interessieren. Kaum einige Tage, nachdem er Havas in Besitz genommen hatte, bediente er sich ihrer, um einen unerhörten Börsenstreich durchzuführen, der auf anschauliche Weise zeigt, wie diplomatische Konflikte geschaffen werden und wie die Presse, wenn auch nicht direkt den Krieg, so doch Kriegsstimmung vorbereitet.

Am 25. Januar 1887 ließ Graf Erlanger durch Havas eine Nachricht aus London bringen, daß Frankreich Truppen an die Ostgrenze schicke und Deutschland über diesen Vorgang Erklärungen fordere. Die Nachricht war natürlich falsch und wurde am nächsten Tag dementiert. Doch die Wirkung auf die Börse war niederschmetternd. Die französische Rente brach zusammen und Erlanger verdiente über Nacht über drei Millionen Goldfranken.

Unter dem Einfluß von Erlanger wurde Havas rasch eine großangelegte Telegraphenagentur, die den Kampf gegen die Konkurrenten aufnahm und sie ruinierte. Nach und nach fraß Havas alle Konkurrenzagenturen auf und mit Unterstützung der Regierung hatte sie bald die Kontrolle über sämtliche Telegramme und Nachrichten, die in der französischen Presse verbreitet wurden. So erwarb sie sich das Monopol der Information und bis heute noch kann keine Zeitung ohne die Havas-Depeschen bestehen. Havas ist das Pendant zu Stefani in Italien, Reuter in England und WTB. in Deutschland; doch haben die letztern in ihrem Land bedeutendere Konkurrenten als Havas in Frankreich. Diese vier Agenturen haben über die ganze Erde ein Netz gespannt, dessen feine ineinanderverwobene Fäden nicht immer sichtbar sind. Sie scheinen unabhängig, in Wirklichkeit aber dienen sie ihrer Regierung, von der sie unterstützt werden, und dem internationalen Kapital, das sie kommanditiert. In diesem Punkt ist Havas nicht schlechter und nicht besser als die Schwestern. Doch umfaßt sie noch ein zweites Gebiet, auf dem sie stärkeres geleistet hat als die andern: das Reklamewesen.

*

Hut ab! Da ist Herr Léon Rénier, „der Meister der französischen Presse", wie ihn Paul Reboux nennt, der sein Lob sang, um Direktor von ‚Paris-Soir' zu werden. Das große Publikum weiß nichts von der Existenz Réniers. Nirgends sieht man sein Bild, und die großen Zeitungen, die ihm zu Füßen liegen, sprechen niemals von ihm. Sogar Coty, der gegen Havas kämpft, hütet sich wohl, seinen Namen auszusprechen. Wie alle ganz großen Mächte ist auch die seine geheim und mysteriös. Er ist der geheime König der französischen Presse.

Léon Rénier ist im Jahre 1857 geboren. Seine Anfänge waren jämmerlich. Im Jahre 1883 machte die Annoncenagentur, die er in Paris gegründet hatte, eine Art betrüge-

rischen Bankerott. Achtzehn Jahre hörte man nichts mehr von ihm. Im Jahre 1901 wird er plötzlich von irgend einer Instanz rehabilitiert. Im darauffolgenden Jahr eröffnet er sein Unternehmen wieder, diesmal unter dem Schutze von Havas. Bald wurde er Administrator von Havas; heute ist er Direktor und Präsident.

Seit dem Jahre 1855 besitzt Havas eine Anzeigenabteilung, die von der Telegraphenagentur vollkommen getrennt arbeitete. Herr Rénier verstand es, das Nachrichtenmonopol, das Havas unter Erlanger erworben hatte, für die Reklameagentur auszunützen und die beiden Abteilungen zu verschmelzen. Seine großangelegten Pläne führte er in zwei Teilen aus.

Er beschloß vor allem, seine Informationen, für die Havas das Monopol hat, nur jenen Zeitungen zur Verfügung zu stellen, die auch ihre Reklame durch Havas besorgen lassen. Dies ging nicht ganz glatt ab. Doch da die andern Telegraphenagenturen unzulänglich waren und es unmöglich ist, eine Zeitung ohne die internationalen Nachrichten von Havas zu veröffentlichen, war die Presse schließlich gezwungen, nachzugeben. So fiel nach und nach die ganze französische Presse in die Hände von Havas, welche die Geschäftsreklame der Zeitungen zentralisierte und ihre Finanzbeilage pachtete.

Als dies durchgeführt war, versammelte Herr Rénier die Leiter der fünf größten pariser Zeitungen um einen Tisch und sprach zu ihnen: „Sie sind groß und mächtig und man fürchtet Sie. Anstatt sich gegenseitig Schaden zuzufügen, müssen Sie sich vereinen. Nur Einigkeit macht mächtig. Man wird Sie noch mehr fürchten. Zehn Mal mehr werden Sie gefürchtet sein, und das werden wir ausnützen. Wird die Großindustrie und der Handel sehen, daß sie von fünf verbündeten Zeitungen bedroht werden, werden wir es nicht mehr notwendig haben, um ihre Reklameaufträge zu betteln. Ganz von selbst werden sie zu uns kommen und das Monopol der Reklame wird uns mühelos in den Schoß fallen. Mit diesem Monopol hängt Leben und Tod aller Blätter von uns ab; wir werden die Herren der gesamten französischen Presse sein. Und ich, Havas, werde dieses Reklamewesen zentralisieren. Ihre gesamte Reklame muß durch mich ausgeführt werden. Dagegen gebe ich Ihnen die Priorität meiner Informationen."

Die fünf großen Blätter waren einverstanden. Das Konsortium, bestehend aus ‚Le Petit Parisien', ‚Matin', ‚Le Journal', ‚L'Echo de Paris' und ‚Le Petit Journal' war somit gegründet.

*

Es gibt noch unverbesserliche Illusionisten, die es für möglich halten, daß die Pressefreiheit im kapitalistischen Regime möglich sei. Korruption der Presse und Krieg sind zwei Merkmale des Regimes. Beide werden und können nur mit dem Kapitalismus verschwinden.

Das von Rénier gegründete Konsortium aber hat sogar die Illusion einer Pressefreiheit zu schanden gemacht, lange vor Coty schon, der sich wenigstens öffentlich und zynisch gegen diese „Pressefreiheit" erklärt. Und es ist höchst amüsant anzusehen, wie dieses gleiche Konsortium heute gegen Coty „im Namen der Pressefreiheit" kämpft.

Havas und das Konsortium in Verbindung mit den Messageries Hachette haben sich die Diktatur über die Presse gesichert. Es sind dies keine leeren Worte. Sie haben heute das gesamte reiche Reklamewesen in Händen, das sich unter den fünf großen Zeitungen aufteilt. Rénier ist der Kapellmeister, nach dessen Taktstock die ganze Presse tanzt. Fünf Telephongespräche genügen ihm, damit das Lob irgend einer Großindustrie oder irgend einer ausländischen Regierung gesungen werde, die ihm zu diesem Zweck ein Budget zur Verfügung gestellt hat. Alle Zahlungen für die versteckte Reklame, die geschickt in Artikel und Berichte gestreut, in den Redaktionen fabriziert wird, nimmt Havas entgegen und teilt sie auf. Dies ist der Fall mit dem Budget zum Jubiläumsjahr Algeriens, von dem wir oben gesprochen haben. Aber auch diese Art von Budget ist nur für die fünf Großen bestimmt. Die übrige Presse teilt sich die Reste auf und auch nur, wenn Havas es gestattet. Wenn eine Zeitung widerspenstig ist und es wagt, das Konsortium anzugreifen, so ruft sie Havas rasch und energisch zur Ordnung. Havas teilt ganz einfach jenen, die in dieser rebellierenden Zeitung annoncieren, mit, daß die fünf großen Zeitungen keine Reklame mehr von ihnen annehmen, solange sie fortfahren, in der bewußten Zeitung zu inserieren. So wird das verfemte Blatt ausgehungert, denn keine Firma wagt, ihm ihre Reklame anzuvertrauen, aus Angst, es mit Havas zu verderben.

Herr Rénier diktiert. Wenn er zum Beispiel in irgend einem Teil Frankreichs irgend welche Interessen, politische und andre, zu verteidigen hat und es dort eine Zeitung gibt, die sich seinem Willen nicht unterordnet oder ihn in seinen Plänen stört, so nimmt er sich nicht einmal die Mühe, das Blatt zu ruinieren, sondern läßt es ganz einfach, ob es will oder nicht, in seinen Besitz übergehen. Ein typischer Fall hat sich voriges Jahr in Lorient, einer Hafenstadt im Westen, ereignet. Hier erscheint schon seit vielen Jahren ‚Le Nouvelliste du Morbihan'. Eines Tages fühlte ein Abbé namens Trochu den Wunsch, jene Gegend unter seinen frommen Einfluß zu stellen und wollte zu dem Zwecke den ‚Nouvelliste' erwerben. Doch das Blatt war nicht zu verkaufen. Da ging der Abbé zu Rénier; dieser wollte ihm nichts verweigern und hatte grade an diesem Blatt einiges auszusetzen. Und so wurden die Herren bald einig. Rénier ließ dem Direktor des ‚Nouvelliste du Morbihan' mitteilen, es wäre besser für ihn, sein Blatt dem Abbé zu überlassen. Aber der Direktor sagte abermals nein. Havas wurde böse und ließ ihm mitteilen, daß sie ihm keine Reklame mehr zukommen lassen werde. Zu gleicher Zeit kündigte der Abbé das Erscheinen einer neuen Zeitung an, dessen Annoncenteil Havas übernehmen würde. Der arme ‚Nouvelliste' versuchte einige Zeit, sich durchzuschlagen, doch mußte er sich schließlich ergeben und wurde von der Agence Havas aufgekauft, die den Abbé Trochu als Leiter einsetzte.

*

So arbeitet der geheime König der französischen Presse.

Scharnhorsts großes Kommando

von Wolf Zucker

Die politische Biographie ist sehr in Mode. Jeden Tag wird irgendeine andre Persönlichkeit aus dem Schutthaufen der Geschichte herausgezogen und ihr in Form eines dicken Buches ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt. Von Napoleon bis zu Wilhelm II., vom alten Rothschild bis zu Henry Ford, von Cavour bis zu Mussolini — jeder hat seinen eifrigen Biographen. Vielleicht hängt das mit der Verkümmerung des politischen Lebens in unsern Tagen zusammen, so wie ja die kunstärmsten Zeiten die reichste Sammeltätigkeit entfalten und es in verschlafenen Kleinstädten die meisten Denkmäler gibt. Geschichte als Heroenverehrung ist Religionsersatz. Es ist eine Schmeichelei für die satte Selbstzufriedenheit, wenn ihr erzählt wird, zu welch glanzvoller Größe der Mensch sich erheben kann.

Wer eine solche Kompensierung seiner eignen Mittelmäßigkeit durch die Lektüre historischer Bücher sucht und dabei, angezogen vielleicht durch den Titel, zu Valeriu Marcus Buch: „Das große Kommando Scharnhorsts" (Paul List-Verlag) greift, dürfte nicht auf seine Kosten kommen. Marcu hat von vornherein darauf verzichtet, eine Biographie nach bewährtem Muster zu bringen, wo Zeichen der künftigen Größe des Helden schon in neckischen Kinderspielen und Pennälerstreichen gefunden werden, wo jede privateste Intimität noch als „Symbol" mitteilenswert erscheint. Marcu erhebt Scharnhorst weder ins Mythische, noch sucht er ihn gar mit der landesüblichen Sechserpsychologie „menschlich zu deuten". Der Mensch ist für ihn der geometrische Ort aller Ideen seiner Zeit; er ist nicht nur ihr Produkt, sondern hilft die Idee der Geschichte des Geistes verwirklichen. Auf diese Ideen kommt es an, und sie sind in Scharnhorst, wenn man sich Mühe gibt, ebensogut zu finden wie in Novalis oder Madame de Staël. Es ist überhaupt das Kriterium für ihre historische Bedeutung, ob eine Persönlichkeit einen solchen Schnittpunkt der geistesgeschichtlichen Linien darstellt. Man kann über Blücher, über Hindenburg, über Foch keine historischen Bücher schreiben, nicht weil diese Generäle ihr Handwerk weniger gut verstanden hätten, sondern nur, weil ihnen diese seltsame Begnadetheit gefehlt hat, das Einzelne zum Medium des Allgemeinen machen zu können.

Das Einzelne ist in Marcus Buch die Militärtheorie. Scharnhorsts historische Tat ist, das preußische Militär geschaffen zu haben. Aber Marcu will in Scharnhorsts Tat das geistige Leben einer ganzen Zeit zeigen. Das Militärische — von sich aus eigentlich dem Geistigen entgegengesetzt — mag dafür als ein merkwürdiger Vorwurf erscheinen. Aber es zeigt sich, daß die Militärtheorie in der geistreichsten Form, die sie bei Scharnhorst und seinem Schüler Clausewitz gefunden hat, sich in den gesamten Geistesstrom einfügt, als ein Medium, in dem sich der Kampf zwischen klassischer Statik und romantischer Dynamik genau so abspielt wie in der lyrischen Dichtung oder der Musik. Allerdings ist solche Vergeistigung des Militäri-

schen äußerst selten — die deutschen Militärschriftsteller von heute haben es Valeriu Marcu überlassen, dies Buch zu schreiben — aber vielleicht auch nicht viel seltener als Höchstleistungen in Kunst, Dichtung, Musik.

In den Jahren 1789 bis 1813 änderte sich im europäischen Geistesleben allerlei. Und nicht nur im Geistesleben. Die Lebensformen wurden anders. Das Individuelle verlangte selbständige Rechte gegenüber dem allgemeinen Gesetz; Gesellschaftsformen wurden romantisch diffus. Das Proletariat blutete sich aus für die Stabilisierung der Macht des Bourgeois. Die französische Revolution schuf etwas, was es vor ihr noch nicht gegeben hatte, den selbständig entscheidenden Soldaten, die Zerstörung des Autoritativen auch im Militärischen, das Prinzip der freien Bahn für den Tüchtigen. Der Gedanke der Demokratie bekam unter den zerlumpten, hungernden und frierenden Soldaten in Belgien und Lothringen seine erste Form.

Die neue Art der Kriegsführung, die Bevorzugung der freien aufgelösten Schützenkette war zum ersten Mal in der amerikanischen Wildnis aufgekommen und erprobt worden. Aber war sie damals nur notwendige Anpassung an Landschaft und Bevölkerung, so wurde sie jetzt zum System. Scharnhorst war einer der wenigen, die dieses System begriffen. Sein Leben ist ein einziger Kampf, die Prinzipien der französischen Revolution auf die preußische Armee zu übertragen. Am Ende seines Lebens hatte er damit Erfolg. Auf den Schlachtfeldern von Bautzen und Leipzig wetterleuchteten im Blinken der preußischen Waffen die Blitze der Revolution. Und mit den Mitteln seiner eignen Taktik besiegt, flutete das ehemalige Revolutionsheer mit seinen proletarischen Generälen und hochadligen Unteroffizieren über den Rhein zurück. Die Revolution hatte in Preußen wenigstens für einige Jahre zum ersten Mal Boden gewonnen, das Opfer dieses Sieges war die französische Revolution.

Man wußte bald, daß Scharnhorst, trotz seiner militärischen Ziele, ein Revolutionär war. Er und seine Schüler wurden rascher unschädlich gemacht als die Franzosen. Scharnhorst starb noch bevor er das Ergebnis seines Lebenskampfes sehen konnte, Clausewitz wurde für Lebenszeit auf einen stumpfsinnigen Verwaltungsposten abgeschoben. Die Blüchers und Wrangels genossen dafür die Gunst ihrer hohen Herren und erwiesen sich ihrer mit plebejischen Rüpeleien würdig. Scharnhorsts Ideen hatten gesiegt, aber sie erstarrten bald zu toten Formeln, nach denen für ein Jahrhundert ebenso weitergedrillt wurde wie vorher mit Rute und Stock. Was bei Scharnhorst Geist gewesen, wurde hassenswerte Technik.

Valeriu Marcu hält jenen kurzen hellen Mittag der militärischen Geistigkeit fest, die Zeit, wo ein Offizier einem Philosophen ein ebenbürtiger Gegner sein konnte; wo es für die Theorie der Gewalt — des Ungeistes — noch einen Abglanz von geistiger Kultur gab. Diesen Glanz malt Marcu, darauf kommt es ihm an.

Graf Nayhauß von Otto Seegen

Es erscheint ein mittelgroßer, breitschultriger Herr mit graumeliertem Haar, sorgsam, aber nicht mehr sehr elegant gekleidet, Monokel in der Westentasche. „Mein Name ist Stani Graf von Nayhauß-Cormons, Rittmeister a. D. im Königs-Ulanenregiment Nr. 13. Sie haben, äh, von mir sicher schon gehört, ich bin im Jahre 1915 wegen angeblichen Kriegsverrats zum Tode verurteilt worden." Er klemmt das Monokel ein und beginnt in der abgeschundenen Aktentasche zu kramen. „Ich saß vier Jahre im Zuchthaus, wurde schließlich rehabilitiert, bekomme aber keine Pension. Haben Sie schon von Hauptmann, pardon, Landgerichtsdirektor Jürgens gehört? — Ja, der ists — also der spielt in meinem Fall auch eine Rolle. Übrigens führe ich jetzt vier Prozesse." Während er nun beginnt, den Stammbaum derer von Nayhauß zu erläutern und man im Gedächtnis Nachschau hält, im Zweifel darüber, ob das nun ein Querulant oder ein Narr ist, überreicht er einen stattlichen Band: „Graf von Nayhauß-Cormons — Unschuldig zum Tode verurteilt — Erinnerungen eines deutschen Reiteroffiziers", bei Oskar Meister in Werdau verlegt. Es stimmt: ... da ist sein Photo, da reihen sich Seite an Seite Protokolle und Urteile, eine seltsame Spionagegeschichte vermengt sich mit den Namen Erzberger und Jürgens, der November 1918 marschiert mit den Matrosen auf, und es fehlt auch nicht der General von Lüttwitz. Das Buch muß man lesen.

Man muß sich zunächst durch reichliche fünfzig Seiten Familiengeschichte durchlesen. Dabei erhält man einen, vom Verfasser freilich nicht beabsichtigten, interessanten Einblick in das Leben des Vorkriegsoffizierkorps. Nayhauß wechselt mehrmals seine Garnison und nach einer Kette mehr oder minder uninteressanter Ehrenhändel quittiert er — aus Gesundheitsrücksichten — den Dienst, heiratet eine bürgerliche Dame und geht zur Industrie.

Stani Graf von Nayhauß-Cormons, aus einem Geschlecht, das schon den fränkischen Kaisern diente, wird Reisender für Maschinen- und Automobilfabriken. Und zwar am Balkan. Die Balkankriege sind vorbei, neue Märkte winken der deutschen Wirtschaft. Wie kann man besser zu Aufträgen und guten Geschäften kommen als durch einen feudalen Grafen, Rittmeister a. D., dem bei Gesandtschaften und Konsulaten alles zu Diensten ist und der obendrein Empfehlungsschreiben der Großherzöge von Mecklenburg, des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und vom Prinzen Heinrich der Niederlande in der Tasche hat? Nayhauß steht bald vor den Balkankönigsthronen. Die Geschäfte blühen. In Cettinje vermittelt er einen Millionenauftrag auf Artilleriemunition für Krupp. In Sofia verschafft er einer düsseldorfer Firma große Hafenbauten. Bald ist er in Bukarest und Athen, bald wieder in Belgrad und in Skutari, immer halb als Reisender auf Provision, halb als geheimnisvoller deutscher Emissär. Als der Weltkrieg ausbricht, sitzt er, sich von seinen Strapazen zu erholen, in

Weggis am Vierwaldstätter See. Man wird von Weggis noch hören.

Der Krieg begann für den Grafen bei der Ersatzeskadron und mit einem vergnüglichen Etappenleben in Frankreich. In Russisch-Polen wurde er später verwundet, hatte aber bald wieder die, andern Frontkämpfern nicht gegebene, Möglichkeit, sich der Jagd zu widmen und an Korpstafeln teilzunehmen. Schließlich erkrankte er, wurde nochmals verwundet und sogleich ins Hinterland abgeschoben. Vom Krankenhaus gings ins Bad und von dort auf Urlaub nach Stuttgart, wo er sich dem Vertrieb des „Vacuum-Waschers" widmete, einem Patentwaschapparat, an dessen Fabrikation er finanziell beteiligt war. Einerseits Graf und Rittmeister, andrerseits Vacuumwascherfabrikant, gelang es ihm selbstverständlich, die verschiedenen Ersatztruppenteile von den Vorzügen seiner Apparate zu überzeugen. Er besuchte auch den alten Grafen Zeppelin, einen Freund seines Vaters, und fuhr dann kurzerhand in die Schweiz, mit der Absicht, sein in Weggis verbliebenes Gepäck abzuholen. Einen Auslandspaß hatte er sich besorgt, weil er auch die oesterreichischen Bundesbrüder von den Vorteilen der Vacuumwascherei zu überzeugen beabsichtigte. Da ihm ein Major erzählte, daß man ohne weiteres in die Schweiz reisen könne und daß sehr viele Offiziere, die in Süddeutschland ständen, dort, zwecks besserer Ernährung, ihre Familien hätten, entschloß er sich, statt nach Wien nach Weggis zu reisen.

Als er schweizer Boden betrat und dort die zahlreichen Spitzel, die sich damals fast an jeden Reisenden heranmachten, beobachtete, erinnerte er sich an ein Gespräch, das er vor kurzem mit Matthias Erzberger geführt hatte. Er kannte Erzberger aus dem Hause seines Vaters, und er scheint das Vertrauen des Zentrumsführers besessen zu haben. Erzberger hatte ihm eingehend vom Spionagebetrieb in der Schweiz erzählt und schließlich angedeutet, daß Nayhauß vielleicht, auf Grund seiner guten Beziehungen zu dem damals infolge Geldnot bereits sehr kriegsmüden König Nikita von Montenegro, eine Mission in Sachen Nikita übernehmen könne. Im Auswärtigen Amt, wo man grade den Leutnant Hentig auf den Weg nach Afghanistan geschickt hatte, sei man im Prinzip damit einverstanden. Nayhauß beschloß also, Erzbergers Wort im Ohr und ringsum von geheimnisvoller Spionageluft umwoben, sich kurzerhand als Spion auf eigne Faust zu etablieren, um für seine spätere hohe Mission gleichsam den Befähigungsnachweis zu erbringen. Er tat das allerdings mit einer geradezu bewunderungswürdigen Einfalt. Er rief in Bern aus dem vornehmsten Hotel, unter falschem Namen, den französischen Militärattaché an, vereinbarte mit ihm eine Unterredung, fuhr dann, selbstverständlich lange schon überwacht, nach Weggis und besuchte, nach Bern zurückgekehrt, den Major Pageot als ein Herr Kormann aus Neustadt. Der Franzose sah sofort, daß der Mann nichts hatte und schickte ihn zu seinem russischen Kollegen, dem Obersten Golovane. Auch dieser wußte mit ihm nichts anzufangen. Als Nayhauß in sein Hotel zurückkam,

waren seine Koffer aufgebrochen, und so beschloß er denn schleunigst abzureisen. Als er die Rückreise antreten wollte, wurde er von schweizerischen Kriminalbeamten verhaftet. Die beiden Militärattachés hatten ihn als Provokateur angezeigt. Dabei war er höchstens ein Dummkopf. Nach einigen Tagen wurde Nayhauß freigelassen. Trotzdem ihm die schweizerischen Offiziere, die ihn vernahmen, gesagt hatten, daß der Vorfall der deutschen Gesandtschaft mitgeteilt würde, fuhr Nayhauß unbekümmert noch ein paar Tage in Deutschland spazieren und erst, als er nach Ablauf seines Urlaubs in sein Krankenhaus einrückte, wollte er dem Chefarzt Meldung machen. Der aber hatte zufällig keine Zeit. Und so kam es, daß er in Hannover, bei seinem Regiment sich meldend, wie folgt begrüßt wurde. Als er das Kasino betrat, kam ein Infanterie-Landwehrhauptmann und stellte sich vor: „Ich bin der Hauptmann Jürgens vom Generalkommando und habe den Auftrag, Sie zu verhaften."

Bis hierher kann uns das Schicksal des Grafen Stani von Nayhauß nur allgemein berühren. Nun aber geht es um uns selbst.

Der Hauptmann Jürgens hatte seinen Fall. Jetzt konnte er, der Reserveoffizier, einmal zeigen, daß er nicht nur unentbehrlich, sondern nicht weniger forsch war als einer von den Königsulanen. Soziale und kameradschaftliche Interessen banden ihn nicht, und so war der Graf in den Schlingen seiner mit einer tüchtigen Portion Dummheit vermischten Abenteuerlichkeit gefangen. Jürgens war also der Untersuchungsrichter, und er untersuchte gründlich. Jürgens, der später einmal selber mit Indizien unliebsam in Berührung kommen sollte, sammelte Indizien. Er ließ für alle Fälle auch die Frau des Grafen verhaften, und als sie günstig über ihren Mann aussagte, erklärte der nachmalige Herr Kammergerichtsrat: „Das, was Sie mir hier erzählen, stimmt nicht, nur was ich Ihnen vorhalte, und wenn Sie das zugeben, lasse ich Sie wieder frei ..." So blieb die Frau in Haft. Ein paar Tage später kam er und erzählte ihr, daß ihr Kind erkrankt sei. Natürlich bat die vollkommen unschuldige Frau um ihre Freilassung. Und wieder stellte Herr Jürgens seine Bedingung. Schließlich bekam er die Frau doch klein und so sein Protokoll.

Zur Verhandlung vor dem Kriegsgericht in Hannover hatte man keineswegs alle Zeugen der Verteidigung geladen. Erzberger und Zeppelin wurden nur kommissarisch vernommen. Aus der Schweiz war der deutsche Militärattaché, Major von Bismarck, erschienen, der Erschröckliches über das Spionagewesen, aber sehr wenig zum konkreten Fall zu sagen wußte. Das Kriegsgericht, vor dem Jürgens mehrfach in arge Bedrängnis kam, verurteilte Nayhauß am 17. Dezember wegen vollbrachten Kriegsverrats zum Tode. Dabei hätte er bestenfalls wegen Disziplinbruch mit Arrest und wegen Dummheit mit Beförderung zum Major bestraft werden sollen. Der Verteidiger regte sich so sehr auf, daß er ohnmächtig zusammenbrach. Die Verhandlung vor dem Oberkriegsgericht fand fünf Monate später statt. Es lag bereits wichtiges Entlastungsmaterial vor. Die Schwägerin des Grafen, scheinbar eine kluge Frau, hatte

sich in der Schweiz direkt mit den beiden Militärattachés und der schweizerischen Polizei in Verbindung gesetzt. Es lagen klare Mitteilungen vor, daß man Nayhauß bestenfalls für einen plumpen Provokateur gehalten habe. Trotzdem verurteilte die zweite Instanz Nayhauß zu lebenslänglichem Zuchthaus. Nun ging der Fall vor das Reichsmilitärgericht in Berlin. Ohne die Revisionsschrift in der Verhandlung verlesen zu lassen, wurde das Urteil bestätigt. An dem Tage, da es gelungen war — nach weiteren Monaten —, das Wiederaufnahmeverfahren durchzusetzen, bestätigte die kaiserliche Militärkanzlei das Urteil als rechtskräftig. Nayhauß wurde ins Zuchthaus nach Celle gebracht.

Dort kämpfte er monatelang mit der Strafvollzugsmaschine um die Möglichkeit, sein Wiederaufnahmeverfahren betreiben zu können. Nachdem er fast zwei Jahre im Zuchthaus gesessen hatte, wurde er im Mai 1918 nach Berlin transportiert, wo die neuerliche Verhandlung stattfinden sollte. Aber die Verhandlung wurde plötzlich vertagt, und Nayhauß mußte zurück nach Celle. Immer wieder wurde die Verhandlung verschoben. Einmal erkrankte der Verteidiger, dann fehlten die Hauptzeugen, schließlich wechselte der Militäranwalt.

Die Revolution öffnete auch die Tore des Gefängnisses von Celle. Nayhauß wurde von den Revolutionären unter Führung von Oskar Lünsmann unter der Bedingung befreit, daß er sich ihnen anschlösse. Er sagte zu, floh aber im Gewissenskonflikt — er fühlte sich an seinen Offizierseid gebunden — zu seinen Rechtsanwälten nach Hannover. Dort kam er grade dazu, wie Lünsmann erschossen wurde. Man riet Nayhauß, sich zu verstecken. Er ging aber, im Glauben, daß die Revolution die Amnestie bringe, ruhig ins Hotel. Wo er auch prompt verhaftet wurde. Die Amnestie der „Volksbeauftragten" schloß die Kriegsverbrecher ausdrücklich aus. Und obwohl noch die kaiserliche Regierung das Wiederaufnahmeverfahren angeordnet hatte, sperrte Otto Landsberg, der Justizherr der Republik, den Grafen, so wie viele andre, wieder ins Zuchthaus. Noch fünf Monate mußte er in Celle sitzen. Eingaben an den preußischen Justizminister Wolfgang Heine um rasche Erledigung des Falles wurden nicht einmal beantwortet! Erst als das Reichsmilitärgericht wieder zu funktionieren begann, nahm das Verfahren endlich seinen Gang. Man brachte Nayhauß wieder nach Berlin, und im Mai 1919 wurde er vom erkennenden Gericht gänzlich freigesprochen, das erstrichterliche Urteil in allen seinen Folgen annulliert und Nayhauß wiederum zum Rittmeister ernannt. Gerichtsherr zur Zeit dieser Verhandlung war der Generalleutnant von Lüttwitz. Er erhob Einspruch gegen das freisprechende Urteil. Aber es blieb dabei. Nayhauß rückte zu seinem Regiment ein, wurde zur Ordnung seiner reichlich verworrenen Familienangelegenheiten beurlaubt, und Ende 1919 nahm er seinen Abschied. Das Gericht hatte ihm jeden Anspruch auf Schadenersatz verwehrt, da er sich selbst in die Gefahr begeben habe. Nun, so unrichtig war das nicht, wenn man dem Grafen auch verzeihen wird, daß er sehr zutreffende Ver-

gleiche zwischen sich und Herrn Jürgens zieht. Das dicke Ende kam aber noch. Man verweigerte ihm die Pension. Seine Dienstzeit sei durch die vier Jahre Kerker unterbrochen worden, und sie werde erst wieder von seiner Rehabilitierung an gezählt! Das war glatter Rechtsbruch, der um so grotesker wirkt, als der Gerichtsherr, der diese Auslegung des Urteils ermöglichte, kein andrer ist als jener General Lüttwitz, der trotz sehr wahrnehmbarer Unterbrechung seiner republikanischen Dienstzeit im Kapp-Putsch, ruhig seine Pension bezieht.

Wenn das alles einem Grafen passieren konnte, nimmt es einen höchstens noch Wunder, daß es uns gewöhnlichen Sterblichen nicht noch viel schlimmer ergangen ist.

Kleiner Ferienführer von Lothar Persius

Wohin soll sich der Erholungsbedürftige wenden, der nicht eine Kur gebrauchen muß oder sonstwie ein bestimmtes Ziel hat? Ich, der ich nicht zu Leuten rede, die mit dem Geld um sich werfen, antworte unpathetisch, nur unter praktischem Gesichtspunkt: ins Ausland. Grund? Weil das Reisen, also Beförderung, Unterbringung und Verpflegung zurzeit nirgends — mit einer Ausnahme: Japan — so unpreiswürdig ist wie bei uns. Für den simplen Zeitgenossen kommt zunächst nur die Eisenbahn als Beförderungsmittel in Betracht. Sie ist in Deutschland bei höchst mäßiger Bequemlichkeit und dito Geschwindigkeit erheblich teurer als in England, Frankreich, ja selbst in Nordamerika. Wirklich angenehm reist man im Abteil nur in den Vereinigten Staaten und in Kanada, wo es tadellos saubere Speise- und Aussichtswagen gibt, wo man in bequemen Sesseln sitzend durch breite, bis tief hinunter reichende Fenster schaut.

Dementsprechend lautet mein Rat: Meide unsre Schienenwege soweit es irgend möglich, wähle Wasserwege, worüber später ausführlich gesprochen wird. Bezüglich der Unterkunft in den Gaststätten in Deutschland, ohne Übertreibung: Kaum wird in der zivilisierten Welt irgendwo für den gleichen Betrag von Hotels weniger geboten als bei uns, besonders in den großen Städten, in erster Linie in Berlin. Ist das übertrieben? Ich zahle in meinem gut bürgerlichen berliner Stammhotel für ein einfaches Zimmer für den Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden zwölf Mark, selbstverständlich ohne Bad und W. C., für das Frühstück zwei Mark plus zehn Prozent Trinkgeld. Das Frühstück besteht aus mittelmäßigem Kaffee, Gebäck und einem winzigen Stück Butter. In Paris zahlte ich vor wenigen Monaten in einem Hotel von etwa gleichem Range für ein besser ausgestattetes Zimmer mit eignem Baderaum und W. C. — auch um zwölf Uhr nachts floß kochend heißes Wasser aus den Hähnen — und einem kleinen Raum für Koffer, Kleiderunterbringung etcetera dreißig Francs, das heißt fünf Mark. In London wohnte ich für neuneinhalb Mark in einem erstklassigen kleinen Privathotel in vornehmster Gegend, unfern von Kensington Gardens, mit den besten Verbindungen zur

City. Für den Betrag wurde geboten: ein ungewöhnlich großes Zimmer mit fließendem kaltem und warmem Wasser, Bad ad libitum und das bekannte große englische Frühstück (porridge, Fisch, Fleisch, Ei und andres); — Zimmer und volle Pension, einbegriffen Nachmittagstee mit viel Kuchen, kosten dreiundsechzig Mark die Woche, zwölfeinhalb Mark den Tag. So sehen die Preise im angeblich teuren London aus! Ungefährlich wärs, eine Wette einzugehen, daß in ganz Deutschland nichts derartiges geboten wird. Ungefähr ähnliche Preise sind in den vornehmen südenglischen Badeorten üblich, wo notabene Badetaxen unbekannt sind, während bei uns ...! In Kissingen, in Pyrmont muß man für drei Wochen vierzig Mark hinlegen, und in den äußerst simplen Ostseebädern für Tag und Kopf eine Mark. Preise und Komfort in deutschen Seebädern sind ein besonders übles Thema. Dort erfreut man sich für exorbitante Summen einer unbeschreiblichen Primitivität. In dem größten, nahe Berlin gelegenen See-Badeplatz zählte ich im verflossenen Jahr noch nicht ein Dutzend Häuser mit fließendem Wasser, während solches, um ein Beispiel herauszugreifen, im „schmutzigen" Frankreich in dem kleinen Dieppe — nahe Paris — eine Selbstverständlichkeit bedeutet. Dort, nebenbei bemerkt, lebte ich märchenhaft wohlfeil. Der Tag kostete mich, trotz Sekt, Hummern en masse und anderen Genüssen, noch nicht fünf Mark, die Nacht in picksauberm Zimmer noch nicht drei Mark.

Nun habe ich den Mund nach allerhand französischen und englischen spottbilligen Genüssen wässrig gemacht, und ich werde gefragt, wie man ihrer teilhaftig werden soll, ohne daß die deutsche Eisenbahn für ihre teuren und recht mäßigen Dienste Geld verdient? Hier mein Rezept: a) ich benutze gen Norden den Schienenstrang nur bis Stettin, steige dort auf einen Dampfer, fahre für wenig Geld nach Kopenhagen, Stockholm oder Helsingfors — Helsingfors, zum Beispiel, die Hauptstadt des herrlich schönen Landes der tausend Seen, hat wie ganz Finnland die niedrigsten Preise in der Fremdenindustrie. (Zimmer in einem erstklassigen Hotel dreieinhalb Mark — mit allem Komfort — Mittagessen eine Mark.) Die Seebäder nördlich von Kopenhagen sind weit interessanter und schöner als unsre, und dafür lebt man dort weit billiger. b) Um nach Frankreich, Belgien oder England zu gelangen, muß ich mich allerdings vier, respektive dreieinhalb Stunden (F.D.-Zug) bis nach Hamburg für unverschämten Preis im Eisenbahnabteil durchschütteln lassen. Damit ist aber mein Tribut an die Reichsbahn erschöpft. „Unverschämten Preis"? Das Billet für die zweihundertsiebenundachtzig Kilometer kostet erster Klasse zweiunddreißig Mark und fünfzehn Pfennige plus Schnellzugszuschlag acht gleich vierzig Mark und fünfzehn Pfennige. Zum Vergleich ein Beispiel von jenseits des großen Teichs: für die etwas — das heißt vierundfünfzig Kilometer — weitere Strecke von Quebeck nach Montreal zahle ich in der ersten Klasse sechsundzwanzig Mark und fünfzig Pfennige, in der dritten Klasse zwanzig Mark.

Von Hamburg aus habe ich Gelegenheit, auf deutschen Vehikeln sehr anständig und, sagen wir, „den Zeitläuften entsprechend einigermaßen preiswert" nach allen Plätzen zu Wasser zu gelangen, die mir besuchenswert erscheinen, mit andern Worten, Hapag, Norddeutscher Lloyd, Wörman-Linie, Hamburg-Afrika-Linie und zahllose andre tragen mich auf menschenwürdige Weise nach England, Schottland, Irland, nach Belgien, Frankreich, Portugal, Spanien und Italien und darüber hinaus, soweit — — Zeit und Geld reichen. Will ich Paris oder Brüssel besuchen, so nehme ich von Hamburg ein Schiff nach Antwerpen. Von dort ists ein Katzensprung — vierzig Kilometer — nach Brüssel, und von Brüssel nach Paris zweihundertsechzig Kilometer. Beabsichtige ich direkt nach Paris zu reisen, dann fahre ich mit dem Dampfer nach Boulogne, zweihundert Kilometer von Paris. Der Weg nach London führt über Southampton. Von dort sinds nach London etwa hundert Kilometer.

Was kosten, wie lange dauern solche Seereisen? Etwas mehr Zeit als auf der Eisenbahn muß freilich zur Verfügung stehen! Aber dafür braucht man auch erheblich weniger Geld. Dampfer bieten die billigste Reisegelegenheit, falls man bescheiden die entsprechenden Linien und empfehlenswerte Dampfer wählt. Was heißt das? Gemeinhin glaubt die Landratte, daß Fahrten mit großen Passagierschiffen ein enormes Stück Geld kosten. Es wird gedacht an die Weltumsegelungsgesellschaftsreisen der Luxusdampfer, bei denen die Fahrt von hundertvierzig Tagen in der Staatskajüte pro Person zwölftausendfünfhundert Dollars (im Maximum) kostet, das heißt also jeder Tag für Unterbringung und Verpflegung etcetera dreihundertfünfundsiebzig Mark aus der Tasche nimmt. (Es kommen für alkoholische Getränke, Trinkgelder und andres noch einige Mark hinzu.) Unleugbar, daß die Billets für Dampferfahrten, ganz allgemein genommen, enorm hoch sind. Durch internationale Abkommen haben es die großen Schiffahrtslinien verstanden, die Passagepreise seit dem Kriege gewaltig anschwellen zu lassen. Zugleich ist es eigenartig, daß diese Preise bei gleicher Leistung auf den verschiedenen Routen stark variieren. Die teuerste Fahrt ist die nach Amerika. In der ersten Klasse — keine Luxuskabine, sondern der billigste Innenkabinenplatz — kostet das Billet für die Reise Hamburg—New York, die neun bis zehn Tage dauert, zweihundert Dollars, in der zweiten Klasse hundertfünfundvierzig, in der dritten Klasse (Touristenklasse) hundertfünfundzwanzig, in der dritten Klasse hundertfünfzehn Dollars. Die billigste Reise ist die „Rund um Afrika". Sie dauert drei Monate, das Billet erster Klasse kostet hundertachtunddreißig Pfund (etwa zweitausendachthundertdreiundzwanzig Mark), zweiter Klasse hundert Pfund (zweitausendzweihundertdreißig Mark) und dritter Klasse dreiundsechzig Pfund (eintausendzweihundertneunundachtzig Mark). Auf der Tour nach New York habe ich also in der ersten Klasse für den Tag im Minimum vierundachtzig, auf der „Rund um Afrika" dreiunddreißig Mark zu zahlen. In der Mitte zwischen diesen beiden Reisen stehen die nach Ostasien.

Für die Reise von sechs Wochen von Hamburg nach Yokohama — in der ersten Klasse hundertfünf, in der zweiten achtundsechzig Pfund. Nehme ich hingegen für die Fahrt nach Ostasien einen Frachtdampfer „mit beschränkter Passagierkapazität", der von Hamburg nach Yokohama sechzig bis zweiundsechzig Tage braucht, so zahle ich in der Einheitsklasse fünfundsiebenzig Pfund. Es gibt notabene auf einzelnen Frachtdampfern weit besser ausgestattete Kabinen als auf den Passagierschiffen. So sind die Kammern der neuen Motorfrachtschiffe des N. D. L. ein- und zweibettig — freistehend, also nicht übereinander! — ausgerüstet.

Welches sind für Fahrten zwischen europäischen Häfen die empfehlenswerten Linien und Dampfer, die man wählen soll? Die, bei denen man noch weniger zu bezahlen hat, als vorstehend angeführt. Denn, wer kann für Unterkunft und Verpflegung pro Tag fünfundzwanzig bis dreißig Mark bezahlen? Alle genannten Gesellschaften, die ihre Schiffe nach Amerika, Afrika, Ostasien laufen lassen, sind gezwungen, aus einer Not eine Tugend zu machen, nämlich, aus der Not, daß ihre Schiffe nicht gleich am Abgangshafen voll besetzt werden. Die meisten Reisenden gondeln nicht aus Zeitvertreib auf See herum. Wer zum Beispiel nach Yokohama fahren will, kürzt die Reise gern ab, steigt anstatt in Hamburg erst in Genua aufs Schiff. So spart er vierzehn Tage. Franzosen begeben sich erst in Boulogne, Engländer in Southampton an Bord etcetera. Um die leeren Kabinen bis Genua, Marseille, Lissabon, Boulogne, Queenstown (Cobh-Irland), Southampton zu füllen, werden die Billets bis zu diesen Plätzen wesentlich billiger als zu den Normalpreisen abgegeben, und ebenso auf der Rückreise. Nimmt man beispielsweise die Rundtour Hamburg—Antwerpen—Rotterdam—Hamburg, so stellen sich die Kosten für beide Seereisen und die Bahnfahrt Antwerpen—Rotterdam in der ersten Klasse auf hundertsiebzehn, in der zweiten Klasse auf achtundachtzig, in der dritten Klasse auf neunundfünfzig Mark. Die Eisenbahnfahrt Antwerpen—Brüssel erster Klasse kostet drei, zweiter Klasse zwei und dritter Klasse eine Mark. Das Billet Hamburg über Antwerpen nach Southampton kostet erster Klasse hundertzwanzig, zweiter Klasse neunzig und dritter Klasse sechzig Mark. Die Rundreise Hamburg—Antwerpen—Southampton—Rotterdam—Hamburg kostet erster Klasse zweihundertsechzehn, zweiter hundertzweiundsechzig, dritter hundertacht Mark. (Die Bahnfahrt Southampton—London stellt sich erster Klasse auf siebzehn, zweiter Klasse auf zehn Mark.) Eine Fahrt Hamburg—Lissabon über Antwerpen kostet hin und zurück erster Klasse fünfhundertsechsundneunzig, zweiter Klasse vierhundertvierundvierzig, dritter Klasse zweihundertsechsunddreißig Mark. Sie dauert je zehn Tage. Die Bahnfahrt von Lissabon nach Cintra kostet erster Klasse vier, zweiter Klasse drei und dritter Klasse zwei Mark. Gute Hotels in Lissabon geben Unterkunft und Beköstigung für etwa zehn Mark, in Cintra für acht Mark. Endlich kostet die fünfzehntägige Seefahrt von Hamburg nach Genua über die oben erwähnten und andre Häfen vierhundertsechzig Mark in der ersten, dreihundertvierzig

in der zweiten und zweihundertachtundzwanzig in der dritten Klasse. Die Bahnfahrt Genua—Hamburg kostet erster Klasse hundertdreiundsechzig, zweiter Klasse hundertundzwölf, dritter Klasse einundsiebenzig Mark.

Aus den angeführten Daten wird ersichtlich, daß man bei Reisen zwischen europäischen Häfen in der ersten Klasse auf dem Schiff pro Tag etwa dreißig, in der zweiten zweiundzwanzig Mark und achtzig Pfennig und in der dritten fünfzehn Mark ausgibt. Für diese Beträge ist man tadellos verpflegt und untergebracht, und besucht eine Reihe von Hafenorten. Nicht gar viele Reisebudgets werden weniger als fünfzehn Mark pro Tag für Wohnung, Essen und Billetpreise vorsehen. Die heutige dritte Klasse auf den Dampfern ist nicht zu verwechseln mit dem früheren Zwischendeck, auch nicht zu vergleichen mit der deutschen Eisenbahnholzklasse. In ihr gibts geräumige Kammern mit zwei Betten, Speisesäle, Rauch- und Damensalons, Bäder und so weiter. Die Verpflegung entspricht der in einem sehr guten berliner Weinrestaurant. Kosten über die genannten Summen hinaus entstehen nur, falls alkoholische Getränke genommen werden. Trinkzwang ist unbekannt. Dann ist noch eine geringe Extra-Vergütung für die Dienste der Stewards vorzusehen.

Die vorstehend empfohlenen Seereisen stehen unter dem Spruch „beste Erholung bietet das Dösen im Liegestuhl auf dem Promenadendeck eines großen Dampfers". Freilich brauchen solche Seefahrten Zeit. Aber man sollte nicht vergessen, daß der Aufenthalt an Bord ja den in einem Badeort ersetzt, daß also kein Reisetag für die Erholung verloren geht, wie auf der Eisenbahn. Noch ein Wort über die Seekrankheit: wirklich, man braucht keine Sorge mehr vor ihr zu haben, heut, wo es Schlingertanks und Mittel, wie Mothersills etcetera gibt. Endlich, wer beabsichtigt, eine Seereise zu machen, sollte sich vorher gründlichst informieren lassen über alle in Betracht kommenden Fragen. Hierzu sind die Dampferagenturen da. Noch besser jedoch, man läßt sich von einem nicht geschäftlich interessierten Fachmann beraten bezüglich der Wahl der Linien und Schiffe, der der Kammer, der Reisezeit und Ausrüstung.

Die Schreibschule von Rudolf Arnheim

In der Schriftstellereibranche fallen seltener als bei den Schwesterkünsten Wunderkinder vom Himmel. Malerei und Musik stehen dem ganz jungen Menschen eher offen, weil ihr Arbeitsmaterial ohne viel Schulung den Sinnen zugänglich ist: der Zusammenklang und die Ausdruckskraft von Tönen geht, wenn nur Begabung vorhanden ist, dem Kinderohr leicht ein, und die Tuschkastenfarben haben zum Naturvorbild eine direkte anschauliche Beziehung, die sich leicht begreifen läßt. Schwieriger ist es, mit der Sprache zu hantieren. Die Worte der Sprache haben, als ein vom Menschen willkürlich erdachtes Morsealphabet von Klängen, mit dem Inhalt, den sie bezeichnen. nichts Unmittelbares zu tun. Während sich ein blauer

Himmel nur zu leicht mit einem blauen Tuschefleck auf dem Papier deckt, ist es äußerst schwierig, dasselbe Phänomen sprachlich so zu fassen, daß es dem Leser mehr vermittelt als die Gedankenblässe des Begriffs.

Es ist ein hartnäckiges Vorurteil, daß das starke Erlebnis den Dichter mache. Starke Erlebnisse haben die meisten Menschen, und daß dies so ist, liefert sogar die Voraussetzung für die Möglichkeit jeder Kunst, da ja ihre Wirkung darin besteht, Erlebnisse wieder aufklingen zu lassen und damit neue zu vermitteln, niemals aber, Erlebnisse denen zu liefern, die keine gehabt haben oder haben können; für Taube läßt sich nicht musizieren. Erlebnisse also sind nicht das Besondre, das den Dichter heraushebt, sondern im Gegenteil das Allgemeine, das ihm die Möglichkeit einer breiten Wirkung auf seine Mitmenschen gibt. Die Eigenart des Dichters ist es vielmehr, Erlebnisse als etwas Formulierbares aufzunehmen. Der Durchschnittsmensch gleicherweise wie der Dutzendschriftsteller stehen dem Erlebnis hilflos gegenüber: der Durchschnittsmensch mag mit aller Intensität etwa den fremdartigen Reiz eines ungewöhnlichen Menschen erleben, er wird diesen Eindruck trotzdem kaum besser formulieren als: „... eine komische Frau!", was einem Hörer, der das Original nicht kennt, keinerlei Vorstellung vermittelt; der routinierte Durchschnittsschriftsteller andrerseits zieht geschwinde aus seiner Kartothek eine Kennmarke wie: „ein irgendwie raffiniert-dämonisches Weibtier", was ebenfalls keinen Eindruck bringt, weil es abgegriffen ist. Es ist dies der Typus des Schriftstellers, von dem Alfred Polgar neulich in lustiger Selbstpersiflage gesagt hat, daß er im Bett bleibt, wenn der Zeppelin zum ersten Mal über die Stadt fliegt, weil er schon weiß, welche bildlichen Ausdrücke für ein Luftschiff am Platze sind.

Durchschnittsmensch und Dutzendschriftsteller arbeiten beide mit starren Vokabelsystemen, und es ist nur Gewohnheitssache, daß die Erzeugnisse der einen Methode für druckreif gelten und die der andern nicht. Neulich las ich einen Aufsatz über eine viel beschriebene Schauspielerin; kaum hatte ich die ersten Sätze gelesen, so begann ich das Wort „leuchten" zu erwarten, und siehe da, es waren kaum drei Zeilen verstrichen, und ich stieß auf das „leuchtende Geschöpf". Was der Leser aber ohnehin erwartet, braucht er nicht mehr zu erfahren.

Von dieser Art aber sind die meisten Tagesschriftsteller. Sie haben ihr Huhn im Kopf, und wenn der Zeppelin kommt, bleiben sie im Bett und schreiben dennoch im Liegen zweihundert Zeilen, die Zeile zu dreißig Pfennig. Und sie tun recht daran, denn es wäre eine groteske Verschwendung, sollte der nieversiegende Riesenbedarf der Tageszeitungen an Berichten und Betrachtungen mit Material gedeckt werden, das Zeile für Zeile in dichterischen Geburtswehen geformt worden wäre. Die Tagesjournalisten leisten mechanische Arbeit, und so darf sich, wer das Schreiben in des Wortes edlerer Bedeutung erlernen will, nicht nach ihrem Vorbild richten.

Dies aber geschieht allgemein. Die Überzeugung, daß

Druckreife ein Synonym für Qualität sei, sitzt eisern fest. Und so bildet sich der junge Mensch, der zu schreiben anfängt, an denjenigen seiner Mitbürger, die er geehrt und mit Erfolg gekrönt sieht. Besonders in den Großstädten hat die maßlose Überschätzung des Zeitungsbetriebs dazu geführt, daß der Anfänger nicht Schillern nacheifert, sondern dem Theaterkritiker seines Leibblattes. Auf diese Weise entstehen Scheußlichkeiten, die harmlos wären, wenn ihnen nicht das Imprimatur offen stände. Denn während früher die klassischen Dramen der Gymnasiasten in der Schublade des Tisches verstaubten, auf dem sie entstanden waren, liefern die unmündigen Nachfahren heutiger Feuilletonchefs Druckfähiges und werden so zu dem verzeihlichen Irrtum verleitet, das Verkäufliche habe auch schon schriftstellerischen Wert.

Diese Entwicklung hat dazu geführt, daß heute jedermann, von der Großtante bis zum Untertertianer, in der Lage ist, druckreife Sportplaudereien, allgemeinmenschliche Feuilletons und Gerichtsberichte zu schreiben. Sie erweckt viel falsche Illusionen, und sie treibt, was schlimmer ist, so manches Talent von vornherein in die Sackgasse der Routine. (Verheerungen richtet neuerdings der Begriff der „Reportage" an, mit dessen Hilfe versucht wird, die Berichterstatter unter die Schriftsteller einzuschmuggeln. Die Zeiten sind nahe, wo die Lieferanten der Nachrichtendienste ihre Berichte über gestürzte Pferde und Hausfrauenkränzchen in Buchform sammeln und als Spitzenleistungen neuer Sachlichkeit vertreiben werden.)

Die schriftstellerische Arbeit fängt genau da an, wo die Arbeit des Dutzendschriftstellers aufhört. Sie geht keineswegs leicht von der Hand, denn es gibt keine künstlerische Arbeit, die leicht von der Hand ginge, und die smarte Erfindung der tippenden Sekretärin, zu der es in den andern Künsten keine Parallele gibt, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Arbeit eines Schriftstellers nicht darin besteht, täglich sechs Stunden flüssigen Text abzusondern. Schriftstellerei beginnt da, wo einer sich abschindet, einen verschwommen daherschwebenden Gedankengang zur schärfsten Präzision, den persönlichen Duft einer Erscheinung in bezeichnende Worte zu bringen. Besteht darin, statt landläufiger Formulierungen, die sich aufdrängen, eigenartige und persönliche zu finden. Und man sage nicht, daß nur die höheren Formen der Literatur, der Roman, das Gedicht, diese Anforderungen stellen; das unscheinbarste Zeitungsfeuilleton braucht, wenn es vorbildlich gemacht sein soll, dieselbe konzentrierte, zermürbende Nervenarbeit wie ein Romankapitel oder eine gute Strophe.

Daß der Anfänger allzusehr denjenigen nacheifert, die ihm als Vorbilder geboten werden, beruht nicht nur auf snobistischer Erfolgssucht. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, daß man mit Formspielereien, mit Imitationen und Parodien beginnt, es ist dies die gesunde Freude am Hantieren mit dem Handwerkszeug, die zur echten künstlerischen Arbeit gehört. Die Kunst beginnt beim Klimpern und beim Krakeln. Aber die Aufgabe der Entwicklung besteht gerade darin, nicht in

der toten Form hängen zu bleiben, sondern sie mit Stoff zu füllen, sie dem Inhalt anzupassen. Und daß es am Ende auf das Inhaltliche ankommt, daß, ob einer schreiben kann, nicht davon abhängt, wie er die Feder führt, sondern ob sein Denken und seine Gesichtspunkte Eigenart aufweisen, das ist eine Wahrheit, die oft gesagt und selten bedacht wird.

Wenn etwa die These in der Luft liegt, daß die Tendenz in einem Drama nicht genüge, sondern daß auch eine künstlerische Form gefunden sein müsse, so setzen sich tausend Schriftsteller hin und schreiben, in guter oder schlechter, primitiver oder schwülstiger Form, Aufsätze, die im Grunde nur diesen einen einfachen Satz enthalten. Und alle diese Aufsätze werden gedruckt, denn in jeder Zeitung soll es einmal gestanden haben. Daß Chaplins Humor im Grunde tragisch, daß die Sozialdemokratie verbürgerlicht ist, daß der Sport verflachend und das Radio bildend wirkt, daß die Deutschen schwerfällig und die Brüste junger Mädchen spitz sind, das alles wird in entsetzlicher Monotonie hergebetet — überraschende Einfälle, neuartige Stellungnahmen sind so selten wie gute Erfindungen.

Die Schulung eines jungen Schriftstellers fängt daher andrerseits nicht beim Schreiben an, sondern beim Denken. Wer bei der Betrachtung dieser Welt zu eignen Ergebnissen gekommen ist, wer eine Situation frisch und unbeeinflußt von dem, was andre vor ihm gesehen haben, aufzufassen weiß, erst bei dem lohnt es sich, daß er sich mit der Technik des Schreibens beschäftige.

Und diese Technik fällt nicht vom Himmel, eben weil die literarische Ausdrucksform mit Gedanklichem viel stärker durchsetzt ist als die übrigen Künste. Es braucht seine Zeit, bis man ein Gefühl dafür bekommt, welcher Gedankengang eigenartig ist und welcher nicht; in jedes Menschen Leben gibt es etwa einen Augenblick, wo er sich zum ersten Mal in stürmischer Gefühlsaufwallung klar macht, daß es in der Welt ungerecht zugeht, aber es verlohnt zumeist nicht, diese Tatsache einer Öffentlichkeit von Menschen, die das schon hinter sich haben, mitzuteilen. Es braucht seine Zeit, bis man andrerseits ermessen lernt, was an speziellen Erlebnissen über das Individuum des Schreibers hinaus die Allgemeinheit angeht; es gibt ganze Kompagnien von jungen Schriftstellern, die sich damit befassen, die Lebensgewohnheiten ihrer Geliebten andern Leuten, denen diese Privatangelegenheiten gleichgültig sein dürfen, mit allen Einzelheiten zu schildern. So wie die Erziehung eines Menschen eigentlich in nichts anderm besteht, als daß er ein genaues Gefühl dafür bekomme, welchen Platz er in der menschlichen Gesellschaft einnimmt und einzunehmen hat, so muß auch der Schriftsteller mühsam lernen, seine Gedanken in das richtige Verhältnis zu dem zu bringen, was seine Mitmenschen denken und gedacht haben.

Man kann diese Lehrzeit mit sich selbst abmachen, dann dauert sie lange. Man kann seine Arbeiten berufenen Leuten vorlegen und sich beraten lassen, dann geht es schneller. Aber lernen muß man.

Brief nach Mailand von Harry Kahn

Lieber Attilio, ich werde nun doch, zu meinem allergrößten Bedauern, darauf verzichten müssen, Dich in diesem Jahre wiederzusehen. Es sei denn, daß ich mich im Herbst für zwei, drei Wochen freimachen kann, um mich an den Lago di Como zu setzen. Dann wirst Du selbstverständlich Deinen kleinen Fiat satteln, nach unserm geliebten Lenno hinauskommen und ein paar Tage draußen bleiben. Übrigens verrate den Namen nur Niemandem: Tremezzo und Cadenabbia sind schön genug für die Baedekerreisenden. Denen werden wir auch die glatte Autostrada überlassen, und Du wirst mich lieber den längern Weg durch die Rebengärten und Ölhaine, an den Villen und Kastellen von Manzonis holprig-hügeliger Brianza vorbei, „in die Stadt" fahren, um mich auf der Piazza della Scala abzusetzen. Und dann stürze ich zur Kasse und kaufe mir, für ebenso viel Lire, wie ich hier hätte Mark aufwenden müssen, einen Sitz zu „Falstaff" oder „Fidelio". Natürlich in der ersten Reihe, nicht bloß weil die ja bei euch billiger ist als die übrigen Parkettplätze, sondern auch um den alten Zauberer besser sehen und hören zu können, wie er die Partitur mitsingt. Oder glaubst Du, daß er wirklich keine Opern mehr dirigieren will, wie er hier einem Interviewer gesagt hat? Er hat ja, in seiner temperamentvollen Art, schon früher ähnliche Drohungen ausgestoßen, die er dann erfreulicherweise nicht wahr gemacht hat. Mit Mailand und New York hofft nun auch Berlin, daß er sich davon abbringen lassen wird. Ja, Berlin vielleicht am leidenschaftlichsten. Toscanini hat in seinem Leben schon viel zusammengehext, aber das größte Zauberkunststück seiner Laufbahn hat er doch wohl hier zustande gebracht: er hat Berge versetzt, Alpen abgetragen, Breitengrade verschoben. Die paar Tage, da er hier dirigierte, schien Berlin nicht an der Spree, sondern am Arno oder Tiber zu liegen. Aller Glanz des tyrrhenischen Himmels war aufgegangen über der Sandwüste Brandenburg, und deren Bewohner, sonst lieblos wie ihr Land, kahl wie ihre Wälder, kühl wie ihre Luft, gebärdeten sich, als habe der Weinbrodem Umbriens ihre Gliedmaßen gelockert, der Lavadampf Siziliens ihre Adern erhitzt. Was eure hiesigen Korrespondenten darüber berichtet haben, war keineswegs südliche Übertreibung. Unter unserm Strich ging es diesmal nicht nördlicher zu als auf eurer „terza pagina". Dieses Gastspiel der Scala war ja weit mehr als bloß ein Labsal; es war auch eine Lektion. Toscanini als Erzieher: mehr noch vielleicht als für unsern in formaler Diffusität und organisatorischer Kriselei sich hinschleppenden Opernbetrieb für unser in unwürdige Starwirtschaft und charakterlose Konfektionsgesinnung versunkenes Sprechtheater. Du entsinnst Dich wohl: vor mehr als einem Jahr, bei Gelegenheit des ersten Granowsky-Gastspiels, schrieb ich mahnend die Worte „Werkgesinnung" und „Werkfrömmigkeit" und verlangte „die Inbrunst zum Gesamtwerk, die Kraft des Dienenkönnens, die Unterordnung unter den organisatorischen Willen eines großen Führers", wie sie bei Brahm, beim frühen Reinhardt und bei diesen Russen zu finden waren. Nun, jetzt

beginnen schon Leute, denen bisher die Stoffneuheit alles und die Stilreinheit wenig bedeutete, denen die „Zeit" das Schiboleth und der Geist eine quantité négligeable war, etwas Kleingedrucktes von „Werkdienst" in ihre Spalten zu murmeln. Immerhin ein Fortschritt, nicht wahr? Und das hat mit seinen Sängern (und euren keineswegs toten Klassikern Donizetti und Verdi) der Toscanini getan.

Der hat mich auch von dem, was ich Dir eigentlich schreiben wollte und sollte, abgelenkt. Warum ich die Befürchtung geäußert habe, daß wir uns in diesem Jahr nicht sehen werden, wo Du doch die Absicht hattest, in der nächsten Woche hier einzutreffen? Die Antwort ist, leider, leider, sehr einfach: Ich bitte Dich, nicht zu kommen. Auch die Antwort auf Deine Frage nach dem Grund dieser Bitte ist in drei Worten zu geben: Ich schäme mich. Vor Dir und den dortigen Freunden, denen Du Deine Eindrücke von unserm Theater, das Dich und sie doch in der Hauptsache interessiert, zu berichten hättest. Was habe ich euch nicht alles davon erzählt, von unsern Regisseuren und Darstellern, wie habe ich den Mund voll genommen von der interessantesten, modernsten Theaterstadt Europas, ja, der Welt! Ich sage es offen: ich habe Angst vor dem mitleidig-vorwurfsvollen Lächeln, mit dem Du nach ein paar in berliner Bühnenhäusern verbrachten „Festabenden", zu fluchtartiger Rückfahrt bereit, auf dem Anhalter Bahnhof ständest; ich fürchte mich vor den Witzen von Orio und Mario, mit denen sie mich zwischen Fettuccine und Zabajone traktieren würden. Ich habe Dir das Programm samt meinem bereits reichlich skeptischen Kommentar (‚Weltbühne' Nummer 17) zugeschickt. Es ist weit schlimmer gekommen. Willst Du den Spielplan dieser (zweiten Fest-)Woche wissen? Im Deutschen Theater: zum zweihundertsten Male die — in der vorvorigen Saison abgespielte — „Gefangene"; in den Kammerspielen: eines der dümmsten Lustspiele, die seit langem auf deutschem Sprachgebiet erzeugt wurden; in der Komödie: der platteste Wallace, der bisher hier gewagt wurde; im Berliner Theater: eine lieblos inszenierte, uncharakteristisch besetzte Reprise der „Fünf Frankfurter". Kein Schiller, kein Shakespeare, nicht einmal ein Shaw. Das sind die vier Bühnen unsres weltberühmten Max Reinhardt. Ihr Herr inszeniert, vom Speisewagen Wien-München-Berlin aus, freilich eine Novität: „Die Fledermaus". Die und Offenbachs „Ritter Blaubart" im Metropoltheater gelten als die beiden pièces de résistance des Schauspielrepertoires: zwei Operetten! Jeßner hat „Fiesco" absetzen müssen, weil ihm der gänzlich überflüssige „König Johann" die Zeit für genügende Proben zu dem schwierigen Stück nahm. Mit Ladenhütern in zweiter Besetzung, Grabbes „Napoleon", Hauptmanns „Florian Geyer" (dessen Titelrolle allerdings Klöpfer einige Male spielen soll) gedenkt er den Dank für seine Wiederanstellung abzustatten. Barnowsky hat seinen ebenfalls alten Schlager „Wie es euch gefällt" abgesagt, weil ihm die Bergner ein Gleiches getan hat; „Charleys Tante" ist dafür, trotz Curt Bois, wie Du zugeben wirst, nicht der geeignete Festersatz. Und so geht es weiter. Von dem Dutzend wirklich erstrangiger Schauspieler, über die Berlin verfügt,

sind (außer dem erwähnten Klöpfer) grade zwei zu sehen: Rudolf Forster und Käthe Dorsch, aber diese nur in der Operette, jener in einem amerikanischen Reißer. Krauß, Pallenberg, Bassermann, Bergner, Massary, Höflich glänzen durch Abwesenheit auf Gastspielen und Kurorten. Selbst Herr Kortner hat jetzt seine Mitarbeit an den „Rivalen" eingestellt, wie er sagt, weil ihm die Faust von Albers, wie dieser behauptet, weil ihm ein Filmkontrakt zu hart auf dem Magen liegt. Kurz: diese bombastisch aufgezogenen Festspiele entpuppen sich immer mehr als ein würdiges Seitenstück zu der Fanfare von Friedrichshafen, die in der Chamade von Pierrefeu endete. Was unsere Dirigenten und Sänger zu geben vermögen, wird, nach Toscanini, Toti dal Monte, Pertile und Volpi, niemand mehr wissen wollen; was unsere Regisseure und Schauspieler zu leisten imstande sind, wird niemand überhaupt erkennen können. Wer um dieser zweifelhaften Genüsse willen Jemandem eine vierundzwanzigstündige Reise im Hochsommer und die Ausgabe von mehreren tausend Lire zuzumuten den Leichtsinn hätte, müßte ein viel, viel schlechterer Freund sein, als es Dir, lieber Attilio, ist und bleibt Dein auf ein baldiges Wiedersehen unter weniger beschämenden Auspizien hoffender H. K.

Pariser Exitus von Morus

Nach all den Unfällen der pariser Konferenz kann man wohl noch von Glück reden, daß der Exitus nicht letal war und die Deutschen ohne Vögler und mit einem blauen Auge davonkommen. Zu verlieren war diese Partie nicht, wenigstens nicht, wenn man nicht böswillig oder mit äußerster Leichtfertigkeit verhandelte. Das wußte jeder, der den Anfang aus der Nähe gesehen hatte. Denn die andern wollten zu Rande kommen: die Franzosen, weil Poincaré die Reparationsfrage noch in eigner Regie beilegen möchte, die Engländer, um den Konservativen ein Wahlalibi zu schaffen, die Amerikaner, weil ein eminentes Geschäft winkte und sie dafür das Vermittlerprestige ihrer ersten Leute eingesetzt hatten. Allerdings waren auch die Gewinnchancen begrenzt. Aber sie waren da. Daß sie nicht ausgenutzt wurden, daß so gut wie nichts von dem heruntergehandelt worden ist, was von Anfang an selbst von Franzosen als Endsumme genannt wurde, beweist, wie miserabel man auf deutscher Seite verhandelt hat.

Das Spiel begann genau nach den Methoden, mit denen Schachts Transferschutztruppe in Deutschland alle Gutgesinnten erbeben machte. Germania docet: Deutschland hat bisher nur mit Schulden bezahlt, die es nicht verantworten kann. Das Defizit der Wirtschaft wird immer größer und jetzt, grade jetzt steht der Dawesplan mitsamt Zubehör vor dem Zusammenbruch. Einen Monat ohne Auslandsanleihen, dann ist es aus, und die andern bekommen keinen Pfennig. Wie es Werner Sombart vorbildlich formuliert hat: „Jede Mark, die wir zahlen, ist zuviel". Das war das Leidmotiv der Ouvertüre.

Die andern ließen Schacht reden, reden, reden. Zwei Wochen durch. Dann wurde es den Amerikanern doch zu langweilig, und sie fragten höflich an, wieviel Deutschland denn nun eigentlich zu zahlen gedächte. Schachts sachverständige Antwort lautete: Maximal 200 Millionen Dollar, davon 0,0 ohne Transferschutz und für Anleihen verwendbar. Das war, bei 2,5 Milliarden Dawesleistungen und 1¼ bis 1¾ Milliarden Mark interalliierten Schulden, etwas starker Tobak. Von da ab war es mit der Gemütlichkeit aus, und die Stimmung wurde kühl und reserviert. Die Konferenz drohte zum ersten Mal zu versacken. Um die Kunstpause auszufüllen und mit dem Wichtigsten nicht zu spät zu kommen, packten die Amerikaner daraufhin die Reparationsbank aus, mit der sie Europa beglücken wollten. Owen Youngs Schatten Eberstadt, deutsches Geblüt, jetzt Wallstreet, erster Aspirant auf den Generaldirektorposten der Bank, hatte das Unternehmen versandfähig gemacht; Heidsieck Triple Sec, goût américain. Die Franzosen, kleinlich, wie sie nun einmal sind, waren für dieses sauer-süße Getränk gar nicht zu haben. Schacht aber griff mit beiden Händen zu und sicherte sich, kollegial selbstverständlich mit den andern Notenbankpräsidenten, einen Verwaltungsratsposten in der neuen Bank. Nach etlichen Kontroversen wurde die Flasche kalt gestellt, wieder hervorgeholt und auf das Wohl Morgans kredenzt.

Nach dieser Seelenstärkung näherte man sich, sachte, sachte, dem Nervus rerum. Man war ja schließlich zwei Monate beisammen, und selbst die Steuerzahler, die die Rechnung im Hotel George V. zu begleichen haben, hielten es nicht mehr für zu früh, daß über Thema gesprochen wurde. Da Schacht nicht zu bewegen war, ein festes Angebot zu machen, setzten sich die Alliierten zusammen und berieten. Es dauerte Tage und Tage. In Deutschland lachte man so herzhaft Hohn, wie man es seit dem Jahre 1917 nicht mehr getan hatte. Tatsächlich, diese Alliierten waren noch immer so unfähig, wie damals. Nicht mal einigen können sie sich. Dann gelang es doch, und die Forderung wurde verkündet: 1800 Millionen für den Anfang, steigend bis 2450 Millionen. Nach Ablauf von 37 Jahren Ersatz für die interallierten Schulden in Höhe von 1750 Millionen. In Deutschland Bestürzung und Empörung. Poincaré am Werk — wie unsre englischen Freunde nur so etwas dulden können.

Klatschen und Zischen auf der Völkergalerie gehört wohl dazu, solange das Spiel im Gange ist. Doch man ist in Berlin recht froh, als die offiziösen pariser Blätter andeuten, daß es sich um kein Ultimatum handelt und die Alliierten einige Millionen schon noch nachlassen würden. Aber Herr Schacht läßt sich solche Anmaßungen nicht gefallen. Weiter verhandeln? Abhandeln? O nein, denen werden wir mal zeigen. Am Dienstag, den 16. April, platzt im Hotel George V. die Bombe. Er rückt damit heraus, was er, als Freund Rohrbachs, schon von Anfang an auf der Zunge hatte: Deutschland soll zahlen? Dann macht es gefälligst erst zahlungsfähig. Gebt uns den Korridor und Oberschlesien und unsre guten Kolonien wieder.

Die Wirkung bleibt nicht aus. Moreau, ein ruhiger, wohltemperierter Bureaumensch, erklärt, daß er unter diesen Umständen nicht weiter mitmachen kann. Er sei zur Beratung der Reparationsfrage da und nicht zum Politisieren. Mit Müh und Not gelingt es Young und Stamp, den Franzosen davon abzuhalten, daß er seine Mappe unter den Arm nimmt und geht. Schacht wird aufgefordert, das, was er noch zu sagen hat, schriftlich niederzulegen. So entsteht das berühmte deutsche Memorandum.

Der deutschen Öffentlichkeit wird der unerhörte Vorgang strengstens verschwiegen. Der offiziöse Heeresbericht über Schachts Marne-Schlacht lautet, Doktor Schacht habe in der Diskussion gefragt, worauf sich die Ansicht der Allierten gründe, daß Deutschland die vorgeschlagene Summe zahlen könne. Darauf habe man Doktor Schacht aufgefordert, bis zum nächsten Tag seine Auffassung über Deutschlands Leistungsfähigkeit zusammenfassend darzulegen und seinem Bericht, der die Form eines schriftlichen Memorandums haben soll, Zahlen hinzufügen. Erst aus den französischen und englischen Zeitungen darf das deutsche Publikum nach und nach erfahren, was vorgefallen ist.

Schacht hat inzwischen das Memorandum fertig gestellt. Der Passus über den Korridor und über die Kolonien wird ein wenig abgeschwächt, dafür aber folgt der ersten Provokation jetzt die zweite: Deutschland kann, unverändert und starr, 37 Jahre hindurch 1650 Millionen Mark zahlen, aber keinen Tag und keinen Pfennig mehr. Punktum. Das ist, jawohl, eine schöne Summe, aber weniger als die Alliierten selbst an Amerika zu zahlen haben; also für die Gläubigerstaaten, die einstweilen doch noch den Dawesplan in der Hand haben, indiskutabel. Wenn dieses der deutschen Sachverständigkeit letztes Wort war, brauchte man nicht nach Paris zu gehen. Es gibt über Schachts Offerte denn auch kein langes Gerede mehr. Lord Revelstoke, der den Vorsitz führt, stellt fest, daß die Konferenz über den wichtigsten Punkt, die Höhe der Reparationszahlungen, zu keinem Ergebnis gekommen ist. Schnell noch den Schlußbericht und Abfahrt.

Ob es ohne den plötzlichen Tod des hochseligen Lord wirklich zum Abbruch gekommen wäre, oder ob nicht auch dann die Amerikaner mit allen Kräften versucht hätten, den Krach beizulegen, läßt sich posthum nicht sagen. Aber soviel ist sicher, daß der von Schacht heraufbeschworene Eklat Deutschland hunderte von Millionen gekostet hat. Denn von nun an war die deutsche Delegation, vor aller Welt bloßgestellt, in die Rolle des Bittstellers gedrängt und mußte annehmen, was man von ihr forderte. Schacht selbst hätte es in jenen Tagen vielleicht gar nicht so ungern auf einen effektvollen Schluß ankommen lassen. Aber der Effekt war sehr viel anders, als er ihn erwartet hatte. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße fehlten die begeisterten Hurrarufer, als er nach Berlin kommen mußte, um sich vor der Regierung zu rechtfertigen. Und, was noch peinlicher war, das Ausland, vor allem Amerika, das für Schachts Reputation stets wichtiger

war als Deutschland, machte so heftig gegen ihn Front, daß selbst sein Präsidentenstuhl in der Reichsbank zu wackeln anfing. Dazu führte die Attacke am Devisenmarkt die Transfertheorie so gründlich ad absurdum, daß auch von dem Währungstheoretiker Schacht nicht mehr viel übrig blieb.

Doktor Schacht, dessen Mut sich immer nur gegenüber Schwächern bewährt, zog aus diesem traurigen Tatbestand die Konsequenz und fiel entschlossen auf die andre Seite. Alle Beteuerungen, die er eben noch im Namen des allein richtigen Sachverstandes abgegeben hatte, wurden über Bord geworfen und ein Zahlungsplan akzeptiert, der sich von der ursprünglichen Forderung der Alliierten nur um eine bescheidene Anfangsdifferenz unterscheidet. Deutschland muß, was wohl kaum zu vermeiden war, genau wie die Allierten, 58 Jahre Kriegsschulden bezahlen, auch wenn man von dem deutschen Publikum die letzten 21 Jahre schamhaft zu cachieren versucht. Es muß im Durchschnitt über 2 Milliarden und lange Zeit gegen 2½ Milliarden entrichten. Auch das ist gegenüber dem Dawesplan noch eine Entlastung, zumal der gefährliche Wohlstandsindex, der sehr leicht zusätzliche Forderungen hätte bringen können, gefallen ist. Aber man darf auch nicht vergessen, daß der Dawesplan ausdrücklich keine endgültige Lösung sein sollte, während die jetzige Regelung Deutschland bindet.

Die Ritter, die ausgezogen sind, um die Welt von Deutschlands Armut und Zahlungsunfähigkeit zu überzeugen, kehren mit gebrochener Lanze heim. Diese Heldentat, Herr Schacht, hätten die Politiker und selbst sozialistische auch noch fertig bekommen.

Marinestatistik von Peter Scher

Wir haben bekanntlich alles — bloß kein Geld,
aber wir haben Gottseidank die teuerste Marine der Welt;
die eigenartigste Verteilung der marinistischen Kräfte haben wir:
Auf ein und einen halben Matrosen kommt ein Unteroffizier.
Aber dafür ist unsere Kommandovirtuosität auch eklatant,
denn auf vier Unteroffiziere kommt ja schließlich doch ein Leutenant,
und auf ich weiß nicht wieviel Leutnants kommt ein Verwaltungsdirektor mit Charakter und aus Stahl,
und auf sechs seelisch gepanzerte Verwaltungshengste kommt ein Admiral,
und auf zwölf Admirale kommt ein Kanzler aus gepanzertem Butterteig —
hipp hipp hurrah — wir beten zum Herrn, daß der Etat sich selbst nicht übersteig'.
Wir werden genesen, wir haben die Nesen noch nicht voll, an unserm Wesen wird die Welt nochmal gesund:
Sechzig Millionen Deutsche kommen, wenn Gott gesund bleibt, noch so lang wir leben wieder gründlich auf den Hund.

Bemerkungen

Rosa Luxemburgs Ermordung

Ein mir als zuverlässig bekannter Gesinnungsgenosse, der achtundzwanzigjährige Kürschnermeister Heinrich Happe in Lüdenscheid (Westfalen), hat mir unlängst, durch Zeitungsberichte über den Jornsprozeß angeregt, folgendes mitgeteilt:

Er, Happe, bereiste 1924/25, aus teils beruflichen teils romantischen Gründen, arbeitend Brasilien. Zu Subida im Staate Santa Catharina (Bahnstation: Blumenau-Hansa) lernte er durch eine Lehrersfrau einen Holzhändler Fritsche kennen, der auch eine kleine Pension betrieb. Dieser Fritsche erzählte mit Vorliebe von seinen berliner Revolutionserlebnissen; vor allem: wie er „mit Oberleutnant Vogel die Rosa Luxemburg killte". Die deutschen Siedler in den brasilianischen Südstaaten sind in ihrer Mehrzahl scharf reaktionär. Ihr Blatt ‚Der Urwaldbote', versichern Kenner, ist in einem Grade ultrarechts, daß unser ‚Völkischer Beobachter' daneben vossisch anmutet. Fritsche lebte schon vor dem Kriege in Brasilien; 1914 gelang es ihm, sich auf abenteuerliche Weise nach Deutschland durchzuschlagen. Er nahm bis Schluß am Kriege teil; 1918/19 war er mit Oberleutnant Vogel zusammen. Welchen Rang er bekleidete, dessen entsinnt Happe sich nicht mehr. Aber er entsinnt sich sehr genau, Briefe und Telegramme von Kapitänleutnant Ehrhardt und andern damals prominenten Herrschaften, darunter auch ein Glückwunschtelegramm des Kronprinzen aus Oels, in Subida gesehen zu haben: lauter Post, die an Fritsche gerichtet war und die dieser dem Besucher stolz zeigte.

Die Ermordung Rosa Luxemburgs schilderte Herr Fritsche so (und Happe erklärt, hier nur zu berichten, was ihm noch vollkommen klar im Gedächtnis hafte): „Wir hatten die Luxemburg auf der Wache. Oberleutnant Vogel verhörte. Dann verlangte die Luxemburg ein Glas Wasser. Man gab ihr eins der dicken Gefangenengläser. Sie fuhr auf: ‚Aus solch einem Glase bin ich nicht gewohnt zu trinken.' Oberleutnant Vogel wurde wütend; er schlug der Luxemburg die Aktenmappe um den Kopf und schrie: ‚Macht das Aas doch gleich kalt!' Wir führten sie raus, killten sie noch im Gang. Die Leiche wurde in ein paar Rollen Stacheldraht gewickelt, auf einen Spreekahn geschafft und ging dann ‚zufällig' über Bord. Darum hat man sie nicht gefunden, hat man sie gar nicht finden können . . . Mir gab Kapitänleutnant Ehrhardt einen Wink und sorgte, daß ich nach hier verschwinden konnte."

Happe kennt aus seinen Erfahrungen in Übersee den Typ des gescheiterten Europäers mit Tartarinzügen. Er versichert aber, Herr Fritsche habe weder den Eindruck eines Gescheiterten, noch den des Aufschneiders, des Pseudologisten gemacht; im Gegenteil, den Eindruck eines konsolidierten Brutalen, dessen Einbildungskraft keineswegs zu besondern Sprüngen ausreiche. „Ein hünenhafter Mensch . . . die großen Augen waren herrisch und anziehend" (Happe).

Der Bericht des Holzhändlers weicht in zwei Punkten von dem einstweilen als objektiv ermittelten Tatbestande ab. Erster Punkt: Die Tötung soll „noch im Gang" erfolgt sein. Durchaus möglich, daß der Täter die Wirkung seiner Schläge oder Schüsse „im Gang" überschätzt; daß er nicht weiß, daß die Halbtote im Auto Lebenszeichen von sich gegeben hat und erst daraufhin endgültig abgeschlachtet worden ist; denkbar, daß er entweder nicht im Auto saß oder an einem Platz des Autos, von wo er nicht beobachten konnte. Zweiter Punkt: Er glaubt, man habe die Leiche nicht gefunden. Da sie

tatsächlich erst ein halbes Jahr nach dem Morde aufgefunden worden ist, zu einer Zeit also, als er längst am Rande des brasilianischen Urwalds saß, mag ihm die Nachricht entgangen sein, und er hält noch 1924 für unmöglich, was 1919 einige Monate lang in der Tat als äußerst unwahrscheinlich gelten konnte.

Es besteht, nach allem, die an Sicherheit grenzende Vermutung, daß der Holzhändler und Pensionswirt Fritsche in Subida, Santa Catharina, Mittäter des viehischen Mords an der großen Führerin ist. Man darf wohl verlangen, daß amtlich nachgeforscht werde, ob der würdigen Belegschaft des Edenhotels, Januar 1919, ein Fritsche angehört hat, oder ob und wem damals ein auf den Namen Fritsche lautender Paß ausgehändigt worden ist. Man darf das um so mehr verlangen, als das beamtete Gesindel, das damals und später in Berlin und in München Mördern zur Flucht verhalf, teilweise noch heute hohe Posten bekleidet.

Das Verbrechen an Rosa Luxemburg, eines der niederträchtigsten der neuern Geschichte, ist weder verjährt bis heute, noch amnestiert. Alle Anständigen im Lande verlangen, daß es seine Sühne finde — soweit Sühnung möglich ist. Muß denn als ausgeschlossen gelten, daß die brasilianische Regierung hierbei hilft? Nach dem (seit dem Kriege übrigens noch nicht förmlich erneuerten) Auslieferungsvertrage zwischen dem Deutschen Reich und Brasilien vom 17. September 1877, Artikel 1 und 6, ist Brasilien zwar nicht verpflichtet, den Täter oder Teilnehmer eines in Deutschland begangenen politischen Mords an Deutschland auszuliefern, aber es ist berechtigt dazu. Unter dem vertragslosen Zustande ist es erst recht berechtigt. Deutschland kann die Auslieferung nicht verlangen, aber erbitten. Selbst wenn die Bitte zwecklos wäre — Klärung bleibt erforderlich.

Kurt Hiller

Filmschikanen

Die deutschen Regierungsstellen und Behörden können für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen, in ihrer Filmfremdheit und -feindlichkeit nirgendwo übertroffen zu werden. Film-, Filmplakat- und Filmphotozensur, Steuerschrauben ohne Ende haben die deutsche Filmindustrie an ihrer Aufwärtsentwicklung behindert. Zahllose Eingaben der deutschen Filmindustrie brachten nur Vertröstungen und leere Versprechungen. Im Gegenteil, seit dem Jahre 1913 ist die Lustbarkeitssteuer auf das Fünffache gestiegen, und die Einnahmen daraus belaufen sich jährlich auf vierzig Millionen Mark. Der Staat dagegen gibt an Subventionen an die Theater aus öffentlicher Hand jährlich fünfzig Millionen Mark. Das bedeutet, daß die Besitzlosen die Vergnügungen der reichen Leute bezahlen müssen. Denn das Kino ist die Unterhaltungsstätte des kleinen Mannes. Noch unverständlicher wirkt das Verhalten der Behörden, wenn man denkt, daß die Stadt Berlin die Steuersätze für ihre beiden Variétés, Wintergarten und Scala, um acht Prozent ermäßigt hat. Die Steuersummen, auf die die Stadt Berlin hierbei verzichtet, belaufen sich auf etwa 700 000 Mark, während der Ausfall einer gleichen Steuervergünstigung für die dreihundertfünfzig berliner Lichtspieltheater 1,7 Millionen Mark betragen würde. Doktor Böß erklärte am 22. August 1928: „Es ist keine große, neu verkündete Sache, wenn ich ausspreche, daß alles, was mit Kultur und Bildung und Fortschritt der Völker zusammenhängt, vom Standpunkt einer weitblickenden Staatspolitik aus überhaupt nicht besteuert werden sollte." Bei diesen schönen Worten ist es geblieben. Der Beschluß der Steuerdeputation des berliner Magistrats dagegen endete in dem kategorischen Satz: „Es liegt keine Not im Kinogewerbe und kein Anlaß vor, die Lustbarkeitssteuer zu ermäßigen."

Eine weitere Folge dieser Steuerpolitik ist die Expansions-Unfähigkeit des deutschen Theaterparks. Während Amerika über einen Bestand von zwanzigtausend durchweg modernen Lichtspielhäusern verfügt, besitzt Deutschland dreitausendsechshundert Lichtspieltheater, von denen zweitausend nur Sonnabends und Sonntags spielen, also praktisch nicht in Betracht kommen. Durch die Herausnahme der fünfzehnprozentigen Lustbarkeits-Umsatzsteuer wird nicht nur der Theaterbesitzer geschädigt, sondern auch die über den Filmverleih in die Produktion zurücklaufende Summe um dreißig Prozent verringert. Die amerikanischen Theater dagegen brauchen für Plätze unter einem Dollar keine Vergnügungssteuer zu zahlen, und auch sonst ist die amerikanische Regierung bemüht, die Filmindustrie in jeder erdenklichen Weise zu unterstützen.

So besitzt Amerika in Washington ein besonderes Filmamt, das erforscht, wie man am besten die im Film liegenden Propagandamöglichkeiten nutzbar machen könne. Wiederholt hat die amerikanische Regierung ihre Armee, ihre Flotte und ihre Luftflotte kostenlos zur Verfügung gestellt, und es sei nur an den großen amerikanischen Fliegerfilm „Wings" erinnert, der ohne die großartige Unterstützung der amerikanischen Regierung überhaupt nicht hätte zustande kommen können. In Frankreich wird nach denselben Grundsätzen gehandelt. Für den großen französischen Film „Die Seeschlacht" stellte die französische Regierung ihre gesamte Flotte zur Verfügung, was um so höher anzuerkennen ist, als in diesem Film nicht etwa Frankreich, sondern die Heimatliebe der Japaner verherrlicht wurde. Rußland hat bekanntlich eine staatliche Filmindustrie, und alle Betriebe, alle staatlichen Organisationen, Angestellte usw. müssen sich für Filmzwecke gegen geringe Vergütung zur Verfügung stellen. Auch Italien versucht mit allen Mitteln, die heimische Filmindustrie zu fördern. Ebenso England.

In Deutschland dagegen wird der Film nur als Ausnutzungsobjekt betrachtet. So verlangte die preußische Krongutverwaltung für Filmerlaubnis im Park von Sanssouci sehr hohe tägliche Gebühren und erteilte die Erlaubnis erst dann, als diese Gebühren für mehrere Tage im voraus bezahlt wurden. Aufnahmen mit Lampen und Lichtmaschinen wurden nicht gestattet, Aufnahmen zu einem historischen Film in Sanssouci verboten, so daß unter großen Kosten im Filmatelier Räume des Schlosses nachgebaut werden mußten. Oft sehen sich Filmfirmen genötigt, da ihnen Aufnahmen der ehemals königlichen Schlösser nicht gestattet werden, in die Provinz oder sogar ins Ausland zu fahren. Eine sächsische Behörde weigerte sich, eine Aufnahmeerlaubnis für die sächsische Schweiz zu geben und beraubte sich damit selber einer überaus wertvollen und wirksamen Propagandamöglichkeit. Auch die deutsche Reichsbahngesellschaft läßt sich Filmaufnahmen recht teuer bezahlen. Abgesehen davon versteht sie es, unter allen möglichen Schikanen und Komplikationen die Genehmigung für Filmaufnahmezwecke zu erschweren. So mußte zum zum Beispiel eine berliner Filmgesellschaft, die vor dem Anhalter Bahnhof Aufnahmen machen wollte, ohne auch nur den Reichsbahnbetrieb dabei im geringsten zu stören, einen Obolus von hundert Mark entrichten. Beim Reichswehrministerium besteht ein Verbot, Reichswehrtruppen im Film zu verwenden, und so sind Filmgesellschaften wie die Ufa gezwungen gewesen, Militärszenen jeglichen Genres in Ungarn zu drehen.

Ebenso unverständlich ist das grundsätzliche Verbot, Kinder unter drei Jahren zu Filmaufnahmen hinzuzuziehen. Sogar die Beschäftigung von Kindern bis zum vollendeten dreizehnten Lebensjahr bedarf der vorherigen Genehmigung der Landesbehörden. Gradezu grotesk war die

Haltung eines berliner Amtsgerichts. Ein bekannter berliner Filmschauspieler war mehrmals zu einer Verhandlung nicht gekommen und hatte sich entschuldigt, daß er Filmaufnahmen wegen unabkömmlich sei. Er erhielt darauf folgende Vorladung: „Für dieses Mal soll von einer Bestrafung wegen Ausbleibens abgesehen werden. In Zukunft wird jedoch die gleiche Entschuldigung keine Berücksichtigung finden, es muß dann ein Vertreter bei den Filmaufnahmen eintreten." Wie sich das Gericht das eigentlich vorstellt, einen Vertreter für einen Filmschauspieler zu finden, wird wohl ewig unergründet bleiben.

Max Magnus

Ein preußisches Kriegsschuldgeständnis

Es ist zu begrüßen, daß sich nachgerade auch unsre Nationalisten zum Geständnis der deutschen Mitschuld am Weltkriege bereit finden. Dieses Geständnis ist um so beachtenswerter, wenn man es in den ‚Preußischen Jahrbüchern' findet, auf deren Umschlag Treitschke und Hans Delbrück als Begründer genannt werden; also derselbe Treitschke, dessen tolle borussische Lehren heute sogar von der noch höchst reaktionären preußischen Geschichtswissenschaft abgelehnt werden; und derselbe Hans Delbrück, der als Vorkämpfer der deutschen Kriegsschuldleugner berüchtigt ist. Der Schriftleiter der ‚Preussischen Jahrbücher', der Historiker Emil Daniels, der bisher einer der „unentwegten" deutschen Unschuldskämpfer gewesen ist, macht jetzt in seinem Maihefte folgendes Geständnis:

„Die englischen Parteien kämpften hauptsächlich darum, wie die außenpolitischen Interessen des Landes zu verstehen seien... Diese Tatsache ist vor den Augen des deutschen Publikums nur dadurch verdunkelt worden, daß die Politik Wilhelms II. eine Einheitsfront der englischen Parteien hervorrief .. Die deutsche Vorkriegspolitik hat einen großen Fehler begangen, als sie durch die ungeduldigen Flottenbauten die Parteikämpfe auf den britischen Inseln unschädlich machte, die nach der Warnung aus dem Mund des britischen Königs den Ausbruch des Bürgerkrieges befürchten ließen. Dadurch, daß er nicht zu warten verstand, hat Kaiser Wilhelm II. den friedlichen Übergang des plutokratischen England zu einer Staatsform, in der die Arbeiter und Angestellten regieren, als blindes Werkzeug des hohnlachenden Weltgeists selber herbeigeführt." Aus Daniels' weitern Ausführungen geht hervor, daß er heute wieder, wie vor dem Kriege, in England und anderswo den Sieg jener sozialer gesinnten und pazifistischeren Geistesrichtung für möglich hält, welche nach Daniels' Auffassung durch die ungeschickte Flottenpolitik Wilhelms II. sehr zum Schaden Deutschlands und der übrigen Welt verdrängt und ausgeschaltet wurde. Daniels erklärt als Abschluß seiner Betrachtung über die Aussichten der englischen Parlamentswahlen: „Wer kann heute sagen, wie morgen die internationalen Machtverhältnisse gelagert sein werden, wie die diplomatischen Gruppierungen aussehen werden angesichts der nationalistischen, kommunistischen und pazifistischen Ideenströmungen?"

Leider legt uns Herr Daniels die peinlichste Antwort auf seine rhetorische Frage nahe. Er veröffentlicht nämlich in demselben Maihefte seiner ‚Preußischen Jahrbücher' als Leitartikel wieder einmal eine Neuinszenierung der dümmsten Fridericus-Verhimmelung.

Werner Hegemann

Metaphysik des Korporalstocks

Wir müssen den Staat wieder so lieben lernen, wie der Soldat im Kriege seine Kompagnie geliebt hat.

Hochmeister Mahraun im Berliner Rundfunk

Die Eine —!

Abends bummeln wir durch die Lokale und schlagen Lärm.
Blaßgesichter sitzen schwach amüsiert an runden Tischen,
Ihre kranken Blicke sehn uns ironisch an.
Wir aber sind groß und stark, und wenn die Weiber kommen,
spreizen wir uns und lachen gewaltig, und Viele sind uns zugetan
und wiegen die Hüften.

Da ist Eine, die lacht mich aus, wenn ich sie packen will.
Ihre Lippen sind knallrot, ihr Haar ist blond —
Alle sagen, ich krieg sie nicht.

Manchmal spielt die Arizona-Band einen schmachtenden Tango.
Dann tanzt sie im dämmrigen, farbigen Licht wie eine Bajadere.
Ich aber stehe an der Theke und nehme einen nach dem andern
und mach mich kaputt.

Alle sagen, ich krieg sie nicht. —

Morgen aber folg ich ihr athletenhaft auf Schritt und Tritt,
Treib sie in die Enge und streichel sie und mach sie zahm.
Wenn sie dann lächelnd und unschuldig fragt: „Hast du auch Geld —?"
pack ich sie stracks und trag sie hinaus,
ins Auto, durch die Straßen, durch die Welt — überallhin.

Ernst M. Höhne

Ansage eines Journalistenbuchs

„Facit", ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik, erscheint in diesen Tagen im Enoch-Verlag Hamburg. Ernst Glaeser, der Herausgeber, schreibt dazu im Vorwort:

In dieser Sammlung wird der Versuch unternommen, wichtige und typische Aufsätze deutscher Schriftsteller und Journalisten vor der Zeitungsmakulatur zu retten. Es kam dem Herausgeber nicht darauf an, schöne, geistreiche, malerische Feuilletons der deutschen Leserschaft als Sonntagsmorgengabe zu präsentieren. sondern durch die vereinigten Beiträge nachzuweisen, über welche Tatbestände heute in der literarischen Publizistik nachgedacht wird.

Es ist klar, daß jeder Autor für sich steht — daß in diesem Buch nicht programmatisch in Gesinnung gemacht wird, daß es sich lediglich um einen Überblick handelt — um eine Diskussionsbasis, auf der zu entscheiden wäre, wieweit die deutsche Publizistik öffentliche Interessen vertritt oder nicht …

Es war mir als Herausgeber gleichgültig, wieweit die wirtschafts-politische Gesinnung der einzelnen Autoren ihr Thema klärte oder verschleierte, ob einer „tendenziös" sei oder verbindlich — es genügte mir festzustellen, ob das Thema, über das einer nachdachte, wichtig war oder nicht.

Von hier aus muß auch der Titel „Facit" begriffen werden. Er entstammt nicht ästhetischen, sondern soziologischen Kategorien. Zeitlich erstreckt er sich auf die Jahre 1928/29 — die Schärfe des Querschnitts geht durch eine Publizistik, die in dieser Zeit einflußreich war und thematisch wichtig. Man wird — um eine verständliche Phrase aufzunehmen — Arbeiten von „Rechts" vermissen, man wird mir vorwerfen, ich gäbe zu den wichtigen Themen nicht das weltanschauliche Komplement — es ist nicht meine Schuld, daß ich unter den thematisch wichtigen Berichten aus der deutschen Publizistik in diesen Jahren keine Arbeit fand, die eine Auffassung von „Rechts" spezifisch klar machte. Dort werden in den besten Gebieten immer noch Essays geschrieben, Abhandlungen, denen jene Nähe zum Gegenstand fehlt, die diese Berichte auszeichnet — dort wird noch ästhetisch gedacht und nicht soziologisch.

Praktische Publizistik nimmt Romanthemen voraus. In diesen

Berichten sind oft in zwei Zeilen die künstlerischen Themen von morgen angedeutet. Daneben laufen kritische Sichtungen und, besonders in der Abteilung II, klare Darstellungen, über das System, unter dem wir leben, und seine organisatorische Macht. Das Buch erfaßt in seiner Hauptsache literarische Bezirke, es will den Gegenständen dieser Zeit dienen, indem es sie leicht faßlich bewegt, es bemüht sich, unter Verzicht auf jedes Amüsement, zu orientieren, und besonders um eine Sammlung jener Gedanken, die es nicht verdienen, vergessen zu werden, weil sie nur einmal erschienen sind . . . Romane werden jahrelang verkauft — warum sollen nicht einmal Arbeiten, die ebenso wichtig sind, wenn auch nicht ebenso „schön", warum sollen gute Gedanken, Tatbestände und Kommentare dieser Zeit das gleiche Schicksal haben wie kurzfristige Inserate?

Es geht um Vorfälle und manchmal sogar um Situationen, die praktisch vorhanden sind. Es geht um Meinungen, die sich auf Kenntnisse stützen, nicht um die landesüblichen Erzählungen und Romane. Bei jeder Impression ist der Gegenstand nachweisbar, das Kontrollrecht des Lesers ist auf keiner Seite durch Metaphern beschränkt. Die Zeit ist vorhanden, denn es wird über sie nachgedacht.

Ihre Erscheinungen und Diskussionen werden aufgezeichnet. Es werden Forderungen gestellt, es werden Thesen angeschlagen — man verlangt eine Haltung. Man sichtet die Vorgänge. Man läßt sich nicht ästhetisch treiben. Man ordnet ein.

Es gilt heute nicht mehr die Herzen, sondern den Verstand zu rühren. *Ernst Glaeser*

Kolonialtriller

Dem deutschen Volke nahm man die Kolonien

Ein 60-Millionen-Volk, ein Volk der Dichter und Denker, zu dessen Söhnen Goethe, Schiller, Lessing, Kant etc. gehören, ächtete man als Barbaren. Man sprach ihm die Fähigkeit ab, in den Kolonien Kulturarbeit zu verrichten.

Was aber tat England in Asien?

In seinem imperialistischen Streben unterwarf es dort die Völkerstämme, raubte dort die kostbaren Landesprodukte gegen Pfennigbezahlung, machte die einheimischen Fürsten zu Strohmännern der Gouverneure und nannte dann das Ganze **„Englisches Schutzgebiet".**

War dieses Kulturarbeit?

Das neue Kunstwerk Pudowkins

„Sturm über Asien"

ist eine glühende Anklage gegen die Gewaltherrschaft in der Mongolei. Nun versuchen gewisse politische Kreise Englands dieses Zeitdokument Pudowkins, das seines hohen Kunstwertes wegen in Deutschland einen

Sturm der Begeisterung bei Publikum und Presse

entfachte, auf diplomatischem Wege, die weitere Aufführung in Deutschland zu unterbinden.

Hat England Grund, seine Kulturarbeit der Welt zu verheimlichen? / Soll hier etwas vertuscht werden? / Wenn nichts zu vertuschen ist, weshalb soviel Lärm? „Barbaren" können doch nur von den kolonisatorischen Maßnahmen des britischen Weltreichs lernen!

Nur Imperator-Lichtspiele

Hildesheimer Strasse 23/24

Hannoverscher Anzeiger

Antworten

Liberaldemokrat. Denn Sie werden doch nicht verlangen, daß wir Sie „Sozialdemokrat" nennen — das waren Sie einmal, das sind Sie nicht mehr. Aber hören wir dieses hier; es geht Sie an, es geht uns alle an. „Es sind nicht eigentlich die Enthüllungen über die Vorgänge bei der Ermordung Karl Liebsnechts und Rosa Luxemburgs, über Schuldige und Mitschuldige dieser Tragödie, in denen die Bedeutung des Prozesses Jorns gegen Bornstein liegt." Wer spricht da? Das muß jemand sein, dem es nicht angenehm ist, wenn auf die „Vorgänge" bei der Ermordung zurückgegriffen wird ... es ist ihm auch nicht angenehm. Es ist Ihr Parteigenosse Wolfgang Heine, den es auch noch gibt, und der nun auspackt, was er zu dieser SPD-Schande zu sagen hat. Es ist nicht viel, und man braucht nicht hinzuhören. Aber das wollen wir doch in Ordnung bringen: es geht nicht an, daß die Arbeiterverräter von damals heute „Geschichte" machen. Wer so hereingefallen ist, wie zum Beispiel Herr Heine; wer einen solchen Menschen wie den Herrn Doyé, den Presselieferanten für ff. Greueltaten („Sechzig Kriminalbeamte ermordet!") gedeckt hat; wer bis fünf Minuten vor dem Kapp-Putsch nicht gewußt hat, wo Gott wohnt, der schweige. Herr Heine ist nicht legitimiert, noch irgendwo seine Stimme abzugeben. Daß ihr dergleichen in eurer Partei duldet, ist eure Sache. Die Folge bleibt nicht aus: euer Zulauf besteht aus Mitläufern, Unzufriedenen — wo sind die jungen Menschen? Bei euch können sie nicht sein, zu euch gehören sie nicht. Zum Glück habt ihr Pech. Die Machtmittel der KPD sind groß genug, daß es heute schon eine Reihe guter Darstellungen jener Tage tiefster Schande gibt — Geschichten jener verunglückten Revolution, in denen eure Helden Noske, Ebert, Heine so dargestellt werden, wie sie wirklich gewesen sind.

A. M. Frey. Sie haben an die Redaktion der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' das folgende Schreiben gerichtet: „In Ihrer Nummer vom 8. Mai, die mir hierher nachgeschickt worden ist, haben Sie mein neues Buch ‚Die Pflasterkästen' einer kurzen Kritisierung unterzogen. Ich habe selbstverständlich von Ihrer Seite nur eine Ablehnung erwartet. Jedoch mir scheint, Sie machen es sich ein wenig zu leicht. Ihr billiger Spott genügt nicht, um mich zu vernichten, Sie dürfen Ihre Gegner — und Ihre Leser nicht zu sehr unterschätzen. Einer Ihrer Abonnenten — hier in Tirol sind ja welche vorhanden — ist ebenfalls mit dem Buch nicht zufrieden (besser: er ist unzufrieden durch das Buch — eine Wirkung, die erwünscht ist — aber er ist mit der hämischen Weise, in der Sie ablehnen, durchaus nicht einverstanden. Ich reiße nicht, Wunden, die der Krieg schlug, auf, um mit dem Finger darin herumzubohren' — sondern diese Wunden, denken Sie, sind allesamt noch nicht verheilt. Der Ansicht ist Ihr Abonnent auch. Das könnte Ihnen so passen, diese Wunden als längst erledigt zu erklären (den Heeren von geistig und körperlich Verstümmelten sind die fehlenden Organe wieder gewachsen, wie?) alles in bester Ordnung zu erklären, damit Sie auf solch schöner Basis zu einem neuen Kriege blasen können. ‚Nie wieder Krieg!' souffliere ich? Ach, diese Losung erschiene mir viel zu schwach. Gegen die hätten Sie leiches Spiel: man läßt die friedfertigen Rufer in solchen Rufen sich erschöpfen, belächelt sie und tut dann, was man für einträglich hält. Nein, wenn Sie mir schon eine Devise anhängen wollen, dann müssen Sie mich etwa mit dem Schrei: Krieg dem Kriege! abstempeln. Gegen Leute, die wie Ihresgleichen skrupellos über den heutigen Maschinenkrieg hinwegzutändeln versuchen, muß man es nicht mit beschwörenden Worten probieren, sondern mit Kampf. Ein ‚schriftstellernder Sanitäter' bin ich? Diese Bezeichnung ehrt mich,

obwohl sie nicht stimmt, ich bin seit zwanzig Jahren Schriftsteller von Beruf. Ich arbeite „nicht mit sterilen Instrumenten", höhnen Sie? Gottlob, nein! Ihre Art, Dinge abzulehnen, die Ihnen nicht in den Kram passen, ist freilich steril, aber das scheinen Sie ja für einen Vorzug zu halten. Wie arbeite ich also nach Ihrer Meinung? ‚Mit tendenziös infizierten Instrumenten.' Ich bin demnach ein schriftstellernder Sanitäter, womit Sie meinen: schmierender Dilettant, der die Leser tendenziös infiziert, das heißt, sie mit Gift und Schwindel versieht. Ich war drei Jahre im Sanitätsdienst eines Infanterieregimentes und immer an der Westfront. Ich habe diese Dinge, die ich da niedergeschrieben habe, erlebt — und schlimmer erlebt, als ich sie niedergeschrieben habe. Ich kann diese Offiziere, die Champignons für Stäbe züchteten, statt sich der kranken Soldaten anzunehmen; die sich allein in einen Stollen verkrochen, wenn Arilleriefeuer kam; die einen Krankenträger bestrafen wollten, weil er das Sanitätsabzeichen nicht trug, das er nicht zu tragen hatte; die betrunken waren, wenn es darauf ankam, nüchtern zu sein — ich kann diese Offiziere benennen und habe Zeugen für die Wahrheit der geschilderten Vorgänge. Sollte ich eines Tages Namen aussprechen, so wird die Deutsche Allgemeine Zeitung das Verdienst für sich beanspruchen können, mich durch Ihre Verdächtigungen auf diesen Weg gewiesen zu haben." Die ‚D.AZ.' hat den Brief nicht abgedruckt.

Pressestelle des Polizeipräsidiums. Du schreibst: In Nummer 21 der „Weltbühne" vom 21. Mai 1929 zitieren Sie in dem Artikel „Kommunistengesetz"? eine Verfügung des Herrn Polizeipräsidenten, die dem Wortlaut und dem Sinne nach falsch wiedergegeben ist. Der tatsächliche Wortlaut der Verfügung lautet folgendermaßen: „Nach einer Zeitungsnotiz hat die Deutsche Liga für Menschenrechte, einen Ausschuß aus Verwaltungspraktikern, Polizeifachleuten, Juristen und Journalisten eingesetzt, mit der Aufgabe, die Vorgänge vom 1. bis 3. Mai 1929 zu klären und die rechtlichen Folgen festzustellen! Ich untersage hierdurch allen Beamten, Angestellten und Arbeitern des Polizeipräsidiums Berlin, sich an den Arbeiten dieses Ausschusses, von dessen Einsetzung mir übrigens in keiner Weise Mitteilung gemacht worden ist, zu beteiligen." Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung ergebenst gez.: Schöny. — — Falsch nach Wortlaut und Sinn? Der Wortlaut war nicht völlig genau; wir verdanken ihn nicht der Indiskretion eines jener Untergegebenen des Herrn Zörgiebel, denen der Chef zwar den Mund verbietet, aber nicht den Karabiner, sondern einem Leser, der auf einem Polizeirevier den Anschlag gesehen und sich gemerkt hat. Das ist schwierig, und deshalb war der Wortlaut an einer übrigens nicht erheblichen Stelle ungenau, aber der Sinn der Verfügung war durchaus präzise wiedergegeben. Die Pressestelle berichtigt nichts, sondern bestätigt nur, was hier gesagt wurde. Dafür bin ich ihr aufrichtig dankbar.

Telephonnummer für Redaktion und Verlag der ‚Weltbühne' ab 1. Juni: Steinplatz 7757.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 1. August die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Areopag von Carl v. Ossietzky

Der Ausschuß zur Untersuchung der berliner Maivorgänge hat in der vergangenen Woche zwei überfüllte Meetings abgehalten. Die Versammlung im Großen Schauspielhaus war von mehr als viertausend Personen besucht, wobei nicht geschätzt werden kann, wie viele keinen Einlaß mehr fanden, die andre Veranstaltung, im Proletarierviertel am Wedding, mußte durch eine Parallelversammlung ergänzt werden. Ein hochansehnliches Ergebnis, wenn man bedenkt, daß uns Propagandamittel kaum zur Verfügung standen. Ein Ergebnis, das unmißverständlich zeigt, wie groß im Publikum der Wunsch nach Klärung ist und wie groß auch die Sünde der Behörden ist, die diese Klärung, zu der sie verpflichtet sind, unterlassen haben.

Wir haben uns über unsre Aufnahme durch die Presse keine Illusionen gemacht. Es bleibt festzustellen, daß die linksbürgerlichen Blätter unser Unternehmen kritisch und ablehnend behandeln, aber ohne Verunglimpfung und ohne häßliche Unterstellungen. Die persönliche Besudelung bleibt dem honorigen Regierungsorgan, dem ‚Vorwärts' vorbehalten, der in einer amateurhaften und deshalb beinahe unschuldig anmutenden Niedertracht eine Rivalerie zwischen Stefan Großmann und mir zu konstruieren sucht. Es mag hingehn; selbst die Gemeinheit muß gelernt sein. Aber die Sache wird weniger spaßhaft, wenn der ‚Vorwärts' uns „intellektuelle Strohpuppen" der KPD. nennt und wenn er von politischen Geschäften mit den Toten der Maitage und von „Leichenschändung" zu sprechen wagt. Was das Letztere anbelangt, so sollte das Regierungsblatt etwas vorsichtiger sein, denn es hat schon lange keine guten Beziehungen mehr zu den Lebendigen. Und auch das mit den Strohpuppen ist, gelinde gesagt, etwas übertrieben. Wer die nichtkommunistischen Mitglieder des Ausschusses, wer den Rechtsanwalt Apfel, wer Alfons Goldschmidt, Stefan Großmann und den Schreiber dieser Zeilen ein wenig kennt, der weiß auch, daß dies nicht die geeigneten Darsteller für Marionettenrollen im Dienste einer politischen Partei sind.

Wir haben uns nicht aufgedrängt, denn jeder von uns hat in seiner eignen Zone genug zu tun. Wir handelten nur aus dem Gefühl, notwendig zu sein. Nachdem der preußische Innenminister schützend vor die Polizei getreten war, konnte von einer Untersuchung der Vorgänge oder gar Bestrafung der Schuldigen nicht mehr die Rede sein, und es blieb nur noch die Sammlung von ein paar Menschen übrig, die das Gefühl für das Gewicht von dreißig Toten nicht verloren haben und denen die Vorstellung absurd erscheint, daß die Verüber von dreißig Totschlägen unerkannt in jener Institution weiter wirken sollen, der die Sicherheit der Stadt Berlin anvertraut ist.

Um alle weitern Unterstellungen zu verhindern: wir haben im Ausschuß mit den kommunistischen Mitgliedern gut und kameradschaftlich zusammengearbeitet. Sie haben uns nicht zu beeinflussen gesucht, wir sind selbständig geblieben.

Wir haben in kommunistischen Politikern, mit denen wir in der Vergangenheit manchmal die Klinge gekreuzt haben und denen wir in Zukunft gewiß wieder auf einem andern Felde begegnen werden und die in der Phantasie geängstigter Spießer den moskowitischen Schrecken personifizieren, ruhige und verantwortungsbewußte Männer gefunden, und wir haben in dem kommunistischen Stadtarzt von Neukölln, Doktor Schmincke, einen freien und humorvollen Menschenfreund gefunden, dessen Bekanntschaft lohnt. Der Ausschuß hat als politischen Zeugen den Abgeordneten Pieck vernommen und ihm, das möchte ich mit aller Deutlichkeit betonen, die Sache nicht leicht gemacht, sondern ihm sehr delikate Fragen gestellt, auf die ein Parteiführer in öffentlicher Versammlung nicht gern eingeht, und Herr Pieck hat loyal geantwortet. Der Zweifel ist erlaubt, ob Herr Otto Wels nicht mehr Geheimnisse zu verwahren hat als dieser angebliche Chef des kommunistischen Generalstabs für den roten Aufruhr. Wenn der ‚Vorwärts' behauptet, daß diese Befragung nur eine Komödie gewesen sei, so kann dem leicht entgegengehalten werden, daß die Viertausend im Großen Schauspielhaus einen ganz andern Eindruck davon erhalten haben.

Aus alledem hat sich etwa dies Bild ergeben: die Kommunistische Partei hat am 1. Mai das Demonstrationsverbot nicht anerkannt, sie hat sich darin nur als die orthodoxe Tochter der weitherzig gewordenen sozialdemokratischen Mutter gezeigt, aber sie hat nichts getan, um Gewalttätigkeiten herbeizuführen und nicht dazu herausgefordert. Für den 1. Mai verlangt der überwiegende Teil der Arbeiterschaft das Recht auf die Straße. Dieser Zug durch die freie Straße symbolisiert das letzte Ziel des Sozialismus: die Befreiung des ganzen Erdkreises durch den arbeitenden Menschen. Ob das eine romantische Verstellung ist und die bisherige Form der Maifeier altmodisch, stand nicht zur Debatte. Darüber haben nur die beiden sozialistischen Parteien zu entscheiden und eine so prinzipielle Auffassung hat auch bei Herrn Zörgiebels Verbot nicht mitgespielt. Hier waren aktuellere Motive im Spiel. Jedenfalls haben wir auf Grund zahlreicher alter und neuer Dokumente festgestellt, daß die Mehrzahl der Arbeiterschaft die öffentlichen Maiumzüge als eine unantastbare Überlieferung auffaßt und das Verbot grade durch einen Parteisozialisten als eine Herausforderung empfindet, die sie nicht widerstandslos hinnimmt.

*

Unsre Versammlungen hatten eine Neuheit: die öffentliche Zeugenvernehmung. Wir sind schnell übereingekommen, daß die hergebrachte Form, Protestreden aneinanderzureihen, der rednerischen Improvisation zuviel Spielraum gibt und deshalb nicht bis ins Letzte überzeugt. Die Opfer der polizeilichen Exerzitien selbst mußten sprechen. Nicht aus verlesenen Protokollen, sondern aus den Aussagen von Augenzeugen in öffentlicher Sitzung mußte sich das noch unfertige Bild der traurigen Vorkommnisse runden. Auf unsern Aufruf meldeten sich in wenigen Tagen viele Hunderte von Verprügelten und Verwundeten, die von Herrn Doktor Apfel mit allem notwendigen Ernst befragt wurden, ob sie bereit wären, dieses Zeugnis mit

voller Namensnennung in öffentlicher Sitzung abzulegen und ob sie weiter bereit wären, die Bekundung auch an Gerichtsstelle zu wiederholen. So sind diese Zeugenaussagen zustande gekommen. Hier ist kein abgekartetes und durchgeprobtes Theater gespielt worden, keine „kommunistische Revue", wie der redliche ‚Vorwärts' sich auszudrücken beliebt, hier tagte ein freier Gerichtshof, ein volkstümlicher Areopag zum Zwecke, der Wahrheit zu dienen und unter Lügen verschüttete Tatbestände wieder ans Licht zu holen. Die Zeugen waren keine aussortierten Figuranten, denen ihr Text mühsam souffliert wurde. Hier wackelten keine Kulissen, wie manchmal in den legitimen Gerichtshöfen der Staaten. Die Mehrzahl der Zeugen bestand aus Parteilosen und politisch Uninteressierten, Menschen aus allen Klassen, die nur ihr Gewissen getrieben hatte, öffentlich zu sagen, was sie mit Augen gesehen hatten; grade deshalb waren ihre kargen Worte überzeugender als das dröhnende Pathos der Anklage. Wir rechnen es uns als Verdienst an, diese sonst Stummen zum Reden gebracht zu haben. Unbefangen sprachen diese Männer und Frauen auf der Tribüne riesengroßer Räume, ohne Furcht und Lampenfieber. Daraus könnten unsre beamteten Justizpersonen, die so oft über die Verstocktheit und Verwirrung von Zeugen klagen, einiges lernen. Denn diese einfachen Menschen hatten Vertrauen. Sie wußten, daß sie nicht angefahren wurden, wenn sie stockten, sie wußten, das über einem Irrtum nicht die neunschwänzige Katze des Meineidsverfahrens hing. So fanden sie sich schnell in die ungewohnte Situation, auf erhöhtem Platz vor ein paar tausend Menschen zu reden. Ihre Bekundungen sind mit Namen und Adressen versehen; jeder einzelne der Zeugen weiß, daß hier kein Schaustück gezeigt wurde, sondern daß wir nichts sehnlicher wünschen, als daß ein objektives und unvoreingenommenes Gericht unsern freigewählten Areopag ablöse.

Wir haben schließlich Lichtbilder gezeigt, eine kleine Folge von Filmaufnahmen aus den Tagen vom 1. bis 4 Mai. Da sind die sogenannten Barrikaden zu sehen, ein paar Kopfsteine und Bohlen, weit unter der halben Höhe einer Brustwehr, offensichtlich nicht zu Kampfzwecken zusammengeworfen, sondern um die unbarmherzigen Verfolger für Minuten zu hindern. Dann wieder sieht man Polizisten, die über ruhig gehende Menschengruppen herfallen und drauflosschlagen; man sieht sechs Ordnungshüter, die mit der Lässigkeit des kraftbewußten Helden um einen Mann herumstehen, der blutend auf dem Pflaster liegt. Und man sieht schließlich — ein unvergeßliches Bild — drei verbindlich grinsende Polizisten, den Karabiner im Anschlag gegen die obern Etagen eines Hauses. Sie erfüllen ihren blutigen Dienst mit der Heiterkeit von Kämpfern, die wissen, daß sie ohne Gegner sind und nur gelegentlich in ein paar Köpfe oder Beine schießen müssen, um ihren Krieg noch um einen Tag zu prolongieren. Mehr als eine Aussage oder ein Dokument trägt dieses eine Bild zur Klärung der Schuldfrage bei.

*

Wann werden die hochmögenden Herren der Sozialdemokratie endlich begreifen, daß es eine Affäre Zörgiebel gibt?

Die selbstbewußt abwimmelnden Ministerreden können nicht verhindern, daß sich die Genossen für diese köstliche Gabe ihres kölner Parteivereins an die Stadt Berlin zu interessieren beginnen.

Der Herr Polizeipräsident befindet sich zur Zeit, teils zum Studium, teils zur Erholung in England. Es ist aufrichtig zu wünschen, daß er sich drüben mit den Akten des vorjährigen londoner Polizeiskandals befaßt. Damals wurde laut, daß ein paar Kriminalbeamte nachts im Hyde-Park junge Frauen belästigt und bei der Sistierung eines Liebespaars dem Mädchen unerlaubte Zumutungen gestellt hatten. Deswegen brach im Lande ein Sturm ohnegleichen aus. Fast hätte eine Interpellation im Parlament das Kabinett Baldwin zu Fall gebracht. Der Skandal stürzte sofort den Polizeipräsidenten, und ein neuer strenger Herr hielt in Scotland Yard fürchterlich Musterung und warf die untauglichen und brutalen Beamten zu Hunderten hinaus. England ist ganz gewiß nicht mehr das klassische Land der Bürgerfreiheit, aber es gibt dort noch immer ein öffentliches Gewissen und ein lebendiges Habeas-Corpus-Gefühl. Wenn ein paar kleine Polizisten, die dem nächtlichen Sexualtrubel des Hyde-Parks nicht widerstehen konnten, sondern auf ihre Weise davon zu profitieren suchten, ihrem obersten Chef den Kragen kosteten und fast auch der Regierung, so braucht man nicht zu fragen, was berliner Polizeimethoden in England für eine Wirkung hervorrufen würden.

Es gibt in Deutschland noch keinen Sinn für Bürgerfreiheit, nicht für verfassungsmäßig verbriefte Garantien. Es gibt, vor allem, kein Habeas-Corpus-Gefühl. Sonst könnte kein Minister wagen, Herrn Zörgiebel und seine Prätorianer zu decken. Der Untersuchungsausschuß hat seine Arbeit erst begonnen.

Die Sitzung geht weiter.

Matteotti von Tyl

Ermordet am 10. Juni 1924

Anfang 1924 erscheint im Verlag des Pressebureaus der Unitarischen Sozialistischen Partei Italiens eine interessante Broschüre. Sie heißt: „Ein Jahr Fascistenherrschaft", und man erfährt daraus allerhand Aufschlußreiches. So zum Beispiel, daß vom November 1922 bis November 1923 die Engrospreise im Durchschnitt zwar von Index 696 auf Index 726 gestiegen, die Arbeitslöhne jedoch von 25 Lire pro Tag auf 19 Lire pro Tag gesunken sind. Daß das Monatsmittel der Konkurse statt 297 im Vorjahr in dem ersten Fascistenjahr 443 beträgt. Daß nicht weniger als 517 Dekrete mit Gesetzeskraft (unter Umgehung des Parlaments) erlassen wurden gegen höchstens 400 in der Notstandszeit 1915 bis 1922. Den Hauptteil der Broschüre nimmt dann allerdings eine ausführliche und nominelle Aufzählung aller Gewaltakte des Regimes ein, so da sind: Mißhandlungen durch Manganello und mittels Rizinusöl, Brandstiftungen, Gefangensetzungen und Meuchelmord. Im Ganzen gegen 1800 in einem Jahr. Als Autor der Broschüre zeichnet

Giacomo Matteotti, Sekretär der PSU., ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, als Tridentiner engerer Landsmann Battistis, glücklicher Gatte und Vater dreier Kinder, ein Parlamentarier internationalen Rufes, von großer Beredsamkeit und beneidenswerter Verve und Kühnheit.

Es ist das Jahr nach der Ruhrbesetzung. Deutschland akzeptiert den Dawes-Plan. In Frankreich wird um das große Kartell gehandelt. Italien hat aus Protest gegen die Ermordung eines seiner Generalstäbler auf griechischem Boden Korfu bombardiert und die Inseln okkupiert. Im Lande sind Neuwahlen ausgeschrieben, die alles andre als glatt vorübergehen — die Wahllokale sind von Miliz besetzt, aktive Soldaten, Kinder und Tote stimmen mit für die „nationale" Liste, der Maximalist Antonio Piccinini, Kandidat für Bologna, wird mitten in der Wahlkampagne ermordet, von seinem Wahlkreis jedoch auch noch als Toter in die Kammer gewählt. Immerhin hat die vereinigte Opposition — Republikaner, Unitarier, Maximalisten, Kommunisten, konstitutionelle Opposition, Giolittianer — von den 469 Sitzen auf Monte Citorio noch 127 für sich erobern können. Trotz aller Wahlmanöver erlauben sich noch immer mehr als zwei Millionen Italiener mit dem Fascistenregime nicht einverstanden zu sein.

Am 21. April stirbt in der amerikanischen Fabrikstadt Pittsburg irgendwo in einem Hotelzimmer Eleonora Duse. Am 28. April wird ein Dekret mit Gesetzeskraft erlassen, wonach das Verbot der Glücksspiele in Italien unter gewissen Bedingungen aufgehoben wird; die Konzession zur Errichtung von Spielkasinos wird gegen Hinterlegung von 1 Million Lire zu Händen des Provinzpräfekten freigegeben — dies fürs erste Jahr — in den folgenden Jahren kostet es bloß 500 000 Lire. Und am 25. Mai wird mit einer magern Thronrede des kleinen Königs die Kammer eröffnet. Zwei Tage später reist die Königsfamilie nach England und Spanien.

Gleich in den ersten Sitzungen gibt es Krach. Giacomo Matteotti erhebt sich und sagt wörtlich: „Wir bestreiten die Gültigkeit der Wahlen. Kein einziger Italiener ist frei zur Urne gegangen. Die Notare, die die Wahllisten verifizieren sollten, wurden an der Ausübung ihrer Pflicht durch Brachialgewalt gehindert. Als Amendola in Neapel sprechen wollte, war Miliz aufgeboten und hat ihn am Sprechen gehindert. Wir stellen den Antrag auf Annullierung der Wahlen." Worauf der Vizepräsident Giunta die Opposition eine Horde nennt, die Tribünen geräumt werden und die Sitzung unterbrochen wird. Die Deputierten Amendola und Misuri, beide schon in den letzten Monaten wiederholt Opfer fascistischer Überfälle mitten in Rom, werden wiederum auf der Piazza Colonna beschimpft und bedroht. Der Deputierte Matteotti erhält von nun an allmorgendlich eine Reihe anonymer Briefe. Er stellt an die Stadtpolizei das Begehren, ihm ihren Schutz angedeihen zu lassen; seiner Bitte wird willfahrt.

Am 9. Juni, Montag — Mussolini hat inzwischen in der Kammer eine Art Versöhnungspolitik initiiert — ergeht ein telephonischer Anruf seitens der Polizeidirektion an das zuständige Revier, daß vom heutigen Tage an die polizeiliche

Schutzbegleitung für den Deputierten Matteotti bis auf weiteres wieder aufzuheben sei. Am selben Tage präsentiert sich bei dem Autounternehmer Tommasini der Privatchauffeur von Filippo Filipelli, Direktor des von der Regierung subventionierten Radaublattes ‚Corriere Italiano', und mietet für den nächsten Tag, Dienstag, einen Wagen für eine längere Landpartie, da die beiden Privatwagen in der Reparatur oder bereits über Land seien. Auf der Tagesordnung der Kammer steht das Budgetprovisorium bis 31. Dezember 1924; als eingetragener Redner obenan: Giacomo Matteotti. Ende Juni soll die Kammer auf Ferien gehen, es ist schon heiß in Rom.

Man spricht und munkelt allerhand in den Wandelgängen, was dieses Budget betrifft. Spielbankkonzessionen, Finanzierung der fascistischen ‚Tscheka' aus Staatsmitteln, der Vertrag mit der amerikanischen Petroleumgesellschaft Sinclair — das Ganze verdichtet sich zu einem Generalangriff gegen den Unterstaatssekretär im Innenministerium, Finzi, der, als einer der nächsten am Richterstuhl Gottes, gemeinsam mit de Buono, Polizeipräsidenten und Oberkommandierenden der fascistischen Miliz, und Cesarino Rossi, Pressechef des Ministerratspräsidiums, allmorgendlich mit dem großen Renegaten — auch Finzi und Rossi sind ehemalige Syndikalisten — die intimsten Angelegenheiten besprechen darf. Jedenfalls soll die Aktenmappe Matteottis voll des belastendsten Materials in einer gewaltigen Korruptionsaffäre gewesen sein, als er Dienstag, den 10., kurz nach vier Uhr seine Wohnung verläßt, um sich in die Kammer zu begeben. Er ist nie wieder nach Haus zurückgekehrt.

Er geht den Tiber entlang, Lungotevere Arnaldo da Brescia. Es ist schon heiß in Rom, kein Mensch auf den sonnenglühenden Straßen. Dort aber steht ein Auto, drei Männer darum, ein vierter löst sich von der Gruppe und geht auf Matteotti zu. Matteotti weicht aus, da springt noch ein fünfter von hinten auf ihn, versetzt ihm einen Hieb in den Nacken, versucht, ihm die Arme auf dem Rücken zusammenzuhalten. Matteotti, jung und schlank, ein behender Kämpfer, doch keineswegs von großer Körperkraft, kann sich von diesem Schlag zwar noch erholen, richtet sich auf, läuft davon und läuft einem der Männer beim Auto gradewegs in die Arme. Matteotti erhält einen Hieb in die Magengrube und knickt wie ein Taschenmesser zusammen. Als er sich nochmals zusammenreißen will, greifen auch schon die drei Helfershelfer ein, pakken ihn an Armen und Beinen und schleppen ihn ins Auto. Er schreit, man drückt die Hupe, um seine Hilferufe zu übertönen. Mit einem Fußtritt zerschlägt er das Fenster, aber der Wagen gibt Gas und saust in einer unendlichen Staubwolke gegen die Porta Flaminia davon. Zeugen dieser Vorgänge sind: Amerigo Mascagni, ein dreizehnjähriger Junge, der in der Nähe am Kai gestanden hat, die Advokaten Gavanni und Luigi Gualdi, die aus dem Fenster gesehen haben, und die Portiersfrau im Hause des Advokaten Gavanni. Ihre Zeugenaussagen werden erst Donnerstag der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Erst am Donnerstag berichten die Abendblätter von dem „rätselhaften Verschwinden des Deputierten Matteotti"

Inzwischen ist Folgendes geschehen: bereits Mittwoch vormittag stürzt Frau Matteotti atemlos in die Kammer. Ihr Mann ist der pünktlichste Mensch von der Welt — zehn Lire in der Tasche — sie ahnt Böses. Sie wendet sich zuerst an den Parteifreund ihres Gatten, Genossen Modigliani. Der ruft die nächste Wachstube an und macht Mitteilung von dem Verschwinden Matteottis. Antwort: „Wir wissen schon —." „Woher wissen Sie?" — „Frau Matteotti war bei uns." Aber Frau Matteottis erster Weg war in die Kammer.

Die Aufregung in der Stadt steigt. Die Kammer fiebert. Am Donnerstag erklärt der Ministerpräsident trocken und geschäftsmäßig: „Der Deputierte Matteotti ist unter noch nicht genau aufgeklärten Umständen verschwunden. Die Polizei hat sofort die Nachforschungen aufgenommen und ist bereits auf der Spur von einigen verdächtigen Individuen. Ich möchte nur wünschen, daß Matteotti recht bald in unsre Mitte zurückkehrt." Die Opposition ist zuerst starr vor der Kälte dieser Erklärungen. Dann bricht es los: „Am dritten Tage nach dem Delikt wissen wir noch nicht, ob wir Matteotti je wiedersehen! Der Präsident soll sprechen! Der Präsident soll sprechen!" Der Präsident sitzt da mit verschränkten Armen und rührt sich nicht. Und da ereignet es sich, daß der Republikaner Chiesa aufspringt und dem mächtigsten Mann Italiens ins Gesicht schreit: „Dann ist er mitschuldig! (Complice)" Chiesa versucht, die Beschuldigung zwar ein wenig abzuschwächen, aber das Wort bleibt. Mitschuldig.

Es finden sich andre. Mitschuldige und Schuldige. Das fatale Auto ist irgendwo im Norden der Stadt in völlig verwüstetem Zustand, mit Grasflecken, Blutspuren und ohne Teppich aufgefunden worden. Filippo Filipelli behauptet, nicht zu wissen, für wen sein Chauffeur am Montag den Wagen vorgemietet habe. Man dringt auf einen Haftbefehl gegen Filipelli. Freitag Nacht wird in einem Abteil erster Klasse in der Station Rom-Termini ein Mann namens Amerigo Dumini festgenommen. Er ist der erste Sekretär von Cesarino Rossi, dem Intimus Mussolinis. Dumini leugnet; in seinem Koffer findet sich alsbald der blutige Teppich, der ins Auto gehört.

Filipelli ist entwischt. Rossi ist verschwunden. Mussolini opfert den ersten Sündenbock: Unterstaatssekretär Finzi tritt zurück. Der Polizeichef de Buono wird zwar ebenfalls seines Postens enthoben, bleibt jedoch an der Spitze der fascistischen Miliz. Feststeht, daß das Hotel, in dem Filipelli wohnt, nicht überwacht worden ist, daß Filipelli, trotz angeblichen Haftbefehls ungehindert die Bahnsperre passieren und den Schnellzug nach Mailand besteigen konnte, wo ihm sogar zwei Carabinieri zu seiner Bedeckung beigegeben wurden. Dumini durfte, obwohl er als Hauptbeteiligter an den Überfällen auf Amendola und Misuri bekannt war, ungehindert im Ministerrats- und Polizeipräsidium aus und eingehen. De Buono hat noch nach dem Mord Dumini empfangen und diesem shakespearischen Königsmörder gegenüber, der vielleicht bloß seine Befugnisse ein ganz klein wenig überschritten hatte, in beruhigendem Tone erklärt: „Das werden wir auch noch in Ordnung bringen." Die Spur des Wagens aber, der den leben-

den oder toten Matteotti aus der Stadt geschleppt hat, führt in die „macchia grande", jenes undurchdringliche Dschungel zwischen Rom und Viterbo, in dem ein Mensch verschwinden kann wie eine Fliege.

Dies ist die erste und letzte und einzige Kraftprobe des Fascismus. Schon am Freitag haben alle Redner zum Budget aufs Wort verzichtet und das Provisorium geht in der Kammer durch. Am selben Tage beschließt die Opposition in höchst feierlicher Tagung, nicht früher an den Sitzungen des Parlaments teilzunehmen, als bis „das Dunkel der Untersuchung aufgehellt ist" — nie wieder ist der „Aventin" in die Kammer zurückgekehrt. Mussolini zieht um Rom Miliz aus der Emilia und Toscana zusammen, den beiden schwärzesten Provinzen Italiens. Angeblich zum Empfang Ras Tafaris, der eben in der Hauptstadt erwartet wird. Die jungen Krieger singen:

Wir sind Florentiner —
Den Dolch zwischen den Zähnen —
Weh — wer uns anrührt!

Der Autor dieses Artikels konnte damals mit eignen Augen sehen, wie das Colosseum und der ganze Platz um den Konstantinsbogen in ein regelrechtes Heerlager verwandelt war. Er weiß auch, wie feindlich, wie tödlich damals die Stimmung Roms gegen den Fascismus und gegen Mussolini war.

Cesarino Rossi stellt sich nach einer Woche selbst. Finzi droht mit Enthüllungen, die nie erfolgen. Die Leiche Giacomo Matteottis bleibt unauffindbar. Es ist zu bemerken, daß grade dieser Umstand in Italien, einem der südlichen Länder, die noch in der Art der Antike am Totenkult hängen, besonders aufreizend wirken muß. Der Papst weigert sich unter nichtigen Ausreden, die man vielleicht erst jetzt ganz richtig verstehen kann, die Witwe zu empfangen. Anfang Juli wird die Preßfreiheit für immer aufgehoben. Zur gleichen Zeit werden die Nachforschungen offiziell eingestellt.

Der Leichnam findet sich Mitte August in einem neunzig Zentimeter langen Graben, unter Laub und Erde, und wird am Gebiß und an einer bluttriefenden Jacke agnosziert. In der Brust des Skeletts steckt die Feile des Mörders. Man hat den Kopf zwischen die Schultern geschlagen, die Hände abgeschnitten und die Schenkelknochen gebrochen, um ihn in die Grube hineinzubringen.

Dumini erhält im Jahre 1926 vor den ordentlichen Gerichten sieben Monate Kerker. Er hat seinerzeit für sein Schweigen insgesamt 60 000 Lire bezogen. Er lebt jetzt in den Kolonien. Filipelli und Finzi sind Privatleute und haben ihr Vaterland nicht verlassen müssen, nachdem sie eine Senatskommission von jeder Mitschuld freigesprochen hat. Cesarino Rossi, der aus der Untersuchung mit einem gefälschten Paß nach Paris entkommen war und dort durch sein berühmtes „Memoriale Rossi" mit den Antifascisten Beziehungen angeknüpft hatte, fällt im August 1928 wieder in die Hände seines rachedurstigen Freundes Mussolini, der einen persönlichen Abfall von seiner Person niemals verzeihen wird. De Buono aber ist heute noch Gouverneur von Tripolitanien und einer der höchsten und bestbezahlten Beamten des Königreiches.

Der Skatklub von Theobald Tiger

Das machen sie alle Jahre so —
da halten sie ihren Parteitag
in Magdeburg oder Gütersloh
von Montag bis aufn Freitag.
Der Hilferding lehrt; der Wels, der dröhnt;
der Heilmann wird peinlich hitzig;
Müller liest was vor, und Breitscheid klöhnt
(für Gütersloh äußerst witzig).

Den Vorsitz führt ein redlicher Mann,
der mit der Geschäftsordnung gaukelt,
und dann setzt ein Kollege das Schlußwort an —
das ist alles schon eingeschaukelt.
Es werden dieselben Bonzen gewählt,
die alten Zirkuspferde;
es werden dieselben Sprüche erzählt . . .
Hat dafür Bebel gearbeitet —?

Es braust ein Land in Unmut und Not —
die bewilligen ganze Flotten;
die schießen den Mann auf der Straße tot
und hausen wie Hottentotten.
Die werfen Milliarden zur Reichswehr hinaus
und küssen dem Papst die Hände —
die vertun unsere Zeit im Reichstagshaus —
Habt ihr vergessen, daß ihr Arbeiter vertretet —?

Ihr Funktionäre in Gummischuhn!
Sieht man euch so parlamentieren,
dann frag ich mich: Was muß man tun,
um euer Vertraun zu verlieren?
Verrat. Die Steuern. Reichswehrbetrug.
Zörgiebel. Kreuzer. Noch nicht genug.
Die Stunde rennt.
Ihr pennt.
Aber das machen sie alle Jahre so —
da halten sie ihren Parteitag
in Magdeburg oder Gütersloh
von Montag bis aufn Freitag.
Und das kämpft für den Zukunftsstaat —!
Flaschen könnt ihr spüln. Aber nicht Skat.

Volksfremdwörterbuch von Kurt Hiller

Schwerlich werde ich der einzige Linksschriftsteller sein, dem immer wieder vorgeworfen wird, und grade von Gesinnungsvettern: „Zuviel Fremdwörter!" Der Vorwurf bleibt unberechtigt. Man kann einem Mathematiker, einem Physiker, einem Chemiker nicht vorwerfen, daß er mit schwierigen Formeln arbeite; zum Spaß wendet er sie nicht an. Es mag schreibende Snobs geben, die, um zu imponieren, jedes gebräuchliche Wort durch ein ungebräuchliches, jedes lebensfrische durch ein feierlich-veraltetes, jedes deutsche durch ein Fremdwort ersetzen, das sie mühsam aus den Schächten ihres Quisquilienwissens popeln; diese Literatorenrasse beginnt aber auszusterben. (So, wie die Spielart, die mit Vorsatz dunkel, undurchsichtig, wolkig-molkig-siebendeutig schreibt, gott-

seidank im Daseinskampf allmählich zu unterliegen beginnt, anscheinend selbst in Deutschland.) Wendet unsereiner einen fremden Ausdruck an, so weiß er genau, warum er das tut und warum er es nicht unterlassen darf. Er tuts in neun von zehn Fällen, weil das Fremdwort die Sache treffender, schattierungsgenauer, schärfer bezeichnet als das angeblich gleichbedeutende deutsche oder weil es eine außerordentliche Zeitersparnis ist, ein prachtvoll präzises Abkürzungsverfahren, die telegrammatische Chiffre sehr langer, sehr gliederreicher, zuweilen sehr verwickelter Gedankenketten. Im zehnten Falle tut ers aus Gründen der Musik — und auch sie sind, da die Form nur ein Trick der Idee ist, zuletzt Gründe der Ethik. Ein Schriftsteller, dessen Texte fremdwörterreich sind, kann ein ganz schlechter Schriftsteller sein; aber er ist das dann nicht wegen der Fremdwörter. Fremdwörter bei einem guten Schriftsteller sind ohne Schaden für die Randschärfe des Begriffs, ohne Schaden für Nuance, Kürze, Rhythmus nie ersetzbar, nie übersetzbar. Daß von einem fremdwortfrei gefügten Texte ein ästhetischer Reizzauber ausgehen kann wie von einem rassigen Menschen, soll nicht geleugnet werden; aber auf der Wage des Schrifttums wiegt der Logos schwerer als der Eros.

(Guter Eduard Engel und ihr andern Käuze der Sprachreinigung: wollt ihr hier für „Logos" etwa „Vernunft", „Erkenntnis", „Gedanke", „Geist" und für „Eros" „Liebe" setzen? Wollt ihrs, dann hört die Diskussion auf; wollt ihrs nicht, dann seid ihr durch dieses eine Beispiel widerlegt.)

Uns zumuten, auf Fremdwörter zu verzichten, heißt uns zumuten, primitiver, weniger unterscheidsam oder umständlicher, plumper zu schreiben, schlicht gesagt: dümmer; unter den eignen denkerisch-künstlerischen Standard herunterzusteigen. Dieselben Leute, die uns das zumuten, werden sich hüten, von einem Klaviervirtuosen zu verlangen, daß er primitiver spiele, als er kann; von einem Boxer, daß er plumper boxe, als er kann. Nur wir sollen dämlicher schreiben, als wir sind.

Und nun kommt das große Aber. Der Linksschriftsteller wendet sich nicht an die Gebildeten, sondern an Menschen gleichsam gleichen Herzschlags, mögen sie „gebildet" sein oder ohne jene Kenntnisse, die man in der Jugend für das Geld seines Vaters erwerben kann. Der Linksschriftsteller ist ein Menschenfischer, ein Ausleser. Unter den Nutznießern des kapitalistischen Bildungsmonopols findet er nicht entfernt so viel Kameraden des Gefühls, Kameraden des Kampfes wie unter der unterdrückten, der ausgeschlossenen Klasse. Das Proletariat ist das gewaltige Auslesefeld für ihn; zum Proletariat muß, zum Proletariat will er sprechen. Aber wie zu ihm sprechen, wenn es ihn nicht versteht? Er wird sich die erdenklichste Mühe geben, seine Sätze von allem irgend entbehrlichen Bildungsballast zu befreien, er wird die zwinkernden, kennerischen Anspielungen, die Ateliersprache vermeiden, er wird mit dem Ventilator der geistigen Ursprünglichkeit allerhand Schwaden wissenschaftlichen Qualms aus seinen Texten blasen — ohne darum sich dümmer zu machen, sich kenntnisärmer zu stellen, sich undifferenzierter zu geben, als er ist. Eine Verständniskluft bleibt trotz allem — die überbrückt werden will.

Der Versuch, sie durch ein volkstümliches Fremdwörterbuch zu überbrücken, kann nur begrüßt werden. Wilhelm Liebknecht, der alte, hatte eins geschaffen; 1874 wars zum ersten Male erschienen, „ein Kind des Gefängnisses". Es erreichte 1922 die neunzehnte Auflage — Beweis für die Stärke des Bedürfnisses, dem es entsprach. Seit 1912 freilich war keine Durcharbeitung, keine Ergänzung mehr erfolgt. Die zwanzigste Auflage, die der Neue Deutsche Verlag soeben herausbringt („Volksfremdwörterbuch"), ist „völlig neu bearbeitet, berichtigt und vermehrt". Als Bearbeiter zeichnen: A. See-

hof, Dr. J. J. Meyer, Ingenieur Moisescu. Unter allen Umständen muß die ungeheure Menge Arbeit, die in diesen zwölfhundert Druckspalten steckt, anerkannt werden. Eine Fleißleistung ersten Ranges.

Um ihretwillen könnte Kritik hier undankbar erscheinen. Sie zwingt sich dem vorurteilslos Prüfenden aber auf. Aus drei Gründen. Dieses Wörterbuch ist inexakt; ist in der Wortauswahl unglücklich; ist kleinlich-tendenziös. Bevor ich das an einigen Beispielen nachweise, will ich bemerken, daß alles, was in diesem Buch offenkundig noch vom alten Liebknecht herrührt, präzis, objektiv, prachtvoll, gediegen wirkt. (Mißverständnissen vorzubeugen: Ich äußere das nicht, um bei sozialdemokratischen Veteranen und andern Biederleuten Eindruck zu schinden; nicht aus Pietät; ich stells einfach fest, aus sachlicher Überzeugung und aus Gerechtigkeit gegenüber einem von Vielen verehrten Linkspolitiker der Vergangenheit, dessen konservative Haltung in puncto Krieg auf den Kongressen der Zweiten Internationale nur so verhängnisvoll gewesen zu sein scheint wie die Bebels — im Gegensatz zur revolutionär-aktivistischen der Nieuwenhuis, Vaillant, Keir Hardie.)

Nirgends ist doch wohl Genauigkeit erforderlicher, Akkuratesse angebrachter als in der Lexikographie. Ich fürchte nicht, in den Ruf eines Pedanten zu kommen, wenn ich feststelle, daß dieses „Volksfremdwörterbuch" außer den rund drei Dutzend Druckfehlern, die es im Anhang berichtigt, eine erkleckliche Anzahl unberichtigter enthält. Als den störendsten empfand ich das Kommunistische „Mannifest". Sehr bezeichnend auch, daß auf Seite IV des Vorbogens der Verlagsinhaber „Willi" und auf Seite V „Willy" Münzenberg heißt. Wie heißt er nun wirklich? Gewiß, für die soziale Revolution ist das gleichgültig; aber nicht für ein Wörterbuch! Auch daß ein besonders unter österreichischen Schriftstellern grassierender orthographischer Unfug, nämlich der, das k gewisser griechischer Wörter auf dem Umwege über das lateinische c in ein deutsches z zu verwandeln, also beispielsweise den Asketen in einen „Aszeten" (warum dann eigentlich nicht auch das Skelett in ein „Szelett" und Skepsis in „Szepsis"?), ... daß dieser Unfug hier mitgemacht wird, erfreut nicht. Auf Seite 494 wird die französische Liga für Menschenrechte aufgeführt; und das ist recht so. Sie denken sicher, unter „Liga"? Da sei Gott vor! Sie finden sie ganz wo anders. Nämlich unter „Société". Obwohl sie exakt „Ligue française pour la défense des droits de l'homme et du citoyen" und abgekürzt „Ligue des droits de l'homme" heißt! Ich bin kein Lexikograph, aber weiß das. Die Verfasser des Neuen Liebknecht wissen es besser: sie benamsen die weltberühmte (übrigens heut reichlich konservative) Vereinigung: „Société des droits des hommes" — also in fünf Worten zwei Fehler. Für ein Lexikon etwas happig! Ganz zu schweigen davon, daß sie falsch erläutert wird: „Liga für zwischenstaatliche (pazifistische) Organisation" — damit ist ein Teil ihres Programms (schief), nicht ihr Programm bezeichnet. Das wären Beispiele für Ungenauigkeit.

Nun die Wortauswahl. Sehr wohl: vollständig kann solch Buch nicht sein. Die im Tagesverkehr gebräuchlichen, die in der Literatur, auch der schwierigeren, einigermaßen häufigen Fremdwörter und Fachwörter wollen erklärt sein; Raritäten, Ausgefallenheiten müssen nicht berücksichtigt werden. Rechnen zu den Raritäten Wörter wie „Expressionismus", „Gerontophilie", „Hybris", „Kalokagathie", „Krapüle", „Persianer", „Petunie", „Syndikalismus"? Ich glaube das nicht. Alle diese Wörter fehlen, und das befremdet; aber es verblüfft gradezu angesichts des Orchideengartens von Wortbizarrerien, den man hier durchwandeln kann. Haben Sie bis heute schon etwas gehört von einem „Ambidexter", von „Aprikation", von „Bufoniten", „Holokaust", „Luffa", „Petechen", „Pülpe" und

„Sparadrap"? Das will bedeuten: „Achselträger" (?), „Aussetzen eines Gegenstandes in den Sonnenstrahlen" (feines Deutsch!), „Krötensteine", „Brandopfer", „Netzgurke", „punktförmige Hautblutungen", „Rückstände der Kartoffelstärkefabrikation" und „gestrichenes Heftpflaster". Man vergleiche diese acht Wörter, die drinstehen, mit den erwähnten acht, die fehlen! Ich bin weder Expressionist noch Syndikalist, würde aber als wißbegieriger Arbeiter dem Expressionismus und dem Syndikalismus unbedingt den Vorzug geben vor den Bufoniten und der Pülpe. Die Herausgeber des Neuen Liebknecht denken darüber anders. Sie unterrichten den Leser zwar über den „Nelsongriff", aber nicht über den Nelsonianismus — während sie ihm über den „Machismus" Bescheid sagen.

Vom Machismus zum Masochismus ist nur ein Schritt, und ich hüpfte ihn. Um zu erfahren, was mich in Erstaunen setzte. Der Masochismus „besteht" nämlich „darin", „daß geschlechtliche Erregung durch Erleiden von Mißhandlungen aller Art von einer Person des andern Geschlechts hervorgerufen wird". Ich hatte bisher immer gedacht, daß die masochistische Beziehung sowohl zu einer Person des andern wie zu einer des gleichen Geschlechts bestehen könne; offenbar ein Irrtum. Aber siehe, unter „Sadismus" ist die Rede von der Leidenschaft, „andern", schlechthin „andern" (also einerlei, welchen Geschlechts) Qualen und Mißhandlungen zuzufügen; am Ende war meine alte Vermutung doch richtig!

Noch mehr als Masochismus und Sadismus interessieren mich Humanismus und Pazifismus. Und hier fängt der Fall an, ernst zu werden. Humanismus bedeute „die Flucht in eine angebliche harmonische ‚menschliche' Vorzeit vor den Klassengegensätzen der Gegenwart; auch: Gefühlsduselei zur Verdeckung eben dieser Klassengegensätze"; humanitär: „soziale Bestrebung auf wohltätigkeitsschwärmerischer Grundlage". Als ob der Sinn des Sozialismus nicht die Verwirklichung der Humanität wäre! Und Pazifismus? „Friedensschwärmerei, die in der Theorie den Krieg verwirft und für friedliche Regelung aller Gegensätze zwischen Staaten, Völkern (und auch Klassen) eintritt. Der Pazifismus sucht den arbeitenden Klassen einzureden, daß es auch bei Fortbestand des Kapitalismus möglich sei, Kriege zu vermeiden — eine Irreführung, die darauf hinausläuft, den Kapitalismus und Imperialismus zu beschönigen" — ein Rattenkönig aus gehässigen Dummheiten und Fälschungen: die freilich nicht neu sind. Es ist nicht wahr, daß der Pazifismus eine „Schwärmerei" sei; er ist eine nicht weniger „wissenschaftliche", mindestens so präzise und differenzierte, richtungsreiche Bewegung wie der Marxismus. Es ist nicht wahr, daß der Pazifismus den Klassenkampf leugne oder ablehne. Es ist nicht wahr, daß er die Arbeiterschaft irreführe, daß er den Imperialismus beschönige. Mit demselben Recht könnte man sagen, der Marxismus bewilligt Kriegskredite, erstickt Revolutionen im Blut der Proletarier, koaliert sich mit Kapital und Kirche, baut Panzerkreuzer, verteuert Lebensmittel und Wohnungsmieten, verschlechtert die Arbeitszeit, befreit die Reichsten von der Steuerpflicht...; was für gewisse verspießerte oder korrumpierte Fraktionen einer Bewegung zutrifft, trifft darum nicht für die Bewegung, nicht für ihre Idee zu. Übrigens ist die Frage, ob nicht schon unter dem Kapitalismus Kriege vermeidbar sind, durchaus noch offen; wäre sies nicht, dann entbehrten ja die sehr berechtigten Anklagen der Kommunisten gegen die Kriegsmacher und die „Sozialverräter" von 1914 jeden Sinns. Wären Kriege im Kapitalismus „unvermeidlich" — wie dürfte man sie jemandem zum Vorwurf machen?

Aber Logik — verfluchte Erfindung der Intellektuellen! Ein Intellektueller, was ist das? Wir schlagen nach. „Verstandesmensch; auch: geistig Arbeitender, der als „Bildungsphilister" (siehe Philister) vielfach auf die Arbeiterklasse mit Geringschätzung herabblickt

und sich von dieser in sozialer Hinsicht abzusondern trachtet." Wissen Sie, würdiger Verfasser dieser Definition, auf wen ich mit leidenschaftlicherer Geringschätzigkeit herabblickte, als der elendeste Bildungsphilister sie je für das Proletariat aufgebracht hat? Auf den Intellektuellen, der, vor dem Philister der Masse und der Masse der Philister in stinkendem Byzantinismus buckelnd, den Geist verrät! Von diesem Verräter und seinesgleichen mich „in sozialer Hinsicht abzusondern" ist mir allerdings ein körperliches Bedürfnis. Nicht von der Arbeiterklasse: welcher der geistige Mensch ja in zahlreichen Fällen selber angehört — wenn anders „Arbeit" auch andre Tätigkeit sein kann als die, die Schwielen macht.

In dasselbe Schubfach gehört, daß wir hier unter „Ethik" finden: „Sittenlehre, Tugendlehre, Lehre vom ‚Seinsollenden'", also statt sachlicher Deutung Gänsefüßchenhohn auf eine Denkkategorie, die dem Materialisten allerdings Verlegenheit schafft. Auffällig, daß, unter „Deontologie", die Mitteilung des Wörterbuchs, daß deon auf deutsch das Seinsollende heißt, auf Gänsefüßchen verzichtet; wahrscheinlich rührt dieser Artikel noch vom alten Liebknecht her, während „Ethik" neubearbeitet ist! Unmöglich vom alten Liebknecht stammen kann der Artikel „Aktivismus", sintemalen diese Bezeichnung sowohl für eine Haltung wie für eine Doktrin erst lange nach seinem Tode entstand. Wir lesen: „Aktivismus: Betonung des Tätigkeitsmomentes"; fertig; dies Stück Sülze und weiter nichts; während man dem „Passivismus" immerhin zuerkennt, daß er der „philosophische Standpunkt des Geschehenlassens, besonders im Sozialen" sei. Hier liegt also nicht Unkenntnis, sondern ein perfides Verschweigen vor.

Was über „Demokratie", über „Liberalismus" verzapft wird, ist schief, krumm, dumm. Junge Arbeiter-Leser, die bei Lenin, bei Bucharin nach allem Spott über bürgerlichen Demokratismus auf „Demokratie" in positiver Bedeutung, nämlich als Organisationsform der klassenlosen Endzielgesellschaft (oder im Sinne eines schon für heute zu fordernden innerproletarischen Verhandlungsprinzips) stoßen, werden wirr und müssen verzweifeln, wenn sie das Wort im Neuen Liebknecht aufschlagen und ein primitives Gekeife finden. Und „Liberalismus": es ist unwahr, daß diese Lehre „in Wirklichkeit nur die Freiheit der Ausbeutung stützt"; sie hat diese Seite, die manchesterliche, zweifellos; aber sie hat auch die andre, die kulturell-freiheitliche; die Strafgesetzbücher der Sowjetunion zeigen, wie sehr ein gesunder Sozialismus das gesunde Element des Liberalismus enthält.

Nicht verhehlen will ich, daß die Artikel „Imperialismus", „Irrationalismus", „Philosophie", „Positivismus", „Rationalismus", bei denen viel hätte gesündigt werden können, mich durchaus angenehm berührten und daß ich bei meinen Stichproben mancherlei Wissenswertes gelernt habe; „Schokolade" kommt aus dem Mexikanischen und „Pachulke" aus dem Polnischen; empfehlen kann ich dieses Wörterbuch dennoch nicht. Absolute Objektivität — so etwas gibt es nicht und soll es nicht geben, auch im Lexikographischen nicht; ein Lexikon, das sich vornimmt, der sozialen Revolution zu dienen, hat meinen Beifall; aber es gibt, bei aller Tendenz, doch einen Willen zur Objektivität; fehlt er, dann leidet die Tendenz. Ich glaube, wer, wo Objektivität am Platz ist und verlangt wird, kleinlich-tendenziös vorgeht, verfehlt sein Ziel. Wesentliche Teile dieses Wörterbuchs sind kleinlich-tendenziös; sie entspringen einer Atmosphäre der Halbbildung, der spießigen scheinrevolutionären Rabiatheit, des historisch-materialistischen Dünkels — einem Muff, der uns aus gewissen Räumen der marxistischen Journalistik nur allzu bekannt ist und den kein Meister der Prosa so genial eingefangen hat wie Gustav Landauer im „Aufruf zum Sozialismus"; aus diesen Kapiteln durfte bei der Gedenkfeier seines Todes nicht vorgelesen werden.

Amerikanische Arbeiter von Richard Gothe

Ich habe jahrelang in und bei New York in Betrieben der Metallindustrie gearbeitet. Ich bin oft zu Montagen in andre Staaten gefahren und habe dabei mancherlei andre Betriebe, vor allem in den kleinern Industriestädten von Pennsylvanien und Massachusetts kennengelernt. Der Hauptunterschied zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Arbeiter liegt in der wirtschaftlichen Besserstellung Nordamerikas. Amerika kennt keine Arbeitslosigkeit wie sie Deutschland und England seit dem Kriege als Dauerzustand haben. Daher wirkt der amerikanische Arbeiter lange nicht so verprügelt und ängstlich wie sein deutscher Kollege. Der deutsche Arbeiter ist dauernd von Arbeitslosigkeit bedroht. Der amerikanische Arbeiter weiß: Höre ich aus diesem oder jenem Grund in einem Betriebe auf, so fange ich in drei oder fünf Tagen in einem andern an! Aber las man nicht Anfang 1928 in deutschen Zeitungen aufsehenerregende Berichte über Arbeitslosigkeit in Nordamerika? Es gibt in Nordamerika in unregelmäßigen Zeiträumen von vier bis sieben Jahren immer einmal eine Krise. Die vorletzte war in Nordamerika 1921, die letzte im Januar 1928. Aus Anlaß der widersprechenden Zahlen, die über den Umfang der damaligen Arbeitslosigkeit genannt wurden, verlohnt es, über die Unterlagen solchen Materials ausführlicher zu sprechen. Es gibt in Nordamerika keine offizielle Arbeitslosenstatistik. Senator Wagner von New York bezifferte im Senat die Zahl der Arbeitslosen auf 4,7 Millionen. Dies geschah aus demagogischen Gründen, um nämlich der republikanischen Regierung Unfähigkeit nachzuweisen. Allgemein wurde diese Zahl als zu hoch bezeichnet. Arbeitssekretär Davis gab bekannt, daß nach seinen Berichten die Gesamtzahl der Arbeitslosen 1¾ Millionen nicht übersteige und daß in dieser Zahl ein großer Bruchteil von Arbeitslosen aus Saisonberufen enthalten sei. Gegen März, April war diese Krise zum größten Teil überwunden.

Die Frage der Arbeitsfreude ist sicher in Nordamerika so brennend wie in irgend einem andern kapitalistischen Lande, nur wird diese Schwierigkeit dort kompensiert durch höhere Löhne und durch einen höheren Lebensstandard. Der deutsche Arbeiter hat, wenn er, innerlich unbeteiligt, eine Woche lang geschafft hat, so wenig erübrigt, daß er in einer minderwertigen Wohnung unter Einschränkungen und Entbehrungen leben muß. Der amerikanische Arbeiter hat — wenn nicht Krankheit oder Unfall dazwischen kommen — die Möglichkeit, sich ein eignes Heim zu schaffen. 54 Prozent der amerikanischen Arbeiter wohnen in eignen Heimen. Ist der Lohn nicht so, wie der Arbeiter ihn wünscht, wird er mit Begeisterung Überstunden machen. Ich habe Leute gesprochen, die seit Jahren regelmäßig täglich elf Stunden arbeiten. Es ist erstaunlich, wie häufig der Achtstundentag durchbrochen wird. Bei einer der großen Elektrofirmen traf ich Leute, die ein halbes Jahr lang nur nachts gearbeitet hatten, und zwar jede Nacht zwölf Stunden. Auf meine entsetzte Frage, wie sie das tun könnten, wurde mir als völlig ausreichende Begründung entgegengehalten: „We make 65 Dollar a week". Dem Arbeiter der U.S.A. ist seine Arbeit ein Geschäft, er ist Businessmen.

Wie die Arbeit, so betrachtet er auch die Politik als Geschäft. Das erklärt zu einem großen Teil die unpolitische Haltung der amerikanischen Arbeiterschaft. Es ist gar nicht ohne weiteres möglich,

mit amerikanischen Arbeitern über Politik zu sprechen. Sie wollen nicht, sie sind daran nicht interessiert. Sie fragen: „What 's the use?", was nützt es? „Wir haben Berufspolitiker!" Einige intelligente amerikanische Arbeiter versicherten mir, daß es sich nicht verlohne, bei der Präsidentenwahl seine Stimme abzugeben, auch Gouverneur Smith, der auf Arbeiterfreundlichkeit frisierte Kandidat der Demokraten sei gleichzeitig Vertreter von Tammany Hall und als solcher ein Feind der Arbeiterschaft. Die Möglichkeit, einen Sozialisten oder Kommunisten zu wählen, wird gar nicht erwogen. Wer diese Feststellung übertrieben findet, der halte sich vor Augen, daß bei der letzten Präsidentenwahl die Kandidaten der sozialistischen Parteien zusammen 600 000 Stimmen erhalten haben gegen 15 Millionen Hoovers. Die sozialistischen Gruppen in Nordamerika sind, ihrer Zahl und ihrem Einfluß nach, bedeutungslos. Das hat sich bei dem Justizmord an Sacco und Vanzetti erwiesen. Es war schmerzlich zu beobachten, wie apathisch die amerikanischen Arbeiter sich dazu verhielten. Ich habe eine der Demonstrationen in New York mitgemacht — wenn es viel waren, so waren es Sechs- bis Achttausend, die an jenem Tage auf dem Union Square sich versammelten, und dies in einer Stadt von sieben Millionen, deren Einwohner vorwiegend Werktätige sind. Ich fragte einige hundertprozentige Amerikaner, was sie über das Urteil gegen Sacco und Vanzetti dächten: „They got their square deal", ihnen geschieht recht, wurde mir zur Antwort. „Wir sollten mit allen Kommunisten das Gleiche machen." Das sagten Arbeiter! Zwischen Anarchisten, Sozialisten und Kommunisten wird dabei kein Unterschied gemacht. Ich habe keinen amerikanischen Arbeiter getroffen, der diese Begriffe unterschied, unterscheiden konnte. Was ein Baseball-Diamond ist, brauchte man ihnen nicht zu erklären, und wie viel Sharkey und Ted Kid Lewis als Boxer wert seien, wußten sie genau. Diese unpolitische Haltung der Arbeiter, die von der Mehrheit des Volkes geteilt wird, ist es, die einem Amerika zuletzt unerträglich macht.

Was der amerikanische Arbeiter über Deutschland denkt? Nichts! kann man darauf schlicht antworten; genau so wie die größten amerikanischen Zeitungen auch den schäbigsten Skandal oder Eisenbahnunfall in Amerika wichtiger nehmen als irgendein wichtiges politisches Ereignis in Deutschland: Der Skandal steht auf der ersten, die politische Nachricht auf der zehnten Seite. Dem amerikanischen Durchschnittsarbeiter ist Deutschland kein Begriff. Deutschland — das ist eins von den kleinen Ländern in Europa, die sich wichtig machen.

Aus dieser Haltung Deutschland gegenüber erklärt sich die Art, wie man drüben deutschen Arbeitern begegnet. Erscheint er als Einwanderer, so ist er, da er zumeist ganz gut schuften kann, ein unliebsamer Konkurrent. Man bekommt das manchmal deutlich genug zu hören, kommt aber bei der Arbeit recht gut miteinander aus. Ich habe mit Arbeitern aus zwölf Nationen zusammen in Betrieben gearbeitet, es ging gut, es ging selbstverständlich gut, man kam in der Arbeit gut miteinander aus, aber mehr auch nicht. Wenn es kein Baseball und Boxen gäbe und der Amerikaner nicht so viel in seinem Klub und mit seinem Auto zu tun hätte, würde er vielleicht auch mehr Zeit finden, über internationale Politik nachzudenken, und würde ein Verhältnis zu den Arbeitern Europas gewinnen. Vorläufig ist es noch nicht so weit.

Warum ich zum Tode verurteilt wurde

von Henri Guilbeaux

Im März 1915 wurde ich, von jedem Militärdienst befreit, von der Untersuchungskommission in Saint Brieuc entlassen. Ich reiste nach Genf, wohin ich dank Romain Rolland berufen wurde, um bei der Zivilabteilung für die Kriegsgefangenenfürsorge den Dienst eines Sekretärs zu übernehmen (Internationales Rotes Kreuz). Ich erhielt meinen Paß ohne jede Schwierigkeit und meldete mich sofort beim französischen Konsulat in Genf an der Place du Mollard.

Die Kriegsatmosphäre war in der Schweiz genau die gleiche wie in Frankreich, aber sie war künstlich erzeugt, und einige Zeitungen in der französischen Schweiz waren eigentlich nur eine groteske Karikatur der schlimmsten französischen Hetzblätter.

Einige Monate nach meiner Ankunft, am 11. November 1915, hielt ich einen Vortrag über Romain Rolland in der Madeleinekirche, dem der alte Organist Barblan Stücke von Bach und Händel vorangehen ließ. Die Kirche war gefüllt. Kein einziger Protest. Aber die Presse nannte mich von da ab: „Rollandist" und „Boche" ...

Jean Debrits, der den ‚Weltkrieg' redigierte, an dem ich regelmäßig wöchentlich mitarbeitete, machte mich mit dem Verleger J. H. Jeheber bekannt, der meinen Vortrag unter dem Titel: „Für Romain Rolland" veröffentlichte. Bald wagte es dieser Verleger sogar, die Zeitschrift ‚Demain' in Verlag zu nehmen, deren erstes Heft im Januar 1916 erschien. Wer die Hefte dieser Zeitschrift, auf die ich mein ganzes Leben lang stolz sein werde, noch besitzt, kann feststellen, mit welcher Mäßigung sie geleitet war. Die Mitarbeiter gehörten zum größten Teil den Ententestaaten an und bekämpften von verschiedenen Gesichtspunkten aus entschieden den Krieg. Die genfer Zeitungen und Henry Gauthier-Villars, genannt Willy, der unrechtmäßigerweise die „Claudinen"-Serie der Colette gezeichnet hatte und der damals dem sogenannten Propagandadienst angehörte, denunzierten die Zeitschrift und ihren Herausgeber als „Pangermanisten" und seine Geldmittel als „deutschen Ursprungs".

Ich hatte an der kienthaler Konferenz (der zweiten zimmerwalder) teilgenommen und war Mitglied der schweizer Sozialdemokratischen Partei. Die genfer Gruppe war ausschließlich gegen Zimmerwald, aber ich kämpfte mit einigen russischen Revolutionären für unsre internationalen Ideen. Das trug mir den Haß der genfer Sozialistenführer ein, die an allen Banketten und Kundgebungen der Kriegspropaganda im Kursaal teilnahmen.

Ich selbst machte einen Ruck nach links, aber ich trennte mich von keinem meiner Mitarbeiter, besonders nicht von Romain Rolland, an dem ich außer seinem großen Talent seine Aufrichtigkeit, Tapferkeit und Ausdauer bewunderte. Ich betonte in einem Heft der Zeitschrift ausdrücklich, daß jeder

Mitarbeiter das Recht der freien Meinungsäußerung habe, sofern er nur ein Gegner des imperialistischen Kriegs sei, daß andrerseits für die radikalen Ansichten des Leiters die Andern nicht verantwortlich seien. Der Teil unsres Programms, über den absolute Einstimmigkeit unter den Mitarbeitern herrschte, war: Friede ohne Entschädigung und Annexionen.

Als internationaler Franzose betrachtete ich es als meine Pflicht, vor allen Dingen den Imperialismus und den Annexionismus der Entente zu bekämpfen und stützte mich dabei auf die schönen Worte Liebknechts, nach denen jeder internationale Sozialist zunächst den Kapitalismus und den Nationalismus seines eignen Landes bekämpfen muß. Aber natürlich war ich auch gegen die imperialistische Politik und das annexionistische Programm der deutschen Militärkaste. So waren auch die wenigen deutschen Mitarbeiter, die ich gewinnen konnte, ohne Einschränkung gegen den Krieg und jede Annexion. Sie wurden daher als französische oder englische Agenten denunziert.

In der ganzen französischen Schweiz wurde ‚Demain' boykottiert, in Frankreich verboten. Und die deutschen Militärbehörden schickten mehr als einmal die für Schweden und Norwegen bestimmten Sendungen, die Deutschland doch nur im Durchgangsverkehr berührten, zurück. Verschiedene Sendungen, wie solche von Klara Zetkin und Doktor Ernst Meyer, der vom ‚Vorwärts' wegen seiner Opposition gegen die Kriegspolitik der Sozialdemokratie entlassen wurde, und der einer der Mitbegründer der internationalen Gruppe war, kamen niemals an. Mehrere Abonnenten der Zeitschrift wurden überwacht, beobachtet und belästigt. Die Organe der deutschen Sozialdemokratie warfen mir vor, daß ich die deutschen Sozialpatrioten genau so scharf kritisierte wie die französischen Sozialchauvinisten.

Ich wurde auf der Straße und in der Trambahn von Menschen bedroht, die mich provozieren wollten. Die Wut der „Durchhalter" war um so größer, als ich im großen Saal des Plainpalais Vorträge hielt, in denen ich vor einem zahlreichen Publikum ohne Widerspruch meine Ansichten entwickeln konnte und weil ich Vorlesungen über große Künstler wie Charles de Coster, Emile Verhaeren und Rodin hielt.

In Genf, im Viktoriasaal, wagte ich, eine große Versammlung gegen den Krieg einzuberufen, an der der unermüdliche Professor Auguste Forel trotz seines Alters teilnahm — er war mit dem Rucksack von Yvorne gekommen — ebenso war anwesend Louis P. Lochner, der damals Delegierter der Fordschen Friedensexpedition war und der heute als Vertreter der Associated Preß in Berlin Vorsitzender des Vereins der ausländischen Presse ist.

Nachdem unsre Zeitschrift ein Jahr erschienen war, erklärte mir der Verleger, auf den man einen starken Druck ausübte, und der sich außerdem an dem zunehmenden Radikalismus stieß, daß er finanziell nicht mehr durchhalten könne. Deswegen erschien ‚Demain' einige Monate nicht, um erst am 1. Mai 1917, nach der russischen Märzrevolution, wieder her-

auszukommen. Dies gab den Anlaß zu der Behauptung, die russischen Revolutionäre finanzierten das Blatt oder der deutsche Generalstab wolle die revolutionäre Front von Rußland auf Frankreich ausbreiten und habe mir zu diesem Zweck große Gelder übermittelt. Die Wahrheit, die ich bis zu diesem Tage verschwiegen habe, ist, daß ein berühmter Franzose, bei dem die Gaben des Herzens und des Verstandes gleich groß sind, mir eine Tausendfrankennote schickte, die ausreichte, um die Druckrechnung und andre Spesen zu bezahlen.

Nachdem die erste Nummer der neuen Serie erschienen war, brachte mich einer meiner deutschen Freunde, den ich in der Schweiz wiedergetroffen hatte, nämlich Paul Schlesinger (Sling), mit einem ukrainischen, pazifistischen Juden zusammen, der persönliches Vermögen hatte. Er half mir mehrere Male, das im übrigen sehr niedrige Budget aufzufrischen. Ich übte selbst alle Funktionen gleichzeitig aus: Herausgeber, Chefredakteur, Geschäftsführer, Expediteur, da ich niemand zur Hilfe hatte. Und wenn ich abends ganz erledigt war, trug ich noch die für die Abonnenten bestimmten Exemplare zur Post, ebenso wie die für die Buchhändler bestimmten Pakete.

Nun hatte aber der Ukrainer den gleichen Namen mit einem vor 1914 in Paris gut bekannten österreichischen Bankier, der sich in die Schweiz geflüchtet hatte. Die Leute, die immer alles besser wußten, behaupteten, der „Bankier Rosenberg" finanziere ‚Demain‘. Aus Familiengründen wollte aber mein Pazifist nicht, daß sein Name im Zusammenhang mit der Zeitschrift genannt wurde. Daher kommt es, daß in den wenigen echten Briefen, die in den Akten vorhanden sind, sein Name nicht genannt wird, und daß er einfach als „russischer Freund" bezeichnet ist.

Seine materielle Hilfe wurde mir ohne jede Bedingung gewährt, und so konnte der internationale Charakter von da an noch schärfer zum Ausdruck kommen, und der deutsche Imperialismus, der sich bei Brest-Litowsk so brutal gezeigt hatte, wurde gebührend angeprangert. Wenn ich auch nur das leiseste Gefühl gehabt hätte, daß es sich um „deutsches Geld" handelte, so hätte ich aus leicht begreiflichen Gründen Nein gesagt. Im übrigen ist mir mehrmals, direkt und indirekt, von verschiedenen Seiten Geld angeboten worden, und ich hätte während meines Aufenthalts in der Schweiz jede Gelegenheit gehabt, mich zu bereichern. Man hat mir Geld angeboten, damit ich die Veröffentlichung meiner Zeitschrift einstelle oder das Programm mäßige. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß ich alle diese Vorschläge abgelehnt habe. Ich habe sogar darauf verzichtet, an Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland literarisch mitzuarbeiten, deren Mitarbeiter ich bis zum 4. August 1914 gewesen war.

Verschiedene Mittel sind versucht worden, um mich zum Schweigen zu bringen, einmal sogar nach dem naiven Vorschlag des Vaudevillisten Pierre Veber im ‚New York Herald‘ (am 22. Februar 1918) folgendermaßen: „Wenn Herr Guilbeaux, der Herausgeber von ‚Demain‘ Franzose ist, so soll man ihn der französischen Polizei ausliefern! Wenn er Schweizer ist, soll

sich die schweizer Justiz mit ihm befassen, ob er aber Franzose oder Schweizer ist, auf jeden Fall soll man ihn zum Schweigen bringen!" Eines Tages wurde Romain Rolland dringend nach Bern gerufen. Er wurde aufgefordert, auf seine regelmäßige Mitarbeit an ‚Demain' zu verzichten. Rolland lehnte das ab. Man wollte ihn einschüchtern: „Guilbeaux," sagte man ihm, „ist ein elender Verräter, wir haben den Beweis dafür hier. Sie sind Pazifist und deutschfreundlich, das bedauern wir, aber Sie sind ein anständiger Mensch. Ihr Platz ist nicht bei einer Zeitschrift, die von diesem Schurken gemacht wird." Romain Rolland erklärte: „Wenn Sie mir den Beweis dafür erbringen, so breche ich unverzüglich mit ‚Demain', aber zeigen Sie mir erst die Beweise." Natürlich zeigte man ihm nichts.

Einige Monate später empfing Clemenceau, der in Frankreich wie ein Diktator regierte, eine Delegation der sozialistischen Parlamentsfraktion. Anstatt die mündliche, und ach so schüchterne Opposition der sozialistischen Partei zu entkräften, führte Clemenceau die gleichen Reden, die man Romain Rolland gehalten hatte. Er sprach von Dokumenten, die in seinem Geldschrank eingeschlossen wären und zeigte auf diesen, aber nicht die Dokumente! Mir wurde das von jemand mitgeteilt, der es von einem Delegationsmitglied wußte, und ich schickte Clemenceau sofort folgendes Telegramm:

> Bei Empfang sozialistischer Kammerdelegation haben Sie zu der Frage meiner Delikte erklärt: „Ich habe in den Akten Guilbeaux den Beweis dafür, daß er von Deutschland bezahlt wird." Ich protestiere gegen diese von der Presse wiederholte Anklage, gegen die ich mich nicht verteidigen konnte und der Sie durch Ihre Autorität erst das Gewicht gegeben haben. Ich verlange sofortige Veröffentlichung der angeblichen Dokumente, die nur Polizeiberichte sind.

Schon einen Tag später verkündeten die Zeitungen, daß ich des Hochverrats verdächtig sei. Um die gerichtliche Untersuchung zu erleichtern, erreichte man — übrigens sehr leicht — meine Verhaftung von der schweizer Bundesregierung. Die Fragen, die mir von dem untersuchenden Kommissar und später, nach meiner zweiten Verhaftung, von dem Untersuchungsrichter gestellt wurden, hatten übrigens gar nichts mit dem Delikt der „Verletzung der schweizer Neutralität", das mir zur Last gelegt wurde, zu tun, sondern bezogen sich einzig auf die Hilfsquellen der Zeitschrift, die Zahl und Art ihrer Mitarbeiter und auf die Personalien meiner französischen Freunde und Korrespondenten, die in Frankreich lebten. Ich wurde lange über die Persönlichkeit des geheimnisvollen russischen Freundes ausgefragt, den man augenscheinlich mit dem österreichischen Bankier verwechseln wollte. Eine große Anzahl Dokumente und Manuskripte wurde beschlagnahmt, ebenso meine geschäftliche Korrespondenz.

Alles wurde mir später zurückgegeben außer einem etwa zwanzig Seiten starken Manuskript von Lenin über die „Aufgaben der Zimmerwalder Linken in der schweizer Sozialdemokratischen Partei". In Kienthal hatte ich die Bekanntschaft Lenins gemacht. Sein großes Wissen, seine politische Weisheit, seine weiten revolutionären Perspektiven hatten mich

gepackt. (Trotzki und Martow hatte ich schon in Paris von den Zusammenkünften der „Vie Ouvrière" her gekannt.) Dieses Manuskript kam zusammen mit dem Brief, in dem Lenin um eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz nachsucht, in ein Museum, in dem die schweizer Behörden von denen, die diese Kostbarkeiten sehen wollen, Eintrittsgeld erheben.

* * *

Unter den Aktenstücken, die meine einstimmige Verurteilung zum Tode durch das Dritte Kriegsgericht zur Folge hatten, befinden sich drei Arten von Dokumenten: Erstens: Echte Dokumente, die im Sinne des Gerichts tendenziös ausgelegt sind; zweitens: falsche Dokumente aus der offiziellen Quelle, die zur Zeit Clemenceaus Fälschungen gegen politische Persönlichkeiten fabrizierte, die man anklagen und verurteilen wollte, um sich ihrer zu entledigen; drittens: verschiedene Polizeiberichte, militärische Auskünfte, Aussagen von Spionen.

Zur ersten Kategorie gehören einige Briefe, die ich an Sling gerichtet habe. Zur zweiten gehört ein Bericht, den ich an ein „maximalistisches Bureau" in Zürich gerichtet haben soll. Es hat niemals ein „maximalistisches Bureau" oder etwas ähnliches in Zürich gegeben. Das Dokument ist teilweise aus Telegramm- und Briefauszügen fabriziert worden, die ich über Stockholm an die ‚Prawda' geschickt habe, deren Korrespondent ich war. Alle diese Briefe und Telegramme waren von schweizer Behörden photographiert worden. (Ein interessantes Kapitel zur Geschichte eines „neutralen" Landes während des Krieges, dessen Behörden mich der Neutralitätsverletzung beschuldigten.) Alle darin genannten Namen, alle angeführten Geldsummen sind ein Phantasieprodukt des Fälschers. Die dritte Kategorie umfaßt Berichte, die, mit Ausnahme kleiner biographischer Einzelheiten, nichts als traurige Erfindungen jeder Art und Waschweibergeschwätz enthalten.

Unter den Beweisstücken, die zu meiner Verurteilung geführt haben, gehört auch eine Anklage wegen Meuterei. Es sei mir gestattet, hier eine Seite aus der Broschüre „Mein Verbrechen" zu zitieren, die ich sofort in der Schweiz veröffentlichte, als die Zeitungen von der Anklage gegen mich berichteten:

> ... Wenn ich gut unterrichtet bin, sind die Meutereien im Mai 1917 ausgebrochen. Die Zeitschrift ‚Demain' erscheint offiziell am 15., aber in Wirklichkeit kam sie immer mit einer Verspätung von etwa zehn Tagen heraus. Im Maiheft schrieb ich in einem Artikel, der „Die russische Revolution und der Frieden" hieß, über den Einfluß der russischen Revolution in Frankreich, und ich berichtete von Kundgebungen gegen Krieg und Kapitalismus, für die Weltrevolution, die die große Presse sorgfältig verschwieg. Ich zitierte Auszüge aus Flugschriften, die in Paris verteilt worden waren, unter anderm folgenden Passus: „Der Tag der allgemeinen Befreiung nähert sich. Kein Tropfen Blut der Völker darf verloren sein, jeder muß sich in revolutionäre Energie umwandeln, in wütenden Haß gegen das Mörderregime, gegen den Kapitalismus. Überall müssen die erwachten Völker sich ihrer Klassenregierung entledigen und an ihre Stelle Arbeiter- und Soldatenräte setzen. Die russische Revolution ist das Signal der Weltrevolution, und die Welt-

revolution wird den endgültigen Sieg der russischen Revolution bringen. Auf den Weltkrieg muß die Weltrevolution folgen." Im Juniheft berichtete ich über authentische Tatsachen folgendermaßen: „Trotz allem, was man behaupten wird — ich fürchte kein Dementi — ist die Front vom revolutionären Geist erfaßt..." Dieser Artikel stand in dem Heft, das zwischen dem 24. und dem 28. Juni erschien; er war ausschließlich nach Informationen verfaßt, die ich mit einem Brief vom 11. Juni 1917 erhalten hatte. Als ich diesen Brief erhielt, den ich heute noch besitze, und der an sicherm Ort aufbewahrt ist, zeigte ich ihn meinem Parteigenossen Charles Hubacher, der Sekretär des Metallarbeiterbundes der französischen Schweiz war und außerdem Redakteur der ‚Neuen Internationale', des Organs der internationalen Sozialisten in Genf. Wenn ich nicht fürchtete, seinen Verfasser bloßzustellen, würde ich hier das Faksimile veröffentlichen...

Ich füge hinzu, daß der Verfasser des Briefes ein bekannter französischer Schriftsteller ist und daß ich mich aus leicht begreiflichen Gründen bisher gehütet habe, seinen Namen zu nennen.

Endlich hat mein „Mitangeklagter" Hartmann, der ehemalige Stellvertreter Gustave Hervés (von der ‚Guerre Sociale', aus der Zeit, wo Hervé seiner antimilitaristischen Propaganda noch freien Lauf ließ), mir niemals irgendwelches Geld überwiesen außer dem Abonnementsbetrag für die Zeitschrift. Ich habe ihn ein paar Mal in Zürich und in Genf gesehen, und ich habe seine Korrespondenz mit Hervé veröffentlicht und mit einem Vorwort versehen. Er hat die geringen Druckkosten bezahlt, und er hat niemals vergessen — nicht einmal, als ich verhaftet war — die Beträge für die verkauften Broschüren von mir einzufordern. Ich habe niemals unter irgend einer Form an den Zeitungen mitgearbeitet, die er in der Schweiz gegründet hat.

Ich nehme nichts zurück, was ich während des Krieges geschrieben habe. Ich habe alles getan, was mir möglich war, um die Ideen zu verteidigen, an die ich glaubte, und ich trage in mir das Gefühl der erfüllten Pflicht. Ich habe sie mit zahlreichen Verleumdungen, mit meiner Verurteilung und einer langen Verbannung bezahlen müssen. Wenn ich bereit gewesen wäre, meine Meinungen mit mehr Mäßigung zum Ausdruck zu bringen, hätte ich mir bestimmt diese Unannehmlichkeiten erspart; das materielle Leben wäre mir leichter geworden, und ich wäre heute kein geächteter Mann.

Was man mir nicht verzeihen konnte, das war die Tatsache, daß ich die Geheimdiplomatie, den Wahnsinn des Imperialismus und des Militarismus angeprangert habe und daß ich von 1915 bis 1918 geschrieben habe, daß — wer auch Sieger und Besiegte sein mögen — Frankreich und Deutschland früher oder später gezwungen sein würden zusammenzuarbeiten, daß der Krieg nur den Stand der Zivilisation herabdrückt und aus Europa einen Friedhof macht, und endlich, daß ich mit Romain Rolland und Lenin, diesen zwei so verschiedenen bedeutenden Männern, das wachsende und ungeheure Erwachen der Völker Asiens vorausgesehen habe.

Deutsch von Milly Zirker

Endlich die Wahrheit über Remarque!

von Kaspar Hauser

Seit Monaten heult die berliner Asphaltpresse Reklame für ein widerliches Machwerk von Erich Maria Remarque, dessen Titel „Im Westen nichts Neues" übrigens der Obersten Heeresleitung entlehnt ist (Herr Staatsanwalt?) — und das den Krieg so schildert, wie er sich eben nur in den Köpfen typischer Drückeberger malt.

In der nächsten Nummer der „Süddeutschen Monatshefte" wird über diesen Landesverräter endgültig die Wahrheit enthüllt; die Angaben sind von Herrn Professor Coßmann überprüft, daher fast zuverlässig. Durch die besondere Freundlichkeit des Verlages der Monatshefte sind wir in der Lage, unsern Lesern schon heute mit Aufklärung dienen zu können.

Erich Salomon Markus — so ist der Name dieses Judenknäbleins — war lange Zeit hindurch kleiner Synagogendiener der jüdischen Synagoge in der Oranienstraße zu Berlin (sogenannter „Salatschammes"). Geboren ist dieser Sproß Judas in Zinnentzitz in Schlesien, wo sein Vater, Abraham Markus, eine — koschere Schlächterei hatte (Merkst du was?). Die Jahre, in denen Tateleben Markus dort sein edles Gewerbe ausübte, sind dadurch gekennzeichnet, daß während dieser Zeit auffallend viel Christenkinder in der Umgegend verschwanden; sie wurden zwar bald nach ihrem Verschwinden immer wieder aufgefunden, aber es ist niemals (! die Red.) festgestellt, ob es auch dieselben Kinder waren!

Eine Mutter hat Erich Salomon Markus nie gehabt; es werden, wie das bei jüdischen Familien üblich ist, auf seinem Taufschein zwei Mütter vermerkt, eine gewisse Sarah Bienstock und eine unverehelichte (!!) Rosalie Himmelstoß (wir werden auf diesen Namen noch zurückkommen).

Im Alter von neun Jahren trat der kleine Markus seinen „Dienst" in der oben erwähnten Synagoge an; er hatte dort die Lichter anzuzünden, die Bibeln abzustauben und, was sehr wichtig für die Beurteilung seiner spätern Entwicklung ist, die Judenknäblein bei der Beschneidung festzuhalten. Bei dieser Gelegenheit soll durch seine Unachtsamkeit der Sohn eines bekannten berliner Warenhausbesitzers doppelt beschnitten worden sein, weswegen der Markus aus dem Synagogendienst entfernt wurde.

Salomon Markus trieb sich zunächst stellungslos in Berlin umher; er versuchte beim Theater unterzukommen und soll auch bei seinem Rassegenossen Reinhardt mehrere Male alle Titelrollen in den Brechtschen „Verbrechern" gespielt haben. Ferner war der junge Markus in Berlin als Bonbonhändler, Zuhälter, Hundehaarschneider und Redakteur tätig. Markus ist Freimaurer und Jesuit.

Es kam der Krieg.

Markus zog ins Feld; das heißt, er war der berittenen Armierungstruppe zugeteilt, konnte aber wegen einer Krankheit, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen, keinen Dienst tun und wurde daher im Hinterland verwendet. Durch eine unbe-

greifliche Unachtsamkeit der Militärbehörden ist Markus als Schreiber im Hauptquartier Seiner Majestät des Kronprinzen beschäftigt worden; er hat also den Feind niemals auch nur von weitem gesehen.

Nach dem Kriege hat er sich in Osnabrück als Damenschneider niedergelassen, dann war er Hilfsbremser am jüdischen Leichenwagen in Breslau und ist später nach Hannover gegangen; Professor Coßmann läßt die Frage offen, ob Markus etwa Haarmann gekannt und vielleicht auch unterstützt hat...

Und dieser miese Baldower wagt es, für die Asphaltpresse einen Bericht zu verfassen, dem die Lüge an der Stirn geschrieben steht! Nicht nur, daß er den Namen seiner eigenen Mutter (Himmelstoß) in seinem Buch verwendet, um einen Vorgesetzten verächtlich zu machen (Herr Staatsanwalt?) — sondern er beschuldigt auch die deutschen Soldaten grausamer Handlungen, deren sie niemals fähig gewesen sind — denn der deutsche Soldat war bekannt für schmerzlosen Nahkampf und humanes Trommelfeuer. Davon weiß natürlich der Salomon Markus nichts; während vorn seine Kameraden mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles!" gen Paris zogen, um es zu besetzen, es aber leider schon besetzt fanden, hat der Jude Markus hinten geschlemmt und gepraßt; in der Umgebung des kronprinzlichen Hauptquartiers fanden sich bei Abmarsch der deutschen Truppen allein vierundachtzig uneheliche Kinder — und wer anders kann die gemacht haben als Markus —!

Gottseidank hat das Buch durchaus keinen ungeteilten Beifall gefunden.

Es sind insbesondere die deutschen Frauen, die wissen, was sich ziemt. Ihnen haben wir zu danken, daß sie die heldischen Deutschen von den unheldischen Undeutschen zu unterscheiden wissen; sie sind es, die zu Siegfried Hagen & Co. aufsehen und den andern Helden unsrer echt deutschen Sagen. Die deutsche Frau will — das haben wir erst neulich in Berlin auf einem Klubabend mit Freude und Begeisterung festgestellt — zu einem Helden aufblicken.

Der deutschen Frau kommt es, wie an jenem Abend ersichtlich war, nicht so sehr darauf an, daß ihr Mann lebt, sondern daß er als Held stirbt, und ist sie bereit, mit dem Ruf „Ich sterbe!" jedesmal mitzusterben, und wenn sie zehnmal heiraten müßte! An der Länge des Säbels erkennt man u. a. den Charakter des Mannes, und die deutsche Frau will, daß ihrem Mann der Sinn stehe, für und für, sein Vaterland zu verteidigen, und wenn es nicht angegriffen wird, dann werden wir dafür sorgen, daß es angegriffen wird! (Ein deutsches Wort! Die Schriftleitung.) „Für mich", sagte uns neulich eine edle deutsche Frau, die Gattin eines höhern Beamten, „gibt es keinen schönern Augenblick in unsrer Ehe, als wenn ich Männi die Uniform zuknöpfen sowie auch aufknöpfen kann. Dies Gefühl ist unbeschreiblich."

Aus eigner Anschauung also hat die deutsche Frau einen hergelaufenen schlesischen Judenjungen belehrt, wie der Krieg wirklich gewesen ist — im Innern des Landes und im Innern der Frau!

Salomon Markus aber ist gerichtet. Sein Werk ist durch die unvergängliche Veröffentlichung der Süddeutschen Monatshefte als das gekennzeichnet, was es ist: als eine vom Feindbund und den Marxisten bezahlte Pechfackel, die dem blanken Panzer der deutschen Wehrhaftigkeit nicht das Wasser lassen kann —!

Toscanini von Klaus Pringsheim

Die berliner Presse hatte ihre Superlative für Mengelberg und das Concertgebouw-Orchester verbraucht. Aber an Toscanini reicht kein Superlativ. Man müßte schon sagen, daß er in seinem Fach der liebe Gott ist. Bruno Walter ist aus London gekommen, um Toscanini zu hören. Und die gesamte berliner Musikgeneralität, Parkett und Logen festlich dekorierend, saß Abend für Abend bewundernd zu seinen Füßen. Solche Huldigungen sind noch nicht dagewesen. Aber auch nicht so etwas an unwahrscheinlicher Vollkommenheit eines ganzen Operntheaters. Und das Wunder dieser mailänder Scala hat in Wahrheit erst Arturo Toscanini, der Maestro Concertatore e Direttore, erschaffen.

Noch den Klang des herrlichen Instruments im Ohr, das Mengelberg, nur dafür zu preisen, aus seinem Orchester gemacht hat, ging man in Falstaff und war, vom ersten Takt an, fasziniert durch das Spiel, Zusammenspiel dieser italienischen Musikanten. Welcher Reichtum, welche Schönheit des Tons, welche Ausgeglichenheit, maximale Deutlichkeit, äußerste Durchsichtigkeit, Elastizität, welch' paradoxe Synthese von Elan und Disziplin ... Aber das ist noch gar nichts. Im zweiten Bild stehen acht Menschen — vier Frauen, vier Männer — auf der Bühne, sie machen wenig Bewegungen und singen; sie singen ihr Ensemble. Wie da, in beschwingtestem Tempo, jede Note, jede Silbe — nicht nur kommt, sondern lebt, Leben sich an Leben tausendfältig entzündet, wie das leicht und lustig ineinanderschwirrt (von zierlich hüpfenden Flöten, kichernden Oboen nicht erst zu reden), wie das springt und spritzt, und wie das, Oben mit Unten, zusammenklingt, wie das läuft, weil jedes Tönchen sitzt und jedes Pünktchen an seinem Platz steht, das ... aber das war noch gar nichts. Am nächsten Abend, Rigoletto, Quartett — man weiß, wie Italiener so was machen? Keine Ahnung hatte man. Aber auch das war noch gar nichts. Zwei Tage darauf, das berühmte Lucia-Sextett — man kennt es, von Electrola her; zuletzt mit Gigli — und daran sich schließend, mit explosiver Gewalt ausbrechend, dieses Finale, in dem mehr Verdi steckt, als der schwache Puccini in einem halben Dutzend Opern aufzufangen vermocht hat, das ... war wohl in der Tat der Gipfel der Gipfel. (Darum kein Wort gegen den zweiten Aida-Akt. Oder gegen den ersten, zweiten, dritten, vierten Akt Troubadour; und gegen das übrige reichhaltige Programm.)

Es gab auch mittelmäßige Stimmen zu hören; aber auch immer wieder sängerische Höchstleistungen. Die Nil-Arie der Lombardi; die Azucena-Erzählung der Casazza. Unvergleichlich Stabiles Falstaff. Wundervoll die Manon der Pampanini.

Die Gilda der Toti Dal Monte — war wirklich gar nichts. Aber die Wahnsinnsszene der Lucia macht der Zaubermechanismus ihres Koloratursoprans zu einem kuriosen Erlebnis — wobei die Unbeseeltheit ihrer menschenunähnlichen Stimme sich mit der Seelenlosigkeit der musikalischen Substanz wundersam vermählt. Und Aureliano Pertile, der Edgardo, des Grieux, Radames: keineswegs bezaubernd von Aussehen, aber hinreißend in der leidenschaftlichen Intensität des Singens; die stärkste, überzeugendste Persönlichkeit der Truppe. Kein Caruso? Wie Caruso war, kann schon heute keiner mehr sagen; Schallplatte und Wirklichkeit sind inkommensurabel. Man muß diesen Pertile auf Fonotipia-Platten hören! Aber er ist kein Lauri Volpi. Dessen Tenor, ein Unikum von jugendlich strahlendem Tenor, ein überlebensgroßes Organ und von unwiderstehlich sieghaftem Glanz — dieser Manrico war, mit Recht, die große Publikumssensation. Aber das Elementarereignis der Stretta und des Beifalls, den sie auslöst, war schon mit dem C-dur-Einsatz des Orchesters entschieden.

Um das Phänomen Volpi wahrzunehmen, würde sichs lohnen, eine Expedition nach Siam zu organisieren. Etwas andres ist, ob sichs für die Amerikaner, an deren Adresse die Veranstaltung der Festspiele sich in erster Linie richtet, gelohnt hat, um Toscaninis willen, den sie im Winter zuhause haben, nach Deutschland zu kommen: zur Stagione des Teatro alla Scala, das sie schließlich in Italien billiger hören können — nämlich, ohne im Billettpreis den Transport Mailand-Berlin mitzubezahlen. Aber für Berlin und Umgegend — bis Amsterdam, Stockholm, Warschau — hat es sich gelohnt. Abwechselnd Unter den Linden und in der Bismarckstraße sechs ausverkaufte Häuser, bei Eintrittspreisen, die sich anhören wie ein wildgewordener Inflationstraum — auch das Geschäft wird wohl der Mühe wert gewesen sein. Unter den zahlenden Besuchern war, nach dem Tonfall der Foyergespräche zu schließen, der größte Teil ansässiges Berlin. Also, es ist nicht wahr, daß unsre allbeliebte Opernkrise nur von dem Geld kommt, das die Leute in diesen schweren Zeiten für Theater nicht mehr übrig haben. Geld und Publikum sind da, wenn diesem für jenes ein entsprechender Gegenwert geboten wird.

Toscanini läßt sich nicht kopieren — es müßte schon ein andrer Toscanini kommen. Wird man fortan bei uns italienische Oper machen, wie diese Italiener es gezeigt haben: mit Dekorationen — nicht etwa: „Bühnenbildern" — noch von den Vätern der Väter her, mit Opernregie von damals, so ganz ohne Regie von heute? Wir werden weiter alte Sachen neu bearbeiten, neu inszenieren, modernisieren, aktualisieren, und das ist in Ordnung. Deutsche, macht deutsches Theater! Und das deutsche Theater ist nun einmal eine Versuchsanstalt, auch unsre Zeit hat ihren Geist, dafür ist sie eine, und jedes Land seine Kunstmethoden. Nur soll man nicht mehr erzählen, daß der junge Verdi und der ältere Donizetti solche Nachhilfe nötig haben. Hat das Theater der Mailänder etwa nicht „gewirkt"? Das berliner Publikum, zu seiner Ehre sei es gesagt, läßt sich nicht benebeln. Die Leute haben gemerkt, daß der erste Akt Aida schwächer war, die Stimmung im Hause blieb tempe-

riert. Aber die urkomische alte Lucia? Aber der abgespielte Troubadour, bei dem man, wenn nicht gerade Schlusnus singt, längst nicht mehr hinhört, weil man jede Note kennt? Toscanini gibt die Werke seiner Nationalheiligen, wie sie sind. Sachlich streng, mit exzessiver Genauigkeit seines diktatorischen Willens; aber auch mit heiliger Besessenheit; und mit übermenschlicher Beherrschung der übermenschlichen Kräfte, die er ausstrahlt und entfesselt; in der strömenden Fülle seines heißen Theatergefühls, in der kalten Klarheit seines erleuchteten Musikerwissens. Vom Staub der Gewohnheit gereinigt, die Opern der italienischen Meister, wie sie waren und sein werden. Vielleicht auch: so, wie sie noch nie waren. Werktreue? Die hätte jeder Akademieprofessor. Hier ist absoluteste Identität von Werk und Wiedergabe; im Buchstaben und im Geist, im Erleben und im Geben. Toscanini kann, will und muß es. So ist sein Theater. Was bei uns zum Lachen altmodisch wäre, ist hier ins schlechthin Zeitlose monumentalisiert. Und an die Wirkung reicht kein Superlativ.

Der singende Narr von Rudolf Arnheim

Nachdem die berliner Kritik, durch Feuermelder alarmiert, mit aufgeregtem Klingeln und Trompeten herbeigeeilt war, fand sehr plötzlich die Geburt des Tonfilms in Deutschland statt. Die Hebammen hatten sich lange geprügelt, welche Zange die beste sei und wer an die Mutter herandürfe, und auch jetzt haben sie nur schnell einmal das Kind zur Welt gebracht, um den Kampf um ihre Rechte ungestörter austragen zu können.

Das Kind, das uns da geboren worden ist, hat vom Theater die Statur und vom Film die Frohnatur mitbekommen, und nun wird ein großes Erziehen losgehen.

Wer mag den Aberglauben aufgebracht haben, daß der Tonfilm, weil er technisch eine Neuerung darstellt, nun auch schon eine Kunstform sui generis bedeuten müsse. Man läßt alle Hunde los, um die künstlerischen Sondereigenarten des sprechenden Bildes zu entdecken, aber die beste Nase hat hier, scheint mir, wer gar nicht sucht. Al Jolsons „Singender Narr" zeigt sehr deutlich, wohin die Entwicklung geht. Dieser Film zeigt vor allem, daß noch keine feste Form gefunden ist. Nicht etwa, weil der Dialog teils akustisch, teils durch Zwischentitel gegeben wird, denn dies ist — was wenig bekannt zu sein scheint — ein Resultat der deutschen Bearbeitung, in der der englische Dialog nur an wichtigen Stellen stehengeblieben ist, während man im übrigen die plaudernden Münder herausgeschnitten und an ihre Stelle deutsche Titel gesetzt hat. Nein, keine feste Form insofern, als man z. B. noch nicht erkannt hat, daß während eines akustischen Ablaufs kein Einstellungswechsel stattfinden darf: Al Jolson singt unsern Augen sein Liebeslied, und auch unsre Ohren hören, aber mitten in der Strophe springt das Bild zu dem Mädchen, dem das Lied gilt, und die Melodie ist vom Munde fortgerissen und schwebt im dunkeln Nichts. Keine feste Form insofern, als man noch

nicht erkannt hat, daß Begleitmusik — so paradox das heute noch klingen mag — nicht zum Tonfilm, sondern ausschließlich zum stummen Film gehört. Die Begleitmusik, mag sie nun aus technischen Gründen notwendig sein oder nicht, macht den Tonfilm zum Melodram und verschmiert dadurch die künstlerische Reinheit seiner Mittel unerträglich. Soll der Tonfilm überhaupt einen Sinn haben, so wird er seinen akustischen Teil rein durch reproduzierte Geräusche bestreiten müssen. Erst bei einer so energischen Umstellung wird sich auch zeigen, daß die raumzeugende Macht des lokalisierten Lauts mit Notwendigkeit auch dem Bilde eine stabile und realistische Räumlichkeit aufzwingt und dadurch etwa Sprünge von Großaufnahme zu Totalaufnahme innerhalb derselben Szene zu schmerzhaften Ungeheuerlichkeiten macht. Werden auf diese Weise allmählich die aus Trägheit mitgeschleppten Erbschaften des stummen Films abgestreift sein, so wird sich erweisen, daß sich da keine neue Kunstform herauskristallisiert hat, sondern es wird eine sehr alte zum Vorschein kommen: das Theater. Tonfilm ist technisch vervollkommnetes Theater. Er bringt dem Theater vor allem die Möglichkeit blitzschnellen Szenenwechsels. Eine der eindrucksvollsten Szenen des Al Jolsonfilms, die zeigt, wie der Held von einem Lokal aus mit seiner Frau zu telephonieren meint, während, wie plötzlich sichtbar wird, das Stubenmädchen am Apparat ist — diese Szene ist reines Theater mit idealer Drehbühne! Die Sturm- und Drangdramen, etwa der Urgötz oder Lenzens aus einem Mosaik kleiner Szenen zusammengesetzte Stücke, sind für Tonfilm geschrieben.

Die technische Lösung ist noch recht unvollkommen. Zwar wenn Al Jolson singt, klatscht man Beifall, so leibhaftig sieht und hört man ihn vor sich, und wenn das feine Stimmchen des Kindes zum Vater spricht, so ist der Ton der Grammophonplatte erschreckend mit Leben erfüllt. Tut aber der blonde Vampyr seinen Mund auf, so hört man eine Signalpfeife trillern, und der Lärm des Tanzlokals klingt nach Staubsauger. Hier ist noch viel Arbeit nötig.

Mit dem Inhalt des gesprochenen Textes sollte man nicht so kritisch sein. In einer Zeit, wo das Sprechtheater den Primat des Wortes mit so wenig Würde verwaltet, wo der Dichter oft nicht viel mehr als ein Libretto liefert, einen Anlaß, damit die Darsteller einander unter der Leitung findiger Regisseure wiehernd in den Hintern treten und sonstige Parterreakrobatik und Verkleidungskünste üben können, und dies unter dem Beifall des Publikums, sollte man nicht plötzlich beim Tonfilm streng werden.

Dank aber sei der neuen Erfindung, daß sie uns ein Gastspiel des großen Darstellers Al Jolson vermittelt hat. Dies Gesicht, dem ein echter Schmerz die Augen verhängt und den Mund furcht, diese intelligente Stimme, dies herrliche Gemisch von Ernsthaftigkeit und Ironie, mit dem ein kluger Mann seinem geliebten Kinde Geschichten von Kaninchen und Fröschen erzählt, dies zärtliche Streicheln, diese jungenhafte Freude am Erfolg — dieser Mensch macht aus einem albernen Rührstück eine tränenheischende Tragödie.

Im falschen Rahmen von Harry Kahn

Unser Theaterleben wird nachgerade recht pittoresk. Die beiden zuständigen Musen spielen sich als Parzen auf und tun, als ob sie von Pirandello erfunden wären. Zu den Synkopen eines Jazz macabre hüpfen sie durch die Korridore und in die Kontore der Schauspielhäuser. Je langweiliger es vor den Kulissen wird, desto munterer geht es hinter ihnen zu, und je mehr die dramatische Dichtung von Fleisch fällt, desto mehr Fett setzt die Lokalchronik an. Man hat das Theater so lange aktualisiert, bis die Aktualität sich theatralisiert hat; der so brünstig beschworene Rhythmus der Zeit beginnt sich selbständig zu machen und in seine Beschwörer zu fahren. Die gelebten Tragödien, Komödien, Burlesken im Dunstkreis von Sperrholz und Litera K häufen sich: keine Mittagszeitung und keine Nachtausgabe ohne eine katastrophale Schlagzeile aus dem Bereich des gar nicht mehr so lebenslustigen Bühnenvölkchens. Dramaturgen fallen vom Fensterbrett, Oberregisseure öffnen den Gashahn, Autoren werden in Irrenanstalten geliefert, Revuedirektoren kommen auf den Hanomag und selbst Fachleute, die einst alle Gräser wachsen hörten, können ihre Offenbarungen nur noch an Gerichtsstelle verwenden. Alles „im Rahmen der Festspiele". Ob das grade der richtige Rahmen dafür ist, darf bezweifelt werden. Immerhin erfahren die p. t. distinguierten Fremden, die es an den Spielplänen und Aufführungen unserer prominenten Sprechbühnen schwerlich erkennen können, aus den Zwölf- bis Acht-Uhr-Blättern, wie interessant das berliner Bühnenleben und -treiben eigentlich ist, und kommen so wenigstens einigermaßen auf ihre Reise- und Hotelkosten.

Was sich an Ur- und Erstaufführungen begibt, ist ja ausschließlich für den heimischen Gebrauch bestimmt. Neben der Season fordert die Saison ihre Rechte. Denn wenn es auch der Himmel nicht wahr haben will: wir nähern uns den Hundstagen. Im Staatstheater jedenfalls glaubt man dem Kalender mehr als dem Thermometer: das große Literatur-Aufwaschen setzt ein, die allsommerliche weiße Woche, in der man sich von den Spielplansünden des finstern Winters weißwaschen möchte. Die diesjährige Generalreinigung hat die Herren Hans Meisel und Bruno Wellenkamp an die Rampe gespült; zwei sympathische junge Leute Ende der Zwanziger. Jener hat vor zwei Jahren den Kleistpreis bekommen für den Roman „Torstenson, Entstehung einer Diktatur"; dieser hat, laut selbstverfaßtem Lebenslauf, ein wildbewegtes Leben hinter sich: Maschinenarbeiter, Klavierspieler, Vorsteher eines Guts mit Polizeigewalt, Feuerwehr und Hengststation. Donnerwetter, denkt man, wenn man so im Programmbuch blättert, wo das nach modischem Brauch alles drinsteht, ei, ei, das sind ja gute Anläufe für kühne Sprünge auf den Brettern. Wer sich bereits mit einer Diktatur literarisch, mit Fabrik und Musik, Landwirtschaft und Pferdezucht biographisch befaßt hat, bei dem muß ja wohl allerhand fürs Theater herauskommen, was Handfestes, Saftiges, Mitreißendes. Jedenfalls was Lebendiges. Aber, siehe da, die Bühne kreißt, teils bildlich, teils buchstäb-

lich, und beide Male gebiert sie nichts als ein winziges lebensunfähiges Mäuslein. Bei Meisel allerdings gleich eine ganze Pension Maus; samt zahlenden und nichtzahlenden Insassen, lauter spaßhaft gesehenen und sich öfters ebenso spaßig äußernden Menschenkindern. Aber das hilft nicht viel und hält nicht lange vor, denn vergebens wartet man auf die durch den Titel versprochenen dramatischen „Störungen", die sich zwischen ihnen begeben sollen. Wenn die zwei Akte herum sind, so sind sie Mühe und Arbeit, aber nicht schön, weil nur Exposition und Milieu gewesen, und Handlung haben sie bloß so viel und so Erhebliches enthalten, wie für eine Durchschnitts-Humoreske der ‚Grünen Post' unumgänglich ist. Kaum um ein Lot mehr Substanz ist bei Wellenkamp vorhanden. Dessen „Frisör von Roßlagen" erlebt ein x-fach verdünntes, y-mal dagewesenes bourgeoises Heldenschicksal aus der Schule Sternheims und Kaisers: der klägliche Auftriebswahn eines Kleinbürgers, die falsche Ehrbarkeit einer Kleinstadt wird, ebenso breit wie bitter, verhohnepiepelt. Meisel strichelt, Wellenkamp spachtelt; ein Bild wird es bei beiden nicht. Sondern höchstens eine Skizze, aus der wohlwollende Gönner und witterungsbeflissene Kunsthändler eine gewisse Augenbegabung herauslesen mögen.

Den protzigen Goldrahmen einer berliner Großpremiere verdient und verträgt dergleichen keinesfalls. Wenn man keine Versuchsbühne hat, nimmt man Anfängerstücke wie diese, achtbar als Atelierprodukt, „pour se faire la main", aber indiskutabel auf dem Repertoire von Theatern mit anspruchsvoller Tradition und durchlöchertem Etat, nicht an, und wenn sich die lautesten Richtungsraben heiser schreien nach „jungen Dramatikern". Denn da ist weder Jugend noch Drama, sondern bloß Epigonentum und Antitheater. Im Irrtum ist, wer sich einbildet, die Kunst ausgezeichneter Regisseure, das Spiel ausgesuchter Darsteller decke die Substanzlosigkeit solcher Stücke zu. Grade das Gegenteil ist der Fall: nicht nur enthüllt sich die handwerkliche Hilfslosigkeit des Anfängers, — es wird auch, was peinlicher ist, die Kraftlosigkeit seines Grunderlebnisses entlarvt. Ein Einfall ist ja noch kein Erlebnis, wenn das eine auch gern, und heute lieber denn je, mit dem andern verwechselt wird. Jeder lyrische oder epische Einfall läßt sich dialogisieren; aber nur vom dialektischen Grunderlebnis her ist es möglich, den Bühnenfiguren mehr Atem einzuhauchen, als sie grade zum Reden benötigen. Fehlt dieses Grunderlebnis, so ist die Schlacht von vornherein verloren, und noch so blendende Husarenstückchen der Regie können die Niederlage nicht abwenden. Erstaunlich genug, wie Engel bei Meisel, Fehling bei Wellenkamp zu verhindern wußten, daß die Vorstellung in Langeweile versackte. Um das zu erreichen, mußte jener resolut auf Schwank, dieser rabiat auf Groteske inszenieren. Engel setzt dabei (Sternen-)Himmel und (Versenkungs-)Hölle in Bewegung, Fehling Musikkapelle und Regenvorrichtung. Beide haben die technischen Behelfe eigentlich nicht nötig. Engels bezaubernd hingetuschtes Abendmahl in der Pension, Fehlings gespenstisch hingehauene Spießerorgie im Wirtshaus zeigen,

wozu diese Regisseure mit den einfachsten Mitteln imstande sind. Wenn sich Jeßner jetzt noch einmal überlegen würde, ob er dem Staatstheater diese stärksten Stützen entziehen darf, und wenn er zu der Einsicht gelangte, daß er nicht der Simson ist, der sich das erlauben kann, so wäre das immerhin eine nachträgliche Rechtfertigung dieser beiden an sich höchst unnötigen Aufführungen.

Curtius und Castiglioni von Morus

Das Wirtschaftsbarometer der Republik

Endlich kommt die Zollpolitik des Kabinetts Hermann Müller in Gang. Als verantwortlicher Generalreferent zeichnet Reichswirtschaftsminister Doktor Curtius, der zusammen mit seinem Parteigenossen Stresemann aus der Regierung Hergt-Schiele in die Regierung Müller-Hilferding übernommen worden ist. Moderner Kopf, anpassungsfähig, von Beamten bester Qualität umgeben. An diesem Barometer können wir also gewiß ablesen, wie wir allmählich aus dem deutschnationalen Tiefdruckgebiet herausgekommen und auf die Schönwetterseite hinübergewechselt sind.

Also lesen wir mal ab. Unter dem deutschnationalen Regime schickte Curtius seinen Staatssekretär Trendelenburg nach Genf zur Weltwirtschaftskonferenz. Wie ein Held schlug sich Trendelenburg, links und rechts vom Genfer See, gegen die Anhänger des Protektionismus. Unter deutscher Führung wurde die Freihandelsflagge auf dem Völkerbund-Palais gehißt: ein großes, liberales Fahnentuch mit einer ganz kleinen schutzzöllnerischen Gösch. Von da ab datiert, wie jedermann weiß, eine neue Epoche der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Kaum war Herr Trendelenburg an der Spitze der siegreichen Freihandelsbataillone heimgekehrt, da gab Doktor Curtius auch schon die Erklärung ab, daß er sich mit den antiprotektionistischen genfer Beschlüssen vollkommen identifiziere. Und mehr noch, ohne Rücksicht darauf, daß neben ihm die Landbundführer Schiele und von Keudell in der Regierung saßen, kündigte er eine Zollsenkungsaktion an. Deutschland sollte, was schert uns Weib, was schert uns Kind, mit gutem Beispiel in der Welt voran gehen.

Es dauerte ein bißchen lange, bis die Zollsenkungsaktion in Gang kam. Nun ja, was sollte sich ein so freier Geist wie Doktor Curtius auch noch unter einer Rechtsregierung die Mühe machen, wo doch Neuwahlen vor der Tür standen und die Linke mit dem Abbau der Brotzölle ihre besuchtesten Wahlversammlungen bestritt. Am 20. Mai 1928 war der Sieg unser, und der Zollabbau konnte beginnen. Durch eine Fügung des Schicksals dauerte es allerdings noch einmal ein halbes Jahr, bis die Zollsenkungsaktion sich in einen Gesetzentwurf verwandelte. In der Zwischenzeit erhöhte die sozialdemokratische Regierung die Zölle auf Fleisch und auf Zucker. Dann aber war der große Augenblick gekommen, und Herr Curtius legte dem Reichstag sein Zollsenkungsprogramm vor. Es enthielt eine Sammlung exquisiter Lächerlichkeiten. Von den geschlachteten Seeschildkröten bis zu Cassawawurzeln wurden

die Zölle heruntergesetzt, daß es nur so rauchte. Nur bei den wirklich wichtigen Einfuhrwaren, die den Lebensstandard verteuern, blieb es bei den alten Hochschutzzöllen. Curtius und seine Leute machten sich selbst über die Vorlage lustig. Und wenn man sie fragte, was sie denn mit dieser Provokation eigentlich bezweckten, so gaben sie zur Antwort: Wenn die Regierungsparteien andrer Meinung sind, so können sie ja die Zollsenkungs-Vorlage noch umbauen und erweitern.

Inzwischen ist wieder ein halbes Jahr vergangen. Die Liberalsten unter den Liberalen versichern, daß sie gar nicht daran dächten, mit einem so miserablen Gesetzentwurf sich zu belasten und die guten Freihandelsideen zu kompromittieren. Umbauen, ausbauen, ergänzen? Tja, dazu wird sich in diesem Jahr wohl nicht mehr die Zeit finden. Herr Curtius aber mokiert sich im Plenum des Reichstags über die von ihm selbst beantragte Zollsenkung auf Cassawawurzeln. Selbstverständlich ist er auch jetzt noch für die genfer Freihandels-Resolution, im übrigen aber empfiehlt er höhere Agrarzölle. „Wir ringen mit dem Ernährungsminister um das richtige Maß, und ich kann sagen, daß ich auf weiten Gebieten der Zollerhöhung mit dem Herrn Ernährungsminister einverstanden bin." Der Herr Ernährungsminister, liberaler Demokrat, ist nämlich gerade dabei, seine Zollerhöhungsaktion noch zu vervollständigen. Zu den höhern Fleischzöllen und den höhern Zuckerzöllen sollen jetzt noch höhere Butterzölle und vor allem höhere Getreidezölle kommen. Denn wozu haben wir schließlich eine Freihändler-Regierung unter einem sozialdemokratischen Reichskanzler, wenn sie nicht einmal dem Volk die Lebensmittel verteuert.

Bayrische Motoren

Und wieder ist eine Säule aus dem Palast des seligen Stinnes zu Fall gekommen. Die Beschädigung Camillo Castiglionis, des wiener Ex-Satrapen im Reiche Stinnesien scheint nicht so schwer zu sein, wie die seines budapester Kollegen Simon von Krausz. Aber dafür ist es auch schon das zweite Mal, daß Castiglioni einen Unfall erleidet. Das erste Mal, im September 1924, auf dem Höhepunkt der österreichischen Deflationskrisis, ging es etwas heftiger zu. Castiglioni, der Präsident der verkrachten Depositenbank, war in eine peinliche Spritaffäre verwickelt. Um ihn herum gab es Verhaftungen und Selbstmorde. Castiglioni selbst aber sagte rechtzeitig und stolz der alten Kaiserstadt lebewohl, die sich seiner so unwürdig erwiesen hatte.

Anderthalb Jahre später tauchte er in Berlin auf. Die Fanfarenbläser seines Ruhmes, an denen es niemals fehlte, wußten zu melden, daß Camillo Castiglioni auch nach dem wiener Zusammenbruch noch immer oder schon wieder 20 bis 30 Millionen Mark besäße. Tatsächlich hatte er auch nach dem Verlust seines großen österreichischen Industrie- und Bankenbesitzes noch die Bayrischen Motoren-Werke übrigbehalten, die, als Hauptlieferant für die vom Reich subventionierte Flugzeug-Industrie und für die sowjetrussischen Verbündeten, offenbar eine Goldgrube waren. Dazu war noch

eine kleine Werft, das Theater in der Josefstadt, eine Tiergartenvilla und was sonst so zu den Reliquien eines entthronten Inflationskönigs gehört, übriggeblieben.

Beim ersten Anlauf freilich schien sich Berlin nicht zu ergeben. Aber Castiglioni kam wieder. Im Sommer 1928 hielt er abermals seinen Einzug, um nun endgültig das deutsche Terrain zu erobern. Hörte man ihn reden, so lag Europa ihm bereits zu Füßen. Im Schlafwagen zwischen Berlin und Paris regierte er die Welt, Kostenpunkt Nebensache. Nur von Wien wollte er nichts wissen. Die Wiener meinten zwar, das beruhe auf Gegenseitigkeit, aber Castiglioni war andrer Meinung. „Wien, wissen Sie, ist eine sterbende Stadt, was soll man in Wien." Dagegen ließ sich nichts sagen. Berlin hingegen, Berlin war noch ein Feld. Zwar soll es auch hierzulande Pleiten geben, und die kräftigsten in Castiglionis Nachbarbranche, in der Auto-Industrie. Aber man muß sich eben nur die richtigen Werke zusammensuchen. Jacob Goldschmidt hat seinen Plan, einen Auto-Trust zu gründen, wieder aufgegeben: dann wird Camillo Castiglioni ihn durchführen und den Deutschen einmal zeigen, wie man Großindustrien macht.

Als die Banken hörten, daß endlich jemand da wäre, der ihnen die faulen Auto-Pakete abnehmen wollte, kam es ihnen auf ein Frühstück mehr nicht an. Nun war es für Castiglioni klar: die Deutsche Bank hatte er in der Tasche, die Disconto-Gesellschaft am kleinen Finger und ein paar andre Banken noch dazu. Nach ein paar Wochen konnte er beglückt den Ankauf der eisenacher Dixi-Werke buchen. Klein, aber mein — ein schöner Anfang. Aber leider richteten sich die Regierungen nicht strikt nach dem Programm, das Camillo Castiglioni sich gemacht hatte. Durch die Kürzung der Luftfahrt-Subvention verloren die Bayrischen Motoren-Werke ihre besten Aufträge, und auch in Moskau, das jährlich für acht Millionen Mark bei Castiglioni kaufte, wurden zufällig die Import-Devisen knapp. Die Bayrischen Motoren-Aktien senkten sich rasch, die Banken, die sie beliehen hatten, präsentierten Castiglioni ihre Rechnung und schickten ihre Vertrauensleute nach München in die Verwaltung. In Berlin suchte man die Geschichte noch zu vertuschen, aber die Bayrische Staatszeitung war so unfreundlich, auf Castiglionis Malheur aufmerksam zu machen. Eben noch hatte Castiglioni als guter Sohn der alten und der neuen Kirche und als Hausherr des wiener Theaters in der Josefstadt Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen" inhibiert, weil der Kardinal Piffl solche Blasphemien nicht leiden mag. Und jetzt versetzte ihm ausgerechnet die klerikale Bayrische Staatszeitung den Dolchstoß. Es war nicht hübsch von den Bayern.

Was nun? Castiglioni gehört zu den Leuten, die, wenn sie an einer Stelle Schiffbruch erlitten haben, in andern Häfen immer noch ein paar flotte Segler besitzen, oder von denen man wenigstens glaubt, daß es so ist. Und darauf kommt es an. Castiglioni war schon vor dem Kriege ein ausgezeichneter Luftfahrer. Eine Notlandung mehr will bei einem so erprobten Sportsmann nichts bedeuten. Der Ballon wird schon wieder hochgehen.

Bemerkungen

Russenauktion

Den Gemälden, die auf Geheiß der russischen Regierung in Berlin versteigert wurden, haftete nichts von dem geheimnisvollen kalten Hauch des neuen Osteuropa an: es waren liebliche Landschaften aus dem siebzehnten Jahrhundert, deren holländischer Sommerhimmel gebräunt war vom Zigarrenrauch bürgerlicher Salons, das milde Fleisch französischer Rokokodamen, ernsthaft dreinblickende Honoratioren mit Glanzbart und Samtbarett; und es war wenig Sowjetgeist in diesem Auktionssaal, in dem manches unscheinbare Bild ohne viel Aufhebens innerhalb einer Minute die schwindelnde und ein wenig schwindelhafte Karriere von fünfhundert bis fünfzigtausend Mark durcheilte. Auf hohem Richterstuhl saß der Chef des Hauses, anzusehen wie ein von Dolbin verzeichneter Oberstaatsanwalt; er gab mit der Hornbrille, die er in der Rechten hielt, leise, aber bedeutsame Signale und lenkte mit unsichtbaren Fäden einen stimmkräftigen Mann aus dem Volke, der die Stationen des Rennens mit einer Unbefangenheit ausrief, wie sie dem gegeben ist, den nie der leise Finger der Kunst berührt hat. Hoch stand er, Zahlen deklamierend, auf einem Podium, und mehr im Hintergrund wurde, von den Fäusten zweier Henkersknechte gepackt, das goldgerahmte Handelsobjekt den Blicken der Käufer exponiert. Eine Minute lang wurde es von fünfhundert Menschen energisch betrachtet, wie im Fieber stieg sein Preis um das Zehnfache, und dann wanderte es wohl wieder für lange Jahre ab in ein dunkles Eßzimmer oder in den Bilderspeicher eines Händlers, wohin kein Auge fiel. Am Fenster stand, die Versammlung überschauend, eine alte Dame; sie hielt ein zerknittertes Zeitungsblatt in der Hand, das die Karikaturen der bekanntesten Kunsthändler zeigte, und nun suchte sie sich mittels ihres Lorgnons die Originale unter den Anwesenden heraus. Es waren viele Originale anwesend. Napoleonische Profile mit einem Schuß russischer Weichheit um die Mundwinkel, gepflegte Konfektionäre und greise Fanatiker. Man sah ihnen die wilde Jagd nicht an, sie keuchten nicht, ihre Finger waren nicht — wie aus Spielhöllen berichtet wird — zitternd und naß, und ihr Haar war nicht verworren. Gemächlich zurückgelehnt, die Kinnfalte über dem Schlips, saßen sie in ihren Stühlen und dirigierten den schreienden Mann auf der Kanzel durch ein kleines Kopfnicken: zehntausend Mark, sie nickten, elftausend Mark, sie nickten, und vorn auf dem Podium stand in seinem Goldrahmen der ernste Mann mit dem Samtbarett und schaute aus dunklen Augen auf seine Liebhaber.

Charles Movie

Kleiner Brief

Lieber Johannes Reimann,

in Ihrer Wallace-Parodie, von der wir hier eine schmackhafte Probe zu kosten bekommen haben, sagen Sie von den Kriminalromanen: „Man liest sie nicht zum wiederholten Mal. Wer es dennoch tut, begreift nicht, wie er an dem Bockmist Gefallen finden konnte." Ausnahmen bestätigen die Regulatur. Hör zu.

Über Herrn Wallahtze sind wir uns einig. Ich will nicht undankbar sein: der Mann hat mir viele, viele Eisenbahnstunden weggezaubert, einmal habe ich den Gotthardt verlesen, oder war es der Simplon — als sie den Schurken hatten, war ich jedenfalls in Paris. Der autobiographische Band „Menschen" desselben Autors ist keine reine Freude — darin finden sich höchst betrübliche Dinge, es riecht nicht gut, dieses Gemüse-

gärtlein. Aber einmal, einmal, Johannes Reimann, hat ers geschafft — und den Roman habe ich schon mehrere Male beim Wickel gehabt — wie oft sage ich nicht, denn dann bekomme ich es aber nicht schlecht von jenen, die ich auf meinen Nachttisch legen sollte. Dieser Roman heißt „Die drei Gerechten".

Oder sind es am Ende vier? Es gibt, wenn ich mich nicht irre, zwei verschiedene Ausgaben mit zwei verschiedenen Titeln (besiehe Professor Doktor Kaßpohl: „Bibliographie der angelsächsischen Afterliteratur", Connewitz 1957). Es gibt also zwei Ausgaben, eine davon ist mit den Photos der „drei Gerechten" geziert, die fürchterliche Missetäter sind, und es geht die Sage, die Photos stellten — um keinem wehe zu tun — den Verleger Goldmann und seine beiden Prokuristen dar. So opfern sich deutsche Verleger für ihre Autoren.

Diese Erzählung, kudr Mann, die hats in sich. Das ist mit so viel Behagen erzählt, mit Humor, mit Spaß — durchaus folgerichtig, ohne Riß in der Kette, sauber, straff, glänzend in der Erfindung, herragend aneinandergeschweißt, Plättchen an Plättchen ... dadrgegen dürfen Sie nichts sagen.

Gott aber ist groß. Diesen Roman, der auch drüben einen ungeheuern Erfolg gehabt hat, grade den hat der gute Wal-Jahtze für ein Fixum verkauft und ist nicht mehr beteiligt, die Tantiemen rinnen neben seinen Schoß ... Es gibt keinen Gott außer Allah, hör auf mich.

Dies zur Steuer der Wahrheit. Nun bin ich aber sehr neugierig auf die „Männer, die im Keller husten", und wenn der grüne Frosch mit der Maske die gelbe Schlange in den blauen Smaragd gesteckt hat, dann wird ein Schälchen Heessen auf Ihr Wohl leeren

Ihr

Peter Panter

Vollständiger Wallace-Besitzer

Erinnerungs-Industrie

Memoiren sind noch immer große Mode. Frau Zoubkoff, Frau Ludendorff und unzählige andre Damen und Herren warten mit Denkwürdigkeiten auf. Und in unserm liebenswürdig verquatschten ‚8 - Uhr - Abendblatt,' das die Geheimnisse der Fürstenhöfe für die rote Republik gerettet hat, läßt sich der Schlafwagenschaffner Markow aus, wie er als kaiserlich russischer Leutnant die Zarin retten wollte. Da erzählt der Tapfere, wie er mit seinen Freunden in den Revolutionstagen bei einem originellen Kaviarfrühstück saß, während er sich über das gleiche Frühstück seiner Untergebenen zehn Zeilen weiter also auszudrücken beliebt: „Sie fraßen den Kaviar mit Löffeln." Das ist gewiß hochinteressant, und wir fragen nur besorgt, wer sich eigentlich noch alles erinnern soll, denn wir möchten wirklich nicht den geliebten Eight-o'clock-Schwafel missen. Deshalb erlauben wir uns hiermit, die folgenden interessanten Serien zum Erstabdruck zu offerieren:

„Als ich noch Hindenburgs Kinderfrau war" von Frau Maruschka Endruleit geb. Kaczmarek. Die Verfasserin, eine mehr als hundertzehnjährige Greisin, genießt ihr otium cum lukutate in Klein-Kollenischken bei Pillkallen. Wenn ihre Geisteskräfte auch von der Last der Jahre nicht unbeeinträchtigt geblieben sind, so war sie doch noch rüstig genug, ihre Erinnerungen ins Diktaphon zu sprechen. Besonders ergreifend ist das Kapitel, wie sie dem kleinen Paul das schöne Lied beibringt: „Maikäfer, flieg, der Vater ist im Krieg."

„Die Kammerzofe der Barberina. Interessante Enthüllungen aus dem Liebesleben des Alten Fritz. Beschrieben von einer Augenzeugin." Aus dem Nachlaß von Frau Seraphine Dusecke, geborene Pimpernell, verw. Dyck.

„Gertrud Bäumers erste Liebe." Die Erinnerungen des Mittelschullehrers Julius Tschoppe, Meerane, Sa. Die leidenschaft-

liche Konfession eines Jünglingsherzens. Den Bräutigam am Traualtar verlassen, weil der Ruf der Politik mächtiger war als die Stimme des Herzens. Aus einem freudlosen Junggesellenheim in Meerane (2½ Zimmer mit Baukostenzuschuß) tönt die Klage um verlorenes Glück.

„Meine Ehe mit der großen Katharina." Von Siegfried von Oheimb geb. v. Kardorff. Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber der Flitterwochen. Phantastischer Ritt durch die Wüste.

„Mein Schwiegervater." Von Lily von Hohenzollern geb. Damita. Briefwechsel zwischen Hollywood und Öls. Mit praktischen Beispielen über Prinzenerziehung.

„Wie ich Fritz Kortner besiegte." Von Hans Albers, Schwergewichtsmeister.

„Ut mine Franzosentid." Von Hugo Eckener. Wie ich in Frankreich Höflichkeit lernte.

„Als ich noch selbst verhauen wurde." Von Polizeipräsident Zörgiebel. Erschütternde Berichte über die Polizeibrutalitäten unter dem kaiserlichen Regime.

„Das Orakel von Delphi." Von Joseph Schneid.

„Sechs Männer mit Grundeis." Von Herrn von Waldow, Privatsekretär von Hugo Stinnes jr.

„Meine Schuldner." Von Victor Schwannecke.

Johannes Bückler

Lebenslauf eines Gerechten

Einer der größten amerikanischen Kupferproduzenten, Daniel Cowan Jackling, ist in Berlin eingetroffen. Jackling war einer der ersten amerikanischen Bergwerksbesitzer, der seine Erfolge streng wissenschaftlichem Studium verdankt. Er studierte Geologie und Bergwerks-Chemie und wurde als ziemlich junger Mann Direktor der großen Kupfergruben im Crippel-Creek-Distrikt im Staate Colorado.

Dort spielte er eine große Rolle während der Arbeiter-Unruhen in den Jahren 1904 bis 1905. Er war die Seele des Widerstandes der Bergwerksbesitzer und wurde vom damaligen Gouverneur des Staates Colorado, Peabody, zu seinem Stellvertreter ernannt.

Es kam zu heftigen Kämpfen mit den Streikenden, von denen viele erschossen wurden. Als die Streikenden zu Gewaltmaßregeln griffen und einen Zug mit Streikbrechern in der Nähe von Victor in die Luft sprengten, wurden alle streikenden Arbeiter durch die Miliz zusammengetrieben und auf Viehwagen unter militärischer Bedeckung verladen. Die Züge wurden über die Grenze des Staates Colorado gefahren, und 1800 Streikende wurden stundenweit von jeder menschlichen Behausung entfernt in der Alkali-Wüste von Arkansas ohne einen Tropfen Wasser ausgeladen. Eine große Anzahl dieser Unglücklichen verdursteten auf ihrem Marsch durch die Salzwüste — aber der Streik war zu Ende.

D. C. Jackling, der in diesem August das 60. Lebensjahr vollendet, erfreut sich bester Gesundheit.

Zeitungsmeldung

Antworten

Victor Wendel. Sie sind Fachmann in Sachen Dill und wissen daher weitere Fälle mitzuteilen, in denen die originalschriftstellernde Liesbeth mit fremden Federn geschrieben hat. In ihrem Buch „Das verlorene Land" (erschienen 1920 bei Dürr & Weber) hat sie aus einem Aufsatz von Dr. August Hertzog „der lothringische Weinbau" lange Partien in erschütternder Naturtreue abkonterfeit und so eine fachmännische Schilderung der lothringischen Weinbauerei zuwege geschustert. Für ihr Buch „Lolotte" (bei Gebrüder Höfer, Saarbrücken) hat sie ein Buch von P. Paulin „Lothringen und seine Hauptstadt" mit positivem Erfolg verarztet. Es war uns bekannt, daß Frau Dill nicht zum ersten Mal die laxfarbene Robe trägt; Hans Reimann hat ihr einmal in rauher Form einen Diebstahl an Leo Perutz nachgewiesen. Dennoch wuchert die Dillpflanze nach wie vor üppig im Kräutergärtlein der Literatur. Sowas vergeht nicht.

Patient. Ob an Ihnen gegen Ihren Willen oder ohne Ihr Wissen experimentiert werden darf? Nein. Ob es dennoch geschieht? Da findet sich im „Kassenarzt" ein höchst erfreulicher Aufsatz des tapfern Ernst Joel, der als Arzt am Bezirksgesundheitsamt Berlin-Kreuzberg tätig ist. Die Arbeit zeigt, daß es bei der Vivisektion eben nicht auf die „fachlichen" Interessen, sondern nur auf das Moralische ankommt. Sehr schön, was Joel über Sektion und Übungen am lebenden Objekt erzählt. „Als ich in der Studienzeit an einem Sektionskursus des Städtischen Krankenhauses W. teilnahm, rief eines Tages der Professor einem jungen Mediziner, der an der Leiche einen falschen Hautschnitt angelegt hatte, entsetzt die Worte zu: ‚Um Gotteswillen, Kollege! Das ist eine Privatleiche!'" Und: „Wessen Phantasie Nachhilfe braucht, sei auf einen Aufsatz von Professor Strauch (einem Gerichtsarzt) ‚Über Anfressen von Leichen durch Hauskatzen' mit 5 Textabbildungen verwiesen. Da heißt es: ‚Da eine ganze Reihe von Leichen zu den Versuchen erforderlich waren und auch der Transport der Leichen möglichst leicht durchführbar sein mußte, so griff ich zu den Leichen neugeborener Kinder, welche mir am geeignetsten erschienen und dort leicht zugänglich waren." — „So griff ich ..." und „... leicht zugänglich". Also offenbar keine Privatleichen. Eine andre Erinnerung taucht auf. Es war Tuschierkurs in der Charité. Die Frauen, teilweise weit hergekommen und voller Vertrauen, wurden ins Untersuchungszimmer gruppenweise hereingerufen und mußten sich von 15 bis 20 Studenten eine oft rücksichtslose Untersuchung gefallen lassen. Als ich mich an dieser wirklichen Quälerei nicht beteiligen mochte, versuchte mich ein Kollege mit den Worten aufzumuntern: „Aber was wollen Sie? Es sind doch nur Proletarier!" Falsches Standesgefühl läßt in allen Gruppen einen Vorhang über die Kollektivfehler fallen. Es gehört aber mehr Mut dazu, die Räudigen auszusondern, als sie zu decken, weil sie zufällig denselben Beruf ergriffen haben wie die Spitze der Gruppe. Haben wir solche Worte, wie die Joels, schon einmal von den Universitätsleuchten gehört?

Pressezeichner. Sie haben in Nummer 15 Rudolf Arnheims Aufsatz über „die Bilder in der Zeitung" gelesen und weisen nun auf die Schwierigkeiten wirtschaftlicher und künstlerischer Art hin, mit denen Ihre Fachgenossen zu kämpfen haben: „Die Redaktion bestellt freibleibend und ohne sich im geringsten zu verpflichten, die Zeichnungen abzunehmen, eine Anzahl Zeichnungen, und zwar vom selben Thema von zwei, drei Zeichnern, ohne dem einen von der „Bestellung" beim andern zu sagen. Auf diese Weise bekommt der Redakteur eine Menge Zeichnungen, ohne die geringste Verpflichtung

zu haben. Die vielen Zeichnungen, die sich im Verlag ansammeln — ein Zeichner liefert im Durchschnitt jährlich etwa vierhundert Blatt —, sind nur selten dem Verlag leihweise überlassen, sondern wandern in die Archive. Die Klischees verwendet der Verlag nach Gutdünken nochmals oder eröffnet gar, wie etwa Scherl, eine Materndkorrespondenz damit, wofür der Zeichner keinen Anspruch auf Honorar mehr erheben darf. Er hat einen Revers unterschrieben, worin er dem Verleger das freie Verfügungs- und Reproduktionsrecht gegen das vereinbarte Honorar von fünfundzwanzig Mark für alle Zeiten überläßt."

Max Hoelz. Der vierte Strafsenat des Reichsgerichts hat, wie ich soeben erfahre, in der vergangenen Woche den Wiederaufnahmeantrag verworfen. Der Beschluß stützt sich in der Hauptsache darauf, daß Hoelz im Jahre 1921 vom Sondergericht nicht nur wegen der angeblichen Tötung des Gutsbesitzers Heß, sondern auch wegen andrer Delikte (Hochverrat, Sprengstoffverbrechen) verurteilt worden sei. Es sei rechtlich nicht zulässig, in einem solchen Falle (Idealkonkurrenz) den Wiederaufnahmeantrag nur auf ein einziges Delikt zu stützen. Damit hat sich der vierte Strafsenat in einen krassen Widerspruch mit sich selbst gesetzt. Denn als derselbe Senat noch Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik hieß, hatte 1922 Hoelz einen ersten Wiederaufnahmeantrag an diesen gerichtet, der gleichfalls lediglich auf den Fall Heß beschränkt war. Damals wies der Staatsgerichtshof zwar den Antrag zurück, weil das Tatsachenmaterial, wie es heute vorliegt, (Selbstbezichtigung des Friehe, Widerruf des Uebe) noch nicht bekannt war, erklärte aber ausdrücklich, daß eine Beschränkung der Wiederaufnahme auf den Fall Heß allein zulässig sei. Den gleichen Standpunkt vertrat der Oberreichsanwalt in einem glänzend begründeten juristischen Votum, in dem er sich dem Wiederaufnahmeantrag der Verteidigung anschloß und jeden andern Standpunkt mit übrigens recht krassen Worten ablehnte. Erich Friehe bezichtigte sich, glaubhaft für jeden, der ihn kennt, die Schüsse, die das Sondergerichtsurteil Hoelz zur Last legte, auf Heß abgegeben zu haben. Der Hauptbelastungszeuge Uebe widerrief seine belastende Aussage. Daß die Aussage der Frau Heß unmöglich zur Stütze des Urteils dienen kann, hat nicht nur die Verteidigung, sondern auch der Oberreichsanwalt anerkannt. Hoelz schränkte, im Vertrauen auf die Richtigkeit dessen, was das Reichsgericht selbst ihn in seiner Eigenschaft als Staatsgerichtshof wissen ließ, die Wiederaufnahme absichtlich auf den Fall Heß ein, weil es ja auch sinnlos war, wegen der übrigen politischen Delikte, die dreimal amnestiert worden sind, ein neues Verfahren zu erstreben. Es handelt sich hier um einen Rechtsskandal ärgster Art, der eine Analogie nur noch im Dreyfus-Prozeß findet.

Zwölf-Uhr-Mittagsblatt. Du verunglimpfst in einer sensationell aufgedonnerten Notiz einen kranken Dichter, indem du — mit der bekannten schamlosen Verschämtheit — zwar den Namen seines Leidens verschweigst, aber angibst, daß die Wagner-Jaureggsche Malariakur dagegen gut sei. Folgen peinliche, ebenfalls dezent verhüllte Einzelheiten über die Freundin des Dichters, an deren „Taktgefühl" du mit schlecht gespielter Pastorenwürde appellierst, auf daß die Dame nicht zu weitern „Mißverständnissen" Anlaß gebe. Anspielungen nur — und dennoch liegt zu Mißverständnissen beim Leser kein Anlaß vor. Aber dies ist nicht deinem Taktgefühl zu danken! In den berliner Blättern, die nicht nur für die Gastwirte bestimmt sind, waren solche Schweinereien bisher nicht üblich. Schäm dich!

Oberbürgermeister Böß. Sie beehren berliner Bürger mit einem Rundschreiben, in dem Sie ausführen: Ebenso wie Berlins Ruf als Kunststadt „feingepflegt und wohlverdient" sei, so werde sich Berlin auch als eine Stätte besten volkstümlichen Sports erweisen. Zu

diesem Zweck sei die „7. berliner Turn- und Sportwoche" gedacht, für die sei aber nicht genug Geld da, und da gelte es wieder einmal zusammenzustehen. Zur Kasse gleich links! Sie irren, Herr Bürgermeister: feingepflegt sind in Berlin nicht die schönen Künste, sondern lediglich die Biere, auch gilt es keineswegs zusammenzustehen, Sie verwechseln das mit 1914. Schaustellungen für Durchreisende sind keine Objekte für private Wohltätigkeit.

Revoltierender Zeitungsleser. Sie schreiben: „Ich bitte Sie, in der ‚Weltbühne' rücksichtslos die Presseberichterstattung über den Jakubowski-Prozeß zu geißeln. Ich kaufe mir täglich eine Anzahl berliner Zeitungen, um den Gang des Prozesses genau zu verfolgen. Ganz abgesehen davon, daß sich mir, je eifriger ich diese Berichte lese, der Tatbestand immer mehr verwischt, berührt es mich eigenartig, daß die Reporter von links zum Teil ganz anders berichten als die von rechts. Anfang dieser Woche stand im Mittelpunkt der Bericht über die Zeugenaussage des Kriminalrats Gennat. Während die Linksblätter sich aus Neustrelitz telegraphieren ließen, daß Gennat sich für die Unschuld Jakubowskis ausgesprochen habe, behaupteten die Rechtszeitungen, daß er gesagt habe, er sei fest von dessen Mitschuld überzeugt. Ich kann zur Not begreifen, daß eine Zeitung etwas unterschlägt, was ihr nicht in den Parteikram paßt; daß aber in dem Referat über eine Gerichtsverhandlung die Wahrheit einfach umgebogen wird (denn eine Seite muß das wohl getan haben), geht doch entschieden zu weit." Sie haben mehr als Recht. Die Justizkritik und das Justizfeuilleton in allen Ehren — Sling soll nicht umsonst gelebt haben — in erster Linie muß dem Leser, ehe die rein kritische redaktionelle Würdigung folgt, ein objektiver Tatsachenbericht vorgelegt werden. Der Berichterstatter darf nicht überlegen, ob eine Aussage für oder gegen zu verwerten ist. Wenn man in früheren Zeiten vor dem Bericht über einen interessanten Prozeß das Hg.-Zeichen las, konnte man sich absolut darauf verlassen, daß die Vorgänge im Gerichtssaal so objektiv wiedergegeben waren, wie dies überhaupt möglich ist. Heute läuft Herr Herzberg im moabiter Kriminalgebäude herum und reißt sich die wenigen Haare, die er noch hat, einzeln aus, wenn er die unselige Verkettung von oft recht übeln feuilletonistischen und tatsächlichen Mitteilungen beobachtet, die von einem Teil der Presse als publikumsnotwendig gepflegt wird. Auch ich kann mir kein zutreffendes Bild über den Kern der neustrelitzer Verhandlungen aus den Zeitungsberichten herausschälen. Das einzig feststehende Ergebnis scheint mir bisher zu sein, daß der leider noch demokratische Minister Hustädt von der gesamten öffentlichen Meinung so rücksichtslos geköpft worden ist wie Jakubowski von ihm.

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich Mittwoch, den 19. Juni, abends 8 Uhr, im Stadtcafé, erste Etage. Diskussion über „Die Einheitsfront des Proletariats".

Düsseldorfer Weltbühnenleser. Dienstag, 11. Juni, abends 8 Uhr, Altestadt 1—2 (Rosenkränzchen) erste Etage. Es spricht: D. Lubinski über: „Die internationale Bedeutung des englischen Wahlausgangs".

Dortmunder Weltbühnenleser melden sich bei Ingenieur Georg Ament, Münster Straße 16.

Sozialistische Schülergemeinschaft. Ihr veranstaltet am 13. Juni, ½20 Uhr, in der charlottenburger Fürstin-Bismarck-Schule, Sybelstraße 2—4, eine Kundgebung mit dem Thema: „Krieg, Fascismus, Schulkampf." Freie Aussprache und freier Eintritt.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Thälmann hält Linie von Jakob Links

Sechs Wochen nach den Mai-Krawallen, vierzehn Tage nach dem sozialdemokratischen Parteitag, spielt sich in den berliner Pharus-Sälen in der Müllerstraße der Parteitag der Kommunistischen Partei ab. Das erhöhte Interesse, das die KPD. grade augenblicklich zu beanspruchen hat, dokumentiert sich in den fünf bis zehn an verstecktester Stelle plazierten Zeilen, mit denen der größte Teil der großen Presse seine Leser über den Parteitag informiert. Überflüssig zu betonen, daß der ‚Vorwärts' in seinem schon traditionellen Besen-Stil einige Witzchen reißt, hinter denen sich die Wut über die Erkenntnis verbirgt, daß die Konkurrenz trotzdem immer unangenehmer wird.

Wer sich heutzutage bemüht, sich mit den kommunistischen Problemen ernsthaft auseinanderzusetzen, und wer dann etwa auf Grund der berliner Mai-Ereignisse gegen ein Regime polemisiert, das unter der Spitzmarke „Demokratische Republik" verhängnisvoller wütet als die Heroen des bismarckschen Reiches, der gilt heute fast als vogelfrei. Aber weder die Vogelfreiheit noch die Schimpfereien sozialdemokratischer Pfründenbesitzer wird diejenigen, welche den Kopf oben behalten und deshalb fähig sind, zu sehen, wie die Dinge sich entwickeln, davon abhalten, das Zukunftsträchtige, was sie in der Kommunistischen Partei finden, mit allem Nachdruck zu unterstützen. Auf die entsetzliche Gefahr hin, von dem seine Haupttätigkeit im Reichstagsrestaurant verbringenden Herrn Stampfer als „gekauftes Subjekt" bezeichnet zu werden.

* * *

Dies vorausgeschickt, darf man wohl weiter sagen: Das bedingt noch lange nicht, daß man nun mit bebenden Pulsen alles unterschreiben muß, was die Kommunisten in Deutschland treiben und anordnen.

Wer unvoreingenommen den Reden des Parteitages in der Müllerstraße lauschte, mußte sehr bald zu der Meinung kommen, er sei in eine Art Hochschule für Politik geraten, in der würdige Professoren mehr oder minder interessante Hypothesen aufstellten, die den Hörer zu den verzwicktesten geistigen Denkübungen anleiten sollten. Da wird die Weltgeschichte in einzelne Punkte eingeteilt, denen man nur mit gewissen Methoden beikommen könne, die ihrerseits eine besondere Taktik verlangten, die wiederum in einzelne Punkte zerfällt, über die die Meinungen stark abweichen. Und zwar ebenfalls wieder in Punkten, die teils rechts, teils links, teils reformistisch, teils opportunistisch, teils zentristisch, teils verräterisch sind.

Kein Zweifel; es wird rein äußerlich in dem Stil gesprochen, in dem Marx, Engels und Lenin geschrieben haben und Stalin sogar heute noch schreibt. Aber der Unterschied zwischen Marx und Thälmann oder Stalin und Thälmann besteht in der Kleinigkeit, daß Marx der wissenschaftliche Begründer des Marxismus war, Lenin und Stalin Revolutionäre waren und sind, die die Macht errangen und besitzen, Thäl-

mann aber aktiver Parteiführer ist. Und zwar Führer einer Partei, die bei den letzten Wahlen zwar drei ein viertel Millionen Wähler hatte, aber heute, ein Jahr nach diesen Wahlen, nicht mehr als achtzigtausend eingeschriebene Mitglieder besitzt. Bei einer solchen Situation fünfstündige Reden zu halten, die hauptsächlich den Zweck haben, das Fiasko dieser Entwicklung auf den bequemen Krücken marxistischer Phraseologie in einen Sieg umzufälschen und alle Zweifler an dieser Taktik als Verräter mehr oder minder schweren Kalibers zu bezeichnen, ist das Charakteristikum von Hasardeurs mit schlechtem Gewissen.

Das, was seit dem Mai 1928 mit aller Kraft erreicht werden sollte, ist nicht erreicht worden. Nämlich die weiche Wählermasse zur eisenfesten Parteimasse zu kneten. Fehler über Fehler sind begangen worden. Der verhängnisvollste war die Taktik nach dem Blutvergießen der ersten Maitage. Damals besaß die Kommunistische Partei die Sympathien weiter Kreise, vor allem die der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft, an deren Gewinnung ihr ja am meisten liegen muß. Statt aber die Wahrheit bekanntzugeben, nämlich zu erklären, daß der KPD. nichts ferner gelegen habe als bewaffneter Widerstand, daß die Zentrale von dem spontanen Widerstand einiger Arbeitergruppen am Wedding und in Neukölln genau so überrascht worden sei wie die übrige Bevölkerung, drehte man diese Sachlage um in einen siegreichen Widerstand der bewaffneten revolutionären Arbeiterschaft, deutete man das Polizei-Massaker als proletarisches Vorpostengefecht der auf dem Fuße folgenden Revolution. Daraufhin blieben die sozialdemokratischen Arbeiter, wo sie waren, denn sie sind geschult genug, um zu wissen, daß in der augenblicklichen Situation nichts verbrecherischer wäre als ein bewaffneter Kampf gegen das Regime, ja auch nur die Proklamierung eines solchen Kampfes.

Statt aber diesen im Mai begangenen Fehler nachträglich wenigstens unter sich einzusehen, erklärt der famose Marxist Thälmann auf dem Parteitag unter dem Jubel der Anwesenden wörtlich: „Die Barrikaden im Wedding und Neukölln und die Anwendung der Waffe des politischen Massenstreiks sind nicht nur für die deutsche Arbeiterklasse, sondern für die Arbeiterklasse aller Länder gegenwärtig das Symbol für den unmittelbaren politischen Kampf gegen die kapitalistische Staatsgewalt. Das ist die große internationale Bedeutung der berliner Maikämpfe. Durch die Anwendung dieser Maßnahmen des Selbstschutzes haben die kämpfenden Arbeiter breiten Massen zum Bewußtsein gebracht, daß die Schutzpolizei nicht unüberwindlich ist ..." Die berliner Schutzpolizei nicht unüberwindlich? Jedes Kind weiß, daß sie für Straßenkämpfe aller Art so vortrefflich ausgerüstet ist, daß höchstens die Reichswehr wagen könnte, mit ihr einen Strauß auszufechten, wobei es mir durchaus nicht sicher erscheint, ob nicht am Ende Zörgiebel und Heimannsberg den armen General Heye triumphierend ins rote Haus am Alexanderplatz abführen würden.

Nun wird verstohlen lächelnd erklärt: Thälmann müsse so sprechen, um den allgemeinen Mut zu heben, um den ins

Wanken kommenden Elan anzufeuern. Aber von einer Partei, die über eine so unvergleichliche Ahnenreihe verfügt, verlange ich eine andre Taktik. Das Ziel wird so nie erreicht.

*

Nicht weniger verhängnisvoll ist die Gewerkschaftspolitik der KPD. Was an Vernünftigem darüber gesagt wurde, stammt von der Opposition. Es ist ja ein Unglück, daß jedermann sofort über die Achsel angesehen und alsbald aus der Partei entfernt oder zum Mindesten kaltgestellt wird, der eine Ansicht äußert, die auch nur in einem Punkte von der der Führer abweicht. Tritt eine „Abweichung" zutage, so wird nicht etwa versucht, die Ansichten einander anzugleichen, nach einem gemeinsamem Weg zu suchen, man vergrößert vielmehr die Kluft gewaltsam, verdächtigt und beschimpft wild drauflos. Will man ernsthaft die sozialdemokratischen Massen für sich gewinnen, muß man diesen Massen ideologisch ein wenig entgegenkommen, muß sich womöglich noch kleiner machen als man ist, nicht aber sich aufpusten und die gewerkschaftliche und sozialdemokratische Tradition en bagatelle behandeln. Aber der kommunistischen Parteileitung sind die Erfolge bei den Betriebsrätewahlen zu Kopfe gestiegen. Anstatt zäh und ruhig diesen Erfolg auszubauen, haben sie mit vollen Backen ihren Sieg ins Land trompetet, den Feind bereits für vollkommen geschlagen und die Stunde der Revolution für gekommen erklärt ... und als nach den Maitumulten zwar nicht die Stunde der Revolution, aber wenigstens die eines Proteststreikes kam, da legten im ganzen Reiche nicht mehr als fünfzigtausend Proletarier die Arbeit nieder. Nach den Ergebnissen der Reichstagswahlen und vor allem der Betriebsrätewahlen hätten es Millionen sein müssen.

*

Solche Niederlagen darf die KPD. nach einer Praxis von elf Jahren nicht mehr erleiden. Grade wenn man glaubt, daß ihr trotz alledem die Zukunft gehören wird, muß man die Fehler ihrer Taktik mit besonderem Nachdruck bloßlegen. Es gibt für die KPD. zwei Wege in der augenblicklichen Situation. Sie kann entweder versuchen, eine Massenpartei zu werden. Dieser Versuch kann sehr leicht gelingen. Die Unzufriedenheit in der Sozialdemokratie nimmt immer grundsätzlichere Formen an. In diesem Fall aber muß die KPD. ihre Hauptarbeit (und ihr revolutionäres Temperament) weniger darauf verlegen, mit Hilfe eines tscheka-ähnlichen Spitzelsystems die eignen Genossen zu überwachen und rauszuwerfen, wenn sie auch nur einen Millimeter von der sogenannten „Linie" abweichen, dann muß sie zunächst einmal alle verfügbaren Kräfte für die Gewinnung der Massen einsetzen: später kann sie — Lenin hat es so gemacht, Thälmann soll nur ordentlich nachlesen — die Partei wieder reinigen. Diesen Weg will Thälmann offenbar nicht einschlagen, er proklamiert ihn zwar auf dem Papier, rührt aber kein Bein.

Der zweite Weg, den die KPD. einschlagen könnte, wäre der, auf die Gewinnung der Massen zunächst zu verzichten, statt dessen eine kleine Auslese- und Führerpartei zu schaffen,

die in einem spätern und günstigern Zeitpunkt die Massen um so schneller für sich gewinnen könnte. Kein Zweifel: die achtzigtausend Mitglieder der KPD. könnten zu einer unvergleichlichen Avantgarde theoretisch und praktisch ausgebildet werden. Aber auch diesen Weg will Thälmann nicht gehen. Er möchte auf beiden Hochzeiten sein. Da kann man nur mit Radek sagen: unter Lenin wäre das nicht passiert.

Unter Stalin ist es leider möglich. Das spricht aber nicht unbedingt gegen Stalin, der, wie die Dinge heute liegen, die einzige Persönlichkeit in Rußland ist, die es fertig bringen kann, sein Land zu sozialisieren. Was ihm aber fehlt, das ist der geniale Blick Lenins auch für die innenpolitische Situation fremder Länder. Die Dummheit Thälmanns ist es, päpstlicher als der Papst, die Direktiven, die er in die Hand gedrückt bekommt, für das Heilige Sakrament zu halten. Ein Verräter, wer auch nur wagt, über die moskauer Befehle auch nur zu diskutieren.

Und so besteht wenig Hoffnung, daß unter diesem Kursleiter die Kommunistische Partei Deutschlands in absehbarer Zeit zur sozialistischen Massenpartei wird, die sie heute schon sein könnte. Als Trost bleibt, daß die Mannschaft vorzüglich ist.

Belgiens Tragödie — Deutschlands Tragödie

von Hellmut von Gerlach

Professor Victor Bredt ist nicht bloß das hervorragendste Mitglied der Wirtschaftspartei, sondern auch ein so leidenschaftlicher Monarchist, daß er den Hohenzollern gratis Rechtshilfe geleistet hat. Aber dieser alte Freikonservative gehört trotzdem zu den seltenen Vertretern der Rechten, die die Wahrheit um der Wahrheit willen suchen. Nicht immer findet er sie. Angeborene und anerzogene Vorurteile trüben oft seinen Blick. Aber da, wo es nur auf unbefangene wissenschaftliche Forschung ankommt, ist er einer unsrer Besten.

Victor Bredt hat als Mitglied des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses sich das historische Verdienst erworben, den doppelzüngigen Exreichskanzler Michaelis zur Strecke zu bringen. Er hat diesem ersten Verdienst jetzt ein gleichwertiges zweites mit seinem Buch über „Die belgische Neutralität und der Schlieffensche Feldzugsplan" (Verlag Georg Stilke) angereiht. Die Prediger der deutschen Unschuldslegende könnten unendlich viel daraus lernen, falls sie überhaupt lernen wollen.

Belgien ist am 18. April 1839 durch einen Vertrag neutralisiert worden, unter dessen Unterschriften sich auch die Preußens befindet. Der Vertrag war damals in erster Linie gegen Frankreich gerichtet, weil man von ihm allein eine Verletzung der belgischen Grenzen befürchtete.

Wie eine Enthüllung muß es wirken, wenn durch die Bredtsche Schrift dokumentarisch nachgewiesen wird, daß es bis Ende der achtziger Jahre immer Preußen-Deutschland gewesen ist, das auf eine Verstärkung der belgischen Armee und des belgischen Festungsgürtels gedrängt hat.

Der alte Graf Moltke sprach 1858 den Wunsch aus, daß Belgien seine Truppen nicht in Antwerpen, sondern an der Maas konzentriere.

Im Jahre 1875 — Bismarck hatte damals den Krieg-in-Sicht-Artikel in der ,Post' gegen Frankreich lancieren lassen — hatte der deutsche Militärattaché in Brüssel, Major von Sommerfeld, eine Unterredung mit dem belgischen Generalsekretär im Außenministerium, Baron Lambermont. In beinah bittenden Ausdrücken sagte er ihm, Lüttich und Namur müßten in Verteidigungszustand gesetzt werden. Er erklärte, die Deutschen hielten darauf, daß die Maaslinie gesperrt werde. Feldmarschall Moltke habe bei der Nachricht, daß die Arbeiten in Lüttich und Namur in Angriff genommen seien, ausgerufen: „Endlich!"

Im Jahre 1887, als wieder ein deutsch-französischer Krieg drohte — Boulanger-Rummel, Septennatsjahr! —, drückte der deutsche Gesandte in Brüssel, Graf Brandenburg, auf die belgischen Generäle, die belgische Regierung und sogar auf den belgischen König, damit die Maaslinie gegen den etwaigen Einbruch französischer Truppen genügend befestigt werde. Fürst Bismarck sprach dem belgischen Gesandten in Berlin seine Genugtuung über die Maßnahmen der belgischen Regierung zur Verstärkung ihrer Wehrkraft und über den Plan einer Befestigung der Maasübergänge aus.

Am 17. Mai 1887 — also ein Jahr vor seinem Tode — setzte sich der uralte Kaiser Wilhelm I. selbst für dasselbe Ziel in Bewegung. Er richtete zu diesem Zweck einen persönlichen Brief an den König von Belgien. Darin befindet sich folgende Stelle:

> Aber ich möchte nicht bis dahin warten, die Aufmerksamkeit Eurer Majestät hinzulenken auf eine andre Frage, die für Belgien und Deutschland von gleichem Interesse ist; ich möchte reden von der Vermehrung der belgischen Armee. Diese Frage ist in meinen Augen wichtiger als die der Festungen, die nur ihren Raum decken, unter Zurückhaltung der Armee, während die ungenügende Stärke der Armee das Land ungedeckt läßt.

Die Belgier haben den Deutschen den Gefallen getan und, dem unablässigen Drängen ihrer Herrscher, Staatsmänner und Monarchen folgend, die belgische Armee erheblich vergrößert, vor allem auch Lüttich stark befestigt. Aber als das alles endlich geschehen war, da war es den deutschen Militaristen wieder nicht recht. Inzwischen befürchteten nämlich die deutschen Heerführer gar nicht mehr einen Neutralitätsbruch Frankreichs. Dafür hatten sie sich selbst entschlossen, die belgische Neutralität zu mißachten. Und für diesen Fall war ihnen die Existenz der Festung Lüttich und einer starken belgischen Armee eine peinliche Erschwerung.

Schon der alte Graf Moltke rechnete mit einem Zweifrontenkrieg gegen Rußland und Frankreich. Aber er wollte ihn offensiv gegen Rußland und defensiv gegen Frankreich führen.

Sein Nachfolger, Graf Schlieffen, drehte die Geschichte um. Sein berühmter — oder berüchtigter — Feldzugsplan,

der kurz vor 1900 entstand, sah gegen Rußland bloße Defensive vor. Dafür sollte Frankreich in kürzester Frist ein Cannae bereitet werden. Die Einkreisung des französischen Heeres war aber nicht möglich, wenn sich die deutsche Armee auf einen Vormarsch an der kurzen elsaß-lothringischen Grenze beschränkte. Um umfassend von Nordosten her vorgreifen zu können, mußte die Neutralität von Luxemburg und Belgien gebrochen werden.

Zunächst baute sich der Schlieffensche Feldzugsplan auf dem Gedanken auf, es genüge, den südlichsten Zipfel Belgiens zu durchziehen und Lüttich im Norden unberührt zu lassen. Bald schien ihm jedoch diese Front nicht lang genug, um ein wirkliches Cannae herbeizuführen. Er baute seinen Plan nach Norden hin aus, und zwar so weit, daß nicht bloß die Neutralität Belgiens, sondern auch die Hollands verletzt werden mußte.

Bredt behandelt diesen Gedanken des militärischen Durchmarsches durch Holland mit besonderer Diskretion. Aber die Karte, die er seinem Buche beifügt, läßt in voller Deutlichkeit die Aufmarschlinie der deutschen Truppen durch Südholland erkennen.

Graf Schlieffen hatte keine Neutralitätsskrupel. Aber er war, obwohl General, immerhin klug genug, die politischen Folgen einer Neutralitätsverletzung zu erkennen. Deshalb hoffte er, die Ansammlung ungeheurer deutscher Truppenmassen bei Aachen würde genügen, um die Franzosen ihrerseits zum Einmarsch in Belgien zu veranlassen. So wäre das Odium auf die andern gefallen.

Die Franzosen haben den deutschen Generalen diesen Gefallen nicht getan. Nur vorübergehend ist in französischen Militärkreisen der Gedanke eines Einmarsches in Belgien aufgetaucht. Die verantwortlichen Stellen in Heer und Staat haben ihn sich nie zu eigen gemacht. Frankreich hat, das geht aus den Bredtschen Forschungen sonnenklar hervor, die belgische Neutralität nicht nur nicht verletzt, sondern ihre Verletzung auch in keiner Weise geplant.

Das ist um so bemerkenswerter, als man etwa seit 1905 in Frankreich über den Schlieffenschen Feldzugsplan unterrichtet war. Militärische Geheimnisse sind ja erfahrungsgemäß nur dazu da, verraten zu werden. Allerdings die Bemerkung Wilhelms II. vom 30. Juni 1905: „In Belgien müssen wir sogleich einmarschieren, wie es sich auch erklären möge", war den Franzosen wohl nicht bekannt.

Schlieffen war ein kluger General, aber in erster Linie eben General. Für ihn gab es nur einen Gesichtspunkt: Wie und wann können wir am besten einen siegreichen Krieg führen? Darum wünschte er 1904/5, daß Deutschland den japanischen Krieg Rußlands dazu benutze, um die Auseinandersetzung mit Frankreich vorzunehmen.

Den Einmarsch in Belgien hielt er für einen Neutralitätsbruch. Aber da er nur dadurch den Sieg für möglich hielt, so stellte er seinen Feldzugsplan ohne Rücksicht auf den Vertrag von 1839 auf.

„Die Fragen des Völkerrechts überließ er den Staatsmännern", sagt Bredt.

Die deutschen Kanzler kannten den Schlieffenschen Feldzugsplan. Sie hätten Hüter des Rechtsgedankens sein und sich ihm widersetzen müssen. Ihre Pflicht wäre es gewesen, dem Generalstabschef zu erklären: Pacta sunt servanda! Sie hätten, wenn nicht aus ethischen, so doch aus politischen Gründen dem Generalstabschef die Weisung geben müssen, daß er seinen Plan auf der Grundlage des Völkerrechts aufbaue.

Aber im alten Preußen-Deutschland gab es keinen Zivilisten, und wäre es der höchstgestellte gewesen, der einem Militär etwas zu sagen hatte. Das Heer war nicht ein Instrument der Politik, sondern ein Staat im Staate, ja mehr als das — ein Überstaat.

Das ist der Zustand, den die Welt als den spezifisch preußisch-deutschen Militarismus anzusehen pflegte. Das war der Zustand, der Deutschland zu seinen Ungunsten von allen andern Großstaaten — vielleicht von Rußland abgesehen — unterschied. Die Bedürfnisse der Politik wurden den Forderungen des Generalstabs untergeordnet.

Eine jammervolle Rolle haben die Kanzler, in erster Linie Bethmann, gespielt. Sie waren Opfer, die wider besseres Wissen in das Unheil hineinrannten. Opfer, mit denen man nicht einmal Mitleid haben kann. Warum haben sie sich denn den Militärs gefügt? Sollten Männer in den höchsten verantwortlichen Stellen nicht lieber ihre Stellung als ihre bessere Überzeugung aufgeben?

Tragisch war nicht das Schicksal der deutschen Staatsmänner. Wirklich tragisch war nur das Schicksal des deutschen Volkes. Es wußte, dank der Geheimdiplomatie, nichts von all den Dingen, die jetzt Bredt durch sein Buch der Öffentlichkeit bekanntgibt. Es wurde vor dem Kriege belogen. Es wurde während des Krieges belogen. Es wird noch heute von den Unschuldspropagandisten belogen. Immer wieder leuchtet das auch aus der Darstellung Bredts hervor, obwohl er sich einer exemplarischen Milde der Ausdrucksweise befleißigt und zum Beispiel zu Ludendorffs Kriegserinnerungen über den Einmarsch in Belgien nur bemerkt: „Diese Darstellung ist sowohl militärisch wie historisch unrichtig."

Zusammenfassend erklärt Bredt: „Alle Versuche, den deutschen Einmarsch in Belgien in Einklang mit dem Völkerrecht zu setzen, sind fruchtlos."

Der Neutralitätsbruch gegenüber Belgien steht an der Eingangspforte des Weltkriegs. Er hat in den Augen der ganzen Welt der deutschen Kriegsführung den Stempel aufgedrückt. Er hat den Kämpfern gegen Deutschland den Charakter von Kämpfern für den Rechtsgedanken verliehen. Er hat die deutsche Sache in den Geruch einer schlechten Sache gebracht.

Deutsche, die noch heute versuchen, den Neutralitätsbruch zu leugnen, erweisen ihrem Volk einen Bärendienst. Daß Bredt, trotz seiner monarchistischen Gesinnung, nicht zu ihnen gehört, ist ein Ehrentitel für ihn.

Der verrufenste Mann Ägyptens

von Mahmud Effendi

Wiederum feiert Berlin einen König. Die Wilhelm-Straße und die Linden sind mit exotischen Fahnen geschmückt, königstreue Jungfrauen rufen ihr alluntertänigstes „Hoch", die Musik intoniert eine kakophonische Hymne und die republikanische liberale und nationale Presse stimmt zum ersten Mal seit langer Zeit rührend überein in den Berichten über den Königsempfang und über den hohen Monarchen, der Berlin mit seinem Besuche zu beehren geruhte.

Dieser Monarch, König Achmed Fuad von Ägypten, der seit zehn Jahren im Niltale zu herrschen versucht, ist aber kein Abenteurer, wie sein Vorgänger im Prinz-Albrecht-Palais, auch kein Usurpator wie Kemal-Pascha oder der Schah von Persien, auch kann ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er den Geist Europas verschmäht. Im Gegenteil, er selbst ist beinahe Europäer, weiß im Börsenspiel und in der Bankpolitik Bescheid, kann über Schiebungen mitreden und ist alles in allem der verachtetste Mann Ägyptens, wenn man unter Ägypten nicht nur die englische Besatzung, den tscherkessischen Hofadel und die Negergarde versteht.

Fuad ist der Sohn des Khediven Ismail, der seiner Zeit, um seine Hofbälle zu finanzieren, den ägyptischen Anteil an dem Suezkanal an England verschachert hatte und später von dem türkischen Sultan und der englischen Besatzung, die keineswegs liberal waren, als ein auch für den Orient allzu despotischer Herr abgesetzt wurde. Sein Sohn Fuad hat die besten Eigenschaften des Vaters geerbt, sie aber mit dem Geist Europas verschmolzen und ist als der erste „Europäer" auf einem orientalischen Throne selbstverständlich dazu berufen, die Kultur des Westens in Ägypten volkstümlich zu machen.

Prinz Fuad, der übrigens nicht den geringsten Anspruch auf den Thron Ägyptens hat und grade deshalb 1918 von den Engländern eingesetzt wurde, war zunächst Militärattaché in Wien und hielt sich später ständig in Europa auf.

Die Ansprüche, die ein Prinz zu stellen hat, sind hoch, und die Apanage, die immerhin die Steuer einer ganzen Provinz verschlang, war für Fuad nicht ausreichend. Privatvermögen hatte er nicht und war des öftern auf die Gunst seines Bruders angewiesen, des Prinzen Seifuddin, eines der reichsten Grundbesitzer Ägyptens. Prinz Seifuddin war aber ein Orientale, der wenig Sinn für die vergänglichen Reize Europas hatte und den Bemühungen des Prinzen Fuad, sich zu europäisieren, ziemlich verständnislos gegenüber stand.

Prinz Fuad war jedoch Europäer und hat die Lehren Europas gut mit den Weisheiten des Ostens verbunden. Auch besaß er in Europa mehr Einfluß und hatte bessere Verbindungen als in den rückständigen Ländern des Ostens. Daraus entstand auch die berühmte Affäre des Prinzen Seifuddin, deren letztes Nachspiel die Aufhebung der ägyptischen Verfassung war und die Einführung der Königsdiktatur. Diese Affäre be-

stand darin, daß Fuad den Prinzen Seifuddin in Europa von englischen Irrenärzten überfallen ließ, ihn in eine englische Irrenanstalt einsperrte und bei den Gerichten die Überlassung der Vermögensverwaltung des „armen geisteskranken Prinzen" zu seinen Gunsten durchführte. Dieses geschah vor zweiundzwanzig Jahren, als Fuad noch kein Monarch war. Vor zwei Jahren entkam aber Seifuddin aus dem Irrenhaus, ließ sich von sämtlichen europäischen Kapazitäten seine geistige Zurechnungsfähigkeit bescheinigen und verklagte seinen königlichen Verwalter auf die Rückgabe des inzwischen stark zusammengeschmolzenen Vermögens. Als Rechtsanwälte des Prinzen traten die bedeutendsten ägyptischen Politiker und Parlamentarier auf, darunter auch der ehemalige liberale Premierminister Nahas Pascha, und die Affäre drohte zu einem Verhängnis für das königliche Prestige zu werden.

Über Nacht erkannte jedoch der von europäischem Geist durchdrungene König, daß der Parlamentarismus völlig überholt sei, setzte die Verfassung außer Kraft, schloß die öffentlichen Gerichte und verkündete seine Diktatur. Bemerkenswert ist aber, daß trotz aller königlichen Bemühungen sich in Ägypten kein Rechtsdeuter fand, der die ursprünglich geplante Aburteilung der Rechtsanwälte des Prinzen übernommen hätte. Nahas Pascha wurde freigesprochen und der gekränkte König unternahm eine Reise nach Deutschland, um bei den Hochrufen in der Wilhelmstraße die Pfiffe, mit denen ihn das Volk in Kairo begleitet hatte, zu vergessen.

Politisch stützt sich König Fuad ausschließlich auf die Engländer und die Hofaristokratie, die tscherkessischen Ursprungs ist und im Lande keine Wurzeln gefaßt hat. Auch der König selbst ist kein Ägypter, sondern Albanier, dessen Familie erst vor achtzig Jahren nach Ägypten auswanderte und dort zur Macht kam. Seine Regierung ist eine lange Kette von Vergehen gegen die Verfassung, die er mehrmals aufhob, und von Verstößen gegen das Strafgesetz, von dem er nichts wissen will. Er ist aber kein orientalischer Despot, sondern dem englischen Wesen hörig und Habitué europäischer Weinlokale, und grade deshalb ist er bei seinem Volke mehr verhaßt als es je ein Despot war. Im ganzen Ägypten gibt es nur einen Mann, bei dem der König beliebt ist, und das ist der englische High-commissioner George Lloyd.

Heute versucht König Fuad sein Ansehen in Ägypten zu heben, wozu er die Hilfe Deutschlands braucht. Er hofft nämlich, von der deutschen Regierung die berühmte Statue der Königin Nefretete als Geschenk zu erhalten, um als Vorkämpfer des ägyptischen Nationalideals heimzukehren. Es ist zu hoffen, daß er diese Statue, die rechtmäßig Deutschland gehört, nicht erhalten wird. Die Handelsbeziehungen mit Ägypten sind, da sämtliche ägyptische Kaufleute ausnahmslos königsfeindlich sind, nicht von der Gunst Fuads abhängig, und es ist überhaupt schlimm genug, daß Deutschland für den Empfang dieses verrufenen Mannes, nur weil er von England unterstützt wird, die ganze Wilhelm-Straße mit verdächtigen grünen Fahnen schmücken ließ.

Der Tortol von Alfons Goldschmidt

An einem Julitag des vorigen Jahres fuhr ich über den Titicacasee. Auf dem kleinen „Inca" gab es allerlei interessantes Volk, darunter einen pinienlangen Dalmatiner, der auf Umwegen aus Venezuela kam. „Das ist ein Kerl, der Gomez, ein Racker, der alte Knacker, wie der die Diebe und Faulpelze in Eisen legt, was der noch so an Liebe leistet und wie der die Taschen voll hat. Alles gehört ihm, die Cementfabriken, die Tuchfabriken, hundert Molkereien, und jetzt organisiert er sogar den Fleischverkauf. Jedes dritte Haus gehört Juan Vicente; er ist der wahre Landespapa, er schenkt, er prügelt, er sperrt ein, er peitscht eigenhändig aus, er macht alles. Mit Gewalt hat er die besten Straßen bauen lassen, mit Knuten und Krediten, so daß Sie jetzt durchs ganze Land mit dem Automobil fahren können. Gute Bewässerungsanlagen, Traktoren, er treibt die Kultur mit Hieben ein. Das ist ein Kerl mit seinen siebenundzwanzig Weibern, siebenzig Kindern, sozusagen mit einem selbstgemachten Volk."

Der Dalmatiner erzählte das etwas geheimnisvoll, nicht ohne Angst, vielleicht hatte er selbst keine guten Erfahrungen in Venezuela gemacht. Denn dieser Gomez, einst im Freiheitsrausch auf den Präsidentenstuhl gehoben, knutet nun schon über zwanzig Jahre das Land, und seine Herrschaftszeichen sind der „Grillo" und der „Tortol". Der Grillo ist die einfachere Form der Tortur, nämlich die Beschwerung der Glieder politischer Gefangener in Eisenbarren. Der Tortol ist das Aufbinden der Hoden solcher Gefangener, die in elender Hockstellung sich vor dem gräßlichsten Tode zu retten suchen. Nun haben sich ja nicht alle Venezolaner diese satrapische Diktatur gefallen lassen. Aber die Aufständischen mußten sterben, fliehen oder unter Grillo und Tortol ächzen, wie der bis zur Raserei getriebene Doktor León, den ich auf meiner letzten Reise traf, und der mir die furchtbarsten Dinge von diesem Regiment erzählte. Acht Jahre hat Doktor León in dem Gefängnis von Caracas, der Rotunda, auf Freiheit der Glieder und auf Luft gewartet. Durch eine der berühmten Amnestien, mit denen alle Diktaturen ihr humanes Gewissen beweisen und die in der Renommierfreilassung von ein paar Gefangenen bestehen, war Doktor León wieder ans Licht gekommen und konnte ins Ausland entfliehen. Acht Jahre eingeschlossen, ohne jede, aber auch jede Verbindung mit der Außenwelt, so daß er nicht einmal etwas vom Weltkrieg hörte. Kein Wunder, daß immer wieder Menschen und Gruppen in Venezuela aufstehen, daß die Revolutionsbeben sich wiederholen. Aber auch die waffenlosesten Demonstrationen, wie die der venezolanischen Studenten in Caracas im Anfang dieses Jahres, wurden unterdrückt; die Mütter und Frauen können nur durch die Presse außerhalb Venezuelas um Hilfe schreien.

Juan Vicente Gomez hat vor einiger Zeit zum Schein die Macht einem Andern gegeben und sich selbst nur die Heeresinspektion vorbehalten. Er will eigenhändig jede Revolution unterdrücken, nachdem ein Aufstand im April dieses Jahres ihm gezeigt hat, daß die Gefahr für die Diktatur wächst. Sie

wächst in der Tat, das zeigte in diesen Tagen der Handstreich venezolanischer Revolutionäre auf das Fort Willemstad der niederländischen Insel Curaçao, wenige Schiffsstunden nur von der Ölküste Venezuelas, wo die Standard Oil und die Royal Dutch Shell bessere Garantien genießen, als die Bürger Venezuelas. Es war ein Verzweiflungsakt der venezolanischen Revolution, die infolge eines strikten Waffenverbots der Diktatur bisher ohne Stoßkraft war.

Ob es jetzt schon gelingen wird, das Tortol-Regiment zu beseitigen, läßt sich nicht sagen. Zunächst sind die imperialistischen Interessen in Venezuela und Curaçao aufgewirbelt worden. Auf Curaçao hat die Holländisch-Englische Gesellschaft Raffinerien zur Verarbeitung hres venezolanischen Rohöls. Die Insel ist also heute halb englisch. Ein direktes oder indirektes Eingreifen der Engländer paßt aber den Monroe-Enthusiasten, das heißt den Ölmagnaten im Norden, ganz und gar nicht. Sofort hat sich der tiefe Gegensatz England—USA. in Latein-Amerika gezeigt. Curaçao ist nur eine Kleinigkeit an Land, aber eine von den wertvollen imperialistischen Explosivinseln an beiden Küsten des Kontinents. Die Antillen und die Inseln unter dem Winde, von denen Curaçao eine der kleinsten ist, gehören England, Frankreich, Holland und Dänemark, aber die Macht am Karibischen Meer gehört den Vereinigten Staaten. Die holländischen Kreuzer, die der Haag erbittert gegen „die Piraten" geschickt hat, kommen in ein Seebebengebiet, denn sie sind in Wirklichkeit Abgesandte des englischen Imperialismus gegen den Imperialismus der USA.

Die Zeppelin-Motoren von Ernst W. Steinitz

Die Motorendefekte des „Grafen Zeppelin" auf dessen letzter Reise haben, das kann man ohne Übertreibung sagen, der Idee der Handelsluftfahrt mit Schiffen dieses Typs schweren Schaden zugefügt.

Dieser Schaden wird keineswegs verkleinert, sondern nur verschlimmert, wenn die öffentliche Erörterung der Ursachen in der Weise erfolgt wie bisher. Es wird versucht, das Publikum mit Berichten in der Art der berüchtigten Heeresberichte abzuspeisen. Die Öffentlichkeit hat aber ein ganz besonderes Recht, die Wahrheit zu erfahren, denn erstens lebt der ganze Zeppelinbetrieb von Geldern der Allgemeinheit, und zweitens hofft man ja für die Zukunft auf möglichst viel zahlende Fahrgäste.

Der Verfasser hatte vor kurzem Gelegenheit, eine Verhandlung über Schäden zu bearbeiten, die während der Erprobung an den Motoren der im Bau befindlichen englischen Starschiffe aufgetreten sind. Diese Verhandlung wurde völlig öffentlich geführt, es wurde schärfste Kritik ausdrücklich gewünscht, damit man daraus Nutzen ziehen könne, und die sehr fruchtbare Kritik ließ auch an Schärfe nichts zu wünschen.

Diese Verhandlung könnte als Muster dienen. Es müßte zunächst mitgeteilt werden, was überhaupt passiert ist, und zwar in einem zusammenhängenden Bericht. In den der Tagespresse übergebenen Nachrichten war einmal von einer

Steuer- oder Nockenwelle die Rede, die gebrochen sein sollte, ein andres Mal von Schwunggewichten und dann wieder von Kurbelwellen. (Wenn Schwunggewichte brechen, werden allerdings fast mit Sicherheit auch die Kurbelwellen zerstört.) Endlich ist auch die Nachricht verbreitet worden, als seien an allen vier oder an drei Motoren genau die gleichen Defekte aufgetreten. Die Nachricht von Kurbelwellen- und Nockenwellenbrüchen deckt sich wiederum nicht mit der Tatsache, daß einer der Motoren später wieder eine Zeitlang lief. Es besteht also noch viel Unklarheit.

Besonders wünschenswert wäre die Wiedergabe der Originalberichte der Wachmaschinisten, die zur Zeit des Defektes die Motoren bedienten. Weiter müßte die Art der Änderungen bekanntgegeben werden, die kurz vor der Fahrt, wie bereits mehrfach von den Zeppelinleuten zugegeben, ohne ausreichende Erprobung vorgenommen worden sind. Die Entfernung der längs der Zylinder verlaufenden Verbindungsschienen zwischen diesen Zylindern kann hierbei als unwesentlich betrachtet werden.

Die am 8. Juni der Presse übergebene Mitteilung der Maybachwerke macht einen vollkommen ratlosen Eindruck.

Daß man nicht vier Motoren mit Materialfehlern auf die Reise schickte, brauchte nicht erst öffentlich festgestellt zu werden. Dies ist bei der pedantischen Sorgfalt der Maybachwerke beim Zusammenbau ohne weiteres glaubhaft, da Montage und Erprobung dort völlig beherrscht werden. Dagegen treten kleinere kritische Drehzahlen an solchen Systemen, wie sie Luftschiffmotoren mit verhältnismäßig elastischen Übertragungswellen und der großen Masse der Luftschraube am Ende darstellen, im betriebsmäßigen Drehzahlbereich stets auf. Die Wachmaschinisten sind aber darauf zo eingefuchst, daß sie beim Manövrieren die kritischen Drehzahlen vermeiden respektive schnell daran vorbeischalten.

Auch wenn durch den übereilten Einbau der neuen elastischen Kuppelungen, durch die man solche kritischen Drehzahlen vermindern wollte, neue und noch schlimmere aufgetreten sein sollten, würden die Wachmaschinisten diese beim Manövrieren vermieden haben, da sie besser wissen und fühlen, was eine kritische Drehzahl ist, als mancher Prominente.

Folgende Fragen warten dann noch auf Antwort:

Wie lange sind die Motoren auf dem Stand mit Gas als Brennstoff ausprobiert worden, und seit wann ist auf den Fahrten nur mit Gas gefahren worden?

Wie lange haben früher ähnliche Motoren ausgehalten, ehe eine Auswechslung der hauptsächlichsten Triebwerksteile erfolgen mußte, respektive eine Untersuchung auf dauernde Formänderungen stattfand?

Sollten der Luftschiffbau Zeppelin oder die Maybachwerke auf die hier gegebenen Anregungen eingehen, so wäre dies durchaus nicht zu ihrem Schaden. Es besteht nämlich die Möglichkeit, daß Fachleute, die weder beim Zeppelinkonzern noch bei der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Amt und Würden stehen, zur Lösung beitragen können. Solche Fälle sollen schon vorgekommen sein.

Strelitzer Figurinen von Erich Mangold

Frau Nogens, jetzt verehelichte Kähler, gegen die Herr Kähler aber die Scheidungsklage betreibt, ist ein Zentrum in dem großherzoglichen Festsaal. Groß und schwer quillt sie über die Ränder des weißen Rokokostühlchens. Eine alte Frau, vom Leben herumgeworfen und gebeutelt, arm und unsauber, ist sie nicht ohne Reiz, intellektuellen und weiblichen. Dreizehn Kinder hatte sie geboren, die beiden jüngsten fast gleichaltrig mit ihren Enkeln, den Kindern der Ida, als sie sich noch immer gern zum Tanz führen ließ. Der Mann ging ins Wasser, weil er den Schmutz nicht ertrug und nicht „den Vater für fremde Kinder machen" wollte, aber er war nicht lange tot, als seine Witwe schon neue Freier hatte, an jedem Finger einen. So unerklärlich die Anziehungskraft dieser Alten ist, so unbestreitbar ist sie.

Frau Nogens möchte sich gern dumm stellen, sie versteht so schwer, wenn sie Feindschaft spürt, sie ist so naiv, so unbedeutend. Aber das gelingt ihr nicht, zwei Wochen lang kann niemand in gefährlicher Lage eine fremde Rolle spielen. Sie verrät sich immer wieder. Sie kennt das Strafgesetzbuch besser als altgewohnte Verbrecher, sie weiß auch, welche Rechte die Strafprozeßordnung ihr gibt. Zeugen befragt sie gewandter als irgend ein Jurist im Saal und weiß ganz präzis das aus ihnen herauszuholen, was sie braucht. Als das Töchterchen Gertrud, heute vierzehnjährig, aussagt, hat sie es mit drei Sätzen an die Wand gequetscht. Die Kleine zuckt zusammen, als ob die Peitsche durch die Luft pfiffe. All ihr Intellekt und ihre Geistesklarheit verläßt sie, wenn sie sagen soll, wer schuldig ist. Vielleicht Jakubowski? Vielleicht Kreutzfeldt? Vielleicht ihre beiden Söhne? Vielleicht alle zusammen? Sie jedenfalls, soweit sie überhaupt beteiligt war, ist nur der Drohung mit Gewalt gewichen.

Frau Nogens ist nicht selten gerührt. Sie schluchzt herzbrechend, wenn andre Waffen versagen. „Die Allsch rohrt" sagen ihre Landsleute mitleidlos. Sie halten die Tränen für eine Deckung gegen Überfall. Unter dieser und vielen andern Deckungen liegt die Wahrheit begraben, tief verschüttet.

*

Paul Kreutzfeldt, von der Gruppe Hentig-Steuding als der König des Katens, als Dämon und Anstiftertyp angesagt, ist eine schwere Enttäuschung. Klein, schwächlich, schmalbrüstig, wasserblond, kann kein Quellchen trüben. Vor dem Kriminalrat Gennat weinte er, faßte man ihn nur ein bißchen hart an. Woraus der große Fachmann vom Alexanderplatz sofort sah, was für Nichtkönner seine dilettantischen Konkurrenten waren. Fritz Nogens allerdings, vom Professor Aschaffenburg im Gefängnis befragt, ob Kreutzfeldt wirklich so ein Lämmchen sei, konnte das Lachen nicht halten.

Am 9. November 1924, als Ewald zu Tode kam, mußte Kreutzfeldt ganz dringend eine Wohnung in einem andern Dorf

besichtigen. Er wollte zwar gar nicht von Palingen fort, sondern den Katen für sich allein haben. Er hatte zwar grade am diesem Tag Geburtstag. Aber die Pflicht rief. Er ist ein armer, unschuldiger Waisenknabe, weiß von gar, gar nichts. Aber vier andre Zeugen sind auch heute bereit, Meineide für ihn zu leisten. Und die Familie Nogens läßt ihn hinausgehen, ohne ein Wort gegen ihn zu sagen.

*

August Nogens, heute vierundzwanzig, Liebling der Mutter, Beischläfer der Schwestern, hat da und dort eine Braut und im Blut die Syphilis. In der Untersuchung bekommt er manchmal Krämpfe, epilepsieähnlich, aber nicht epileptisch. „Geburtswehen des Geständnisses" sagt mit genialem Kennerblick der große Gennat. Nur, daß einmal dies, das andre Mal jenes geboren wird, je nachdem, was grade angebracht scheint.

Beim Lokaltermin wollten ihn die Schlauköpfe fangen. Sie ließen ihn vom Heidekaten zum abgeschlagenen Tannen marschieren. „Sind Sie damals auch so langsam gegangen?" fragte ihn der gerissene berliner Anwalt. „Ja," war die Antwort. Große Bewegung. „Nämlich damals, als ich das dem Herrn Gennat auch schon vorgemacht habe." Große Enttäuschung.

August gestand, weil ihm die Bezauberer vom Alex versprochen hatten: „Nur zwei, drei Jährchen." Widerrief, als ihm der Oberstaatsanwalt verriet: „Todesstrafe." Ohne Daumschrauben wird er nichts mehr erzählen.

*

Fritz war ein fünfzehnjähriger Junge, als Ewald starb. Heute ist er ein riesiger Lackel, breit und knochig, die Fürsorge ist ihm, scheint es, glänzend angeschlagen. Man gewöhnt sich nur schwer an das absonderliche Gesicht, das mit dem Beil aus hartem Holz herausgehauen ist. Nach ein paar Tagen aber ist die allgemeine Meinung: der ist noch der Beste.

Er haßt Mutter und Bruder, kein Essen und viel Prügel war alles, was er zu Hause bekam. In der Anstalt war er nicht beliebt, galt als bösartig und jähzornig. Was er vor Gericht sagt, ist eindeutig, unveränderlich. Ihm darum zu glauben, wäre der schlimmste Fehler. Er hat ebenso eindeutig vor Buchka Jakubowski, der ihm nur Gutes getan hatte, aufs Schafott gelogen, die Wahrheit ist bei ihm so sicher verwahrt, wie bei den andern Nogensen.

*

Wilhelm Nogens, vor- und unehelich geboren, früh auf der schiefen Bahn, vielfach und schwer wegen Rückfalldiebstahls bestraft, derzeit im Zuchthaus, nach Aschaffenburgs Urteil der Verkommenste und Asozialste in seiner Familie, der Mutter, die ihn vernachlässigte, nicht gut gesinnt, den Brüdern, die in Freiheit lebten, während er saß, verfeindet, ist ein Liebling von Polizisten und Gefängniswärtern, mit denen er in Symbiose lebt. Er tritt auf in einem guten Rock, feinen Reithosen,

schönen schweren Schaftstiefeln. Woher der Luxus? Davon soll nicht gesprochen werden. Während der kriminalistischen Untersuchung fühlte er sich „gekränkt", weil er im Sträflingskittel durch die Straßen geführt wurde. Darum kaufte ihm Onkel Gennat das feine Zeug. Wenn er aussagen sollte, mußte er Wurst zum Frühstück haben, Onkel Gennat gab sie ihm. Um so forscher ging Wilhelm dann ins Zeug, erzählte, was er wußte und was er nicht wußte, und hätte noch die seligen Großeltern aus dem Grab ins Kittchen gebracht, um dem Wohltäter gefällig zu sein. Er hat seiner Mutter „ins Gewissen geredet" zur Freude der beamteten Rächer und ist nicht zum Abendmahl gegangen, bis die Brüder gestanden hatten. Als die festsaßen, wegen richtigen Mordes, während er nur Dieb und Betrüger ist, erlebte er die große Genugtuung des kargen Daseins, das nur durch Erklimmung der Stufe Zwei erleuchtet wird.

*

Kriminalrat Gennat, ganz große Kanone von der allerhöchsten Kriminalisten-Zentrale in Berlin, ist eine Schlange, die soeben drei Ochsen verschlungen hat, glatt wie ein Spickaal, aber fett wie ein Flußpferd. Generalbestimmung: den Kollegen in der Provinz zu beweisen, daß sie Trottel sind und in Rechtswie Linkszeitungen den Ruhm der hauptstädtischen Behörde zu vermehren. Spezialaufgabe: möglichst viel Mörder zu überführen und zugleich zu erhärten, daß Jakubowski nicht unschuldig hingerichtet wurde. Sowohl Reibnitz, der die neue Untersuchung anordnete, als auch Hustädt, der die Gnade versagte, sollen gerechtfertigt werden, die Koalition zwischen Sozialdemokraten und Demokraten wie der Phönix aus der Asche erstehen. Gennat macht das spielend und ist verblüfft, als er es nur dem ‚Lokalanzeiger' zu Dank gemacht hat.

Als Zeuge weiß er diskret seine Verdienste zu rühmen: wie er aus dem Chaos das Bild geformt, statt der Einzeltat das Komplott nachgewiesen habe. Hentig und Steuding, die eigentlich das schon vor ihm besorgt haben, hat er vergessen. Dann, als Wilhelm, sein Kronzeuge, die Phantasien von Jakubowskis Hundertmarkscheinbündeln vorträgt, schwitzt er hinten Blut. Und wird klein wie eine mollige Ratte, als Hentig seine Aussage macht. Aber als Der, leichtfertig genug, abgereist ist, rollt sich Gennat wieder in den Vordergrund, um noch einmal die alleinseligmachende Theorie von der Schuld aller, der Nogens wie Jakubowskis, vorzuführen.

Wenn man Demokraten und Sozialdemokraten, da das Zentrum nicht mitspielt, recht gibt, so muß man doch recht behalten? Er kann nicht begreifen, daß das Arkanum nicht wirkt.

*

Oberstaatsanwalt a. D. Müller ist ein Greis, aber noch boshaft. Die Zähne sind ihm ausgefallen, aber das Gift ist im Mund geblieben. Was er zusammenschwört, hätte ihm selbst früher genügt, um ein Dutzend andre wegen Meineids vors Ge-

richt zu schleppen. Er forcht sich nit, denn nach ihm kommt sein hoher Protektor ...

*

Staatsminister a. D. Hustädt, groß, wohlgenährt, rosig, starker Verdiener bei halbstaatlichen Gelegenheiten, Hypomaniker, Despot, Politiker in einem Maß, daß alle Tugenden dieses Standes zu Lastern geworden sind. Was ist ihm der tote Russe? Was das beleidigte Recht? Unschuldig vergossenes Blut? Ihn, Hustädt, hat man durch den Schmutz gezogen, zwei Wahlkämpfe hat er gegen den Schatten fechten müssen! Er, der Minister und derzeit Leader der Opposition, hat in Parlament und Volksversammlungen schon andres erlebt, als so eine lumpige Gerichtsverhandlung. Er schreit die Gegner klein und zieht sich hocherhobenen Hauptes zurück, jeder Zoll ein Sieger, die Natur hat ihm das gute Gewissen als Geschenk in die Wiege gelegt. Da sieht er, verdammt, beim triumphalen Rückzug Einen da sitzen, still und bescheiden, aber aufmerksam, zu dem er früher einmal das Gegenteil gesagt hat. In seinem überaus finstern Gedächtnis taucht eine lichte Stelle auf, er schleicht sich an den Richtertisch und erläutert die Aussage nach dem Motto „Ick dementiere mir", bevor er, in strammer Haltung, Gott zum Zeugen der Wahrheit anruft.

*

Oberstaatsanwalt Weber, derzeit amtierend, während die Kollegen im Schlamassel sind, — früher einmal war es umgekehrt, — ist der Typ des Halbseidenen. Er haßt zwar Hustädt und Müller, hat aber selbst geholfen, Jakubowski unters Beil zu bringen. Als der Russe von der Vernehmung durch ihn, damals Untersuchungsrichter, kam, mußte er bei den Gefängnisbeamten erkunden, was das sei: „Schuft" und „Halunke". So sind Webers Methoden, wenn das Licht der Öffentlichkeit weniger grell strahlt. Er kann nicht anders, und wenn Gott selbst ihm die Wahrheit kündete, er könnte nicht anders, als den Geköpften wieder zu bezichtigen, dem er selbst an den Hals gegangen ist.

*

Landgerichtsdirektor Peters aus Rostock ist abgeklärt. Was kümmern den Beamten aus dem fremden Großstaat Schwerin die Kleinstaatquerelen? Er spricht platt. Aber darum doch nicht die Sprache des Volkes. „Vernotwendigen" und „Einzeugen", solche Worte fließen ihm wie Honigseim vom Munde. Manchmal, die seltenen Male, wenn ein Angeklagter aus Wut oder Vergeßlichkeit, frei reden will, greift er väterlich ein: „Sie wollen also, wie schon im Band VII Seite 416 verso, sagen, Sie hätten damals ..." und alles ist futsch. Einmal fragt er wahrhaftig: „Sollte ich hier verfrüht eingegriffen haben?" Er hatte es.

*

Von vier Verteidigern tut einer, was er kann. Drei sitzen, für sechzig Mark tägliche Staatskosten, da und schlafen offenen Auges.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Auf dem Nachttisch liegen große und kleine Bücher, weiße Druckbogen, ungeheftete, eine Flasche „Vichy-watten", so heißt das hier, Bobongs, und gar keine Zeitung, was das Leben wesentlich erleichtert. Die Bobongs schmecken nach Selterwasser, das Selterwasser nach Bonbons, die Bücher . . . wollen sehen.

Das dickste zuerst. Es ist der „Große Brockhaus" A—Ast. Ja, soll ich mir da einen lachen? Mich hat neulich in der „Neuen Bücherschau" Artur Rudolf rechtens darauf aufmerksam gemacht, ich solle meine Bücher lieber in Antiqua setzen lassen, obgleich doch diese Sammelbände nicht grade vom Ausland verschlungen werden, und in einem Brief hat mir Herr Rudolf meine alte Liebe zur Fraktur mit so kräftigen Argumenten erschüttert, daß ich sehr in mich gegangen bin. Die Fraktur deckt sich heute so recht mit der Reaktion, sagte er; sie will in der Welt und der Welt gegenüber etwas Besondres sein . . . wir benutzen doch auch keine Schreibmaschinen mit Frakturtypen . . . hat Brockhaus wirklich nötig, seine so große und gediegene Arbeit im Ausland selbst herabzusetzen? Ich denke: nein. Er schreibt mir: ja. „Der ‚Kleine Brockhaus'", schreibt er, „ist bereits in Fraktur gedruckt. Bei dem Großen Brockhaus, dem Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden, konnte ich mich dagegen dazu nicht entschließen, da das Werk nach meinen bisherigen Erfahrungen infolge seines Umfangs für einen Vertrieb im Ausland kaum in Frage kommt." Nun, das ist ein Argument — wenngleichen es meinen Augen so scheinen will, als lese sich die Fraktur eben doch schwieriger als eine glatte Antiqua.

Soweit ich die Arbeit sonst beurteilen kann, scheint sie mir sauber und — was man in Deutschland leider hinzusetzen muß — neutral. Ich habe die 780 Seiten nicht alle gelesen, aber an keiner Stelle habe ich so etwas wie „nationale Geschichtsschreibung" oder „völkische Geographie" gefunden. Die Abbildungen muten etwas dürftig an — die Bildtechnik ist so weit vorgeschritten, daß das Konversationslexikon nicht mehr das einzig gut illustrierte Werk des Haushalts ist. Es hat sich da überhaupt etwas geändert. Zwanzig Bände: ich glaube, die Zeit dieser Riesen-Nachschlage-Walzer ist vorbei.

Ja, damals . . . Da sind wir denn also, wenn Papa nicht zu Hause war, hingegangen, haben uns den Schlüssel gemopst und reichlich bösen Gewissens nachgesehen, woher die Kinder kommen. Man mußte viele Bände nachschlagen; die kleinen Seidenpapierblättchen zwischen den Buntbildern fielen wie ein Hauch zu Boden, „Zeugung" enthielt „Wollust" (siehe diese), und es war gar nicht einfach; ein rechter Leitfaden ist das denn auch nicht gewesen. Aber abgesehen davon: das zwanzigbändige Nachschlagewerk fußt auf dem Bildungsideal des neunzehnten Jahrhunderts, und das ist dahin. Wir haben heute den Mut zu sagen, daß wir von einer Sache nichts verstehen, denn es gibt zu viel Sachen; und wollen wir uns länger und intensiver mit einem uns fremden Gebiet befassen, dann ist es das Speziallexikon, das den Sieg davonträgt. Für den Rest, mal schnell nachzusehen, was eine Akkomodationslähmung ist, genügt ein Vierbänder alle Tage. Das Postulat, alles zu wissen oder doch möglichst viel, ist heute ein Gesellschaftsspiel geworden und heißt „Frag mich was", aber niemandem fiele es ein, danach die Bildung eines Menschen zu bemessen. Das Wort „Lexikonsbildung" hat rechtens einen nicht guten Nebengeschmack, und wenn es nur eine Krücke sein soll, dann ist diese Form zu solid gebaut: eine Krücke aus Stahl, mit Silbereinlage und elektrischem Läutewerk . . . wir aber wollen laufen. Immerhin: wer es sich leisten kann, mags ja wohl kaufen.

„Angeklagter" steht noch in diesem Band. Ein ganzes Buch über ihn, über die „Justiz" liegt vor, hat zum Verfasser den wiener Ad-

vokaten Walther Rode (und ist bei Ernst Rowohlt zu Berlin erschienen). Das ist eine Herzerfrischung. Rode, dessen „Beamtenpyramide" ein Pamphlet großen Stils ist, nennt das Kind und alle Kinder der Justiz bei ihrem richtigen Namen; daran können sich deutsche Anwälte, die dergleichen nie wagten, ein Beispiel nehmen. Gewiß wird in Oesterreich nichts so heiß getan, wie es geschrieben wird, aber es ist doch schon viel, wenn ein Anwalt so über die Richter spricht wie dieser hier. Nie, niemals brächte ein deutscher Anwalt den innern Mut auf, über das Reichsgericht zu urteilen wie jener über den Obersten Gerichtshof — und wie müssen sich beide ähnlich sein! Nur ist das Reichsgericht offenbar noch gefährlicher, weil es besonders in den letzten Jahren seine Rechtspolitik macht, ohne Widerstand zu finden. Rode bröselt das Paragraphengewebe von innen auf; er sagt, „wies ist": er kennt die Faulheit der Richter, ihre Anmaßung, ihre ungeheuerliche Unbildung und ihre völlige Herzlosigkeit.

Er spricht auf zwei Seiten, den beiden ersten, über die Prozesse, die der Selige aus Doorn gegen Piscator angestrengt hat; solche Laute sind bei uns zu Lande unerhört, wo man die steckengebliebene Untertanenhaftigkeit als Rechtsgefühl ausgibt, während Rode richtig dartut, daß einer, der sein Leben lang über dem Recht gestanden hat, nun nicht plötzlich wie eine Gemüsefrau klagen kann. „Man hat nicht das Amtsgericht anzurufen, wenn man beim Weltgericht sachfällig geworden ist". Und: „Die Frage, ob man einen Exkaiser auf dem Theater spielen dürfe, wird umfaßt von der Frage, ob man einen Exkaiser aufhängen darf." Kurz: der, der nie eine Rechtsperson im bürgerlichen Sinne gewesen ist, darf nun nicht auf einmal eine werden — er sei von nun ab rechtlos. Aber das bring du in deutsche Köpfe.

Das Kernstück des Buches — einen unaufgeklärten Todesfall — halte ich nicht für besonders glücklich. Es finden sich da Ansätze einer Psychologie, die der Verfasser den Richtern vorwirft; wie er zum Beispiel den Mann, den er für den Mörder hält, angreift, geht mir nicht ein. Da werden Indizien zusammengetragen, Bausteine einer Seelenkunde, die Rode, wendete sie ein Richter an, wahrscheinlich mit ebenso großem Temperament wie Geschick zerpflückte.

Aber warum sind Mut, Charakterstärke, Angriffsgeist und Einsicht in das Wesen der Justiz unter unsern Anwälten fast gar nicht zu finden?

Weil sie sich als „Organe der Rechtsprechung" betrachten und gnade Gott, wenn ein Deutscher einem Beamten nacheifern will! Der deutsche Anwalt unterliegt einer „Ehrengerichtsbarkeit", die, würde sie von stockreaktionären Richtern ausgeübt, nicht schlimmer sein könnte, als sie ist. So etwas von Verlogenheit, von falschem Amtscharakter, von gänzlich verkannter Standesehre war noch nicht da. Nehmt euch ein Beispiel an diesem Oesterreicher hier! eure heute klägliche Stellung vor den Gerichten wäre eine andre, eine ganz andre.

Wie kann sie aber anders werden, wenn sich manche Anwälte — wieviele! wieviele! — bei den Richtern mit den übelsten Mitteln anmeiern, für ihren Mandanten, gewiß, aber doch ist es kein schönes Schauspiel. Herr Kantorowicz aus Berlin verteidigt einen ehemaligen Kassierer des Verbandes für Freidenkertum, der 24 000 Mark Verbandsgelder unterschlagen hat. Und führt als Entschuldigungsgrund an, „daß, wenn die von dem Angeklagten rechtswidrig entnommenen Beträge solchen Bestrebungen nicht zugute gekommen sind, dies nicht zum Schaden wahrhafter Kulturgüter geschehen sein kann." Wonach also künftighin Unterschlagungen bei der staatlichen Lotterie straflos sein dürften. Aber wie muß so ein Anwalt die Richter einschätzen, wenn er ein solches Argument auch nur vorzubringen wagt!

Es gibt Ausnahmen. Ein Arzt und ein Anwalt — Franz Alexander und Hugo Staub — haben (im Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien) eine Keule gegen die Richter geschwungen, die nur deshalb nicht tödlich trifft, weil man Gummigötzen verbrennen muß. Das Buch heißt „Der Verbrecher und seine Richter" — und als ich es gelesen hatte, kam mir die ganze Schande, die in dem neuen Strafgesetzbuch und in seiner Entstehung steckt, noch einmal voll zum Bewußtsein.

Ob jede dieser Theorien richtig ist oder nicht, ist nicht von Belang. Von Belang allein ist dieses:

Das neue Strafgesetzbuch ist überhaupt nichts. Es ist eine lächerliche Ansammlung von Polizeiverordnungen, sinnlos erwürfelten Strafmaßen und — wie hier klar nachgewiesen ist — aufgebaut auf Tatbeständen, die es nicht gibt. Alles, ohne Ausnahme alles, was in diesem Strafgesetzbuch über „Vorsatz", „Fahrlässigkeit" und dergleichen zu lesen ist, existiert nicht; es sind Sumpfblasen, falsche Laien-Vorstellungen über die menschliche Seele, schlecht verhüllte politische Absichten. Wenn man weiß, wie so ein Entwurf zustande kommt; welch kleiner Kreis überhaupt daran hat mitarbeiten dürfen — wenn man ferner weiß, aus welchem geistigen Milieu sich dieser Kreis zusammensetzt, Leute, unter denen der alte Kahl noch wie ein Mauerwerk aus alter Zeit aufragt, und drum herum fast nichts als Schlingpflanzen ... dann hat man einen Begriff, was unsern Kindern und Kindeskindern als Recht über die Köpfe gehängt wird.

Es sind aber nicht nur die Untersuchungen über die Verbrechertypen, die in diesem Buch zu höchster Bewunderung hinreißen —: es ist vor allem eine Fundamentalwahrheit, der ich hier tausendmal Ausdruck gegeben habe, ohne sie jemals so exakt zu formulieren, wie diese beiden das tun.

„Der Kriminelle setzt seine natürlichen, unangepaßten Triebe, eben wie das Kind es möchte, wenn es nur könnte, in Handlungen um. Für die verdrängte, also unbewußte Kriminalität des Normalmenschen bleiben dagegen nur einige sozial harmlose Ventile, wie das Traum- und Phantasieleben, das neurotische Symptom und dann einige Übergangsformen bereits weniger harmloser Befriedigungsmöglichkeiten wie Duell, Boxsport, Gladiatoren- und Stierkämpfe bis zu dem freien Ausleben verdrängter Kriminalität im Kriege." Und nun hör gut zu, deutscher Richter:

„Kein besserer Beweis für die allgemeine Kriminalität könnte erbracht werden als das gewagte Experiment, der spanischen Nation ihre Stierkämpfe, den Amerikanern ihren Box- und Rugbysport, dem alten Europa seine Soldatenspiele oder der Welt die Strafjustiz zu nehmen."

Da ist es.

Es ist ja nicht wahr, daß sich diese Richter und Staatsanwälte „in den Dienst des Staates" stellen, so Arbeit und Leben der Allgemeinheit aufopfernd; es ist ebensowenig wahr, daß sie bewußte und reine Formen des Sadisten darstellen — sie wissen nicht, was sie tun. Aber sie tun. Wer einmal gesehen hat, wie die Spannung zwischen Vorsitzendem und Angeklagtem fast körperlich fühlbar wächst, wenn der auf der Anklagebank ein Mann bleibt, sich nicht beugt, das Gericht nicht provoziert, aber auch nicht anerkennt — der weiß genug. Der tiefe Trieb, mit dem verhaßten Neben-Ich zu spielen wie die Katze mit der Maus, es die Macht fühlen zu lassen, die herrliche, steigernde und nach Blut schmeckende Macht — die eine Seite der Selbstbehauptung heißt Coitus, die andre Quälen. „Dem Richter", steht dann im Nekrolog, „verschaffte seine Arbeit volle Befriedigung", und das ist viel wahrer, als der Schreiber ahnt. Was die da treiben, was sie auf allen Kasernenhöfen treiben, ist verdrängte,

sublimierte, sozial unschädlich gemachte, ja sogar hier und da nützlich gemachte Kriminalität.

Das Buch „Der Verbrecher und seine Richter" verdient, von allen gelesen zu werden, denen neben der Rechtsprechung das Recht am Herzen liegt.

Diese staatlich approbierte Kriminalität kommt rein zum Ausdruck in dem Buch Max Hölzens „Vom Weißen Kreuz zur Roten Fahne" (im verdienstvollen Malik-Verlag zu Berlin erschienen). Ein Zeitdokument ersten Ranges.

Das Buch ist anständig geschrieben, worauf es gar nicht ankommt; eine demokratische Zeitung gab dem „Stil" Hölzens eine Note zwischen kaum genügend und schon mangelhaft, und es ist ja sicher, daß Furtwängler besser dirigiert als Hölz schreibt —„es geht eben nichts über die gedieschene Kultur in einem guten jüdischen Bürscherhaus —". Wir aber wollen etwas von der Zeit erfahren, in der wir leben, vor allem: von dem Land, in dem wir leben. Und das sagt uns Hölz.

Dem kriegsgetrauten Husaren mit Braut (auf der Rückseite des Bildes die taktisch geschickte Reproduktion einer Seite aus seinem Militärpaß) sieht man nicht an, daß dieser brave Soldat einmal die preußische Justiz durcheinander bringen würde. Seine revolutionären Taten wird er heute wahrscheinlich selber unter einem andern Lichte sehen; diese aufflackernden Aufstände konnten keine Revolution sein, weil die geistigen Vorbedingungen fehlten, die wirtschaftlichen waren fast überall vorhanden, doch die genügen eben nicht. Was Hölz aber da gemacht hat, war tapfer und anständig, mehr: es kam aus dem Herzen. An keiner Stelle hat man das Gefühl wie etwa bei der Lektüre von Generalsmemoiren: „Und du —?" Der Mann hat im Bürgerkrieg sein Leben riskiert.

Mehr noch nachher. Ich halte seine Verteidigungsrede vor Gericht, die keine gewesen ist, sondern eine der schärfsten Anklagen gegen diesen Staat und seine Justiz, für ein Meisterstück an Mut, an Charakter, an Temperament, an Mannhaftigkeit. Hölz hat um seinen Kopf gespielt: er konnte ja nicht wissen, ob sie ihn nicht hopp nehmen würden — er hat sie ausgelacht. Der Vorsitzende, der damals seinen Kopf verlor und in einem murksigen Wutanfall kläglich vor Hölz zusammenbrach — der hat den Prozeß verloren, seine Klasse hat ihn verloren. Hölz hat ihn gewonnen.

Er hat es bitter gebüßt. Ich werde auf die Einzelheiten dieses Buches noch einmal zurückkommen — so leicht wollen wir es dem Strafvollzug nicht machen. Was da dem Staat mit Peitschenhieben ins Gesicht geschrieben wird, ist nicht mit der Ankündigung von „Reformen für einen humanen Strafvollzug" gutzumachen; hier muß noch etwas andres geschehen. Ich habe mich geschämt, ein Deutscher zu sein, als ich das gelesen habe —: wie! ein paar Meilen vom Parlament, von der Wilhelmstraße, von den Premieren der feinen Leute, die vor Kultur bald zerplatzen, darf sich das abspielen!? Das? Eine solche klare sadistische Quälerei von Wehrlosen durch das unterkietigste Gesindel der Welt? Und schuld sind nicht etwa nur diese kleinen, schlechtbezahlten Wachtmeister mit dem gestörten Triebleben; schuld sind in weit größerem Ausmaß die „Kontrollorgane", die Direktoren, die Geistlichen und vor allem: die Ärzte. Wo sind eure Standeskammern? Wo eure Standesehre? Wo euer feierliches Getue, das ihr vor Kurpfuschern, also vor der Konkurrenz, aufführt — hier, hier solltet ihr euch die Kollegen langen und sie verhören und ausfragen und konfrontieren und aus euerm Stande ausstoßen, den sie beflecken! Die Martern, die man Max Hölz zugefügt hat, die man seinen gefangenen Kameraden zugefügt hat und noch heute zufügt — sie schreien zum Himmel. Und daß Max Hölz diesen Schreiern seinen Mund geliehen hat —: das ist sein großes Verdienst. Welche Rolle spielt er heute in der Partei? Ich glaube: er stört.

Es ist übrigens nicht unsre Aufgabe, zu prüfen, ob Max Hölz ein „großer Mann" ist — darauf kommt es gar nicht an. Er ist es nicht, und er will es gar nicht sein, und das ist eine traurige Geschichtsbetrachtung, die auf Aktschlüsse aus ist. (Euer Bülow war ja wohl ein großer Mann . . .) Und traurig genug, wenn sich ein Arbeiter seine Bildung stückweis nachts stehlen muß; wenn ihr ihn halb, viertel, ein achtel gebildet herumlaufen laßt. Was Hölz ist, ist er trotz der „Ordnung", in der er lebt, geworden. Seine Leiden aber gehen restlos auf ihr Konto.

*

Nun ist es spät, der Wind saust um das Haus, und obgleich ich nicht schwedisch kann, verstehe ich ihn ganz gut. Immer noch besser als das, was zur Zeit als Lyrik ausgeschrien wird — wer will denn das lesen! Große Generalausnahme, die nicht vom Nachttisch herunterkommt, die da wohnt, in der ich mich abends betrinke, eine ganze Bar voller Lyrik:

„Die Gedichte, Lieder und Chansons des Walter Mehring" (erschienen bei S. Fischer in Berlin). 252 Seiten — mir viel zu dünn.

Ich schwöre, daß ich mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert bin — aber dies sind doch jene Seiten, bei denen es mich eben „hat". Es kann nicht nur die Musik sein, die mir bei vielen Chansons einfällt — jene wundervollen Musiken von Friedrich Hollaender und W. R. Heymann — die haben ja doch noch allerhand andre Lieder komponiert ... die Musik allein kann es nicht sein. Mehring hat in seinen Versen einen völlig neuen Ton in die Literatur eingeführt; das ist an manchen Ecken vom Französischen beeinflußt, aber das erklärt den Ton nicht. Diese Verse sind seltsam irreal, gläsern, manchmal würgt einem eine Papierwendung, die ganz bewußt gesetzt ist, den Hals zu; manchmal reißt der Rhythmus — dieser Dichter kann noch den Herzschlag seiner Leser beeinflussen, wenn er will. Es ist ja immer ein gutes Kriterium, zu sehen, was herausgekommen ist, wenn der andre das gleiche Thema bearbeitet. Hier ist zum Beispiel so ein Fall. Wir haben einmal beide, zu verschiedenen Zeiten und ohne voneinander zu wissen, walzende Tippelkunden singen lassen. Ich machte einen spaßigen Klamauk; Mehring hat Verse, Rhythmen, Assoziationen gefunden, die alles weit übertreffen, was mir je dazu eingefallen wäre.

> Der Weg ist weit — wir haben Zeit

und:

> Hallélujah! Wir Kinder der Chausseen

und:

> Und eh wir unters Joch den Nacken biegen
> Und eh sie uns zu einer Arbeit kriegen:
> Da fressen wir gestoßenen Paprika
> Hallélujah! Hallélujah!

Man sieht schon aus diesem Beispiel: das hat mit Naturalismus nichts zu tun. So spricht kein Tippelkunde — aber es ist, sagen wir mal, die platonische Idee des Tippelkunden . . . Mehring, lach nicht! Wie soll ich den Leuten erklären, wie zauberhaft das alles ist! Laß mich mal blättern.

Im „Ketzerbrevier" herrlich gereimte Lieder, von einem in Deutschland fast nie gesehnen Wortreichtum, und diese Worte fliegen dem nur so zu; dann die Lieder von der großen Stadt — da hat er übrigens etwas Schönes angerichtet. W. M. ist nämlich nicht nachzuahmen, wird aber dauernd kopiert, etwas ganz und gar Grausliches. Es gibt wohl kein modernes Cabaret mehr, das auf sich hält, wo nicht in abgehackten Rhythmen, zer-fetzt, die Stras-se schreit — der mo-der-ne Rhythmus der-Zeit ... na, es ist ganz furchtbar. Aber bei Mehring ist es neu und erstmalig und Ausdruck eines Kunstwillens. In

den „Music-Hall-Balladen" das wie von Grosz gezeichnete „Oberammergau", wohl die blutigste Satire, die je auf den wilden Vulksstamm der Bayern geschrieben worden ist, mit einer falschen Treuherzigkeit, mit der vollen Entlarvung dieses Betriebes . . . das ist eine Pracht. Und in den „Legenden" überirdisch schöne Lieder. Unfaßbar die Technik, wie der Refrain an die Vorstrophe herangeflogen kommt — vom Himmel hoch, da kommt er her . . .

Karin
trägt zwei rote Schuhe,
Karin
träumt von einem Kuß —

und dann die „Schaubude", eine Köstlichkeit, die man auch ohne die Musik Hollaenders tief in sich eingehen läßt. Die „Schafherde" hingegen . . . ja, warum wird das alles nicht gesungen? Warum nicht noch einmal und immer wieder „Die Kälte", ich kenne allerdings niemand, der es so sagen könnte, wie ich es höre; und wer „Charité" sprechen kann, der muß wohl erst noch geboren werden. Ich habe vorher nie gewußt, daß es eine berlinische Trauer gibt. Aber es gibt eine. Warum nicht „Wiegenlied"? Mit diesen spiralförmig angedrehten Versen:

Es liegt eine Leiche im Landwehrkanal,
Fischerin du kleine —,

aber wer kann mit diesen bunt kolorierten Zeilen tragisch wirken? Wer? Paule Graetz hats einmal in „Heimat Berlin" getroffen, dem berlinischsten Gedicht, das mir bekannt ist:

Denn wer nu mal mit Spree jetooft,
Durch alle Länder Weje looft,
Der fährt
immer mal wieder
Mit der Hand übern Alexanderplatz —

Das ist Berlin. Ob die Pariser Chansons Paris sind, kann ich nicht beurteilen. Ich sehe Paris so völlig anders, daß wir in diesem Punkt, wie Karl Valentin sagt, „eine andre Weltanschauung haben" — diese Lieder sind mir nicht eingegangen. Aber die andern, aber die andern: warum führt das keiner auf?

„Sein Se witzig." Weil die Cabarets von dem merkwürdigen Ehrgeiz gepackt sind, aggressiv sein zu wollen, ohne anzustoßen; und weil das Publikum das angeblich nicht will; und vor allem, weil keine Leute da sind, die das sprechen können. Ihr habt das Publikum nicht nur auf diese fatalen Poängten dressiert — ihr habt es auch verdorben. Da kommt irgend so eine bleichgesichtige Nutte heraus und drängt sich, uninteressant wie sie ist, zwischen Text und Hörer; da benutzt Herr Schauspieler Krachke den Text als Sprungbrett, um aufzufallen — er soll gar nicht auffallen, er soll erst einmal verstehen, was er singt, fühlen, was er bringt, begreifen, was da steht . . . keine Ahnung. „An der Stelle werde ich niesen — passen Sie mal auf: das wirkt." Sicher: zum Abführen. Wenn aber Granowski so ein Ding wie die „Jiddische Schweiz" in die Finger kriegte — ist denn das so schwer? Liegt nicht alles klar zu Tage? Ein richtiger Berliner Junge hätte die Vorstrophe zu singen, mit sonen eingebeulten Hut:

Sonntachs mit'm neien Schlipps,
Jehn wa an de Ecke „Jipps"

und

Juhn abend allerseits!
— Draußen schneits!

und dann, aus dem Hintergrund vortobend, drei total irrsinnig gewordene Judenjungens, die den Berliner spottend umgröhlen:

As de Levone
De treifne Melone
Schaint in de jiddische Schweiz!

Und das dreimal, mit allen Varianten, mit einem vokalreich klagenden Chor, und ihr sollt mal sehen —.

Ich verliere mich. Wir haben kaum Ansätze zu einem Cabaret. Mehring steht im Buch — diese große Begabung verbleibt im Buch und auf dem Papier, wo in Deutschland alles steht. Grund genug, diese besten Chansons, die nicht von Kipling sind und nicht von Villon und nicht von Herrn Lax ..., Grund genug, diese Chansons doppelt zu lieben.

Reinhardts Scherflein von Harry Kahn

Immerhin keine Kleinigkeit: im Lauf zweier Wochen die beiden größten Theaterkünstler dieser Tage am Werk zu sehen. Nach Toscanini nun Reinhardt. Nach dem Genie des Ohrs das Genie des Auges. Vollendung dort, Vollendung hier. Aber welch ein Unterschied! Welch ein Unterschied der künstlerischen Gesinnung! Hängt das zusammen mit dem Unterschied zwischen den körperlichen Sinnen, von dem die beiden Meister ausgehen? Ist das Ohr älter als das Auge? War der Klang früher als das Bild? Ist darum die Musik gottnäher, frömmer als die Malerei? Physiologen und Metaphysiker mögen das untereinander ausmachen. Hier ist nur zu sagen: Toscanini ist ein homo religiosus, Reinhardt ein homo artisticus. Toscanini dient der Göttin, Reinhardt tanzt mit ihr. Toscanini geht vom Werk aus, Reinhardt vom Theater. Für Toscanini ist das Theater das notwendige Übel, um dem Werk Ausdruck zu verleihen; nicht um Nagels Breite gibt er dem Theater mehr, nicht um Haares Breite läßt er sich tiefer in die Kulissen locken, als unbedingt für das Leben des Werks unumgänglich ist. Für Reinhardt ist das Werk nur das Substrat, der Anlaß, alle Künste, deren er und die Bühne mächtig ist, aufzubieten; immer wieder läßt er sich fortreißen, weit über die immanenten Grenzen eines Werks hinauszugreifen. In der allzu antithetischen Schärfe des Epigramms ausgedrückt: Toscanini zelebriert ein Kunstwerk, Reinhardt jongliert mit ihm. Das soll beileibe nicht heißen, daß Toscanini von einer falschen Feierlichkeit ist; ebenso wenig, daß Reinhardt mit liebloser Leichtfertigkeit arbeitet. Im Gegenteil: Toscanini wirkt immer viel müheloser, schwerefreier, schwebender. Bei Toscanini hat das Werk immer seine eigene, eingeborene, selbstverständliche Statik; bei Reinhardt balanziert es meist nur grade noch auf Spitze und Knopf. Reinhardt kann sich nie genug tun. Als der Rastelli, der er ist, genügt es ihm nicht, wenn er mit zwei Händen acht Teller tanzen läßt; er muß auch noch mit den Beinen drei Bälle umherwirbeln und auf der Nase einen Stab mit einem vierten equilibrieren.

Was hat er jetzt wieder mit und aus der „Fledermaus" gemacht! Schade, daß Toscanini die Vorstellung nicht gesehen und man ihn nicht in ihr gesehen hat. Er würde wohl die Augen aufgerissen und ... die Ohren zugehalten haben. Wahrscheinlich wäre er schon im ersten Akt davongelaufen. Denn daß ein von einem musikalischen Genie vorgeschriebenes Duett zu einem „Solo e mezzo", daß aus einem Terzett einfach ein Duett gemacht wird, bloß weil der Regisseur auf das Spiel des Eisenstein mehr Wert legt als auf seinen Gesang, deshalb zu

den herrlichen Stimmen der Rajdl, der Kern und der viel weniger herrlichen, aber doch noch zureichenden des Tenors — in meiner Aufführung hieß er Ziegler — den Sprechbariton von Hermann Thimig stellt, das hätte Toscanini gewiß die Wände empor und zur Tür hinaus getrieben. So sehr er vermutlich die technische Genialität bewundert haben würde, mit der solche Stilblasphemie nicht nur bemäntelt, sondern sogar aus der musikalischen Not eine theatralische Tugend gemacht wird. Am eklatantesten tobt sich diese Umstilisierung von Operette mit Dialog auf Lustspiel mit Gesang in der Figur des Orlofsky aus: dieser Mezzosopran in Kniehosen wird — mit Hilfe von Anleihen Karl Rößlers bei seinem eigenen „Feldherrnhügel" — zu einer ebenso dünnblütigen wie dünnstimmigen Kaiserlichen Hoheit in Feldzeugmeister-Uniform, in der niemand nobler zu thaddädeln versteht als Oscar Karlweis. Gefängnisdirektor Falk aber hat überhaupt keine Singstimme mehr, ja nicht einmal einen wiener Laut in der Kehle, da es die stotternde, brabbelnde, nuschelnde unseres heimisch-allzuheimischen Otto Wallburg ist. Daß sein Untergebener sich und seine Heimat, die ja auch die Heimat von Johann Strauß ist, dagegen durchsetzt, ist bloß dem Umstand zu danken, daß dieser Frosch aller Frösche auf den Namen Hans Moser hört. Wie bezeichnend für Reinhardt diese sprachliche Diskrepanz, die die Rechtsangleichung zwischen Deutschland und Oesterreich für den Strafvollzug voraus-, aber dem dritten Akt der „Fledermaus" fast die ganze, im zweiten mit den reichsten und feinsten Mitteln geschaffene wiener Stimmung nimmt. Dieser Mittelakt ist nicht nur zeitlich das Mittelstück der ganzen Aufführung. Er ist ihr Angel- und Höhepunkt, eine Glanz- und Spitzenleistung szenischer Phantasie; ein schäumender, wirbelnder, strahlender Rausch, ein Sommernachtstraum im Dreivierteltakt. Kein reiner unvermischter Champagner, aber eine wundervoll angesetzte, unvergleichlich süffige Bowle aus reifen Früchten, ewig jungem Heurigenmost und immerhin gehörigen Spritzern echten Sekts. Vielleicht hätte ein Glas von dieser köstlichen Mischung doch auch dem Dirigenten des „Falstaff" gemundet ...

Submarine von Anton Kuh

„Submarine", der große Klangfilm. „Nach Dokumenten aus dem Archiv des Marine ..." — aha, Schule: Potemkin. Wirklichkeit nach dem Amtsprotokoll. Im Verleih der ...

Probevorführung: Zweitausend Besucher. Unterweltsmusik; Orchester unter einem Leichentuch; Grammophonsong. Ozeanbläue, Segeltuchweiß, Flugzeugknattern, Baggerlärm — schöne große Bilderbuchwelt! Ein Wrack soll an die Höhe. Taucher klettern hinab. Die Mannschaft, unfertig in der technischen Entwicklung des Schreiens, macht: Raa-raa ... (Das Grammophon kupiert die Schluß-Silben „bar-ber".) Wellengeglucksе verschlingt die Stimmen.

Soweit: Dokument.

Manuskript: zwei Freunde, mariners, tollen herum. Bill und Bob. Einer häßlich, einer schön, frei nach „Rivalen" (Schmunzel-Er-

kenntnis Amerikas: Du bist auch ohne Kalodontzähne der Liebe wert.) Stellen einander das Bein, klopfen sich den Rücken, latschen armunterschlungen ins Objektiv. Bill Orestes und Bob Pylades. Blank wie die Gesichter sind die Monturen. Schneeweiß zum Anbeißen. Kein Schmutzfleck dran. O, was hat die Wirklichkeit für schöne weiße Hosen an! Man möchte sofort auf ein Kriegsschiff gehen.

Bill und Bob, die Seeratten, können nicht ohne die Liebe leben.

Man kommt ans Land, man steht vor Leuchtportalen, das Saxophon ruft, die Orangeade wartet. Tolle Ateliernacht. Beinhüpfen hin und her, die Pauke dröhnt, das Banjo winselt, zwischendurch Separateinstellung: Melancholiker aus Lemberg geigt unverdrossen, Beinpaare kreuzen sich auf seinem Antlitz.

Es lauert der Dämon Weib! Zuckerpuppe du, mit deinem Wuschelkopf, deinen feuchten Wimpern und dem runden Mundloch, das aussieht wie der geschminkte After eines Hühnchens — vor dir neigt sich eine Kultur. You are not cheap, indeed! Man muß dir auf der Untergrund Platz machen, man darf dich auf der Straße nicht ansprechen, man muß dich teuer erkaufen. Kaufen.

Bill und Bob sehen, trinken aus dem gleichen Strohhalm, kaufen. Das Saxophon ihres Herzens dudelt. Tristan mit cash. Sind eben zwei einfache Burschen, aus der Klasse der sogenannten nice fellows — der deutsche Titelbearbeiter übersetzt es urberlinisch mit „Jungs".

Hello, deutsche Jungs, wie gefällt euch die Kriegsmarine?

Incipit tragoedia. Aus zwei Käufen entsteht Nebenbuhlerschaft, Untreue, Entzweiung. Dämon Weib (Urberliner Titel: „Schnucki") macht es sehr einfach: fängt die zwei smarten Kameraden durch Schmollmündchenziehen und das Kosewort „Bubi".

Dokument: das U-Boot, auf dem Bill Dienst tut, wird gerammt. Kolbendrehen, Schraubenkurbeln, Manometeranstieg, Rauch, Explosionsqualm. Luftblasen, die aus dem schief gesenkten Leib des Bootes steigen. Wasserfluten, Trümmer, gesprengte Panzertüren, und wieder Kurbel und Hebel und Kolben. O Technik, Technik, gigantisches Kinderspielzeug der Männer! Grandioses Kino-Aufgebot! Was liegt ihm hier als menschlicher und geistiger Sinn zugrunde? Das gekaufte Schnucki. Mitschülerstreit um Schnuckis Reize. Saxophon-Tremolo und ein bißchen fellowship. Indessen sitzt das Boot 420 Meter tief auf dem Meeresgrund fest. Zwanzig Mann abgeschlossen im Torpedoraum. Der Kapitän läßt sein bekümmertes Auge rund schweifen. Arme Jungs! Das Herz bricht, die Hand hält bei den letzten drei Sauerstoffflaschen Wacht. Die Jungs lagern im Kreis, verschmachten, doch verzweifeln nicht. Karl May, 420 Meter unter dem Meerespiegel. Sie liegen wie die Räuber um ihren Moor. Und die Hosen sind noch immer schneeweiß.

Wahrlich, das Ersticken ist, wenn mans so sieht, ein Schülerausflug. So stramm und kameradschaftsfroh gehts ja angesichts des Todes immer zu — die Kamera war doch dabei? Zum Beispiel: Titanic, nicht wahr? Oder im vorigen Jahr: Santa Margherita. Da hat keiner den andern wie eine Bestie zertreten, keiner sich vor dem andern gerettet, da galt Offizierspflicht „bis zur letzten Sekunde"?

Manuskript: Bob, der Taucher, liest von dem Unglück — aber ha, er wird doch nicht hingehen und seinen ungetreuen Freund retten? Vampy Weib umhalst ihn: Don't do it! Das U-Boot wäre verloren — sähe er da nicht im letzten Augenblick an Schnuckis Schenkel eins von Bills Spezial-Strumpfbändern. Nun aber rasch auf

zur Tat! Motorbootschäumen — Propellerrasen — Ahoj! — maritimes Rharbarber aus tausend Stimmen! — und: hinabgetaucht!

Kinder, Greise, Frauen bestürmen mittlerweile den Beamten der Auskunftsstation: keine Rettung in Sicht? ... Unter ihnen eine mother. Das heißt: eine originalamerikanische Mutter. Amerika liebt Mütter, Mütter sind die billigste, sentimentalste Ausrede für das Nichtvorhandensein von Frauen. U-Boot, Tauchboot, Flugzeugschiff, alle Wunder der Technik über und unter Wasser — aber man hat nicht ein einziges Muttergesicht für die Rolle aufgetrieben. Warum? Weil die Mutter in dieser Filmwelt von Lüge eine Lüge ist.

Die Mutter nicht nur, auch das Kind. Ehe nämlich Bob zur Rettung hinabgestiegen kommt, fällt von den zwanzig Einer als Opfer — der Jüngste, das Mannschaftsbaby. Ein verbrühtes Engelsangesicht. Armes Kind — sogar der Kapitän verbeißt die Tränen. Aber als — Choral der Freude: Raa-raa — das Werk gelungen ist, da stolpern die fellows über den Jungen hinweg, ihr Hurrah blickt sich nicht eine Sekunde nach ihm um.

Wenn der Film schließt, hat Vampy einen Dritten. Bill und Bob aber marschieren latschig, Kalodontfrohsinn im Antlitz, Freunde wie eh und je ins Objektiv. Ich frage mich nur, was die beiden tun werden, wenn sie morgen von neuem Fleischeslust und Einsamkeit anweht? Vielleicht wird das einen zweiten Film geben: The war.

„Submarine" oder: Der Anti-Potemkin.

Denn die unerhörtesten Erfindungen der Neuzeit, Marconi, Aeroplan, Synchronismus, Technik zum Kubus, werden hier aufgeboten — um Wirklichkeiten zu zeigen? nein: um Unwirklichkeiten schmackhafter zu machen. Eine Seite der Courths-Mahler ist wahrer als die ganze Welt, die diesem Riesenbau als menschliches Fundament dient. Die Seelenwelt weißer Hosen als Rückhalt des Kriegsheroismus. Mitschülertum als commonship, Schnucki und Bubi als Heldenpaar. Kurz: die Landschaft von Titanen und die Perspektive eines Säuglings. Lüge alles, und noch die Lüge gelogen.

So marschiert eine neue Errungenschaft. So beginnt eine neue Welt. Kaum geschaffen, kommt sie in des producers Hand. Wird an die Urdummheit geschaltet. Schießt Kanonen auf der Menschheit kindisches Herz ab.

Ein neues Wunder ist übers Meer gekommen — und was bringt es? Die alte Pest.

Der Young-Plan von Morus

Wenn man den Young-Plan liest, erscheint es kaum glaublich, daß seine Verfertiger im wesentlichen doch dieselben Männer sind, die den Dawes-Plan gemacht haben. Der Dawes-Plan war ein nationalökonomisches Meisterwerk. Scharf durchdacht, einheitlich gegossen, glänzend in der Diktion, zwingend in der Begründung. Manche Dinge waren vielleicht überscharf gesehen, von den englischen Theoretikern hatte man die Schrulle des Transfer-Problems übernommen, aus der dann ein deutsches Nationalheiligtum wurde, und darauf einen unnötig komplizierten Mechanismus aufgebaut. Aber das Dawes-Komitee erkannte doch, klarer als die meisten Deutschen zu jener Zeit, die Lage und die Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Wirtschaft, und sein Plan hat schließlich

ohne jeden Knacks fünf Jahre praktisch vorgehalten. Es ist jetzt sehr leicht zu sagen, daß der Dawes-Plan längst zusammengebrochen wäre, wenn wir nicht inzwischen die Auslandsanleihen bekommen hätten. Aber die Auslandsanleihen haben wir nur bekommen, weil wir den Dawes-Plan hatten und weil er sich bewährte; von einem Zusammenbruch waren auch jetzt noch keinerlei Anzeichen sichtbar. Gewiß war er als Provisorium gedacht und enthielt Lücken, die einmal ausgefüllt werden mußten. Aber es liegt kein Anlaß vor, ihm jetzt noch ein paar Steine nachzuwerfen. Der Dawes-Plan war eine Leistung.

Mit ihm verglichen ist der Young-Plan von erstaunlicher Kümmerlichkeit. Man sieht deutlich, wie die siebzehn Wochen ausgefüllt waren, die die Experten darüber gesessen haben. Drei Wochen Deklamationen, zwölf Wochen Streit, zwei Wochen Zusammenarbeit: bei dieser Zeiteinteilung ließ sich Gewichtigeres wohl nicht zustandebringen. Selbst das Haupt- und Kernstück, die internationale Reparationsbank, die das Bureau Parker Gilberts ablösen soll, ist nicht mehr als ein Schattenriß, ein dunkles Etwas, bei dem man noch nicht weiß, was hinter der Leinwand sich verbirgt. Man sollte meinen, daß ein Sachverständigen-Komitee, dem John Pierpont Morgan, der Chef des Bankhauses Baring, der Leiter der belgischen Société générale und der Sozius von Warburg, wenigstens auf diesem Gebiet etwas Fertiges, Überzeugendes, Ungewöhnliches liefern müßte. Aber das Projekt der Bank für internationale Zahlungen, das der Young-Plan enthält, ist nicht viel mehr als ein Aperçu.

Hätten die Politiker gewagt, nach einer viermonatigen Konferenz so etwas vorzulegen, so hätten Fachleute darüber gelächelt und gesagt, es wären ungelegte Eier, Dilettantismen, Phantastereien. Die Sachverständigen aber lassen sich dafür zunächst einmal eine Generalvollmacht geben, daß den Bankiers der Behrenstraße gleich angst und bange wird. Die neue Bank kann alles tun oder gar nichts. Sie kann ein Instrument des Wallstreet-Himmels werden oder eine aufgepumpte Bureaukratenmaschine. Sie kann Europa beherrschen oder hundert Protégés als Pfründe dienen. (Das sowieso.) Möglich, daß daraus einmal etwas Weltbewegendes wird. In seinem jetzigen Zustande ist es ein Gelée, das peinlich nach Leim schmeckt, übergossen mit der Milch der frommen Denkungsart.

Kompakter geraten ist der Abschnitt über die Mobilisierung der Reparationsforderungen. Die Franzosen haben ihren Willen durchgesetzt: die politische Reparationsschuld kann kommerzialisiert werden, wenigstens in Höhe des transfer-ungeschützten Teils der Reparationen. Die Gläubiger können, über die Reparationsbank, soviel Anleihen ausgeben, wie man für 660 Millionen Mark jährlichen Zinsendienstes erhalten kann. 660 Millionen werden wohl für Zins und Amortisation von 10 Milliarden Mark ausreichen. Für mehr, als in absehbarer Zeit auf den internationalen Märkten unterzubringen ist. Auch für den Umtausch der innerfranzösischen Anleihen in deutsche Reparations-Schuldverschreibungen ist ein Hintertürchen offengelassen. Sollten wir also einmal dem Herzen und

dem Portemonnaie der französischen Rentner so nahe gerückt sein, wie es vor dem Kriege die Russen waren, so sind der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt. Deutsche Schuldverschreibungen vor die Front, wird in den nächsten Jahrzehnten die Parole sein. Durch Schulden gesicherter Pazifismus — gar nicht übel.

Aber bei dieser Gelegenheit entdeckt man im Young-Plan eine Bestimmung, die auf den 1001 Pressekonferenzen im Hotel George V. und im Royal Monceau von den deutschen Delegierten seltsamerweise verschwiegen worden ist. Das Deutsche Reich muß nämlich, wie bisher, für die Reparationsleistungen, für die mobilisierbaren und für die nicht mobilisierbaren, nicht nur eine allgemeine Haftung übernehmen, sondern im besondern die Zölle und Verbrauchssteuern verpfänden. Als Pfand dienen auch künftig die typischen Abgaben, die die Massen belasten. Die verpfändeten Einnahmen sollen um 50 Prozent mehr betragen als die Summen, die das Reich jährlich für Reparationen aufzubringen hat. Da aber außer den 660 Millionen, die die Reichsbahn für Reparationszwecke herauswirtschaften muß, der Steuerfiskus der alleinige Träger der Reparationen bleibt, so bedeutete das, daß die Konsumsteuern und Zölle für die nächsten Jahrzehnte im Durchschnitt wenigstens 2,1 Milliarde Mark bringen sollen. Andernfalls müssen, was ohne nationalen Krawall gewiß nicht abginge, noch andere Steuern verpfändet werden. Das Pfand mag nicht übermäßig hoch erscheinen — unsre Steuerkünstler werden ohnedies dafür sorgen, daß Zölle und Konsumsteuern auch in Zukunft nicht zu niedrig werden — aber es ist doch nett, daß die Bankier-Sachverständigen daran gedacht und den Massenkonsum erst mal tüchtig vorbelastet haben.

Aber auch unsre Industrie-Delegierten bringen ein kleines Cadeau und sogar ein brauchbareres nach Hause. Die Reise des Geheimrats Kastl und — bitte um Entschuldigung, Herr Klönne — des Doktor Vögler ist nicht umsonst gewesen. Der Young-Plan, der sonst alle unzarten Einmischungen in innerdeutsche Angelegenheiten vermeidet, empfiehlt ausdrücklich, daß die Reparationsbelastung der Industrie, die gegenwärtig 300 Millionen Mark jährlich beträgt, „beseitigt, und daß bei der Verteilung der steuerlichen Erleichterungen, zu deren Durchführung unser Plan die deutsche Regierung instand setzen wird, die Aufhebung berücksichtigt wird." Zur Begründung dieser ungewöhnlichen Empfehlung erklärt das Young-Komitee, die Sonderbelastung der Industrie unterscheide sich, „abgesehen von den Umständlichkeiten, die sie in der Gesetzgebung mit sich bringt und der Erhebungsart in keiner Weise von der gewöhnlichen Besteuerung."

Wie vergeßlich doch manchmal Experten sein können. Im Dawes-Plan erklärten dieselben Sachverständigen — allerdings waren damals Kastl und Vögler noch nicht dabei — folgendes:

> Das Komitee hat den Eindruck, daß es billig und wünschenswert ist, von der deutschen Industrie als Beitrag zu den Reparationszahlungen eine Summe von mindestens 5 Milliarden Goldmark zu fordern; sie wird durch Schuldverschreibungen dargestellt, die hypothekarisch an erster Stelle stehen und

jährlich 5 v. H. Zinsen und 1 v. H. Tilgungsquote zu tragen haben. Der Betrag dieser Schuldverschreibungen ist niedriger als die Gesamtschuldsumme der Industrieunternehmungen in Deutschland vor dem Kriege. Diese Schulden sind zum größten Teil durch Zahlungen zum Nennwert mit entwerteten Papiergeld abgetragen worden oder so gut wie verschwunden. Überdies haben die Industrieunternehmungen aus dem Verfall der Währung mannigfachen Nutzen gezogen, z. B. durch das späte Hinausschieben der Steuerzahlungen, durch ihnen gewährte Zuschüsse und Vorschüsse von Seiten der deutschen Regierung und die Entwertung des Notgeldes, das sie selbst ausgaben. Andrerseits ist es unstreitig wahr, daß durch die Geldentwertung in vielen Fällen auch Verluste entstanden sind, z. B. durch den Verkauf von Waren zu festgesetzten Preisen und in andrer Weise. Es erübrigt sich für das Komitee, einen Überschlag über die Gesamt-Verluste und -Gewinne zu machen; es genügt, wenn das Komitee seine Überzeugung ausspricht, daß eine der deutschen Industrie auferlegte Hypothekenschuld von 5 Milliarden Goldmark bei gerechter Verteilung, mäßigem Zinsfuß und langer Tilgungsfrist keine schwerere Belastung schafft, als diejenige wäre, welche ohne Geldentwertung bestände.

Gewiß hat die Industrie inzwischen eine 15prozentige Aufwertung ihrer alten Schuldverschreibungen in Kauf nehmen und sich mit einem Inflationsgewinn von 85 Prozent begnügen müssen. Eine Reihe von Industriegesellschaften hat auch neue Schulden gemacht. Aber ist das andern Teilen der Wirtschaft inzwischen anders gegangen? Weshalb präjudiziert man grade zugunsten der Industrie die Lastenverteilung und pfuscht der deutschen Regierung ins Handwerk, nachdem man sie eben erst angeblich von allen ausländischen Kontrollinstanzen befreit hat? Sollte das am Ende deshalb geschehen sein, weil in der deutschen Delegation die Industriellen zwar durch zwei Männer, aber die Arbeiter durch keinen Mann vertreten waren?

Wir werfen diese Fragen nicht etwa auf, weil wir glauben, die Regierung Hermann Müller wird es wagen, der Empfehlung der Sachverständigen zuwider zu handeln. Unser Hinweis hat einen andern Zweck. Seitdem Generaldirektor Vögler aus innerer Überzeugung sich der Auffassung seines Aufsichtsrats-Vorsitzenden Thyssen angeschlossen hat, nimmt man es im Ruhrgebiet dem obersten Geschäftsführer des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Herrn Geheimrat Kastl, sehr übel, daß er nicht aus innerer Überzeugung Herrn Vögler auf seiner Flucht aus Paris begleitet hat. An die Unabhängigkeit eines Sachverständigen wagt natürlich auch die Schwerindustrie nicht zu rühren. Aber sie ist der Meinung, daß Männer, die nicht ihre eigne Auffassung teilen, ungeeignet sind, den Reichsverband der deutschen Industrie zu leiten. Und deshalb fordert sie den Kopf des Herrn Kastl.

Hat dafür Kastl so erfolgreich mitgeholfen, der Industrie eine Sondergratifikation von 300 Millionen Mark im Jahr zu verschaffen und der Schwerindustrie für ihren Teil eine Hypothek von mindestens einer Milliarde Mark abzunehmen? Undank vom Hause Thyssen.

Bemerkungen

Causa finita?

Die Flitterwochen in der Ewigen Stadt scheinen nicht lange zu dauern. Knapp ein Vierteljahr nach Abschluß der Lateranverträge trübt ein recht offenherziger Meinungsaustausch die Harmonie der ersten Umarmungen zwischen Vatikan und Fascio. Ernste Krise? Komödie? Wer weiß es. Jedenfalls ein Symptom. Die Offensive eröffnete natürlich — wie denn anders — Mussolini, der in einer dreistündigen Kammerrede dem Papst im Rahmen einer historischen Exegese einige recht unangenehme Wahrheiten sagte. „Wir haben die weltliche Macht des Papsttums nicht wiederhergestellt!" rief er emphatisch aus, „im Gegenteil, wir haben sie begraben". Souveränität der Kirche? „Im Rahmen des Staates ist die Kirche nicht souverän, sondern seinen Gesetzen im Sinne des Konkordats unterworfen ...

Kirchliche Jugenderziehung? „Ein anderes Regime als das faszistische, das demokratisch-liberale Regime, hätte vielleicht auf das Recht der Jugenderziehung verzichtet, doch der Faszismus nicht. In dieser Hinsicht sind wir intransigent. Unsre Kinder müssen in religiösem Geiste erzogen werden, doch wir müssen diese Erziehung ergänzen, müssen ihnen die Empfindung männlicher Kraft, Macht und Eroberung (conquista) geben ..." Mit dem Hinweis darauf, daß der Faszismus wachsam sei und daß ihm nicht die Versuche gewisser katholischer Kreise entgingen, unwiderruflich verschwundene, politische Parteien wieder zum Leben zu erwecken (lies: die Popolari), schloß Mussolini seine Rede, die alles eher als ein Friedenshymnus war.

Die Antwort der Gegenseite ließ nicht auf sich warten. Der Papst benutzte eine Audienz der Schüler des Jesuitengymnasiums von Mondragone, um in einer Rede zu betonen, daß das Recht der Erziehung in erster Reihe der Kirche und der Familie und erst dann dem Staate zustehe. Auf die Bemerkung, daß die Jugend zur „conquista" erzogen werden müsse, replizierte der Papst in folgenden bemerkenswerten Worten: „Wir werden nicht sagen, daß es für den Staat notwendig oder opportun ist, daß er zur Eroberung erzieht, denn was ein Staat tut, könnten alle Staaten der Welt tun, und wenn alle Staaten der Welt zur Eroberung erzögen, was würde dann geschehen? Auf diese Weise würde man nicht dem allgemeinen Frieden dienen, sondern eher zum allgemeinen Krieg aufmuntern. Ich werde stets intransigent bleiben, wenn es sich darum handelt, eine Seele zu retten ..." Und um keinen Zweifel zu lassen, daß es der Duce sei, den er meine, schloß der Papst mit den Worten, er würde „selbst mit dem Teufel in Person verhandeln" und das Fehlen materieller Mittel, die Intransigenz durchzusetzen, mißfalle ihm nicht, denn Wahrheit und Recht bedürften keiner materiellen Kräfte, um sich durchzusetzen.

Fürwahr, der erquickliche Anfang eines Zusammenlebens, das der einen Partei den universellen Katholizismus als Vorspann für faszistische Expansion und dem Partner eine solide staatliche Basis zur Fortführung der Gegenreformation sichern soll. Das Wort: Qui mange du Pape, en meurt, dürfte auch beim Faszismus seine Wahrheit erweisen. Faszistisierung der Kirche oder Katholisierung des Faszismus: die beiden Conpascizenten haben sich zu sehr ineinander verbissen, als daß ein Drittes möglich wäre. An diesem Gegeneinander der Interessen wird letztlich das Zusammenleben scheitern, mögen im Anfang auch politische Zweckerwägungen diese tieferen Gegensätze vergessen oder in den Hintergrund treten lassen. Der Beginn der Flitterwochen beweist, daß es hier kaum zugehen wird wie bei den Tauben

auf dem Felde, sondern daß diese „restlose Aussöhnung" eher der Liebesnacht zweier Spinnen gleichen wird, bei der bekanntlich der schwächere Partner vom andern vor Liebe aufgefressen wird.

Spectator

Kaysers Stendhal-Buch

Das historische Werk ist Mode geworden. Theater, Film, Roman, Essay beschäftigen sich vorzüglich mit Vergangenem. Und diese Mode gründet sich — wie jede Mode — auf einem Bedürfnis. In Zeiten der Umwertung und der Wirrnis wird die Geschichte plötzlich zum Wegweiser. Man sucht nach Markierungen und Signalen, spürt den Impulsen und Gedanken nach, die einstmals Menschen erfüllt und bewegt haben.

Die Biographien überwuchern die Auslagen der Buchhändler: Erinnerungen und Berichte und die „biographie romanesque", die in Deutschland nie heimisch werden wollte. Auf einmal sind sie da: Berühmte und Bekannte und Vergessene, Disraeli und Cavour, Scharnhorst und Eliza Radziwill, Karl Marx und Lenin, Lassalle und Jack London und — Stendhal. Auch der Sieg der Monographie ist kein Erfolg irgendeiner gerissenen Barnumtrommel. So geartete Wirksamkeit entspringt tieferem Bedürfnis. Die Zeitgenossen haben genug von den faulen Fischen parlamentarischen Geredes, von der gedankenlosen Feigheit des unheldischen Juste-Milieu. Sie wollen Tat und Leistung sehen, und da die Burg- und Ebert-Straßenkämpfe derlei nicht zu bieten haben, steigt der Zeitgenosse, dem die „heroische" Geschichtsauffassung zur Weltanschauung ward, hinab in die Vergangenheit, auf der Suche nach Größe und Leistung, nach heldischem Dasein in einer erbärmlichen Zeit. So stößt er — je nach Gesinnung und Bildung — auf Bismarck oder Marx, auf London oder Stendhal.

Rudolf Kayser, Herausgeber der ‚Neuen Rundschau', ist auf Stendhal gestoßen und hat in konzentriertester Form den Roman dieses Lebens erzählt. Was Kayser von manchem flinken Biographen unterscheidet, sind Materialkenntnis und — die Gestaltung. Ihm kommt es nicht darauf an, die Feuerwerke eignen Geistreichtums abzubrennen und auf dem Drahtseil gewagter Hypothesen zu jonglieren. Kayser hat einen großen Helden des Geistes für sich entdeckt, sein Leben durch mühevolle Forschungsarbeit rekonstruiert, und erzählt uns nun den Ablauf dieses Lebens: Biographie romanesque. Und allmählich webt sich aus Abenteuer und Erkenntnis das dichterische Werk eines der drei genialen Zeitgenossen im nachrevolutionären Frankreich. Neben den bekannten Lebensbildern der Napoleon und Balzac ersteht die Gestalt Stendhals, des großen politischen Dichters, der erfolglos und überlegen seinen Wert und seine Aufgabe kannte. Der kleine Beamte der Politik wird uns geschildert, der alle die großen politischen Machthaber und Würdenträger belächelte — außer Napoleon, den er verehrte, und der unnotierte Schriftsteller, der noch die berühmtesten Kollegen verachtete — außer Balzac, den er liebte und der ihn liebte. Kayser ist die Gestaltung dieses komplizierten Geistes gelungen und damit das Gemälde eines Abschnittes aus Frankreichs Geschichte, dem unsere Zeit verteufelt ähnlich sieht. Vielleicht gelingt es dieser Biographie, den Einfluß Stendhals auf die deutsche Literatur zu steigern: nicht etwa als „Lehrer" einer „literarischen Schule", vielmehr als Vorbild des Charakters und als Wegweiser zu geistiger Gestaltung. Denn hierzulande glaubt man immer noch, daß für den Dichter der Kopf eine Attrappe des Schicksals und nur zulässig sei, wenn er — wie diese — hohl ist.

Gerhart Pohl

Entspannung

Vor kurzem fand in Wien die Erstaufführung der Filme „Im Schatten der Maschinen" und „Hunger in Waldenburg" statt. Die Wirkung auf das Publikum war verdientermaßen groß. Doch da die Veranstaltung in den Händen der sozialdemokratischen Kunststelle lag, konnte sie nicht glatt abgehen. Den sieben Akten dieser zwei Filme folgte sofort eine — amerikanische Groteske „Der fünfte Musketier". Das ging selbst den doch gewiß fügsamen und geduldigen sozialdemokratischen Zuhörern über die Hutschnur. Stürmische „Pfui"-Rufe erzwangen den Abbruch der Vorstellung. Da erklang eine Stimme von der linken Estrade: „Es besteht gar kein Grund zu einer Aufregung. Wir sind ja schließlich in keiner kommunistischen Versammlung! Sie wissen ja gar nicht, was jetzt kommt! Das ist ja eine Parodie! Warum sollen Sie sich denn nicht entspannen?"

Man muß dem Mann recht geben. Warum sollte man sich auch nicht entspannen? Elend gibt es doch so viel auf der Welt, dagegen kann man nichts machen, also erholen wir uns von dem Anblick so vielen Elends. Denn wie es am nächsten Tage in einem Artikel der ‚Arbeiterzeitung' hieß: „Es kann nicht im Sinne einer sozialdemokratischen Veranstaltung liegen, das Publikum niedergedrückt zu entlassen!" Gewiß nicht. Warum auch die Menschen unter dem unmittelbaren Eindruck dieser erschütternden Berichte fortgehen lassen? Wozu in ihnen die revolutionäre Entschlossenheit nähren? Wer andrer Meinung ist, ist ein Kommunist, drum: sitzenbleiben und sich entspannen. Es liegt im Sinne einer sozialdemokratischen Veranstaltung, eine parodistische Verulkung des Rittertums vorzuführen, indem wir bekanntlich im Zeitalter des Cervantes leben und der Sozialismus erst einige Jahrhunderte später aktuell wird.

Robert Floch

Ein Nachruf

Am 19. Februar verstarb im Alter von 81 Jahren der Kesselschmied, Herr Gustav H., der von 1877—1909 und infolge der Inflation von 1923—1924 im Werk tätig war. In der Vollkraft seines Lebens war er Führer der Nietkolonne. Der Verstorbene war sehr sparsam, brachte sich von Hause stets seine Weißbierflaschen mit und konnte auch mit Hilfe seiner Frau ein Haus in Tegel erwerben. Seinen Kollegen und Vorgesetzten war er ein geschätzter Mitarbeiter.

Borsig-Zeitung

Furtwängler denkt an alles!

Dem ersten Satz nimmt Furtwängler die wilde Kampfstimmung, sehr fein bereitet er schon hier das Hymnische des letzten Satzes vor. Alles ist Urgefühl, nirgends ist das Herausarbeiten des Kosmischen vergessen.

B. Z.

Der Hymniker als Reklamechef

Die Gegenwart ist die Wiederkehr eines Barbaren-Einbruches in müde gewordene Zeit, die klagend versinkt. Urewig steigt aus der unrichtig geschmälten Epoche die Macht unerhört starken Seelenschreis voll heißester Sehnsucht auf, wie noch nie. Nur volles Menschentum kann da Helfer sein: Edith Herrnstadt-Oettingen hat das Hirn der Zeit, das Herz der Ewigkeit — die ersehnte Einheit, zu der Deutschland in Wehen getrieben wird, hier ist Frauentum, das Menschentum, welches unsre taumelnden Tage brauchen!

Walter von Molo in einem Prospekt

Bildung

...überall wimmelt es von Bromöldrucken, die in ihrer weitauseinandergerissenen Tonalität ...mit einer Photographie nichts mehr gemein haben.

Photospiegel des B. T.

Wie prügle ich meine Tochter?

Aus „Die Ehe", 4. Jahrgang, Nummer 1.

„Sie stellen ein kleines Sitzmöbel ohne Lehne in die Nähe des Kinderbettes bereit, ziehen sich selbst bis auf die Unterhosen aus, damit Ihre Röcke nicht hinderlich werden, und verstecken in Ihrem Busen eine lange, schmale Klopfbürste. (Wenn das Sitzmöbel ungepolstert ist, legen Sie ein Bettkopfkissen darauf.) Derart ausgerüstet, holen Sie das Kind aus dem Bett, biegen es über das Möbel so, daß das Gesäß des Mädels eine gewisse Spannung erfährt. Dann stellen Sie sich mit gespreizten Beinen rittlings über das Kind, pressen dessen Oberkörper mit Ihren Beinen zusammen und sitzen sachte auf des Kindes Rücken, damit es Ihnen nicht entschlüpfen noch sich umdrehen kann. Sind Sie soweit, dann heben Sie mit Ihrer linken Hand das Nachthemd hoch, während Ihre rechte Hand die Bürste aus Ihrem Busen holt und beginnen sofort mit der Abstrafung mittels der Holzseite der Bürste, welche Sie beim Stiel festhalten, und holen tüchtig aus. Dieser Vorgang muß schnell vor sich gehen; denn Sie müssen das erste Mal das Kind überraschen! Die Schläge versetzen Sie in ununterbrochener Folge abwechselnd auf beide Sitzbacken, und zwar mit gleicher Heftigkeit, wie wenn Sie ein Polstermöbel auszuklopfen hätten. Sie züchtigen das Kind so lange, bis es vor Schmerzen schreit und Reue zeigt. Ist das erreicht, so bringen Sie das schluchzende Kind wieder zu Bette, decken es zu und geben ihm den gewohnten Gute-Nacht-Gruß oder -Kuß, ohne aber ein weiteres Wort zu verlieren...

Schlagen dürfen Sie nicht mit der Schnalle, der Riemen oder die Rute schadet dem Körper nicht. Sind Sie überzeugt, daß das Töchterchen im Bett liegt, gehen Sie ruhig in das Zimmer (keine Wut zeigen), reißen im Nu alles, was sie als Decke nimmt, weg, gegen den Kopf, daß sie sich erst weniger wehren kann. Mit der linken Hand oben gut festhalten, rechts ergreifen Sie sofort Rute oder Riemen, schlagen kräftig auf das Gesäß, aber nicht nur zwei bis drei Streiche, sondern bis sie bittet, und dann nochmals einige gesalzene. Wehrt sie sich mit den Beinen, dann noch einige saftige darauf, bis sie nachgibt, und dann wieder aufs Gesäß. Alles saftig, sonst werden Sie nicht Meister, Sie müssen ihr das erste Mal gründlich Respekt beibringen, andernfalls sind Sie für dauernd verloren.

Als zweites: Stehend. Fallen Sie ihr energisch über die Schultern, mit einem Ruck ziehen Sie den Oberkörper vorwärts gegen sich, daß sie zu Boden fällt.

Trachten Sie darauf, daß Sie ihr während des Falles möglichst Röcke und Hemd über den Kopf ziehen können, knien oder stehen darauf, sie ist dann in den Kleidern oben unbeweglich, dann so eine richtige Salve kräftiger Schläge mit Riemen oder Rute auf das nackte Gesäß, bis sie recht weich wird, und künftig in dieser Beziehung Angst vor Ihnen hat."

Antworten

Polizeipräsident von Berlin. Recht so, Herr Zörgiebel. Wer A sagt, muß auch B sagen. Pardon: ich bin etwas zurück in Ihrem Brachialphabet. Sie haben ja jetzt schon C gesagt. Wenn Ihre Kunstzensur am Schiffbauerdamm A und Ihre Schießdiktatur am Wedding B war, so sind Sie in der Philharmonie jetzt zur Synthese C gelangt: Kunstzensur mit dem Gummiknüppel. Es soll der Sänger mit dem Schupo gehn. Ich nehme an, Sie haben die Absicht, nunmehr auch in den Theatern in entsprechender Weise für Zucht und Sitte zu sorgen. Wie wäre es mit einer obligatorischen Beschriftung des eisernen Vorhangs: Wer weiterklatscht, wird erschossen?

Ernst Toller. Sie schreiben: „,Als Rotarmist vor München' nennt der frühere Leutnant Erich Wollenberg eine Broschüre, die den Untertitel „Reportage" trägt. Der Verlag preist sie in verschiedensten Zeitschriften mit großer Reklame an. Als Lockmittel dient ihm der fettgedruckte Satz: „Ernst Toller in Dachau". Diese Broschüre ist ein Sammelsurium von historisch falschen Berichten, lächerlichen Behauptungen und dümmsten Verleumdungen, die sich besonders gegen mich richten. Um sie zu widerlegen, müßte ich Seite um Seite, oft Satz um Satz, richtigstellen. Dazu ist meine Zeit mir zu kostbar. Pamphlete wie diese soll man niedriger hängen."

Der Untersuchungsausschuß für die berliner Maivorgänge veranstaltet in dieser Woche zwei Kundgebungen. Am Mittwoch, den 19. Juni, in Ahlers Festsälen, Charlottenburg, Berliner Str. 88, abends 7½ Uhr, und Freitag, den 21. Juni, in Kliems Festsälen, Hasenheide, abends 7½ Uhr. Es finden neue Zeugenvernehmungen statt. Einleitende Ansprache: Rechtsanwalt Dr. Apfel, Professor Alfons Goldschmidt, Stefan Großmann, Carl v. Ossietzky.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Ein besserer Herr von Ignaz Wrobel

„Dies ist Wirklichkeitsdichtung. Und zugleich Tendenz, die Tendenz, die Bronnen selbst einmal in die Worte zusammengefaßt hat: Revolutionäre Umgestaltung unsres Daseins nach rechts, nach Nation, Kampf, Risiko, Ideenherrschaft und Reinheit."

Waschzettel

Da laßt mich mal ran. Dieses Buch will besprochen sein.

Dieses Buch ist: „O. S.", verfaßt von Arnolt Bronnen (erschienen bei Ernst Rowohlt zu Berlin); „O. S." heißt: Oberschlesien. Ausgezeichneter Einband: eine graue Generalstabskarte der Gegend, die Demarkationslinie zwischen Polen und Deutschland blutrot eingezeichnet, der Titel gleichfalls rot, das ist sehr gut gemacht. Die vierhundertzehn Seiten aber sind der Abschied eines Literaten von der Literatur.

*

Vor der Abstimmung in Oberschlesien versuchten beide Teile, die Entscheidung der Alliierten und die Haltung der Entente-Kommissionen mit Waffengewalt zu beeinflussen. In Polen taten das Patrioten und bezahltes Gesindel; in Deutschland waren es Patrioten und bezahltes Gesindel; die Atmosphäre dort unten roch nicht gut. Es spielten sehr gewichtige Interessen der Großindustrie mit, von denen die Freikorps, die mit unerhörter Brutalität eingriffen, nicht viel ahnten — in dem einzig lichten Augenblick seines Buches nennt Bronnen die Anfänge der Schwarzen Reichswehr rechtens ein „Gemisch aus Arbeitslosigkeit und Patriotismus". Der Erfolg dieses Bandenkrieges ist negativ gewesen — die Festsetzung der Grenzlinie, die heute läuft, ist kaum durch ihn beeinflußt worden. Wesentlich ist dann doch die Abstimmung gewesen; von beiden Seiten wurden damals große Fonds in den korrumpierten Volkskörper hineingepumpt wie später in die Ruhr — ich selbst habe die Hände in diesem Bottich gehabt, ich hätte es nicht tun dürfen, und ich bereue, was ich getan habe. Das ist keine pazifistische Propaganda gewesen. Auf beiden Seiten ist gemordet und spioniert worden, verraten und gekauft und verkauft; bestialische Untaten sind verübt worden und ungesühnt geblieben ... und schließlich hat es alles nichts genutzt.

Davon erzählt Bronnen. Kein Zweifel, daß es nicht nur das Recht, sondern beinah die Pflicht des Dichters ist, ein Zeitdichter zu sein — und hier ist sorgfältig zu untersuchen: wird ästhetisch berichtet, gleichmütig, unpolitisch, oder steht der Erzähler auf einer Seite der Linie? Bronnen steht auf einer Seite: nicht auf der polnischen. Auf der deutschen? Nein, er steht nicht auf der deutschen — er steht auf der Seite der Freikorps, und diese Freikorps verfochten zum großen Teil ihre Sache, nicht die der Deutschen, von denen sie nicht beauftragt waren, die sie nicht gefragt hatten ... aus Bayern zogen sie nach Oberschlesien, Landsknechte, die über-

all waren, wo es etwas zu prügeln gab. Hier gab es Krieg, Divisionsstab, Mord, Geld, Krach, ein freies Leben führen wir . . .!

Das kann man bejahen.

Ich spiele dieses Spiel nicht mit, das darin besteht, jedem Schriftsteller der Gegenseite die Begabung abzusprechen. Unsereiner ist ja für die Rechten ein analphabetischer Botokude; wir aber wissen, wie groß Gottes Tiergarten ist — warum soll es nicht einen guten, einen achtbaren, einen prägnant schreibenden nationalen Schriftsteller geben?

Jedoch hat jede heroische Bewegung ihre Affen; der Fascismus hat einen neuen Typus in Europa gezüchtet: den fascistischen Kellner. Bitte sehr, bitte gleich . . . es ist eine Tragik dieser Gruppen, daß dort offenbar unsre alten Hosen aufgetragen werden; da gibt es falsche Hamsuns und nachgemachte Kerrs und Epigonen von Epigonen . . . Die Herren irren. Fascisten —? Ein dreckiges Hemd ist noch kein Schwarzhemd.

Echtheit der Gesinnung riecht man. Der verstorbene Friedrich Lienhard ist echt gewesen. Hans Grimm ist ein durchaus ehrlicher Mann. Die Kreise um den „Vormarsch" sind saubere Männer, mit denen man, trotz der schärfsten Gegnerschaft, jederzeit diskutieren kann. Sie sind auf Bronnen hereingefallen; die Freundschaft wird nicht lange dauern. Bronnen ist nicht echt.

Sage mir, wie du schreibst . . . da gibt es kein Versteckspiel — wir alle sind, mit unsern Stärken und unsern Unarten, in unserm Stil; es ist wie mit dem Gesicht: hier gibt es keine Verstellung. Wie sieht der Stil des Freikorpsbarden aus?

Wenn ihr in den Ecken eurer Bibliothek nachstöbert, wo die alten, ganz alten Reklambändchen stehen, dann werdet ihr sicherlich auch so etwas wie „Militärhumoresken" finden (Theo von Torn . . .), und da fischt euch einmal eine heraus. Ihr werdet sehen, wie der höchst zweifelhafte Humor dieser kindlichen Albernheiten darin besteht, daß gewöhnliche Hergänge bombastisch beschrieben werden. „Fritz, der treue Bursche, ergriff zu diesem Zwecke das keinem Vaterlandsverteidiger fehlende Schwert und ging mit dieser furchterregenden Waffe der Büchse zu Leibe, die der Aufbewahrung jener mit Recht so geschätzten Erbswurst diente . . .", also dumm. Diese Technik geht durch alle Bändchen — sie feiert hier bei Bronnen ihre fröhliche Urständ. Dieses Deutsch ist eine Affenschande.

„Herr von Heydenbreck saß eben, es war halb drei Uhr, im Osten flimmerte schon der bekannte Silberstreif . . ." Diesen Satz kann man sich unmöglich anders als genäselt gesprochen denken — „der bekannte Silberstreif" . . . hähä — sehr jeistreich, hat doch der olle Pachulke, der Stresemann, mal jesacht . . . Prösterchen! Und das ist nun nicht etwa eine Ausnahme; das soll keineswegs dazu dienen, eine Figur zu charakterisieren, sondern Herr Bronnen findet das komisch, und in seinen Kreisen wird es das ja wohl auch sein. Wo es ganz besonders komisch hergeht, schreibt der hochgemute Dichter „Neese" statt „Nase", ohne jeden ersichtlichen Zweck . . . wenn

da die Leute nicht lachen! Bevor ich berlinere, überlege ich es mir dreimal, und zweimal tue ichs nicht.

Es gibt in diesen deutschen Büchern ein Wort, das nie fehlt, weil es so recht zeigt, wie sich die Verfasser einen deutschen Mann vorstellen. Es ist das Wort „kurz". „Herr Pfarrer Ulitzka gab ihm kurz zur Antwort" ... die Fakultäten, die so schöne Preisaufgaben stellen, sollten einmal als Thema geben: „Kurz und Knapp in ihrer Beziehung zum patriotischen Schundroman des zwanzigsten Jahrhunderts." Denn dies ist ein deutsches Ideal: jemand kurz anzufahren; nehmen Sie herrisch, dergleichen hebt immer. Bronnen spricht auch im ruhigen Prosatext genau so, wie seine uniformierten Jungen gesprochen haben — ich will den Putsch-Killinger, der eines der rohesten Bücher der deutschen Sprache geschrieben hat, nicht beleidigen: aber beinah so schön kanns Herr Bronnen auch. Dies ist sein Deutsch: „Nun stand da, allein in einer offnen, relativ behaglichen Wohnung ein einsames Mädchen..." man fühle, wie gewöhnlich, wie aus dem Rinnstein geklaubt dieses ausgespuckte und törichte Fremdwort „relativ" hier ist; man höre so etwas, von einem Überfall auf Geschäftsleute durch die Freikorpsverbrecher: „Die ungeladenen Pistolen auf der schwitzenden Stirn gaben die Koofmichs mit Eifer ihr Geld", und man ermesse daran den Stil.

Die Freikorpsknaben, für die das Buch geschrieben ist, werden diesen Stil loben, es haltend wie Schalom Asch, der „Jiddish" für die schönste Sprache der Welt erklärte. Und als er gefragt wurde, warum: „Man versteht jedes Wort." Bei Bronnen versteht man jedes Wort — wissen Se, es is so natürlich jeschriehm — ehm so, wie man ehm spricht. Zum Wohl.

Bronnen beschuldigt, ohne den Schimmer einer Ahnung, die Reichs-Regierung, nichts für Oberschlesien getan zu haben. Nun bin ich gewiß kein begeisterter Republikaner — aber die Regierung saß damals im Druck einer ungeheuern Zange: sie hatte, was der Verfasser übersieht, einen Krieg verloren, sie hatte ein halbverhungertes Volk im Lande, fremde Soldaten auf der heimischen Erde... „Na, da hätte man eben... man hätte eben... also: einfach feste druff...", so ungefähr geht, unausgesprochen, das politische „Programm" durch die hingesudelten Seiten. Die Roheit, die Dummheit, die Blindheit dieses Autors sind beispiellos.

Er schreibt das Eigenschaftswort „deutsch" allemal groß und „polnisch" allemal klein, auch dann, wenn er die Polen etwas von „den Deutschen Schweinen" sagen läßt — wohl, um anzudeuten, daß, waren die Deutschen einmal Schweine, sie dann eben recht große gewesen sind. Und wenn es ganz groß hergeht, dann schreibt Herr Bronnen alles groß — so am Schluß, wenn Banalitäten über den endgültigen Sieg eines nebulosen Zieles in den Wind geschmettert werden, wo die Fahnen sich bauschend im Winde... wie gehabt. Das Minderwertige wird klein geschrieben? Dann aber wollen wir von arnolt bronnen sprechen, bei dem dieser Deutsche Rechtschreibungssieg nicht nur eine gesuchte Äußerlichkeit ist wie die, alle zusammengesetzten Wörter auseinanderzureißen und die Teile ohne

Bindestrich hinzusetzen: welch ein Bock Mist. Nein, seine nationale Orthographie hat ihre tiefere Bedeutung.

Denn tatsächlich gibt es in diesem Buch keinen anständigen Polen. Es sind kleine, verschmierte, tückische, bezahlte Leute; auf der andern Seite aber ragen die trutzigen Helden rank und hehr und sonst noch was in den falben Morgenhimmel. Wo sind die polnischen Schlageters? Wenn die Polen einen Nationalfehler haben, so ist es ihr übergroßer Nationalismus, der sich aus der Geschichte ihres Staates und aus der hundsgemeinen Behandlung herleiten läßt, die sie jahrhundertelang von den Deutschen zu erdulden gehabt haben — glaubt Bronnen, daß nicht auch ein Pole aus echter Liebe zu seinem Vaterland in diesen oberschlesischen Kampf gegangen ist? Er verschweigt es. Bei ihm sind die Polen, was in den Indianerbüchern „der schurkische Mestize". Er delektiert sich aber an den Gewalttaten, die erzählt werden, in einer beinah peinlichen Weise. Es ist da beim Sturm auf den Annaberg von einem bayerischen Raufbold die Rede, der in polnische sich flüchtende Soldaten hineinschießt, Männer, die genau so viel und so wenig Soldaten sind wie er selber — und das ist mit einem solch viehischen Behagen erzählt, so feige-grinsend ... was dem einen seine Anna, ist dem andern sein Annaberg.

Und man wird das Gefühl nicht los: Warum arbeiten denn alle diese feinen Herren nicht? Es gab nichts zu arbeiten? In Deutschland ist ein Ödland, so groß wie der Freistaat Oldenburg — warum betätigten sie an dem nicht ihre brennend-heiße Vaterlandsliebe? Aber das ist freilich nicht so romantisch, auch verschafft es weitaus weniger Lustgefühle. Für die hat der feinsinnige Verfasser drei Elemente parat, die immer ziehen.

„Eine gute Nachricht", heißt es in einem unsterblichen Wort des Lord Northcliffe, „enthält dreierlei: Blut, Vagina und Nationalflagge". Zur Stelle, sagt Bronnen.

Blut hat er. Es wird gedroschen und geschossen und gemordet, daß es einem nur so warm über den Rücken säuselt.

Nationalflagge hat er auch. Man entsinnt sich jenes famosen ersten Aktschlusses im „Cyrano de Bergerac" — wenn da die Szene zu zerlaufen droht, setzt sich der Zug der Schauspieler in Bewegung, der Hintergrund öffnet sich ... „und vor uns liegt Paris!" Es gibt kein Publikum der Welt, auf das dergleichen nicht wirkte. Bei Bronnen wird, wenn er Pathos braucht, der Hintergrund aufgezogen, und da liegt: Deutschland.

Und nun muß einmal gesagt werden, daß es nur ganz seltene Fälle gibt, wo diese Zusammenfassung der sechzig Millionen überhaupt noch einen Sinn und eine künstlerische Berechtigung hat. Über den Begriff Rasse wollen wir gar nicht erst reden. Da steht zum Beispiel gegen die englische Politik: „Und so ereignete es sich, daß in diesen schweren Stunden des germanischen Stammlandes plötzlich eine Welle teutonischer Solidarität gegen die Kreide Felsen der Insel schlug ..." Was! Diese Promenadenmischung wild gewordener Kaschuben wird uns als Block teutonischer Solidarität geschildert; es ist ja nicht wahr, daß die sechzig Millionen immer ein einziges Ding sind;

gespalten sind sie, durch den Klassenkampf zerrissen, in ihren Anschauungen, ihrem Herkommen, ihrer Abstammung so weit voneinander unterschieden, daß man schon auf das Heimatgefühl, das ganz und gar unpolitisch ist, zurückgreifen muß, um wirklich sagen zu dürfen: Deutschland. Aber wenn es doch einen so schönen Aktschluß ergibt!

„Wir waren da einige Leute", sagt einer der Raufbolde, „verstreut, privat, in läppischer Beschäftigung; und plötzlich überfiel uns dies, Nation, wie eine Krankheit. Wir wurden, rätselhaft und beglückend zugleich, Instrumente der Nation..." Hier ist der Fehlschluß in nuce: Instrumente der Nation? Gegen den Willen dieser Nation, ja ohne ihr Wissen, unter ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit, Instrumente der Nation? Das hat man immer gesagt, wenn „ganz große Schweinereien exerziert" wurden, um im Stil des Buches zu bleiben — denn nichts ist so verantwortungslos wie die staatliche Kollektivität.

Ein Mal, ein einziges Mal, drückt sich der fascistische Pikkolo deutlicher aus, und da ist er zu schlagen. „Die meisten sagen, Vaterland ist Blödsinn. Ich meine, das kann ernsthaft nur jemand glauben, der von seinem eignen, jämmerlichen Leben keine Ahnung hat. Das Leben eines Menschen ist nicht besser, nicht schlechter, nicht tiefer, nicht gescheiter als das Leben eines Hundes, eines Grases. Das Volk kann es besser, schlechter, tiefer, gescheiter machen. Das war in mir, als ich nach Wyssoka ging." Jeder muß sein eignes Leben am besten kennen. Aber hier ist klar und eindeutig gezeigt, wie an die Stelle des alten Religionsbegriffes, der angeblich den Menschen erst über das Tier hinaushebt, dieser Vaterlandsbegriff getreten ist, der mit seinem falschen Mystizismus auch bessere Gehirne vernebelt hat als das des Herrn Bronnen. Ohne Heroismus ist noch keine Sache auf dieser Erde zu gutem Ende geführt worden — aber dann ist mir die Terminologie des Klassenkampfes lieber. Sie ist ehrlicher.

Soweit das Blut und die Nationalflagge. Was das dritte der Northcliffschen Postulate: die Frau anlangt, so werden wir reichlich bedient. Ich muß gestehen, seit langem nichts so Unappetitliches gelesen zu haben wie das Kapitel, das in gar keiner Beziehung zum sonstigen Inhalt steht — man fühlt förmlich, wie sich der Dichter gesagt hat: ja, und nun mußt du den Freikorpslesern doch noch was fürs Herz bieten. Fürs Herz...? so hoch gehen seine Aspirationen gar nicht. Es wird da ein trübes Feuerwerk der Schmutzerei abgebrannt... aber was dieser von allen guten Geistern verlassne Patriotenclown nicht weiß: es gehört Kraft dazu, so etwas zu schreiben. Um eine erotische Situation bis in die medizinischen Einzelheiten zu gestalten, muß man die Stärke etwa von James Joyce besitzen.., was aber Bronnen gemacht hat, ist blanke Pornographie. Wenn dies Literatur ist, dann ist das „Tagebuch der Josefine Mutzenbacher" ganz ausgezeichnete Literatur.

Aber alles das: die Sauerei, der ungeistige Patriotismus, der schlechte Stil könnten mich nicht bewegen, diese Sorte so leidenschaftlich abzulehnen, wie ich es tue. Da ist noch etwas andres.

Bronnen weiß nichts über die deutsche Wirtschaft — gut, mag hingehn. (Drei Sätze von Morus geben uns mehr Aufklärung über Oberschlesien als dieses nationalistische Gerümpel.) Bronnens Material ist mehr als kümmerlich; im Vorwort werden einmal die berüchtigten Cossmannschen Monatshefte angeführt, deren Materialforschung und Dokumentenzusammenstellung bekannt sind, und auch die hat der Verfasser noch „aus dem Gedächtnis" zitiert; so, mit der linken Hand, wer hat denn Zeit, alles zu lesen! Dabei spielt Bronnen „neue Sachlichkeit" — der Innenumschlag des Buches enthält die Generalstabskarte noch einmal, mit allen Zeichenerklärungen ... wir sind ja so nüchtern! und kalt! und wirklichkeitsnah — und haben auch nicht noch nicht die allereinfachste Statistik über dieses sehr verwickelte Oberschlesien gelesen, wo die größten Industrie- und Ackerbarone leben und wo das Elend der Landarbeiter zum Himmel schreit. Mag alles noch hingehen.

Daß Bronnen von der getarnten Reichswehr sagt: „Unter den Augen und Nasen zahlloser Spitzel, neben den Ohren von hundert Entente Kommissionen gelang es, in den schwierigsten und gefährlichsten Zeiten diese Geheimsoldaten wirklich geheim zu halten" und mit keinem Wort auch nur andeutet, daß noch heute Leute in den Kerkern sitzen, weil sie diese Reichswehr ans Licht zerrten, die Geßler wider besseres Wissen abgeleugnet hat — das ist schon schlimmer.

Daß er aber solche Sätze schreibt wie: „... durch soviel Abenteuer gegangen, er hatte unverwundet drei Offensiven und den großen Argonnen Rückzug überstanden, die Revolution hatte ihn auf den Barrikaden vieler großer Städte gesehen, er hatte in München Herrn Toller pensionieren geholfen und in Pest Herrn Kun" — daß in dieser mit einem Syntax-Fehler gezierten Stelle wiederum nichts von den sinnlosen und empörenden Grausamkeiten dieser Ordnungsgardisten und nichts von den Leiden der Revolutionäre ausgesagt ist; daß Arnolt Bronnen sich über die Million Volksgenossen, die keine Arbeit haben, lustig macht: „Krenek konnte Holz und Dachpappe fressen, was sein Magen, durch Arbeitslosen Kost verweichlicht, vorderhand noch ablehnte"; daß Arnolt Bronnen diese Stelle hier (von der als geil und verdorben geschilderten Pornographie-Figur) hinsetzt:

„Ihr Vater hatte ein Album von George Grosz, es war groß, schwer, auch eine gute Waffe. Sie zeigte es dem Franzosen, sie lachten gemeinsam über diese Gesichter der Deutschen Bürger und der Deutschen Huren. ‚Ein schönes Volk, Tinet', sagte sie, ‚und das ist meine Mutter', zeigte sie, Bertin schüttelte den Kopf. ‚Ich habe kein Gefühl für sie', meinte Toinette, ‚für meine Mutter nicht, und nicht für ihr ganzes Volk. Sie sind so, ordinär, dumm, gierig, außer fressen und flicken kennen sie nichts, und das kennen sie nur in der gemeinsten und niedrigsten Weise" — daß er das geschrieben hat:

das darf denn doch wohl eine Perfidie genannt werden.

Bronnen muß wissen, daß diese Bilder aus tiefstem Schmerz geboren sind; daß Grosz, wie wir alle, unter seinem eignen

Volk gelitten hat; daß die Gefahr, solche Bilder könnten derart sinnlos und idiotisch mißbraucht werden, unendlich geringer ist als der moralische Nutzen, den sie gestiftet haben — und Bronnen weiß das. Er hat mit „Vatermord" eine Konjunktur benutzt, wie er das immer getan hat; er weiß, wer George Grosz ist. Er hat bei uns Linken, für die er einmal geschrieben hat, schon lange keinen Erfolg mehr — er rächt sich. Er rächt sich auf die infamste Weise. Er weiß, welche Gegner Grosz hat; er läßt sich von einem Richter wie Siegert in der Erkenntnis dessen beschämen, was da gezeichnet wird — er weiß es.

Aber George Grosz hat aufs Haar genau das dargestellt, was dieser hier geschrieben hat; nur von der andern Seite:

Ein Freiwilliger bei Bronnen hockt allein unter den gefallenen Kameraden, er sieht auf die Leichen von polnischen Gefangenen, die die Deutschen Helden mit dem Maschinengewehr zusammengeschossen haben, weil sie sie nicht mehr mitführen konnten. „Sie waren bewundernswert getroffen, präzis, wie Ochsen im Schlachthaus. Er betrachtete sie gefühllos, ohne Bedauern, ohne Bedacht auf die Gerechtigkeit, die er nicht anerkannte; es war mehr eine Erwägung, ob dies vereinbar mit den Spielregeln war. Aber konnte diese Frage entschieden werden, hier und von ihm?"

Das hat Grosz gezeichnet. Das Blatt heißt: Angelus: der Klotz einer zerhackten Leiche ist an das Isarufer angeschwemmt, davor steht ein Ordnungssoldat, ein sturer, stumpfer Unteroffizier mit einem Bullenkopf, einem gemeinen Nakken, mit versoffnen Augen. Wie ein Tier sieht er auf den Kadaver. Er erkennt die Gerechtigkeit nicht an. In der Ferne verschwimmen die Türme der Frauenkirche . . .

So sind sie gewesen. Schmach ihrem Andenken. Fluch ihren Auftraggebern.

*

Daß aber dieser Friseur, von dem sich Mussolini nicht barbieren ließe, eine falsche Grausamkeit plakatiert, zu der er wahrscheinlich nicht einmal fähig ist; eine Tapferkeit, die sich nur betätigt, wenn die Partie zehn zu eins steht oder der Täter hinter dem Opfer, das zeigt die Verlogenheit dieses Salonfascismus, des Bruders der amerikanischen und der russischen Snobs, kurz, aller jener, die, zu klein und zu faul, sich ein Weltbild zu machen, in die Garderobe gehen, wo die Großen abgelegt haben. Dieser hat ein Hemd erwischt, das ihm vier Nummern zu groß ist: doch oben guckt der Kopf heraus, und vom Rest wollen wir gar nicht reden. Wenn dieses Buch einen der unsern zum Verfasser hätte —: ich schwiege es tot und schämte mich, daß so einer meiner Meinung wäre.

Ernst Rowohlt glaubt an Bronnen, und Verlegertreue ist selten. Er hat ihm die Treue durch alle Konjunkturmißerfolge gehalten: „Reparationen" und „Rheinische Rebellen" und wie dieses Zeug heißt, wo sich einer atemlos an die Zeit anbiedert, die nichts von ihm wissen will. Aber Ernst Rowohlt hat durch seine Publikationen Verpflichtungen; er ist kein politischer Verlag mit einem Dogma, aber er ist ein anständiger Verlag. Dieses Buch ist eine im Tiefsten gesinnungslose

Pfuscherei, und man darf sagen, daß es für alles Grenzen nach unten gibt. Der da hat sie überschritten, ein durchgefallner Linker, als Fascist verkleidet.

Was aber die Buchpropaganda angeht, so ist es üblich, auch die ungünstigen Urteile in sie aufzunehmen, und dafür gibt es ein feststehendes Klischeewort: umstritten. Nun, wenn ein Hundewürstchen auf der Straße umstritten ist, weil es die Hundchen zwar fröhlich beriechen, die Menschen aber dem Ding aus dem Wege gehen —: dann ist dies ein umstrittenes Buch.

Die Demokraten beim Jungdo von Jakob Links

Von der großen Krise, in der sich der Liberalismus auf der ganzen Welt seit 1918 befindet, ist die deutsche Demokratische Partei wohl am schwersten betroffen worden. Die eklatante Wahlniederlage Lloyd Georges droht auch ihr Schicksal zu besiegeln. Wenige hunderttausend Stimmen weniger bei den nächsten Wahlen, und die demokratische Fraktion hört auf, Fraktion zu sein, wird eine der zahllosen Splittergruppen. Heute noch ist die Partei, wie in England, das Zünglein an der Wage. Aber wie lange noch?

Bei dieser verzweifelten Situation ist es verständlich, wenn die Führer mit allen Kräften versuchen, die Lücken etwas aufzufüllen. Wenn sie die größten Fernstecher nehmen und sich nach Hilfstruppen umsehen, die das wankende Banner des Liberalismus, der Arbeitsgemeinschaft, der friedlichen Evolution und ähnlicher vormärzlicher Forderungen wieder graderichten sollen.

Beim eifrigen Umherschauen flog ihnen eine Mücke ins Blickfeld, und o Wunder — durchs Vergrößerungsglas sah sie aus wie ein veritabler Elefant. Als man erstaunt das Glas absetzte, da stand ein Mann mit Windjacke vor ihnen, schlug krachend die benagelten Absätze zusammen und schnarrte: „Jestatt'n, Mahraun!"

Der Windjackenmann zog alsbald eine Erklärung aus der Tasche, in der es hieß, daß der Jungdeutsche Orden nunmehr endgültig aufgehört habe, „national" zu sein, da er einsehe, daß die Flaggenfrage nebensächlich sei, in der Hauptsache käme es darauf an, mit Hilfe von Idealen, Mythos und Rhythmus einen neuen Volksstaat zu gründen, aus diesem Grunde jestatte man sich, den Jungdeutschen Orden dem höchstbietenden Reflektanten auszuhändigen.

Parteiführer Koch-Weser verlor jeden Rest der imponierenden Haltung, die er soeben noch unter dem Beifall aller Fortschrittlichen als Justizminister gezeigt hatte. Hier ist doch eine Chance, sagte er sich händereibend, denn der Jungdeutsche Orden, heißt es, soll ja mehrere hunderttausend Mitglieder und Anhänger besitzen, die geschlossen hinter Mahrauns neuer Politik stehen. Wenn wir die alle auf unsre Seite bekommen, wird die Demokratische Partei endlich wieder einen Aufstieg nehmen. So drückte er den Retter Mahraun, wenn auch noch nicht gleich an sein Herz, so doch immerhin an sein Portefeuille.

Dies geschah im Frühjahr dieses Jahres. Um die gleiche Zeit bildete sich die „Front 1929". Ein famoses Mischmasch des ehrgeizigen Volksparteilers v. Rheinbaben, der mal etwas davon läuten gehört hatte, daß der Jugend die Zukunft gehöre. Auch mit ihm setzte sich Koch sofort an den grünen Tisch. Hier tat er es zwar nicht in eigner Person, sondern schickte den Benjamin der demokratischen Partei, Herrn Lemmer, vor. Am andern Ende des Tisches saß wiederum der Jungdo und lächelte verheißungsvoll.

Im Verfolg dieses Techtelmechtels, bei dem schließlich keiner mehr wußte, wer warb und wer umworben wurde, kam es im Mai zu dem komischen Rundfunkgespräch zwischen Mahraun und Koch. Hier wurden sich die beiden Führer in einer knappen halben Stunde darüber einig, daß sie die gleichen Ziele hätten, vorausgesetzt, daß ihnen einmal einfallen würde, welche Ziele sie eigentlich hätten.

Man hatte allgemein angenommen, daß danach die Fusionsbestrebungen zwischen Jungdo und Demo beendet seien, zumal sich nicht nur bei den Jungdemokraten warnende Stimmen bemerkbar machten. Aber der Jungdo ruhte nicht. Mahraun machte dem Reichsbanner ein Bündnisangebot, das in seinem Entgegenkommen allgemeine Verwunderung erregte, da ja nur wenige wußten, daß die Dinge hinter den Kulissen schon sehr weit gediehen waren. Nämlich so weit, daß nunmehr im Juni in Dortmund eine gemeinsame große Kundgebung zwischen Jungdoführern und Führern der Demopartei stattfinden konnte.

Es hilft nichts, daß die Berichte über diese merkwürdige Tagung in der demokratischen Presse sehr karg ausgefallen sind. Umsomehr hatte das offizielle Organ des Jungdo Grund, spaltenlang zu schreiben, was dort gesprochen wurde. Koch zur Rechten stand der Gewerkschaftler Schneider, ihm zur Linken der Benjamin Lemmer. Natürlich alle drei mit lebhaftem Beifall begrüßt: zum erstenmal seit vielen Jahren fühlte sich der Jungdo von einer richtiggehenden „Partei" ernst genommen . . .

Schneider sprach belanglos, Lemmer ruhig, ohne freilich die Gelegenheit zu benutzen, den Jungdoleuten einmal auseinanderzusetzen, was demokratische Politik sei. Er sprach nur vom Fronterlebnis, und da klatschten die Jungdoleute natürlich hellen Beifall.

Koch jedoch ging mehr aus sich heraus. Er fing nämlich an, sich des langen und breiten über den Pazifismus zu mokieren. Mahraun hatte vorher erklärt, daß der Jungdo nicht bereit sei, einen Pazifismus zu unterstützen, der den natürlichen Verteidigungswillen des Volkes zerstören wolle. Seldte hätte das nicht besser formulieren können, und so beeilte sich denn Koch, dem Herrn Vorredner zu versichern, auch er lehne jeden Pazifismus ab, der etwa unsre kleine Reichswehr noch weiter verkleinern wolle.

So zu lesen in der Jungdo-Zeitung. Der demokratische Zeitungsdienst, der ebenfalls die Rede wiedergibt, überspringt diese etwas merkwürdigen pazifistischen Äußerungen und

meldet lakonisch: Koch habe gesagt, hinter dem Wort Pazifismus verberge sich ein ganz verschiedener Sinn.

Was daraus werden wird, kann man noch nicht sagen. Wohl aber muß man sagen, was ist. Merken die Demokraten nicht, daß sie hier von primitivsten Bauernfängern reingelegt werden, oder wollen sie es nicht merken? Wenn sie sich nur einigermaßen über ihre neuen Freunde informiert hätten, so müßten sie wissen, daß diese aus dem letzten Loch pfeifen. Der Jungdeutsche Orden ist heute erledigt, politisch wie finanziell. Die industriellen Geldgeber haben Herrn Mahraun gegenüber längst die Taschen zugeknöpft, nachdem sie erfahren hatten, daß er kein andres Interesse mehr habe, als auf dem Weg über den Reichstag eines Tages Reichspräsident zu werden. Mit solchen Phantasten gibt sich die Industrie nicht ab. Da ist ihr der Stahlhelm, der sich begnügt, die Republik zu frozzeln und in den Betrieben gelbe Gewerkschaften zu gründen, viel zweckdienlicher. So blieb dem Jungdo schon seit langem nur Herr Rechberg, der hat zwar auch heut noch eine offene Tasche, aber der Inhalt der Tasche ist zu gering.

Seit einem Jahr sucht deshalb der Jungdo, dessen wahrer Leiter ja garnicht die Puppe Mahraun, sondern der gerissene Fuchs Bornemann ist, krampfhaft Anschluß nach rechts oder nach links. Nach rechts ist der Weg etwas beengt, weil man, was man insgeheim schon längst bereut, sich in eine offene Feindschaft zu Hugenberg hineinmanövriert hat. So scheint es im Augenblick lukrativer, nach der andern Seite Anschluß zu suchen.

Soweit wäre alles ganz schön und gut, vom Standpunkt der Demokraten aus gesehen. Die Dinge liegen aber so, daß die Massen des Jungdeutschen Ordens seit ebenfalls rund einem Jahr nicht mehr hinter ihrer Führung stehen. In dem Augenblick, wo sich Mahraun und Bornemann offen mit Koch verbinden, werden sie zwar, was sie gewollt haben, endlich in den nächsten Reichstag einziehen können, die Anhänger des Jungdo aber wandern dann dorthin, wo sie schon längst beheimatet sind, zum Stahlhelm und zu den Deutschnationalen. Auf dem Lande besteht auch heute kein mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbarer Unterschied zwischen Stahlhelm und Jungdomannschaften. Sie üben zusammen, sie helfen sich gegenseitig bei den Wahlen, sie unterstützen dieselben nationalen Gemeindekandidaten.

Mahraun und Bornemann kennen ihre Lage sehr genau. Sie wissen, daß der Orden nicht mehr zu halten ist, und daß sie sich nur retten können, wenn sie im Schoß irgendeiner politischen Partei ihr tatendurstiges Haupt für eine Weile bergen können.

So wurde der Köder ausgeworfen, der Köder hieß „Anti-Hugenberg" und „Volksnationale Aktion". Und kaum verschwand er im politischen Teich, so bissen hoffnungsvoll die abgemagerten demokratischen Fische an.

Die Frage ist nur: wie wird sich Feldmarschall Hörsing zum Generalissimus Mahraun stellen? Wird Koch auch diese Schwierigkeit lösen?

Zum Konkordat von Lothar Engelbert Schücking

Wir Pazifisten freuen uns über jeden Reichswehrmajor, der Kaisers Geburtstag feiert und die Republik verhöhnt. Wir wünschen, daß die Feinde der Republik möglichst in Uniform gehen und mit dem Stahlhelm Feste feiern, denn kein Feind ist so gefährlich wie der heimliche Feind. Mit dem uniformierten Feinde, der Farbe bekennt, können wir fertig werden.

Genau so liegt es für die Freidenker und Dissidenten mit den „Pfaffen". Zwar wollen sie kein Geld vom Staat an die Kirche leiten, und insofern scheint das Konkordat verfehlt. Aber sie wünschen, daß die Geistlichkeit auch wirklich ultramontan sei. Wenn alle Kleriker möglichst in Rom vorgebildet werden oder in abgeschlossenen Priesterseminaren, in die nie wirkliche Wissenschaft hineinkommen darf, wären alle Geistlichen unendlich viel ungefährlicher, als wenn sie wirklich wissenschaftliche Vorlesungen an Deutschlands hohen Schulen gehört haben. Ein neuer Kulturkampf muß doch einmal kommen. Für ihn aber sind die Freidenker und Dissidenten desto stärker, je minderwertiger der Gegner ist, je mehr sein wissenschaftliches Niveau gesenkt ist. Wenn die Kirche sich an die furchtbaren Traditionen der Inquisition hält und immer wieder das Mittelalter aufsucht, die freie Luft der Universitäten fürchtet und meidet, dann ist das für jeden außerhalb der Kirche Stehenden ein Geschenk, dann kann man der katholischen Kirche die Sünden und Verbrechen von Jahrhunderten vorhalten. Kehrt sie in der Priesterbildung zurück zu dem, was man bei der griechisch-katholischen Schwesterkirche die „Popenfabrik" nennt, dann braucht man katholische Weltauffassung und katholische Lehre, katholische Wissenschaft nicht mehr ernst zu nehmen. Wir müssen deshalb Braun und Becker dankbar sein, daß sie der katholischen Kirche behilflich sind, ihr Niveau zu senken durch Freigabe der Seminare, durch Studium in Rom etcetera. Dann wird aus dem Katholizismus in Deutschland das, was aus dem Katholismus längst in Belgien und Frankreich, in Italien und anderswo geworden ist. Dann können unsre Liberalen auch auf der Straße rufen: „A bas la coulotte."

Wenn ich Kultusminister in Preußen wäre, würde ich jetzt darauf dringen, daß als Lehrer an bischöflichen Seminaren nur Personen tätig wären, die an einen Teufel mit langem Schwanz glauben. Voraussetzung für die Anstellung jedes Lehrers an einem bischöflichen Seminar müßte sein, daß er eine Vorlesung über die Topographie der Hölle oder des Fegefeuers hielte. Vom freidenkerischen Standpunkte aus ist eine Verschlechterung der Priesterbildung freudig zu begrüßen. An Stelle des Ministerpräsidenten Braun hätte ich dem Nuntius Pacelli vorgeschlagen, bei katholischen Geistlichen auf das Abiturientenexamen zu verzichten. Wahrscheinlich wäre ihm das gar nicht unangenehm gewesen. Warum sollen die Interessen der denkenden und hochstehenden Katholiken gegen den Willen der Kirche wahrgenommen werden?

Die liberalen Zeitungen jammern, daß die Regierung ihre Rechte für Bischofswahlen zurückgeschnitten und die Ernennung von Domkapitularen aufgegeben hätte. Was sind unserm schwer arbeitenden und gequälten Volke die Domherren und die Kanoniker? Sie sind Glieder der Hierarchie, Beförderungsstellen für den niedern Klerus, Anreiz zu Disziplin und Unterwürfigkeit. Hat das Volk daran irgendwelches Interesse, daß überhaupt so etwas besteht? Leisten diese Herren irgendetwas auf dem Gebiete des Kulturfortschritts? Leisten sie irgendetwas auf dem Gebiete der Völkerverständigung, der internationalen Annäherung der Völker? Jeder organisierte Metallarbeiter tut da mehr für das Deutsche Reich als die Domherren. Früher hatten die Domherren Bedeutung, weil wegen ihres sichtbar lüderlichen Lebenswandels Revolutionen entstanden. Als die Maitressen der Domherren zu Lüttich 1793 zuviel in eleganten Kutschen herumfuhren, verpflanzte sich die französische Revolution zunächst nach Lüttich. In Münster führte man 1535 die Wiedertäuferunruhen auf das prasserische Leben der Domherren zurück. Es ist zuzugeben, diese Zeiten haben längst aufgehört, aber daß die Domherren und Kapitulare ein Kulturfaktor im Leben des deutschen Volkes geworden wären, kann niemand behaupten. Wenn also die Kirche für sie Zentralismus und Unabhängigkeit vom Staate in der Ernennung wünscht, dann kann man ihr gern das Geschenk machen. Die Reform der Diözesenorganisation geht den Staat garnichts an. Natürlich enthält diese Reform eine Stärkung der Kirche, aber diese Stärkung muß man hinnehmen. Die Zeiten, in denen die Kirche äußerlich am stärksten schien und am meisten demonstrierte, waren niemals diejenigen, in denen sie innerlich die größte Kraft hatte und die größte Kultur entfaltete. Wenn man feststellt, wie es in der Kirche innerlich aussieht, wie sorgsam zwischen gläubigen Katholiken und militanten Zentrumspolitikern unterschieden wird, wie Akademiker gepreßt werden, um Zentrumsstreiter zu werden, dann weiß man, wie unterhöhlt der Zentrumsturm in Wirklichkeit ist. Die Senkung des Kulturniveaus der Kirche durch die Verschlechterung der Ausbildung der Geistlichen ist jedenfalls ein Verdienst von Braun und Becker.

Carl Colbert von Bruno Frei

Carl Colbert, der langjährige Herausgeber des wiener „Abend" ist vor Kurzem verstorben.

Der „alte Colbert" ist gestorben. Die Nachricht wird nur wenige Menschen persönlich ergreifen, denn nur wenige hatten Zutritt zu jener weltabgeschiedenen Gelehrtenwohnung im döblinger Cottage, wo Carl Colbert das letzte und aufregendste Jahrzehnt seines sturmbewegten Lebens verbrachte. Wer ihn in der letzten Zeit vor seiner Erkrankung gesehen hatte, auf dem Wege zur Redaktion oder bei seinem täglichen Abendspaziergang im Türkenschanzpark, hat die Vorstellung eines alten Herrn im Gedächtnis, der sich gemütlich

mit ein paar Kindern unterhält oder beglückt von einer neuen Blüte des großen Oleanderstrauches am Kiesweg zum neuen Park, seinen Lebensabend in Harmonie genießt.

Nun: alles war Carl Colbert, nur gemütlich nicht; alle Gaben der Natur besaß er, nur keine Harmonie. Versucht man mit einem Wort möglichst prägnant zu erfassen, was er war, so bleibt man, wenn man die Wahrheit sagen will, bei der Formulierung: Er war ein großer Hasser. Der Nachdruck liegt auf groß. Er war ein großer Mann, dessen Wirken aus der Geschichte Wiens nicht wegzudenken ist, aber diese seine Größe liegt vor allem in seiner Haßfähigkeit und in seiner Haßbereitschaft. Ein großer Hasser ist ebensosehr ein großer Mann wie ein großer Denker oder ein großer Willensmensch. Er haßte und wurde gehaßt.

Wie soll man nun Objekt und Ziel einer so seltenen Begabung schildern? Niemand hat den alten Mann das Wort „Revolution" aussprechen hören, ohne daß ein jugendliches Rot sich auf die eingefallenen Wangen legte, ohne daß ein Blitz aus den müden Augen schoß. Dabei hatte Colbert keine klare Vorstellung auch nur vom ABC der Arbeiterbewegung. Er war ein Gefühlsrevolutionär, ein Romantiker des Kampfes gegen die herrschenden Gewalten. Er kam nie los von der Vorstellungswelt der französischen Revolution, zu deren besten Kennern er gehörte, und man kann sagen, daß ihm die Revolution von 1848 gegenständlicher war als die von 1918.

Um den ungewöhnlichen Weg dieses Mannes vom Bankdirektor über den kaiserlichen Rat zum Leninverehrer zu begreifen, muß man auf die Eigenart des politischen und kulturellen Milieus im kaiserlichen Wien zurückgreifen. Das Wien des höfischen Absolutismus hatte in den Kreisen des gebildeten Bürgertums eine eigne „revolutionäre" Tradition wachgerufen. Die Jugend dieses selbstbewußten Bürgertums in den siebziger Jahren war fortschrittsbeflissen, reformhungrig und unzufrieden. Man verfolgte mit neidischem Blick die demokratischen und reformatorischen Bemühungen im westlichen Ausland, und stellte sie dem zurückgebliebenen Polizeidespotismus des Kaiserstaates gegenüber. In diesem Milieu erwuchs jene demokratische Opposition, die sich gegen die schwarzgelbe Barbarei auflehnte, und da die kaiserliche Polizei sie als revolutionär verfolgte, sich unter allen möglichen Vereins- und Gesellschaftsnamen verbarg.

Zu den Männern, die in dieser Bewegung, die immer nur eine geistige, niemals eine organisiert politische war, aufwuchsen, gehörte Carl Colbert. Er war mit Hainisch in der Gesellschaft der Fabier, mit Ofner und Zenker in der Demokratischen Partei, mit Hock und Speiser bei der „Freien Schule". In hundert Formen regte sich der Wille zur Änderung der mittelalterlichen Zustände des Kaiserstaates, unter hundert verschiedenen Namen die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen. Colbert unterstützte unkritisch und gleichermaßen begeistert jede Neugründung dieser Art. Er war, so scharfgeistig und überkritisch in allen andern Dingen,

vollkommen unkritisch hinsichtlich der Mittel und Wege des Kampfes gegen die herrschenden Gewalten und gegen die gesellschaftlichen Übel. Er haßte diese. Das war alles. Und was sich gegen jene auflehnte und diese bekämpfte, erschien ihm jeder Förderung und jeder Unterstützung wert.

So dilettantisch kam er zum Sozialismus. Ich glaube, daß Colbert sich zum ersten Mal unter dem Eindruck der erschütternden Rede Friedrich Adlers vor dem Ausnahmegericht als Sozialist fühlte. Vor der Tragik dieses Hasses kapitulierte Colbert. Er weinte einen Nachmittag hysterische Tränen — und wurde Sozialist, sofort revolutionärer Sozialist, der sich vom ersten Augenblick an gegen die offizielle Partei stellte. Ja, er stieß, so paradox das klingt, aus Haß gegen den Sozialpatriotismus der Kriegssozialdemokratie überhaupt erst zum Sozialismus.

Das Kriegserlebnis hatte in dem Leben dieses Mannes die entscheidende Wendung gebracht. Seine jüdisch-patrizische Familie hatte ihn zum Bankdirektor gemacht. Seine Mutter besaß ein Los- und Promessengeschäft, aus der später die „Merkurbank" hervorging. Colbert war zum Bankdirektor bestimmt, und er übte diesen Beruf auch aus. Als er sich entschloß, aus dem Geschäft seiner Mutter auszutreten und seinen Beruf als Bankier aufzugeben — es waren damals keine politischen Gründe, die ihn dazu bewogen — da begann er schon seine frühern Berufskollegen zu hassen. Er schrieb in der ‚Wage' beißend scharfe Glossen unter dem Pseudonym „Alpheus", das er auch beibehielt, als er viele Jahre später, es war knapp vor dem Kriege, mit einigen andern die Montagszeitung ‚Der Morgen' gründete. Die allwöchentlich erscheinenden Aufsätze von Alpheus wurden das geistige Brot der unzufriedenen Jugend. Diese Feuilletons, in denen satirische Peitschenhiebe auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände des alten Oesterreich niederknallten, lösten nach Überwindung der anfänglichen Kriegsverwirrung eine politische Bewegung aus. Hier sammelte sich aller Haß gegen die Monarchie, gegen den Krieg und gegen jene Parteien und Männer, die zu feig waren, ihre Stimme zum Protest zu erheben.

Diese Bewegung, man nannte sie in patriotischen Kreisen den Defaitismus, bekam bald ihre eigne Zeitung: Colbert hatte in der Redaktion des ‚Morgen' den Mann kennen gelernt, der später zu seinem Schicksal wurde: den Journalisten Alexander Weisz. Denn ein so guter Schriftsteller Colbert war, ein ebenso schlechter Journalist war er. Er verstand von dem Handwerk gar nichts. Wie eine Zeitungsnummer entsteht, blieb ihm bis zuletzt ein Geheimnis. 1915 trat Colbert aus dem ‚Morgen' aus und gründete den ‚Abend', zu dessen Chefredakteur er Weisz machte. In dem Maße, in dem die weißen Flecken des Zensors sich im ‚Abend' ausdehnten, stieg dessen Popularität. Er war damals keine Zeitung, sondern eine Fanfare. Er hatte nicht Leser hinter sich, sondern eine Bewegung. Colbert griff die Schieber an, die im Kriegsministerium aus- und eingingen und es wurde daraus ein einzigartiger Sen-

sationsprozeß, der bereits deutlich den herannahenden Sturm ankündigte. Dieser Prozeß, der Kranz-Prozeß, dessen Initiator Colbert war, führte mitten im Kriege zur Regierungskrise. Es scheint allerdings, daß Kaiser Karl, um die Volksgunst zu erringen, den Angriffen des ‚Abend' den zum Erfolg nötigen Nachdruck verlieh. Diese Angriffe wurden schließlich den herrschenden Bureaukraten derart lästig, daß sie das unbequeme Blatt auf lange Zeit verboten. Das alte Oesterreich brach zusammen, die Defaitisten feierten Triumphe.

In der Geburtstagsfreude des neuen Republikanismus, als auf der Rampe des Parlaments Sozialdemokraten, Christlichsoziale und Deutschnationale einstimmig die demokratische Republik ausriefen, da stand der alte Colbert beiseite und haßte weiter. Wozu jubeln? Weil die alte Monarchie in Dreck und Blut versunken war? Stehen nicht noch die Banken, die Zwingburgen des Kapitals? Er wußte, daß es dem „big busynessman" nicht darauf ankommt, kaiserliche oder republikanische Geschäfte zu machen — wenn sie nur profitbringend sind. Nach dem Hochzeitstaumel der republikanischen Volksgemeinschaft, im Schreckenswinter des Jahres 1918/19, stand allein der ‚Abend' abseits und „hetzte" weiter.

Das war zum ersten Mal wirklicher Hochverrat, den die Klassengenossen des ehemaligen Bankdirektors niemals verziehen. Also nicht nur Throne sondern auch Bankpräsidentenstühle sollten gestürzt werden? Von da an galt der ‚Abend' für bolschewistisch. Im Winter 1918 erschien eine Abordnung angesehener Bürger bei Colbert, unter ihnen waren fast nahezu alle seine Mitkämpfer aus der Zeit der Vorkriegsopposition und erklärten, daß Colbert und seine Zeitung boykottiert werden würden, wenn jetzt, da alles erreicht sei, das Hetzen nicht eingestellt würde. Die ‚Arbeiterzeitung' spie Gift und Galle und faselte von der „Pyromanie" des alten Colbert, von dem „Kiebitz, dem das Spiel nie zu hoch ist". So wurde Colbert, man kann sagen, gegen seinen Willen, jedenfalls gegen seine immer pazifistisch gebliebene Denkungsart in die revolutionäre Arbeiterbewegung hineingedrängt.

Damals glaubte Colbert, daß von Rußland aus die Welle der sozialistischen Revolution Europa erfassen werde. 1919 geschah es, daß er eines Tages Wien mit der Mitteilung überraschte, der ‚Abend' sei der erste freiwillig sozialisierte Betrieb. Er gründete eine „Arbeitsgemeinschaft" aller Mitarbeiter des Blattes einschließlich des technischen Personals und übergab ihnen die Nutzung des Unternehmens als Eigentum. Freilich diese Gründung war in dem an Widersprüchen und Unbedachtheiten reichen Leben Colberts das Widerspruchsvollste und Unbedachteste. Da der Sozialismus nicht kam, blieb der „sozialisierte" ‚Abend' als Monstrum einer Rechtsform bestehen, deren innere Unwahrhaftigkeit später zum Ausgangspunkt für einen Rattenschwanz von Verlogenheiten und Verlegenheiten wurde.

Die soziale Revolution kam nicht. Colbert kämpfte verbissen und haßerfüllt weiter. Die Schieberzeit bot fast noch

mehr Objekte des Hasses als die Kaiserzeit. Aus dem Kampfe gegen den Kapitalismus wurde eine Wanzenjagd. Merkte der „Alte", der so schlau sein konnte, noch immer nicht, welches Spiel um ihn herum getrieben wurde? Alexander Weisz war der Chefredakteur, war der Antreiber, der jeden Tag ein neues Schlachtopfer fand, das man dem hungrigen Volke darbringen mußte. So wollte es auch Colbert, der weit davon entfernt, ein Marxist zu sein, den Kampf gegen den Kapitalismus als einen persönlichen Kampf auffaßte. Aber Alexander Weisz war ein Erpresser. Seinem Zynismus war aller Kampf gleichgültig — bis auf das Geld, das er eintrug. Uns, und zweifellos auch Colbert, wurde dies erst an einem Januartage des Jahres 1926 bekannt. Der alte Meisterfechter, damals schon krank, ja vom Tode gezeichnet, reckte sich noch einmal auf zu seiner letzten Schlacht. Er bestand sie in Ehren. Ohne Rücksicht, mit kaltem Hasse, vernichtete er den Verräter und rettete noch ein Mal die Ehre seiner Zeitung.

Es war seine letzte Tat. Den Zusammenbruch konnte sie nicht aufhalten. Das eben ist die Tragödie dieses Mannes gewesen, daß er, der niemals Gnade kannte, am Ende seines Lebens auf die Gnade seiner Feinde angewiesen war. Er haßte die sozialdemokratischen Führer, und dennoch mußte er sich ihnen schließlich auf Gnade und Ungnade ausliefern. Die Weiszaffäre hatte das Vertrauen der proletarischen Leser in das Blatt so sehr erschüttert, daß Colbert die Zeitung in einer öffentlichen Kundgebung der sozialdemokratischen Partei, mit der schon Weisz in frühern Jahren ein Wahlabkommen getroffen hatte, anbieten mußte, um das Vertrauen wiederherzustellen. Julius Braunthal als Unterhändler des Parteivorstandes stellte aber unverhüllt die Bedingung, daß der Sohn Carl Colberts, Ernst, ein Bürschchen ohne Format, weder im Geistigen noch im Moralischen, aus dem Blatte ausscheide.

In Colbert siegte der altjüdische Familienvater. Sein Haß gegen die Demütiger seiner Familieninteressen steigerte sich bis zum Paroxysmus. Aber es gab keinen Rückzug mehr, er mußte sich ducken. In den letzten Monaten seines Lebens überwucherte völlig das dynastische Familieninteresse, und um die Zukunft seines Sohnes, dem er das Erbe der Herausgeberschaft noch zu Lebzeiten übertragen hatte, zu sichern, ließ er das Blatt vollends unter die schützenden Fittiche des sozialdemokratischen Parteivorstandes kriechen, der dem ehemals kecken Vogel den Schnabel gründlich verschloß.

Mit Carl Colbert starb ein Mann — einer der letzten dieser Art — der den Mut und die Konsequenz hatte, der Klasse, in die er hineingeboren wurde, den Rücken zu kehren und bis zur revolutionären Arbeiterbewegung zu schreiten. Das ist sein Ruhm. Die Zeit, der er entstammt, ist versunken und die Zeitung, die er hinterließ, hat aufgehört, seinem Werk auch nur ähnlich zu sehen. So ist von allem Kampf eines reichbewegten Lebens nichts übrig geblieben als ein paar gute Aufsätze, die ihrer Zeit den satirischen Spiegel vorhalten. Das ist seine Tragödie.

Männlich oder kriegsblind? von Béla Balázs

Kürzlich hat Kurt Pinthus einen sehr bemerkenswerten Aufsatz veröffentlicht über die heute allgemein propagierte literarische Richtung der „Sachlichkeit", die er als „männlich" bezeichnet. Er meint damit eine gewisse Haltung, die wohl nicht unbedingt an ein Geschlecht oder an ein Alter gebunden ist, die aber einen sehr bestimmten moralischen und ästhetischen Charakter hat.

Wir bejahen und lieben diese Haltung. Und es gibt nichts, dem wir instinktiv so vertrauen würden wie dieser Männlichkeit. Jedoch scheint es, daß wir uns über ihre Merkmale nicht ganz einig sind.

Wenn Kurt Pinthus die „Berichte", die zur Zeit die „Dichtung" verdrängen, begrüßt als notwendige Reaktion auf eine feminin-schwülstige Gefühlsduselei und auf das hysterische Wehgeschrei der expressionistischen Jünglingsliteratur mit der verworrenen Großartigkeit ihres Pubertätsidealismus — dann hat er ganz gewiß recht. In dieser Gegenüberstellung hat diese Sachlichkeit auch scheinbar etwas Männliches. Im Negativen! Darin, daß sie nicht feminin und nicht kindisch ist. Im Positiven hingegen fehlen dieser Literatur, so wie Pinthus sie beschreibt, alle Merkmale der Haltung, die wir so lieben und der wir so vertrauen.

„Ihr Stil", schreibt Pinthus, „ist unpathetisch, unsentimental, schmucklos und knapp". Das ist zu begrüßen. So ist von jeher der gute „klassische" Stil gewesen, Kleist oder Tolstoi haben nicht anders geschrieben. (Nur ließen sie es nicht dabei bewenden.) Aber auch dieser Stil dürfte kaum das ausschlaggebende Merkmal der Männlichkeit sein. Denn die lodernde Farbenglut Shakespeares etwa ist wohl noch kaum jemandem unmännlich vorgekommen.

„Das Gegebene wird hergenommen" — so charakterisiert Pinthus weiter — „die Tatsache ist treibendes Motiv des Kunstwerks... Illusionen werden zerstört... Die Idee tritt kaum noch als bewegendes Element in Kraft."

Und das wäre männlich? Das Gegebene einfach hinzunehmen — und zu kuschen? Männlich, keine eigne Meinung auszusprechen, nicht Stellung zu nehmen? Männlich, keine Absicht, keine Idee, kein Kampfziel zu haben? Gegebene Tatsachen einfach hinzunehmen und zu registrieren?

Nein. Das ist nicht männlich, denn es ist die Literatur einer Resignation. Es ist die Literatur einer seelischen Müdigkeit. Diese Müdigkeit aber ist die innere Kriegsverletzung einer Generation, die damals mit falschen Jünglingsschwärmereien in den Krieg zog und die dort den Glauben an jeden Glauben verloren hat. Es ist die Literatur einer Generation von seelisch Kriegsbeschädigten, die jetzt zu schreiben beginnen. Man kann ihnen das nicht vorwerfen. Aber es ist nicht der geringste Anlaß, ihre Haltung als vorbildlich, ihre „Kunst" als besondern Wert hinzustellen.

„Objektiver Bericht"? — Was ist das? Wenn es nicht Feigheit, Konzession, wenn es nicht Unsicherheit oder Stupidität ist, so ist es Müdigkeit. Eine „gestählte Hoffnungslosigkeit" nennt sie Pinthus (ein ausgezeichnetes Wort). Eine gestählte Schwäche also, Impotenz mit Haltung, eine Attitüde der Männlichkeit ohne den Inhalt des leidenschaftlichen Wollens, der trotzigen Stellungnahme, der Überzeugung und der unerbittlichen ethischen Konsequenz — so doch als eigentliche Merkmale der Männlichkeit gelten.

Ja freilich „Wirklichkeit", nur Wirklichkeit, immer Wirklichkeit! Aber in einem bloß registrierenden Bericht ergeben die Tatsachen keine Wirklichkeit. Über die Tatsachen sich und Andern Gedanken zu machen — da beginnt die Männlichkeit, die wir meinen. Die neutrale Sachlichkeit aber, die sie bloß registriert und dazu „bescheiden" und unpathetisch schweigt — ist eine der traurigsten und gefährlichsten Kriegsschäden. Resignation ist das Zeichen einer untergehenden Klasse.

Und die vielgerühmte, trockene Knappheit dieser sachlichen Literatur — wenn Pinthus ihr mit dieser Beschreibung nicht unrecht tut — in der die „bloße Reportage zur Kunst wird", ist denn diese spezifisch männlich und so begrüßenswert? Niemand hat heute mehr ein Verlangen nach dem blauen Dunst wirklichkeitsloser Altjungfernträumereien. Aber zur Tatsachenwirklichkeit, an die wir uns doch halten wollen, gehört wohl auch der Mensch. Und der Mensch nicht nur als Sache und Nummer, sondern eben als Mensch, mit seinem Empfinden, mit seiner Sehnsucht, mit seiner Phantasie. Und er bleibt wohl das Wichtigste und auch Interessanteste unter den Wirklichkeiten. Um ihn mit all seinen Resonanzen auf die Umwelt zu erfassen und zu gestalten, dazu genügt aber die „Reportage" vom „Greifbaren" nicht. Denn da ist so manches dabei, was nicht greifbar und doch unabwendbar ins Leben eingreifend wirklich ist. Da kommt es eben darauf an, mit welcher Sensibilität, mit welcher sinnfälligen Bildkraft die Atmosphäre der Wirklichkeit eingefangen wird in der Sprache des — Dichters. Denn das ist Dichtung: ein natürliches Organ der Menschheit zur Wahrnehmung der nicht „greifbaren", aber darum nicht weniger existenten Wirklichkeit. Eine Literatur, die dieses Organ nicht besitzt, ist eine Literatur von Krüppeln. Und in diesem Fall, um es gleich zu sagen, eine Literatur von Kriegsblinden! Sie wird vornehmlich von jener Generation propagiert, die in ihrer Jugend durch Krieg und Nachkriegsnot um jede geistige Schulung, um jede Möglichkeit einer geistigen Differenzierung gekommen ist.

Was ist dabei besonders männlich? Feinere Ohren zu haben, tiefer zu sehen, bedeutet noch keine Wehleidigkeit, keine Schwulstigkeit und Sentimentalität. War etwa ein Dichter wie Tschechoff wegen der intimen Zärtlichkeit seiner Beobachtung oder Flaubert wegen seiner monumentalen Konstruktionen oder Joseph Conrad wegen seiner bohrenden Analysen wirklichkeitsfremd? Bloß die Wahrnehmung abgestumpfter Dickfälligkeit wäre Wirklichkeit? Und was hat das mit Männlichkeit zu tun? Die sensible Feinheit des analytischen Nachspürens und

Einfühlens ist, wenn man schon bei solchen Geschlechtskategorien bleiben will, eine eminent männliche Qualität, ebenso wie die haargenaue Sicherheit der Hand, welche die feinen Stahlinstrumente des Operateurs führt, ebenso wie die subtile Distinktionsfähigkeit des scharfen Auges, das durch das Mikroskop blickt.

Gewiß sind dokumentarische Berichte von ungeheurer Wichtigkeit, und das Interesse für sie ist das erfreuliche Zeichen eines befreiten politischen Bewußtseins, das sich nun selber orientieren will. Aber die „bloße Reportage" als einzig berechtigte und zeitgemäße Literatur an Stelle der Dichtung setzen zu wollen, ist Zeichen eines primitiven Banausentums und ist die Parole der Unbegabten.

Nicht von der Literatur selbst ist hier die Rede, sondern von der Literaturpolitik, die getrieben wird. Nicht von den Autoren, sondern von ihrer besonderen Bewertung. Es muß einmal gesprochen werden von der gefährlich amerikanisierten Verrohung des berliner Literatur-(und Theater-)Betriebs, der „weniger den sogenannten Geist als die Tatsachen sprechen läßt".

Daß wir heute „keine Zeit" für innere Differenziertheit haben? Schade! Das ist ein Malheur. Es ist der böseste Fluch, die größte Kulturkatastrophe des modernen kapitalistischen Betriebs. Aber diese Not noch zu bejahen, sie als Errungenschaft, als ästhetisches Ideal hinzustellen, ist... nun, es ist eine vornehmlich berliner Angelegenheit.

Schade, daß Kurt Pinthus die „wirklich proletarischen Romane", wie er sie nennt, nur sehr kurz gestreift hat. Er hätte sonst gewiß gemerkt, daß in diesen ein Leben, das auf die nackte Sachlichkeit reduziert ist, als bittere Not dargestellt wird. Als Not und Hunger der Seele, der weh tut wie der Hunger des Magens. Als stolze Lebensparole wird es dort nicht verkündet. Daß der arbeitende Mensch als Sache unter Sachen ans laufende Band gespannt ist und keine Zeit für innere Kultur hat, dagegen lehnt sich das Proletariat auf. Denn es ist wohl gegen „bürgerliche" Kultur, aber nicht gegen Kultur überhaupt. Und es wird noch soweit kommen, das angesichts des Selbstvernichtungstriebes einer untergehenden Klasse, das Proletariat sich schützend vor die historischen Werte der bürgerlichen Kultur wird stellen müssen.

Amerikanisches Theater von Ossip Dymow

Der Begriff der „Amerikanisierung" ist als Parole durch ganz Amerika geflogen. Und zugleich entstand und schlug Wurzel das Wort vom „hundertprozentigen Amerikaner". Obzwar kein Mensch genau wußte, was es bedeute, wurde unverzüglich die ganze Masse des amerikanischen Volkes in zwei Teile gespalten: „wir" und „sie", die Unsrigen und die Fremden, die „Hundertprozentigen" und die Ausländer. Die Ausländer und die Eingewanderten blieben zumeist der Parole der „Amerikanisierung" gegenüber gleichgültig. Einzelne entfernten sich, der Kern blieb unberührt; Chinesen, Griechen,

Juden, Russen, Magyaren — sie alle lebten weiter in den gleichen Vierteln, unter denselben Lebensbedingungen, die sie aus der fernen Heimat mitgebracht hatten; Sprache, Kleidung, Tradition und Religion, historische Erinnerungen blieben unangetastet.

Bei Hollywood befindet sich eine russische Kolonie, wo russische Emigranten, die ihre Heimat vor vielen Jahrzehnten verlassen haben, grauhaarige, bärtige Greise, die nur dürftig englisch sprechen, bis heute die malerischen Eigentümlichkeiten des russischen Dorflebens aufrechterhalten. Ähnliches sieht man bei den Deutschen, Juden und Chinesen. Jede Nation wahrt hartnäckig ihre Individualität.

Besonders klar und charakteristisch kommt dieser innere Protest der Emigranten gegen die gewaltsame Amerikanisierung beim Theater zum Ausdruck. Während das Theater in andern Ländern zum Objekt von Experimenten wird und den verschiedenen Literaturströmungen der Gegenwart dient, ist das amerikanische Theater fast durchweg ganz realistisch. Für die bunte Völkermasse, die Amerika besiedelt, ist das Theater ein Spiegel der Wirklichkeit, der lieben, teuren Wirklichkeit, die jenseits des Ozeans verblieben ist. Man will die verwandte Lebensart der ‚andern Seite', die tief im Gedächtnis wurzelt, die Mienen, die Sprechweise der Heimat wiedererleben. Wenn das riesige, reiche anglo-amerikanische Theater auf dem Broadway sich hin und wieder stilisierte Aufführungen leistet, so sind die großen Emigrantenmassen diesen Neuerungen gegenüber blind und taub.

New York, das alle Stämme und Völker, bis zu den Götzenanbetern, umfaßt, weist etwa ein Dutzend internationaler Theater auf. Aber im großen Massenstil funktionieren dort nur zwei Theater: das englische und das jüdische. Auf dem Broadway und in den ihm benachbarten Straßen, von der vierunddreißigsten bis zur zweiundsechzigsten, gibt es etwa sechzig Theatergebäude, die für Drama, Schwank, Operette und Komödie gemietet werden. In allen diesen Theatern wird pedantisch gut, sorgfältig, mechanisch, das gleiche Stück in der gleichen streng realistischen Weise aufgeführt. Jede Vorstellung gemahnt in Dekoration, Regie und Spielart an buntkolorierte Ansichtskarten.

Und die Provinz? Die besitzt kein eignes Theater. In Chicago, Philadelphia, Detroit, Pittsburg werden die Stücke, die in New York Erfolg hatten, wiederholt. Die Kunstmaschine arbeitet präzise wie eine Fabrik. Glücklicherweise gibt es in Amerika zwei, drei Theater, die nicht diesem Typus angehören. Zum Beispiel die kultivierte „Theatre Guild", die mit Europas bedeutendsten Bühnen wetteifern kann. Aber dieses Theater, das sich auf eine Armee von vierzigtausend „subscribers" stützt, hat ein sehr wenig amerikanisches Repertoire; es spielt zumeist russische, deutsche, ungarische, französische und tschechische Stücke.

Das jüdische Theater entwickelt sich in Amerika wie in keinem andern Land. In New York allein wird in zehn oder zwölf Theatern in jüdischer Sprache gespielt. Auch hier ist

allgemeiner Stil in Drama, Komödie, Operette der Realismus. Der ausgezeichnete Schauspieler Maurice Schwarz hat im Laufe von zehn Jahren in allen bedeutenden Stücken des europäischen Repertoires gespielt und ist infolge seines Internationalismus beinahe zugrundegegangen. Seine Karriere wurde jedes Mal durch Stücke jüdischer Autoren gerettet. Das deutsche Theater auf Irwing Place erhielt sich schon vor dem Krieg durch realistische Aufführungen. Bei Kriegsausbruch wurde es selbstverständlich geschlossen. Jetzt tragen die deutschen Aufführungen Zufallscharakter. Ein reguläres deutsches Theater gibt es heute in Amerika nicht. Die Deutschen haben Englisch gelernt, aber bis zur Amerikanisierung ist es noch weit. Es gibt auch kein russisches Theater, obwohl viele Schritte dazu unternommen worden sind; einzelne Stücke werden in diesem oder jenem Theater aufgeführt und ziehen viel Publikum an, aber man sieht immer wieder die alten, bekannten, längst gespielten Stücke des realistischen Repertoires. Eine gute Aufführung mit guten Schauspielern ist ein großer Festtag für die russische Kolonie. Von Amerikanisierung kann da nicht die Rede sein. Man sieht Kiew, Odessa, die Wolga ...

In Broadway-Street habe ich in einer unheimlichen Gegend, wo man in der Dunkelheit leicht in ein Messer rennen kann, ein chinesisches Theater gesehen. Die Vorgänge auf der Bühne konnte ich nicht erfassen, aber ich fühlte, daß es hier genau so wie auf den Bühnen von Schanghai oder Peking zuging. Im Parterre war keine Frau zu erblicken; nur Männer, die gedörrte Eicheln knackten. Die Frauen saßen in den Logen. Auf der Bühne neben den Schauspielern spielten sonderbare Musiker auf sonderbaren chinesischen Instrumenten. Ich saß dort zwei Stunden lang, und als ich mich entfernte, wurde mir gesagt, das Stück habe noch nicht begonnen. Das alles war echtes China und mitnichten hundertprozentiges Amerika. Ich besuchte auch ungarische, kleinrussische, finnische, armenische, altjüdische und griechische Theater. Und überall beobachtete ich das Gleiche: einen starken, glühenden Drang nach Heimat und Realismus.

Das Theater in Amerika ist exterritorial wie eine Gesandtschaft.

Aus dem Russischen übertragen von Otto Pick

Neues vom Tage von Klaus Pringsheim

Jazzsänger aus Missverständnis

Erst hält der schwarze Jimmy ein Night-Dreß überm Arm Dann bereitet er für seinen Herrn ein reiches Breakfast Der Herr, ein wenig träumerisch-blasiert, erscheint in einem eleganten Morning-Coat. Aber auch den Frack weiß er zu tragen, „sehr schick in der unauffälligen Eleganz der höchsten Kreise". So ist das Milieu: New York, wo es am berauschendsten ist; und so ist Percy, Held der „Schwarzen Orchidee", Chef der nach dieser benannten Einbrecherbande. Lady Grace hingegen hat die selbstbewußte Unbefangenheit, die edles Blut und alte Kultur verleihen, ein stolzes, unberechenbares Ge-

schöpf. Gleich ihr Entree: „ohne Faxen und Minauderien" tritt sie ein; wir hätten selbstverständlich Minauderien erwartet. Doch erst ihre Villa 50. Avenue Numero 5, welch ein Boudoir — der selige Dorian Gray konnte sich nicht, raffiniert-genießerisch, mit gewählterem Luxus umgeben. Das ist nicht für das profane Auge des Zuschauers, man muß die zwei Seiten im Buch lesen. Nur so in der Ecke hängen „einige Watteaus oder Fragonards, die man nicht genau sieht"; aber auch „ein recht großer Rembrandt" ist vorhanden, ein Blumenstück von Snyders als Supraport, ein ekstatischer Barockheiliger aus altvergoldetem Holz, ein Emplacement von Louis Quinze-Fauteuils, und hier ein Gueridon, dort ein Tabouret, alles vom Feinsten, nur erstklassiges Material, die schönsten weißen Azaleen, alter Seidenbrokat, schwerer Damast, Mâline-Spitzen, Perser- und Buchara-Teppiche, eine Mahagonietagere mit Porzellangruppen Vieux Vienne und Vieux Saxe — K. M. von Levetzow, der vieux chmoque, hat keine Kosten gescheut. Wilde und Wallace in Personalunion: eine mondäne Kriminalkomödie, mit Sensation zum Zerspringen geladen — nicht mehr, nicht weniger hatte er vor. Aber dann hat es knapp zu einem schwachen Operettenlibretto gereicht. Grace war Percys, er war ihr nächtlich-geheimnisvoller coup de foudre, man weiß genug und wüßte alles, wenn nicht schließlich die künstlichen Komplikationen, die das glückliche Ende verzögern, den erwarteten und willig konzedierten Grad hilfloser Ausgefallenheit noch überstiegen.

So spannungslos, unverwickelt, aufreizend unamüsant es in den drei Akten dieser „opera grottesca" hergeht, so über jede Vorstellung armselig und kümmerlich ist die Musik, die Eugen d'Albert, im Zenith seiner Impotenz, aus teuern Erinnerungen und billigen Clichés schludrig zurechtgefingert hat. Der schlimme Komponierer, der den großen Beethovenspieler umgebracht hat und seinen Namen frivol kompromittiert, — er war, immerhin, auf der Höhe der Zeit, wenn auch in ihren Niederungen, als er „Tiefland" schrieb; doch er hält sich auf dem Laufenden, er will, auch heute, sich in die Gunst des Tages setzen, das Neue aus ihm locken, das es birgt, er scharrt die Überreste aus gestorbenen Tagen zusammen, mit ihrem Einsatz muß ers schaffen. „Wahrzeichen der Moderne: Saxophon, holder Ton", singt der Chor — „alles Gute kommt aus Amerika". Alles Gute — auf deutsch: Jazz; Jonny ist von den Toten auferstanden, der Künder der Neuen Welt. Noch einmal kommt sie, unvergeßliche Verse, „übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa durch den Tanz". So bei Krenek. „Mittanzen oder verlöschen", ruft sie, durch Textdichters Mund, dem fünfundsechzigjährigen d'Albert zu; er hat die Einladung mißverstanden.

Die Städtische Oper präsentiert das traurige Stück als berliner Festspiel 1929. Sie hat als Rechtfertigung nur den Percy Hans Fidessers, der als Amateur-Einbrecher und Verbrecher-Kavalier den Vergleich mit Harald Paulsen, als Tenor die Konkurrenz der großen Italiener besteht.

Ereignis, wenn auch nicht durchaus freudiges, des Opernjahres: „Neues vom Tage". Die Zeitungen waren, mit Recht, voll von dieser Oper, die von den Zeitungen voll ist. Dies eben ist ihr Inhalt: der Mensch als Zeitungsinhalt; das Leben der Gesellschaft ein Austausch immer neuer Tagesneuigkeiten, ein tägliches Erzeugen und Verbrauchen großer und kleiner Sensationen. Die journalisierte Welt, die wir die unsre nennen dürfen, deren höchste Ziele, höchste Güter Aktualität und Publizität heißen, wird frech und lustig verhöhnt. Marcellus Schiffer, der von Gott eingesetzt ist, alles Aktuelle aus der Luft, in der es liegt, zu greifen, und in lustig-frecher Drapierung dem öffentlichen Konsum des Tages zuzuführen, spottet seiner selbst, und er weiß, wie. Ihn deckt der ironisch-doppelsinnige Name ihrer Oper, die genau so sein will, wie sie heißt: neu und vom Tage.

Paul Hindemith, im Geistigen wie im Fachtechnischen Führer und Wortführer seiner Generation, ihr stärkster Repräsentant in jedem Sinn, will der Musik — der Musik als Kunst — die überlieferte Feierlichkeit, die Ewigkeitsgeste, die Attitüde der Gehobenheit nehmen. Sie alle wollen es. (Strawinsky war ihr Vorbild.) Aus dem Extrem artistisch-exklusiver Isoliertheit, die eben noch zum guten Ton der Atonalen gehört hat — „atonal": heute will es keiner gewesen sein —, stürzen sie sich herzhaft-entschlossen ins entgegengesetzte; Anschluß an die Realität des Alltags, so lautet die neue Parole. Musik soll Gebrauchssache werden: „Kunst" — ein pathetisches, ein garstiges Wort. Sie treiben ein Handwerk, treiben es für den Tag, in den Tag hinein und aus dem Tag heraus. Vielleicht wird Hindemith dem Hahn, der noch 1930 nach seinem Produkt von 1929 kräht, nicht gram sein; aber er erhebt nicht den Anspruch, von der Mitwelt verworfen und von der Nachwelt gepriesen zu werden. Der Tag, der aus ihm spricht, hat das Wort.

„Neues vom Tage: Furtwängler dirigiert morgen abend: Beethovenfeier, nur Novitäten", heißt es bei Schiffer; er durfte sich, im Monat der Festspiele, auf die Aktualität seiner Sensationsnachricht verlassen. („Furtwängler dirigiert Tristan, berliner Presse steht Kopf", müßte er seither singen lassen.) Aber sie verliert sich (wenn sie nicht wegbleibt) im Geflecht der vokal-instrumentalen Polyphonie. Es geht viel unter vom gesungenen Text; nicht nur um Mussolinis römisches „Heim für arme Numismatiker" ist es schade. Das Wort, nicht nur sein Klang, wird unterdrückt; der Revuedichter kommt nicht auf gegen die höhere Ordnung und strengere Gattung von Kunstfertigkeit, die der Musiker Hindemith — unbekümmert in den Tag verschleudert, doch aus der Ewigkeit der Jahrhunderte bezieht. Der Oper und ihren Ansprüchen möchte er ins Gesicht lachen, Marcellus Schiffer soll das Instrument seines Gelächters sein; aber die Oper hält ihn fest, er ist ihr verfallen, ihren Formen, ihrem Apparat, dem Genius ihres traditionellen Orts. Das ehemalige Hofopertheater — Symbol des Theaters,

das darin gemacht wird — ist auch als Staats-, Landes- oder Stadttheater nicht tagesnäher geworden, es umfängt den Besucher mit seiner Atmosphäre pathetisch-feierlicher Gehobenheit, und jedermann, der es betritt, erwartet sich mit Recht ein Fest. Deutsche Oper für deutsche Opernhäuser — kann nicht aktuelles Kurfürstendammkabarett sein. Im Schutz des eignen, noch unzerstörbaren Hauses läßt Oper sich nicht ad absurdum führen — am allerwenigsten: sich zu Tode parodieren. Mit gutem Grund und zur rechten Zeit hat Kurt Weill den heiligen Hallen seines Mißgeschicks den Rücken gekehrt. Hindemith versucht, das Inkompatible zum Ereignis zu zwingen. Der Versuch, zu halbem Mißlingen verurteilt, bleibt ereignishaft-symptomatisch. Aber, das berlinisch-unfestlichste Opernspiel als berliner Festspieloper — das war ein Witz: auch wenn die Uraufführung in der Republikoper das festspielmäßige Gesamtniveau erreicht, unter dem Klemperer es nicht tut.

Herr Wendriner läßt sich massieren

von Kaspar Hauser

Für Emil Ludwig

— „Na, wie is denn heute mit dem Gewicht —? Hundertfümmwunneunzich, sehn Se mal an — das kommt davon! Wir warn gestern ahmt unten in Dresden, ich hab mich verleiten lassen, 'ne Flasche Sekt ze trinken ... soll man nicht, was? Na, einmal ist keinmal. Ich wers hier im Sanatorium aufholen. Warten Se mal, das Badetuch ... so. Öwwf.

Wissen Sie, man sollte hier vorn sonen kleinen Hahn haben, wo man sich das Fett abzapfen kann, meinen Sie nicht auch? Sonen kleinen silbernen Hahn, und da brauchen Sie gar nicht erst massieren — jeden Morgen kommt einer und dreht einfach den Hahn auf, und das Fett läuft ab. Die Technik ist noch nicht fortgeschritten, verstehn Sie mich? Aua, nich so doll! Das ist doch die Stelle ... Haben die andern Herren schon geturnt? Ich habe heute nich geturnt, mir is ze kalt. Ich war auch zu müde. Generaldirektor Bronzheimer ist noch nich unten, wie? Der ist noch dicker wie ich, was? Komisch, der Mann mit seiner Arbeit — ein sehr beschäftigter Mann, kommt ausm Schlafwagen gar nich raus, da oben am Hals könn Sie ruhig 'n bißchen stärker, das macht nichts. Aehhh — Was Neues in der Zeitung? Ich hab sie noch nich gelesen, ich les sie immer nachher, beim Frühstück. Die in Paris sind noch nich fertig, was? Das ist auch eine Sache ... na, ich sage immer: laßt mich mit der Politik zefrieden — wenn nur die Geschäfte gut gehen; ich meine, es sollen alle verdienen, jeder, was ihm zukommt ... nicha? Puuuuh — Sie sind natürlich organisiert, was? Sozialdemokratisch, wie? Nein? So, ich dachte; Gott, wissen Sie, die Sozialdemokraten sind gar nicht so schlecht, haben auch schon Wasser in ihren Wein gegossen, die Leute sehen ehm, daß man mit dem Kopf ehm nicht durch die Wand ... autsch! Da müssen Sie nich so

drücken ... Mal gleich nachher die Zeitung holen ... wissen Sie, ohne Zeitung bin ich ein halber Mensch. Auch in Berlin, gleich morgens das erste ist die Zeitung. Ahms? Abends auch. Ich lese 'n Börsenkurier, und dann kauf ichs Achtuhrahmblatt, Gott, 's steht immer was drin. Das geb ich dann meiner Frau, und dann hab ich meine Ruhe. Mohjn, Herr Pniower! Na, ma los, los! Ma ran an Speck! Sie solln auch was Gutes ham! Gut geschlafen? Ich habe ganz gut geschlafen, nur um sechs bin ich aufgewacht, da schläft neben mir 'n Ehepaar, aber es war nichts — ich bin dann auch nochmal eingeschlafen ... Jaa, lieber Freund! Massieren is keine Kleinichkeit! Für nichts is nichts! Kneten Sie man ornntlich, Herräm ... der Mann kann das gebrauchen, mit seinem dicken Bauch! Aua! hier bei mir nicht so doll! Pwwww — Ham Sie gelesen, von der Fusionierung? Mit K? Na, ich wer Ihn mah was sagen: Sie wissen doch, wer das Aktienpaket hat, von dem da die Rede ist? Ach, keine Spur. Hagen hat es, was sagen Sie nu? Louis Hagen. Ich hab mich gestern informiert. Hat man mir gestern aus Köln telephoniert. Ich hab da meine Verbindungen — Pniower, Ihr Bauch und dann Rothschilds Geld ... mein Bauch? Na, wenn ich meinen Bauch neben Ihren Bauch halte, den Unterschied möcht ich ... Rumdrehen? gleich — hopps! so. Sagen Sie mal, wer is eigentlich die große Dame mit dem roten Haar? Eine Frau Markgraf, Marbach, Marhahn, so was ... kenn Sie auch nich, was? Hm ... Man soll ja hier strenge Diät leben ... Ja, ich bin beim Chefarzt in Behandlung, natürlich. Ich geh jedes Jahr her. Mir bekommt es großartig — man kann nachher dreimal so viel essen. Und auch so — ich sage immer: Freie Bahn dem Seitensprung! Was sagen Sie? Ach, gar keine Rede. Ja, ich bekomm leichte Diät, strenge Diät hab ich schon gehabt. Ich bekomm jetzt leichte Diät. Haben Sie diesen Gemüseauflauf gestern mittag gegessen? Ich hab das nicht gegessen — Sie, das schmeckt so ... äh. Dabei kochen die Leute sonst gut. Schrecklich, heute is Rohkost — Sie, Rohkost mag ich nicht, Sie auch nicht, was? Donnerwetter, hat das jeklatscht, das schallt ja ornntlich ...! Ja, Massieren ist 'ne Kunst — wissen Sie, ich hatte mal als junger Mensch 'ne Freundin, die massierte son bißchen, nebenbei ... die hat mich immer massiert. Wah ganz nett. Na, reden wir von was anderm. Sahn Se mah — ham Sie gehört, der Direktor Bratsch ist gestorben? Ja, der war doch immer hier, son kleiner Dicker ... war immer mächtich hinter den Weibern her, der ging glaub ich jeden Ahmt nach Dresden runter ... nu is er tot. Soll schrecklich ausgehalten haben, der Mann, Leber oder so — nee, wissen Se, ich sage immer: Son Tod — denn lieber gar keiner! Was? Hier noch'n bißchen. Ja, da. Wieviel Herren massieren Sie nu so am Tag? Sechzehn? Donnerwetter. Strengt sehr an, was? Na ja, is Gewohnheit, alles ist Gewohnheit. Nachmittag auch? Sehn Se mal an. Und die Damen oben, haben die auch Masseure — nein, die haben natürlich Masseusen, selfaständlich, ja. Ach Gott, man gewöhnt sich an alles, wissen Sie, ich meine, es is wie in der Ehe, nachher guckt man gar nich mehr hin, was? Sie! kitzeln Se nich! Da bin ich kitzlich! Ffff — gestern abend wurde

drüben erzählt, da is doch die Frau Doktor Sinsheimer, die hat 'ne — aua! — die hat 'ne Freundin, und die war sehr krank. Wie der Arzt kommt und sie untersucht, sacht er: Ja, also diese Nacht, da is die Krisis. Geht raus, aufn Korridor, der Arzt, und kaum is er raus, kommt das Dienstmädchen ins Zimmer, die muß wohl was gehört ham und sacht: „Also, das wollt ich nur sagen — bei 'ner Leiche bleib ich nich im Haus!" Finden Sie das? Doll, was? Wissen Se, es gibt Leute... ich meine, es gibt so Leute, die denken nur an sich. Natürlich muß man auch an sich denken, aber nachher muß man doch auch an andre denken, nicha? Aber es gibt Leute, die denken nur an sich. Ham Sie das gelesen, von den Festspielen in Berlin? Fabelhaft. Berlin wird Weltstadt, da gibts ja nichts. Solln ja mächtich viele Amerikaner da gewesen sein; meine Frau hat einen auf dem Kurfürstendamm getroffen, schreibt sie mir, den Vetter von ihrem jüngsten Neffen, einen Mister Fischel aus Chicago. 'ne Weltstadt. Ich fahr diesen Herbst nach Paris. Wissen Sie, die Welt ist überhaupt mächtig international in der letzten Zeit. Schsch, das is 'ne empfindliche Stelle . . . Hopla. Sind Sie schon fertig? Sie hams gut, ich wer noch massiert. Ach so, Sie bekommen nur Halbmassage — ich bekomm Ganzmassage! Hat der Chefarzt persönlich angeordnet. Pniower! Wenn Sie nachher die Frau Ruschinsky sehen — sagen Sie ihr doch, ich bring ihr das Buch nachher runter, sie hat mir ein Buch geliehen — ja, ganz nett — mit der Kameradschaftsehe... na, wissen Sie, ich geh von dem Standpunkt aus, Kameradschaft is eine Sache, und Ehe is eine an... Pniower! Sie verlieren Ihren Pantoffel! — Dauert die Verbindung nach Berlin eintlich lange? Nö, dauert nich lange, was? Neulich hats nur zehn Minuten gedauert, war sie schon da. Man muß doch ab und zu mal sehen, was los ist, ich hab ja im Geschäft meinen Sozius, aber besser is besser. Sie — heute meinen Sies aber zu gut mit mir! Uwwwf — — Wissen Se, ich begreif nich, wie einer immerzu nichts tun kann. Ich muß was ze tun haben. Was is man denn ohne Geschäft, nicha? Ich wer nochmal in den Sielen sterben. Ich brauch Betrieb. Fertig —? Pffff.

Naa? is doch aber schon besser. Gehn Se mah weg, ich will mich mal in Spiegel sehn. Sie! ich wer dünn. Ich seh mir gar nich mehr ähnlich. Wenn ich mir — is da einer? nein — wenn ich mir hier das Badetuch hinhalte, könnt man mich glatt fürn junges Mädchen halten... hähähä! Na ja — außer das. Na, werch mah brausen gehn. Mohjn —!

Bademeister! Brause! Brause! Pschschschsch — aaaaah —! Gehm Se mah das Badetuch her! Ffffuuuuhhh — So. — Aah, der Herr Generaldirektor Bronzheimer! Mojn, Herr Generaldirektor, Mojn! Na, gut geschlafen? Sehn ja ausgezeichnet aus! Geturnt? Auch? Sehn Se mal an... (Ach! — ich hab gar nicht gewußt, daß der Mann 'n Jude is... ach so — —!) Mohjn, Herr Bronzheimer. Auch e Mensch. Und nu gehn wir schlafn —!"

Kolonien-Ersatz von Morus

Neue Mannesmann-Subvention

Wenn wir, trotz Schachts redlichen Bemühungen, im Young-Plan keine Kolonien bekommen haben, so wollen wir uns doch wenigstens nicht das Stückchen Imperialismus rauben lassen, das in Afrika noch unser ist. Wir hätten es schon längst verloren, hätte nicht der Reichstag, gedrängt von Doktor Stresemann, tief in die Taschen der deutschen Steuerzahler gegriffen und den Brüdern Mannesmann zur Erhaltung ihres Besitzes in Spanisch-Marokko neun Millionen Mark zur Verfügung gestellt.

Die Subvention, die vor drei Jahren perfekt wurde, war, sozusagen, ein Akt pietätvoller Dankbarkeit. Die Mannesmanns hatten vor dem Kriege das Geld, das sie mit ihren nahtlosen Röhren in Deutschland und anderswo verdient hatten, ausgerechnet in Marokko angelegt und dort, auf eine etwas wilde Art, die deutsche Flagge zu den bekannten Siegen geführt. Der größte Teil ihrer Besitzungen in Französisch-Marokko ging durch den Krieg verloren; übrig blieben die Konzessionen in Spanisch-Marokko, aber auch dort war nach dem Kriege für Deutsche zunächst nichts zu holen. Die Brüder Mannesmann selbst versuchten deshalb in andern Gegenden ihr Glück, betrieben Salinen in Bulgarien, errichteten, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, eine deutsche Fluglinie in Albanien, verhandelten mit den Russen und mit den Türken, vertrieben in Spanien Eismaschinen und zogen, bewaffnet mit drei Millionen Mark, in die Philipp Coburg Berg- und Hüttenwerke in der Slovakei ein. Daneben ging in Deutschland ein Industriekonzern, der in der Inflation wuchs, blühte und gedieh.

Nach der Stabilisierung kam allerdings der deutsche Mannesmann-Konzern ins Stocken, und unter dem Druck, daß man sonst genötigt sei, Jung-Deutschlands Stolz, die 1500 Bergwerks-Konzessionen in Marokko aufzugeben, wurde dem Reich die Ehre zuteil, die Gebrüder Mannesmann zu sanieren. Die deutschen Mannesmann-Unternehmungen wurden denn auch nach und nach abgebaut. Die Zentrale, die Mannesmann-Industrie- und Handels-Gesellschaft, wurde aufgelöst, die Eisschrankfabrik wanderte an Borsig, die Motorenwerke in Remscheid wurden stillgelegt, die Aachener Motoren- und Lastwagenwerke Mannesmann-Mulag landeten kürzlich, nach dem Verlust des gesamten Aktienkapitals, bei der florierenden Konkurrenzfirma Büssing, womit der Ausverkauf wohl so ziemlich beendet ist. Auch im Ausland mußten die Pioniere Mannesmann einige Stollen wieder aufgeben. Die slovakischen Hüttenwerke, die inzwischen auf den Namen Mannesmann getauft waren, gingen an eine französische Gruppe über, nachdem sie unter der Leitung eines besonders strammen Offiziers tüchtig heruntergewirtschaftet worden waren.

Aber alles dies machte nichts, denn wenn auch Europa von dem Unternehmergeist der Gebrüder Mannesmann nicht mehr viel wissen wollte, so ging dafür in Afrika die deutsche Sonne auf. Es ist jetzt grade ein Jahr her, daß die ersten Siegesbulletins ausgegeben wurden. Nachdem Herbert Gutt-

mann von der Dresdener Bank die diplomatischen und die finanziellen Vorarbeiten, wie immer, glänzend durchgeführt hatte, reiste ein alterprobter Mannesmann-Direktor nach Marokko, um dort die Erzbergwerke wieder in Schwung zu bringen. Eine neue G. m. b. H., die Terramons-Landverwertungsgesellschaft, wurde gegründet, angeblich interessierten sich auch schon amerikanische Finanziers mächtig für Mannesmann. Kurz, der Rückzahlung der vom Reich geliehenen neun Millionen schien so gut wie nichts mehr im Wege zu stehen.

Aber die Götter Afrikas sind nun einmal gegen die deutschen Steuerzahler, und so kommt es, daß die Brüder Mannesmann abermals in der Wilhelmstraße anklopfen und neues Geld vom Reich verlangen. In Wirklichkeit, und wenn man ganz scharf hinsieht, fordern sie natürlich nur ihr gutes Recht. Das Reich war nämlich so unzart, als bescheidene Sicherung für seinen Subventionskredit die 1,7 Millionen zurückzubehalten, die die Gebrüder Mannesmann als Schlußentschädigung für den liquidierten Besitz in Französisch-Marokko noch zu bekommen haben. Diese 1,7 Millionen soll das Reich jetzt nachzahlen. Die Begründung ist die gleiche wie bisher: Wenn das Reich nicht zahlt, dann müßte der letzte deutsche Vorposten in Afrika aufgegeben werden, und die Arbeit dreier Jahrzehnte würde in Schutt und Asche versinken. Es fehlt also nur noch, daß Doktor Stresemann wieder im Reichstagsausschuß erscheint, und, wie ers schon einmal bei Mannesmann und zuletzt bei der Schichau-Werft getan hat, im Interesse der nationalen Sache die neue Subvention erzwingt.

Luft-Ersparnisse

Es war eine große, heroische Tat, als der Reichstag beschloß, den Luftetat um die Hälfte zu kürzen. Aber um einer Erhöhung der Vermögens- und Erbschaftssteuer zu entgehen, wurde kein Pardon gegeben. Die Aufträge an die Luftfahrtindustrie sollten um 16 Millionen Mark heruntergeschraubt werden und die Subventionen für die Lufthansa um zehn Millionen Mark. So stürmisch gings im April her.

Im Mai besserte sich bereits das Fliegerwetter, und im Juni lacht die Sonne wieder. Die Flugzeugindustrie erhält eine Anleihe von neun Millionen Mark vom Reich garantiert, die Zeppelinwerft eine Anleihe von zweieinhalb Millionen Mark. Aber noch günstiger schneidet die Flugverkehrs-Gesellschaft ab. Das Reich garantiert ihr eine Anleihe von sechs Millionen Mark und dazu noch für die Transozean-Projekte und für Asienflüge eine weitere Anleihe von fünf bis sechs Millionen Mark. Da der Flugverkehr vorläufig völlig unrentabel ist und die Lufthansa, selbst wenn sie kaufmännischer geleitet würde, nicht imstande wäre, eine derartige Belastung aus eigner Kraft abzutragen, ist die Inanspruchnahme der Reichsgarantie von vornherein sicher.

Die Anleihen sind also nichts andres als ein verkapptes Geschenk des Reiches, eine Umgehung der Sparmaßnahmen, die man eben selbst beschlossen hat. Zehn Millionen werden gestrichen, elf bis zwölf Millionen im Anleihewege bewilligt. So enden im Reichstag die heroischen Taten.

Die Industrie-Belastung

Die Empfehlung des Young-Plans, die Reparationsbelastung der Industrie völlig abzuschaffen, hat eine, wenn auch gelinde, Gegenbewegung ausgelöst. Einige Männer im Reichstag glauben, den Young-Plan dahin interpretieren zu können, daß die Industrie zwar ihre hypothekarische Fünfmilliarden-Belastung los werden soll, aber nicht auch die Zins-Annuität von dreihundert Millionen Mark. In der Tat ist der Text des Young-Plans an dieser wie an etlichen andern Stellen nicht eindeutig, denn es heißt da nur, daß „bei der Verteilung der steuerlichen Erleichterungen, zu deren Durchführung unser Plan die deutsche Regierung instand setzen wird, die Aufhebung (der Sonderbelastung) berücksichtigt" werden soll. In welchem Sinne Rücksicht zu nehmen ist, ob die Aufhebung der Dawes-Obligationen der Industrie nun auch voll zugute kommen oder ob die Industrie statt dessen steuerlich herangezogen werden soll, wird nicht gesagt. Da die Väter des Young-Plans bis auf den seligen Lord Revelstoke ja glücklicherweise noch alle am Leben sind, wäre es wohl nicht so schwer, sich eine authentische Interpretation zu beschaffen.

Für die Behandlung der Industrie hat der Reichstagsabgeordnete Heinig einen sehr beachtlichen Vorschlag gemacht. Die Sonderleistungen, die die Industrie unter dem Dawes-Plan unmittelbar hat aufbringen müssen, sind kompensiert und überkompensiert worden durch die Subventionen, die das Reich in den letzten Jahren der deutschen Privatwirtschaft gegeben hat. Nach dem neusten Stande sind die Subventionen auf fast zwei Milliarden Mark angewachsen. Gewiß ist daran auch die Landwirtschaft beteiligt, aber ein großer Teil wurde doch direkt oder indirekt für die Industrie bereitgestellt. Kann sich das Reich in seiner gegenwärtigen Finanzlage leisten, die Verluste und die Risiken, die auf diesen Subventionen liegen, auf seine eigne Kappe zu nehmen? Wäre es so unbillig, wenn es stattdessen der Industrie zumuten würde, eine Solidarhaftung für diese Subventionen zu übernehmen? Das Reich wird ohnehin einmal gezwungen sein, die vielen verzettelten Schulden einheitlich zu fundieren.

Wenn die Industrie, als Ablösung für die bisherige Reparationslast die Fundierung der Reichskredite und Reichsgarantien auf sich zu nehmen hätte, so brächte das einen doppelten Vorteil. Einmal würde das Reich eine seiner unangenehmsten Lasten los, dann aber würden auch die Verluste aus den Subventionen sehr viel kleiner werden, als sie heute erscheinen. Denn die Industrie würde schon besser als die Regierung verstehen, die ausgeliehenen Beträge wieder einzutreiben. Es ist also durchaus möglich, daß die Industrie trotzdem noch weit hinter den dreihundert Millionen zurückbleibt, die sie nach dem Dawes-Plan jährlich als Sonderbelastung aufbringen mußte. Und wenn man der Industrie dazu noch aufgeben würde, auch künftig — für die Dauer des Young-Plans — die Subventionsgesuche, die an das Reich herangebracht werden, nicht nur zu begutachten, sondern auch selbst dafür einzustehen, so würde es wahrscheinlich nicht mehr lange dauern, und es gäbe in Deutschland keine Subventionen mehr.

Bemerkungen

Baumeister

I.

Frank Lloyd Wright

Soeben feiern vier der berühmtesten deutschen Baumeister ihren sechzigsten Geburtstag. Zuerst muß hier Wright genannt werden. Nicht nur, weil er, der Amerikaner, als unser geistiger Dauergast besonders ehrenvolle Behandlung verdient, sondern auch, weil er in seiner Heimat ungeehrt bleibt und also ganz auf Deutschland und Holland angewiesen ist, wo er als der größte Baumeister der Neuzeit namentlich von den Moderneren gefeiert wird oder wurde. Dieser Ruhm ist echt deutsches Erzeugnis; denn vor zwanzig Jahren entdeckte einmal ein deutscher Reisender in der Nähe von Chicago Wrights Landhäuser mit ihren seltsamen breiten Gesimsen und machte sie uns Deutschen zugänglich in zwei gründlichen Büchern des führenden deutschen Architekturverlages, die im papierbeherrschten Deutschland schnell berühmt und vergriffen waren. Dagegen liegen dreihundert Exemplare, die Wright nach Amerika kommen ließ, noch heute auf seinem Speicher. Die Amerikaner wollen nichts davon wissen. Wright gehört ganz den Deutschen. Und doch neigt er eigentlich mehr zu China. Wenigstens schrieb neulich sein neuster Herausgeber und deutscher Prophet: „Wrights Schaffen hat seine Wurzel im fernen Osten, in der alten Bau- und Landschaftskultur Chinas, die mit Geomantik unmittelbar aus der religiösen und der philosophisch durchtränkten Weltanschauung Ostasiens gewachsen ist." Also etwas für Deutsche! „Wrights Werk steht mitten in unsrer Zeit", sagte darum auch unser bester modern gesinnter Baumeister, Erich Mendelssohn. Und Tatsache ist, daß Wright nach früheren asiatischen Reisen seine amerikanischen Neubauten sehr geschmackvoll orientalisch frisiert hat. Er gab ihnen weit auslagernde horizontale Linien, weil sie für das Flachland bestimmt seien, und nannte das ‚Präriestil', wahrscheinlich, weil er die Anregung dazu von de Holzhäusern der japanischen Berge übernommen hatte. Als er daraufhin ein großes Hotel in Tokio bauen durfte, nannte er es: ‚Eine orientalische Symphonie, gesungen von einem Amerikaner'.

Wright ist neuerdings zu einem ganz neuen, gesimsarmen, aber eigentümlich verkastelten Stil übergegangen, der nicht entfernt die wirklich gewinnenden Reize der japanisierenden Manier hat, die ihn einst berühmt machte. Aber Wright hat nebenbei noch viele ausgezeichnete Gedanken. So hat er, vielleicht als erster, das mit leicht waschbarem, farbigem Glase überzogene Bürohaus empfohlen, von dem wir jetzt in Berlin Beispiele haben, zum Beispiel das neue Telschow-Haus am Potsdamer Platz, das mittlerweile schon wieder der Verkehrsregelung zum Opfer fallen soll.

Theorie und Praxis sind bei Wright ebenso weit voneinander entfernt wie bei vielen andern Künstlern. Doch zeugt es von Wrights Denkfähigkeit, daß er einen andern großen deutschen Baumeister, den im jungen Deutschland vielfach gefeierten Franzosen Le Corbusier, scharf ablehnt. Auch unser Erich Mendelssohn will in Le Corbusier nur einen „Literaten" sehen; und was könnte man Schlimmeres über einen Baumeister sagen! Leider steckt aber auch in Frank Lloyd Wright viel ‚Literatur'.

Werner Hegemann

Kino-Reportage

Die Kamera ist ein selbständiges Auge. Nicht der Mensch sieht das wirkliche Leben, durchschaut das tägliche Leben, sondern die Kamera, die Atem und Herz irgendwo aus dem

Weltall holt. Dziga Wertof dirigiert das Auto, hängt außen an der sausenden Lokomotive, klettert an riesigen Fabrikschloten hoch — und dreht die Kurbel nach den Wünschen der Kamera. Das selbständige Auge blickt in den Alltag hinein. Von oben, von unten, schräg, nervös, zitternd, oder mit der Bombenruhe der Zeitlupe. So kann ein menschliches Auge nicht sehen. So sieht ein vollkommeneres Gebilde: das Kino-Auge. Es ist, als ob eine kurzsichtige Menschheit durch eine Brille schaut und eine Offenbarung erlebt. „Analyse in der Bewegungskonzentration" ist ein Programmpunkt in Wertofs Manifest.

Dieser Alltag da vorn auf der Leinwand hat weder Anfang noch Ende. Man bringt ihn von der Straße mit, sieht ihn durch das Kino-Auge, sieht das Kino-Auge durch das Kino-Auge, sieht das Leben, wie man es sieht, und sieht darüber hinaus das Leben, wie es ist. Man sitzt da mit wachen Sinnen und weiß nicht, ob eine halbe Stunde verstrichen ist oder ob drei, vier Stunden wie nichts verronnen sind.

Das ist eine neue Kunst, eine neue Zeitungskunst, eine erste Expedition in neue Gebiete der Umwelt und des Innenlebens: Kino-Reportage durch das Kino-Auge. Keine Sekunde läßt die Spannung nach; ein unbekanntes harmonisches Interesse vibriert im Zuschauer. Es ist nicht die Neugier für das, was kommt, nicht das typische Betrogensein-wollen, nicht die nie-erfüllte Gier, wovon die Spielfilme leben, sondern die Konsumierung dessen, was da ist. Nicht reizt Sensation grobe Sinne, aber voller Erregung schlürfen die guten Instinkte den Genuß der vielgestaltigen Gegenwart. Der Augenblick ist mächtig.

Alles ist interessant, angreifend, wichtig: der Schlaf, hier und dort, bei dem und jenem; das Waschen als Körperpflege, das Waschen für fremde Leute; das Rad in seinen tausendfältigen Formen, die Technik in ihren Bewegungen und Ruhelagen; die Maschine und ihre menschlichen Mitarbeiter, die Maschine und ihre Selbständigkeit; der Sport, die Physiognomie, das Ereignis in Steigerung und Erstarrung; die mechanischen Puppen in den Schaufenstern; das Orchester und der Dirigent; der Tod, die Hochzeit, die Geburt; Feuerwehr, Sanitätsdienst. Freude, Qual, Überschneidung, Schicksal — nicht nur der Menschen, auch der Maschinen, Straßenbahnen, Gebäude; sogar der abstrakten Erscheinungen wie Verkehr und Ausdruck.

Das ist die neue Auffassung des Kino-Journalisten Dziga Wertof. Sein Film „Der Mann mit der Kamera" wird Berlin erobern.

Werner Ackermann

„Schloß Jericho" von Mary Borden

Kein Zweifel: da drüben in Amerika geht etwas vor, was sich mit der Amerikaschwärmerei unserer braven Literaten gar nicht vertragen will. Man ist, bei den bessern, gar nicht mehr so zufrieden mit sich, wie es Herrn Hoover oder sonst einem Prosperitypropagandisten passen möchte. Man weiß allerlei, was faul ist, und wo man den Mantel der christlichen Nächstenliebe schamhaft hebt, riechts nicht angenehm. Bei den Büchern der Mary Borden hingegen ist man zuerst versucht zu fragen, ob das eine Dame sei, die uns warnen möchte, nicht allzufroh darüber zu sein, daß die Herren Sinclair, Lewis & Cie. uns zeigen, das neue Amerika sei auch nicht besser als Europa, und dieses alte Land sei, von drüben gesehen, immer noch eine Sammlung von altertümlichen Kuriositäten und Mißgeburten.

Jedoch haben Dichter kaum jemals die Absicht gehabt zu bessern oder nur zu lehren um des Lehrens willen. Und die Borden ist sicherlich die stärkste dich-

terische Begabung der jungen amerikanischen Generation, vielleicht die einzige überhaupt, unter vielen begabten Schriftstellern. Dieser dritte ihrer bei uns übersetzten Romane spielt nicht in Amerika, sondern, wie schon die „kleinen Vagabunden" in England; er wirkt schon deshalb auf den ersten Blick nicht so original wie der zauberhafte „Flamingo", in dem der neue Kontinent mit dem alten konfrontiert wurde. „Schloß Jericho" stellt sich, bewußt oder unbewußt, in eine europäische Reihe, in der die Namen Kierkegaards, Strindbergs, Huysmans, sogar schon Bernanos' auftauchen; „es ist gefährlich, eine Geschichte zu schreiben, in der Gott eine so lebendige Rolle spielt wie irgend eine beliebige menschliche Figur". In dieser Reihe schrecklicher Bücher ist es eines der schrecklichsten. Gegen den „Gott" Simon Birchs ist Bernanos' gnadenloser Erlöser noch ein mildherziger Kindergott. Dazu wird hier gar nicht an Gott geglaubt, noch weniger an die Vernunft oder sonst etwas Menschliches, zum Beispiel nicht an den aktiven Pazifismus Simon Birchs, der sich gegen den Krieg stemmt. Es ist ein Kampf bis aufs Messer gegen die Ratio, gegen den Glauben, gegen alles, womit wir uns vor den Leidenschaften zu panzern trachten. Was übrig bleibt: „Ich bin ein alter Mann und ein Snob, das heißt ich mag Menschen, die sich zu benehmen wissen und ziehe einen langweiligen Gentleman, der mir nicht auf den Fuß tritt, einem Schwärmer oder einem verliebten Narren vor."

Amerika gegen Europa? Hier stimmt doch etwas nicht. Schon die Sache mit dem Fundamentalismus Simons, der bei ihm eine ganz persönliche Glaubenssache, drüben aber etwas wie eine Staatsreligion ist. Dann dieser merkwürdige Schluß im „Flamingo", übereinstimmend mit den zitierten Worten des Berichterstatters William Tweedle aus „Schloß Jericho". Eine merkwürdige Art der Rechtfertigung. Aber es handelt sich hier gar nicht darum zu rechtfertigen. Es handelt sich gar nicht darum, ob Gott existiert. Was da, im „Schloß Jericho", beschworen wird, ist nicht anders als Peter Campbells „Flamingo", ein Phantom, dort Liebe oder Anziehung, hier Haß und Zerstörung bedeutend. Gott hat damit nichts zu tun, vielmehr ist das ein ganz gottloses und heidnisches Buch. Ein neuenglisches Frauenzimmer, das antike Tragödien schreibt in der merkwürdigen Verkleidung bester Desillusionsromantik. Dieses Amerika hats nicht besser, wills gar nicht besser haben, als das alte Europa. Es ist eigentlich gar kein Hochmut gegen das alte Land darin, wie noch bei so vielen dieser neuern amerikanischen Schriftsteller, und wenn es von Amerika handelt, gar nicht mehr viel, nur ein blasser, flüchtig getuschter Hintergrund der eignen, kolonialen Sphäre. Was sich davor abspielt ist uraltes Menschenschicksal, in dem die Dämonen so leibhaftig mitspielen wie in der attischen Tragödie: Eros, der unbesiegbare, Lyssa, die Raserei, und der gnadenlose Demiurgos in immer neuen Verkleidungen. Die Borden gibt, wie Poe (mit dessen Beschwörungen viele ihrer Figuren Verwandtschaft zeigen), in ihren Büchern einen amerikanischen Beitrag zur Weltliteratur, über dessen Wert, nach Graden gemessen, noch gar nicht zu diskutieren ist.

J. M. Lange

Sammler

Eine Zigarettenfirma, die unsre Mitbürger besser zu kennen scheint als mancher, der sich für einen Volksführer hält, ging hin und erfand die Flaggenbildchen. Jedem Zigarettenkarton liegt ein Bildchen bei, etwa die Flagge des Marineministers von Uruguay in ihrer neusten offiziellen Form oder die der Gouverneure von Celebes, 16 Bilder eine Serie,

viele Serien ein Album, und es gibt die verschiedensten Alben. Wer glaubt, daß die Raucher diese Bildchen ihren Kindern zum Spielen schenken und sich nicht weiter darum kümmern, der irrt sich. Die Leidenschaft des Sammelns sprang auf. Was ein Deutscher macht, das macht er gründlich, wenn es sich nicht zufällig um eine Revolution handelt, und so gibt es mittlerweile schon Sammlerbörsen für diesen stark gefragten Artikel. Die größte ist am Andreasplatz. Ganze Schachteln voll werden gesammelt, und wer sich bei seinem Werkmeister lieb Kind machen will, der kann nichts Besseres tun, als ihm Flaggenbilderchen mitbringen. Es ist rührend zu sehen, wie ein harter Mann auch zartern Regungen zugänglich ist und was sich auf seinem Gesicht spiegelt, wenn er genießerisch seine Bilderchen betrachtet.

Geht durch die Ritterstraße, und ihr werdet an der Ecke Fürstenstraße — diese Namen sind nicht zwecks Symbolik erfunden! — einen Menschenauflauf sehen wie im Krieg vor den Buttergeschäften. Zeitweilig sind zwei Schupos nötig, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Da warten also die Sammler vor dem Laden einer Zigarettenfabrik, daß sie die Doubletten ihrer Flaggenbilderchen umtauschen können. Sie warten geduldig; selbst als im Februar dieses Jahres 27 Grad unter Null in der Ritterstraße herrschten, hielt das innere Feuer stand.

Es gibt Tausende von Volksgenossen, die zu keiner politischen Leidenschaft fähig sind, aber kaum einen, der zum Sammeln von Bildchen ungeeignet wäre. Die Leidenschaften führen hierzulande nicht auf die Barrikade; sie werden wie Zigarettenrauch in die Luft gepafft.

Richard Gothe

Adamsäpfel für Mitglieder

„Die jüdische Frauenbewegung begann, als es Eva gelüstete, vom Baume der Erkenntnis zu kosten. Auch wir sollen uns gelüsten lassen nach der Erkenntnis unsres Frauentums und sollen uns bemühen, das verlorene Paradies des mühelosen Genießens durch ein Paradies des beseligenden Schaffens, für- und miteinander, zu ersetzen. Dazu helfe uns der Jüdische Frauenbund."

Jahr des Jüdischen Frauenbundes, 5689/1929

Hausmittel

Aus „Lexikon der gesamten Therapie des praktischen Arztes", herausgegeben von Generaloberarzt a. D. Walter Marle.

Abasie — Astasie

Hierunter versteht man ausschließlich psychogene Innervationsstörungen, die das Stehen und Gehen unmöglich machen bzw. beeinträchtigen. Bei Kriegsneurotikern war das Symptom sehr häufig; jetzt sieht man es relativ selten.

Die Abasie-Astasie war bei Kriegsneurotikern relativ leicht durch Anwendung schmerzhafter faradischer Ströme zu heilen. In der Privatpraxis ist dies Verfahren nicht durchführbar.

Antworten

Artur Seehof. Sie schreiben: „Kurt Hiller hat hier (in Nummer 24) recht brav gegen die Bearbeiter des Liebknechtschen „Volksfremdwörterbuches" geboxt. Aber er traf — wie ich zeigen werde — meist nicht den Gegner, sondern lediglich die Seile des Boxplatzes. Ich will nun, als Mitverboxter, beileibe keine lange Antikritik schreiben, sondern lediglich einiges klarstellen. Da, wo Kurt Hiller ernsthaft und sachlich angreift, wie zum Beispiel bei den Wörtern „Pazifismus", „Humanismus" und „Ethik", stellt er ganz einfach seine idealistische Methode der Geschichtsbetrachtung unsrer materialistischen gegenüber, d. h. er lehnt unsre Erklärungen schon darum ab, weil sie nicht in seinen weltanschaulichen Gesichtswinkel passen. Daß Marxisten über Pazifismus, Humanismus, Ethik anders denken und aussagen als Marxgegner — wie ja Kurt Hiller einer ist — ist wohl selbstverständlich. Hätte Hiller also unsern Erklärungen der Begriffe „Pazifismus", „Humanismus" und „Ethik" Beifall gezollt, so hätten wir gewußt, daß wir — von unserm Standpunkt aus — Falsches aufgeschrieben haben. Ich leugne keineswegs, daß Manches in unserm Buche weggelassen und auch vergessen worden ist. Ich habe in meinem Vorwort zur 20. Auflage klar und deutlich gesagt: „Natürlich wird der Eine das eine und der Andre ein andres Wort vermissen. Vollständigkeit war bei dem uns vorgeschriebenen Umfang unmöglich zu erreichen." Und dann habe ich ausgeführt: „Inwieweit uns unsre Arbeit, die gewiß nicht fehlerfrei ist und noch mancher Änderung bedarf, gelungen ist, hat der Benutzer dieses Buches zu entscheiden." Daß schließlich eine ganze Reihe von Druckfehlern stehen geblieben ist, weiß niemand so genau wie ich. Ich weiß aber auch, warum sie stehen bleiben mußten. Und das ist es, was ich aufrichtig bedaure. Es ist gegenwärtig sinnlos, über Dinge zu berichten, die durch den Bericht nicht mehr geändert werden können. Was die Druckfehler im Neuen Liebknecht angeht, da unterschreibe ich — so sehr es mich auch scheinbar belastet — jedes Wort Kurt Hillers. Aber was er über den alten Liebknecht sagt, muß er — wenn er seine Kritik in aller Form aufrechterhalten will — berichtigen. Die „société des droits des hommes", dies: in „fünf Wörtern zwei Fehler", hat der Neue Liebknecht lediglich aus dem alten übernommen, und unter „Deontologie" steht beim alten Liebknecht lediglich „Morallehre, Pflichtlehre", das „von deon, griech. = das Seinsollende" ist von uns erst hinzugefügt worden. Kurt Hiller weiß ebensogut wie ich, daß seine Weltanschauung und die des Marxismus unüberbrückbare Gegensätze sind. Er hat in seiner Kritik des „Volksfremdwörterbuches" diese Gegensätzlichkeit keineswegs berücksichtigt. Und wenn man „Halbbildung" und „spießige scheinrevolutionäre Rabiatheit" auch als „historisch-materialistischen Dünkel" anzusprechen für richtig hält, kurzum, den Marxismus ablehnt und bekämpft, dann muß man selbstverständlich eine Arbeitsleistung verreißen, die ganz von historisch-materialistischen Gesichtspunkten ausgeht und die lediglich von historisch-materialistischen Gesichtspunkten aus urteilt."

Attilio in Mailand. Harry Kahn schreibt Ihnen: „Schönsten Dank für Deinen (mir durch Peter Velten vermittelten) Antwortbrief auf meinen vom 12. Juni. Du hast natürlich vollkommen recht mit dem, was Du über euer derzeitiges Teatro di Prosa sagst. So recht, daß ich unsrer Leserschaft mit Freuden den interessantesten Teil Deines instruktiven Briefs vorsetze: „Bei uns hatte im letzten Jahre von italienischen Stücken ein nettes, aber sehr harmloses Lustspiel von Forzano, „Jack Broder", den größten Erfolg; von ausländischen „Broadway", „Mary Dugan", ein altes jüdisches Schauspiel „Mirra

Efroth" und .... „Heimliche Brautfahrt" von Leo Lenz. Möchtest Du, daß Deutschland diesem Beispiel folgt? Daß man die Theater mißbrauchte fast nur für die staubigen Stücke von Sardou, Bernstein, Bataille, für die Lustspiele De Flers' und Verneuils? Beklage Dich nicht, daß man in Berlin zweihundertmal „Die Gefangene" gibt! Bei uns ist die Arme doppelt „Gefangene", denn die Zensur fürchtet, daß, wenn sie herauskäme, sie die Sitten verderben würde. Du brauchst Dich nicht vor mir zu schämen, Du kannst mich ruhig nach Berlin einladen, damit ich die Misere des italienischen Theaters, die nichtssagenden Stücke, die man uns vorsetzt, einmal vergesse. Und unsre Stars sind schlimmer als die in Berlin, — himmelschreiend aufgeblasen —, und mit Kultur nicht allzusehr beschwert. Mit wenigen Ausnahmen sind sie gewöhnt, sich zwischen mittelmäßigen Kollegen wie Truthähne zu blähen; von Modernisierung, von Unterordnung unter einen Regisseur wollen sie nichts wissen. Wie gerne möchte ich wieder Aufführungen, wo auch die Nebenrollen gut besetzt sind, Dekorationen, die nicht von ausgeblichenem Papier sind, sehen! Weißt Du nicht mehr, daß Strindberg, Schnitzler, Tschechoff, Lenormand für unser Publikum Unbekannte sind, daß Ibsen selten erscheint, daß Shakespeare vernachlässigt wird, daß von den bedeutenden modernen Werken „Das Grabmal des unbekannten Soldaten" nur wenige Male in einem drittrangigen, kleinen Theater gegeben wurde und „Peripherie" nach zwei Abenden abgesetzt wurde? Erinnere Dich, daß in Italien von deutschen Theaterschriftstellern Sudermann und die Firma „Arnold & Bach" Berühmtheit genießen! All dies ist leicht erklärlich in einer Theaterwelt, wo zwei „hervorragende" Schauspielerinnen — wärest Du hier, ich würde Dir die Namen verraten — die Stücke oft von ihren Kammerjungfern oder vom Souffleur prüfen lassen. Hast Du den Vorfall schon vergessen, als (die Russin!) Tatiana Pawlowa, tatsächlich unsre beste Schauspielerin, in Rom vor der Premiere von Kaisers „Brand im Opernhaus" an die Rampe treten mußte, um das Publikum zu ersuchen, die Vorstellung nicht durch Lärmen und Toben wegen der ungewohnten expressionistischen Kunst zu unterbrechen? Denke doch an das Zigeunerleben der armen italienischen Schauspieler, das sogar die Duse, Novelli, Zacconi, die beiden Grammaticas im ewigen Kampf mit finanziellen Schwierigkeiten führen mußten und müssen. Ist die Sorma, ist Kainz arm gestorben? Kann man von „Geist" mit Bezug auf auf das italienische Theater sprechen, während niemand es hier als Kulturfaktor betrachtet, und Schauspieler und Publikum jede Evolution des modernen Theaters ignorieren?" Nur zu wahr; jede Zeile ist richtig in diesem Klagelied, das ich, wie Du weißt, um viele Strophen vermehren könnte. Nicht richtig und recht überraschend aber ist es, daß Du daran das, wahrhaftig auch nicht mehr neue, Lied schließest, wir Deutsche betrachteten „leider Italien nur als Schauplatz für unsre romantisch-sinnlichen Träumereien", und mir das, zusammen mit „Hang zum Fremdländischen" vorwirfst. Vielleicht liest Du einmal die kräftigen Wörtlein über das französische Theater — dessen Anhängsel ja euer Sprechtheater mehr oder weniger ist — nach, die ich bei Gelegenheit der deutsch-französischen „Austausch"-Gastspiele im vorigen Sommer zu äußern mir erlaubte. Und noch weniger, als ich das, was in Paris in diesem Bereich geleistet wird, überschätze, noch weniger tue ich das mit dem, was Rom und Mailand erzeugt. Gerade weil ich das nicht tue, habe ich ja, von Stolz über unsre berliner „Theaterkultur" geschwellt, euch so viel erzählt von unsern Regisseuren und Darstellern, den Mund so voll genommen von der interessantesten modernsten Theaterstadt der Welt! Sieht das nach Überschätzung der Fremden und Unterschätzung des Heimischen aus? Doch wohl kaum. Und ich stehe nicht an, Dir zuzugeben, daß auch das, was in diesem Sommer auf unsern Sprechbühnen zu sehen und

zu hören ist, qualitativ zum größten Teil weit über das Durchschnittsniveau ragt, das der Winter auf eure größten Theater bringt. Eine Aufführung von dem Schmiß und dem Riß, der Sorgfalt der Besetzung und der Durcharbeitung aller Rollen, der Zusammenfassung und Aufgipfelung der ganzen Darstellung in der von Phantasie und Passion funkelnden „Reporter"-Figur Rudolf Forsters, wie sie jetzt im berliner Theater zu sehen ist, ist auf einer heutigen italienischen Sprechbühne einfach nicht denkbar. Aber ich traue Dir auch so viel Unterscheidungsgabe zu, zu erkennen, daß selbst diese ausgezeichnete Vorstellung (geschweige Reprisen wie der vor lauter Lautheit leere und matte „Florian Geyer" Jeßners oder gar Novitäten wie die Anfängerstücke der vorvorigen Woche) die Superlative nicht rechtfertigen, mit denen ich meinen Mund voll genommen und euren gewässert habe; gar nicht davon zu reden, ob man dergleichen, zwischen Toscanini und Strawinsky, „im Rahmen" einer mit der hochtönenden Firma „Festspiele" aufgezogenen Allround-Season, den nicht zuletzt vom Weltruf eben der berliner Sprechbühnen herbeigelockten Fremden als repräsentatives deutsches Theater vorsetzen darf.

Kurt Hiller. Professor Walther Schücking, Leiter des Instituts für internationales Recht in Kiel, hatte die Freundlichkeit, Sie darauf hinzuweisen, daß der deutsch-brasilianische Auslieferungsvertrag von 1877 nicht erst durch den Weltkrieg erloschen ist, sondern von der brasilianischen Regierung bereits am 14. März 1913 gekündigt wurde und am 15. September 1913 außer Kraft trat. Es besteht also in der Tat, wie Sie schrieben, vertragsloser Zustand. Doch wird dadurch, bemerkt Professor Schücking, ein Rechtshilfeverkehr im diplomatischen Weg nach brasilianischem Recht nicht ausgeschlossen; (brasilianisches Auslieferungsgesetz vom 28. Juni 1911). Brasilien hat sich 1926 bereit erklärt, den Auslieferungsverkehr unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit aufrechtzuerhalten (Reichsministerialblatt 1926, Seite 595). Alles Weitere liegt in der Hand des preußischen Justiz- und in der des Reichsaußenministers.

Breslauer Weltbühnenleser treffen sich Freitag, den 28. Juni, 20½ Uhr, im Café Fahrig (innen) am Zwingerplatz. Erkennungszeichen: Die ‚Weltbühne'.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag, am 28. Juni, 20 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz (Kommandantenstraße 84): „Mussolini in Prag. Beitrag zum Völkerbundspazifismus." Vortrag von Kurt Hiller. Diskussion. Gäste willkommen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 4. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.